

Die Politischen Romane, eine populäre Gattung des  
17. Jahrhunderts

*Was die Politica ist / das wollen jetzt auch die Kinder wissen*

Inauguraldissertation  
zur Erlangung der Doktorwürde  
am Fachbereich Neuere Philologien  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt am Main

vorgelegt von  
Andrea Wicke  
aus Buenos Aires (Argentinien)

August 2005



*für Leonie, Felix und Reinhard*



# Die Politischen Romane, eine populäre Gattung des 17. Jahrhunderts

## *Was die Politica ist / das wollen itzt auch die Kinder wissen*

<b>A.</b>	<i>Lustige Bücher</i> oder <i>Treck-Tätgen</i> ?	
	<b>Eine Einführung</b> .....	5
<b>I.</b>	<b>Das Korpus</b> .....	8
<b>II.</b>	<b>Zur zeitgenössischen Rezeption</b> .....	15
	Thomasius' literaturkritisches Journal (16) – Gundlings Vorlesungen (19) – Reinwalds <i>Studenten-Spiegel</i> (24) – Printz' <i>Battalus</i> (25) – <i>Deutsche Acta</i> <i>Eruditorum</i> (26)	
<b>III.</b>	<b>Forschungsüberblick</b> .....	28
<b>IV.</b>	<b>Begriffsklärungen und weiteres Vorgehen</b> .....	46
<b>B.</b>	<b>Der Gattungsdiskurs der Politischen Romane in den Paratexten</b> .....	53
<b>I.</b>	<b>Die Aufmachung der Bücher</b> .....	55
1.	Format, Umfang, Gliederung.....	57
2.	Titel.....	59
a)	Obertitel.....	60
b)	Darstellungsaspekte, Themen und Adressaten im Untertitel.....	69
3.	Pseudonyme.....	84
4.	Titelkupfer.....	93
<b>II.</b>	<b>Zur Präsentation der Politischen Romane in den Paratexten: Vorreden, Zwischenrufe, Akten und eine Poetik</b> .....	101
	Vorreden (101) – Widmungen (107)	
1.	Zu den divergenten Ursprüngen der Politischen Romane.....	109
a)	Weises <i>lustige Bücher</i> ( <i>Ertz-Narren, Leute, Näscher</i> ).....	109
b)	Riemers skandalisierende Traditionsbildung.....	131
α)	<i>Der Politische Maul-Affe</i> .....	131
β)	Aus den Akten der Bücherkommission.....	138
γ)	Ein <i>schriftliches Compliment</i> an Herzog August.....	143
δ)	<i>Die Politische Colica</i> .....	149
	Zusammenfassung.....	163
2.	Ein Gattungskonzept als gelehrter Gegenentwurf.....	167
	Weises <i>Kurtzer Bericht zum Politischen Näscher</i>	
a)	Rechtfertigung des Autors (Teil I).....	176
b)	<i>Kunstgrieffe zu dergleichen Bücher</i> (Teil II).....	215
	Kriterien: 1. <i>Heimlich</i> (219) – 2. <i>Ordentlich</i> (227) – 3. <i>Nützlich</i> (241)	
	Zusammenfassung.....	248

3.	Politische Romane als populäre Lesestoffe.....	249
	Zur Anordnung der Vorreden (251)	
a)	<i>Cornemicus: Der Gute Mann</i> .....	256
b)	Riemer: <i>Der Politische Stock-Fisch</i> .....	266
c)	Beer: <i>Der Politische Feuermäuer-Kebrer</i> .....	272
	Exkurs: Beer: <i>Der verliebte Europäer</i> .....	283
d)	<i>Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer</i> .....	286
e)	<i>Turchetto: Der Castrirte Maul-Affe</i> .....	290
f)	Beer: <i>Der Politische Bratenwender</i> .....	293
g)	<i>Francomonte: Die Andere Ausfertigung</i> .....	300
h)	<i>E.I.C.P.N.: Die Kluge Trödel-Frau</i> .....	313
i)	<i>Gverjero: Der Böse Mann</i> .....	318
j)	<i>B.S.: Der Politische Grillenfänger</i> .....	322
k)	<i>Coccyx: Der Politische Guckguck</i> .....	337
l)	<i>Lorindus: Der Politische Ratten Fänger</i> .....	345
m)	<i>Germanicus: Die Politische Mause-Falle</i> .....	355
n)	<i>Trebellius: Die Politische Narren-Kappe</i> .....	366
o)	<i>Candidaeus: Der Politische Leyermann</i> .....	372
p)	<i>Ecuienne: Das politische Klatschmaul</i> .....	377
q)	<i>Kautzsch: Der Politische Tobacks-Bruder</i> .....	380
r)	<i>Grillandus: Der Politische Hasen-Kopff</i> .....	385
s)	<i>M.J.R.: Der Politische Passagier</i> .....	392
	Zusammenfassung.....	397
4.	Eine Gattung auf Widerruf?.....	403
a)	Weises Stellungnahme: <i>unpolitische Chartecken</i> .....	406
b)	Riemers Widerruf: <i>Treck-Tätgen</i> .....	411
	Zusammenfassung.....	420
5.	Das Verebben einer literarischen Mode.....	421
a)	<i>Celidonius: Die Drey Lasterhaftigsten Leute</i> .....	422
b)	<i>Lolivetta: Das Teutsche Gespenst</i> .....	424
c)	<i>Castimonius: Das Politische Hof-Mädgen</i> .....	427
d)	<i>Franciscus à Clausen: Der Politischen Jungfern Narren-Seil</i> .....	429
e)	<i>Kautzsch: Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß</i> .....	433
f)	<i>Gynaecophilus: Der Politische Freyersmann</i> .....	436
g)	Ettner: <i>Medicinisher Maul=Affe</i> .....	440
h)	Kuhnau: <i>Der Musicalische Quack=Salber</i> .....	444
i)	<i>Andräs: Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff</i> ..	446
	Zusammenfassung.....	448
<b>C.</b>	<b>Themen und Strukturen der Politischen Romane</b> .....	451
<b>I.</b>	<b>Reisen</b> .....	457
1.	Soziomoralische Recherchen.....	457
a)	Weise: <i>Die drey Ertz-Narren</i> .....	457
b)	Johannes Riemer: <i>Der Politische Maul-Affe</i> .....	462
c)	<i>B.S.: Der Politische Grillenfänger</i> .....	467
d)	<i>Florianus de Francomonte: Die Andere Ausfertigung</i> .....	475
e)	<i>Bellarminus Coccyx: Der lustige Politische Guckguck</i> .....	478
f)	<i>Crinioaldus Celidonius: Die Drey Lasterhaftigsten Leute</i> .....	491

2.	Kleine Fluchten.....	494
a)	Christian Weise: <i>Die drey Klügsten Leute</i> .....	494
b)	<i>Archierus Cornemicus: Der Gute Mann</i> .....	495
3.	Varianten der Stellensuche.....	503
a)	Christian Weise: <i>Der Politische Näscher</i> .....	503
b)	Johann Beer: <i>Der Politische Feuermäuer-Kehrer</i> .....	508
c)	Johannes Riemer: <i>Der Politische Stock-Fisch</i> .....	510
d)	Johann Beer: <i>Der Politische Bratenwender</i> .....	516
e)	<i>E.I.C.P.N.: Die Kluge Trüdel-Frau</i> .....	517
f)	<i>Lorindus: Der Politische Ratten und Mäuse Fänger</i> .....	525
4.	Pervertierte Peregrinationes.....	534
a)	<i>M.J.R.: Der Politische und Lustige Passagier</i> .....	534
b)	<i>Seladon Gynaecophilus: Der Politische Freyersmann</i> .....	540
c)	<i>Ignatius Franciscus à Clausen: Der Politischen Jungfern Narren-Seil</i> .....	552
<b>II.</b>	<b>Liebes- und Lebensgeschichten</b> .....	<b>563</b>
1.	Johannes Riemer: <i>Die Politische Colica</i> .....	563
2.	<i>Giovani Gverjero: Der Böse Mann</i> .....	565
3.	<i>Veritanus Germanicus: Die Politische Mause-Falle</i> .....	573
4.	<i>Erasmus Grillandus: Der Politische Hasen-Kopff</i> .....	578
5.	<i>Pamphilus Castimonius: Das Politische Hof-Mädgen</i> .....	581
<b>III.</b>	<b>Diverse Geselligkeiten</b> .....	<b>589</b>
1.	<i>Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer</i> .....	590
2.	<i>Antonio Turchetto: Der Castrirte Maul-Affe</i> .....	593
3.	<i>Florentinus Trebellius: Die Politische Narren-Kappe</i> .....	600
4.	<i>Sincerus Candidaens: Der Politische Leyermann</i> .....	605
5.	<i>Jacques Gervaise Ecuienne: Das politische Klatschmaul</i> .....	610
6.	<i>Michael Kautzsch: Der Politische und Lustige Tobacksbruder</i> .....	618
<b>D.</b>	<b>Zur misslingenden literarischen Institutionalisierung einer populären Gattung. Resümee</b> .....	<b>645</b>
	<b>Literaturverzeichnisse</b> .....	<b>651</b>
1.	Quellen.....	651
2.	Nachschlagewerke.....	666
3.	Forschung.....	668



## A. *Lustige Bücher* oder *Treck-Tätgen*? Eine Einführung

Im 17. Jahrhundert wird der *Politicus* zunehmend „als Paradigma für jegliches Sozialverhalten begriffen“.<sup>2</sup> Aus der Faszination einer neu entdeckten politischen Welt speisen sich auch die sogenannten Politischen Romane, bei denen es sich um einen ausschließlich in der Leipziger Region publizierten populären Lesestoff handelt.<sup>3</sup> Konzipiert wurde die Gattung im akademischen Milieu der sogenannten politischen Bewegung,<sup>4</sup> insbesondere von dem berühmten Rhetoriker Christian Weise: Die Erzählungen waren einerseits als praktische Schreibübung für angehende *Politici*, andererseits als Unterhaltungsliteratur für ein breites Publikum gedacht. Weises satirische Romane, die er nachträglich zu Gattungsexemplaren erklärt, erscheinen in den 70er Jahren. Anfang der 80er Jahre entwickeln die politischen Titel, ausgelöst durch die aufsehenerregende Wirkung des *Politischen Maul-Affen* von Johannes Riemer, dann eine eigene, eine skandalöse Dynamik. Mit ihrem dauernden Changieren zwischen anspielungsreicher Satire, kurzweiligem Schwank, aggressiver Polemik und prudentistischem Ratgeber erlangen die kleinformativen, pseudonym publizierten politischen Bücher für einige Jahre eine weit über die Region hinausgehende Wirkung. Die Frequenz Politischer Romane verringert sich indes nach 1684 deutlich, und um 1700 scheint die Gattung bei Lesern wie Autoren völlig unpopulär geworden zu sein (vgl. dazu die Graphik auf der nächsten Seite).

Aus gattungsgeschichtlicher Perspektive lässt sich an diesem Korpus beobachten, wie sich unter den Voraussetzungen eines gelehrten Verständnisses von Literatur eine populäre Gattung entwickelt – und präsentiert. In der literaturwissenschaftlichen Forschung zur Frühen Neuzeit wird die Bezeichnung „politische Romane“ zwar als Gattungsbegriff genutzt, um die literarische Überlieferung zu strukturieren. Bei der bisherigen Beschäftigung mit den Texten stehen jedoch entweder kultur- und ideengeschichtliche Fragen im Vordergrund oder man glaubt, den historischen Gattungsanspruch zugunsten einer übergreifenden Poetologie „nie-

---

<sup>2</sup> Till: Art. *Politicus*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 6. 2003, Sp. 1428.

<sup>3</sup> Zum Begriff des populären Lesestoffs vgl. die Ausführungen unter A. IV.

<sup>4</sup> Die Bezeichnung hat Barner geprägt. Die Vorstellungen, mit denen die Professionalisierung des Politikers seit dem frühen 17. Jahrhundert betrieben wird, skizziert instruktiv Weber. Vgl. Barner: *Barockerhetorik*. 1970; Weber: *Erfindung*. 2004.

derer“ Texte vernachlässigen zu können.<sup>5</sup> Es besteht eine deutliche Diskrepanz zwischen der behaupteten Bedeutung der Politischen Romane – für die Geschichte des (Entwicklungs-)Romans, für die des Bürgertums oder für die Epoche der Aufklärung – und dem Interesse für ihre eigene Geschichte. So ist der historische Gattungszusammenhang der rund dreißig als Gattungsexemplare auftretenden Texte kaum erforscht. Meist gerät lediglich eine kleine Gruppe von Exemplaren mit identifizierbaren Autoren (Christian Weise, Johannes Riemer und Johann Beer) als Politische Romane in den Blick.<sup>6</sup>

Nun ist es für die Beurteilung der literarhistorischen, aber auch der kulturellen Bedeutung einer Gattung sowie für die Interpretation der einzelnen Werke durchaus bedeutsam, ob es sich um wenige Exemplare oder eine „ganze Flut“ (Goedeke) von Titeln gehandelt hat. Tatsächlich erschienen allein in den Jahren 1680 bis 1685 in Sachsen über zwanzig Bücher, die als Politische Romane wahrgenommen werden wollten. Zahlreiche ähnliche Titel waren in den Messekatalogen angekündigt worden. Offensichtlich handelte es sich um beliebte Bücher, die den Erwartungen und vielleicht auch Bedürfnissen des Publikums entsprochen haben, doch sind weder die Gründe ihres Erfolgs noch diejenigen für ihr vergleichsweise rasches Verschwinden vom literarischen Markt in der zweiten Hälfte der 80er Jahre geklärt.

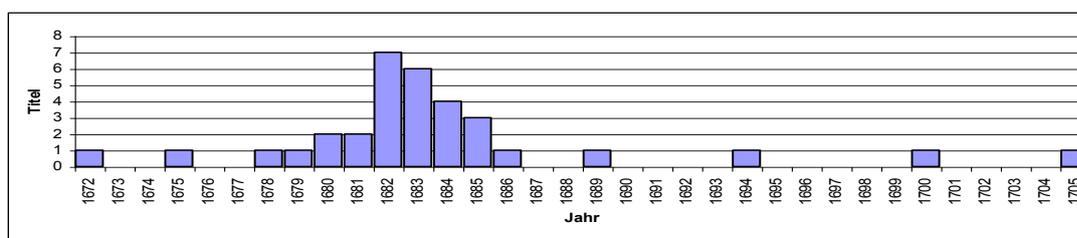


Abbildung der Publikationsfrequenz der ermittelten Politischen Romane

<sup>5</sup> Vgl. Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991. In diese Richtung tendiert auch Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 192. In seinem Forschungsbericht zu Johann Beer hält van Ingen die Versuche, „ein einigermaßen geschlossenes Bild der Gattung des niederen Romans mit Hilfe der schematischen Vorstellungen des Pikaroromans oder des Politischen Romans“ zu gewinnen, für gescheitert, vgl. van Ingen: *Johann Beer*. 2000, S. 6.

<sup>6</sup> Die Studie von Späni zu „Formen poetologischer Reflexion im niederen Roman des 17. Jahrhunderts“ kritisiert einleitend – neben der typologischen Ausrichtung der deutschsprachigen Forschung – ebenfalls eine starke Kanonisierung der einschlägigen Texte, vgl. S. 15. Sein Bemühen, gerade marginalisierte Texte zu berücksichtigen, scheint indes nur im ersten Teil der Studie verwirklicht, wo niedere Romane „vor Grimmelshausen“ behandelt werden (S. 43); die anderen Teile gelten den Werken Grimmelshausens, Weises und Beers, also in der Forschung bereits stark beachteten Autoren. Vgl. Späni: *Poetische Gärtner*. 2004.

Die vorliegende Studie hat das Ziel, das Korpus in seiner Vielgestaltigkeit allererst zu erschließen, den historischen Gattungszusammenhang der Politischen Romane zu beschreiben und ihre genuine Funktion zu bestimmen. Christian Weises bekannt gewordene und irreführend als aufklärerisch bewertete Behauptung aus der Vorrede zum *Politischen Näscher* (1678), „Was die Politica ist / das wollen itzt auch die Kinder wissen“, bezieht sich bemerkenswert positiv auf ein weit verbreitetes Interesse an politischen Fragen. Weise rechtfertigt derart die Absicht, mittels lustiger Erzählungen politisch relevantes Wissen zu vermitteln. Weder die widersprüchlichen Implikationen dieses popularisierenden Impetus eines Gelehrten noch dessen nichtintendierte Folge – die Popularität der Politischen Romane – sind bisher in einer konsistenten Darstellung beschrieben und erklärt worden. Es gilt indes nicht nur, das Entstehen einer literarischen Mode zu verstehen, sondern auch, woran deren längerfristige Institutionalisierung als Gattung gescheitert ist. Für diesen Zusammenhang ist wichtig, dass sich bereits die zeitgenössischen Rezipienten über den politischen wie den literarischen Charakter der Politischen Romane nicht einig waren. Einige Stichproben sollen vorab über das historische Rezeptionsspektrum orientieren. Es folgt ein Überblick über die Forschung, sodann eine Klärung grundlegender Begriffe, schließlich eine perspektivierende Vorschau auf die weiteren Kapitel (Teil A).

Im Mittelpunkt der Arbeit steht eine dichte Beschreibung des historischen Gattungsdiskurses.<sup>7</sup> Die Betrachtung der Politischen Romane als populäre Lesestoffe ermöglicht dabei ihre doppelte Charakterisierung sowohl als literarische Gattung wie als effektiv gestalteten Publikationstypus. Zentrale Prämisse ist hier, dass die historische Aufmachung der Texte kein Randphänomen, sondern ein konstitutives Element ihres historischen Gattungszusammenhangs bildet. Da Paratexte für den performativen Auftritt von Texten von entscheidender Bedeutung sind, wird erstmals die paratextuelle Rahmung aller Politischen Romane daraufhin untersucht, auf welche Weise die Autoren einen gemeinsamen Gattungszusammenhang herstellen. Auf diese Weise sollen die Fundstellen gattungsgenerierender Argumente herausgearbeitet und eine Topik der Gattung erkennbar werden (Teil B). Dem gesamten Vorgehen liegt ein historisches Konzept der Gattung zugrunde, das mediale, kommunikative, soziale und historische Aspekte berück-

---

<sup>7</sup> Dies impliziert ein kontextualisierendes Verfahren: Die Analyse der Paratexte verstehe ich als ein solches – literaturwissenschaftlich fundiertes – Verfahren, um die historische Performanz einer literarischen Gattung, hier der Politischen Romane, herauszuarbeiten. Vgl. Geertz: *Beschreibung*, 1991, sowie den instruktiven Überblicksartikel *Kontext* von Ben-Amos, in: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 8. 1996, Sp. 217-237.

sichtigt. Dabei ermöglicht es die synoptische Darstellung von Themen und Strukturen, der Erzählhaltungen und -ziele der Politischen Romane, spezifische Produktions- und Rezeptionsbedingungen dieser populären Gattung zu erkennen; zugleich werden die einzelnen Texte damit für weiterführende Interpretationen erschlossen (Teil C). Abschließend wird der Argumentationsgang hinsichtlich seiner Konsequenzen für die Institutionalisierung einer populären Gattung unter den historischen Prämissen eines gelehrten Literaturbegriffs resümiert (Teil D).

## I. Das Korpus

Die Quellen für die vorliegende Studie wurden unter zwei Gesichtspunkten ausgewählt: Das historische Korpus der Gattung wird zunächst aus Texten rekonstruiert, die entweder durch ihre Titel, ihre Vorreden, ihre Widmungen oder durch textinterne Verweise einen Gattungszusammenhang herstellen. Dabei soll der Gattungsanspruch eines Politischen Romans als eine bewusste intertextuelle Bezugnahme verstanden werden, mit der der Verfasser seinen Text in eine Gattungstradition stellt, indem er eben ‚in einer Gattung‘ schreibt oder beste Beispiele einer Gattung ‚zitiert‘.<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang wird die Gestaltung des paratextuellen Rahmens des Textes nicht als randständiges Phänomen, sondern als gattungsgenerierende Strategie verstanden. Des Weiteren wird das Korpus durch Texte gebildet, die entweder im Messekatalog als Gattungsexemplar präsentiert oder in anderen Romanen als gattungsgenerierende Muster angeführt werden.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Diese rekursive Bestimmung der Gattung ermöglicht beispielsweise, die Politischen Romane von aktualisierten Auflagen älterer Kompilationsliteratur zu unterscheiden: Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel ist der *Hof=Spiegel* von Aegidius Albertinus, dessen *Lustige[ ] Politische[ ] Historien und Exempel[ ]* in der posthumen Ausgabe von 1683 insbesondere einem jungen Publikum empfohlen werden. Zitiert nach der bei Timmermann gegebenen Kopie des Titelblattes; zur Ausgabe vgl. Timmermann: *Ziele*. 1994, S. 65; Titelblatt und Textauszüge ebenda im Anhang, S. 77. Ein anderes Beispiel aus der picaresken Tradition ist der Roman von Hieronymus Dürer, erstmals 1668 in Hamburg erschienen, 1685 als politischer Titel neu aufgelegt: *Politischer Lauff der Welt*. – Folgende Titel innerhalb des Zeitraums von 1670-1705 werden hier aufgrund fehlender Referenzen auf die gattungsgenerierende Tradition nicht als Gattungsexemplare diskutiert: [Anonymus] *Alamodischer POLITICUS*. 1671; *Kaltwärmus: Politische Gauckel-Tasche*. 1673; *Der teutsche Frantzöß*. 1682; *Reinmund: Der politische Anrichter*. 1683; *Politische Träume*. 1683; [Speer, Daniel:] *Simplicianischer / Lustig=Politischer Haspel=Hannß*. 1685; *Lusthausen: Der gebläute Stock-Fisch*. 1692; *Lusthausen: Der gewässerte Stock-Fisch* [o.J.].

<sup>9</sup> Es ist nicht gelungen, alle bibliographisch erfassten Titel zu finden; nicht auffindbar waren folgende Romantitel: *L.M.N.R.: Perspectiv*. 1684. – *Frölich: Kleppel-Mägden*. 1688. Verschollen scheint außerdem eine von Riemer vermutlich 1682 verfasste Verteidigung mit dem Titel *Johann Riemers Scribenten Perspectiv*; die Titelangabe erfolgt nach den Angaben im *Catalogus Universalis*. HVM 1682, [E 3v]. Allgemein ist auf die reduzierten Berliner und Dresdener Bestände hinzuweisen: Sie gehören entweder zu den Kriegsverlusten – oder zu dem aus Deutschland abtransportierten Kulturgut und sind in Moskauer Bibliotheken aufgestellt. Um die Rückgabe dieser Bibliotheksbestände wird noch verhandelt. Mit weiteren den Gattungszusammenhang betreffenden Quellenfunden ist aufgrund der fortschreitenden Erschließung

Damit umfasst das vorläufige Korpus über dreißig Titel, die weitaus meisten erscheinen in der ersten Hälfte der 80er Jahre. Aufgrund ihrer territorialen Verankerung in der Leipziger Region, deren Dimensionen noch zu entfalten sind, lässt sich von einer sächsischen Gattung sprechen. Soweit eruierbar, werden die Politischen Romane von einem überschaubaren Kreis sächsischer Verleger publiziert, ihr verlegerisches Interesse an der Gattung bedarf noch genauerer Untersuchung.<sup>10</sup> In chronologischer Folge handelt es sich im Einzelnen um folgende Titel:<sup>11</sup>

**1672**

Christian Weise: *Die drey ärgsten Ertz-Narren In der gantzzen Welt / Auß vielen Närrischen Begebenheiten hervorgesucht / und Allen Interessenten zu besserem Nachsinnen übergeben / durch Catharinum Civilem. Anietzo von denen vielfältigen Druckfehlern gereinigt und verbessert* [s.l.] 1672.<sup>12</sup>

**1675**

Christian Weise: *Die Drey Klügsten Leute in der gantzzen Welt Aus vielen Schein-Klugen Begebenheiten hervor gesucht / Und allen guten Freunden zu fleißiger Nachfolge vorgestellt durch Catharinum Civilem.* Leipzig: Joh. Fritzsche 1675.<sup>13</sup>

**1678**

Christian Weise: *Der Politische Näscher / Aus Unterschiedenen Gedancken hervor gesucht / und Allen Liebhabern zur Lust / allen Interessenten zu Nutz / nunmehr in Druck befördert / von R. I. O.* Leipzig Joh. Fritzsche [1678].<sup>14</sup>

---

historischer Bibliotheksbestände zu rechnen.

<sup>10</sup> Vgl. den Abschnitt „Aus den Akten der Bücherkommission“ im Kapitel B. I.

<sup>11</sup> Nicht immer haben die hier angegebenen Erstausgaben zur Autopsie vorgelegen. Um den fingierten Charakter der Pseudonyme präsent zu halten, werden sie kursiv gedruckt. Zitate werden grundsätzlich mit Kurztiteln belegt. Da der Fokus der Studie auf dem Gattungsdiskurs liegt, wurden weitere Ausgaben nicht systematisch recherchiert; gleichwohl sind auch sie ein Indiz für den Erfolg der Gattung.

<sup>12</sup> Dünnhaupt und Roloff führen zwei Drucke für das Jahr 1672 an, von denen einer die Verlagsangabe im Kupfertitel „Leipzig In den Schürischen und Götzischen Buchladen bey Johann Fritzschen zu finden“ führe, vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4190. vgl. Roloff in: Weise: *Werke*. XVII. *Romane* I. 2006, S. 306.

<sup>13</sup> Beim Verleger Fritzsche erschienen bereits die Neuauflage von Weises *Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken* von 1678 [EA 1668] und die *Andere Gattung von den überflüssigen Gedancken* 1673, vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4184f. – Außerdem die Erstausgabe *Der Grünen Jugend Nothwendige Gedanken* von 1675, von der zwei weitere Ausgaben (1684, 1690) dann bei Fritzsches Erben, also Johann Friedrich Gleditsch erschienen. Vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4193f. Von den sechs Ausgaben der *Klügsten Leute* erscheinen fünf bei Fritzsche bzw. dessen Erben. Vgl. die Angaben von Roloff und Susen in: Weise: *Werke*. XVIII. Band. *Romane* II. 2005, S. 219–228.

<sup>14</sup> Das Erscheinungsjahr der Erstausgabe ist nicht unumstritten, da der Titel keine Jahresangabe enthält, dafür aber das Titelkupfer. Ich schließe mich hier der Argumentation Dünnhaupt an. Auch die Angaben des Leipziger Messkatalogs sprechen für das Jahr 1678 als Erscheinungsjahr: *Der Näscher* wird erstmals zur Michaelismesse 1677 unter der Rubrik *Libri futuris nundinis Prodituri* als Oktav vorangekündigt. Zur Ostermesse 1678 ist der *Näscher* dann regulär neben anderen Titeln Weises und richtig als Duodez aufgeführt. Vgl. *Catalogus Universalis*. Herbstmesse 1677, [E 1r], und ebenda, Ostermesse 1678, [D 2r]. Überdies spricht der auf die *Ertz-Narren* (EA 1672) rekurrierende Verweis Weises in der Vorrede zum *Näscher*, das vorliegende Werk sei erstmals vor sechs Jahren erwähnt worden, für das Erscheinungsjahr 1678, vgl. Weise: *Näscher*. 1678, S. 7, S. 121. – Die irrtümliche Annahme von Barner, der *Näscher* sei erstmals 1676 gedruckt worden, geht möglicherweise auf Weises eigene fälschliche Angabe zurück, vgl. Weise: *Oratorisches Systema*. 1707, D( 7v). Dünnhaupt führt insgesamt sieben Ausgaben (bis 1695) an, von denen die ersten drei noch bei Johann Fritzsche, die anderen bei seinen Erben, d.i. Johann Friedrich

**1679**

Johannes Riemer: *Der Politische Maul-Affe / mit allerhand Scheinkluger Einfalt Der Ehrwürdigen Welt / aus mancherley närrischen / jedoch wahrhaftigen / Begebenheiten zusammen gesucht / und vernünftigen Gemüthern zur Verwunderung und Belustigung vorgestellt von Clemente Ephoro Albilithano.* Leipzig: Joh. Fritzsche 1679.<sup>15</sup>

**1680**

Johannes Riemer: *Die Politische Colica / oder das Reissen in Leibe Der Schulkrancken Menschen welche in mancherley zuständen ohne Leibs Schmerzen zu Bette liegen Niemanden sonst als Hoben und Gelehrten Leuten zur belustigung vorgestellt durch A. B. C.* Leipzig: Joh. Fritzsche 1680.<sup>16</sup>

Christian Weise: *Christian Weisens / Kurtzer Bericht vom Politischen Näscher / wie nehmlich Dergleichen Bücher sollen gelesen / und Von andern aus gewissen Kunstregeln nachgemacht werden.* Leipzig / Bey Christian Weidmann. Gedruckt in Zittau / Durch Michael Hartmann. 1680.<sup>17</sup>

*Archierus Cornemicus. Der Gute Mann / oder Der wohlbegabte Hörner-Träger / Lebendig In allerhand dergleichen Fällen / anmuthigen Begebenheiten / dem neubegierigen Leser zum Nutzen und Ergetzen vorgestellt; Und dann allen Gedultigen Zunfft- und Mit-Bründern / theils zu kluger Aufsicht / theils zum Trost abgebildet von Archiero Cornemico [s.l.]* 1680.<sup>18</sup>

---

Gleditsch, erschienen. Vgl. insgesamt Dünnhaupt: *Personallbibliographien*. VI. 1993. S. 4204f.; vgl. jetzt auch das Nachwort von Roloff, der sieben Auflagen zwischen 1678–1693 aufführt, in: Weise: *Werke*. XIX. Band: *Romane* III. 2004, S. 349ff.

<sup>15</sup> Das Datum der Widmung und zeitgenössische Dokumente zum lokalen Skandal sprechen gegen ein Erscheinen des Werkes bereits zur Michaelismesse 1679. Der Kupfertitel ist zwar auf 1679, doch die Widmung ist auf den 1. Januar 1680 datiert; der Weißenfelder Rat befasst sich in einer Sitzung am 25. Februar mit dem Titel. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass die Weißenfelder den *Maul-Affen* erst ein halbes Jahr nach Erscheinen als gegen sie gerichtete Schmähschrift behandeln. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 60f. – Die abweichenden Angaben von Bracker sind falsch; dies hat bereits Krause nachgewiesen, der allerdings die Herbstmesse 1679 als Zeitpunkt für die Publikation favorisiert. Vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 144. Vgl. Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 156f. Dünnhaupt verzeichnet drei weitere Ausgaben, die von 1680–82 bei Johann Fritzsche bzw. dessen Erben, hier Johann Friedrich Gleditsch, erschienen, vgl. Dünnhaupt: *Personallbibliographien*. V. 1991, S. 3325.

<sup>16</sup> Dünnhaupt verzeichnet lediglich eine weitere Ausgabe aus dem folgenden Jahr, die von Fritzsches Witwe herausgegeben wurde, vgl. Dünnhaupt: *Personallbibliographien*. V. 1991. S. 3328. Möglicherweise ist die *Colica* kein besonders erfolgreiches Buch gewesen; im September 1681 werden über 1500 Exemplare der *Colica* im Lager des Verlegers Johann Fritzsche inventarisiert; ob diese Exemplare nach ihrer Aufnahme durch die Leipziger Bücherkommission noch in den Verkauf gelangt sind, ist ungewiss. Vgl. *Acta Johann Fritzsches, Buchbändler Verlassenschaft betr. Ao 1681*, SL TTT XLVI 509 Vol. I, Bl. 193v [S. 385].

<sup>17</sup> Weises *Bericht* ist in drei Auflagen (1680, 1681, 1694) überliefert, vgl. dazu jetzt das Nachwort von Roloff, in: Weise: *Werke*. XIX. Band: *Romane* III. 2004, S. 365ff. – Christian Weidmann, der Leipziger Verleger des *Kurtzen Berichts*, hat von allen sächsischen Verlegern in den Jahren 1680 bis 1684 die meisten Politischen Romane verlegt. Es fällt auf, dass der *Bericht* bis 1684 der einzige Titel bleibt, den Weise bei ihm veröffentlicht (die dritte Auflage des *Bericht* erscheint mit einem veränderten Titel und einem anderen Titelpuffer bei Friedrich Groschuff, vgl. Weise: *Werke*. XIX. Band: *Romane* III. 2004, S. 366f. (mit Abb.)). Erst danach – und damit nach Weises ausdrücklicher Distanzierung von der Gattung in der Vorrede des *Neu=erleuterten Politischen Redners* (vgl. B. II. 4) – erscheinen einige der Weiseschen Schultheaterstücke auch wieder bei Christian Weidmann. Über den (nicht mit dem berühmteren Moritz Georg Weidmann verwandten) Verleger scheint wenig bekannt zu sein. Er stammte wohl aus Merseburg, in Leipzig lassen sich zwischen 1676 und 1687 nach den Messkatalogen 148 Verlagswerke nachweisen. Vgl. Benzing: *Verleger*. 1977, Sp. 1292. Zu den beiden gleichnamigen Verlegern vgl. Lehmstedts klärende Bemerkung, Lehmstedt: *Weidmann*. 1992, S. 366.

<sup>18</sup> Das Werk wird zur Michaelismesse 1680 in der Rubrik der Bücher, die nur in Leipzig vorhanden, nicht aber zur Frankfurter Buchmesse geliefert worden waren, genannt: Bereits die Zusammenstellung der Titel im Messkatalog lässt annehmen, dass die Erstausgabe beim Leipziger Verleger Johann Fritzsche erschienen ist. Vgl. *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1680, [D 1r]. Das Titelblatt selbst macht dazu keine Angaben, doch wird diese Annahme durch Angaben der Witwe Fritzsches bei einem Verhör bestätigt, das die Leipziger Bücherkommission im Auftrag des Weißenfelder Hofes veranstaltet hat, um die Person des Autors zu identifizieren. Vgl. *Büchercensur-Acten*. Vol. I. 1600–1690. Leipziger Stadtarchiv:

**1681**

Johannes Riemer: *Der Politische Stock-Fisch / mit seinem Kunst-Stücke Wie ein kluger Liebhaber wie niedrig er auch sey Reich / Schön und vornehm beyrathen kan. Allen Politischen und Weltklugen Leuten zu sonderlicher Belustigung vorgestellt Durch Einen Welcher der Historischen Warheit ergeben.* Merseburg: Chr. Forberger 1681.<sup>19</sup>

Johann Beer: *Der Politische Feuermäuer-Kehrer / Oder überaus lustige und manierliche Begebenheiten der Curiosen Welt / absonderlich aber denen jungen und lust begierigen Gemüthern / zur vorsichtigen Warnung des heut zu Tag in Grund verdorbenen Frauenzimmers / welches darinnen nach all ihren Eigenschafften abgemahlet wird / Practiquen und falsche Quinten wol zu fliehen und zu meiden / mit kurtzen Umständen entworfen Von Antonio Caminero.* Gedruckt zu Straßburg, Leipzig: Chr. Weidmann 1681.<sup>20</sup>

**1682**

Johann Riemer: *Scribenten Perspectiv, dadurch ein iedweder augenscheinlich sehen kan, daß die bissberigen verwirreten unreinen Satyren keineswegs von ihm sondern gantz aus andern Köpffen herkommen* [s.l.] [s.t.].

Johann Beer: *Der Politische Bratenwender / Worinnen enthaltend Allerhand Politische Kunstgriffe / vermittelst welcher der Eigennutz heutiges Tages fast von iedermann gesucht wird / entworfen / von Amando de Bratimero.* Leipzig: Christian Weidmann 1682.<sup>21</sup>

Anonymus: *Der Ausgekehrte Politische Feurer-Mäuer-Kehrer / Mit seinen geführten Streichen / auf Veranlassen herausgegeben.* 1682.<sup>22</sup>

---

SL TIT XLVI 152, Bl. 89. Mir lag die Ausgabe von 1682 vor; eine weitere Ausgabe ist für das Jahr 1713 belegt.

<sup>19</sup> Außer dieser Erstausgabe des *Politischen Stock-Fisches* werden acht weitere, unautorisierte und autorisierte Drucke (bis 1734) bei Dünnhaupt angeführt, teilweise unter verändertem Titel. 1696 erscheint ein zweiter autorisierter Druck bei Christian Forberger. Dünnhaupt führt bereits für 1678 einen durch Christian Forberger verlegten Titel Riemers an, *Glücklicher Bastard oder tyrannischer Großvater*. – Riemers *Lustige Rhetorica* erscheint 1681 ebenfalls bei Forberger in Merseburg; von diesem Werk erscheinen insgesamt fünf Ausgaben (bis 1717), davon drei bei Forberger. – Bei Christian Forberger erscheint überdies im selben Jahr wie der *Politische Stock-Fisch* auch der *Politische Halbfisch*, der nach Dünnhaupt ebenfalls 1696, also gleichfalls im selben Jahr wie der zweite autorisierte Druck des *Stock-Fisches* wieder aufgelegt wird: *Der politische Halbfisch / Mit seinem Kunst-Stücke / Von allerley wunderlichen und in der Natur verborgenen seltenen Geheimnissen. Darinnen schöne Lehren und Wissenschaften klärllich und kürzlich erörtert werden. / Jedermänniglicher Anmuth lustig und kurzweilig zu lesen. / Merseburg bei Christian Forbergern. 1681.* Forberger analogisiert hier Titel- aufbau und Titelformulierungen, um ein anderes Werk als ein ähnliches Werk erscheinen zu lassen, das womöglich vom selben Autor stammt. Prompt wurde der *Politische Halbfisch* immer mal wieder Riemer zugeschrieben, zuletzt von Dünnhaupt. Beim *Politischen Halbfisch* handelt es sich nicht um einen Politischen Roman vgl. dazu auch den Abschnitt B. II. 5 (Anmerkung 8). – Außerdem verlegt Forberger 1685 Riemers Drama *Amor / Der Tyranne / Mit seiner lächerlichen / Reuterey / Spielweise / doch in Ernst / zur Warnung wider die vermaledeyte Euffersucht / In zweyen theils Historischen / Begebenheiten / Curieuses Gemüthern Vorge- stelltet durch J.R. Merseburg / verlegt Christian Forberger / Druckts Christian Gottschick 1685* – das mit einem abweichenden Kupfertitel versehen ist, der das Werk bemerkenswerterweise als *Die Politische Reuterei* präsentiert. – 1687 erscheint *Johann Riemers Apophthegmatischer Vormund* bei Christian Forberger; 1688 *Der von aller Welt beweinte Maccabeus*, eine Trauerrede auf den Großen Kurfürsten; 1689 dann *Johann Riemers Web und Wohl*, drei zusammengestellte Texte, die insbesondere dem Abschied aus Weißenfels und der Ankunft in Osterwieck gelten. Alle Angaben nach Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. V. 1991, S. 3330ff.

<sup>20</sup> Da sich Beer in der Vorrede bereits auf eine literarische Mode bezieht, ist sein Werk vermutlich nach Riemers Werken erschienen: Riemers *Stock-Fisch* ist im Katalog zur Ostermesse 1681 angezeigt, allerdings wohl bereits zur Neujahrsmesse erschienen. Terminus ante quem für Beers Roman sind die Akten der Leipziger Zensurkommission vom Januar 1682, vgl. *Büchercensur-Acten*. SL TIT XLVI 153, Bl. 45r.

<sup>21</sup> Vermutlich erscheinen *Der ausgekehrte Politische Feuermäuer-Kehrer* und *Der Politische Bratenwender* nahezu gleichzeitig zur Ostermesse 1682. Beide Titel wurden im Messekatalog angekündigt – und der Anonymus wusste offensichtlich von der Verfasserschaft Beers; dazu weiter unten B. II. 3. b) und f).

<sup>22</sup> Von Dünnhaupt wurde der Titel – nach meiner Einschätzung fälschlich – Johannes Riemer zugeschrieben und als Reprint herausgegeben, vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996.

*Lorindus: Der Politische Ratten und Mäuse Fänger / Männiglich zu Verkürtzung der Melancholischen Stunden / und zu Nutz / auch Besserung aller Auffschneider / Großtbuer / Lügner / Land und Leut betrüger / und andern dessen Gesellschafftern / durch die Feder vorgestellt von Lorindo. [s.l.] 1682.<sup>23</sup>*

*E.I.C.P.N.: Die Kluge Trödel-Frau / Worinnen enthalten Allerhand Listige Kunst-Griffe / Dadurch der Eigennutz heutiges Tages von Jedermann gesucht wird / Entworfen Von E. I. C. P. N. [s.l.] 1682.<sup>24</sup>*

*Giovani Gverjero: Der Untreue Ertz-Verleumbder / Oder Böse Mann / Allen denen Jenigen / Welche an des Nechsten Schande / Lust / und an Schmähe-Schriefften / Gefallen haben. Zur Warnung entgegen gesetzt Von Giovanni Gverjero, Merseburg: Chr. Forberger 1682.<sup>25</sup>*

*Antonio Turchetto: Der Castrirte Maul-Affe / mit seinen politischen Possen / und Thorsüchtigen Warbeit Allen weltklugen und vernünftigen Gemüthern zu lächerlicher überaus lustiger Verwunderung vor gestellt von Antonio Turchetto, Gedruckt in Frankfurt / Leipzig: Chr. Weidmann 1682.*

*B.S.: Der Politische Grillenfänger, Durch Veranlassung vieler lustigen Begebenheiten zusammen getragen / Und Allen Interessenten zum besten / Allen Liebhabern zur Lust / Allen guten Freunden zu fleißigen Nachsinnen / Auff Begehren / im Druck befördert / durch B.S. Leipzig: J. Köler 1682.<sup>26</sup>*

### 1683

*Florianus de Francomonte: Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen / mit allerhand einfältiger Klugheit der Superlativischen Welt / aus Mancherley fantastischen / iedoch wahrhaftigen Privat-Händeln hervor gesucht / Und / curieusen Gemüthern / mit durchgebenden MoralRegeln / zu Nutz und Lust Vor Augen gestellt durch Florianum de Francomonte / Franckfurt und Leipzig / zu finden bey Christian Weidmannen. Gedruckt im 1683sten Jahr.<sup>27</sup>*

*Veritanus Germanicus: Die Politische Mause-Falle Das ist Unterschiedliche lustige und listige Begebenheiten der politischen Welt Allen Curiosen Liebhabern Zum Kurtzweiligen Zeitvertreib / Den Catonischen Sauertöpfen zum gebührenden Verdruß / Und denen Interessenten zur dienlichen Erinnerung verfertigt / Und an den Neulich-heraus gegebenen Politischen Ratt- und Maußfänger bestermassen recommendiret Von Veritano Germanico. [s.l.] 1683.<sup>28</sup>*

*Jacques Gervaise Ecuienne: Das politische Klatschmaul, Das ist: Allerhand kurtzweilige Schwäncke, Welche sich in gemeinen Leben zuzutragen pflegen. Ohne Aergermiß und Nachtheil des Nechsten / Verfasset von Jaques Gervaise Ecuienne. [s.l.] 1683.<sup>29</sup>*

*Florentinus Trebellius: Die Politische Narren-Kappe / Worinnen die wunderliche und oftmahls ungereimte Ehrsucht der heutigen Welt / mit allerhand lustigen Gemüths-Ergötzungen und seltsamen Begebenheiten vorgestellt wird von Florentino Trebellio. [s.l.] 1683.<sup>30</sup>*

<sup>23</sup> Der Roman erscheint nicht im Messekatalog. Als ein terminus post quem lässt sich das im *Extract* angegebene Datum des 10. Mai 1682 verstehen.

<sup>24</sup> Der Titel findet sich nicht im Messekatalog; da die ersten Kapitel eine Kontrafaktur des Beerschen *Bratenwenders* bilden, lässt sich auf einen Erscheinungstermin der *Trödel-Frau* nach der Ostermesse 1682 schließen.

<sup>25</sup> Zu diesem Titel vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. V. 1991, S. 3347.

<sup>26</sup> Der Titel wird im Messekatalog zur Ostermesse 1682 als verlegerisches Gemeinschaftswerk von Christian Weidmann und Johann Köler angekündigt, vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1682, [G 4r].

<sup>27</sup> Die Entscheidung von van Ingen und Roloff, den Text Johann Beer zuzuschreiben und in dessen Werkausgabe aufzunehmen, ist umstritten. Aufgrund stilistischer, motivischer und inhaltlicher Heterogenität des vorliegenden Romans halte ich Johann Beer nicht für dessen Autor. Für eine detailliertere Argumentation vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 169-171. Um den Vorbehalt gegenüber Beers Autorschaft in den bibliographischen Anmerkungen präsent zu halten, wird Beer als Verfasser eingeklammert. So wird der Titel als [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997 mit der Seiten- und Zeilenzahl angeführt.

<sup>28</sup> Nicht im Messekatalog.

<sup>29</sup> Der Titel erscheint nicht im Messekatalog.

<sup>30</sup> Das Buch wird im Katalog zur Ostermesse 1683 zwei Mal aufgeführt: Der erste Eintrag spricht von

*Sincerus Candidaeus: Der Politische Leyermann / Worinnen Durch allerhand lustige Exempel Der Eigen-Nutz der heutigen Welt / eigentlich abgebildet wird / Von Sincero Candidaeo. [s.l.] 1683.<sup>31</sup>*

*Erasmus Grillandus: Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff / Was gestalten Er Bey lustigen Compagnien könne verwandt / bekant / und brauchbar gemacht werden; auch als ein angenehmes Wildbrät / mit Schertz und Kurtzweil bespicket / an die Jungräuliche Taffel diene. Das ist: Zeitvertreibliche Vorstellung / Wie man bey erbarn Gesellschaften und Zusammenkünfften junger Leute / so auch bey Frauen-Zimmer / allerhand lustige und zuläßige Schertz / in lächerlichen Discursen / und anderer Kurtzweil / wohl und bequem anbringe / daß es zur Muth-Kühlung und Ergetzlichkeit / dienlich und nutzbar sey / heraus gegeben von Erasmo Grillando. [s.l.] 1683.<sup>32</sup>*

#### 1684

*L.M.N.R.: Das politische Perspectiv, aus den annehmlichsten Begebenheiten verfertigt von L.M.N.R. Frankfurt, Leipzig 1684.*

*Bellarminus Coccyx: Der lustige Politische Guckguck / Worinnen die sonderbare Super-Klugheit / Simulation, Undanckbarkeit und arglistige Thorheiten der heutigen Welt / Allen Liebhabern ohne ärgerlichen Nachtheil des Nächsten / zum kurzweiligen Zeit-Vertreib vorgestellt werden / von Bellarmino Coccyge. Gedruckt zu Eisenberg, Leipzig: Chr. Weidmann 1684.<sup>33</sup>*

*M.J.R.: Der Politische und Lustige Passagier, Worinnen allerhand Begebenheiten / lustige Exempel und andere seltzame Dinge welche bey denen allzugemeinen Reisen der Teutschen / in fremde Länder / sonderlich in Franckreich sich täglich zutragen / Mit vielen moralen Lehren / allen Curieusen Gemüthern zu angenehmer Lust und Ergetzung vorgestellt Von M.J.R. Leipzig: Chr. Weidmann / Gedruckt in Eisenberg 1684.<sup>34</sup>*

*Michael Kautzsch: Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder: Das ist: Sonderliche Beschreibung Des Edelen Krautes des Tobacks / Darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien so sich öfters bey dem Tobacks-schmauchen ereignen der beliebten Tobacks-Zunft zu sonderbahren Gefallen und dem Curiosen Leser zur Gemüths-ergötzlichkeit mit allerhand neuersonnenen und vormahls nie in Druckheraus [!] gegangenen Tobacks-Liedern / vorgestellt von Michael Kautzsch. [s.l.] Gedruckt im Jahr 1684.<sup>35</sup>*

---

zwei Teilen der Erzählung, die dann ungeteilt in einem Band veröffentlicht wird; der zweite Eintrag gibt anders als der dann erschienene Titel Leipzig als Druckort an. Aufgrund der typographischen Zusammenstellung der Titel und der rückweisenden Bemerkung *apud eundem* lässt sich vermuten, dass das Werk von Christian Weidmann verlegt wurde. Vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1683, [D 4v], [H 2r].

<sup>31</sup> Nicht im Messekatalog.

<sup>32</sup> Der *Hasen-Kopff* wird nicht im Messekatalog angekündigt.

<sup>33</sup> Bei Dünnhaupt firmiert der Titel als unsichere Attribution an Johannes Riemer, ist aber, anders als von Dünnhaupt behauptet, nicht entsprechend dem in Wolfenbüttel vorhandenen Druck, sondern entsprechend dem in Berlin (Slg. Meusebach) vorhandenen Exemplar aufgenommen worden. Es gab zwei Drucke im gleichen Jahr, beide wurden von Christian Weidmann verlegt. Vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. V. 1991, S. 3348f. Dem Berliner Exemplar fehlt das Titelkupfer.

<sup>34</sup> Der *Passagier* erscheint zur Oster- und zur Michaelismesse 1683 im Messekatalog, nicht jedoch 1684, dem auf dem Titelblatt angegeben Erscheinungsjahr. Zu den variierenden Ankündigungen dieses Titels im Messekatalog vgl. die Ausführungen unter I. 3.

<sup>35</sup> Beide Titel von *Kautzsch* erscheinen nicht im Messekatalog. Das Titelblatt des *Tobacks-Bruders* ist auf 1685 datiert, doch handelt es sich hierbei wohl um eine Vordatierung des Verlegers, um größere Aktualität vorzutauschen. Für das Erscheinen des Buches bereits im Jahre 1684 spricht zum einen der datierte Kauf- und Besitzvermerk durch Herzog Ferdinand Albrecht zu Braunschweig und Lüneburg im Exemplar der Herzog August Bibliothek [QuN 829 (1)]: *Hamburg im Julio 1684*. Zu den Besitzeinträgen des Herzogs vgl. Bepler: *Jahre*. 1988, S. 249-282. Nach Dünnhaupt ist der Roman erstmals 1680 erschienen; dieses Exemplar lag mir nicht vor. Vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. V. 1991, S. 3346 [F 3]. Der Hinweis auf *das längst* [nämlich in der Vorrede des *Tobacks-Bruder*, A.W.] *versprochene Bier=Glaß* im folgenden, ebenfalls auf 1685 datierten Werk von *Kautzsch* spricht jedenfalls dafür, dass das Erscheinen des Erstlings bereits eine Weile zurückliegt. Vgl. *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, [D] (2r).

*Casparo Lolivetta: Das Teutsche Gespenst*, Verlegts Johann Friedrich Gleditsch / Buchhändler in Leipzig Anno M DC LXXXIV.<sup>36</sup>

**1685**

*Michael Kautzsch: Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß, In allerhand Fürfallenden Begebenheiten denen Curiosen Gemüthern zu Sonderbahrer Ergötzlichkeit, Nebst einem Anhang Die Verderbte Jugend genant, Wie nehmlich dieselbe durch übele Auferziehung, Aufsicht und Nachsehen, auch verführische Gesellschaft, endlich ein übel Ende nimmt. Einem jeden zur Warnung vorgestellt von Michael Kautzsch.* Merseburg, Druckts Christian Gottschicks, F.S. Hoff-Buchdr. 1685.

*Pamphilus Castimonius: Das Politische Hof-Mädgen / d.i. Allerhand neue / selzame und wunderliche Griffgen / welche von etlichen Frauen-Zimmer / sich in die Höhe zu bringen / ersonnen und practiciret worden / Bey müssigen Stunden ausgefertigt / und iezo allen Liebhabern zu sonderbahrer Belustigung an den Tag gegeben von Pamphilo Castimonio.* Freistadt a.d. Gehl. 1685.

*Crinioaldus Celidonius: Die Drey Lasterbafftigsten Leute der gantzen Welt. Aus Unterschiedenen wahrhafftigen Geschichten / und Begebenheiten zusammen getragen / und dem Curiosen Leser zu politischen Nachsinnen und Belustigung vorgestellt Von Crinioaldo Celidonio.* [s.l.] [s.t.].<sup>37</sup>

**1686**

*Seladon Gynaecophilus: Der Politische Freyersmann / In Allerhand selzamen Liebs- und Heyraths-Geschichten / auch andern nachdencklichen Curiosen Begebenheiten / und darbey vorfallenden lehrreichen Discursen aufgeföhret / Und an die sämtliche Interessenten abgefertigt / von Seladone Gynaecophilo.* Europa 1686.<sup>38</sup>

**1688**

*Polycarpus Frölich: Das Politische Kleppel-Mädgen [...]* Schleiz 1688.

**1689**

*Ignatius Franciscus à Clausen: Der Politischen Jungfern Narren-Seil / Das ist / Genaue und eigentliche Beschreibung / welcher Gestalt heut zu Tage das Frauen-Volck / und sonderlich die Jungfern / das verliebte und buhlerische Manns-Volck so artig weiß bey der Nase herum zu führen / Sie zu vexiren / agiren / und endlich listig gar abzuweisen / auch was es officers vor ein Ende mit dergleichen Frauens-Volck nehme. Allen Curiosen zu sonderbahren Belustigung / andern zur Zeit-vertreibenden Gemüths-Ergötzung / sonderlich aber allen Buhlern zur Warnung / und denen Frauens-Volck zur Besserung und Erbauung vorgestellt / von Ignatio Francisco à Clausen.* [s.l.] 1689.<sup>39</sup>

**1694**

*Johann Christoph Ettner: Des getreuen Eckharts Medicinischen Maul=Affens Erster Theil / Oder Der Entlarvte Marcktschreyer / In welchen vornehmlich der Marcktschreyer und Qvacksalber Boßheit und Betrügereyen / wie dieselben zu erkennen und zu meiden; Hernach bewertheste Artzney=Mittel in allerhand Kranckheiten und Zufüllen Menschlichen Leibes zu gebrauchen; Dann sonderliche Philosophische / Politische / Chymische / am meisten aber Medicinische Observationes und Anmerkungen; Wie auch eine gründliche Erörterung vieler zweifelbaffter Vorträge; Endlich / welcher Gestalt man sich auff Reisen / und so wohl in frembden als einheimischen Zusammenkunfften verhalten soll: Mit Beyfügung Sinn= und Lehr=reicher/ erschrecklicher und lustiger Begebenheiten; Vorgestellt worden.* Franckfurt und Leipzig / Zu finden bey Michael Rorlachs sel. Erben / ANNO 1694.<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Erstmals zur Michaelismesse 1683 als anonymen Titel, *Das politische Gespenst*, angekündigt, vgl. dazu die Ausführungen unter B. II. 5. b).

<sup>37</sup> Bisher kursierte 1680 als Erscheinungsjahr des undatierten Textes; abgesehen von der erstmaligen Ankündigung im Messekatalog zur Michaelismesse 1685 gibt es weitere textinterne und -externe Gründe, das Erscheinen frühestens für den Herbst 1685 anzusetzen, vgl. *Catalogus Universalis*. Michaelismesse, [(D 2v)]. Eine detailliertere Begründung für die Neudatierung findet sich unter B. II. 5. a).

<sup>38</sup> Nicht im Messekatalog.

<sup>39</sup> Nicht im Messekatalog.

<sup>40</sup> Vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. 1990. S. 1430f.

**1700**

Johann Kuhnau: *Der Musicalische Quack=Salber / nicht alleine denen verständigen Liebhabern der Music / sondern auch allen andern / welche in dieser Kunst keine sonderbare Wissenschaft haben. In einer kurtzweiligen und angenehmen Historie zur Lust und Ergetzlichkeit beschrieben von Johann Kuhnau.* Dresden / In Verlegung Joh. Christoph Miethens / und Johann Christoph Zimmermanns. Druchts Jo. Riedel / C.S.Hoff=Buchdr. Anno 1700.<sup>41</sup>

**1705**

Stephen Andräs: *Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff Oder Reisebeschreibung von Ihm selbst ans Tages=Licht gegeben / Wird allen lustigen Gemüthern zu Verkürtzung der Zeit / durchzulesen bestens recommendieret.* [s.l.] Anno 1705.<sup>42</sup>

## II. Zur zeitgenössischen Rezeption

Für die zeitgenössische Wahrnehmung der Gattung ist zentral, dass die Politischen Romane nicht zu den *litterae* gehören, aber mit „politisch“ ein Epitheton gelehrter Provenienz im – gattungsgenerierenden – Titel führen. Der Begriff des Politischen ist im 17. Jahrhundert durchaus populär, aber angesichts der verbreiteten Vorstellung, das Volk sei dumm, kann diese Popularität kaum positiv gewürdigt werden. Überdies sind die Implikationen des Politischen umstritten: In seinem Kontext werden die Menschen zur Selbstbehauptung ermächtigt; der Gebrauch des Begriffs wird grundsätzlich von dem Verdacht der Hybris begleitet. Es ist ihre schillernde Mehrdeutigkeit, die die Rede vom Politischen – und mit ihr das Titlepitheton der Politischen Romane – zu einem geeigneten Mittel der Provokation macht.

Vor diesem Hintergrund sollen einige Schlaglichter auf die zeitgenössische Wahrnehmung der Politischen Romane geworfen werden. Die folgenden fünf Rezeptionsbeispiele wurden bewusst aus unterschiedlichen Diskussionszusammenhängen ausgewählt. So lässt sich zeigen, wie sehr sich die Maßstäbe, auf denen die unterschiedliche Wertschätzung der Gattung beruht, mit ihrem sozialen und medialen Kontext ändern: In einem literaturkritischen Journal, das die aktuelle literarische Produktion begleitet, folgt die Beurteilung der Gattung anderen Kriterien und verfolgt entsprechend andere Zwecke als die Äußerung eines Philosophieprofessors, der mit einem kursorischen Hinweis auf einige Titel eines gelehrten Kollegen seine Vorlesungen auflockert. Perspektivische Vielfalt ist auch für Rezeptionsbelege innerhalb fiktionaler Literatur vorauszusetzen, in der inter-

---

<sup>41</sup> Vgl. *Répertoire*. B VI. 1, S. 465.

<sup>42</sup> Vgl. Weber/Mithal: *Originalromane*. 1983, S. 189.

textuelle Verweise immer auch dazu dienen, die jeweilige Erzählung literarisch zu profilieren.

### Christian Thomasius' literaturkritisches Journal

In der ersten Lieferung seiner literaturkritischen *Monatsgespräche* vom Januar 1688 lässt Christian Thomasius vier reisende Herren über Liebesromane und diverse Genera politischer Schriften diskutieren. Dass die Zeitschrift diese Literatur gleich in ihrer ersten Ausgabe rezensiert, ist ein starkes Indiz dafür, dass die genannten Gattungen bedeutende Sparten des aktuellen literarischen Marktes bildeten. Maßstab der gesprächsweise geäußerten literarischen Kritik ist der Nutzen, den die Leser aus der Lektüre der Texte ziehen; indes verstehen die vier fiktiven Gesprächsteilnehmer nicht nur Verschiedenes unter nützlicher Lektüre, sie argumentieren auch vor unterschiedlichem sozialen und intellektuellen Hintergrund.<sup>43</sup> So bleibt der Wert von Romanen strittig, und Herr Augustin, der einzige Adlige unter ihnen, empfiehlt als Alternative „Politische Schrifften“ zu lesen.<sup>44</sup> Weil die politische Literatur des späten 17. Jahrhunderts sehr vielfältig ist, präzisiert der weitgereiste Kavalier, er meine nur solche Schrifften, die „auff daß interet eines Potentaten oder den Nutzen einer ganzen Republicque gerichtet sind“.<sup>45</sup> Darunter versteht er vor allem Beiträge zur Herrschaftslehre.<sup>46</sup> Er lobt solche Schrifften, weil sie dem „gemeinen besten“<sup>47</sup> dienen. Ihre gemeinnützige Orientierung zeichne sie gegenüber anderen Textsorten, die für einzelne Leser sehr nützlich sein könnten, aus. Dabei ist ihm der Gehalt der Texte wichtiger als ihre Verständlichkeit. Aus Augustins Perspektive gehören weder lebenspraktische Ratgeber noch die sogenannten Politischen Romane zum empfehlenswerten Korpus politischer Schrifften:

Denn ich rede nicht von dergleichen Büchern / die einen Menschen anweisen / wie er in gemeinen Leben und Wandel geschicklich sich fortbringen könne / und

<sup>43</sup> Das ist von der Forschung bereits bemerkt worden und kann hier nicht weiter entfaltet werden. Es handelt sich um einen Schulmann, einen Händler, einen Gelehrten und einen Kavalier. Vgl. die einführende Charakterisierung der fiktiven Gesprächsteilnehmer, Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 1f. - Zu den Figuren und ihrer Funktion vgl. Jaumann: *Critica*. 1995, S. 281.

<sup>44</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64.

<sup>45</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64.

<sup>46</sup> Hier unterscheidet er drei Aussageabsichten: 1. Schrifften, die sich mit den Absichten eines großen Monarchen vernünftig auseinandersetzen; 2. Ratschläge, wie Vorhaben zum Nutzen des Staates, „es sey zu Krieg= oder Friedenszeiten“, verwirklicht werden können. 3. Überlegungen und Argumente, die die Legitimität des Herrschaftsanspruches der „Obersten Regenten“ unterstützen können, vgl. Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 65.

<sup>47</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64.

nach der Philosophischen Redens-Art ein Politicus werden solle / oder die durch artige und Satyrische Exempel ihm zeigen / wie er die Fehler / so alltäglich wieder die Grund=Regeln der Politic vorgehen / unterlassen solle / wohin der bekante Politische Näscher eines gescheiden und gelehrten Mannes sein Absehen gerichtet / vielweniger wird man mich in Verdacht halten / daß ich die Narrenpossen und Scurrilitäten / die aus Nachäffung des Politischen Näschers unter denen Tituln des Politischen Feuermäuerkehrers / des Politischen Hasenkopffs / des Politischen Stockfisches / des [!] Politischen Tredelfrau dergleichen geschrieben worden / unter die Zahl der guten / geschweige denn der besten Bücher rechnen wolte;<sup>48</sup>

Es scheint sinnvoll, zwei Bewertungsaspekte zu unterscheiden: Das Verständnis von Politik, für das die Politischen Romane in Anspruch genommen werden, und die Beurteilung der Gattung selbst. Zunächst zum letztgenannten Aspekt: Augustin differenziert zwischen dem konstruktiven Prinzip der Anweisungsliteratur und dem eher kritischen Prinzip kasuistischen Erzählens, das mit unterhaltsamen oder satirischen Episoden argumentiert: mit letzterem sind die Politischen Romane angesprochen. Beide Gattungen haben ähnliche pragmatische Funktionen: Sie wollen zu gewandten gesellschaftlichen Umgangsformen verhelfen, die Ratgeber versprechen gar, ihre Leser zu geschickten Menschen, grundsätzlich jeden von ihnen zum *Politicus* machen zu können. Der Begriff wird hier in einem umgangssprachlichen Sinn gebraucht: Als *Politicus* gilt einer, der es versteht, „sich fortzubringen“, also gesellschaftlich voranzukommen.<sup>49</sup> In diesem lebenspraktischen Zusammenhang demonstrieren die Politischen Romane die alltäglichen „Fehler“ angesichts der „Grund=Regeln der Politic“.<sup>50</sup> Ihre Lektüre soll es vorderhand ermöglichen, unkluges Verhalten zu erkennen und Handlungen, die die eigene Person, die Gesellschaft wie den Staat schädigen, zu vermeiden. Hier wird deutlich, dass die Politischen Romane zur politischen Literatur gerechnet werden, weil sie dazu beitragen, politisch bedeutsame Verhaltensregeln zu etablieren. Solche Regeln lassen sich als staatstragende, aber vorstaatliche Prinzi-

<sup>48</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64f.

<sup>49</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64f. Zum zeitgenössischen Sprachgebrauch vgl. Barner: *Barockrhetorik*. 1970, S. 142, und Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 31ff.

<sup>50</sup> Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64. – Es gibt widersprüchliche Auffassungen darüber, was diese grundlegenden Prinzipien politischen Verhaltens ausmacht; das führt zur Mehrdeutigkeit und vielfachen Anschlussfähigkeit des semantischen Feldes. Ein Beispiel dafür, darunter eine Anleitung zum Lügen zu verstehen, bietet Johann Gottfried Schnabels Roman *Insel Felsenburg*: In einer intradiegetischen Erzählung ist von einer Frau die Rede, die ihre Kinder nach den „Grund-Regeln der Politique“ erzieht: „Konte der jüngste Sohn ex tempore eine Lügen aus der Luft schnappen, so war es zwar nach ihrem Sinne eine Anzeigung eines inventieusen Kopffs, daferne er aber seine Lügen nicht mit besondern wahrscheinlichen Umständen unverschämter Weise defendiren und forführen konte, muste er einen Verweiß einstecken, und aus ihrem mütterlichen Munde die subtilsten Cautelen anhören und behertzigen“. Hier bestehen die Regeln der Politik darin, mit argumentativen Mitteln kontrafaktische Behauptungen zu verteidigen, gemeint ist also nicht eine einzelne Lüge im Sinne einer faulen Ausrede, sondern die Kunst, Lügen wie die Wahrheit aussehen zu lassen. Schnabel: *Insel Felsenburg*. 1997, S. 76.

prien des persönlichen Verhaltens wie des gesellschaftlichen Zusammenlebens verstehen.<sup>51</sup> Dementsprechend soll *Der Politische Näscher* des hier ungenannt bleibenden, aber als gescheit und gelehrt apostrophierten Christian Weise dazu dienen, die soziomoralischen Voraussetzungen politischer Ordnung zu schaffen.<sup>52</sup> So gehört die Gattung aufgrund der ursprünglich mit ihr verbundenen Intentionen in den weiten Umkreis von Schriften, die für *gute Policey*, für Disziplinierung und Optimierung des Lebens der Bevölkerung sorgen.

Dagegen werden die anderen genannten Titel (der *Feuermäuerkehrer*, der *Hasenkopf*, der *Stockfisch* und die *Tredelfrau*) als „Narrenposen und Scurrilitäten“ diskreditiert. Damit ist angesprochen, dass in diesen Texten wichtige Themen, die eine ernsthafte Behandlung verdient hätten, in unangemessener Weise lächerlich gemacht werden.<sup>53</sup> Vor allem diesen Büchern, die von Augustin als einfallslose Nachahmungen des *Politischen Näscher* bezeichnet und verworfen werden, gilt die vorliegende Studie. Bereits für die zeitgenössische Rezeption der Texte wird bedeutsam, dass der von den anonymen Autoren hergestellte Zusammenhang mit dem Weiseschen Prototyp als „Nachäffung“ und damit als anmaßendes Verhalten und unberechtigter Gattungssanspruch diskreditiert wird. Für diese Einschätzung werden keine Gründe angeführt, und so wird suggeriert, hier bestehe ein allgemeiner Konsens, was das meinungsbildende Potential des verächtlichen Urteils durchaus erhöht.

Augustin entspricht in seiner Vorliebe für Schriften zur Herrschaftslehre einer verbreiteten Haltung in der Diskussion um die *Politica*, der zufolge die Sorge um die *polis* eigentlich dem adligen Herrscher und seiner Herrschaft vorbehalten bleiben sollte: Die Herrschaftslehre ist am staatlichen Interesse orientiert; mit diesem wird der gemeine, gesellschaftliche Nutzen identifiziert, an dem dann die *subditi*, die Untertanen, teilhaben. Dem adligen Augustin erscheint ein allgemeineres Interesse an politischen Fragen wie an politischen Schriften als illegitime Neugierde. Diese Einschätzung speist sich aus deren verbreiteter Geringschätzung als dummes Volk, so dass allein die Herrschenden oder zumindest an der Herrschaft be-

---

<sup>51</sup> Vgl. aus ideengeschichtlicher Perspektive die Überlegungen von Münkler: *Was sind vorpolitische Grundlagen politischer Ordnung?* 1996.

<sup>52</sup> Damit werden die Politischen Romane wie *Konversation* und *Geselligkeit* insgesamt „auf einen nicht-staatlichen, vorwiegend außerfamiliären Bereich [bezogen], den man als ‚privat‘ bezeichnete.“ In dieser Sphäre wurde „ein Verhalten erprobt, das politisch-staatlich wirksam werden sollte“. So die Weise wie Thomasius geltenden Bemerkungen Mausers, vgl. Mauser: *Konzepte*. 2000, S. 20.

<sup>53</sup> Vgl. den Eintrag im Zedlerschen Lexikon: „Scurrilität, *Scurrilitas*, heißt man denjenigen Fehler, wenn ein Mensch in solchen Dingen, die ein Vernünftiger im Ernst zu tractiren hat, mit lächerlichen Possen aufgezo-gen kommt“, Zedler: *Universal-Lexikon*. 36. Band. 1743, Sp. 774f.

teiligten Stände würdig erscheinen, an diesem Wissen zu partizipieren. Diese elitäre Haltung war nicht nur weit verbreitet, sie war vor dem Hintergrund einer stratifikatorischen Differenzierung der Gesellschaft auch so selbstverständlich, dass ihre Prämissen selten eigens artikuliert werden. Davon wird auch die Wahrnehmung der dieser Studie zugrunde liegenden Texte als Gattungsexemplare, mithin die Gattungsgeschichte der Politischen Romane beeinflusst. Mit der Ausdehnung des Politikbegriffes auf Fragen der persönlichen Lebensführung verändert sich die Struktur politischen Wissens: Es gibt nun keine prinzipiellen Gründe mehr, politisches Wissen auf an der Regierung beteiligte Personenkreise zu beschränken. Ein umfassendes Politikverständnis wird nur so lange nicht zum Problem, so lange die Propagierung politischer Klugheit auf akademische Sphären und potentielle „Helfer der Herrschaft“ (Wolfgang Weber) beschränkt bleibt. So hat die Propagierung politischer Tugenden im Kontext einer seit Beginn des Jahrhunderts stattfindenden Professionalisierungsbewegung auch sozialdistinguierende Funktionen. Mit den Politischen Romanen findet nun ein Medienwechsel – vom gelehrten zum populären Medium, das unter den Bedingungen eines anonymen Marktes rezipiert wird – statt, der den Wandel politischen Wissens gesellschaftlich brisant werden lässt, weil neue und unbekannte Publikumsgruppen an politischer Kommunikation partizipieren und damit als Staatsbürger wahrnehmbar werden.

### **Nikolaus Hieronymus Gundlings Vorlesungen**

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bewertet der Hallenser Professor Nikolaus Hieronymus Gundling,<sup>54</sup> ein Schüler Christian Thomasius', die Politischen Romane mit gelassener Distanz: Er betrachtet diese Texte als legitime und sinnvolle Möglichkeit, möglichst vielen Personen einige Grundsätze politischer Klugheit zu vermitteln. Gundling versteht Politik prinzipiell „als Klugheit sowohl des privaten ‘status’ als auch des öffentlichen Staates“<sup>55</sup> und zieht die Politischen Romane offenbar häufiger in seinen Vorlesungen heran.

Das *Collegium historico-literarium oder Ausführliche Discourse über die Vornehmsten Wissenschaften und besonders die Rechtsgelahrtheit* wurde von Gundling etwa 1717 gehalten,

---

<sup>54</sup> Gundling (1671–1729) studierte anfangs Theologie; er hatte bereits das theologische Lizentiat erworben, als er 1699 als Hofmeister nach Halle kam, wo er von Thomasius für das Studium der Jurisprudenz und praktischen Philosophie gewonnen wurde. 1703 promovierte er „in utroque jure“, ab 1705 bekleidete er mehrere Professuren an der Universität Halle, und zwar sowohl an der philosophischen wie an der juristischen Fakultät.

<sup>55</sup> Seine Bedeutung für die zeitgenössische Diskussion skizziert Scattola: „*Prudentia*“. 1997, S. 359.

die Mitschriften sind zwanzig Jahre später von Christian Friedrich Hempel veröffentlicht worden.<sup>56</sup> Im Titel des hier interessierenden sechsten Kapitels *Von der Historia Literaria der Politic und Politischer=Bücher* wird zunächst zwischen überlieferter Fachliteratur im engeren Sinne und aktuellen Diskussionsbeiträgen unterschieden, zu letzteren zählen die Politischen Romane. Der erste Paragraph des sechsten Kapitels erläutert, was die Politik von anderen moralischen Disziplinen unterscheidet und begründet ihre Notwendigkeit. Gemäß seiner Unterscheidung zwischen der Sphäre des Rechts, der Ethik und der Politik argumentiert Gundling, es reiche weder, lediglich die Gesetze zu befolgen, noch, die eigenen Affekte nur zu unterdrücken. Ein drittes Moment gehöre dazu, um glücklich zu werden: das sei die Klugheit. Sie lehrt die Menschen politisches Verhalten, und das meint vor allem, sich nach den Menschen und nach den Umständen zu richten. Zwar gibt es Leute, die „juste leben und ihre Affecten unterdrücken. Dargegen sind sie nicht prudentes; [...] Denn wer klug ist, muß nicht Alles so genau nehmen, sondern Mitleiden, mit seinem Nächsten, haben und sich accomodiren;“<sup>57</sup> Die hier artikulierte Flexibilisierung moralischer Standards zugunsten einer im eigenen Interesse optimierten Soziabilität wird von Gundling als Ausdruck einer caritativen Haltung gerechtfertigt und in die Tradition christlich motivierter Nächstenliebe gestellt. Gegenüber strenger Recht- und Ehrgläubigkeit wird die Liebe zum Mitmenschen, auch angesichts seiner Schwächen, stark gemacht.<sup>58</sup> Das Gegenbeispiel, das Gundling für äußerst unkluges Verhalten unter Privatpersonen gibt, liest sich wie eine satirische Skizze:

---

<sup>56</sup> Als Einführung in das juristische Fach verfolgt das Kolleg keinen universalen, sondern beschränkte Ansprüche. Seine Systematik entspricht der des institutionalisierten Faches, vgl. Gundling: *Collegium historico-literarium*. 1738. Es handelt sich hier um einen der von Christian Friedrich Hempel [Ps. Carl Ferdinand Phleme] postum herausgegebenen Bände, die zu Gundlings Ruf als flüchtiger Vielschreiber beigetragen haben. Nach Hempels Angaben in der Vorrede gehen die in diesem Werk gegebenen Vorlesungen Gundlings auf die Jahre 1717 und 1718 zurück. Jaumann behauptet 1989 unter Berufung auf Gottlieb Stolle, diese Kompendien entbehrten jeder sachlichen und stilistischen Authentizität. Vgl. Jaumann: Art. *Gundling, Nicolaus (Hieronymus)*. In: *Literaturlexikon*. Band 4. 1989, S. 428f.. Diese Einschätzung wird offenbar nicht uneingeschränkt geteilt, beispielsweise bezieht Scattola diese Ausgaben ohne Vorbehalte in seine Argumentation ein, vgl. Scattola: „*Prudentia*“. 1997, S. 357. Was Gundlings Stil betrifft, so sind die Unterschiede zwischen den zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Werken und den postum erschienenen überdeutlich und fallen sehr zu Gunsten Gundlings aus. Die sachliche Authentizität vermag ich insgesamt nicht zu beurteilen; an den von mir überprüften Stellen zur praktischen Philosophie scheinen mir Hempels Mitschriften jedoch glaubwürdig. Die wesentlichen Aussagen stimmen mit denen überein, die sich aus den autorisierten Werken entnehmen lassen. Jaumann selbst hat sein Urteil offenbar später modifiziert, denn in seiner 1995 erschienenen Habilitationsschrift stellt er die sachliche Zuverlässigkeit der Hempel'schen Mitschriften nicht mehr in Abrede, sondern bemängelt vor allem formale Aspekte ihrer Edition, vgl. Jaumann: *Critica*. 1995, S. 302, Anmerkung 125.

<sup>57</sup> Gundling: *Collegium historico-literarium*. 1738, S. 767.

<sup>58</sup> Auch in Weises Apologie der ‚lustigen Bücher‘ bzw. Politischen Romane spielt die *Caritas* eine wichtige argumentative Rolle, vgl. weiter unten.

Ich hätte freilich gar nicht nöthig, meinen Hut abzuziehen, Leute zu Gaste zu bitten ec. Aber ich thue nicht klug, wenn ich, mit Niemanden, conversire und, wie ein Quacker, bin, der den Hut, den grosen Deckel, darauf man, eine Compagnie Schweizer, mit ihren Pluder=Hosen, exerciren könnte, vor Jedermann, aufbehält. Man bekommt, solcher Gestalt, nur Feinde;<sup>59</sup>

Die fundamentalistischen Quäker ignorieren das *Decorum*; sie erscheinen als lächerliche Gestalten, weil sie sich nicht um ihren gesellschaftlichen Status kümmern. Gundling assoziiert religiös begründete Rigidität mit sozialer Isolierung, wenn er den Egalitarismus der Quäker, die „niemand eine besondere Ehrerbietung“ erweisen, als unhöfliches Verhalten ablehnt. Stattdessen wird Soziabilität gerade an der Fähigkeit gemessen, zwischen Menschen und Menschen zu differenzieren. Nur auf diese Weise scheint es möglich, aus potentiellen Feinden Freunde zu machen. Insofern der persönliche Status von der Akzeptanz durch andere abhängig ist, sind soziale Kompetenzen schon aus Gründen der Selbsterhaltung unerlässlich. Die kluge Sorge um sich aber ist das basale Motiv politischen Verhaltens. Es betrifft Fürsten wie Feuermäuerkehrer, und als Belege für die allgemeine Relevanz politischer Klugheit nennt Gundling schlagwortartig drei Politische Romane:

Die gröseste Klugheit ist demnach, daß ich bleibe, was ich bin und meinen Statum conservire; H.e. daß ich meine Feinde, vom Halse, schaffe. Wer das nicht kann, der ist imprudens. Daher hatt **Christian Weise**, ein ingenieuser Kopf, den **Politischen Bratenwender, Feuermäuerkehrer, Trödelfrau** ec. herausgegeben; Welches Nichts tummes ist. Denn, quemadmodum princeps habet regulas prudenter conservandi suum statum; So gehet es eben auch, mit denen Privatis, die gleichfals bleiben wollen, was sie sind. Wann ich übrigens die Politique late nehme, alsdenn gehöret auch das Decorum, darzu. Denn alle Diejenigen, welche sich ridicul machen, können sich keine Freund erwerben. Ergo, qui ridiculus est, non est capax ad conservandum se; Multo minus aliis officia praestare potest.<sup>60</sup>

Lässt man erst einmal beiseite, dass Gundling die genannten Titel fälschlich Christian Weise zuschreibt, dann handelt es sich dabei nach seinem Verständnis um kluge Lebenslehren für jedermann, auch für Menschen ohne öffentliche Ämter, analog der von Christian Weise formulierten *Personal-Politica* für Amtsinhaber.<sup>61</sup>

<sup>59</sup> Gundling: *Collegium historico-literarium*. 1738, S. 769.

<sup>60</sup> Gundling: *Collegium historico-literarium*. 1738, S. 769. Hervorhebung im Original.

<sup>61</sup> Vgl. Weises Definition in den *Politischen Fragen*. „Was ist Personal-Politica? Es ist ein Werck, welches die Leute mehr im Kopffe bey sich selbst überlegen, als in Büchern finden können. Denn ein iedweder Mensch, der in der Welt zu einem Amte gelanget, der hat seine eigene Politica, wie er sich in seinem Amte gubernieren soll; es mag einer ein General, ein Cantzler, ein Bischoff, ein Secretarius, ein Amtmann und was er sonsten will, seyn, so muß er sein gantzes Wesen auf gewissen Regeln gründen, davon er durchaus nicht abweichen darff, wenn er anders dem Amte genüge thun, und sich bey der Charge wohl conserviren will.“ Weise: *Politische Fragen*. 1690, S. 516. – Vgl. auch den einschlägigen Artikel in Zedlers *Universalleikon*, dessen einleitende Sätze wörtlich aus Weises Propädeutikum entnommen zu sein scheinen: ein

Wie Bischöfe, Generäle oder Sekretäre so haben auch Bratenwender, Trödel-frauen oder Feuermäuerkehrer ihre je eigenen Regeln, um ihre Interessen wahr-zunehmen und ihren Status auf kluge Weise zu erhalten. Unter *status* ist dabei durchaus im heutigen Sinn eine komplexe Mischung aus materiellem Lebensstan-dard und sozialem Prestige zu verstehen.

Für ein angemessenes Verständnis der Politischen Romane ist Gundlings ab-schließende Identifizierung von Lächerlichkeit und Lebensuntüchtigkeit auf-schlussreich, denn eine wichtige historische Funktion der Gattung besteht darin, lokale Amtsträger und stadtbekanntere Persönlichkeiten dem öffentlichen Spott auszusetzen. Vor dem Hintergrund eines heteronomen Ehrbegriffes im 17. Jahr-hundert sind die sozialen Konsequenzen solchen Spottes gravierend, weil ein lächerlicher und ein lächerlich gemachter Mensch nahezu identisch sind: In jedem Fall gilt eine Person ohne Reputation als außerstande, öffentliche oder private Interessen wahrzunehmen.

Ein weiteres Beispiel für die plakative Rezeption der Politischen Romane als po-puläre Verhaltensratgeber bildet Gundlings *Discours* zu Johann Franz Buddeus' Praktischer Philosophie. Die Vorlesung einleitend, geht er verschiedene Aspekte des Politikbegriffes durch und führt unter dem Stichwort ‚Politica Privata‘ aus:

Man lernet aber nicht allein in der Politic regieren, sondern wie man sich conduisi-  
ren soll, in allen societatibus. Ein jeder Mensch hat ja seine Politic, daher hat eben  
Weise in Zittau / den Politischen Feuer=Mäuer=Kehrer, die Politische Trödel=Frau und anders mehr geschrieben. Er hat es aber dicis gratia gethan. Um dies-  
ses alles kan man sich hier nicht bekümmern. Man nimmt nur die nöthigen socie-  
tates, worinnen alle stehen, oder wenigstens Hoffnung haben darein zu kommen.  
Das Hauptwerck aber wird gehen auf rempublicam. In der Politic consideriret man  
die Menschen tanquam in morali loco consistentes. Ein jeder Mensch hat seinen  
locum moralem, daher muß er diesen locum suchen zu mainteniren, und alle im-  
pedimenta aus dem Wege räumen; er muß in allen seinen Sachen suchen Ordnung  
halten. Ex illo ordine demum resultat felicitas. Ein Kauffmann mainteniret seinen  
locum nicht, wenn er bangerout spielet. Ein Hauß=Vater gleichfalls nicht, wenn  
er seine oeconomie ruiniret. Non tuetur locum ein Ministre, wenn er abgesetzt  
wird. Deswegen sagt man eben: Politica est ars tuendi & conservandi statum suum.  
Man hält denjenigen nicht vor gescheut, welcher zum Thore hinaus gehen, der sein  
Handwerck verlassen muß. Alle kleinen societates concurriren mit ad felicitatem  
reipublicae. Daher müssen die kleinen societates ebenfalls so eingerichtet werden,  
daß ein jeder kan seinen Zweck erhalten. Magna civitas kan nicht bestehen, es  
müssen Parvae civitates & societates da seyn; welche aber alle harmoniren müssen  
mit der grossen societate.<sup>62</sup>

---

Beleg für die Kanonisierung der Weise'schen Konzeption. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 27. 1741, Sp. 676. Dazu außerdem Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 182.

<sup>62</sup> Vgl. Gundling: *Discours*. 1733, S. 5f..

Die Äußerungen des Hallenser Professors lassen nun nicht nur vermuten, dass Christian Weise in gelehrten und akademischen Kreisen als der Autor ganz unterschiedlicher Politischer Romane betrachtet wurde; eine Vorstellung, gegen die sich dieser bereits im Frühjahr 1684 öffentlich gewandt hatte.<sup>63</sup> Gundlings Bemerkungen belegen auch das meinungsbildende Potential einer oberflächlichen Rezeption, die sich auf programmatisch verstandene Titelformulierungen beschränkt und als ‚politisch‘ titulierte Texte nur einem gelehrten Standesgenossen zuzuschreiben vermag. Ihr Status als literarische Gattung spielt hier nur eine untergeordnete Rolle: Das demonstriert Gundlings Vermutung, Weise habe diese privatpolitischen Schriften nur *dicis gratia* – nur zum Schein<sup>o</sup> – verfasst, womit er auf ihren fiktionalen Charakter anspielt. Das problematische Ansehen der Gattung bildet vielleicht den Hintergrund für die abwehrende Bemerkung („Um dieses alles kan man sich hier nicht bekümmern“), die unmittelbar anschließt und noch in der Transkription durch Christian Friedrich Hempel ihren mündlichen Duktus bewahrt hat. Sie lässt auf ein Thema schließen, das nicht in eine akademische Vorlesung gehört – möglicherweise auf den in seiner Bedeutung für die Gattungsgeschichte bisher nicht erkannten Weißenfelser Skandal, in dessen Folge die Politischen Romane in den 1680er Jahren eine eigene Dynamik entfaltet hatten.<sup>64</sup>

Allgemein zitiert Gundling die Politischen Romane als populäre Schriften eines gelehrten Autors, um damit sein prudentistisches Verständnis politischen Wissens zu veranschaulichen. Die schlagwortartig genannten Titel bekräftigen sein Argument, dass auch das Verhalten von Personen niederen Standes mit äußerst geringem Prestige im politischem Interesse liegen sollte. Damit wird der politiktheoretische Ort und die Bedeutung einer politisch orientierten Lebensführung aller Untertanen für den Staat erkennbar: Das Gemeinwohl gilt als übergeordneter Zweck, der sich quasi organisch aus den Fähigkeiten der einzelnen Personen, an ihrem jeweiligen Platze im eigenen Interesse für sich zu sorgen, zu ergeben scheint. Gundlings Gedankenführung hat einen ordnungspolitischen Hintergrund, insofern jegliche Möglichkeit, glücklich zu werden, an die Aufrechterhaltung ständischer Ordnung gebunden bleibt. Er betont indes weniger deren hierarchische Struktur als den sozial vermittelten Spielraum für persönliche Glücks- und Selbsterhaltungswünsche auf allen Ebenen. In diesem Zusammenhang

---

<sup>63</sup> Vgl. dazu B. II. 4.

<sup>64</sup> Vgl. dazu B. II. 1. b) und B. II. 3.

scheint eine aus egoistischen Motiven heraus optimierte Lebensführung durchaus im staatlichen Interesse zu liegen. Solange solche Argumentationsfiguren nur vor Studenten innerhalb akademischer Institutionen geäußert werden, die als *Politici* an der Herrschaft und ihren Institutionen beteiligt werden wollen, gehören sie durchaus in den Rahmen zeitgenössischer akademischer Politikkonzeptionen.<sup>65</sup>

### Georg Ernst Reinwalds *Studenten-Spiegel*

Im 1720 veröffentlichten *Academien- und Studenten-Spiegel* von Georg Ernst Reinwald räsoniert ein vorbildlicher Student mit dem bezeichnenden Namen *Zelotes Christianus* über atheistische Literatur: Die „ärgerliche[n] Bücher“, für die er die Politischen Romane hält, unterscheidet er in inhaltlicher Hinsicht deutlich von Werken, die den Themen Liebe und Abenteuer vorbehalten sind. Seine Abscheu gilt vor allem diesen, den Liebes- und Abenteuerromanen.

Im Interesse einer historischen Profilierung der Politischen Romane ist aber interessant, dass *Zelotes Christianus* die Werke aller drei historischen Untergattungen (Abenteuer-, Liebes- und Politische Romane) einem gemeinsamen Autorenmilieu zuordnet – und es spricht vieles dafür, diese Einschätzung als historisch aussagekräftigen Befund zu werten: *Zelotes Christianus* identifiziert die Autoren als Studenten. Auch die Forschung bestätigt, dass der literarische Alltag in der zweiten Jahrhunderthälfte von verstärkt auftauchenden Nachwuchsakademikern geprägt wird.<sup>66</sup> Nach *Zelotes Christianus* partizipieren sie am gelehrten Milieu, ohne schon selbst gelehrt zu sein:

[W]as sind nicht vor Bücher vorhanden / die weil sie von grossen Gelehrten nicht können gemacht worden seyn, als derer sie gantz unwürdig sind / und doch auch von Ungelehrten nicht haben herkommen können, als die das Geschicke dazu nicht haben / von Studenten entspringen müssen? Auf den Politischen Maulaffen / den Politischen Bratenwender / den Politischen Leyer mann / den Politischen Feuermauer=Kehrer u. d. g. sehe ich eben nicht / sondern vielmehr auf die, so entweder voller garstigen / lächerlichen und abentheuerlichen Geschichte und Reden sind / oder aber eine Liebes=Comoedien darstellen und Romainen genannt

<sup>65</sup> „Die Politica ist eine praktische Wissenschaft, die Normenwissen, empirisches Wissen und allgemeine Klugheitsregeln kombiniert und möglichst effizient auf die Respublica anwendet, aber gleichzeitig dem Nutzen des Anwenders dient. Die zentrale Perspektive ist dabei die der Herrschaft (Imperium, Gubernatio, Administratio usw.).“, Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 20.

<sup>66</sup> Der Befund stimmt sowohl mit den Beobachtungen überein, die Ketelsen hinsichtlich des Buchmarkts um 1700, insbesondere hinsichtlich der Verfasser erotischer Lyrik gemacht hat, wie auch mit den Untersuchungsergebnissen Simons, der das deutsche und englische Bücherangebot in den ersten Jahrzehnten nach der Jahrhundertwende untersucht hat. Auch Lohmeiers Darstellung legt nahe, dass es in der zweiten Jahrhunderthälfte viele Akademiker bürgerlicher Herkunft gegeben hat, die aufgrund einer geringer gewordenen sozialen Mobilität überdurchschnittlich lange Amtsanwärter blieben – und schrieben. Ketelsen: *Anonymisierung*. 1991, S. 260; Simons: *Marteanus Europa*. 2001; Lohmeier: *Vir eruditus*. 1999.

werden. Lieber Gott! wie viel sind derselben nicht, und welche greuliche Dinge in einigen!<sup>67</sup>

Die Politischen Romane werden von *Zelotes Christianus* als Gruppe ähnlicher Titel zusammengefasst, ohne inhaltlich näher charakterisiert zu werden. Ihre literarische Herkunft wird in einer gelehrten Grauzone situiert: Die skandalösen Texte beeinträchtigten die gelehrte Reputation, weshalb sie – so *Zelotes'* Umkehrschluss<sup>o</sup> – nicht von gelehrten Autoren stammen können. Zugleich erfordert ihre Produktion gewisse, wenn auch triviale Voraussetzungen im ursprünglichen Sinne des Wortes, nämlich Kenntnisse der Grammatik, der Dialektik und der Rhetorik wie sie in den Artistenfakultäten der Universitäten und anderer Hochschulen wie dem *Gymnasium illustre Augusteum* in Weißenfels vermittelt wurden.<sup>68</sup> Reinwalds *Studenten-Spiegel* bestätigt damit, dass viele der unbekannt gebliebenen Autoren Politischer Romane zum studentischem Milieu gehören; es handelt sich hierbei um einen bisher übersehenen Faktor, der den changierenden Charakter der Gattung prägt.

### Wolfgang Caspar Printz' *Battalus*

Nicht nur für das soziale Milieu der Autoren der Politischen Romane, sondern auch für zeitgenössische Lektürepraktiken finden sich Belege, allerdings integriert in fiktionale Texte: Sie erscheinen einerseits aufgrund ihres textinternen Kontextes historisch glaubwürdig, andererseits bestätigen sie „Markierungen“ der Politischen Romane, die eine populäre Rezeption indizieren.<sup>69</sup> Im 1691 erscheinenden Roman *Musicus Curiosus Oder Battalus Der Vorwitzige Musicant* von Wolfgang Caspar Printz sucht der homodiegetische Erzähler *Battalus* nach neuer Lektüre. Schließlich hat er von seinen Mitschülern, die die Titel ihrerseits ihren Eltern stehlen, über sechzig *Historische Bücher* für „ein liederliches Lumpen-Geld“ zusammengekauft. Hier einige Auszüge aus dem fiktiven Bestandskatalog:

„1. Eulenspiegel teutsch. 2. Eulenspiegel in lateinischen Versen. [...] 10. Rollwagen. 11. Garten-Gesellschaft. 12. Lustige Gesellschaft. 13. Meister Hildebrand. 14. Cento Novella Bocatii. [...] 44. Von der schönen Magalona. 45. Drey Ertz-Narren

<sup>67</sup> Reinwald: *Academien- und Studenten-Spiegel*. 1720, S. 424f. Zu diesem Titel vgl. Berns: *Erzählte Welt*. 1993, S. 323; vgl. auch Simons: *Marteaus Europa*. 2001, S. 319f.

<sup>68</sup> Vgl. den Sprachgebrauch bei Wels: *Triviale Künste*. 2000.

<sup>69</sup> Diese Markierungen für Leser werden im weiteren Verlauf der Studie im Einzelnen benannt. Ich beziehe mich hier auf Chartier, der in den vergangenen Jahrzehnten verstärkt die Frage nach den Praktiken des Lesens gestellt hat und dabei vor allem von den Druckerzeugnissen selbst ausgeht, vgl. Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 376-388, die Rede von den Markierungen, S. 382. – Chartier: *Lesewelten*. 1990; Chartier / Cavallo: *Welt*. 1999.

46. Drei klügsten Leute. 47. Politischer Näscher. 48. Politischer Maulaffe. 49. Politische Colica. 50. Politischer Feuer-Mauer-Kehrer. 51. Politischer Stockfisch. 52. Politischer Braten-Wender. 53. Politischer Tobacks-Bruder. 54. Winter-Nächte. 55. Philander von Sittewald. [...]“<sup>70</sup>

Diese Bücherliste belegt eindrucksvoll die Rezeption der Politischen Romane als populären Lesestoff, insofern sie einschlägige Exemplare der Gattung in eine Reihe mit Schwank- und Novellensammlungen und anderen stark rezipierten Erzählstoffen stellt.

### *Deutsche Acta Eruditorum*

Der anonyme Rezensent des gelehrten Journals *Deutsche Acta Eruditorum* hält es 1714 für völlig verfehlt, dass „Rattenfänger und Feuermäuerkehrer politisch“ werden und sich mit politischen Fragen beschäftigen. Seine Besprechung des eben erschienenen Werkes *Der Politische Philosophus* von Christoph August Heumann leitet er mit verächtlichen Bemerkungen über die vor einigen Jahren sehr populäre Gattung der Politischen Romane ein:

„Es sind eben nicht allzuviel Jahr verflossen, als es das Ansehen hatte, es sey bey uns Teuzschen die Politic sehr hoch gestiegen. Zum wenigsten, wenn ein müßiger Kopf etwan eine Grille ausgehecket hatte, so mußte solches gleich den Titul **politisch** führen, und das kam dann endlich gar so weit, daß auch die Rattenfänger und Feuermäuerkehrer politisch wurden. Wie weit sich aber solche Politic erstreckte, und wie lange sie geherrschet, das hat die Erfahrung gelehret, indem alle diese Schrifften nunmehr durch die Vergessenheit zu Grabe getragen worden.“<sup>71</sup>

Der Rezensent beklagt die Inflation des Politischen, die vor einigen Jahren dazu geführt habe, dass auch närrische Einfälle von unbeschäftigten und sich langweilenden Akademikern als politische Schriften publiziert wurden. Nachdem er das von den Politischen Romanen verkörperte Verständnis des Politischen pauschal als so oberflächlich wie kurzlebig diskreditiert hat, profiliert er richtige Politik als *prudentia*, als umfassende Klugheit. Ohne Christian Weise zu erwähnen, aber in einer ihm folgenden Argumentation,<sup>72</sup> wird dabei Politik als normatives Wissen verstanden, das Menschen instand setzt, den Staat, aber eben auch das eigene Leben erfolgreich führen zu können.<sup>73</sup> Ein solcher Politikbegriff schließt theore-

<sup>70</sup> Printz: *Musicus Curiosus, Oder Battalus*. [1691] 1974, S. 392f.

<sup>71</sup> *Deutsche Acta Eruditorum*. 26. Theil. 1714, S. 147f.

<sup>72</sup> Vgl. das Kapitel über Weises Vorrede zum *Politischen Näscher*, B. II. 1. a).

<sup>73</sup> „Die rechte wahre Politic in gegentheil bestehet wohl eigentlich darinnen: dass man so wohl sein eigen, als das gemeine beste befördern lernet, welches denn jeden vernünfftigen Menschen gar wohl anstehet. Und so muß man denn gegenwärtigen politischen Philosophum mit gantz andern Augen ansehen, als die andern Schrifften, die etwan den Nahmen politisch führen, indem in solchen [d. i. *Der politische Philosophus*,

tisch zwar alle Personengruppen ein, indessen ist – das indizieren die einleitenden Bemerkungen des Rezensenten wie das gelehrte Rezensionsmedium überhaupt – eine Ausdehnung auf die Lebensgestaltung von Rattenfängern und Feuermäuerkehrern de facto nicht vorgesehen.<sup>74</sup> Das hier artikulierte Politikverständnis geht mit dem Weises konform, doch die skandalträchtige Entwicklung der populären Gattung hat den Ruf ihres Inaugurators beschädigt,<sup>75</sup> so dass Weises Ausführungen zur Sache innerhalb einer gelehrten Rezension vermutlich eher unerwünschte Assoziationen provozieren würden – und hier deshalb mit Stillschweigen übergegangen werden.<sup>76</sup> Schließlich beziehen sich ja die Autoren der Politischen Romane durchaus auf ein weit gefasstes Politikverständnis, das neben Normen- und Faktenwissen insbesondere Klugheitsregeln umfasst. Anders als in der Forschung bisher gesehen, sollten die Politischen Romane keineswegs zur „Erziehung eines seiner Bürgerlichkeit bewussten Bürgertums“<sup>77</sup> beitragen, sondern gehören zu den Ausläufern eines vorwiegend lateinischsprachigen *Politicus*-Schrifttums, innerhalb dessen bereits seit Anfang des 17. Jahrhunderts über die „Konzeptualisierung eines neuen politischen Rollentyps“ diskutiert wurde.<sup>78</sup> Der unter pädagogischen Prämissen stehende, popularisierende Versuch Weises, den Begriff des Politischen ganzheitlich zu betrachten und zum Schlüsselbegriff einer klugen Lebensführung zu machen, entwickelt innerhalb dieses populären Mediums eine

---

A. W.] gezeigt wird, wie ein ieder Mensch durch kluge Reguln und Aufführung sein Glück bestermassen befördern soll. Bisher hat man eine grosse Anzahl solcher politischen Scribenten gehabt, die uns Reguln vorgeschrieben, wie des Staats und gemeinen Wesens Nutz möchte befördert werden, allein die Hauß-Politic oder Privat=klugheit hat ausser den Herrn geheimen Rath Thomasium in seiner Prudentia Consultatoria, noch niemand sonderlich ausgearbeitet.“ *Deutsche Acta Eruditorum*. 26. Theil. 1714, S. 148.

<sup>74</sup> Handwerker hatten geringes soziales Prestige und wurden zum Pöbel gerechnet, der „aus der Sicht der bürgerlichen Oberschichten [durch, A.W.] die mangelnde Vernunft, die zu große Neigung zum affektbestimmten Handeln und die leichte Verführbarkeit durch den äußeren Schein“ gekennzeichnet ist. Insofern ist der Kontrast zwischen dem gelehrten Titelepheton und dem plebejischen Status der Protagonisten besonders provozierend, vgl. Gestrich: *Absolutismus*. 1994, hier S. 115, passim.

<sup>75</sup> Das ist Weises Vorrede zum *Neu=erleuterten Politischen Redner* (1684) sowie den aussagekräftigen Notizen seines ehemaligen Lehrers Jakob Thomasius zu entnehmen (dazu B. II. 4.).

<sup>76</sup> Dass Weise als Verfasser der *Ertz-Narren* und des *Näschers* im Gedächtnis der *res publica litteraria* durchaus präsent ist, belegt beispielsweise Peter Dahlmann, der in seinem 1710 erschienenen Lexikon der Pseudonyme Weises Pseudonyme auflöst, dabei die *Ertz-Narren* und den *Politischen Näscher* lobt, um dann die Politischen Romane wie folgt zu kommentieren: „Es haben zwar viele dem Authore hierinne imitiren wollen / und auch etwas Politisches geschrieben / als den Politischen Stockfisch / Halbfisch / Feuermäuer=Kehrer ec. aber es sind meistens alberne Narrens=Possen / die wenig Manier haben / und des Herrn Weises Geschicklichkeit lange nicht assequiren.“ Vgl. Dahlmann: *Schauplatz*. 1710. S. 678.

<sup>77</sup> Grimm betont zutreffend, dass Weises Bemühungen vor allem der „Ausbildung einer Beamtenschaft“ galten, die nicht mit dem Bürgertum identisch ist, berücksichtigt aber die lange vor Weise einsetzende Diskussion nicht. Grimm: *Literatur*. 1983, S. 317, S. 324.

<sup>78</sup> Es ist das Verdienst Webers auf dieses Korpus aufmerksam gemacht – und in diesem Zusammenhang auch die Bedeutung Christian Weises präzisiert und relativiert zu haben. Vgl. Weber: *Erfindung*. 2004, S. 350. Anders Grimm: *Literatur*. 1983, S. 223.

eigene Dynamik. In deren Folge wird die Gattung von Professoren, Hofangehörigen und Studenten dazu genutzt, um sich mit satirischen und polemischen Mitteln vom unprofessionellen Pöbel und dessen vielfältigen Partizipationsansprüchen abzugrenzen. Festzuhalten ist, dass die Politischen Romane bereits durch ihren medialen Status als populärer Lesestoff eine Herausforderung für herrschaftstragende Schichten wie für ein elitäres Konzept der *Politica* bilden. So betreibt der Rezensent der *Deutschen Acta Eruditorum* am Anfang des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt auch die Restaurierung des politischen Diskurses als Selbstverständigungsdiskurs einer Elite. Die literarische Institutionalisierung der Politischen Romane als Gattung ist dagegen gescheitert. Wie es dazu kam, ist ein Thema dieser Arbeit.

### III. Forschungsüberblick

Es scheint ein für die Gattungsgeschichte bezeichnender Umstand, dass in dem dem 17. Jahrhundert gewidmeten Band von *Hansers Sozialgeschichte der Literatur* im Abschnitt „Der ‚politische‘ Roman“ etwa drei Viertel der für die Gattung relevanten Exemplare überhaupt nicht erwähnt werden und damit der historische Umfang der Gattung gar nicht in den Blick gerät.<sup>79</sup> Außerdem wird der Politische Roman sowohl unter die „Gebrauchs- und Massenliteratur“ (hinsichtlich seiner literarischen Verwandtschaft mit dem *Pícaro*-Roman) als auch unter die „Kunstliteratur“ subsumiert. In seinem Beitrag zu den „Formen des Romans“ versucht Ingo Breuer die Dichotomie zwischen hohem und niederem Roman weniger als hierarchische denn distinktive Bestimmung zu verstehen, die „vor allem auf einen anderen Status im System literarischer Institutionen schließen [lasse, A.W.], d. h. auf unterschiedliche Rezeptions- und Nutzungsbereiche.“<sup>80</sup> Der spezifische Nutzen der den niederen Romanen zuzuordnenden Politischen Romane bestünde in diesem Zusammenhang lediglich darin, als kompilatorische Literatur eine „Fülle von Materialien für galante >conduite<, >höfliche< Konversation und >politisches< Verhalten“ bereitzustellen.<sup>81</sup> Demgegenüber will die vorliegende Untersuchung zeigen, dass sich die historischen Funktionen der vielgestaltigen Gattung deutlich differenzierter und zugleich konkreter resümieren lassen. Auch soll nicht verschwiegen werden, dass die Politischen Romane bereits von Rolf Grimminger

---

<sup>79</sup> Breuer: *Formen*. 1999.

<sup>80</sup> Breuer: *Formen*. 1999, S. 576.

<sup>81</sup> Breuer: *Formen*. 1999, S. 576.

im zwanzig Jahre zuvor erschienenen dritten Band der *Sozialgeschichte* behandelt und damit bezeichnenderweise der Epoche der Aufklärung zugeschlagen worden sind.<sup>82</sup> Grimminger spricht vage von einer verhältnismäßig breiten Überlieferung, geht aber nur auf die namentlich bekannten Autoren Weise und Riemer näher ein. Als Gattungsmodell versteht er Weises *Ertz-Narren*, die als „der erste Roman mit deutlichem Aufklärungsanspruch der Zukunft“ gedeutet werden.<sup>83</sup> Damit ist für Grimminger die Zuordnung der Gattung zur aufklärerischen Epoche gerechtfertigt.

Der defizitäre Forschungsstand hinsichtlich der Politischen Romane hat historische und forschungsgeschichtliche Gründe, die miteinander verquickt sind: Die bisherige Beurteilung der Gattung wird besonders durch die Rezeption der geistes- und kulturgeschichtlich orientierten Barockforschung der 20er und 30er Jahre geprägt, deshalb wird diese besonders berücksichtigt. Die einzelnen Politischen Romanen geltenden Einlassungen, aber auch allgemeinere Aussagen zur Gattungsgeschichte rekurren überwiegend auf die Ergebnisse der Anfang der 30er Jahre entstandenen Untersuchung *Bürgertum und Barock* von Arnold Hirsch: Hirsch gelten die drei Romane Christian Weises als Prototypen der Gattung, als deren Poetik liest er die jeweiligen Vorreden und den *Kurtzen Bericht zum Politischen Näscher*. Dass die Gattungsvorgaben Christian Weises nicht geeignet sind, um das historische Phänomen in seiner Gesamtheit zu erfassen, wurde von der Forschung zwar gesehen, aber meist als Beleg für einen literarischen Niveauverlust der nachfolgenden Autoren hingenommen.<sup>84</sup> Zudem wurden Weises *Bericht* und die vermeintlichen Gattungsexemplare seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen erörtert: Während Weises Gattungsentwurf vor allem hinsichtlich der Entwicklung einer eigenständigen Romantheorie befragt und unter literaturtheoretischen Gesichtspunkten analysiert wurde,<sup>85</sup> sind einzelne Politische Romane unter ganz

---

<sup>82</sup> Vgl. Grimminger: *Geschichte*. 1980, S. 635–715.

<sup>83</sup> Grimminger: *Geschichte*. 1980, S. 648.

<sup>84</sup> Das gilt indes nur, sofern die fehlende Regelkonformität der Texte nicht durch einen überaus talentierten Autor, siehe das Beispiel Johann Beer, oder einen vermeintlich realistischen Stil, siehe Johannes Riemer, kompensiert zu sein schien. – Für eine stärkere Berücksichtigung der literarhistorischen Tradition vor Weise plädiert Kremer: *Zur Genesis*. 1975.

<sup>85</sup> Auf das Interesse an romantheoretischen Fragen reagiert bereits die Anthologie einschlägiger Quellentexte von Kimpel und Wiedemann von 1970, die ausgewählte Abschnitte des *Kurtzen Berichts* zugänglich gemacht und damit dessen Rezeption stark geprägt haben; bei Ernst Weber (1974) finden sich darüber hinaus Auszüge aus Vorreden verschiedener Politischer Romane (Weise: *Näscher*; *Germanicus*: *Mause-Falle*; *Coccyx*: *Guckguck*; *Castimonius*: *Hof-Mädgen*); sodann sind die Studien Voßkamps (1973), Wahrenburgs (1973) und Solbachs (1994) zu nennen: beispielsweise untersucht Wahrenburg die

verschiedenen Aspekten herangezogen worden, nur selten stand dabei jedoch ihr Status als Gattungsexemplar im Vordergrund.

Inzwischen gilt (in der älteren Forschung ausgesprochen, in der jüngeren Forschung eher unausgesprochen) der überwiegende Teil der Politischen Titel als defizienter Modus der Gattung. Das trifft vor allem Romane von Autoren, deren Pseudonyme nicht entschlüsselt werden konnten; sie erregten nach Hirschs Studie nur noch selten das wissenschaftliche Interesse. Diese Tendenz wurde dadurch verstärkt, dass die Texte aufgrund der Verluste historischer Buchbestände während des Zweiten Weltkriegs und in seiner Folge schwer zugänglich waren.<sup>86</sup> Auf diese Weise sind überholte literarische Werturteile forschungsgeschichtlich wirksam geblieben, ohne dass die ihnen zugrundeliegenden Präferenzen bisher reflektiert oder auch nur durch neue Quellenstudien relativiert worden wären. Um diese einflussreich gewordenen Bewertungen ihrerseits zu historisieren, werden zunächst die Spuren verfolgt, die die Politischen Romane in den Forschungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung hinterlassen haben.

Bereits Karl Goedeke stellt die „romanhaften politischen Schriften“ in seinem *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* in einen epochenübergreifenden Horizont, wenn er sie als „Aufklärungsliteratur hundert Jahre vor dem Aufklärer [!]“ bezeichnet.<sup>87</sup> Goedeke zufolge gab Christian Weise vor allem mit seinem Werk *Der Politische Näscher* den Anstoß „zu einer ganzen Flut“ solcher Unterhaltungsliteratur, deren Beliebtheit derjenigen der Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts gleichkam.<sup>88</sup> Goedeke betont vor allem die literarhistorische Bedeutung dieser Unterhaltungsliteratur.

---

romanthoretischen Texte vor allem auf ‚einen originären bürgerlichen Gehalt‘ hin. Voßkamp eruiert anhand Weises „Poetik des Politischen Romans“ den „Spielraum romanästhetischer Erörterungen in Deutschland gerade unter moralisch-ethischen Gesichtspunkten“ (S. 96-120). Solbach behandelt in seiner Studie *Gesellschaftsethik und Romantheorie* erzähltheoretische Reflexionen bei Grimmelshausen, Weise und Beer; er konzentriert sich auf Weises Theorie der Affekte und seine Rhetorik, stellt aber keine Überlegungen zum Gattungszusammenhang oder zur Gattungsgeschichte der Politischen Romane an (S. 193-236). Eine genauere Auseinandersetzung mit der Forschung zum *Kurtzen Bericht* erfolgt in B. II. 2. Vgl. Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970; Weber: *Texte*. 1974; Voßkamp: *Romantheorie*. 1973; Wahrenburg: *Funktionswandel*. 1976; Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994; Solbach: *Evidentia*. 1994.

<sup>86</sup> Hirsch hat vor allem mit Beständen Politischer Romane der Bibliotheken in Berlin, Dresden und Breslau gearbeitet, die im Zweiten Weltkrieg stark gelitten haben.

<sup>87</sup> Goedeke zählt 35 Titel zu den romanhaften politischen Schriften, vgl. Goedeke: *Grundriß*. 1887, S. 280f.

<sup>88</sup> Die Analogie der Phänomene markiert nach Goedeke zugleich eine gravierende geistesgeschichtliche Differenz, insofern die Teufelsliteratur ihre Leser „vom dogmatischen Grunde“ her belehren wollte, während in den Politischen Romane „kaum sittliche Gesichtspunkte“ zu finden sind, sondern „höchstens eine Abrichtung des Menschen“ unter pragmatischen Gesichtspunkten stattfindet. – Goedeke weist auch auf den institutionellen, also: schulischen Hintergrund der Weise’schen Romanproduktion hin. Die metaphorische Bezeichnung der Politischen Romane als *Flut* wird auch von Becker (S. 135) und Kremer

Karl Borinski hat nicht nur den Epochenbegriff des Barock in der deutschen Literaturgeschichte etabliert, einflussreich ist auch seine 1894 erschienene Darstellung *Baltasar Gracián und die Hofliteratur in Deutschland* geworden, in der er das Werk des spanischen Moralisten als kulturellen Praetext für die im Umkreis der Höfe entstandene deutschsprachige Literatur versteht, dessen Rezeption deshalb nicht mehr im Einzelnen belegt werden muss.<sup>89</sup> Graciáns *Criticon* ist mit seiner Welt- und Hofsatire der politische Roman, der in Deutschland popularisiert wurde, so Borinski.<sup>90</sup> Christian Weise gilt demzufolge als ein Autor, der eine bereits vorhandene Gattung für das deutsche Publikum adaptiert.<sup>91</sup> Dieser Annahme ist früh widersprochen worden und sie kann als widerlegt gelten:<sup>92</sup> Die

---

gebraucht. Sie begünstigt eine pauschale, jedenfalls entdifferenzierende Behandlung der Gattung, insofern der Eindruck einer überwältigenden Fülle entsteht, die keinen eingehenderen Blick auf ihre einzelnen materiellen Bestandteile erlaubt. Vgl. Goedeke: *Grundriß*, 1887, S. 280.

<sup>89</sup> Für Weises *Bericht* setzt er die Rezeption Graciáns voraus, obwohl ihm „die Affektbezwingungslehre“ Graciáns bei Weise „seltsam erscheint“, vgl. Borinski: *Baltasar Gracián*. [1894] 1971, S. 80.

<sup>90</sup> Borinski: *Baltasar Gracián*. [1894] 1971, S. 105. Vgl. auch Borinski: *Geschichte*. 1921, S. 541.

<sup>91</sup> „Weise hat von den spanisch-italienischen Formen, die Quevedo, Boccacini, und Gracián darboten, am entschiedensten die Graciánsche im *Criticon* aufgegriffen und, im Grunde genommen überall, in seinen Welt- und Lebensbildern durchgeführt.“ Die *Ertz-Narren*, *Die klügsten Leute* und *Der Politische Näscher* gelten als „genaue Nachbildung“ des *Criticon*. Damit gehe freilich die „Degradierung der Politik in den kleinen deutschen Verhältnissen“ einher, vgl. Borinski: *Baltasar Gracián*. [1894] 1971, S. 116, 118, 121, 123.

<sup>92</sup> Den behaupteten Einfluss Baltasar Graciáns relativiert bereits Cohn erheblich, indem er erstens auf beschränkte Rezeptionsmöglichkeiten, zweitens auf Weises Praxis hinweist, autoritative Referenzen auch namentlich anzuführen, schließlich die differierende Figurengestaltung im *Criticon* und im *Näscher* betont. Graciáns Werke *Criticon* und *Hommes de cour* seien erst in den 80er Jahren in die deutsche Sprache übertragen worden. Cohn hat bei Weise keinen Anhaltspunkt für spanische Sprachkenntnisse gefunden; grundsätzlich betont er die differierenden kulturellen Rezeptionskontexte in Spanien und Deutschland; überdies könne Borinski keine namentliche Nennung Graciáns anführen, weder für eine volkstümliche noch für eine gelehrte Rezeption, vgl. Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 166, 200, 206.

Forssmanns Studie zu *Baltasar Gracián und die deutsche Literatur zwischen Barock und Aufklärung* enthält einen Exkurs zu den Politischen Romanen; während seine Äußerungen zum Gattungszusammenhang schon deshalb kaum weiterführen, weil er den politischen Bildungsanspruch Politischer Romane von vornherein aus einem merkwürdig ahistorischen und engen Verständnis des Politischen heraus negiert (S. 324), sind seine Befunde zur Rezeption Graciáns durch Weise durchaus triftig: Sich mit den Thesen Borinskis einandersetzend geht Forssmann von einer frühen Entstehungszeit der meisten Romane Weises, nämlich der Leipziger Studienzeit aus. In dieser Zeit hätte Weise das *Oraculo Manual* und das *Criticon* in spanischer Sprache lesen müssen, die er wohl nicht beherrscht habe. Erst im Vorwort zum *Gelehrten Redner* von 1692 bezieht sich Weise explizit auf Gracián und seinen Traktat *Oráculo manual* (in der französischen Übersetzung durch Nicolas Amelot de la Houssaie als *L'homme de Cour* von 1684). Es gibt keinen Anlass, die Kenntnisnahme Gracián'scher Maximen durch Weise weiter vorzudatieren. Vgl. Forssmann: *Baltasar Gracián*. 1977, S. 69f., S. 108f. – Für Barner gehört Gracián noch 1984 neben Barclay zu den literarischen Bezugsgrößen Weises, vgl. Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 701. Festzuhalten ist demgegenüber zum einen, dass Gracián erst nach 1686, nach der deutschen Übersetzung und nach Christian Thomasius' Leipziger Vorlesung über Gracián unter dem Titel *Discours welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben nachahmen sollte* von 1687, zum zentralen „Bezugstext“ für die Diskussion um das durch den *Politicus* verkörperte Verhaltensideal wird; zum anderen, dass Weise bereits am Ende einer der „Professionalisierung“ des Politikers geltenden Schriftentradition steht. Zum ersten Punkt vgl. Till: Art. *Politicus*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 6. 2003, Sp. 1427, 1438. Zum zweiten Punkt Weber: *Erfindung*. 2004. Beetz Einschätzung ist zuzustimmen, wenn er zu bedenken gibt: Anders als Christian Weises pädagogischer Impetus habe sich Graciáns pessimistische Lebenslehre „nicht an der Utopie gesellschaftlicher Harmonie orientiert, sondern den auf sich selbst gestellten Einzelkämpfer angesichts

Politischen Romane sind nicht aus einer Rezeption Baltasar Graciáns heraus entstanden.

Einen Gattungszusammenhang sieht Borinski nur hinsichtlich der Weise'schen Romane, während alle anderen politischen Titel pauschal für „einen unabsehbaren Nachklatsch“ gehalten werden.<sup>93</sup> Insofern Weises exemplarisch angelegte Figuren das Leben kennenlernen wollen, berühren sie sich mit dem Bildungsroman: Aus dieser Perspektive ist dann Johann Wolfgang Goethe „[d]er eigentliche Vollender und lebendige Ausgestalter des politischen Romans“.<sup>94</sup>

Rudolf Becker hat sich bereits 1910 ausschließlich mit *Weises Romanen und ihrer Nachwirkung* beschäftigt.<sup>95</sup> Becker zufolge ist der *Bericht vom Politischen Näscher* „eine Art Poetik der Politischen Literatur“.<sup>96</sup> Hinsichtlich der satirischen Romane bemerkt er eine besondere Orientierung an „konkreten, angeblich dem Leben abgesehenen Fällen“, die den Autor zum „Tagesschriftsteller“ mache.<sup>97</sup> Weises Werke werden der Unterhaltungsliteratur zugeordnet, damit allerdings als defizitär gegenüber „der dauerhafteren und gründlicheren Arbeit des spekulativen Künstlers“<sup>98</sup> eingeschätzt. Für ein verallgemeinerbares Charakteristikum populären Schreibens hält Becker die Kontamination der Kunst durch die Mode:

„Es ist ein Kennzeichen dieser Literatoren bis auf den heutigen Tag, daß sie in einer Form, die um so rascher sich ablebt, je entzückter ihr das Publikum in ihrer kurzen Blüte anheimfällt, die Popularisierung und Verballhornung einer bedeutenden Idee betreiben, daß sie mit andern Worten das Wesen der Mode in Kunst und Denken etablieren.“<sup>99</sup>

Auch bei Becker hat Christian Weise die seine Romane prägende Überzeugung, „Ein politischer Mensch ist der, der durch sein Wesen zugleich gefällt und gelehrt“, von Baltasar Gracián übernommen.<sup>100</sup>

---

einer als permanent unterstellten Konkurrenz- und Kriegssituation heroisiert.“ Beetz: *Frühmoderne Höflichkeit*. 1990, S. 38.

<sup>93</sup> Borinski unterscheidet zwei Entwicklungstendenzen dieser „ursprünglich so hoch angelegte[n] Literatur“: einerseits zum Journalismus, andererseits zum bürgerlichen Abenteuerroman hin, vgl. Borinski: *Baltasar Gracián*. [1894] 1971, S. 126.

<sup>94</sup> Borinski: *Baltasar Gracián*. [1894] 1971, S. 127.

<sup>95</sup> Hier gilt Weise als einer der wenigen Autoren des 17. Jahrhunderts, dessen Figuren eine individuelle Charakteristik erhalten. Becker relativiert Weises literarhistorische Bedeutung allerdings, vgl. Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 17f.

<sup>96</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 51.

<sup>97</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 85f.

<sup>98</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 86.

<sup>99</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 86.

<sup>100</sup> Becker recurriert hier auf Borinski, vgl. Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 89.

Die übrigen Autoren gelten ihm ausnahmslos als „Nachahmer“. Dementsprechend versteht er die Weiseschen Romane als gattungsbildende Muster, deren „Stoff, Lehre und Schreibart“ aufgrund ihres Erfolgs nachgeahmt werden.<sup>101</sup> Das Korpus der Politischen Romane gliedert Becker „[m]it einiger Willkür“<sup>102</sup> in fünf Gruppen, die nach der vermeintlichen Nähe zu Weises Werk hierarchisiert werden; innerhalb der Gruppen kommentiert Becker die einzelnen Titel in chronologischer Folge.<sup>103</sup>

Ungeachtet verschiedener Inkonsistenzen bestimmt Becker den Gattungszusammenhang der Politischen Romane abschließend gewissermaßen als eine Art Familienähnlichkeit, die auf der Selbstbezeichnung der Gattungsexemplare und einer ähnlichen Präsentation zu basieren scheint:

„Die sämtlichen Verwandten Weises, die hier vorgeführt worden sind, haben nach dem Muster des *Näschers* das Stichwort „Politisch“ im Titel, das sie einem sensationellem Hauptwort zum Attribut geben. Sinn braucht dieser Titel nicht immer zu haben; es genügt, daß er den Leser verblüfft und anlockt. [...] Es ist also im Grunde nicht viel mehr als plagiatorische Reklame.“<sup>104</sup>

Becker beschreibt an dieser Stelle die Aufmachung der Bücher („schlecht und fehlerhaft gedruckt und sehr dürftig ausgestattet“) mit ihren Titelillustrationen („Roheit der Technik [erinnert] bisweilen an Troglodyten“) und den Vorankündigungen weiterer ähnlicher Titel, von denen viele nie erschienen sind. Tatsächlich kann die äußere Präsentation der Bücher zu ihrer Identifikation als Gattungsexemplare beitragen; von Becker wird sie indes nur als Beweis dafür betrachtet, „in wie niedriger Sphäre wir uns befinden“<sup>105</sup>.

In seinem Resümee greift Becker nicht mehr auf die Gattungsbezeichnung „Politische Romane“ zurück und bemerkt, es sei das historische (nicht literarische) Verdienst der Nachahmer, erfolgreich „eine populäre Prosadichtung propagiert zu haben, die doch nicht mehr die alte Volksdichtung war“.<sup>106</sup> Dieses Fazit, das den gattungsgeschichtlichen Zusammenhang der Politischen Romane zugunsten

---

<sup>101</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 90.

<sup>102</sup> Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 90.

<sup>103</sup> Becker diskutiert insgesamt sechszwanzig Titel, von denen er ausdrücklich fünf aus der Gattung aussortiert, in anderen Fällen ist sein Urteil nicht völlig eindeutig. Für die ersten drei Gruppen wird dabei jeweils ein anderer Roman Weises als Typus zugrunde gelegt. Die beiden letzten Gruppen repräsentieren offenbar Stadien des Verfalls; Becker modifiziert seine systematischen Kriterien, um das literaturgeschichtliche Phänomen, dass „[d]as Wort Politisch [...] empfehlend genug [war, A.W.], um es auch sonst auf Schriften anzubringen, denen die eigentlichen Kennzeichen der Weises'schen Romane fehlen“, beschreiben zu können.

<sup>104</sup> Becker: *Weises Romane*. 1910, S. 132.

<sup>105</sup> Becker: *Weises Romane*. 1910, S. 133.

einer vage bleibenden Vorreiterrolle ihrer Autoren relativiert, rekuriert implizit auf die auch andernorts bemerkte akademische Provenienz und auf spezifisch literarische Referenzen der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur.

In seiner Studie „Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts“ von 1921 behandelt Egon Cohn die Politischen Romane im Rahmen einer allgemeinen Bildungsgeschichte unter historistischen Prämissen.<sup>107</sup> Den Gattungszusammenhang der Politischen Romane thematisiert er kaum, er behandelt nur die Romane Weises. Hier kommt er indes gerade aufgrund seiner kulturhistorischen Perspektive zu einigen interessanten, verallgemeinerbaren Erkenntnissen hinsichtlich der literarischen Tradition der Politischen Romane:

Damit ist vor allem Cohns Bemerkung gemeint, es handele sich dabei nicht um Romane, sondern um „lose aneinander gereihte Bilder“, die in der Tradition der Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts stünden.<sup>108</sup> Deren popularisierende moraldidaktische Funktion lasse sich „ohne jegliche Änderung“<sup>109</sup> auf Weises *Ertz-Narren*, *Die klügsten Leute* und *Der Politische Näscher* übertragen. Allerdings sei es Weise gelungen, für die diversen Elemente einen charakteristischen paratextuellen und narrativen Rahmen zu schaffen, der gattungsgenerierend gewirkt habe:

„Disputationen, Dialoge – sie bilden allemal das Kernstück. Romanhaft ist nur die Einkleidung, oft nur die Einleitung. Sie allerdings war Weises eigenste Leistung, hierin [...] beruht sein wesentlicher Anteil an der Fortbildung dieser Volksbüchergattung.“<sup>110</sup>

Auch Cohn versteht Weises Romane somit als populäre Literatur<sup>111</sup> und beschreibt sie – ohne den Terminus zu benutzen – als Kompilationsliteratur. Weises *Bericht* betrachtet er als zeitgenössische Quelle, weniger als Gattungspoetik; er betont ihre aktuellen und pragmatischen Bezüge.<sup>112</sup> Hier wie überhaupt hält er

<sup>106</sup> Becker: *Weises Romane*. 1910, S. 135.

<sup>107</sup> Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967.

<sup>108</sup> Er nennt die Werke Wickrams, *Schimpf- und Ernst-Sammlungen*, den *Ritter vom Thurn*, auch Peter Mehmels *Lustige Gesellschaft*. Cohn relativiert die Bedeutung der literarischen Tradition der Narrensatire für die Politischen Romane, vergleicht indes Weises literarischen Intentionen durchaus mit denen der Moralsatiriker Andreae, Schupp und Moscherosch; Weise verfolge aber vor allem pädagogische Interessen. Vgl. Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 168.

<sup>109</sup> Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 164.

<sup>110</sup> Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 165.

<sup>111</sup> Den Begriff des Volksbuches benutzt er in dem von Müller skizzierten, weiteren Sinn als „volksläufige“ Bücher zur Unterhaltung, Lehre [...],“ vgl. Müllers Art. *Volksbuch*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. 2003, S. 789.

<sup>112</sup> Dabei insistiert er gegen die auf einem normativen Literaturbegriff basierenden Bewertungen Beckers auf einer historischen Perspektive, denn: „den Historiker reizt das jeweils Existierende und dazu gehört

die pädagogische Haltung Christian Weises für maßgeblich: auch seine „literarischen Kunstübungen“ dienten dazu, innerhalb und außerhalb der akademischen Institutionen erzieherische Ziele zu unterstützen: „Sein Publikum war die heranreifende Jugend, waren die Studenten, die ins Leben zogen, war der gebildete Bürgerstand“.<sup>113</sup> In der Tat lässt sich eine soziale Nähe der Gattung der Politischen Romane zu Schule und Universität konstatieren. Das wird – neben der generellen Charakterisierung als Jugendliteratur – auch dadurch belegt, dass sowohl Autoren wie Adressaten zu den Angehörigen dieser Institutionen gehörten.

Die Forschung zu den Politischen Romanen des späten 17. Jahrhunderts rekurriert bis heute auf die Ergebnisse der erstmals 1934 veröffentlichten, aber erst nach der postumen zweiten Auflage von 1957 wirklich wahrgenommenen Untersuchung „Bürgertum und Barock“ von Arnold Hirsch. In ihrer umfassenden Quellenorientierung ist Hirschs Studie tatsächlich einmalig geblieben, ihre literatur- und gattungsgeschichtlichen Einschätzungen sind freilich in mancherlei Hinsicht problematisch.

Arnold Hirsch gelten die Politischen Romane als historische Belege für ein sich wandelndes Weltbild. Im Rahmen seiner sich dezidiert kulturhistorisch verstehenden Untersuchung „Bürgertum und Barock im deutschen Roman“<sup>114</sup> beansprucht er, „in der Gesamtheit der Romanproduktion die Neuentstehung bürgerlicher Elemente aufzeigen“ zu können.<sup>115</sup> Hirsch behandelt vor allem drei literaturgeschichtliche Phänomene, zunächst die „Verbürgerlichung“ der literarischen Gestalt des Pícaro,<sup>116</sup> dann die Politischen Romane als Manifestation eines frühbürgerlichen Bildungsideals, schließlich den sich verstärkenden Realismus im Schäferroman. Hirschs Vorgehen rekurriert ebenso wie bereits der Titel der Studie mit seiner kontrastiv zu verstehenden Verbindung von „Bürgertum und Ba-

---

das Philiströse genau so wie das Geniale“, vgl. Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 165.

<sup>113</sup> Cohn: *Gesellschaftsideale*. [1921] 1967, S. 169.

<sup>114</sup> Hirsch formuliert in der Originalausgabe seiner Habilitationsschrift die Ablehnung einer im engen Sinn literaturhistorischen, die gesellschaftlichen Bezüge ausblendenden Perspektive, „gemäß der die Dichtwerke auf dem grünen Tuch literarhistorischer Nivellierung aufeinanderprallen, wie die Billardkugeln“, besonders plastisch, Hirsch: *Bürgertum*. 1934, S. 18. Zum Versuch der Literaturwissenschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts, relevante Kontexte zu erschließen vgl. allgemein den Beitrag von Boden: *Stamm*. 2003.

<sup>115</sup> Hirsch weist gleichzeitig auf deren relative Bedeutung gegenüber den dominierenden „barocken Bestände[n]“ hin, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 1957, S. 3.

<sup>116</sup> Zuletzt hat Martino diese These bestritten; Martino argumentiert eher auf einer gattungsgeschichtlichen Ebene, vgl. Martino: *Der deutsche Buscón*. 2001. Rötzer hält dagegen in einem umfassenden Sinn an der Rede von der „Verbürgerlichung“ fest, interessanterweise rekurriert er abschließend auf ein antizipatorisches Literaturverständnis; Rötzers Erwiderung auf Martino ist Hirsch gewidmet, vgl. Rötzer: „*Verbürgerlichung*“. 2003.

rock“ auf die herkömmlichen Konnotationen des Epochenbegriffs Barock als einer höfischen Kultur, deren Kunst und Literatur durch einen dementsprechend repräsentativen Stil gekennzeichnet seien.<sup>117</sup>

Zu den historischen Voraussetzungen der Politischen Romane gehört nach Hirsch die Überzeugung, der Staat habe vorwiegend innerweltliche Zwecke zu verfolgen. Die sich vermehrenden Verwaltungsinstitutionen boten den Bürgern gegen Ende des 17. Jahrhunderts „einen völlig neuen Lebensraum“<sup>118</sup>, und die ihnen zugewiesenen Aufgaben führten innert mehrerer Jahrzehnte zu einer drastisch veränderten Selbstwahrnehmung („Bewußtsein“) dieser Schicht: „Ein wichtiger Ausschnitt aus diesem Umwandlungsprozeß ist die Entstehung eines neuen bürgerlichen Bildungsideals im politischen Roman Christian Weises.“<sup>119</sup> Insbesondere diese literarische Gattung belegt nach Hirsch, dass der Absolutismus „eine neue weltliche Kultur“ hervorbringt.<sup>120</sup>

Hirsch leitet die Definition der Gattung aus den Intentionen Christian Weises ab,<sup>121</sup> versteht aber die Werke Johannes Riemers als deren literarischen „Höhepunkt“.<sup>122</sup> Darin liegt ein signifikanter, offenbar bisher nicht bemerkter Widerspruch: Immerhin werden zwei der drei politischen Titel Riemers nur sehr eingeschränkt als Gattungsexemplare bezeichnet.<sup>123</sup> An dieser Stelle wird deutlich, dass Hirschs Interesse weniger dem historischen Gattungszusammenhang als der „Fixierung eines ausgebreiteten Weltbildes“<sup>124</sup> in den Romanen gilt. Hirsch hat einen normativen, keinen historisierten Begriff von Literatur: Ihre Literarizität ergibt sich für ihn aus „einem ursprünglichen Trieb zum Erzählen“, wie er ihn Johannes Riemer attestiert, nicht aber aus dem – Christian Weise zugeschriebenen – Impetus, eine „Bildungsidee“ zu vermitteln.<sup>125</sup>

---

<sup>117</sup> Zum Epochenbegriff vgl. die Untersuchungen von Jaumann: *Entstehung* 1976. Vgl. auch den aktuelleren Überblick in: Jaumann: Art. *Barock*. In: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. 1997, S. 199-204.

<sup>118</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 41.

<sup>119</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 41.

<sup>120</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 58.

<sup>121</sup> Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 71. So auch in der Originalausgabe, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 1934, S. 111f.

<sup>122</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 70.

<sup>123</sup> Bereits im *Maul-Affen* mache sich der „Vorrang des Erzählers vor dem politischen Schriftsteller“ bemerkbar, so Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 61ff.

<sup>124</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 5.

<sup>125</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 60.

Hirsch unterscheidet dementsprechend zwischen dem Riemer'schen Werk als „einem dichterischen Höhepunkt“, der den Forderungen der Gattung nicht entspricht, und einer „breite[n] literarische[n] Bewegung ‚Politischer Roman‘“, die an Weises *Bericht* anknüpft.<sup>126</sup> Diese Einschätzung entspricht nicht dem Befund: Meine Argumentation ergibt demgegenüber, dass Riemers personalsatirischer Gestus faktisch zum gattungskonstitutiven Habitus wird, während Weises *Bericht* als gelehrte und prestigeträchtige Referenz dient, um gegen Weises Intentionen eine anstößige Praxis zu legitimieren.

In forschungs- wie auch in gattungstheoretischer Hinsicht ist es indes aufschlussreich, dass Hirsch glaubt, das literarhistorische Phänomen der Politischen Romane insgesamt eher durch den sozialen Begriff der Bewegung als durch den literaturwissenschaftlichen Gattungsbegriff charakterisieren zu können. Gegenüber einem gattungstheoretisch begründeten Zusammenhang der Texte wird damit das weltanschauliche Bestreben einer Gruppe von Autoren betont: Die Begriffswahl lässt sich als Hinweis auf die eminent sozialen Bezüge dieser Gattung verstehen, vielleicht auch als Ausdruck des Zweifels, ob sich die Politischen Romane als literarische Gattung hinreichend beschreiben lassen.<sup>127</sup> An diese Terminologie knüpft auch Barner in seiner grundlegenden Studie zur Rhetorik an, wenn er „[d]ie ‚politische‘ Bewegung“, darunter auch die Politischen Romane, zu den sozialen Aspekten zeitgenössischer rhetorischer Praxis zählt.<sup>128</sup>

Gleichwohl stellt Hirsch seinem gattungsgeschichtlichen Überblick „Der politische Roman als literarische Bewegung“ ein deduktives Gattungsverständnis voran: „Die Bestimmung des politischen Romans als Gattung kann allein aus Weises Intentionen abgelesen werden.“<sup>129</sup> Weise ist der „Begründer der Gattung“ und sein *Bericht* deren erfolgreiche Poetik.<sup>130</sup> Grundlegend ist seine Verbindung einer erzählerischen Zielsetzung mit einer bestimmten Rahmenerzählung:

„Die von ihm geschaffene Form der Reise zur Weltorientierung, auf der eine unter einem fest umrissenen Thema stehende Revue vorgeführt wird, erweist sich als

<sup>126</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 70.

<sup>127</sup> Hirsch benutzt die Begriffe „Bewegung“ und „Gattung“ nebeneinander, ohne auf ihre differierenden Akzentuierungen einzugehen: „Von dieser Gattungsform müssen wir ausgehen, wenn wir die literarische Bewegung in ihrer Breite vorführen, den Weg aufzeigen wollen, den die Geschichte der Gattung nimmt“, Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 72.

<sup>128</sup> Vgl. Barner: *Barockrhetorik*. 1970, S. 135ff.

<sup>129</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 71.

<sup>130</sup> Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 70f.

konstitutiv für die Gattung. [...] Die Reise selbst ist ein altbekanntes Motiv. [...] Das Neue ist nur der politische Sinn der Reise: die Vermittlung von moralischem Erfahrungsmaterial aus dem politischen Raum.<sup>131</sup>

Auf diese Weise dienten die Politischen Romane der „Aufklärung des Bürgertums“.<sup>132</sup> Hier macht sich ein undifferenzierter Umgang mit Grundbegriffen wie „Aufklärung“ und „Bürger“ störend bemerkbar;<sup>133</sup> die Politischen Romane werden so historisch unzutreffend mit geistigen und politischen Emanzipationsbestrebungen folgender Jahrhunderte konnotiert und als Forschungsgegenstände aufgewertet.

Die diversen Politischen Romane, die nach Christian Weise entstanden, handelt Hirsch dann auf einem guten Dutzend Seiten ab, dabei werden auch die Werke Johann Kuhnaus und Johann Christian Etnners einbezogen. Bei der Charakterisierung einzelner Titel verweist er wiederholt auf Ähnlichkeiten mit Weises Werken, diese können struktureller oder materieller Art sein, einzelne Szenen oder das bürgerlicher Personal betreffen.<sup>134</sup> Insgesamt gesehen bleiben die Gemeinsamkeiten aber punktuell und nicht immer wird klar, warum die Texte als Gattungsexemplare gelten.<sup>135</sup> Wie Becker konstatiert auch Hirsch einen allmählichen Wandel der Gattung, innerhalb dessen die ‚reine Revueform‘<sup>136</sup> zugunsten einer weitergehenden Beteiligung der Figuren an der Handlung verlassen wird.<sup>137</sup> In diesen Texten werde aus dem Muster des Pícaroromans der „Individualroman“<sup>138</sup> entwickelt; einige andere Titel, in denen „gesellige Zusammenkünfte

<sup>131</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 71f. Als Beleg dafür, dass die Reise als gattungskonstitutives Motiv galt, zitiert Hirsch aus der Vorrede zum Roman *Die Politische Mause-Falle* – und damit eben gerade ein Beispiel, in dem ein auf das erzählerische Verfahren fixiertes Gattungsverständnis enttäuscht und mit der Erwartung der zeitgenössischen Leser gespielt wird, ohne doch dabei den Gattungsanspruch aufzugeben. Traditionelle Gattungsgrenzen zu überschreiten gehört, wie im Einzelnen noch darzulegen ist, zu einem grundlegenden, geradezu die Gattung der Politischen Romane konstituierenden Gestus der Provokation. Zur historischen Tradition der Transgression von Gattungsgrenzen, vgl. die einleitenden Bemerkungen von Rössner: *Transgressionen*. 1994, S. 455. Vgl. auch Solbach: *Transgression*. 1991. Zur paratextuellen Rahmung des Romans *Die Politische Mause-Falle* siehe Teil B: Kapitel II. 2. m).

<sup>132</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 72.

<sup>133</sup> Vgl. Riedel: Art. *Bürger*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe*. Band 1. 1972, S. 679ff..

<sup>134</sup> Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 72,

<sup>135</sup> Das gilt beispielsweise für Titel wie *Die Böse Frau*, *Die gute Frau*, *Der Untreue Ertz-Verleumder Oder Böse Mann*, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 72f.

<sup>136</sup> An dieser Stelle der Argumentation sind allerdings von den sieben angeführten Beispielen lediglich zwei als Revuen gestaltet.

<sup>137</sup> „Dadurch kommt in den politischen Roman eine Spannung zwischen einem Einzelmenschen und seinem Erlebnis, ein persönliches Schicksal.“ Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 75. Hier wie auch schon bei Becker fällt der ahistorische Umgang mit der Kategorie des Erlebnisses deutlich, vgl. dazu Sauerland: *Dilthey's Erlebnisbegriff*. 1972.

<sup>138</sup> Zu dieser Gruppe zählt Hirsch drei Titel, die *Mausefalle*, das *Hof-Mädgen* und das *Kleppel-Mädgen*; der

im bürgerlichen Milieu“ geschildert werden, versteht Hirsch hingegen als Studentenromane.<sup>139</sup>

Hirsch konzediert, dass sich die Gattungsexemplare selten mit der von Christian Weise vorgesehenen pädagogischen Zielsetzung vereinbaren lassen.<sup>140</sup> Das betrifft besonders die politischen Titel Johann Beers, die er nur eingeschränkt als Politische Romane verstanden wissen will, auch wenn ihnen der „rationale und empirische Hintergrund“ gemeinsam sei.<sup>141</sup> Nach Hirsch handelt es sich eher um „Enthüllungen“, allerdings nicht über den „Zustand der Welt“, sondern „den einer bestimmten Gesellschaft, einer bestimmten Stadt, einer bestimmten Familie“<sup>142</sup>. Der „Pamphletcharakter der Schriften“ sei offenkundig.<sup>143</sup> Hirsch referiert dabei auf Richard Alewyns Studie zu Johann Beer, und weist erst an dieser Stelle beiläufig auf den ebenfalls personalsatirischen Charakter des Riemer'schen Romans *Der Politische Maul-Affe* hin. Damit gerät der lokalthistorische Hintergrund dieser Gattung in den Blick: Die persönliche Freundschaft zwischen beiden Autoren habe vermutlich den Nucleus eines größeren literarischen Kreises gebildet.<sup>144</sup> Nach Hirsch ist *Die Andere Ausfertigung* aus „dieser Weißenfelser Atmosphäre“ heraus entstanden, ein Titel, den er in seiner Verbindung von „satirische[n] Enthüllungen und politische[n] Gesellschaftserfahrungen“ für den einzigen bedeutenden Politischen Roman Beers hält.<sup>145</sup> Bemerkenswert erscheint ihm das ausschließliche Interesse der Darstellung am „politisch-diesseitigen Leben“,

---

letztenannte Roman scheint seit dem Krieg verschollen zu sein, er konnte von mir nicht ausfindig gemacht werden. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 75.

<sup>139</sup> Als „Unterhaltungen einiger Gesellen ohne politisches Thema und ohne Revue“ werden die beiden Romane von Kautzsch: *Der Tobacks-Bruder* und das *Bier-Glaß*, außerdem *Der gebläute Stock-Fisch* und *Der gewässerte Stock-Fisch* bezeichnet. Die beiden letztgenannten Titel konnte ich nicht einsehen. Im *Freyersmann* vermag Hirsch noch Ansätze politischer Belehrung zu erkennen. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. S. 76, 77.

<sup>140</sup> „Im Laufe der Entwicklung wird immer deutlicher, dass sich die Gattung von dem durch Weises Tätigkeit festgelegten Zweck der Ausbreitung eines theoretischen Bildungsmaterials entfernt.“ Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 77.

<sup>141</sup> Neben dem *Feuermäuer-Kehrer*, dem *Bratenwender* und dem *Kleider-Affen* hält Hirsch auch *Die andere Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen* für ein Werk Beers, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 77, eine ausführliche Begründung erfolgt im angehängten Exkurs, S. 136-139. Diese Zuschreibung hat zur Aufnahme des Titels in die Werkausgabe Beers geführt (Johann Beer: *Sämtliche Werke*. 1997. Band 9, S. 6-139). Gegen Beers Autorschaft hat jüngst Solbach mit überzeugenden inhaltlichen, motivischen und stilistischen Argumenten votiert. Vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 169ff. Vgl. dazu den B. III. 3. g).

<sup>142</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 78.

<sup>143</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 78.

<sup>144</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 79. Alewyn erkennt zwar eine innere Verwandtschaft zwischen den beiden, ist aber hinsichtlich einer persönlichen Bekanntschaft vorsichtiger: „Riemer [...] war Beer im Temperament verwandt, und so scheinen die beiden sich persönlich nahegetreten zu sein.“ Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 54.

<sup>145</sup> Nach Hirsch verbindet den Text sein empirisches Interesse mit der Gattung: das gemeinsame Ziel,

und er betont, hier werde „zum ersten Mal im deutschen Roman des 17. Jahrhunderts das bürgerliche Leben einer Stadt deutlich“.<sup>146</sup> Hirsch konstatiert damit außerliterarische Bezüge, macht diese aber nicht für seine stilistischen Beobachtungen fruchtbar. Er versteht die Wirklichkeitsreferenzen der Politischen Romane als ästhetische Mängel, nicht als ästhetisches Potential.<sup>147</sup>

Gleichwohl wird gerade der Aspekt „der realistischen Darstellung bürgerlicher Schauplätze“<sup>148</sup> für Hirschs Argumentation zunehmend wichtiger als das typologische und inhaltliche Verhältnis der Texte zu Weises Vorgaben. Der unscharfe ästhetische Begriff des Realismus<sup>149</sup> korrespondiert dabei mit einem für Hirschs kulturgeschichtliche Perspektive signifikanten Bezug der erzählten Welt zur sogenannten bürgerlichen Erfahrungswelt. Allgemein bezeichnet Hirsch einen anschaulicheren literarischen Stil als realistisch.<sup>150</sup> Diesen stellt er einem der Belehrung untergeordneten Duktus des Erzählens gegenüber – und spricht in diesem Zusammenhang vom „Schema des politischen Romans“.<sup>151</sup>

Damit verläuft Hirschs Gegenüberstellung differierender Erzählweisen analog der erzähltheoretischen Unterscheidung zwischen *telling* und *showing*,<sup>152</sup> wobei die Politischen Romane insgesamt dem *telling* verpflichtet bleiben. Die Behauptung, ein narratives Verfahren sei konstitutiv für die Gattung, entbehrt aber – wie zu zeigen sein wird – angesichts des heterogenen Textkorpus der empirischen Trif-

---

„die Realität des bürgerlichen Gemeinwesens zu erkennen“. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 79.

<sup>146</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 79.

<sup>147</sup> Vgl. insbesondere die Einleitung in die synoptischen Darstellungen in Teil C, dort zu den außerliterarischen Referenzen (3). Rösch weist darauf hin, dass der Kanonisierungsprozess literarischer Werke auch das Ignorieren ihrer Wirklichkeitsreferenzen umfasst, vgl. Rösch: *Clavis scientiae*. 2004, S. 269.

<sup>148</sup> Ansätze dazu findet Hirsch den Romanen *Das Politische Perspectiv*, *Die drey Lasterhaftigsten Leute*, *Curieuse Reise-Discourse* und *Die Beschwerlichkeiten der Liebe*; vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 81.

<sup>149</sup> Hinsichtlich seines Realismusbegriffs rekurriert Hirsch an späterer Stelle terminologisch ausdrücklich auf Alewyn, insbesondere auf dessen entsprechendes Kapitel in der Beer-Studie, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 118. Alewyns Verständnis von Realismus bindet den literarischen Stil an die authentische Erfahrung seines Autors. Hirschs wie Alewyns Realismusauffassung geht offensichtlich auf die von Dilthey betonte Bedeutung des Erlebnisses zurück: Dieses gilt als Voraussetzung für literarische Qualität. Vgl. Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 196-225. Zur Kritik an Alewyn vgl. den Überblick zur Beerforschung von Solbach: *Forschungsliteratur*. 1994. Vgl. außerdem Solbachs erzähltheoretische Romananalyse, Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 128ff. und öfter.

<sup>150</sup> Ein Beispiel sind die Romane von Johann Kuhnau: Im *Schmid seines eigenen Unglücks* werden einzelne Episoden um handlungstechnisch belanglose Einzelheiten erweitert, neue politische Episoden werden nach Hirsch ungezwungener motiviert. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 84.

<sup>151</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 82.

<sup>152</sup> Vgl. beispielsweise folgende Beurteilung: „Die Unterhaltung in der Gesellschaft ist nicht etwa eine rein technische Dialogisierung des epischen Berichts, sondern eine wirkliche gesellige Konversation, bei der die Antwort auch wirklich auf die Anrede eingeht [...]“, Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 82.

tigkeit. Bereits Hirschs argumentatives Vorgehen ist inkonsistent, da für Aussagen über die Gattung auf Weises Romane rekurriert wird, deren normbildenden Charakter hinsichtlich eines belehrenden Erzählverfahrens er bereits am Beispiel der Romane von Johannes Riemer deutlich relativiert hat. Das Kapitel über die Politischen Romane schließt mit zwei Klugheitslehren.<sup>153</sup> Hirsch betont nochmals die welterschließende Bedeutung des Politischen:

„Das ‚Politische‘ umfaßt, worauf wir immer wieder hinzuweisen haben, nicht allein die Verwaltung des Staates und den Anteil des Bürgers an der Verwaltungsarbeit, es bezeichnet vielmehr einen neuen Lebensraum mit allen seinen Dimensionen. [...] Das von einer ausschließlich religiösen Deutung befreite Diesseits liegt vor dem Menschen geradezu als unbekannter Raum, und die politische Klugheit dient als Führerin durch dieses Neuland.“<sup>154</sup>

Im weiteren Verlauf der Studie geht es um den zunehmenden „Realismus“ in den Schäferromanen, der als Beleg für die „Entwicklung der bürgerlichen Kultur aus dem Barock“<sup>155</sup> interpretiert wird. Es dürfte deutlich geworden sein, dass Arnold Hirsch die diversen literarischen Gattungen in erster Linie als Belege für den Wandel weltanschaulicher Grundhaltung interessieren, trotz seines quellen- und textorientierten Vorgehens bleiben Gattungsfragen für seine sozialgeschichtliche Fragestellung nachrangig. Hirsch verwendet den Gattungsbegriff pragmatisch, legt seiner Argumentation aber einen normativen Literaturbegriff zugrunde, so dass die Frage nach dem historischen Gattungsanspruch der Politischen Romane kaum in den Blick gerät.<sup>156</sup>

Die Forschungen zum Barock rissen im Nationalsozialismus ab, weil diejenigen, die an ihnen arbeiteten, ins Exil gehen mussten oder auf andere Weise daran gehindert wurden, ihre Arbeit fortzusetzen.<sup>157</sup> Anfang der 60er Jahre hat Richard

<sup>153</sup> Christian Thomasius' *Kurtzer Entwurff der Politischen Klugheit*, Christoph August Heumanns *Der Politische Philosophus*.

<sup>154</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 86.

<sup>155</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 132.

<sup>156</sup> Hankamer bezieht sich in seiner 1935 erscheinende Studie *Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock* zustimmend auf Hirschs Darstellung und betrachtet „die politischen Romane des Bürgertums“ als Vorläufer des Typus „Entwicklungsroman“. Auch Hankamer kontrastiert die geringe literarische Bedeutung der Texte mit einem in ihnen spürbar werdenden, ihrer Zeit vorausseilenden Lebensgefühl: „Nur in einem literar- wie dichtungsgeschichtlich unwichtigeren Schrifttum nicht hohen Ranges und auch dort allein in Ansätzen, denen noch keine große Gegenwartsbedeutung zukam, gab sich ein Lebensgefühl zu erkennen, das auf die bürgerliche Aufklärung vordeutete.“ Hankamer: *Deutsche Gegenreformation*. [1935] 1964, S. 474ff.

<sup>157</sup> Vgl. das Urteil Alewyns in einem Brief an Trunz im März 1961: „Die deutsche Barockforschung ist Torso geblieben, ihre Vertreter sind teilweise vertrieben, verdorben, gestorben, die Überlebenden – eine lost generation – haben kaum Nachfolge gefunden [...]“, zitiert nach Boden: *Stamm*. 2003, S. 253. Mayer behauptet, Hirschs Studie sei „bis auf einige Exemplare“ vernichtet worden, grundsätzlich aber zugänglich gewesen. Er äußert sein Unverständnis über das bis zum Erscheinen von Singers Neuausgabe

Alewyn mit den Vorarbeiten zu einem Sammelband unter dem Titel *Deutsche Barockforschung* begonnen,<sup>158</sup> der mit seinem Erscheinen im Jahr 1965 die Voraussetzungen für eine breitere Rezeption sozial-, kulturgeschichtlich und literatursoziologisch argumentierender Ansätze aus den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts schuf.<sup>159</sup> Aus Hirschs Arbeit wurde das Kapitel über die Politischen Romane auszugsweise zitiert.<sup>160</sup> Seither, seit dem Erscheinen der Alewyn'schen Anthologie, hat es sich in der literaturwissenschaftlichen Forschung eingebürgert, die satirischen Schriften des späten 17. Jahrhunderts, deren Titel mit Hilfe des Epithetons *politisch* gebildet wird, als „politische Romane“ zu bezeichnen.<sup>161</sup>

Die selbstverständlich gewordene Bezeichnung als Romane charakterisiert das Korpus der Politischen Titel nun nicht nur als ein „Korpus fiktiver Prosaerzählungen größeren Umfangs“,<sup>162</sup> sondern eben auch als paradigmatische bürgerliche Gattung.<sup>163</sup> Das kontrastive und deshalb einprägsame Argumentationsmuster vom – insgesamt gesehen – geringen literarischen Wert der Texte und der kulturhistorischen Bedeutung der Gattung wurde von der literaturwissenschaftlichen

---

während Rezeptionsvakuum, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 43 (Anmerkung 5).

<sup>158</sup> Alewyn schreibt in einem Brief vom 19.02.1961 an Trunz, er wolle für den Abschnitt „Gesellschaft“ neben Texten von Günther Müller, Arnold Hirsch, Erich Trunz auch ein „Stück aus Egon Cohns „Gesellschaftsidealen““ abdrucken. Aus mir unbekanntem Gründen hat Alewyn das letztgenannte Vorhaben nicht realisiert, wiewohl er im Vorwort auf Cohns Beitrag verweist. Boden zitiert ausgiebig aus dem interessanten Briefwechsel zwischen Alewyn und Trunz – und damit aus einem Briefwechsel „zwischen einem Wissenschaftler, der Opfer des Nationalsozialismus wurde, und einem Wissenschaftler, der von diesem System profitieren konnte“ (S. 253). Alewyn hatte sich mit der Bitte an Trunz gewandt, Auszüge aus dessen erstmals 1940 erschienenen Forschungsüberblick in den geplanten Sammelband aufnehmen zu dürfen. Trunz' Forschungsüberblick enthielt auch eine vernichtende Kritik der Studie von Hirsch, in der in diffamierender Absicht auch auf die jüdische Herkunft Hirschs hingewiesen wird. Auf Alewyns Bitte reagiert Trunz zunächst abwehrend, weil er seine Veröffentlichungen zwischen 1934 und 1942 als „Makel“ und als bedrückendes Problem betrachtet; daran schließt eine inhaltliche und historische Reflexion beider Forscher in diversen Briefen an. Alewyn betont insbesondere Hirschs Integrität (S. 254), und der in den Sammelband *Barockforschung* aufgenommene Abschnitt des Trunzschen Forschungsüberblicks enthält die Kritik an Hirsch nicht. Vgl. Alewyn: *Barockforschung*. 1965, S. 11, S. 449–458 (Auszüge aus Trunz' Forschungsbericht). Zum Vergleich Trunz: *Erforschung*. 1940. Alewyns Brief zitiert nach Boden: *Stamm*. 2003, S. 253.

<sup>159</sup> Im gleichen Jahr wurde auch die Studie zu Johann Beer von Alewyn erneut publiziert. Bereits 1957 hatte Herbert Singer, ein Schüler Alewyns, die Habilitation von Arnold Hirsch – in korrigierter Form – erneut aufgelegt, eine weitere Auflage erschien 1979.

<sup>160</sup> Aufgenommen wurde der erste Abschnitt über Christian Weises drei Romane und das Ende des Kapitels mit seinem Ausblick auf die Klugheitslehren; ausgelassen wurde die gesamte Rezeptionsgeschichte des Politischen Romans bei Riemer, Beer und den Anonymi. Vgl. Alewyn: *Deutsche Barockforschung*. 1965, S. 205–226. Die abgedruckten Abschnitte entsprechen den Seiten 40–59 und 85–88 in der Ausgabe von 1957, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957.

<sup>161</sup> Anders als in seiner Studie zu Johann Beer von 1932 setzt Alewyn des Epitheton im Sammelband von 1965 in distanzierende Anführungszeichen, vgl. Alewyn: *Deutsche Barockforschung*. 1965, S. 205.

<sup>162</sup> Steinecke: Art. *Roman*. In: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 319.

<sup>163</sup> Als normatives Muster der Gattung Roman fungiert dabei die historische Tradition des Bildungsromans.

Forschung durch das gesamte 20. Jahrhundert tradiert:<sup>164</sup> Die in den 60er Jahren wiedereinsetzende Beschäftigung der Forschung mit den Politischen Romanen hing mit einem allgemeinen Interesse an Entwürfen zusammen, „die auf geschichtsphilosophischen Rahmenorientierungen und Fortschrittskonzepten“ gründeten.<sup>165</sup>

Seither scheint die wissenschaftliche Beschäftigung mit den satirischen Romanen des 17. Jahrhunderts insgesamt durch die Suche nach unkonventionellen und innovativ wirkenden Darstellungsverfahren motiviert;<sup>166</sup> gegenüber den verschiedenen Versuchen, eine übergreifende Poetologie der niederen Romane zu rekonstruieren, trat die Frage nach dem spezifisch historischen Status der Politischen Romane als literarischer Gattung in den Hintergrund des Interesses. Die Darstellungen der Gattung in literaturgeschichtlichen Überblicksdarstellungen basieren auf einer vagen Bestimmung der Gattung des Politischen Romans, wobei Gattung „als ein (mehr oder weniger normativer) Ordnungsbegriff mit der Funktion, eine begrenzte Auswahl aus der Fülle der literarischen Überlieferung zu treffen“,<sup>167</sup> konzipiert ist. Geordnet werden die Politischen Romane sowohl normativ als auch typologisch unter Rekurs auf das Werk Christian Weises.<sup>168</sup>

<sup>164</sup> Bereits Singer betont in seinem Vorwort zur Neuauflage, dass Hirschs Untersuchung auf Texten beruht, die „durchweg ohne dichterischen Rang“ seien, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. IV.

<sup>165</sup> Nach Boden war die Rezeption von literatursoziologischen Ansätzen der 20er und 30er Jahre durch ihr „Geschichtsbild und Gesellschaftsmodell“ motiviert: Die Literaturwissenschaft der 60er Jahre habe zur Veränderung des Bewusstseins wie der Gesellschaft beitragen wollen und so schloss man vor allem an solche Konzepte an, „mit denen sich die Geschichte des Bürgertums als einer fortschrittsfähigen Klasse und ihrer Kultur beschreiben läßt“. Diese Voraussetzungen erfüllte Hirschs Studie über *Bürgertum und Barock* ausgezeichnet, vgl. Boden: *Stamm*. 2003, S. 215-261, S. 261.

<sup>166</sup> Insbesondere das Interesse an Johann Beer und seinen Satiren steht in diesem Zusammenhang. Hier seien nur die Studien von Krämer (1991) und Gurtner (1993) genannt, für kleinere Beiträge vgl. die Forschungsbibliographie von Jungmayr und Neumann; den Forschungsstand zu Beer resümiert van Ingen im gleichen Band, vgl. Brandtner / Neuber (Hrsg.): *Beer*. 2000, S. 1–27 (van Ingen), S. 304-322 (Forschungsbibliographie); Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991; Gurtner: „*Ich hab ein Korb voll Obst beisammen*“. 1993; zuletzt Späni: *Poetische Gärtner*. 2004. – Solbach hat eine Monographie zu Beer vorgelegt, die das gesamte erzählerische Werk in den Blick nimmt. Hier wie in seinem jüngeren Forschungsbericht wendet sich Solbach gegen eine isolierte Betrachtung der erzählerischen Verfahren, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003; außerdem: Solbach: *Erträge*. 2002, S. 111.

<sup>167</sup> Voßkamp: Art. *Gattungsgeschichte*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I, 1997, S. 657.

<sup>168</sup> Beispielsweise folgt Meid in seinem 1974 erschienen literaturgeschichtlichen Realienbuch in der Beschreibung und der Bewertung der Gattung völlig der Darstellung Hirschs, vgl. Meid: *Barockerroman*. 1974, S. 81–83. – In den beiden das 17. Jahrhundert betreffenden Bänden der in Berlin (Ost) fortgeführten *Geschichte der deutschen Literatur* werden zwar Weises Romane beschrieben, aber die Politischen Romane nur cursorisch erwähnt. Als wesentliche Charakteristika werden im fünften Band „Bürgerliche Lehrhaftigkeit und politische Anpassung“ genannt, vgl. *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 5. Band. 1962, S. 489–494. Eine Ausnahme stellt der Hinweis dar, dass sich Weise selbst von den sich auf ihn berufenden Werken distanzierte. Ein Umstand der von der Forschung oft ignoriert wird. Vgl. *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 6. Band. 1979, S. 83–86, S. 86. – Herzog erwähnt die Politischen Romane cursorisch, nennt als Autoren nur Weise und Riemer und betont den pädagogischen und praktischen Charakter. Immer vor der kontrastierenden Folie des *Simplexissimus*

Eine Ausnahme bildet ein Tagungsbeitrag Manfred Kremers, der dafür plädiert, die einflussreiche These von Arnold Hirsch, Christian Weise sei der Begründer der Gattung, zu differenzieren und zu relativieren:<sup>169</sup> Kremer betont, der Politische Roman entspringe aus „vielen Quellen [...], wobei Weise die Rolle zufiel, die neue Gattung in einer seinen pädagogischen Zielen entsprechenden Art zu fixieren und zu definieren“.<sup>170</sup> Kremers Ausführungen gliedern sich in zwei Abschnitte, der erste behandelt den „Typ des politischen Romans bei Weise und seinen Nachfolgern“, der zweite die Entwicklung der Gattung vor Weise. Im ersten Teil findet sich eine Charakterisierung der Gattungsexemplare nach Hirsch; dementsprechend wird die Gattungszugehörigkeit sowohl nach deskriptiven wie normativen wie typologischen Kriterien beurteilt.<sup>171</sup> Im zweiten Teil rekurriert Kremer zunächst auf „das Konzept des politischen Menschen“, das derart umstritten gewesen sei, dass die politischen Schriften diesen Terminus nutzen, um entweder einen erstrebenswerten Habitus – oder aber alle möglichen Betrüger zu bezeichnen.<sup>172</sup> Hinsichtlich der Politischen Romane konstatiert Kremer in diesem Zusammenhang, dass „bei Weise der Politicus noch als Ideal verstanden ist, bei seinen Epigonen aber schon a priori als korrupt gilt und deshalb zu entlarven ist.“<sup>173</sup> Die zutreffende Beobachtung, dass sich die Gattungsexemplare nicht durch eine gemeinsame erzählerische Zielsetzung charakterisieren lassen, hat ver-

---

argumentierend, weist Herzog vor allem auf die dezidiert positive Konnotation von Wissen und Erfahrung hin, vgl. Herzog: *Roman*. 1976, S. 87ff.

<sup>169</sup> Kremer hatte in seiner 1964 eingereichten Dissertation zu den Satiren Beers gegenüber Alewyn eine „Umgruppierung der Schriften Beers“ vorgeschlagen; dabei hat er nicht weniger als zehn Schriften Beers, vor allem mit erzähltheoretischen Argumenten, als Politische Romane bezeichnet. Er hält auch die *Andere Ausfertigung* für ein Werk Beers, das in diesen Gattungszusammenhang gehört. Als Argument gelten Kremer insbesondere die Erzählerfiguren und deren zentrale oder periphere Position innerhalb der Erzählung, er greift nur bei Bedarf auf eine didaktische Intention zurück. Kremer führt den Erfolg der Romane auf die Freundschaft talentierter Männer zurück, insofern er Christian Weise als Begründer, Johannes Riemer als Vollender der Gattung – und Johann Beer als Freund des letzteren begreift, vgl. Kremer: *Satire*. 1964, S. 26, S. 31ff.

<sup>170</sup> Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 74.

<sup>171</sup> Zunächst behauptet Kremer, die Größe des Korpus schwanke je nachdem, „ob man den *Kurtzen Bericht* oder Weises Romane zur Definition der Gattung benutzt.“ (S. 75) Riemers Romane entsprechen nach Kremer „offensichtlich den Definitionen des *Kurtzen Berichts*“ (ebd.). Kuhnau und Beer werden als die wichtigsten Verfasser Politischer Romane, „die dem *Kurtzen Bericht* folgen“ (S. 76), genannt; das ist offenbar im normativen Sinn gedacht. Kremer schließt den ersten Teil allerdings mit einer typologischen Bestimmung, die diese Romane „dem Typ Riemers“ zuordnet – womit entweder ein Konglomerat der drei Romane, die durchaus heterogener Faktur sind, gemeint sein muss – oder eine bestimmte, erfahrungsorientierte Erzählhaltung. Im Nachgang folgt dann mit dem *Hof-Mädgen* noch ein Beispiel, das offenbart, dass Kremer den „Wunsch, aufklärend und belehrend zu wirken“, offenbar bisher zu den Konstituenten der Gattung gezählt hat (vgl. S. 76).

<sup>172</sup> Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 76.

<sup>173</sup> Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 77. Dass dieser Umstand das Verständnis der Gattung erschwert, konstatiert dann Krause: *Motiv*. 1985, S. 338.

schiedentlich zu grundsätzlichen, freilich eher beiläufig geäußerten Zweifeln geführt, ob es sinnvoll sei, das heterogen wirkende Textkorpus als Gattung zu verstehen.<sup>174</sup>

In der Folge plädiert Kremer generell für eine stärkere Berücksichtigung der den Politischen Romanen vorausgehenden literarischen Tradition, insbesondere der politischen Traktatliteratur.<sup>175</sup> So nötig solche Hinweise sind, um Hirschs Überlegungen zur Genese der Gattung zu ergänzen, so wenig ist damit für das Verständnis des historischen Gattungszusammenhangs gewonnen. Es bleibt nämlich völlig ungeklärt, ob überhaupt bzw. inwiefern in den als Gattungsexemplaren gehandelten Werken selbst auf diese literarische Tradition rekurriert wird; das intertextuelle Profil der Gattung thematisiert Kremer nirgends. Aufgrund eines sehr allgemein gefassten Einflusses literarischer Vorläufer verschwimmen die Konturen der Gattung weiter, so dass als gemeinsames Merkmal der Romane nur noch eine weltliche Grundhaltung verbleibt.<sup>176</sup> Dementsprechend wird die Gattung der Politischen Romane dann als eine literarische Mischform in einer Zeit des kulturellen Umbruchs verstanden.<sup>177</sup>

Die vorliegende Untersuchung weist demgegenüber einen historisch spezifischen Rezeptions- und Gattungszusammenhang der Politischen Romane der 80er Jahre nach. Er erlaubt es, dieses Textkorpus in signifikanter Weise von der voraus-

---

<sup>174</sup> In diesem Zusammenhang haben sich die Einschätzungen der Forschung wie eine Kruste über die Werke gelegt: Krämer rekurriert in seiner Dissertation hinsichtlich der Darstellung der Gattung der Politischen Romane vor allem auf Kremer und konstatiert: „Der unscharfe, gleichwohl in der Forschung inzwischen etablierte Begriff des ‚politischen‘ Romans umfaßt so im späten 17. Jahrhundert zwei im Grunde völlig konträre Strömungen: Die didaktische Ausrichtung auf innerweltliche Lebensklugheit“ – hier nennt er Weise, Riemer, Kuhnau, Ettner – und „die antihöfische, satirische Entlarvung des Politicus als korruptem, ehrgeizigen Heuchler“, außerdem nennt Krämer noch „allgemeine satirische Schriften unter dem werbewirksamen Etikett des ‚Politischen‘“, die offenbar aus der Gattung aussortiert werden sollen, vgl. Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991, S. 167. – Solbach greift Krämers Beschreibung der Gattung auf; er bezweifelt die Leistungsfähigkeit des Gattungsbegriffs Politischer Roman, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 192.

<sup>175</sup> Er nennt Titel wie der *Politische Fuchsschwänzer*, den *Alamodischen Politicus*, der *Schmiede des Politischen Glücks* von Johann Christoph Bessel.

<sup>176</sup> „Das wenige, das den meisten Werken dieser nur unscharf definierten Gattung an Gemeinsamkeiten verbleibt, ist ein Abrücken von dem religiösen Bezugssystem [...] und die Übernahme eines innerweltlichen Wertsystems“, Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 80.

<sup>177</sup> Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 79. Die Rede von der Mischform hat vor Kremer bereits Mayer genutzt, um heterogen wirkende Texteinheiten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf den Begriff zu bringen; Mischformen werden als Indizien einer sich durchsetzenden literarischen Originalität gewertet und als Prämisse gilt, „daß sich im Bereich des niederen Romans ein unkonventioneller Erzähler eher entfalten und seine Erzählung zu einer Mischform ausweiten kann“, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 12. Weder Mayer noch Kremer stellen Verbindungen zu zeitgenössischen Überlegungen her, die unter dem Stichwort *genera mixta* auch das Satyrspiel und damit eine der Gattungen, auf die zeitgenössische Satiren rekurrieren, betreffen. Vgl. die Darstellung von Behrens: *Lebre*. 1940, Stichwort: *Mixtum*.

gehenden wie der nachfolgenden Tradition politischer Titel zu unterscheiden. Gerade bei Weise und Riemer, die auf durchaus unterschiedlichen Wegen versucht haben, den Politischen Roman als literarische Gattung zu profilieren, lassen sich auch generische Gemeinsamkeiten aufgrund historisch vorgängiger Textgruppenbildungen rekonstruieren. Zu Recht hält also Kremer die Gattungsvorgaben Weises gegenüber den „divergierende[n] Formen, Inhalte[n] und Intentionen, die diese Gattung aufweist“, für zu eng.<sup>178</sup> Ungeklärt bleibt indes nicht nur, warum sich die Politischen Titel nach 1680 derart häuften, sondern auch, welche historische Funktion der durchweg dominante Rekurs auf Weises Werke für den Gattungsanspruch der thematisch und strukturell inhomogen wirkenden Werke gehabt hat.

Zusammenfassend lassen sich die Desiderata der Forschung in drei Aufgaben für die vorliegende Untersuchung umformulieren: Das Korpus potentieller Gattungsexemplare ist in seiner Gesamtheit allererst zu erfassen, dazu gehört ebenso eine Übersicht über die paratextuellen Strategien wie über die Inhalte der Politischen Romane; für die Profilierung der Gattung ist der Literatur- und Gattungsbegriff konsequent zu historisieren; insbesondere muß die gattungsgenerierende Funktion der intertextuellen Bezüge auf Christian Weises Romane und seine Anweisungspoetik gründlich überprüft werden.

#### **IV. Begriffsklärungen und weiteres Vorgehen**

Ich behandle die Begriffsbildung „Politischer Roman“ als eingeführte fachsprachliche Bezeichnung und schreibe das Adjektiv daher groß.<sup>179</sup> Ohne den Ergebnissen dieser Untersuchung vorgreifen zu wollen, lässt sich bereits jetzt sagen, dass die satirische Schreibweise für alle potentiellen Gattungsexemplare grundlegende Bedeutung hat. Das Satirische wird als gattungsübergreifende Schreibweise verstanden, die verschiedene Gattungen begründen kann.<sup>180</sup>

---

<sup>178</sup> Kremer: *Zur Genesis*. 1975, S. 79.

<sup>179</sup> So schon Alewyn: *Johann Beer*. 1932, bspw. S. 101.

<sup>180</sup> Vgl. Zymner: *Gattungstheorie*. 2003, S. 188. Von der satirischen Schreibweise ist die Gattung der Satire zu unterscheiden: Die historische Gattung lässt sich, beginnend mit der römischen Verssatire und der griechischen Prosasatire (nach dem Autor des Prototyps Menippeische Satire genannt) in zahlreiche Untergattungen gliedern. Vgl. auch die Darstellungen von Brummack: *Zu Begriff*. 1971; Könneker: *Satire*. 1991, insbesondere S. 11-21; Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, insbesondere S. 87-167.

Den folgenden Überlegungen liegt ein pragmatisches Gattungskonzept zugrunde:<sup>181</sup> Eine Gattung wird als Konvention der literarischen Institutionalisierung verstanden.<sup>182</sup> Die Konstituierung der Gattung der Politischen Romane soll in medialer, in sozialer und in historischer Hinsicht genauer bestimmt werden als bisher geschehen. Dabei gilt für alle drei genannten Aspekte, dass sich die Gattung nicht einfach durch sie identifizieren lässt. Vielmehr bilden sie komplexe Argumente für einen Gattungszusammenhang, der seinerseits durch pragmatische und kontingente Kontexte geprägt wird. Meine Überlegungen beruhen auf der Beobachtung, dass sich literarische Gattungen auf klassifikatorische Weise nicht angemessen beschreiben lassen. Dementsprechend soll die Zugehörigkeit der hier diskutierten Texte zu einer Gattung auch als ein Phänomen ihrer Rezeption diskutiert werden.<sup>183</sup>

Aus heuristischen Gründen werden die Politischen Romane in diesem Zusammenhang auch als populäre Lesestoffe bezeichnet.<sup>184</sup> Die Rede von populären Lesestoffen ist vor allem in der volkskundlichen Erzählforschung eingeführt, ist aber auch von literaturwissenschaftlichen Forschungsrichtungen aufgegriffen worden. Allgemein bietet sich diese Begriffsbildung an, um den implizit mitgeführten Wertungen des Terminus „Trivilliteratur“ zu entgehen. Wenn von populären Lesestoffen gesprochen wird, wird damit gewöhnlich noch deutlicher als beim ebenfalls gebräuchlichen Begriff der populären Literatur die Sphäre des Literarischen erweitert, überdies wird auf eine charakteristische Rezeption der Texte und einen besonderen Publikationstypus hingewiesen.<sup>185</sup> Für meine Überlegungen eignet sich der Begriff „populäre Lesestoffe“, weil die Texte damit in doppelter Weise, als Gattung wie auch als Publikationstypus charakterisiert wer-

---

<sup>181</sup> Allgemein zur Unterscheidung zwischen normativen und historischen Gattungskonzepten vgl. Voßkamp: *Gattungen*. 1992, S. 253; Zymner: *Gattungstheorie*. 2003, besonders die ersten beiden Kapitel: *Probleme der Gattungstheorie* und *Gibt es Gattungen überhaupt?*.

<sup>182</sup> Ich folge den Überlegungen Thomas Borgstedts, der Institutionen des Literaturbetriebs und literarische Institutionalisierungen unterscheidet: Mit dem Begriff der Institutionalisierung lassen sich Spezifika literarischen Handelns besser berücksichtigen, insofern Texte nicht ausschließlich von institutionell gebundenen Akteuren typisiert werden, vgl. Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 53f.

<sup>183</sup> Vgl. dazu die Ausführungen Borgstedts: „Texte werden als Gattungstexte betrachtet, gebraucht und anerkannt sowohl im Rahmen des intertextuellen Gattungsprofils nachfolgender Gattungstexte als auch im Metadiskurs der Gattungstheorien und assoziierter kritischer Diskurse. Umgekehrt treten Texte mit „Wahrheitsbehauptungen“ und „Gattungsbehauptungen“ (Madsen) auf, die sich im Rahmen des Gattungsdiskurses zu bewähren haben.“ Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 115f.

<sup>184</sup> Zu den folgenden Ausführungen vgl. die Art. *Popularisierung* (Bausinger) und *Lesestoffe, populäre* (Schenda), in der *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 1198-1204 und Band 8. 1996, Sp. 950-970; instruktiv der Beitrag von Haug: Art. *Populäre Lesestoffe*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 124-127.

den können. So lässt sich einerseits an zeitgenössische Klassifikationsversuche anknüpfen, die häufig auf die Aufmachung der Texte rekurren, andererseits kann damit die performative Dimension des historischen Gattungsdiskurses genauer erfasst und – gewissermaßen – das Standing der Texte rekonstruiert werden.

Zu berücksichtigen ist allerdings, dass die Verfasser des 17. Jahrhunderts vor dem Hintergrund einer stratifikatorischen Differenzierung der Gesellschaft diverse Aspekte literarischer Popularisierung nur unter der Voraussetzung einer habituellen Distanzierung gegenüber ihren Adressaten diskutieren konnten. Diese Distanzierung kann auf unterschiedlichste Weise artikuliert werden: beispielsweise seitens der Autoren als moralischer oder pädagogischer Schreibimpuls, bezüglich der Texte als Hinweis auf ihre allegorische Faktur oder literarische Tradition. Innerhalb der literaturwissenschaftlichen Forschung hat ein normativ geprägter Literaturbegriff bisher die Erkenntnis verhindert, dass es sich bei den Politischen Romanen um populäre Lesestoffe handelt, die als literarische Gattung wahrgenommen werden wollen. Im folgenden Abschnitt B soll deshalb unter Berücksichtigung zeitgenössischer Kommunikationskontexte untersucht werden, auf welche Weise in den einzelnen Texten Ansprüche auf Gattungszugehörigkeit erhoben werden.<sup>186</sup>

Paratexte sind für solche Untersuchungen gut geeignet, weil sie an prominenter Stelle zwischen den Lesern, dem Text und seinem Autor vermitteln.<sup>187</sup> Von der Präsentation des Textes ist nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit abhängig, sondern insbesondere, welche Gattungsassoziationen hervorgerufen werden: Frontispiz, Titel, Titelbild, Motti, Erklärungen, Widmungen, Vorreden, Nachworte und Indices situieren den Text, ebenso wie das Format bestimmen sie seine Erscheinung als Buch.<sup>188</sup> An ihnen lässt sich eher erkennen, wie der Text wahrgenommen werden soll, als nach welchen Regeln er geschrieben worden ist.<sup>189</sup>

<sup>185</sup> Vgl. Schenda: *Leser- und Lesestoff-Forschung*. 1994, S. 453ff..

<sup>186</sup> Hier bestehen Verbindungen zu einer performanzorientierten Betrachtung von Gattungen. Vgl. Braid: Art. *Performanz*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 731.

<sup>187</sup> Braid: Art. *Performanz*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 734.

<sup>188</sup> Grundlegend ist die Studie von Genette: *Paratext*. 1989. Unter Rekurs auf Genette bietet Moennighoff einen Überblick über die paratextuellen Gattungen, vgl. Moennighoff: *Paratexte*. 1999; Moennighoff: Art. *Paratext*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 22f.

<sup>189</sup> Es ist also keine Vorredenpoetik beabsichtigt, sondern die Rekonstruktion des historischen

Um den pragmatischen Charakter der den Gattungsdiskurs der Politischen Romane konstituierenden Gesichtspunkte zu betonen, sollen diese als Topoi der Gattung verstanden werden. Eine Topik beansprucht keine systematische, sondern eine historische Beschreibung der Gattung, sie gibt die Fundstellen der für die Gattung relevanten Argumente an.<sup>190</sup> Ein entscheidendes Merkmal für die Konstitution literarischer Gattungen ist dabei die Referenz der Texte auf eine spezifische literarische Tradition.<sup>191</sup>

Als Gattungsdiskurs verstehe ich also einen Äußerungszusammenhang, der sich auf „dergleichen Bücher“ bezieht, also auf einen Ausschnitt dessen, was zeitgenössisch als Literatur gelten kann. Die Grenzen des Gattungsdiskurses werden durch zeitgenössische Kommunikationsregeln gebildet; diese Regeln beinhalten, was sagbar ist, was gesagt werden muss und was nicht gesagt werden kann. Sie betreffen Sprecher und Sprache: Neben den Intentionen der Sprecher sind auch die semantischen Kontexte bestimmter Begriffe zu berücksichtigen. Konkret gilt das beispielsweise für die Inanspruchnahme des sowohl philosophisch wie fachsprachlich geprägten als auch sozialdistinktiv gebrauchten Politikbegriffs im Rahmen eines populären Mediums.<sup>192</sup> Überdies ist der hier interessierende Dis-

---

Gattungszusammenhangs als Rezeptionsphänomen. Den heteronomen Charakter wie die vielfältigen Funktionen der Paratexte betont auch Genette: *Paratexte*, 1989, S. 19. – Als „ein Kommunikationszusammenhang eigener Art“ werden die Vorreden der sogenannten niederen Romane auch von Krämer verstanden; zu der *Simplicianische Welt=Kucker* und der *Politische Bratenwender*. vgl. Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991, S. 12. – Tatlock sieht die Satiren Weises, Riemers und Beers als Wegbereiter „to a more ‚realistic‘ satire“, sie untersucht unter diesem Gesichtspunkt auch einige Vorreden Politischer Titel, vgl. Tatlock: *Process*. 1985, S. 238. – Des Weiteren sind Studien von Bärbel Schwitzgebel und Sabine Vogel zu nennen, die vor allem Widmungen und Vorreden untersuchen: Schwitzgebel behandelt Vorreden „volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts“ hinsichtlich des zeitgenössischen Literaturverständnis. Einleitend weist sie auf die historische Aussagekraft von Fehlinformationen hin: „Unabhängig davon, ob das Werk hält, was die Vorrede verspricht, ist es für das zeitgenössische Literaturverständnis relevant, mit welchen Strategien und Argumenten die Herausgeber ihre Werke empfehlen, welche Elemente ihrer Werke sie herausstreichen und welche sie verleugnen.“ Vgl. Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996, S. 4f. – Vogel untersucht die Rezeption des Humanismus in Frankreich anhand der Spuren, die humanistische Ideale in Widmungen und Vorreden von 340 Lyoner Drucken des 16. Jahrhunderts hinterlassen haben. Vgl. Vogel: *Kulturtransfer*. 1999.

<sup>190</sup> Wolfgang Neuber hat am Beispiel der Amerika-Reiseberichte dargestellt, inwiefern sich die Konstitution einer Textsorte in der Frühen Neuzeit als spezifisches Kombinationsverfahren von Topoi vollzieht. Neuber hat auch auf die zentrale Funktion der Topik für das kombinatorisch verfahrenende frühneuzeitliche Schreiben hingewiesen, insofern Topoi das Spektrum intertextueller Bezüge in sehr grundsätzlicher Weise strukturieren. In diesem Zusammenhang hat er das Forschungsprogramm einer „topisch geleiteten Diskursanalyse“ (so die Formulierung von Barbara Mahlmann-Bauer) entworfen, um Produktions- wie auch Rezeptionsprozesse genauer beschreiben zu können. Vgl. Neuber: *Fremde Welt*. 1991; Neuber: *Topik* 1994; Neuber: „*Ich habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln*“. 1998.

<sup>191</sup> Vgl. dazu die Erörterung diverser „Aspekte literarischer Historizität“ bei Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 87–116.

<sup>192</sup> Vor dem Hintergrund der Frage „Was also ist politische Kommunikation in der Frühen Neuzeit?“ fasst Schorn-Schütte die Forschungsdiskussion instruktiv zusammen, vgl. ihre *Einleitung* in den Band: Schorn-Schütte: *Aspekte*. 2004, S. 4ff.

kurs durch seine unmittelbare Wirksamkeit gekennzeichnet: er dient der Etablierung einer neuen Gattung.<sup>193</sup>

Die vorliegende Studie ist aus den Quellen heraus erarbeitet und bietet erstmals eine vergleichende Analyse der paratextuellen Äußerungen aller Politischen Romane. Da es sich überwiegend um entlegene Quellen handelt, kann das Material nicht nur interpretiert, sondern muss auch präsentiert werden. Das gilt für die Titelpuffer, das gilt vor allem aber für die meisten Texte: Sie sind kaum bekannt, und das heißt vor allen Dingen, sie sind ungelesen. Aus diesem Grund wird das heterogen wirkende Korpus auch diesseits eines ausgeprägten interpretatorischen Zugriffs erschlossen. Dazu werden die Romane nach Themen und Strukturen gruppiert: in Reiseerzählungen (C. I), Liebesgeschichten und Lebenserzählungen (C. II) sowie in Darstellungen geselliger Milieus (C. III).

Grundsätzlich bietet sich aufgrund der besonderen historischen Dynamik der Gattung und der großen Bedeutung außerliterarischer Faktoren ein chronologisches Vorgehen an, um den Gattungsdiskurs zu rekonstruieren. Allgemein lassen sich drei Phasen der Gattungsgeschichte unterscheiden (B. II. 1; B. II. 3.; B. II. 5); das Ende der ersten und der zweiten Phase bildet jeweils eine Intervention Christian Weises (B. II. 2; B. II. 4): So ist die erste Phase der Gattungskonstitution durch Riemers skandalisierende Traditionsbildung geprägt (B. II. 1); Weise reagiert darauf mit einem gelehrten Gegenentwurf (B. II. 2); eine Phase großer Popularität schließt sich an: die Autoren Politischer Romane imitieren die anspielungsreiche satirische Schreibweise Riemers, referieren dabei aber auf Weises Texte– und insinuieren die Autorschaft eines der beiden Gelehrten (B. II. 3); vier Jahre später verwahrt sich Weise ausdrücklich gegen die Praxis, seine Texte als Gattungsmuster zu gebrauchen und dabei seine auktorialen Intentionen zu ignorieren, und Riemer nimmt daraufhin ebenfalls öffentlich gegen die Gattung Stellung (B. II. 4); damit sind die Politischen Romane diskreditiert und die Attraktivität politischer Titel lässt schlagartig nach; erst einige Jahre später kann unter veränderten Voraussetzungen erneut in gattungsgenerierender Absicht auf Weises Vorgaben rekurriert werden (B. II. 5).

Vorab wird die Aufmachung (also Format, Umfang sowie Gliederung des Textes, Titel und Pseudonyme, Titelpuffer) aller zum Korpus gehörenden Bücher erst-

---

<sup>193</sup> Es handelt sich also um einen Diskursbegriff, der an die Analysen Foucaults anschließt. Einen knappen Überblick über die geläufigen Ansätze vermitteln Gerhard, Link und Parr im Art. *Diskurstheorien und Diskurs*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. <sup>3</sup>2004, S. 117-120.

mals im Hinblick darauf beschrieben, welcher Rahmen den Texten gegeben wird. Gezeigt werden soll, dass die Kontextualisierung der Texte durch die provozierende Kombination gelehrter und populärer Elemente gekennzeichnet ist; grundlegend für alle gattungsgenerierenden Assoziationen ist der permanente Versuch, die ambivalenten Konnotationen des Titelephitons „politisch“ für anspielungsreiche und skandalträchtige Effekte zu nutzen (B. I.).

Insgesamt lässt die vorliegende Untersuchung zu den Politischen Romanen das faszinierende und historisch aufschlussreiche Phänomen eines populären Lesestoffes erkennen, dessen Beliebtheit davon abhängt, wie erfolgreich suggeriert werden kann, es handele sich um eine von gelehrten Autoren stammende literarische Gattung.



**B. Hier präsentiret sich abermal ein Politisches Tractätgen**  
**Der Gattungsdiskurs der Politischen Romane**  
**in den Paratexten**

Historisch betrachtet, erscheint es irreführend, die populären kleinformatigen Bücher, deren Titel mit Hilfe des Epithetons „politisch“ gebildet werden, als Politische Romane zu bezeichnen. In der zeitgenössischen Terminologie werden sie „lustigen Büchern“<sup>1</sup>, „politischen Büchern“<sup>2</sup>, „Traktätgen“<sup>3</sup> oder „Satiren“<sup>4</sup> zugeordnet, oft nach äußeren Merkmalen als „dergleichen Bücher“<sup>5</sup> und „Bücher von solchen Tituln“<sup>6</sup> beschrieben, oder man gibt eben eine Liste einschlägiger Titel. Zu den *Romanen* oder *Romainen* im zeitgenössischen Sinn gehören diese Erzählungen nicht.<sup>7</sup>

In den Vorbemerkungen zu seiner Studie *Der deutsche Roman zwischen Barock und Rokoko* äußert sich Herbert Singer zur Praxis der Verleger, „verschiedene Bücher unter gleichen oder gleiche unter verschiedenen Titeln zu präsentieren“. Nicht nur werde dadurch die bibliographische Recherche erschwert, sondern der Forschung würden auch „scheinbare Gruppierungen“ nahegelegt: „Die Verwendung von Namen wie Simplizissimus, Robinson, Banise in einem Buchtitel beweist lediglich die Beliebtheit des Prototyps, nicht die Zugehörigkeit des so angekündigten Buches zu einer bestimmten Gruppe.“<sup>8</sup> Singer nennt an dieser Stelle nicht

<sup>1</sup> Weise: *Bericht*. 1680.

<sup>2</sup> *Candideus*: *Leyermann*. 1683, [A 2v].

<sup>3</sup> Zwei beliebige Beispiele: *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Vorrede; *Ecuienne. Klatschmaul*. 1683, S. 3.

<sup>4</sup> Einschlägig ist dazu Weises Auffassung im *Bericht*, vgl. B. II. 2. *Ecuienne. Klatschmaul*, 1683, S. 6. – Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,2f. und öfter. Riemer, *Veritanus Germanicus* und andere Autoren bezeichnen sich ausdrücklich als Satiriker. Vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, unpag. Vorrede.

<sup>5</sup> Beispielsweise von Weise und Thomasius. Vgl. den ausführlichen Titel des *Berichts*, 1680; außerdem Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 64f.

<sup>6</sup> *Coccyx: Guckguck*. 1684, [( 9r]. Johann Beer spricht davon, dass „etliche Tractat [] unter dem Titul der Politic“ erschienen seien. Vgl. Beer: *Feuermäuer-Kehrer*. [1682] 1997, S. 5–135, hier S. 13.

<sup>7</sup> Zu den Gattungsabgrenzungen, wie sie beispielsweise im *Medizijnischen Maul-Affen* (1720) und im *Schmid seines eigenen Unglückes* (1695) von Johann Kuhnau vorgenommen werden, siehe unten. Gottlieb Stolle hat Weises Texte erst 1736 als „Romane“ bezeichnet, vgl. Stolle: *Nachricht*, 1736, S. 675; die Stelle zitiert Forssmann, vgl. Forssmann: *Baltasar Gracián*. 1977, S. 319. Bei Heinrich Pohlmann (1637–1708) werden die Politischen Titel nur unter Vorbehalt als Romane bezeichnet. In der „Antwort auf das Rathfragungs-Schreiben eines vornehmen Adeliichen Fräuleins an einen guten Freund was sie vor Romanen lesen solle“ werden sie von den galanten Romanen deutlich unterschieden; der Adressatin wird ausdrücklich von der Lektüre abgeraten. [Pohlmann]: *Cupido*. 1704, S. 222; in Weber: *Texte*. 1974, S. 376, zur Kommentierung des Textes, S. 591–593. Zur zeitgenössischen Adaption des Wortes *Roman* aus dem Französischen vgl. Knappe: „Historie“. 1984, S. 397ff.

<sup>8</sup> Singer: *Roman*. 1963, S. 4.

die Politischen Romane, in der Forschung aber gelten gegenüber dieser Gattung ähnliche Vorbehalte.<sup>9</sup>

Demgegenüber ist darauf zu beharren, dass „[w]erbendes Gebaren von Vorreden und besonders von Titelblättern [...] nicht pejorativ verstanden werden“ sollte, sondern der paratextuelle Rahmen als „präziser Ort einer Argumentation mittels Endoxa“, mittels allgemein geteilter Ansichten und Überzeugungen, zu betrachten ist.<sup>10</sup> Um bei den Lesern anzukommen, muss sich eine marktstrategische Topik notwendig auf deren Erwartungshorizont – „im Positiven wie im Negativen“ – beziehen.<sup>11</sup> Davon ausgehend soll im Folgenden gezeigt werden, auf welche Weise Topoi zu Argumenten werden, mit denen Verleger und Autoren die von ihnen vorgelegten Texte als Gattungsexemplare präsentieren.

---

<sup>9</sup> Die Vorstellung, dass der Politische Titel bei einer Reihe der Texte nicht mit deren Inhalt übereinstimmt, wird immer wieder mitgeführt, oft ohne zu klären, worin die erwartete Kongruenz bestehen soll, vgl. meine einleitende Forschungsdiskussion. – Späni (*Poetische Gärtner*. 2004) hat die Politischen Titel als mittels einer werbewirksamen Etikette gebildete Textgruppe klassifiziert und den Gattungscharakter der Politischen Romane mit dem – hinter seine eigenen methodologischen Prämissen zurückfallenden – inhaltlich argumentierenden Hinweis bestritten, die Schriften wiesen „kein einheitliches Konzept des ‚Politischen‘ auf“ (S. 300).

<sup>10</sup> Vgl. Neuber: *Fremde Welt*. 1991, besonders Abschnitt E; das Zitat auf S. 215.

<sup>11</sup> Neuber: *Fremde Welt*. 1991, S. 224.

## I. Die Aufmachung der Bücher

Als populäre Lesestoffe betrachtet lassen sich die Politischen Romane leichter sowohl als literarische Gattung wie als Publikationstypus charakterisieren.<sup>12</sup> Diese Differenzierung empfiehlt sich aus mehreren Gründen: Zunächst ist sie an zeitgenössische Unterscheidungen anschließbar. So gehören Schreibweise und Aufmachung zu den Kategorien, unter denen diese Texte im späten 17. Jahrhundert rubriziert wurden. Die hohen Auflagen der Politischen Romane,<sup>13</sup> ihr großes Publikum und der Gebrauch, der von den Büchern gemacht wurde, sprechen ebenfalls dafür, sie als populären Lesestoff zu betrachten.<sup>14</sup> So lassen sich auch Gattungs- und Wertungsfragen leichter auseinanderhalten.<sup>15</sup>

Der historische Gattungsdiskurs der Politischen Romane soll an ausgewählten Paratexten, an Obertiteln, Pseudonymen und Vorreden, verfolgt werden. Hinweise zur Aufmachung, Erläuterungen zur gewählten *Schreibart*, zu erwünschten wie unerwünschten Lesarten oder Lesern gehören zu ihrem festen Themenrepertoire. Für Paratexte sind weniger normative als funktionale Momente wichtig: Sie verknüpfen den vorliegenden Text mit der „Form, in der er zum Lesen vorgelegt wird“.<sup>16</sup>

---

<sup>12</sup> Christine Haug beschreibt populäre Lesestoffe als „Kombination aus Textsorten und Publikationstypen“, vgl. Haug: Art. *Populäre Lesestoffe*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. 2003, S. 124–127. Auch sogenannte hohe Literatur kann durch eine schlichte und preiswerte Aufmachung, eine rezeptionsorientierte Ausrichtung der Paratexte, insbesondere des Buchtitels, zum populären Lesestoff gezählt werden. Der Terminus ermöglicht es, den definitorischen Schwierigkeiten, von Begriffen wie „Volksbuch“ oder „Trivilliteratur“, zu entrinnen. Vgl. auch Chartier: „Populärer“ Lesestoff. 1999, S. 399–418.

<sup>13</sup> Auflagen von gut tausend Exemplaren sind durchaus üblich. Vgl. die *Acta Johann Fritzschen, Buchbändler Verlassenschaft betr. Ao 1681*: Im Magazin des Verlegers Johann Fritsch lagern 1681 „1500 Politische Colica“ und „1000 Politische Näscher“, außerdem auch „1117 Ex. Überflüssige gedancken 1 Theil in 12°, 3 Ballen, 6 Reiß, 17 Bücher, 5 Bögen“, im Leipziger Stadtarchiv SL TIT XLVI 509. Vol. II, Bl. 193 v. Diese Quellen diskutiert auch Heimbürge in seiner aufschlußreichen Studie, vgl. Heimbürge: *Literaturvermittlung*. 1982, S. 60ff; dazu auch Wicke: *Beer*. 2003.

<sup>14</sup> Dazu gehört nicht nur „Lesen, Vorlesen, Nacherzählen“, sondern auch, die Buchbögen als Einwickelpapier zu nutzen. Das Zitat bei Schenda: Art. *Lesestoffe, populäre*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. 8. Band. 1996, Sp. 950–970.

<sup>15</sup> Dazu Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 90.

<sup>16</sup> Chartier: *Lesestoff*. 1999, S. 409. Frese resümiert die Entwicklung des gedruckten Buches als Ware: „Bis zum 17. Jahrhundert entwickelte sich um den eigentlichen Textkern herum eine umfangreiche und vielgestaltige Hülle, die das Buch auf dem Weg an die Öffentlichkeit begleitete und einen Verständigungsvorgang mit dem Leseradressaten leistete. Nicht selten aus Titelpuffer, typographischem Titelblatt, Motto, Vorrede, Widmung, Ehrengedicht, Druckprivileg, Inhaltsverzeichnis und Register bestehend, sollte dieser sprechende Rahmen zusammen mit Initialen, Vignetten, Textillustrationen, Papier-, Schriftart und Format als Ganzes auf den Leser wirken.“ Frese: *Titelgraphik*. 1989, S. 9. Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive vgl. Retsch: *Paratext*. 2000.

Grundsätzlich ist damit zu rechnen, dass die Verleger an der Präsentation der Gattung beteiligt sind. Diese institutionelle Einbindung ist kein randständiges Phänomen, sondern ein maßgeblicher Faktor der Gattungsgeschichte; und auch vor diesem Hintergrund können die Politischen Romane für einige Jahre als Bestseller bezeichnet werden.<sup>17</sup> Es gibt Hinweise, dass das Erscheinen der Politischen Romane von Verlegern befördert wurde, und sie beeinflussten wohl auch ihre Gestalt der Gattungsexemplare: Die Titelblätter und womöglich auch die ersten Seiten des Buches wurden von stationären Buchhändlern zu Werbezwecken „an der Ladentür, an den geöffneten Fensterläden und an Holztafeln an der Häuserwand“ ausgehängt.<sup>18</sup> Soweit zu eruieren, scheint der Kreis der am Geschäft mit den Politischen Romanen beteiligten Verleger eher klein zu sein, fünf sind zu nennen: Christian Forberger in Merseburg,<sup>19</sup> dann in Leipzig Johann Fritzsche,<sup>20</sup> Johann Friedrich Gleditsch,<sup>21</sup> Johann Köler<sup>22</sup> und vor allem Christian Weidmann.<sup>23</sup> Die Aufmachung der Politischen Romane orientiert sich an Kriterien, wie sie bis heute für Buchreihen oder sogenannte Spartenliteratur gelten: Wichtig ist, dass die Bücher von den Käufern als zusammengehörige Titel identifiziert werden können. Zu diesem Zweck beförderten Autoren und Verleger auch eine analoge Präsentation der Texte. Auf die verschiedenen Aspekte der Aufmachung

<sup>17</sup> Sie können also aus mindestens zwei Gründen als Bestseller gelten: weil sie sich gut verkaufen ließen und weil ihr Erfolg durch verlegerisches Kalkül befördert wurde.

<sup>18</sup> Zu buchhändlerischen Werbemaßnahmen vgl. allgemein Lehmsstedt: „*Le rendezvous*“. 1999, hier S. 20f. (mit Verweis auf Albrecht Kirchhoff).

<sup>19</sup> Vgl. Benzing: *Verleger*. 1977, Sp. 1134 [Forberger, Christian II]. Bei Forberger erscheinen namentlich Riemers *Stock-Fisch*. 1681; *Giovani Gverjero. Der Böse Mann*. 1682; schließlich Riemers Postille *Blasse Furcht*, in deren Vorrede er 1684 seine Distanzierung von der Gattung der Politischen Romane plazierte.

<sup>20</sup> Vgl. Benzing: *Verleger*. 1977, Sp. 1136 [Fritsch, Johann]. Zu Lebzeiten Fritzsches erscheinen erst die Politischen Romane Weises, dann Riemers bei ihm: Weise: *Leute*. 1675; *Näscher*. 1678. Riemer: *Maul-Affe*. 1679; *Colica*. 1680. Dünnhaupt verzeichnet drei weitere Ausgaben des *Maul-Affen*, die von 1680–82 bei Johann Fritzsche bzw. dessen Erben, also Johann Friedrich Gleditsch erschienen. Auch *Cornemicus: Mann* wurde 1680 bei Johann Fritzsche verlegt.

<sup>21</sup> Bei den Fritzschen Erben und Johann Friedrich Gleditsch erscheinen nur zwei sich eher distanziert zur Gattung verhaltende Titel – die gleichwohl an ihrem Erfolg partizipieren: *Der Ausgekehrte Politische Feuermäuer-Kebrer*. 1682; *Lolivetta: Gespenst*. 1684. Letztgenannter Titel wurde zunächst als Politischer Roman angekündigt, siehe oben.

<sup>22</sup> Benzing: *Buchdrucker*. 1982, S. 288. Köler verlegt B.S.: *Grillenfänger*. 1682.

<sup>23</sup> Benzing: *Verleger*. 1977, Sp. 1292. Weidmann verlegt weitaus die meisten Politischen Romane, bei folgenden Titeln erscheint er auf dem Titelblatt als Verleger: Weise: *Kurtzer Bericht*. 1680; Beer: *Feuermäuer-Kebrer*. 1681. *Bratenwender*. 1682; *Turchetto: Maul-Affe*. 1682; *Francomonte: Ausfertigung*. 1683; *Coccyx: Guckguck*. 1684; M.J.R.: *Der Politische und Lustige Passagier*. 1684. Bei *Trebellius: Narren-Kappe* (1683) lässt sich aufgrund der Anordnung der Titel im Messekatalog und dem Vermerk „ap. eund.“ mit sehr großer Wahrscheinlichkeit annehmen, dass der Roman ebenfalls bei Weidmann erschienen ist, vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1683, [D 4v].

und der Kontextualisierung der Texte soll nun im Einzelnen eingegangen werden.

## 1. Format, Umfang, Gliederung

Bedeutsam ist, dass beinahe alle der bezeichnenderweise auch als *Traktätgen* gehandelten Bücher in Kapitel eingeteilt sind.<sup>24</sup> Ihre schlichte Machart,<sup>25</sup> ihre geringe Größe (Duodez, höchstens Oktav) und ihr geringer Preis<sup>26</sup> sind Indizien dafür, dass sie als populäre Lesestoffe gedacht waren. Druckfehler sind zahlreich und gehen entweder auf die Vorlage oder auf den Setzer zurück. Ein Indiz für die billige Herstellung ist auch der häufige Typenwechsel, zu finden beispielsweise im *Freyersmann* (1686). Offenbar hatte der Drucker nicht genügend Typen, um das ganze Buch in einer einheitlichen Schrift drucken zu können. Bei einer Zeilenzahl von 23–26 Zeilen pro Seite, haben die Texte einen durchschnittlichen Seitenumfang von dreihundert Seiten; einzelne Exemplare umfassen zwischen einhundert und fünfhundert Seiten.<sup>27</sup> Gleichwohl bilden Titel wie *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* mit knapp achtzig Seiten oder Ettners bereits in der Erstausgabe fünfhun-

<sup>24</sup> Es bildet eine Ausnahme, wenn – wie in dem relativ späten Titel *Der politische Freyersmann* von 1686 – die Seiten mit einer Kopfzeile versehen sind, auf der jeweils links das aktuelle Kapitel, rechts der Buchtitel angegeben ist.

<sup>25</sup> Als einfach ausgestattete Bücher für preisbewusste Leser werden die *lustigen Bücher* bereits von Christian Weise konzipiert, vgl. Weise: *Bericht*. 1680, S. 92.

<sup>26</sup> Es dürfte sich um billige Bücher gehandelt haben; dafür einige Belege: Nach den von Heimbürge eingesehenen Leipziger Akten waren im späten 17. Jahrhundert „allerhandt kleine Politische Scartecken“ bei Leipziger Buchbindern für einen Groschen zu haben. Vgl. Heimbürge: *Literaturvermittlung*. 1982, S. 91 und 136f. – In der Vorrede zum Roman *Der Politische Ratten Fänger* spricht der pseudonyme Autor *Lorindus* davon, „ein Politisch Tractätlein“ könne „8. biß 12. gr. kosten“ – und doch werde dafür leichter Geld ausgegeben als für „eine Bibel vor den aller geringsten Preiß“, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 2v]. Johannes Riemer behauptet (allerdings im eigenen Interesse), die Buchverkäufer machten „drei Groschen Gewinnst“, wenn sie einen Politischen Roman verkauften, von dem der Käufer annehme, dass er von einem „ehrlichen Manne“ stamme, „deßen Gedancken vor diesem etwa bey der Welt=Weißheit in gütiger Opinion gestanden.“ „Gewinnst“ meint vermutlich den eingekommenen Verkaufspreis, nicht den reinen Gewinn des Händlers. Vgl. Riemer: *Bläße Furcht*. [1684] 1987, S. 28.

<sup>27</sup> Weise: *Ertz-Narren*. 1673: 406 Seiten; *Leute*. 1675: 371 Seiten; *Näscher*. 1678: 408 Seiten. – Riemer: *Maul-Affe*. 1679: 379 Seiten; *Colica*. 1680: 352 Seiten. *Stock-Fisch*. 1681: 382 Seiten. – Beer: *Feuermäuer-Kehrer*. 1682: 369 Seiten; *Bratenwender*. 1682: 260 Seiten. – B.S.: *Grillenfänger*. 1682: 322 Seiten; *Coccyx: Guckguck*. 1684: 418 Seiten. – *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685: 234 Seiten; *Bier-Glas*. 1685: 286 Seiten. – [Anonymus:] *Ausgekehrter Feuer-Mäuer-Kehrer*. 1682: 71 Blatt. – *Cornemicus: Mann*. 1682: 277 Seiten. – *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682: 120 Seiten. – E.I.C.P.N.: *Trödel-Frau*. 1682: 105 Seiten. – *Greyjere: Mann*. 1682: 352 Seiten. – *Turchetto: Castrirter Maul-Affe*. 1682: 331 Seiten. – *Ecuienne: Klatschmaul*. 1683: 118 Seiten. – *Francomonte: Ausfertigung*. 1683: 372 Seiten. – *Germanicus: Mause-Falle*. 1683: 117 Blatt. – *Trebellius: Narren-Kappe*. 1683: 330 Seiten. – *Candidaens: Leyermann*. 1683: 138 Seiten. – *Grillandus: Hasen-Kopff*. 1683: 550 Seiten. – M.J.R.: *Passagier*. 1684: 370 Seiten. – *Celidonius: Leute*. 1685: 230 Seiten. – *Castimonius: Hof-Mädgen*. 1685: 231 Seiten. – *Lolivetta: Gespenst*. 1684: 355 Seiten. – *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686: 312 Seiten. – *Clausen: Narren-Seil*. 1689: 39 Blatt. – Ettner: *Maul-Affe*. 1694: 540 Seiten. – Kuhnau: *Quacksalber*. 1700: 543 Seiten. – *Andräs: Lebens-Lauff*. 1705: 190 Seiten.

dertvierzig Seiten umfassender *Maul-Affe*<sup>28</sup> die Extreme; es mag kaum ein Zufall sein, dass beide in eine Phase der Gattungsgeschichte gehören, in der der Scheitelpunkt des Erfolges bereits überschritten ist.

In der Forschung gewinnt allmählich die Vorstellung an Bedeutung, die Dichotomie zwischen hohen und niederen Romanen weniger als hierarchische denn distinktive Bestimmung zu verstehen, so dass die niederen Romane insgesamt als Texte mit einer spezifischen Rezeption und Nutzung zu betrachten sind.<sup>29</sup> Mit ihnen wurde ein gegenüber der *res publica litteraria* und der höfischen Herrschaft umfangreicherer und vielfältigerer Adressatenkreis angesprochen, der auch Schüler und Studenten, auch Händler und Handwerker, auch deren Töchter und Mägde umfasst hat. Wichtiger noch als rein formale, distributive oder schichten-spezifische Merkmale ist jedoch ein charakteristisches, nicht gelehrtes Aneignungsverhältnis. Dazu trägt beispielsweise bei, dass die kleinformatigen Bücher nicht nur auf einem Tisch oder Pult liegend zu lesen waren, sondern auch darunter.<sup>30</sup> Insgesamt waren sie handlicher und auf vielfältigere Weise zu nutzen. Man konnte sie beispielsweise in die Tasche stecken und bei sich tragen, um sie in geselliger Runde vorzulesen oder als Reiselektüre zu gebrauchen. Ihr populärer Charakter wird darüber hinaus – und das betrifft sowohl die Texte als auch ihre Aufmachung – durch eine typische „Art des Gebrauchs kultureller Produktionen wie legitimer Gedanken und Gesten“ konstituiert.<sup>31</sup> Hinsichtlich der Politischen Romane ist darunter vor allem der permanente Versuch zu verstehen, die ambivalenten Konnotationen des Politischen für anspielungsreiche und skandalträchtige Effekte zu nutzen. Das soll auf den folgenden Seiten anhand der Kupfertitel, also der Titelformulierungen und der benutzten Pseudonyme, wie der Titelpuffer belegt und entfaltet werden.

---

<sup>28</sup> Die Ausgabe von 1719 hat mit 1072 Seiten beinahe den doppelten Umfang.

<sup>29</sup> So der grundsätzliche Vorschlag zur Gliederung der Romanliteratur des 17. Jahrhunderts von Breuer: *Formen*. 1999, S. 576.

<sup>30</sup> Jacob Thomasius, Schulrektor an der Leipziger Thomasschule, ertappt am 18. Februar 1684 einen Schüler, der während des Unterrichts unter der Bank heimlich den *Politischen Näscher*, der *Kurtze Bericht* ist beigegeben, liest. Der Schüler behauptet, das Buch gehöre nicht ihm, sondern einem Schneidersjungen, der es ihm habe verkaufen wollen. Thomasius sorgt dafür, dass der Band dem Schneidersjungen zurückgegeben wird, verbunden mit dem Verbot, „vnsern schülern der gleichen schrifftten“ anzubieten, und der Drohung, beim nächsten Mal „solch buch gar [zu] verbrennen“. Der Vorfall veranlasst Thomasius zu einer harschen Kritik an Christian Weise, den er für den geistigen Patron der Gattung hält, vgl. dazu B. II. 4. a). [Thomasius:] *Acta*. 1912, S. 672.

<sup>31</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 381.

## 2. Titel

Alle Politischen Romane sind mit einem Titelblatt und einem einschlägigen Obertitel sowie einem erläuternden Untertitel ausgestattet.<sup>32</sup> Generell handelt es sich um die damals üblichen Doppeltitel, bei denen „das ganzseitige Titelbild mit eingearbeitetem Kurztitel von der typographischen Titelseite“ separiert wird: „In der barocken Titelei folgt dem Schmutztitel eine ganzseitige Bilddarstellung, [...] sodann ein Texttitel, der durch ein Wechselspiel der Schrifttypen, von Rot- und Schwarzdruck, verschiedenen Zeilenlängen und -abständen optische Wirkung zu erzielen sucht.“<sup>33</sup>

Als „Markenzeichen“<sup>34</sup> der Politischen Romane fungieren ihre Titel, insbesondere ihre Obertitel. Sie sind die wirksamsten Werbeträger in den Titellisten der Sortiments- und Messekataloge; neben den Pseudonymen der Autoren markieren sie den Diskurs, dem das Werk zugeordnet werden soll, und seine Ansprüche auf Literarizität.<sup>35</sup> Generell gehören die Politischen Romane zur Rubrik „Teutsche Historische / Geographische / Politische / Philosophische und Kunst=Bücher, ec.“, wie sie nach dem Muster des Messekataloges auch in anderen Katalogen erscheint.<sup>36</sup>

Allgemein informieren Ober- und Untertitel über das Thema (bspw. *politische Grillenfänger*), über Herkunft und Herstellung des Textes (bspw. *durch Veranlassung vieler lustigen Begebenheiten zusammen getragen*), die Adressaten (bspw. *Interessenten, Liebhaber und gute Freunde*), legitime Lektürezwecke des Buches (bspw. *zum Besten und zur Lust*) oder eine geeignete Rezeptionshaltung (bspw. *zum fleißigen Nachsinnen*). Die Obertitel kombinieren in den meisten Fällen das schillernde Epitheton

---

<sup>32</sup> Bereits dieser Umstand trennt einen geradezu lakonischen Titel wie *Das deutsche Gespenst* von 1684 vom einschlägigen Korpus.

<sup>33</sup> Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 25.

<sup>34</sup> Griminger hat darauf hingewiesen, dass die „Titel [...] in mehrfacher Hinsicht ein Markenzeichen“ sind; überdies konstatiert er die Vorliebe der Autoren für „umgangsprachlich-populären, teils auch idiomatisch verwendeten Wortschatz“; richtig ist auch die Beobachtung, dass der Text mit Hilfe des Epithetons eine doppelte Struktur erhält. Vgl. Griminger: *Geschichte*. 1980, S. 650. Freilich ist die Rede vom Markenzeichen bisher immer dazu genutzt worden, die Literarizität der Gattung zu bestreiten.

<sup>35</sup> Vgl. dazu die konzisen Bemerkungen von Eybl, vgl. Eybl: *Kleinräumigkeit*. 1997, S. 182. Auf die in Buchtiteln und Vorreden verwandten Werbetechniken weist auch Bendel hin: „Bilder, Zierelemente und Schlagzeilen sorgten für Aufmerksamkeit, sämtliche möglichen Verkaufsargumente zu Inhalt, Autor und Präsentation des Buches [...] wurden ins Feld geführt, Reime und Superlative verstärkten die Botschaft rhetorisch, und schliesslich wurde der Leser direkt angesprochen und zum Kauf aufgefordert.“ Bendel: *Werbeanzeigen*. 1998, S. 31.

<sup>36</sup> Hier wurde willkürlich aus dem Messekatalog für die Ostermesse 1682 zitiert, *Catalogus Universalis*: OMV 1682, [E 4r].

*politisch* mit einer allegorischen, idiomatischen oder berufsspezifischen Personenbezeichnung.<sup>37</sup> Aufgrund der plakativen Absichten der Titeleien ist das performative Moment der darin gemachten Äußerungen sehr bedeutsam. Dabei scheinen semantische Ambiguitäten durchaus gewollt; in den folgenden Abschnitten soll gezeigt werden, dass die Politischen Titel nicht nur in ihren lexikalischen Elementen aufeinander verweisen, sondern einen gattungsgenerierenden Rahmen bilden, indem sie spezifische Assoziationen hervorrufen.<sup>38</sup>

### a) Obertitel

Unterscheiden lassen sich zwei große Gruppen von Kombinationen: die Kombination des Adjektivs *politisch* mit Idiomen – wie *Ertz-Narr*, *Maul-Affe* oder *Grillenfänger* – und die Verbindung mit einer Berufsbezeichnung – wie *Bratenwender* oder *Hof-Mädgen*. Verbindungen des Epithetons mit einem Gegenstand (wie *Bier-Glas* oder *Gauckel-Tasche*) bleiben Ausnahmen.

Anfangs werden die Obertitel der Politischen Romane aus eigentümlichen Begriffsverbindungen gebildet, die sich allegorisch oder sprichwörtlich verstehen lassen: Die ersten beiden Titel, die *Ertz-Narren* und *Die drey Klügsten Leute* von Christian Weise, nennen zentrale Figuren und zugleich – wie bei Satiren üblich – deren charakteristische Merkmale; sie enthalten also deutliche, satirische Gat-

<sup>37</sup> Zur werbenden Funktion von Ober- und Untertitel ähnlich Hauke: „*In allen guten Buchhandlungen*“. 1999, S. 55.

<sup>38</sup> Das mag auch für die Robinsonaden gelten, auf die Rothe hinweist: Ein schönes Beispiel ist die Wiederauflage des Romans *Das Politische Hof-Mädgen* mit neuem Obertitel, der das Werk zunächst als Robinsonade mit weiblichen Protagonisten ausgibt: *Madame Robunse mit ihrer Tochter Jungfer Robinsgen. Adrianopel* [d.i. Leipzig] 1724. Erst das Titelkupfer erläutert dann weiter durch Doppeltitel und Untertitel; der präsentierte Text wird durch seinen paratextuellen Rahmen übercodiert: *Madame Robunse mit ihrer Tochter, Jungfer Robinsgen, oder Die Politische Standes=Jungfer Das ist: Allerhand neue seltsame und wunderliche Grieffgen, so von einigen Frauenzimmer, welche sich über ihren Stand in die Höhe zu bringen gedencken, Ersonnen und practiciret werden. Denen Alten zur Freude, denen Jungen zur Warnung entdeckt von Bariteriposunds Pfeiffenthal. Zu finden bey Adrianopel*. Zusätzlich wurde die Titellustration erneuert und mit exotischen Elementen ausgestattet. Vgl. Rothe: *Titel*. 1986, S. 44.

In seiner Untersuchung deutscher Romantitel reiht Volkmann die Politischen Romane mit den Simpliziaten und den Robinsonaden in die Reihe der Titel ein, die aufgrund der besonderen Wirkung eines Vorbildes literarische Gruppenbildung betreiben. Herbert Volkmann: *Romantitel*. 1967, Sp. 1282–1289. Er spricht den Politischen Romanen den Gattungscharakter nicht völlig ab, hält aber – nach Maßgabe des Erzählverfahrens – den *Politischen Ratten Fänger* und *Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff* (1705) für reine „Reklametitel“; insofern das wirtschaftliche Kalkül des Verlegers weder von der Performanz des Textes noch von seiner Rezeption gedeckt erscheint, ist ihm im Falle des *Lebens-Lauffs* zuzustimmen. Vgl. die Abschnitte B. II. 3. l) (*Ratten Fänger*) und B. II. 5. i) (*Lebens-Lauff*). Volkmanns Gattungsverständnis ist indes unzulänglich; Gattungsgeschichte versteht er vor allem als „Gefolgschaft von Weise“ (Sp. 1283), den er auch als „Meister dieser Jünger“ bezeichnet (Sp. 1285). Riemers Rolle übersieht er völlig; oft erkennt er keine Verbindung zwischen Titel und Thema, weil er den zeitgenössischen Sprachgebrauch ignoriert und außerliterarische Bezüge des Geschehens unberücksichtigt lässt.

tungskonnotationen.<sup>39</sup> Dabei wird das Adjektiv *politisch* in spezifischer und traditionsbildender Weise mit einem sprichwörtlichen Begriff kombiniert. Gelehrte, fachsprachliche und umgangssprachliche Begriffskonnotationen des Politischen werden dabei bewusst amalgamiert. Ähnlich wie das Bedeutungsspektrum des Begriffes Staat schien der Begriff des Politischen zunächst durchaus „für die Seriosität des Inhalts“ bzw. seine Relevanz bürgen zu können.<sup>40</sup>

Traditionsbildend wirkt die Titelformulierung des ersten Riemer'schen Romans: *Der Politische Maul-Affe / mit allerhand Scheinkluger Einfalt Der Ehrsuchtigen Welt / aus mancherley närrischen / iedoch wahrhaftigen / Begebenheiten zusammen gesucht / und vernünftigen Gemüthern zur Verwunderung und Belustigung vorgestellt [...]*. Riemers Titel ist analog den Weise'schen Vorgängern gebaut, doch sind die einzelnen Elemente wortreicher und expressiver gestaltet. Das Thema wird wieder durch eine ungewöhnliche und deshalb auffällige Kombination des Adjektivs *politisch* mit einem Idiom (*Maul-Affe*) angezeigt; es wird zusätzlich durch Reizworte kontextualisiert, die entlarvende Darstellungen ankündigen (*mit allerhand scheinkluger Einfalt der Ehrsuchtigen Welt*). Angegeben wird nicht nur, wie der Text gemacht, sondern auch, was mit welchem Anspruch erzählt wird (*aus mancherley närrischen / iedoch wahrhaftigen Begebenheiten zusammen gesucht*). Durch die demonstrative Behauptung, die Erzählung basiere auf Fakten, erhält ihr angekündigter Inhalt eine polemische Dimension. Es folgen die Adressaten (*vernünftige Gemüther*), denen bestimmte Lektüreeffekte versprochen werden (*Verwunderung und Belustigung*).

Der sprichwörtliche Affe bzw. *Maul-Affe* verkörperte offenbar eine von den Zeitgenossen als typisch wahrgenommene menschliche Schwäche: Im zeitgenössischen Verständnis sind *Maul-Affen* einfältige Menschen, die behaupten, klüger, gelehrter, erfolgreicher und angesehener zu sein, als sie sind.<sup>41</sup> Es ist bisher übersehen worden, dass sich mit dieser Formulierung trefflich gegen sogenannten Pöbel oder als „Leute“ apostrophierten, nichtakademische niedere Stände polemisieren lässt, die für anmaßend gehalten werden, weil man sich von ihnen nichts sagen lassen will. Mehrere Werke, sogar noch Etnners *Medizinischer Maulaffe* (1694)

<sup>39</sup> Vgl. Genette: *Paratexte*. 1989, S. 89ff.

<sup>40</sup> Walther skizziert knapp, in welcher Weise das Wortfeld von „Staat“ an die Erwartungshaltungen der Leser appelliert, vgl. Walther: *Drucke*. 1997, S. 378.

<sup>41</sup> Vgl. Riemers Vorrede zum *Maul-Affen*. Ähnlich die *Andere Ausfertigung neu gefangener Politischer Maul-Affen*, vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 70. Außer den hier angesprochenen Werken beziehen sich weitere Politische Romane in ihren Titelkupfern, wo Affen die Szene bevölkern, auf die derart zu einschlägigen Gattungsexemplaren gewordenen Vorgänger, dazu oben.

übernehmen diesen Begriff und variieren die weiteren Angaben der Titulatur.<sup>42</sup> Es sind insbesondere der *Castrirte Maul-Affe* (1682), die *Andere Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen* (1683) und der *Deutsche Kleider-Affe* (1685).

Beim *Castrirten Maul-Affen* handelt es sich um eine zensierte Version des Riemer'schen Werkes, dessen Wahrhaftigkeitsanspruch kritisiert wird (*mit seinen politischen Possen / Thorsüchtigen Warheit*). Die Rede von den „politischen Possen“ kann meinen, dass die Scherze nicht auf den ersten Blick erkennbar sind, aber auch die satirische Stoßrichtung des Textes andeuten, insofern dessen Kritik lokalpolitischen Mißständen dient, die die Vorgaben einer *guten Policy* völlig verfehlen. Weitere Angaben zur Herstellung oder Machart des Textes entfallen. Die angesprochenen Adressaten (*Allen weltklugen und vernünfftigen Gemüthern*) sowie die versprochenen Wirkungen des Textes (*zu lächerlicher überaus lustiger Verwunderung*) imitieren und überbieten gleichzeitig die entsprechenden Formulierungen der Riemer'schen Titelei.

Die *Andere Ausfertigung neugefangener politischer Maul-Affen* gibt sich als Fortsetzung und steigert die appellierenden Momente des Riemerschen *Maul-Affen* auf allen Ebenen. Diese sind syntaktisch in analoger Weise gegliedert: Die *Andere Ausfertigung* macht zusätzliche Angaben zum Text (*mit allerhand einfältiger Klugheit der Superlativischen Welt*); zu den Themen der Erzählung und ihrer Herkunft (*aus Manchesterley fantastischen / iedoch wahrhaftigen Privat-Händeln hervor gesucht*), deren kontrastreiche und damit effektheisende Charakterisierung verstärkt wird – zu den Adressaten (*curiensen Gemüthern*) wie zur Wirkung (*zu Nutz und Lust*). Nahezu lakonisch wird dagegen auf den moralischen Mehrwert hingewiesen, den das Buch durchgängig biete (*mit durchgehenden MoralRegeln*).<sup>43</sup>

Der Johann Beer zugeschriebene *Deutsche Kleider-Affe*<sup>44</sup> travestiert dagegen die inzwischen geläufigen Bestandteile der Titelei. Das Kompositum *Kleider-Affe* be-

<sup>42</sup> Vgl. für das Folgende die vollständigen Ober- und Untertitel in der chronologischen Liste in der Einführung, A. I.

<sup>43</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997.

<sup>44</sup> Das Werk wird hier nicht als Politischer Roman behandelt. Auf das signalkräftige Epitheton wie auf den spezifischen Anspielungshorizont der Gattung wird verzichtet, obwohl das Werk in der *Zuschrift* an das „Geschlechte derer Affen“ dezidiert der oben genannten Reihe der Affen-Titel zugeordnet wird. Aus der Genealogie wird einzig der *Castrirte Maul-Affe* ausgenommen und als „ohnmächtige Anfeindung[ ]“ bezeichnet. Die Schrift lässt sich als nationalistische Satire auf die vornehmlich französisch beeinflusste Mode verstehen. Das Vexierspiel von Titel, Widmung und Vorrede des *Kleider-Affen* ist aber noch nicht ausgedeutet. Datum *post quem* ist das Erscheinen der *Anderen Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen*, vermutlich zur Ostermesse 1683. Um das in der Widmung enthaltene Lob Johann Riemers genauer gewichten zu können, wäre wichtig zu wissen, ob das Werk in Kenntnis der Riemer'schen Rechtfertigung

stimmt genauer, in welcher Hinsicht der sprichwörtliche Affe zum kritikwürdigen Objekt wird, während das Epitheton einen nationalen, aber keinen thematischen Akzent setzt. Die anschließenden Erläuterungen variieren das zentrale Charakteristikum der Einfalt und kombinieren es mit einem wirkungsästhetischen Moment (*mit kurzweiliger Einfalt und einfältiger Kurtzweil*); die unterhaltsamen und spielerischen Konnotationen werden durch den Chiasmus verstärkt. Überdies wendet sich das Buch an Leute, die an gehobener Unterhaltung interessiert sind (*Allen Curieusen Liebhabern zur Delectation*), wohingegen von einem eigentlichen Nutzen der Lektüre nirgends gesprochen wird. Stärker noch als in vorangegangenen Titelein wird der Text angepriesen, nicht aber die titelgebende Metapher thematisch entfaltet.<sup>45</sup>

Gegenüber den vorangegangenen Titeln, die auf ihren kompilatorischen Charakter und die objektivierbare Herkunft ihres Stoffes verweisen, um den Geltungsanspruch des Textes zu erhöhen, beruft sich der pseudonyme, als komische Figur auftretende Autor *Alamodus Pickelhering* auf subjektive Eindrücke (*aus eigener Erfahrung*), die er objektivieren will (*auf die Schaubühne gestellt*). Während die Politischen Titel in aggressiver Weise auf eine dem Autor und den Lesern gemeinsame Wirklichkeit referieren – und einander in dieser anspielungsreichen Haltung nachahmen,<sup>46</sup> um davon zu überzeugen, ihre Stoffe und Intentionen seien für die neue Gattung einschlägig, wird beim *Deutschen Kleider-Affen* ein ironischer binnenliterarischer Bezug hergestellt und der dem Titel folgende Text gewissermaßen als „Satirensatire“<sup>47</sup> deklariert. Hinsichtlich des hier interessierenden Gattungsanspruchs ist vor allem festzuhalten, dass der – nach den öffentlichen Stellungnahmen Weises und Riemers erscheinende – Beer'sche *Kleider-Affe* vorangegangene Politische Titel travestiert und sich von ihren Intentionen entfernt.

Nicht nur der *Maul-Affe*, sondern auch der dritte Roman Riemers, *Der politische Stock-Fisch* (1681), rekurriert im Titel auf eine sprichwörtliche Wendung. Zu dieser Titelgruppe gehören außerdem folgenden Werke: *Der Politische Grillenfänger*

---

von 1684 entstanden ist. Schließlich verteilt die Vorrede die Verantwortung für den Text auf zwei Personen. Nach meiner Einschätzung hat Beer seit dem *Bratenwender* keine Satiren mehr publiziert, zu dieser Publikationspause vgl. Wicke: *Beer*. 2003. Vgl. Beer: *Kleider=Affe*. [1685] 1997, S. 149ff. Zuletzt dazu Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 167f.

<sup>45</sup> Das bleibt dann dem Titelkupfer und seiner Erläuterung überlassen, vgl. Beer: *Kleider=Affe*. [1685] 1997, S. 147f.

<sup>46</sup> In der Widmung des *Kleider-Affen* wird die *Andere Ausfertigung Politischer Maul-Affen* dezidiert als Nachahmung des *Politischen Maul-Affen* genauer, als „Nachahmung dieser Materie“ verstanden. Vgl. Beer: *Kleider=Affe*. [1685] 1997, S. 149,17.

<sup>47</sup> Berns: *Johann Beer*. 2000, S. 186. Diese Feststellung gilt unabhängig davon, wie man die Frage beant-

(1682), *Die Politische Mause-Falle* (1683), *Der Politische, possirliche und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff* (1683), *Die politische Narren-Kappe* (1683), *Das politische Klatschmaul* (1683) und *Der lustige Politische Guckguck* (1684). Die meisten dieser Titel nutzen die Idiome in geläufiger Weise für ihr Thema, das Adjektiv wird im Sinne von ‚verborgen‘ bzw. ‚nicht auf den ersten Blick erkennbar‘, aber auch ‚betrügerisch‘ gebraucht. Grundsätzlich ist damit zu rechnen, dass für die Obertitel populäres Sprachmaterial unter dem Primat der *argutia* neu organisiert wird. Semantisch Diffuses, sogar eine gewisse Rätselhaftigkeit sind dabei durchaus erwünscht, weil sprachliche Mehrdeutigkeit und eine allegorische Struktur der Titelillustrationen als Mittel der literarischen Distinktion dienen. Sie können zum einen als Ausweis einer gelehrten Provenienz der Texte gedeutet werden<sup>48</sup> und bieten zum anderen hinreichend Bedeutungsspielraum für skandalisierende Intentionen.

Mit den Titelstichworten *Stock-Fisch* oder *Hasen-Kopff* bezeichnet man gewöhnlich „einen thörichten Menschen, narren, gecken“.<sup>49</sup> Beide Wendungen werden auch auf schüchterne oder steife Männer, die verliebt sind, bezogen. Die Kombination mit dem Epitheton *politisch* modifiziert diese Bedeutung: Ein *politischer Hasen-Kopff* wäre also ein junger Mann, der durch geschicktes Verhalten seine Schüchternheit zu überwinden weiß; in ähnlicher Weise ließe sich die Rede vom *Politischen Stock-Fisch* auf einen bei seiner Werbung klug vorgehenden Freier beziehen.

Eine zweite Gruppe lässt sich mit politischen Titeln bilden, in denen an zentraler Stelle eine Berufs- oder Tätigkeitsbezeichnung steht. Sie kann freilich auch übertragene Bedeutung haben. Solche Formulierungen setzen etwas später ein, erscheinen aber über einen längeren Zeitraum und sind insgesamt wohl erfolgreicher. Am Anfang dieser Reihe stehen zwei satirische Schriften von Johann Beer: *Der politische Feuermäuer-Kebrer* (1681) und *Der politische Bratenwender* (1682). Mit dem *Bratenwender* erscheinen im gleichen Jahr *Der ausgekehrte politische Feuermäuer-*

---

wortet, ob der *Kleider-Affe* allein oder überhaupt von Johann Beer verfasst wurde.

<sup>48</sup> In diesem Sinn deutet Gestrinch Allegorien und Symbole im Rahmen politischer Kommunikation als „adäquate Mittel der Geheimnissinszenierung“, vgl. Gestrinch: *Absolutismus*. 1994, S. 45.

<sup>49</sup> Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 10, Sp. 538. Analoges Beleg für den *Stockfisch*, vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 19, Spalte 96, 36. Das Grimm'sche Wörterbuch verzeichnet etwas ratlos die von Riemer behauptete Wortbedeutung, die vermutlich eher als provozierende idiosynkratische Behauptung zu verstehen ist, denn als Aussage über den zeitgenössischen Sprachgebrauch. – In abweichender Weise ist der Begriff in einer Schmähschrift des 16. Jahrhundert belegt: In einem fiktiven Streitgespräch über den *Wegkürztzer* des Martin Montanus wird die Schwanksammlung als Sammlung unzüchtiger Geschichten kritisiert und ihr Autor als „Stockfisch“ bezeichnet. In diesem Zusammenhang wird damit nicht auf Schüchternheit, sondern auf die Unbekümmertheit des Autors um moralische Fragen und Anstandsregeln angespielt. Bei Riemer wird der Begriff in dieser Bedeutung gebraucht. Vgl. Montanus: *Schwankbücher* [1899] 1972, S. 466.

*Kebrer, Der politische Ratten und Mäuse Fänger* und *Die Kluge Trödelfrau*. Weiter gehören *Der Politische Leyermann* (1683), *Der politische und lustige Passagier* (1684), *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder* (1684), *Das Politische Hof-Mädgen* (1685) und *Der politische Freyersmann* (1686) zu dieser Titelgruppe. Nicht alle, aber die meisten der Titel knüpfen an die Tradition der Berufsschwänke an,<sup>50</sup> insofern sie in den Vertretern bildungsferner Professionen urteilsfreudige, aber völlig inkompetente Bürger verspotten.<sup>51</sup> Anders als vom Pädagogen Weise (in seiner noch zu erörternden Vorrede zum *Politischen Näscher*) intendiert, wird hier ein vermeintlich allgemein verbreitetes Interesse an allen möglichen gesellschafts- und staatspolitischen Fragen als anmaßendes Verhalten und großspuriges Schwadronieren einfältiger Leute diskreditiert. Die Nähe von gehaltlosem Geschwätz und meinungsbildendem Gespräch wird in den Politischen Romanen gern als literarisches Mittel genutzt, um umstrittene Themen zur Diskussion stellen zu können, ohne ein autoritatives Urteil formulieren zu müssen.<sup>52</sup>

Es belegt die semantische Ambiguität des Epithetons *politisch* wie die widersprüchliche Bewertung der Gattung insgesamt, dass vor allem diese zweite Gruppe, die Berufe, Tätigkeiten oder Stände im Obertitel führen, zugleich auch als Zeugnisse für die gesamtgesellschaftliche und lebenspraktische Bedeutung politischen Wissens gelten und als sogenannte *Personal-Politica* rezipiert werden. Deren Gegenstandsbereich gilt als speziell und nicht systematisierbar: Gemeint sind „gewisse Regeln“, die ein „jedweder Mensch / der in der Welt zu einem Amte gelanget“ beachten soll, sei es „ein General, ein Cantzler / ein Bischoff / ein Secretarius, und was er sonst wil“.<sup>53</sup> In diesem Sinn nennt Nikolaus Hieronymus Gundling, der einer nächsten Generation angehörende Hallenser Professor für Natur- und Völkerrecht, des Öfteren den *Feuermäuer-Kebrer*, den *Bratenwender* und die *Trödelfrau*, aber auch den *Näscher* und den *Maul-Affen* in seinen

<sup>50</sup> Zu dieser Literatur vgl. die Ausführungen von Moser-Rath und Schmitz: Art. *Beruf, Berufsschwänke*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 2. 1979, Sp. 173–185.

<sup>51</sup> An diese Tradition knüpfen noch Ludvig Holbergs Komödie *Der politische Kannengießer* (1722) und die Wortprägung „politische Kannengieberei“ an. Letztere meint das von Sachkenntnis freie Geschwätz über politische Angelegenheiten, insbesondere in bildungsfernen Schichten. Bei Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 19. Spalte 96, 36 [Der digitale Grimm®]. Über den zeitgenössischen Rezeptionskontext Holbergs informiert erhellend Lohmeier: *Untertanenverstand*. 1979.

<sup>52</sup> Für ähnliche Beobachtungen anhand einer zeitgenössischen Gesprächssammlung vgl. Kintzinger: *Wirtsbaugeschwätz*. 2002, S. 568f.

<sup>53</sup> Weise: *Politische Fragen*. 1690, S. 516. – Weises Definition der *Personal Politica* als personenbezogene politische Regeln wirkte offenbar prägend: Noch der Eintrag in Zedlers *Universallexicon* unter dem Stichwort *Personal-Politica* von 1741 ist wörtlich Weises *Politischen Fragen* entnommen. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 27. 1741, Sp. 676. Auf diese Übernahme weist bereits Horn hin, vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 182. Auch Nikolaus Hieronymus Gundling verwendet ähnliche Formulierungen, doch ohne den

Vorlesungen als Beispiele dafür, dass „*Politicam, non tantum ad civitatem, pertinere; sondern dass sie, auch zu einem jedwedem Stande, gehöre*“. Gundling schreibt alle genannten Titel einem gemeinsamen Autor, nämlich Christian Weise, zu. Dieser habe mit diesen unterhaltsamen Texten zeigen wollen, „[d]aß auch der gemeinste Mensch Politisch seyn müsse“.<sup>54</sup>

Ausnahmen in den einschlägigen Titulaturen bleiben gegenständliche Begriffe wie *Mausefalle*, *Narren-Kappe* und auch ein Terminus wie *Colica*.<sup>55</sup> Dies geschieht durchaus aus inhaltlichen Gründen, denn nur Menschen sind fähig, politische Beziehungen herzustellen und sich über gesellschaftspolitische Verhältnisse auseinanderzusetzen. Die Vorrede des *Politischen und lustigen Tobacksbruders* (1685) belegt, dass diese für die literarische Gattung grundlegende Voraussetzung von den Zeitgenossen reflektiert wird: Der Auftrag eines Verlegers, für ein Dutzend Taler ein Buch unter dem Titel *Das politische 'glas* zu verfassen, gilt als Beleg für einen inhaltliche und literarische Fragen ignorierenden Geschäftssinn. Der als Autor beauftragte Student *Musander* kann das Geld gebrauchen und versucht also, ein erfolgversprechendes *Politisches Tractätlein* zu konzipieren. Darüber vergehen mehrere Tage, und es ist noch keine Zeile geschrieben, aber schon viel Bier getrunken worden, als ihn sein Freund *Philander* besucht. Dieser verspottet sein Vorhaben und meint, schon der vorgesehene Werktitel widerspreche der „Art politisch zu schreiben“:

„Stellete mir auch vor / wie ungeräumt es wäre / daß man auch so gar denen leblosen Dingen / das Wort politisch zueignete / da es doch einig und allein den Menschen / und sonst nichts nicht mehr / könne zugeeignet werden / der wehre ζων πολιτικόν [zoon politikon, AW]. Und wolte hier einer gleich die Analogiam vorschützen / so wird er sich weniger damit können retten / als ein Kruppel mit einem zerbrochenen Stecken. Ich liesse mir diesen Unterricht wohlgefallen / und

---

Terminus *Personal Politica* zu benutzen. Siehe die in der Einleitung zitierten Passagen, Abschnitt A. II.

<sup>54</sup> Gundling: *Collegium historico-literarium*. 1738, S. 846.

<sup>55</sup> Es fällt auf, dass Weise allein diesen Titel Riemers nie in seinen späteren Distanzierungen erwähnt. Das ist wohl kaum auf Zustimmung zurückzuführen, sondern eher darauf, dass diese Kombination nicht wie viele andere Titel mit der Diskrepanz zwischen den gelehrten Konnotationen des Politischen und dem alltäglichen Sprachgebrauch spielt und sich daher auch nicht für die plakative Verurteilung der Gattung mittels einer spöttischen Zitation ihrer Titel eignet. Riemers allegorische Titelformulierung ähnelt zudem so sehr den Vorgaben Weises im *Bericht*, auch seinem Verweis auf das *Politische Podagra*, dass eine Distanzierung stark erläuterungsbedürftig gewesen wäre. Hinzukommen mag, dass die *Colica* kein besonders erfolgreiches Buch gewesen zu sein scheint, Dünnhaupt verzeichnet lediglich eine weitere Auflage, vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. V. 1991, S. 3328. Auch werden im September 1681 über 1500 Exemplare der *Colica* im Lager des Verlegers Johann Fritzsche inventarisiert; ob diese Exemplare nach ihrer Aufnahme durch die Leipziger Bücherkommission noch in den Verkauf gelangt sind, ist ungewiss. Vgl. *Acta Johann Fritzsches, Buchbändler Verlassenschaft betr. Ao 1681*, SL TIT XLVI 509 Vol. I, Bl. 193v [S. 385].

nahme zur Lehre mit an / daß auch mein Bier=Glas nicht politisch hätte können genennet werden.“<sup>56</sup>

Tatsächlich erscheint im gleichen Jahr von Michael Kautzsch – also unter demselben Pseudonym wie der *Tobacks-Bruder* – auch *Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß*.<sup>57</sup> Die verlegerische Initiative bei der Generierung Politischer Titel lässt sich auch an anderer Stelle, insbesondere anhand variierender Ankündigungen im Messekatalog belegen.<sup>58</sup>

Abschließend sind drei Werke zu nennen, die deutlich im Einflussbereich der Gattung stehen, denen aber das einschlägige Epitheton im Titel fehlt: Es handelt sich um den *Guten Mann*, den *Untreuen Ertz-Verleumbder oder Bösen Mann* und *Die lasterbafftigsten Leute der gantzzen Welt*. Ihre Titel weisen einige signifikante Besonderheiten auf, die kurz erörtert werden sollen:

Angesichts der Attraktivität politischer Titel vermutet der fiktive Autor des Romans *Der Gute Mann / oder Der wohlbegabte Hörner-Träger* schon 1680, es wäre besser gewesen, „die lustigen Begebenheiten“ seines vermeintlich gehörnten Helden *Cornuto* „unter dem Namen des Politischen Hirsch-Wildprets“ anzukündigen; damit wird eine argute Titelformulierung parodiert.<sup>59</sup> Ausgehend von der provozierenden Frage, ob lächerliche Vorfälle unter Stalljungen und alten Weibern auch als politisches Geschehen verstanden werden können, diskutiert die Romanvorrede einen durch die Politischen Romane möglicherweise beschleunigten Wandel politischen Wissens.<sup>60</sup> Die Erzählung selbst rekurriert hinsichtlich ihres Themas und ihres Erzählverfahrens auf Weises Roman *Die Drey Klügsten Leute*; sie wird als Politischer Roman rezipiert bzw. als unterhaltsamer Ratgeber bei Eheproblemen betrachtet (was der Gattungszugehörigkeit nicht widerspricht).<sup>61</sup>

<sup>56</sup> Kautzsch: *Tobacks-Bruder*, 1685, [A 7r].

<sup>57</sup> Vgl. dazu Abschnitt B. II. 5. e).

<sup>58</sup> Weitere Beispiele sind *Der Politische Halbfisch* (1681), mit dem der Verleger durch einen assoziativ nahe liegenden Begriff an den Riemer'schen *Stockfisch* anzuknüpfen sucht; dann *Der Politische und Lustige Passagier* (1684); auch der Titel *Das Teutsche Gespenst* wurde zunächst als Politischer Titel im Messekatalog angekündigt, vgl. dazu Abschnitt B. II. 5. b). – Dieser Tatbestand lässt sich für die Buchwerbung für unterhaltende Texte sicher verallgemeinern, vgl. dazu: Hauke: „In allen guten Buchhandlungen“. 1999, S. 54f.

<sup>59</sup> Vgl. *Cornemicus: Mann*, 1682, unpag. Vorrede. „Wildbret“ wird hier in übertragener Bedeutung für einen literarischen Leckerbissen gebraucht. Ähnliche Kontexte dokumentiert Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 30, Sp. 52 [Der digitale Grimm®].

<sup>60</sup> Vgl. *Cornemicus: Mann*, 1682, unpag. Vorrede.

<sup>61</sup> Vgl. die Beurteilung des *Guten Mann* aus verschiedenen Perspektiven im *Ausgekehrten Feuer-Mäuer-Kebrer*, [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kebrer*. [1682] 1996, S. 35f. und 66.

Auch der 1682 erscheinende *Untreue Ertz-Verleumbder oder Böse Mann* wird nirgends als Politischer Traktat deklariert: Zunächst ist der Titel – leicht verändert – als *Der untreue Ertz=Bösenicht oder böse Mann / in 12.* zur Ostermesse 1682 unter der Rubrik *Serius exhibiti* zwischen der Rhetorik Riemers *Der vermehrte lustige und kurtzweilige Redner / in 8. ibid.* und dessen wohl nie erschienenem Roman *Die Politische Mutter=Beschwerung / 12.* angekündigt.<sup>62</sup> Ob das Titelstichwort, das schließlich nicht *Bösenicht*, sondern *Verleumder* lautet, aus inhaltlichen oder ökonomischen Gründen oder aufgrund eines vorangegangenen Versehens verändert wurde, ist unbekannt.<sup>63</sup> Gliederung der Erzählung, Erzählhaltung und Erzählverlauf weichen deutlich von den Politischen Romanen ab: Der *Böse Mann* gehört eher in die Tradition der Teuffelliteratur. Lediglich Geltungsanspruch („die Lehre von denen Sitten in Politischen Leben und Wandel“ vermitteln zu wollen)<sup>64</sup> und Grundthema (persönliches Leid sowie gesellschaftliche und politische Schäden darstellen zu wollen, wie sie durch Heuchelei und Verleumdung entstehen) verbinden das Werk mit den Politischen Romanen.

Bei dem Roman *Die lasterhaffigsten Leute der gantzzen Welt* (1685) von *Crinioaldus Celidonius* ist die *imitatio titulorum* der Satiren Weises aus den 70er Jahren sehr deutlich. Rekuriert wird insbesondere auf die Titelformulierung der *Drey ärgsten Ertz-Narren In der gantzzen Welt / Auß vielen Närrischen Begebenheiten hervorgesucht / und Allen Interessenten zu besserem Nachsinnen übergeben* (1672). Für die verschiedenen Angaben (Thema, Herstellung, Adressat, Wirkungsabsicht) übernimmt *Celidonius* die meisten Begriffe von Christian Weise, erweitert sie aber zu mehrgliedrigen

<sup>62</sup> *Catalogus Universalis*. OMV 1682, [F 2r]. Diese Zusammenstellung veranlasste Bracker dazu, Riemers Verfasserschaft für den *Bösen Mann* zu postulieren, vgl. Bracker: *Romane*. 1975. Krause widerlegt seine Annahmen, vgl. Krause: *Mutmaßungen*. 1977.

<sup>63</sup> Die redundante Doppelung von *Bösenicht* und *Böser Mann* im Messekatalog kann auf einen fehlerhaften Eintrag zurückgehen; üblicher ist, dass die beiden Glieder des Titels einander erläutern. Das Stichwort *Verleumder* kann wegen seiner thematischen Nähe zu den *Pasquillen* oder *Schmähschriften*, von denen dieses Werk auch erzählt, und als die die Politischen Romane ja auch galten, gewählt worden sein. Mit diesem Stichwort wird im ersten Teil des zweigliedrigen Obertitels das zentrale Charakteristikum der Figur genannt, überdies durch die Verbindung mit *Ertz-* emotional verstärkt; damit sind Analogien zu einem Titel von Christian Weise gegeben, den *Ertz-Narren*: Dieser Mann ist ganz und gar ein Verleumder und eben darum ein böser Mann, der sich – dies allerdings ganz anders als in den *Ertz-Narren* – auch dem Teufel verschreibt. Damit werden überdies assoziative Verbindungen zu einer aktuellen Teuffelssage hergestellt, der Schilderung der Pacta, die der Herzog von Luxemburg mit dem Teufel geschlossen haben soll, vgl. dazu die Abschnitte B. II. 3. i) und C. II. 2. Der zweite Teil des Obertitels alludiert möglicherweise per contrario auf den Titel *Der Gute Mann*.

In beiden Fällen, beim *Guten Mann* wie beim *Untreuen Ertz-Verleumbder oder Bösen Mann*, werden im Titel zwar Typen, zugleich aber auch der konkrete Held der Handlung angesprochen. Das ist anders in *Die böse Frau* (1682) und *Die gute Frau* (1684), die den Geschlechtscharakter der Gattung Frau repräsentieren. In diesen Ständesatiren werden verschiedene weibliche Figuren in verschiedenen Episoden als entweder gute oder böse Frauen vorgeführt. Ihr Fokus ist nicht der öffentliche Umgang im Rahmen einer politisch verfassten Gemeinschaft, sondern der gottgegebene Stand.

<sup>64</sup> *Gverjero. Böser Mann*, 1682, S. 19.

Zusammenstellungen: *Die Drey Lasterhaftigsten Leute der gantzen Welt. Aus Unterschiedenen wahrhaftigen Geschichten / und Begebenheiten zusammen getragen / und dem Curriösen Leser zu politischen Nachsinnen und Belustigung vorgestellt.* Auffällig ist, dass diese Amplifikation das närrische Moment des Weise'schen Titels ignoriert; stattdessen beansprucht *Celidonius'* Werk Wahrhaftigkeit und politischen Nutzen. Damit wird der satirische Impetus verwischt und das Buch zugleich als anspielungsreiche Unterhaltungsliteratur deklariert, die authentische Geschichten tradiert. Der Autor lässt sein Pseudonym *Crinioaldus Celidonius* auf denselben Buchstaben alliterieren wie *Catharinus Civile*, das Pseudonym, das Christian Weise für die *Ertz-Narren* gewählt hatte. Die Anspielungen, die mit der Namensgebung *Crinioaldus Celidonius* verbunden sind, lassen sich nur erahnen, folgen aber offensichtlich keinem didaktischen Impetus.<sup>65</sup>

Das Verhältnis der einzelnen Titelformulierung zu ihren Vorgängern lässt sich insgesamt als *imitatio titulorum* bestimmen; präntiert wird indes auch – das zeigen die Vorreden dann detailreicher – die *imitatio auctorum* und *imitatio morum*. Der Begriff des Politischen ist dabei das allgegenwärtige Reizwort, mit dem ein erster Kontakt mit den Lesern hergestellt und das Buch angepriesen werden soll.<sup>66</sup> Gleichwohl verschiebt sich innerhalb der rund zehn Jahre ihres Erscheinens die Gewichtung der Titelepheta: neben dem politischen gewinnt der lustige Aspekt der Texte an Bedeutung. Dies kann – hier muss den Ergebnissen des folgenden Kapitels B. II. vorgegriffen werden – als Reflex auf die mit der Zeit schwächer werdende Attraktivität skandalisierender Effekte, wie sie für den Rekurs auf das Riemer'sche Gattungsmodell des *Maul-Affen* charakteristisch sind, gedeutet werden. Die schwindende Wirkung des Skandals lässt wohl einen demonstrativeren Rekurs auf die von Weise gemachten Vorgaben angemessen erscheinen.

## b) Darstellungsaspekte, Themen und Adressaten im Untertitel

Hierher gehört, dass die thematischen und gattungsspezifischen Angaben im Laufe der Zeit unterschiedlich gewichtet werden: In den ersten Jahren wird der Gattungszusammenhang eher über soziomoralisch brisante – und daher einschlägige – Themen hergestellt; die Titel späterer Romane betonen dagegen eher Darstellungsaspekte: Sie versprechen also die *lustige* oder *kurzweilige* Präsentation

<sup>65</sup> Das Pseudonym lässt sich vielleicht als ‚Der behaarte Celidonius‘ auflösen.

<sup>66</sup> Allgemein zu Funktionen, Formen und der Geschichte literarischer Titel, vorrangig moderner Provenienz, vgl. die klassifizierend vorgehende Darstellung von Rothe: *Titel*. 1986; außerdem der Beitrag von Weinrich: *Titel*. 2000.

durchaus unterschiedlicher Themen.<sup>67</sup> In den Titeln lassen sich drei thematische Schwerpunkte unterscheiden: gefährlicher Eigennutz (1), unangemessenes Verlangen nach Ehre (2) sowie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern (3).

1) Viele Politische Romane behandeln menschliche Schwächen:<sup>68</sup> Insbesondere widmen sie sich eigennützigem Interessen der Menschen, wie der Titel des *Politischen Bratenwenders* erkennen lässt, *Worinnen enthaltend Allerhand Politische Kunstgriffe / vermitteltst welcher der Eigennutz heutiges Tages fast von jedermann gesucht wird* und – in nahezu identischer Formulierung – *Die Kluge Trödel-Frau / Worinnen enthalten Allerhand Listige Kunst-Griffe / Dadurch der Eigennutz heutiges Tages von Jedermann gesucht wird* (1682). Die analog gebildeten Titel lassen Verbindungen und semantische Überschneidungen zwischen politischen, klugen, listigen und eigennützigem Verhaltensweisen erkennen. Hierher gehört auch *Der Politische Leyermann / Worinnen [...] Der Eigen-Nutz der heutigen Welt / eigentlich abgebildet wird*. Eine amplifizierende Variante bietet *Der lustige Politische Guckguck / Worinnen die sonderbare Super-Klugheit / Simulation, Undanckbarkeit und arglistige Thorheiten der heutigen Welt [...] vorgestellt werden*. Im letztgenannten Beispiel erläutert der Untertitel die mit dem sprichwörtlichen Gebrauch des Titelstichwortes *Kuckuck* assoziierten egoistischen Eigenschaften.<sup>69</sup> Das Buch wendet sich an *Liebhaber*, denen von Verleumdungen unbeeinträchtigte Unterhaltung versprochen wird (*ohne ärgerlichen Nachtheil des Nächsten / zum kurzweiligen Zeit-Vertreib*).<sup>70</sup> Nun speist sich die Popularität der Politischen Romane durchaus aus ihrer Nähe zu skandalisierten Schmähchriften, und selbst noch das Dementi macht darauf aufmerksam.

2) Ein weiteres Thema ist das unangemessene Streben nach Ehre: Es wird beispielsweise von der *Politische[n] Narren-Kappe / Worinnen die wunderliche und oftmahls ungereimte Ehrsucht der heutigen Welt* (1683) angesprochen. In der *Narren-Kappe* wie

<sup>67</sup> Indirekt lässt sich eine solche Folge von Phasen auch der Darstellung von Volkmann entnehmen; die inhaltliche Spezifizierung der „Büchlein“, die sich vor allem mit Ehrsucht und Eigennutz beschäftigten, belegt er mit zwei frühen Titeln Riemers; für die späteren Jahre sieht Volkmann in den Titeln eine „Umwandlung innerhalb der Gattung“ angedeutet, denn „seit 1683/4 [...] liegt der Hauptakzent der Ankündigung [...] auf der reinen Unterhaltungsabsicht“. Vgl. Volkmann: *Romanitel*. 1967, Sp. 1286 und Sp. 1289.

<sup>68</sup> In diesem Zusammenhang wird auch die Krankheitsmetaphorik genutzt, so beispielsweise von Johannes Riemer, der seinen zweiten Roman *Die Politische Colica / oder das Reissen in Leibe Der Schulkranken Menschen* (1680) titelt.

<sup>69</sup> Als Kuckuck kann jemand gelten, der sich selbst lobt und damit verrät; auch undankbare Leute werden so bezeichnet, insbesondere junge Menschen, die gegenüber ihren Eltern oder Erziehern die nötige Dankbarkeit vermissen lassen, vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 11, Sp. 2525,62 [Der digitale Grimm®]; Röhrich: *Lexikon* 3. 1991, S. 898–901.

<sup>70</sup> *Coccyx: Guckguck*. 1684.

auch im *Leyermann* folgen weitere Aussagen zur Präsentation des Stoffes (*Durch allerhand lustige Exempel*;<sup>71</sup> *mit allerhand lustigen Gemüths-Ergötzungen und seltzamen Begebenheiten*)<sup>72</sup>, doch werden keine typischen Adressaten genannt.

3) Neben egoistischen und ambitiösen Verhaltensweisen ist in den Titeln ein dritter Themenkomplex auszumachen: Hier steht das Geschlechterverhältnis, stehen Liebe und Ehe, beziehungsweise eine erfolg- und glückverheißende Heirat im Mittelpunkt. Wird das für junge Leute virulente Problem behandelt, wie eine Heirat glücken kann, kann der instruktive Gestus der Darstellung stärker ausgeprägt sein als der kritische Impetus der Satire. Die Reihe beginnt mit dem 1681 erscheinenden Roman *Der Politische Stock-Fisch / mit seinem Kunst-Stücke Wie ein kluger Liebhaber wie niedrig er auch sey Reich / Schön und vornehm beyrathen kan* von Johannes Riemer. Das Werk empfiehlt sich als unterhaltsame Lektüre (*zu sonderlicher Belustigung*) den *Politischen und Weltklugen Leuten* und wird mehrere Male unter variierenden Titeln und anderen Pseudonymen bis ins 18. Jahrhundert hinein nachgedruckt.<sup>73</sup> Es wird rezipiert als Ratgeber in Liebesangelegenheiten für ein männliches Publikum.<sup>74</sup>

Gleiches gilt auch für *Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff*, der 1683 erscheint. Die aneinandergereihten Adjektive im Obertitel

<sup>71</sup> *Candidaenus: Leyermann*. 1683.

<sup>72</sup> *Trebellius: Narren-Kappe*. 1683.

<sup>73</sup> Vgl. die entsprechenden Angaben Krauses in: Riemer: *Werke*. 1. 1979, S. 500ff.

<sup>74</sup> Hier ist insbesondere folgende Ausgabe zu nennen, deren Titel lautet: *Der verliebte Solande / und die gegenliebende Floramene. Das ist: Hellpolierter Liebes=Spiegel / Darinn sich ein noch ungeübter Liebhaber wol beseben / all sein Thun und Lassen darnach anstellen / sich bey den holdseeligen Frauen=Zimmer beliebt machen / und zu einer glückseligen / wolbegüterten und vornehmen Mariage gelangen könne. Allen Zucht= und Tugend=liebenden Gemüthern zu geziemender Ergötzung aufgestellt. Von Philogamo aus Paphos*. Das Titelkupfer zeigt einen prächtigen Innenraum, mit aufwendig stuckierter Wand im Hintergrund. Oben ist ein nach beiden Seiten geraffter Vorhang zu sehen, dazwischen ein großer Kronleuchter. Links ist eine kannelierte Säule plaziert, vor der ein ornamental verzierter Bildrahmen mit einem weiblichen Porträt hängt. Dem Rahmen sind die Worte „Der Spiegel nicht betrüget“ eingeschrieben. Rechts davor stehen drei vornehm gekleidete Herren mit Perücken: Einer weist mit der rechten Hand auf das Bild, das die anderen prüfend betrachten. Über dem Bild halten ein geflügelter Amor und ein Putto eine Banderole, die sich über die gesamte Bildbreite schlängelt: „Wir machen den vergnügt Den wir liebeich befinden“. Eine zusätzliche Bilderläuterung fehlt in dieser Ausgabe. Hier werden – im Titel – das Buch, aber auch – im Bild – das Verhalten der Frau als das männliche Verhalten reflektierende Gegenüber angesprochen. Das Exemplar der Yale University ist beschnitten, vermutlich erschien die Ausgabe 1687. Das Pseudonym verweist auf einen das Spiel liebenden Autor, dessen Herkunft einschlägig für dieses Thema ist: Er behauptet, aus der zypriotischen Stadt Paphos zu stammen, in der der älteste und berühmteste Tempel der Venus stand. – Allerdings akzentuiert der dänische Autor Ludvig Holberg den Gebrauch des Romans anders: In seiner erfolgreichen Komödie *Der politische Kannengießer* (EA 1722) wird der *Politische Stock-Fisch* von einem einfältigen Handwerker als politische Verhaltenslehre gebraucht – und als eine zur politischen Selbstüberschätzung eines unverständigen Untertanen verleitende Schrift schließlich verbrannt. Holberg: *Kannengießer*. 1742, S. 407–494.

zeigen, dass die Konnotationen des einschlägigen Epithetons offenbar nicht ausreichen, um den vorliegenden Text zu charakterisieren, und dementsprechend erläuterungsbedürftig sind. Am ausführlichen Untertitel wird deutlich, dass die mit dem Text verbundenen Intentionen eher instruktiv als kritisch sind; auch er empfiehlt sich insbesondere jungen Männern als beispielgebende Vorlage für gesellige Zusammenkünfte beider Geschlechter:

„Was gestalten Er Bey lustigen Compagnien könne verwandt / bekant / und brauchbar gemacht werden; auch als ein angenehmes Wildbrät / mit Schertz und Kurtzweil bespicket / an die Jungräuliche Taffel diene. Das ist: Zeitvertreibliche Vorstellung / Wie man bey erborn Gesellschafften und Zusammenkünfften junger Leute / so auch bey Frauen-Zimmer / allerhand lustige und zuläßige Schertz / in lächerlichen Discursen / und anderer Kurtzweil / wohl und bequem anbringe / daß es zur Muth-Kühlung und Ergetzlichkeit / dienlich und nutzbar sey“.<sup>75</sup>

Auch Weise benutzt des Öfteren kulinarische Metaphern, vor allem im *Kurtzen Bericht*, die Bedeutung kulinarischer Metaphorik (die den Bildbereich der Pillenmetapher durchaus verlässt) für die Beschreibung rezeptionsästhetischer Vorgänge und deren Wandel wäre eine eigene Untersuchung wert.

Dass es sich um eine Liebesgeschichte handelt, bleibt indes unerwähnt, der Text präsentiert sich als unterhaltsamer Konversations- und Verhaltensratgeber. Demgegenüber kündigt *Der Politische Freyersmann* im Jahr 1686 neben [a]lleshand seltsame[ ] Liebs- und Heyraths-Geschichten / auch ander[e] nachdenckliche[ ] Curiöse[ ] Begebenheiten / und darbey vorfallende[ ] lehrreiche[ ] DISCURSE[ ] an; angesichts dieser thematischen Bandbreite, die auf Festlegungen verzichtet, können offensichtlich alle Leser als Interessenten angesprochen werden.

Obwohl die Politischen Romane misogynen Stereotype geschickt aktualisieren und in ihre Erzählungen integrieren, ist es eher selten, dass bereits der Titel auf frauenfeindliche Inhalte schließen lässt. Hier sind insgesamt nur drei Titel zu nennen, von denen zwei direkt und indirekt auf Johann Beer zurückgehen, zu dessen Personalstil eine ausdrucksstarker Hass auf das weibliche Geschlecht gehört.<sup>76</sup> Beers *Politischer Feuermäuer-Kehrer* (1681) empfiehlt sich eigens jungen, liebeshungrigen Männern: Der Untertitel verspricht, das Buch enthalte

„überaus lustige und manierliche Begebenheiten der Curiosen Welt / absonderlich aber denen jungen und lust begierigen Gemüthern / zur vorsichtigen Warnung des

<sup>75</sup> Zur sprichwörtlichen Verwendung von „Wildbret“ als Bezeichnung für eine allgemeinen Wohlgefallen auslösende, ausgesuchte Köstlichkeit vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 30, Sp. 52,63 [Der digitale Grimm®].

<sup>76</sup> Zuletzt hat sich Solbach aus erzähltheoretischer Perspektive mit Beers Misogynie auseinandergesetzt; dort auch ältere Literatur zum Thema, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 180ff.

heut zu Tag in Grund verdorbenen Frauenzimmers / welches darinnen nach all ihren Eigenschafften abgemahlet wird / Practiquen und falsche Quinten wol zu fliehen und zu meiden / mit kurtzen Umbständen entworffen“.

Bei dem auf Beer zurückgehenden Titel handelt es sich um den Roman *Der Politischen Jungfern Narren-Seil*; dessen Untertitel

„eine Genaue und eigentliche Beschreibung [ankündigt,] / welcher Gestalt heut zu Tage das Frauen-Volck / und sonderlich die Jungfern / das verliebte und buhlerische Manns-Volck so artig weiß bey der Nase herum zu führen / Sie zu vexiren / agiren / und endlich listig gar abzuweisen / auch was es offters vor Ein Ende mit dergleichen Frauens-Volck nehme.“

Innerhalb des durch den Obertitel evozierten Gattungszusammenhangs ist diese Formulierung nicht nur deshalb ungewöhnlich, weil eine exemplarische Beschreibung statt vieler verschiedener Geschichten angekündigt wird, sondern vor allem aufgrund ihres prophetischen Gestus, mit dem auf das – vermutlich schlechte – Ende der an einem solchen Treiben beteiligten Frauen verwiesen wird. In der Titelformulierung zeigen sich die gattungsfremden Spuren der Beer'schen Weibersatire *Bestia Civitatis*, die die Vorlage für den Roman bildet.<sup>77</sup>

Im *Politischen Hof-Mädgen* (1685) werden dagegen in einer für die Politischen Titel einschlägigen Formulierung *allerhand neue / seltsame und wunderliche Griffgen* angekündigt, die von *etlichen Frauen-Zimmer / sich in die Höhe zu bringen / ersonnen und practiciret worden*. Hier lässt sich an Geschichten von List, Täuschungen und Betrügereien denken, wie sie für Frauen, die an den Hof gelangen wollen, als typisch galten, doch eben dieser Erwartung wird bereits in der Vorrede widersprochen. Geboten wird stattdessen der Lebenslauf einer Sünderin – und ihre Bekehrung. Im Titel deutet der Autor eher anzügliche Momente der Erzählung an, und wendet sich an ein Publikum, das solche Andeutungen zu deuten verstehe (*allen Liebhabern zu sonderbahrer Belustigung*).

Einige Politische Romantitel verzichten ganz auf spezifizierende thematische Erläuterungen – und dieses Phänomen spricht für ihre Funktion als Label. Diese Tendenz beginnt schon mit dem *Politischen Näscher* (1678) von Christian Weise, der indes in eher emblematischer als schlagwortartiger Verknappung einfach *allen Liebhabern zur Lust / allen Interessenten zu Nutz* empfohlen wird. Während themati-

<sup>77</sup> Vgl. dazu Abschnitt C. I. 4. c).

sche Angaben fehlen, wird die eher gelehrte als empirisch orientierte Faktur der Erzählung, die *aus Unterschiedenen Gedancken hervor gesucht* worden ist, erkennbar.<sup>78</sup>

Zu nennen sind außerdem der Doppeltitel: *Der Gute Mann oder wohlbegabte Hörnerträger*. Der Untertitel gibt lediglich Charakteristika der Darstellung und Wirkungen der Lektüre an (*lebendig In allerhand dergleichen Fällen / anmuthigen Begebenheiten / dem neugierigen Leser zum Nutzen und Ergetzen vorgestellt*). Das 1680 erscheinende Werk wendet sich allgemein an neugierige Leser, insbesondere aber an Betroffene (*allen Gedultigen Zunfft- und Mit-Brüdern / theils zu kluger Aufsicht / theils zum Trost*).

Der Untertitel des *Bösen Mannes* wechselt im Nachsatz schlagartig von einer an niedrige Instinkte appellierenden zu einer drohenden Haltung; dieser plötzliche Stimmungsumschwung beschämt jeden Leser, der den Worten bis dahin interessiert gefolgt ist: *Allen denen Jenigen / Welche an des Nechsten Schande / Lust / und an Schmähe-Schriefften / Gefallen haben. Zur Warnung entgegen gesetzt*.

Der Titel des *Ausgekehrten Politischen Feuer-Mäuer-Kebrers* ist vor allem durch seinen Bezug auf den vorangegangenen Titel Beers geprägt, dessen schmutzige Stellen gewissermaßen weggefegt werden sollen.

Auch der *Politische Grillenfänger* gibt keine inhaltlichen Erläuterungen, sondern geht lediglich auf den Entstehungsanlass ein; einige komische Vorfälle scheinen zu genügen, um zu einem Politischen Roman anzuregen, dieser ist [d]urch *Veranlassung vieler lustigen Begebenheiten zusammen getragen*.

Doch die erläuternden Elemente lassen sich noch weiter verringern: *Das politische Klatschmaul*, das 1683 erscheint, kündigt im Untertitel einfach [a]llerhand *kurtzweilige Schwäncke, Welche sich in gemeinen Leben zuzutragen pflegen* an und empfiehlt sich damit deutlich als populäre Unterhaltungsliteratur in der Tradition der Schwanksammlungen. Neben dem Hinweis auf literarische Kontexte wird zugleich ausdrücklich auf die Realitätsnähe der Darstellung verwiesen. Die dann folgende stereotype Bemerkung, die Lektüre unterhalte ihre Leser *ohne Aergerniß und Nachtheil des Nechsten*, rückt den Text in die Nähe von Klatsch und Verleumdung, während sie sich gleichzeitig davon distanziert.

Eine weitere Beobachtung betrifft die Verbindung zwischen *prodesse* und *delectare*. Seit Horaz wurde die besondere Qualität literarischer Texte mit dieser Formel beschrieben. Bei den *lustigen Büchern*, die nach Weises *Kurtzem Bericht* erscheinen, scheint nicht nur der Nutzen der Lektüre nachrangig gegenüber dem Vergnügen geworden zu sein; erkennbar ist überdies, dass die bis dato komplementären Ef-

---

<sup>78</sup> Weise: *Näscher*. 1678.

fekte nun dissoziiert und verschiedenen Adressatenkreisen zugeordnet werden. Das lässt sich beispielsweise am *Politischen Ratten Fänger* erkennen: Das Buch empfiehlt sich einerseits einem größeren Publikum zum erheiternden Zeitvertreib (*Männiglich zu Verkürtzung der Melancholischen Stunden*), zugleich aber Betrügern als Strafschrift (*zu Nutz / auch Besserung aller Auffschneider / Großthuer / Lügner / Land und Leutbetrüger / und andern dessen Gesellschaftern*). Hier lässt sich das Thema der Erzählung, die Bloßstellung von Betrügern, nur über ihre gesonderte Ansprache erschließen.

Auch bei der *Politischen Mause-Falle*, die 1683 erscheint und sich schon durch ihre als Fortsetzung des *Neulich-heraus gegebenen Politischen Ratt- und Maußfängers* empfiehlt, wird der Text nur in sehr allgemeiner Weise hinsichtlich seiner Themen und deren Herkunft charakterisiert (*Das ist Unterschiedliche lustige und listige Begebenheiten der politischen Welt*). Offenbar reichen im Untertitel die drei Adjektive *lustig*, *listig* und *politisch* völlig aus, um den durch den Obertitel evozierten Gattungszusammenhang zu bestätigen. Mit der Allgegenwart dieser Adjektive nehmen deren inhaltliche Verbindlichkeit und Aussagekraft ab. Die mangelnde Kongruenz von Titel und Text wird in den Vorreden beredt beklagt, aber wohl vor allem, um den jeweils neu vorgelegten Politischen Roman profilieren zu können.

Je länger Politische Romane erscheinen, desto häufiger werden die Epitheta *politisch* und *lustig* kombiniert. Zwar wird es schon früh üblich, von den Texten zu behaupten, sie dienten der *Belustigung* beziehungsweise – in der traditionsreichen Kombination – zu *Lust und Nutz* ihrer Leser. Das Verfahren, den dargebotenen Stoff oder die Erzählungen selbst als *lustig* zu charakterisieren, geht jedoch einen Schritt weiter – und etabliert sich erst nach Erscheinen des *Kurtzen Berichtes*, in dem Christian Weise 1680 die Politischen Romane in erster Linie als *lustige Bücher* bestimmt – und gegen Riemers anspielungsreiche und angriffige Adaptation absetzt.<sup>79</sup> Ausgerechnet Johann Beer beginnt dann damit, *lustige und manierliche Begebenheiten* (so der Untertitel des *Feuermäuer-Kebrers*) anzukündigen, eine der übrigen Sprache seines Titels durchaus widersprechende Behauptung. *Veritanus Germanicus* kündigt 1683 mit der *Mause-Falle* verschiedene *lustige und listige Begebenheiten* an. Im gleichen Jahr werden *allerhand lustige Gemütsergötzungen* (*Narren-Kappe*), *allerhand lustige Exempel* (*Leyermann*) und *allerhand lustige und zulässige Scherz* (*Hasen-Kopff*) mit den Politischen Romanen versprochen. Handelt es sich hierbei um erläu-

---

<sup>79</sup> Vgl. dazu das Kapitel B. II. 2.

ternde Bemerkungen der Untertitel, so wird die Tendenz durch die Integration des lustigen Aspekts im Obertitel noch verstärkt.

Dies deutet auf eine gewisse Distanzierung vom Riemer'schen Modell des Politischen Romans und bedeutet einen stärkeren Rekurs auf Weise Vorgaben für die *lustigen Bücher im Bericht*: Hier lässt sich ein gattungsinterner Wandel erkennen. Diese Deutung wird dadurch bestätigt, dass 1684 – in dem Jahr also, in dem Weise sich von den Politischen Romanen deutlich distanziert – zwei oder drei Politische Romane erscheinen, die beide Epitheta koppeln und damit den skandalisierenden Assoziationsrahmen politischer Titelformulierungen einen neuen Interpretationsspielraum erschließen: Es handelt sich um *Der lustige Politische Guckguck*<sup>80</sup>, *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder* und *Der Politische und Lustige Passagier*. Während das Themenspektrum des *Guckgucks* mit *Superklugheit*, *Simulation* und *Undankbarkeit* im Rahmen der Gattung als konventionell gelten kann, gehört der *Tobacksbruder* eher zur populären Spartenliteratur, die alles bietet, was die studentischen Liebhaber des Tabaks interessiert. Der politische Titel ist vermutlich als vom Verleger verfasste Reklame gedacht, denn der Text wurde umbenannt, um ihn mit der Erwähnung eines Protagonisten im Obertitel in die Nähe eines Romans zu rücken. Einen Politischen Roman hielt man wohl für verkäuflicher als eine sachbezogene Gesprächssammlung.<sup>81</sup>

Auf den *Lustigen Passagier* soll näher eingegangen werden, weil sich an den Varianten dieses Titels im Messekatalog das Bestreben der Verleger erkennen lässt, auch Texte, die von ihren Autoren nicht als Politische Romane gedacht waren, als solche zu deklarieren.<sup>82</sup> Der Roman präsentiert ein Thema, das auch in vielen

<sup>80</sup> Im Messekatalog zur Michaelismesse 1683 wird der Roman in der Rubrik der Titel, „welche in etwas zu langsam allhier sind eingegeben worden“, genannt. Es ist möglich, dass der *Guckguck* auf 1684 vordatiert, aber bereits im Herbst 1683 veröffentlicht worden ist. Dazu passte auch die Angabe der Vorrede besser, es sei *fast 2. Jahr* her, dass der Roman *Der Politische Grillenfänger* erschienen wäre. Der *Grillenfänger* ist vermutlich im Frühjahr 1682 erschienen, so dass mehr als zwei Jahre zwischen beiden Titeln lägen, wenn man von einem erstmaligen Erscheinen des *Guckguck* im Herbst 1684 ausgeht. Vgl. *Catalogus Universalis. Michaelismesse 1683*, [(D 1r)], der Titel *Der Lustige und Politische Guckguck* findet sich [(E 2v)]. Überdies spricht im Roman selbst nichts für eine Kenntnis der 1684 veröffentlichten Widerrufes und Riemers sprechen, freilich können Titel und Text zu unterschiedlicher Zeit formuliert worden sein.

<sup>81</sup> Es bestätigt diesen Befund, dass der Roman zunächst unter folgendem abweichenden Titel im Messekatalog angekündigt wird, und zwar bereits Ostern 1683: *Die neu=privilegierte und wieder frisch=aufgerichtete Taback=Genossenschaft von Rauchholdo Mitmachern / Hanau bei Carl Schöffern*. Vgl. *Catalogus Universalis. Ostern 1683*, [D 4v]. Diese Titelformulierung betont ebenso wie Titel späterer Auflagen die gesellige Runde und entspricht damit eher der gewählten Darstellungsform. Das Werk wird 1741 unter dem Titel *Politische Erzählungen Aus einer Lustigen Tobacks-Gesellschaft, Das ist: Sonderliche Beschreibung Des Edlen Toback-Krauts, Darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien, so sich öfters bey dem Tobacks-Schmausen ereignen, vorgestellt werden. Von Tobias Langenpfeiffen. Ost Indien* [s.l.] 1741 wieder aufgelegt.

<sup>82</sup> Für dieses Verfahren gibt es mehrere Beispiele: Der Roman *Das Deutsche Gespenst* von Casparo Lolivetta (1684) wird vom Verleger Johann Friedrich Gleditsch bereits zur Michaelismesse 1683 angekündigt,

Politischen Romanen den Rahmen der Handlung bildet: die *peregrinatio academica*. De facto haben die Handlung und ihr Verlauf allerdings kaum politische Implikationen, es fehlen auch personalsatirische Passagen, sondern die Episoden sind als (abschreckende) Abenteuer gestaltet. Das Buch ist vom Verleger – möglicherweise ohne Wissen des Autors – vermutlich aus geschäftlichen Gründen als Politischer Roman vermarktet worden. Gleichwohl ist der Titel nicht falsch, sondern inkongruent. Überhaupt können Titel, insofern sie hier als Paratexte betrachtet werden, nicht falsch sein, weil sie den Text auch dann in einer signifikanten Weise präsentieren, wenn der Inhalt nicht mit dem Titel übereinstimmt. In diesem Fall zeigen die Ankündigungen im Messekatalog, dass der Verleger es für sein Anliegen, weitere Politische Titel zu kreieren, offenbar für besonders bedeutsam hielt, eine Autorschaft von Christian Weise oder Johann Riemer zu insinuieren: So wird *Der lustige und politische Passagier* bereits zur Ostermesse 1683 vom Verleger Christian Weidmann angekündigt, allerdings mit einem anderen Obertitel, nämlich als *Der lustige und abentheurliche Passagier*. Das Buch wird im Messekatalog gleich zweimal angezeigt: Erst unter der Rubrik *Teutsche Historische / Geographische Polit. Philosophische und Kunst=Bücher* als Kurztitel mit Angabe des Formats, dann auch unter den nachgetragenen Büchern, die „etwas zu spät“ eingetroffen sind. Hier werden Ober- und Untertitel aufgeführt; sie lassen eher auf einen Abenteuerroman mit nationalistischen Tendenzen schließen. An der für den Autor vorgesehenen Stelle werden die Initialen Christian Weises angegeben:

„Der Lustige und Abentheurliche Passagier / worinnen viel seltsame Begebenheiten / Verlust und Schaden der Teutschen / welche so begierig und ohne Unterscheid in frembde Länder / sonderlich in Franckreich reisen / ihr Geld daselbst ohne grossen Nutzen verthun / und so dann wieder nach Hause kommen / mit unterschiedenen Lehren und Exempeln vorgestellt wird / von C.W.“<sup>83</sup>

Als das Buch schließlich 1684 erscheint, steht im Obertitel das einschlägige Epitheton *politisch* an vorderster Stelle. Die kritischen Hinweise zum nationalen Reiseverhalten sind zurückgenommen zugunsten allgemeinerer, aber für den Po-

---

allerdings unter abweichendem Titel, nämlich: *Das Politische Gespenst*, vgl. *Catalogus Universalis*. H MV 1683, D( E 2r). Möglicherweise wurde Gleditsch, der ja auch Politische Titel Weises verlegt hat, durch die Intervention Weises im *Neu=Erlenterten Politischen Redner* von Ostern 1684 dazu bewogen, auf das einschlägige Epitheton zu verzichten und den Titel Michaelis 1684 als *Das Deutsche Gespenst* herauszubringen, vgl. *Catalogus Universalis*. H MV 1684, D( C 3r). Ein weiterer offensichtlicher Versuch eines Verlegers, die erfolgreiche Titelformulierung für weitere Werke heterogener Faktur zu nutzen, liegt mit dem *Politischen Halbfisch* vor. Obwohl anonym erschienen, wurde das Werk Johannes Riemer zugeschrieben, zum einen, weil es die Titelformulierung des *Politischen Stock-Fisches* imitiert, zum anderen wohl, weil die zweite Ausgabe des *Halbfisches* zeitgleich mit der zweiten autorisierten Ausgabe des *Stock-Fisches* beim gleichen Verlag, dem Merseburger Verleger Forberger, erscheint: Forberger versucht also noch 1696, über eine Synchronisierung der Ausgaben den *Halbfisch* als Werk Riemers zu verkaufen!

<sup>83</sup> *Catalogus Universalis*. OMV 1683, [H 2r].

litischen Roman einschlägiger Angaben wie *allerhand Begebenheiten / lustige Exempel und andere seltsame Dinge, die bey denen allzugemeinen Reisen der Teutschen / in fremde Länder / sonderlich in Franckreich sich täglich zutragen*. Diese werden [m]it vielen moralen Lehren / allen Curieusen Gemüthern zu angenehmer Lust und Ergetzung vorgestellt Von M.J.R. Die widersprüchlichen Angaben der Paratexte lassen vermuten, dass das Verfahren nicht mit dem Verfasser abgesprochen war und der Verleger das Werk mittels eines womöglich geeigneteren Titels und eines womöglich geeigneteren Pseudonyms noch nachträglich als Politischen Roman verkaufen wollte: Die Banderole auf dem Frontispiz kündigt nirgends einen *Politischen*, sondern lediglich *Den lustigen Passagier* an, während die Vorrede sich auf den tatsächlich nicht lustigen Roman nur als *Abentheurlichen Passagier* bezieht.<sup>84</sup>

Ein besonderer Fall ist auch *Der Politischen Jungfern Narren-Seil*, ein später Titel aus dem Jahre 1689: Es handelt sich um eine Travestie der 1681 erschienenen Satire *Bestia Civitatis* von Johann Beer.<sup>85</sup> Der bei Beer als Autor der lateinischen Fassung firmierende *Franciscus a Claustro, Barfüßermönch aus Bononien* wird variiert zu *Ignatius Franciscus à Clausen*. Vergleicht man Aufbau und Aussageabsicht beider Titel, lässt sich – trotz oder gerade wegen einiger Besonderheiten – erkennen, welche Merkmale als konstitutiv für einen Politischen Titel gelten. Zunächst gehört es zu den Spezifika eines Spätlings, das plakative Epitheton *politisch* in die Genetivkonstruktion zu integrieren. Damit kann es weiterhin sozusagen an vorderster Front als Konsumentenhilfe fungieren und wird doch degradiert, insofern der Akzent der Aussage auf dem Subjekt *Narren-Seil* liegt.<sup>86</sup> Auch die Erläuterungen des Untertitels kündigen ein für die Gattung eher ungewöhnliches Sujet an:

„Das ist / Genau und eigentliche Beschreibung / welcher Gestalt heut zu Tage das Frauen-Volck / und sonderlich die Jungfern / das verliebte und bublerische Manns-Volck so artig weiß bey der Nase herum zu führen / Sie zu vexiren / agiren / und endlich listig gar abzuweisen / auch was es offers vor Ein Ende mit dergleichen Frauens-Volck nehme.“

Vergleicht man die Sprache dieses Titels jedoch mit dem Beer'schen Original, erscheint der aggressive Impetus doch gemildert: *Clausen* deutet zwar an, dass das betrügerische Verhalten solcher Frauen oft ein schlechtes Ende nehme, bei Johann Beer aber erscheint das schlimme Ende als unausweichliche Konsequenz

<sup>84</sup> M.J.R.: *Passagier*. 1684, D( 9). Dass Weidmann es dann doch nicht gewagt hat, diesen Titel unter Christian Weises Initialen zu veröffentlichen, mag mit dessen zur Ostermesse 1684 im *Neu-erleuterten Politischen Redner* erschienenen Stellungnahme zusammenhängen.

<sup>85</sup> Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991. – Alewyn bezeichnet das *Narren-Seil* irreführend als Plagiat, vgl. Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 100.

<sup>86</sup> Vgl. die analoge Formulierung bei *Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff* (1705), wo der Ak-

eines in exemplarischer Weise anstößigen Lebens. Während seine Satire *ein ärgerliches Leben* behandelt, soll bei *Clausen* die List der Frauen beschrieben werden; es sind politische Jungfern, insofern sie die Männer täuschen und zu Narren werden lassen. Ihr im Bild vom *Narren-Seil* veranschaulichtes, so verführerisches wie Verderben bringendes Verhalten wird in seiner sozialen Dimension erläutert. Narren oder törichtes Verhalten werden auch in anderen Politischen Romanen thematisiert (angefangen mit Weises *Ertz-Narren*, über Riemers *Maul-Affen*, die *Politische Narren-Kappe* oder den *Politischen Guckguck* u.a.). In diesen Erzählungen werden die Narren auf der Reise gesucht und beobachtet, um von ihrem schlechten Beispiel lernen zu können. Bei *Clausen* hingegen werden die Männer von den Frauen zu Narren gemacht und erscheinen eher als Opfer. Sie sollen – und auch das entspricht den häufig genannten Aufgaben Politischer Romane – durch die Lektüre gewarnt und vorsichtig werden. Das Buch bietet dementsprechend keine Narrenrevue, sondern zwei unterschiedliche, als tragisch und *possierlich* akzentuierte Geschichten von Frauen, die ihre Liebhaber übervorteilen wollen. Die möglichen Adressaten – und damit die Rezeptionsmöglichkeiten – werden gegenüber der Beer'schen Satire deutlich diversifiziert: An erster Stelle stehen bei *Clausen* die Leute, die mehr oder weniger deftig unterhalten werden wollen (*Allen Curiosen zu sonderbahren Belustigung / andern zur Zeit-vertreibenden Gemüths=Ergötzung*); die werbenden Männer, die vor den Frauen gewarnt werden sollen, erscheinen an zweiter Stelle (*allen Bublern zur Warnung*), und an dritter Stelle werden dann Frauen als Adressatinnen genannt, die durch die Lektüre zu besseren Menschen werden können (*denen Frauens-Volck zur Besserung und Erbauung*). Hier gerät der erbauliche Impetus zu einer quasi spartenspezifischen, um nicht zu sagen multifunktionalen Moral. Die verschiedenen Rezeptionsmodi – Belustigung, Warnung, Erbauung – stehen weder in einem hierarchischen Verhältnis, noch schließen sie einander aus. Anders präsentiert sich Johann Beers acht Jahre zuvor erschienene *Bestia Civitatis*, die mittels einer biblisch anmutenden Titelallegorie im Obertitel einen umfassenden (ewigen und universalen) Erklärungs- und Deutungsanspruch formuliert, dessen Wahrheit nur [m]it *kurzen Umständen* aktualisiert wird. Beer rekurriert beim Thema der „sexuellen Leidenschaftsverfallenheit“ (Solbach) vor allem auf die Haltung eines Propheten, der Abweichungen von der göttlichen Ordnung skandalisiert. Dementsprechend wendet er sich sozusagen an Gottes Kinder, also an jedermann, unabhängig von sozialem oder professionellem Stand (*Jedermänniglich / was Standes oder Condition derselbe seye*). Das Werk empfiehlt sich, insofern hier die

Leser unterhalten und – auf unbeschwerte Weise – erbaut werden (*nicht allein zur curiosen Belustigung / sondern auch zur Zeitvertreibenden Gemüths Erbauung*). Wichtig für die Identifikation als ebenso moralische wie misogynen Satire ist natürlich auch die Überlieferungstradition, in die dieser Text gestellt wird: Indem behauptet wird, es handele sich ursprünglich um den lateinischen Traktat eines *Barfüßermönches aus Bononien*,<sup>87</sup> der vom *jungen Simplicium* übersetzt worden sei, wird eine geistliche Autorschaft suggeriert. Die Tradition katholischer Erbauungsliteratur wird freilich durch den Hinweis darauf travestiert, der – *nota bene* – junge *Simplicius* habe den Traktat übersetzt.<sup>88</sup>

Dagegen wird *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* – wie alle Politischen Romane – als Originaltitel präsentiert, denn das ist eine notwendige Voraussetzung für ihren aktuellen und anspielungsreichen Modus. Hierher gehört, dass *Clausen* sein frauenfeindliches Thema empirisch verankert und damit wirbt, eine anschauliche Erzählung (*genaue und eigentliche Beschreibung*) zu bieten, während bei der Beerschen Satire die allegorische Dimension dominiert.

Tatsächlich bestehen die Differenzen zwischen der Weibersatire und dem Politischen Roman nicht so sehr in der Darstellung einzelner Figuren oder dem Verlauf einer einzelnen Geschichte, sondern in dem kommunikativen Gestus, mit dem das Buch antritt, und in seiner amplifizierenden, reihenden Struktur, weil sich ein Politischer Roman nicht auf ein einziges Exemplum beschränken kann: Nach dem Prinzip der *variatio* wird das – im Wesentlichen aus der *Bestia Civitatis* übernommene – „traurige Exempel“, das mit dem Mord an zwei Neugeborenen und dem Selbstmord zweier Mütter endet, um „dergleichen[,] aber possierliche Begebenheit“<sup>89</sup> ergänzt. Diese zweite Geschichte greift allererst das Thema des titelgebenden Kupferstichs auf. Die Weibersatire als Politischen Roman darzubieten, bedeutet dementsprechend, deren exemplarischen Anspruch zu verringern, um in kasuistischer Manier verschiedene, gleichwohl einschlägige Lebenserfahrungen zu vermitteln. Die den beiden Gattungen vorausliegenden differierenden Erzählschemata lassen sich gerade deshalb gut erkennen, weil *Clausen* die gattungsgenerierenden Vorgaben nur in oberflächlicher Weise einlöst – und der-

---

<sup>87</sup> Womöglich ist die Autorangabe ein die Ordensbezeichnung verballhornender Hinweis auf einen ärmeren Studenten, der im privaten Quartier lebt. Vgl. auch die Charakterisierung des *modus bononiensis* durch Müller: *Studentenkultur*. 1996, S. 266f.

<sup>88</sup> Indem sich Beer auf diese literarische Figur bezieht und sie zum Übersetzer und Herausgeber des vorliegenden Textes macht, fiktionalisiert und ironisiert er nicht nur die eben erst hergestellten historischen Bezüge, sondern auch die Präsentation des Themas und die Ansprache des Publikums als Konventionen konfessionell geprägter moralischer Satire. In jedem Fall scheint der Beer'sche Titel – und das dürfte dem Kalkül, eine „Satirensatire“ (Berns) zu verfassen, entsprechen – übercodiert.

art beispielsweise Momente aus der Tradition strafender Satire überdauern, die nicht zu den gattungsspezifischen Konventionen der Politischen Romane gehören.<sup>90</sup>

Im Laufe der zwei Jahrzehnte ihres Erscheinens verändert sich das von den Politischen Romanen angesprochene Publikum. Vordergründig wenden sie sich an ähnliche Adressaten wie die zeitgenössische Kompilationsliteratur,<sup>91</sup> wenn sie sich einem jungen Publikum, insbesondere jungen Männern empfehlen, die aus unterschiedlichen Motiven literarische Unterhaltung suchen. Hinsichtlich der in den Untertiteln ausdrücklich genannten Adressaten lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden: Zunächst werden die angesprochenen Lesergruppen differenziert,<sup>92</sup> sodann wandelt sich auch das Verhältnis zwischen Autor und Lesern.

Die frühen Satiren Christian Weises, die *Ertz-Narren* und die *Klügsten Leute*, wenden sich an *Interessenten*, also an Leute, die potentiell am erzählten Geschehen beteiligt bzw. wahrscheinlich von ihm betroffen sind.<sup>93</sup> In Weises *Politischem Näscher* wird erstmals zwischen *Liebhabern*, die eine unterhaltsame Lektüre schätzen, und *Interessenten*, deren eigene Schwächen in der Erzählung angesprochen werden, unterschieden. Gleichzeitig wird auch die beabsichtigte Wirkung anders formuliert: Die *Ertz-Narren* und die *Klügsten Leute* rufen einer moraldidaktischen Tradition entsprechend *zu besserem Nachsinnen* und *zu fleißiger Nachfolge* auf; der Politische Titel will nicht nur nützen, sondern auch unterhalten. Das heißt zunächst, dass das gattungsgenerierende Epitheton und die unterhaltende Intention zusammen im Titel auftauchen.

Nun ist die Kombination von *Lust* und *Nutz* ein Topos für Titulaturen populärer Lesestoffe; im Titel des *Politischen Näschers* aber werden beide Wirkungsabsichten

<sup>89</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [D 3v].

<sup>90</sup> Zur Tradition der strafenden Satire gehört auch die das Werk beschließende Drohung gegenüber etwaigen verstockten Lesern, es seien „noch schärffere Ruthen übrig“, um ihnen beizubringen, „was gut oder böse ist“, Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [D 7r]. Eine solche Verpflichtung der Leser auf moralische Einsicht widerspricht der im Titel behaupteten Rezeptionsfreiheit.

<sup>91</sup> Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel ist der *Hof=Spiegel* von Aegidius Albertinus, dessen *Lustige[ ] Politische[ ] Historien und Exempel[ ]* in der posthumen Ausgabe von 1683 insbesondere *jungen und lustbegierigen Gemüthern / zur vorsichtigen Warnung / allen / so Geist= als Weltlichen Liebhabern zum nutzen und ergötzen* empfohlen werden. Zitiert nach Timmermann: *Ziele*. 1994, S. 65; Titelblatt und Textauszüge ebenda im Anhang, S. 77.

<sup>92</sup> Über das mutmaßliche Publikum der Politischen Romane spekuliert auch Volkmann, der in den Titeln nach 1682 eine Wendung zu breiteren Leserkreisen zu erkennen vermag, während davor ein kleines, lokal beschränktes Publikum angesprochen werde. Vgl. Volkmann: *Romantitel*. 1967, Sp. 1287f.

<sup>93</sup> In diesem Sinn erläutert der Zedler den Begriff *Interessent*, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 14. Band. 1735, Sp. 776.

getrennt und auf verschiedene Lesergruppen verteilt: Das Buch will *allen Liebhabern zur Lust* und *allen Interessenten zu Nutz* gereichen. Es ist festzuhalten, dass damit der didaktische Impetus von dem Versprechen, eine angenehme Lektüre zu bieten, entkoppelt wird. Der Titel setzt somit andere Akzente als die Vorrede des *Politischen Näschers* und der seiner Erläuterung dienende *Kurtze Bericht*: Darin gilt Weise die Koppelung beider Aspekte unter dem Primat didaktischer Intentionen als unerlässlich.<sup>94</sup> Dagegen lässt sich der Titel des *Politischen Näschers* durchaus als ein Indiz für die Verselbstständigung von unterhaltender Literatur verstehen. Indem das Stereotyp an plakativer Stelle aufgelöst wird und verschiedene Wirkungsabsichten auf verschiedene Lesergruppen verteilt werden, diversifizieren sich die mittels fiktionaler Literatur erreichbaren Zwecke.

Diese Diversifikation wird von späteren Titeln übernommen, beispielsweise im bereits zitierten Titel des *Politischen Rattenfängers* (1682) oder in dem ebenfalls bereits genannten amplifizierenden Untertitel des Romans *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* (1689); auch wird die Lektüre der *Politischen Mause-Falle* (1683) *allen Curiosen Liebhabern zum kurzweiligen Zeitvertreib* den *Interessenten zur dienlichen Erinnerung* empfohlen, während *Catonischen Sauertöpfen*, also mürrischen Kritikern, die keinen Spaß verstehen, ausdrücklich davon abgeraten wird. Auch in den Titeln des *Guten Mannes* (1680) und des *Grillenfängers* (1682) wird grundsätzlich zwischen solchen Lesern, in deren persönlichem Interesse die Lektüre liegen soll, und anderen Lesern unterschieden, die gleichsam aus Freude an literarischer Unterhaltung zum Buch greifen, ohne eine Belehrung in der Sache nötig zu haben. Nur ein Teil des Publikums ist zugleich Adressat moralisch motivierter Kritik. Anders ist dies bei einigen Titeln, die ausschließlich *curiösen Gemüthern*,<sup>95</sup> *allen Liebhabern*<sup>96</sup> gewidmet sind, oder bei einem Stoff wie *Liebs- und Heyraths-Geschichten*, der es – darin den Ratgebern ähnlich – erlaubt, alle Leser als potentielle *Interessenten* zu betrachten (so im Untertitel des *Politischen Freyersmannes*).

Johannes Riemer trennt in seinen beiden ersten Politischen Titeln außergewöhnlich deutlich zwischen den lächerlichen Gegenständen der Erzählung und ihren vernünftigen Adressaten: Im *Maul-Affen* (1679) wird *vernünftigen Gemüthern* von *närrischen / jedoch wahrhaftigen Begebenheiten* erzählt, die Lektüre soll *Verwunderung*

<sup>94</sup> Zum *Näscher* vgl. weiter unten B. II. 1. a), zum *Bericht* vgl. B. II. 2.

<sup>95</sup> *Francomonte: Die Andere Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen*. 1683; der Titel wird als [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997 mit der Seiten- und Zeilenzahl angeführt. – Den *Curiosen Leser* will auch *Celidonius* mit den *Lasterhaftigsten Lenten* (1685) erreichen.

und Belustigung erregen. Die *Politische Colica* (1680) präsentiert *Niemanden sonst als Hoben und Gelehrten Leuten* Geschichten von *Schulkerancken Menschen* zu ihrer *Belustigung*. Der deutliche Kontrast in der Beurteilung der erzählten Welt und den Lesern gehört zu dem aggressiven satirischen Stil, den Riemer in beiden Werken wählt, denn damit wird auch eine Hierarchie zwischen Sujet und Publikum etabliert: Riemer bietet einem eingeweihten Publikum Unterhaltung auf Kosten anderer – derjenigen, auf die er in seiner Erzählung anspielt; dazu später.

Eine andere Haltung zu den Lesern nehmen Titelformulierungen ein, die weniger den kritischen als den konstruktiven Impetus betonen: So auch der Untertitel des Riemer'schen *Stock-Fisches* (1681), der *Kunst-Stücke* zeigen will, die *ein kluger Liebhaber* für eine erfolgreiche Heirat nutzen kann; er nennt als Zielpublikum *alle Politischen und Weltklugen Leute*. Auch im *Hasen-Kopff* (1684) werden die Adressaten der Ratschläge mit dem Zielpublikum des Buches identifiziert. Dieser Umstand ist bemerkenswert, weil damit eine kritische, hierarchisch strukturierte Distanz zwischen gelehrtem Autor und zu beherrschendem Publikum, wie sie die zeitgenössische didaktische Literatur auszeichnet, an Bedeutung verliert. So wird der Boden für ein positiveres und gewissermaßen gleichberechtigteres Verhältnis zwischen Publikum und Autor bereitet. Beispiele dafür bieten *Tobacks-Bruder* und der bereits erwähnte *Freyersmann*. Der erste Titel spricht Pfeifenraucher, der zweite ehemalige Studienkollegen an. Hier, das bestätigen auch die Vorreden, gehören Autor und Leser tendenziell zum gleichen Milieu. Eine gegenüber dem Publikum wie auch immer – sei es moralisch, akademisch oder sozial – privilegierte Autorschaft wird nirgends behauptet; stattdessen bekennen die Autoren in den Vorreden, noch nicht so viele Bücher geschrieben zu haben.<sup>97</sup> Damit tritt der Autor als Mitglied einer Ingroup an die Stelle eines gelehrten Autors mit privilegierter Perspektive. Es kennzeichnet die Ingroup, dass ihre Mitglieder in besonderer Weise miteinander und den spezifischen sozialen Verhältnissen der erzählten Welt vertraut sind. Vorwegnehmend sei gesagt, dass das Wiedererkennen gemeinsamer Erlebnisse, die Schilderung milieuspezifischer Rituale und Normvorstellungen eine wesentliche, identitätsbildende Funktion der späteren Politischen Romane, die vermutlich von Studenten für Studenten geschrieben wurden, gewesen zu sein scheint.

<sup>96</sup> *Coccyx: Guckguck*. 1684; außerdem *Castimonius: Hof-Mädgen*. 1685.

<sup>97</sup> Vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 5v]. *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, ]( 7v].

Eine besondere Vertrautheit mit der erzählten Welt oder das nötige Wissen, um Anspielungen zu entschlüsseln, besitzen in den früheren Politischen Romanen meist nur einige Insider. Damit ist ein weiterer Modus des Verhältnisses zwischen Adressant und Adressaten angesprochen, der indes in den Titeln selten explizit artikuliert wird: das quasi verschwörerische Einverständnis. Immerhin differenziert der Titel des *Politischen Grillenfängers* zwischen exoterischen und esoterischen Bedeutungsdimensionen und ergänzt die schon von Christian Weise genutzte Unterscheidung zwischen *Interessenten* und *Liebhavern* um eine weitere Lesergruppe, die *guten Freunde*.<sup>98</sup> Während sich *Interessenten* und *Liebhaber* ausschließlich durch ihr je eigenes Verhältnis zum Text unterscheiden, zeichnet *gute[ ] Freunde* ein besonderes Verhältnis zum Autor aus: Es ist von gegenseitiger Sympathie und Vertrauen geprägt. *Freunden* erschließen sich mit *fleißige[m] Nachsinnen* – vermutlich vorwiegend außerliterarische – Bezüge des Textes, die anderen Lesern verschlossen bleiben. Hier wird eine exklusive Rezeptionssituation evoziert, die als Rezeptionsmodell fungiert, insofern alle Leser versuchen werden, den Text so zu verstehen, als seien sie mit dem Autor befreundet und mit seiner Umgebung vertraut. Damit hängt das Textverständnis wesentlich davon ab, welche Hypothesen die Leser über den – nota bene – hinter einem Pseudonym verborgenen Autor haben.

### 3. Pseudonyme

Ein weiteres wichtiges Titelement ist das Pseudonym, unter dem der Autor auftritt. Alle Politischen Romane sind (mit Ausnahme eines anonym veröffentlichten Titels) ursprünglich unter Pseudonymen erschienen. Diese haben mehrere – auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinende – Funktionen, die selektiv und adressatenabhängig realisiert werden. So sollen die Pseudonyme es bestimmten Lesern erschweren, den Autor zu identifizieren; mit ihrer Hilfe wird die Position des Autors offengehalten – und zugleich eine für die literarischen Gattung signifikante Gruppenzugehörigkeit markiert. Die Gestaltung der Pseudonyme lässt Rückschlüsse auf die Gruppenzugehörigkeit des Autors und damit auf

---

<sup>98</sup> Diese Beobachtung hat bereits Volkmann gemacht, der allerdings die performative Dimension der Rede von den *guten Freunden* verkennt, wenn er sich „ein kleines, ja vielleicht sogar persönlich bekanntes Lesepublikum [vorstellt, A.W.], das im Leipziger Raum, vor allem in Weißenfels [...], begierig auf die schriftlich fixierte und in unterhaltsamer Form dargebotene Belehrung wartete“, Volkmann: *Romantitel*. 1967, Sp. 1287.

die vorausgesetzte Kommunikationssituation zu.<sup>99</sup> Auf die besondere Bedeutung, die die „Funktion Autor“ aufgrund ihres unterschiedlichen Status’ im gelehrten und populären Diskurs für die Gattungsgeschichte der Politischen Romane hat, wird noch zurückzukommen sein.<sup>100</sup> Zu vermuten ist, dass die Pseudonyme zur Wahrnehmung der Gattung als satirische Schlüsselliteratur beitragen. Sie insinuieren aktuelle Brisanz, insofern diese eine pseudonyme Publikation notwendig erscheinen lässt.

Obwohl durchaus nach verschiedenen Prinzipien gebildet, sind die meisten der Pseudonyme so gewählt, dass niemand sie auch nur einen Moment lang für den authentischen Namen eines Autors halten wird. Kaum ein Pseudonym wird mit einer fiktiven Identität ausgestattet; vielmehr erscheinen sie als demonstrative Masken, die erkennen lassen, wie der Autor gesehen werden oder welche Haltung er einnehmen will; von den zeitgenössischen Lesern wurde eine derartige Entschlüsselungsleistung, die ja bereits die Interpretation des Textes, aber auch der folgenden Paratexte, insbesondere der Vorreden vorbereitet, durchaus verlangt.

Diese Überlegungen betreffen auch den Status der Vorreden, insofern diese meistens nicht oder doch in ausweichender Weise gezeichnet sind: Grundsätzlich bleibt zwar aufgrund der demonstrativ gewählten Masken unklar, wer spricht – und das ist unter den Bedingungen der Zensur sinnvoll; dennoch scheint es in den allermeisten Fällen berechtigt, den authentischen Autor als Sprecher anzunehmen, wobei dann so selbstverständlich wie – für die Interpretation seiner Aussagen – sekundär wäre, dass er mittels eines Pseudonyms seine Identität verhüllt.

---

<sup>99</sup> Simons weist auf „Handlungspielräume gegenüber dem Publikum, dem Genre und seinen Konkurrenten“ bei der Wahl eines Autorenpsudonyms um 1700 hin, vgl. Simons: *Marteaus Europa*. 2001, S. 298ff.

<sup>100</sup> Foucaults zentrale These lautet, „daß es in einer Kultur wie der unseren eine bestimmte Anzahl von Diskursen gibt, die die Funktion ‚Autor‘ haben, während andere sie nicht haben“. Ein Diskurs, der über einen Autornamen verfügt, ist dadurch charakterisiert, dass er „nicht aus alltäglichen, gleichgültigen Worten besteht, nicht aus Worten, die vergehen, vorbeitreiben, vorüberziehen, nicht aus unmittelbar konsumierbaren Worten, sondern aus Worten, die in bestimmter Weise rezipiert werden und in einer gegebenen Kultur ein bestimmtes Statut erhalten müssen.“ Foucault: *Was ist ein Autor?* 1988, S. 17.

Weise ging im *Bericht* für sein Gattungskonzept von den Produktionsbedingungen und Publikationsverhältnissen gelehrter Literatur aus, innerhalb derer das moralische und gelehrte Prestige des Autors einen wesentlichen Maßstab bildet, um den Text zu deuten und seine Aussageabsichten einschätzen zu können. Aufgrund dieser Prämisse hat Weise die durch Riemer provozierte eigene Dynamik der Politischen Romane als einer pseudonym publizierten Gattung unterschätzt. Vgl. dazu vor allem die Abschnitte zu Weises Gattungsentwurf (B. II. 2) sowie die zu Weises und Riemers Widerruf (B. II. 4) und deren Konsequenzen für die Popularität der Politischen Romane.

Gleichwohl können Spekulationen über den authentischen Autor hinter dem Buch durchaus die Brisanz oder Faszination – je nach Standort – des Textes verstärken. Das belegt eine fingierte Diskussion unter Lesern in Weises Roman *Der Politische Näscher*, deren Gegenstand das Pseudonym *Catharinus Civilis* ist, das Weise u. a. für die *Ertz-Narren* genutzt hatte. Ein mit dem Roman unzufriedener Leser hält das Pseudonym für den Namen des Autors und wird – bezeichnenderweise durch einen Studenten – korrigiert:

„Daß der Name erdicht sey / ist leicht zu muthmassen. Doch wil er [der Autor, A.W.] ohne Zweifel zuverstehen geben / daß er den Leser nicht mit unzüchtigen / Gotteslästerlichen und andern Possen beleidigen wil / welche wieder den Respect der Obrigkeit / und wieder die guten Ordnungen im Lande lauffen. Drum heist er Catharinus das ist / Rein / Civilis das ist / höflich / und ich halte davor / es hat ihn noch keiner deßwegen einer säuischen Unhöflichkeit beschuldigen dürffen.“<sup>101</sup>

Mit der Deutung des Pseudonyms werden dem Text bestimmte Aussageabsichten unterstellt. Hier wird mittels der gewählten Namen ein moralischer oder spöttischer Standort bezeichnet, die Pseudonyme entsprechen damit satirischen Konventionen.

Diesen Konventionen folgen viele der latinisierten oder graezisierten Pseudonyme wie *Veritanus Germanicus* („der wahrhaftige Deutsche“) oder *Sincerus Candidaeus* („der rechtschaffene Aufrichtige“). Sie enthalten zuweilen die moralsatirische Autorität ironisierende Konnotationen, so bei *Pamphilus Castimonius* („der vielgeliebte Keusche“) oder *Seladone Gynaecophilus* („der schmachtende Liebhaber, der die Frauen liebt“); hier verdoppelt zudem der literarische Typus des Schäfers Celadon den gelehrten Graezismus. Auch *Erasmus Grillandus* („der zirpende oder grillenhafte Erasmus“) kombiniert einen moralische Satiren schlechthin autorisierenden Eigennamen mit einem nuancierenden Latinismus, der eine eher leichte Lektüre verspricht.<sup>102</sup> In anderer Weise insinuiert das dem Titel *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* nachgestellte Pseudonym *Ignatius Franciscus à Clausen* eine gebrochene moralische Haltung: Zwar werden die Namen zweier berühmter Ordensbrüder (*Ignatius Franciscus*) genannt, doch schon deren Doppelung ist eine charakteristische und ironisierende Abweichung von der literarischen Vorlage, nämlich einer unter dem Titel *Bestia Civitatis* erschienenen Weibersatire von *Franciscus a Claustro* alias

<sup>101</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 226,19ff. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 367.]

<sup>102</sup> Unter demselben Pseudonym erscheint 1684 auch *Der trunkene Träumer* – eine Schrift, die vor den Folgen des Alkoholismus warnt, vgl. *Grillandus: Träumer*. 1684.

Johann Beer.<sup>103</sup> Die eklektische Reihung der Namen zweier Ordensbrüder aus freilich äußerst gegensätzlichen Orden führt zu einer Überdetermination des Pseudonyms, freilich keiner willkürlichen, denn den bewusst einfachen Franziskanern wird der gelehrte Orden der Jesuiten gegenübergestellt. Beide stehen sicher für eine misogyne, moralisch rigide Perspektive, doch wird diese wiederum durch die verballhornte Ortsangabe *a Clausen* gebrochen, die als literarische Herkunftsangabe fungieren mag.<sup>104</sup> Diese Abwandlung und Akzentuierung eines vorgängigen Pseudonyms ist ein weiteres Beispiel für das Bewusstsein von gattungseigenen Spezifika des Politischen Romans, insofern hier erkennbar andere Assoziationen erwünscht sind als bei einer misogynen Moralsatire.

Andere Pseudonyme intensivieren und ironisieren das thematische Stichwort des Titels. Dieses verdoppelnde Verfahren lässt sich dem auf verschiedenen paratextuellen Ebenen anzutreffenden Versuch zuordnen, die für eine satirische Tendenz der Texte notwendige Norm zu unterminieren: Hierher gehören die beiden Beerschen Pseudonyme *Amandus de Bratimero* für den *Bratenwender* und *Antonio Caminero* für den *Feuermäuer-Kehrer*,<sup>105</sup> aber auch *Archierus Cornemicus* („Oberpriester“, „Freund der Gehörnten“) für den *Guten Mann oder wohlbegabten Hörnerträger* und *Bellarminus Coccyx* für den *Guckguck*.<sup>106</sup>

<sup>103</sup> Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991.

<sup>104</sup> Der Vorname Claus wird mit dem Begriff des Narren kombiniert – oder auch synonym gebraucht. Vgl. den Sprachgebrauch des folgenden Titels: *Claus Narren Historien: Darinn begriffen werden feine Schimpffliche Wort und Reden, die Erbare Ehrentele dem Clausen abgemercket und nachgesagt haben* [...] Getruckt zu Franckfurt am Mayn 1573, zitiert nach Moser-Rath: *Lustige Gesellschaft*, 1984, S. 477. – Eine andere – nun tatsächlich geographische – Assoziation führt zu dem Ort Klausen; gemeint ist die Engstelle am Brenner, an der sich im Mittelalter entschied, ob der deutsche König nach Italien gelassen wurde – und Kaiser werden konnte. Unabhängig davon, ob man diese Assoziation für angemessen hält, lässt sich das Schreiben eines unter dem Pseudonym *Ignatius Franciscus à Clausen* auftretenden Autors zwanglos als Lavieren zwischen gelehrter Scylla und simpler Charybdis bestimmen.

<sup>105</sup> Die Pseudonyme *Amandus de Amanto* für den *Verliebten Europäer* und *Alamodus Pickelbering* für den *Deutschen Kleider-Affen* funktionieren in analoger Weise.

<sup>106</sup> Die beiden letztgenannten Titel von *Cornemicus* und *Coccyx* sind insofern Ausnahmen, als sich die hinter dieser Maske verborgenen Autoren in der Vorrede in durchaus eigener, unverwechselbarer Weise profilieren. – In der Vorrede zum *Politischen Guckguck* wird auch deutlich, dass der fiktive Autor *Coccyx* mit dem des *Politischen Grillenfängers* identisch ist. Letzterer tritt jedoch unter den Initialen B.S. auf. Zwar ist in *Bellarminus Coccyx* für den *Guckguck* der Versuch zu erkennen, ein diesen Initialen entsprechendes Pseudonym zu bilden, aber wichtiger war es wohl, im lateinischen Pseudonym das Titelstichwort „Kuckuck“ zu wiederholen. Möglicherweise sollen damit auch auf gelehrte Weise vulgäre oder grobianische Konnotationen ausgelöst werden, denn *Coccyx* ist zugleich Bezeichnung für das menschliche Steißbein, das einem Kuckucksschnabel ähnelt. Vgl. *The American Heritage Dictionary of the English Language*: Fourth Edition 2000, [www.bartleby.com](http://www.bartleby.com) (Oktober 2001). Bereits die Kombination von Vor- und Nachname arbeitet mit dem Kontrast gelehrter und vulgärer Elemente: Der Vorname *Bellarmin* mag auf den Kardinal Robert Bellarmini (1542–1621) anspielen, der als Mitglied der Indexkongregation an den Prozessen gegen Giordano Bruno wie gegen Galileo Galilei beteiligt war. Folgende Bezüge lassen sich herstellen: Wie ein Kuckuck in alle Nester schaut, so hat ein Zensor auf jeder Buchmesse seine Gesandten, die die Publikationen prüfen. Hatte ein protestantischer Autor es auf den Index geschafft, so war das sicher eine gute

Außerdem gibt es Pseudonyme mit lokalen Bezügen: Neben Riemers Pseudonym *Clemens Ephorus Albilithanus*, das bekanntlich auf einen Lehrer aus Weißenfels verweist, ist hier *Florianus de Francomonte* zu nennen, das vielleicht einen Hinweis auf das sächsische Freiberg enthält,<sup>107</sup> oder italianisierte Namen wie *Giovani Guerjero*, *Antonio Turchetto* und *Florentinus Trebellius*.<sup>108</sup> In anderer Weise lässt sich auch das Pseudonym *Lorindus*, unter dem *Der Ratten und Mäuse Fänger* publiziert wird, auf einen Ort und dahinter auf eine durchaus bekannte Person beziehen: Ein derart maskierte Autor schreibt – so hat Christian Weise in seinem *Kurtzen Bericht* für die fiktive Figur des *Grafen zu Lorindo* ausgeführt – von „einem erdichteten Orte [aus,] da man nicht schuldig ist / alle Circumstantias zu legitimiren / er mag nun Catholisch oder Lutherisch gewesen seyn“.<sup>109</sup> Indem er Weises Vorschlag aufgreift, will der Autor sein Werk als regelgeleitete *imitatio* und damit als Gattungsexemplar verstanden wissen.

Ausnahmen bleiben Pseudonyme, deren semantische Bezüge gering bleiben, also Heteronyme (*Michael Kautzsch* beim *Tobacksbruder*) oder Kryptonime (R. I. O. alias Christian Weise; A.B.C. alias Johannes Riemer; E.I.C.P.N. bei der *Trödelfrau*) – und auch eine anonyme Publikation wie *Der ausgekehrte politische Feuer-Mäuer-Kebrer*.

Die allgemeine Auffassung, Pseudonyme dienten dem Verbergen des Autors, ist freilich zu differenzieren, denn die Pseudonyme, unter denen Christian Weise und Johannes Riemer publiziert haben, erlauben es durchaus, auf die authentischen Personen zurückzuschließen. Es ist zu vermuten, dass die Namen dieser beiden Autoren in aller Munde waren, denn nur unter dieser Voraussetzung lassen sich die Leerstellen, die die Pseudonyme besonders in dem Zeitraum von 1680–1684 markieren, auf attraktive Weise besetzen:<sup>110</sup> Der Erfolg der Politi-

---

Verkaufsgarantie; und solch ein provozierendes Spiel mit den Instanzen der Zensur entspräche durchaus der spezifischen Performanz der Gattung. Schließlich ist ein Kardinal wie Bellarmini jemand, der wie der Kuckuck quasi ‚parasitär‘ lebt. Vgl. Gustavo Galeota: Art. *Bellarmini*. In: *Theologische Realenzyklopädie*. Band 5. 1980, S. 525–531. Den Hinweis auf Bellarmini verdanke ich Gundula Grebner.

<sup>107</sup> So auch Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 169 (Anmerkung 168).

<sup>108</sup> *Trebellius* könnte zugleich eine Bekräftigung des wahrhaftigen literarischen Anspruchs bedeuten: Trebellius ist der Name einer römischen Familie, aus der Trebellius Pollio, ein Geschichtsschreiber zu Anfang des 4. Jahrhunderts, das Leben einiger Kaiser beschrieben hat.

<sup>109</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,23ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 132f.] – Bei dem Autor des *Politischen Ratten Fängers* könnte es sich um einen Buchhändler handeln, der den *Bericht* und die einschlägigen Politischen Romane kannte. So lautet jedenfalls der Vorwurf Riemers, vgl. dazu Abschnitt B. II. 4. b).

<sup>110</sup> Das stimmt mit den Gründen überein, die zeitgenössisch für den Gebrauch von Pseudonymen genannt werden: Peter Dahlmann hält es für die gebräuchlichste Methode, sich zu maskieren, indem man seine Schriften unter „eines vornehmen berühmten Mannes Autorität“ verstecke, vgl. Dahlmann: *Schauplatz*. 1710, S. 678.

schen Romane beginnt 1680 nach der Publikation von Riemers *Maul-Affen* und Weises *Bericht* und verebbt nach Weises und Riemers Widerruf im Frühjahr 1684. *Catharinus Civile* lässt sich wie erwähnt als ‚der höfliche Reine‘, aber auch als ‚der Weiße‘ und damit als Hinweis auf den eigentlichen Namen verstehen.<sup>111</sup> Auch die von Johannes Riemer für seine Politischen Romane gewählten Pseudonyme oder umschreibenden Statthalter enthalten durchaus hilfreiche Hinweise auf seine Person: Der *Maul-Affe* wird von *Clemens Ephorus Albilithanus* vorgelegt, dem ‚milden Schulmeister aus Weißenfels‘. Die *Colica* erscheint mit dem Kryptonym *A.B.C.*, und diese Initialen ironisieren in ihrer offensichtlichen Willkür ihre eigentliche Aufgabe, für einen authentischen Namen einzustehen. Aus den Anfangsbuchstaben des Alphabets gebildet, assoziiert das Kryptonym nicht nur ersten Lese- und Schreibunterricht, sondern auch die Schule und damit die Institution, in der auch das vorangegangene Pseudonym den Verfasser verortete.<sup>112</sup> Überdies enthält die Vorrede eine durchsichtige Herausgeberfiktion, die es ermöglicht, den Autor zu identifizieren.<sup>113</sup> Der dritte Roman Riemers, der 1681 erscheinende *Politische Stock-Fisch*, wird nicht unter einem anderen Namen, sondern unter einem auch den Geltungsanspruch des Textes bezeichnenden Phraseonym veröffentlicht, nämlich *Durch Einen Welcher der Historischen Warheit ergeben*. Das lässt sich nun leicht auf den durch die personalsatirischen Passagen des *Maul-Affen* hervorgerufenen lokalpolitischen Skandal beziehen. Hierher gehört, dass Riemer direkt und indirekt geäußert hat, er halte es durchaus nicht für verwerflich, die in seinen Satiren angegriffenen Personen entweder direkt beim Namen zu nennen oder ihre Identifikation auf andere Weise zu ermöglichen.<sup>114</sup> Dass Riemer aufgrund der zitierten Umschreibung als Autor identifiziert werden konnte,

<sup>111</sup> Unter diesem Pseudonym erscheinen sowohl die *Ertz-Narren* als auch die *Klügsten Leute*; dagegen ist der 1678 mit den Initialen *R.I.O.* erscheinende *Politische Näscher* bereits im Messverzeichnis zur Herbstmesse 1677, also vor dem tatsächlichen Erscheinungstermin, unter dem authentischen Namen des Autors verzeichnet: Unter der Rubrik *Libri futuris nudinis Prodituri* werden „Christian Weissens überflüssige Gedancken / Erster / ander und dritter Theil / Leipzig bei Johann Fritzschen / 12“ und direkt darunter „Ejusdem Autoris Politischer Näscher / apud eundem 8“ angekündigt. Vgl. *Catalogus Universalis*. H MV 1677, [E 1r].

<sup>112</sup> Neben den im Titel angesprochenen „Schulkrankheiten“ wird auch das Werk als „gelinde[ ] Schule / schändlicher gewohnheiten“ betrachtet. Vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,15. – Vorausgegangene Beispiele für den satirischen Gebrauch der alphabetischen Buchstabenfolge sind die im *Lalebuch* und in Grimmelshausens zweiten Teil des *Vogel-Nests* genutzten Kryptonyme: Für das 1597 erschienene *Lalebuch* lautet das *Aabcedefghiklmnopqrstuvwxyz* für Grimmelshausens 1675 erschienenenes *Vogel-Nest II* *Aceeeffghhiillmmnoorrssstuu*. Ich danke J. J. Berns für den Hinweis.

<sup>113</sup> Vgl. dazu Teil B. II. 1. b). δ).

<sup>114</sup> So beruft er sich in der Vorrede zur *Colica* neben bekannten griechischen und römischen Satirikern – und natürlich neben dem Vorbild der Bibel – vor allem auf Juvenal, Martial und Horaz. Sie werden angeführt, weil sie die getadelten Leute beim Namen genannt hätten, ohne ihrem hohen Ansehen als Satiriker damit in irgendeiner Weise zu schaden, vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,35.

belegt die Vorrede des ein Jahr später erscheinenden *Castrirten Maul-Affen*. Antonio Turchetto, der Autor dieser buchstäblich beschnittenen Version des *Politischen Maul-Affen*,<sup>115</sup> setzt sich mit der Frage auseinander, wie viel Wahrheit die Welt vertrage bzw. welche Wahrheiten veröffentlicht werden dürften – und greift dabei das Riemer'sche Phraseonym auf: Ihn hat nämlich eine Schrift geärgert, in der „die Facta mancher Leute / ob Sie zwar an sich selbst tadelhaftig und wahr gewesen / doch so gar deutlich / und ohne alle bekleidung einer Politique dahin geschrieben worden“ sind.<sup>116</sup> An späterer Stelle nennt Turchetto auch den Titel des *Maul-Affen* und betont, er kenne dessen Autor, den er dann in anzüglicher Formulierung als „ein Slav der Warheit“ beschreibt.<sup>117</sup>

Innerhalb des Gattungszusammenhangs der Politischen Romane sollen die Pseudonyme vor allem vor 1684 die für die Bewertung der Texte bedeutsame Option einer gelehrten Autorschaft offenhalten. Sie bilden einen Faktor der rekursiven Bestimmung der Gattung und sind in vielen Fällen bewusst so gewählt,<sup>118</sup> dass sie Weises und Riemers Autorschaft als möglich erscheinen lassen. Hier geht es also darum, vom Prestige bereits eingeführter Autoren für die Wertschätzung des eigenen Werkes zu profitieren: Historisch gesehen hing die Popularität der Politischen Romane gerade davon ab, dass diese für anspielungsreiche Schriften gelehrter Provenienz gehalten wurden. In diesem Zusammenhang scheint die Beschreibung einer Verkaufssituation durchaus realitätsnah, die Johannes Riemer im Mai 1684 – in tendenziöser Absicht – gibt: Die pseudonyme Publikationspraxis der Politischen Romane ermöglicht nämlich Buchhändlern wie Lesern, dass durch „tunckele Worte simuliret [werde] / als rühre solche Miß=Geburt von einem ehrlichen Manne her / deßen Gedancken vor diesem etwa bey der Welt=Weißheit in gütiger Opinion gestanden“.<sup>119</sup> Riemer verwahrt sich hier dagegen, mit den nach 1680 erschienenen Politischen Romanen in Verbindung gebracht zu werden. Er beklagt, dass zahlreiche derartige Andeutungen – in und außerhalb der Texte – die Gerüchte über eine gelehrte Autorschaft beim nur

---

<sup>115</sup> Von verschiedenen Jugendlichen wird, eingebettet in verschiedene Gespräche, eine gekürzte Version des *Politischen Maul-Affen* vorgelesen. Der Zedler erläutert *castriren* genau im hier gebrauchten Sinn: „[...] heist nicht allein verschneiden, [...] sondern es heißt auch verderben, verstümmeln, und wird von Büchern gebraucht, wenn die Censoren aus den Manuscriptis einige Stücke, so den Hof, der Clerisey oder gewissen Collegiis und Familien nicht anstehen, wegstreichen.“ Zedler: *Universal-Lexikon*. 5. Band. 1733, Sp. 1376.

<sup>116</sup> Turchetto: *Maul-Affe*. 1682, [A 3r].

<sup>117</sup> Turchetto: *Maul-Affe*. 1682, [A 3r].

<sup>118</sup> Die Heteronome *Michael Kautzsch* und *Stephen Andräs* ignorieren diesen Verweisungszusammenhang.

oberflächlich gebildeten Publikum verfestigt hätten. Nun sei es so weit gekommen, dass, wann immer irgendeinem ungelehrten Autor „eine Morologi entfähet / so ist bey dem Halb=Gelehrten kein anderer Autor als ich / oder sonst ein guter Freund in der Schlesien. Der Verkäuffer hört es an und läst um drey Groschen Gewinnst / geschehen / daß ein ehrlicher Mann in seinen guten Klange eine Dissonanz leidet.“<sup>120</sup> Die gewinnorientierten Motive der Buchhändler werden hier sehr deutlich,<sup>121</sup> und Weises und Riemers Widerrufe dienen nicht zuletzt dazu, das Geschäft mit solchen Anspielungen zu erschweren.<sup>122</sup>

Auffällig ist jedenfalls, dass in den Jahren nach 1684 der institutionelle Ort der Gattung insofern verwischt wird, als auf den Titelkupfern der hier zu diskutierenden Romane noch seltener Verlagsangaben erscheinen als vorher. Der Spielraum für die Verleger ist offensichtlich kleiner geworden, nachdem die anonyme Publikations- und Insinuationspraxis von Weise ausdrücklich nicht mehr geduldet wird und Riemer diese Haltung ebenfalls öffentlich eingenommen hat. Die mitteldeutschen Verleger sind neben Schule und Universität ein wichtiger institutioneller Ort dieser Gattung; sie haben ihren Erfolg befördert, und der markante Rückgang der Publikationen ist nicht nur auf die Stellungnahmen der Autoren, sondern auch auf ein in ihrer Folge verändertes Geschäftsverhalten der Verleger zurückzuführen.

Einzig der Verleger Christian Weidmann setzt noch (vermutlich zur Frühjahrsmesse) 1684 dem *Politischen Guckguck* und dem *Politischen und lustigen Passagier*, – zwei Titeln, die schon lange im Messekatalog angekündigt waren und entweder durch ihr Pseudonym (*Passagier*) oder durch über den Text verstreute Zitate und Anspielungen (*Guckguck*) eine ostentative Verbindung zu Weise und Riemer herstellen –, seinen Verlagsnamen ins Impressum. Anders reagiert der Verleger Johann Friedrich Gleditsch, in dessen Verlag bereits 1682 mit dem Titel *Der ausgekehrte Feuer-Mäuer-Kehrer* eine literaturkritische Abrechnung mit den Politischen Romanen, insbesondere mit Beers Satire *Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, anonym publiziert worden war. Zur Michaelismesse 1684 erschienen bei ihm nun erstmals

---

<sup>119</sup> Riemer: *Blaffe Furcht*. [1684] 1987, S. 28,30.

<sup>120</sup> Riemer: *Blaffe Furcht*. [1684] 1987, S. 28,34f.

<sup>121</sup> Demgegenüber verschweigt Riemer seine eigene Bedeutung für die Popularität der Gattung, vgl. dazu B. II. 1. b) und B. II. 4. b).

<sup>122</sup> Der beschränkte Handlungsspielraum derjenigen Verleger, die neben pseudonymen Politischen Romanen auch autorisierte Schriften Weises und Riemers publizieren, bedarf ebenso einer eigenen Untersuchung wie ihre allgemeine Bedeutung für die Verbreitung populärer Literatur und für die Etablierung

zwei Romane Weises, *Die drey ärgsten Ertz-Narren* und *Die drey klügsten Leute*, mit dem authentischen Namen ihres Autors; außerdem bringt Gleditsch den Roman *Das Teutsche Gespenst* unter dem italianisierenden Pseudonym *Casparo Lolivetta* entgegen seiner vorangegangenen Ankündigung nicht als Politischen Titel heraus. Ein Jahr zuvor, zur Michaelismesse 1683, hatte Gleditsch im Messekatalog auf das Buch noch als „Das Politische Gespenst 12. verlegt Johann Friedrich Gleditsch“<sup>123</sup> hinweisen lassen.

Im Jahr 1685 versucht noch eine Neuerscheinung, nämlich der Roman *Die Drey Lasterhaftigsten Leute der gantzzen Welt*, mittels ihres Titels und des gewählten Pseudonyms (*Crinioaldus Celidonius*) zu insinuieren, Christian Weise sei sein Autor. Lediglich solche Politische Romane, deren Thema sich auch auf einen anderen Gattungszusammenhang beziehen lassen, werden – als galante Liebesromane oder Robinsonaden – bis ins 18. Jahrhundert hinein wieder aufgelegt.<sup>124</sup>

Die Stellungnahme der beiden Autoren Weise und Riemer hatte mehrere Konsequenzen: Die Verleger konnten sich nun zum einen gegenüber der Zensur nicht mehr auf ihren guten Glauben berufen. Zum anderen verringerten sich aufgrund der autorisierten Klarstellungen ihre Aussichten, mit dem Verkauf Politischer Titel ein gutes Geschäft zu machen. Drittens mussten sie um ihr Ansehen unter den Mitgliedern der *res publica litteraria* fürchten. Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, ob die relativ kurze Erscheinungsdauer dieser literarischen Gattung, über die bisher nur mit allgemeinen sozialgeschichtlichen Hypothesen spekuliert worden ist,<sup>125</sup> sich nicht angemessener als gescheiterte Institutionalisierung einer literarischen Gattung unter den Bedingungen eines gelehrten Begriffs von Literatur beschreiben lässt: Offenbar hängen sowohl der Erfolg der Politischen Romane als populärer Lesestoff wie ihr Popularitätsabfall nach 1684 davon ab, ob ihre spezifische Mischung aus Fakten und Fiktionen aufgrund der ihnen

---

literarischer Moden.

<sup>123</sup> *Catalogus Universalis*. H MV 1683, D(E 2r).

<sup>124</sup> Nach Dünnhaupt wird beispielsweise Riemers *Politischer Stock-Fisch* unter variierten Titeln, die den Text als galanten Liebesroman oder als Heiratsratgeber akzentuieren, bis 1734 acht Mal aufgelegt. Vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographie*. Teil V. 1991, S. 3330. Der Roman *Das Politische Hof-Mädgen* erscheint in den 20er Jahren als Robinsonade unter dem Titel *Madame Robunse mit ihrer Tochter Jungfer Robinsgen. Adrianopel* [d.i. Leipzig] 1724; nicht bei Dünnhaupt.

<sup>125</sup> Berthold argumentiert unter Rekurs auf Graevenitz, zu Beginn des 18. Jahrhunderts sei die soziale Mobilität für Bürger, die durch die Rekrutierung des Beamtentums aus gut ausgebildeten bürgerlichen Kreisen entstanden sei, an ein Ende gelangt. Vgl. Berthold: *Fiktion*. 1993, S. 35. Zu den historischen Annahmen vgl. genauer von Graevenitz: *Innerlichkeit*. 1975, insbesondere S. 53–73.

unterstellten gelehrten Autorschaft als Vermittlung gesellschaftlich und politisch relevanten Wissens betrachtet werden konnte.

#### 4. Titelpuffer

Die Bildtitel gehören zur Standardausstattung der Politischen Romane und sind für die Identifikation der Bücher als einschlägige Titel wesentlich.<sup>126</sup> Hier sollen erste Beobachtungen zusammengestellt und Hinweise für eingehendere Interpretationen gegeben werden.<sup>127</sup>

Es handelt sich überwiegend, freilich nicht ausschließlich um textprogrammatische Titelpuffer,<sup>128</sup> die in den allermeisten Fällen eigens hergestellt wurden.<sup>129</sup> Oft sind es allegorische Darstellungen, die den Romantitel, insbesondere den Obertitel augenfällig übertragen.<sup>130</sup> Manchmal wird das übergeordnete Thema oder eine zentrale Aussage veranschaulicht,<sup>131</sup> zuweilen wird auch das soziale

---

<sup>126</sup> Diese illustrative Ausstattung unterscheidet die Politischen Romane bspw. von Schwanksammlungen; lediglich der späte Titel *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* enthält kein Titelpuffer. Allgemein zur Geschichte des gedruckten Titelblattes vgl. die Ausführungen von Kintzinger, die sich allerdings auf das allegorische Titelbild konzentriert. Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 19f. Dort auch weiterführende Literatur. – Zur Typologie der Titelblätter des 17. Jahrhunderts vgl. Frese: *Titelgraphik*, Köln 1989, S. 12f. Die diversen Aspekte des durch die Titelillustration ausgelösten Verständigungsvorganges entfaltet Welzig am Beispiel einer Predigtsammlung, vgl. Welzig: *Allegorese*. 1980.

<sup>127</sup> Die einzelnen Titelpuffer werden in Abschnitt C kommentiert und sind den jeweiligen Romanen zugeordnet. Aufgrund ihrer fehlenden Relevanz für die Genese der Gattung werden folgende Titelpuffer nicht im Einzelnen beschrieben: *Lolivetta. Gespenst*. 1684 (<http://www.gbv.de/vd/vd17/39:120549N>, 29.03.12), Ettner: *Maul-Affe*. 1694 ([http://books.google.de/books?id=WkkaAQAAMAAJ&pg=PT236&dq=ettner+maul-affe&hl=de&ei=zSt0T8aHMoj0sgaVpbnKDO&sa=X&oi=book\\_result&ct=book-thumbnail&resnum=2&ved=0CD0Q6wEwAQ#v=onepage&q&f=false](http://books.google.de/books?id=WkkaAQAAMAAJ&pg=PT236&dq=ettner+maul-affe&hl=de&ei=zSt0T8aHMoj0sgaVpbnKDO&sa=X&oi=book_result&ct=book-thumbnail&resnum=2&ved=0CD0Q6wEwAQ#v=onepage&q&f=false), 29.03.12), Andräs: *Lebens-Lauff*. 1705 (<http://www.pierre-marteau.com/library/g-1705-0003.html>, 29.03.12). Zwei weitere Titel, *Celidonius. Lente* (1685) und Kuhnaus *Quacksalber* (1700), enthalten keine Titelpuffer.

<sup>128</sup> Frese unterscheidet zwischen Titelpuffern mit integrativer Funktion, die den Leser „in die besondere Vorstellungswelt des Autors“ einbeziehen, und solchen mit textprogrammatischer Funktion. In den Politischen Romanen sind zwar keine bilderläuternden Motti, oft aber ausführliche Bilderläuterungen zu finden, vgl. Frese: *Titelgraphik*. 1989, S. 12. Walther weist unter Rekurs auf Barthes darauf hin, dass es bei der graphischen Gestaltung belletristischer Texte „primär um eine optimale Verständlichkeit und Rezeption des Dargestellten [geht], die durch solche Faktoren wie allgemeines kulturelles Wissen, Bildungswissen und die Verwendung vertrauter Topoi und Klischees [...] mitbestimmt wurde“, Walther: *Drucke*. 1997, S. 385.

<sup>129</sup> Mir sind keine Übernahmen aus fremden Vorlagen bekannt. Lediglich das Titelpuffer des *Politischen Tobacksbruders* (1684) geht auf dieselbe Druckplatte wie das Titelpuffer zum *Politischen Leyermann* (1683) zurück. Dass das Titelbild oder -motiv auf das zu verkaufende Buch abgestimmt wurde, gehört zu den Selbstverständlichkeiten einer absatzorientierten Buchproduktion.

<sup>130</sup> Vgl. Timmermann: *Ziele*. 1994, S. 13. – Hierher gehören *Der Politische Näscher*, *Der Politische Grillenfänger*, *Die Politische Narren-Kappe*.

<sup>131</sup> Hierher gehören der *Politische Maul-Affe*, die *Politische Colica*, *Weises Bericht vom Politischen Näscher*, *Die*

Milieu skizziert, aus dem heraus das Buch entstand,<sup>132</sup> in dem seine Handlung spielt,<sup>133</sup> oder in dem es rezipiert wird.<sup>134</sup>

Viele Titelkupfer haben eine dreiteilige Struktur; sie sind darin Emblemen ähnlich. Freilich bedeutet das nicht, dass jede dreigliedrige Text-Bild-Kombination ein Emblem darstellt.<sup>135</sup> Es gibt aber Fälle, in denen der Obertitel als Inscriptio fungiert,<sup>136</sup> gelegentlich ergänzt durch in die Pictura integrierte Bezeichnungen oder Kommentare.<sup>137</sup> Dabei ist die Subscriptio teilweise am unteren Bildrand,<sup>138</sup> teilweise auch als nachgestellte Erklärung hinter dem Texttitel zu finden.<sup>139</sup>

Die Graphiken enthalten Tiere wie Affen, Hasen, Esel, Mäuse, Grillen, die alle zur ikonographischen Tradition von Narrendarstellungen gehören,<sup>140</sup> und menschliche Eigenschaften, meistens menschliche Schwächen verkörpern. Neben Engeln, Teufeln, Putti und Amorgestalten finden sich Mischwesen (Menschen mit Hasenohren; Affen, die wie Menschen gekleidet sind; Menschen mit

---

*andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen, Der politische Guckguck.* Bildtitel und Bilderklärung des Guten Mannes, des Politischen Stock-Fisches und des Bösen Mannes veranschaulichen das Thema und kommentieren es grundsätzlich. Im Mittelpunkt des Titelkupfers der *Politischen Mause-Falle* steht nicht diese, sondern eine der zentralen Gestalten, versinnbildlicht als Maus. Auch das Titelkupfer des *Politischen Hof-Mädgens* bezieht sich nicht auf den Titel, wohl aber das Thema des Romans: Die von ihren Müttern geförderten, sündigen Liebesverhältnisse junger Mädchen.

<sup>132</sup> Vgl. *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer, Der politische Tobacksbruder.*

<sup>133</sup> So zeigt der Bildtitel des *Politischen Feuermäuer-Kehrs* die der Erzählung zugrundeliegende Konstellation von sich bewerbendem Schornsteinfeger und hochnäsiger Dame. Hier sind auch *Die politische Trödelfrau, Der politische Ratten und Mäuse Fänger* und *Der politische Freyersmann* zu nennen. Auch das Titelkupfer des *Politischen und lustigen Passagiers* hat eher illustrierenden als emblematischen Charakter.

<sup>134</sup> Vgl. *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer.*

<sup>135</sup> Einen ‚freien emblematischen Aufbau‘ konstatiert Kunze für die *Simplicissimus*-Illustrationen. Kunze: *Buchillustration*. 1993, Band 1, S. 553; gleiches gilt für die Illustrationen von Fabeln und deren Programmatik, vgl. Holletz [usw.]: *Buch und Bild*. 1993, S. 329.

<sup>136</sup> Es gibt lediglich fünf Ausnahmen, in denen ein Kurztitel fehlt. Alle fünf Publikationen beruhen auf je spezifischen, eher ungewöhnlichen Voraussetzungen. Es handelt sich um die beiden Erwidierungen *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* und *Der Castrirte Maul-Affe*. Außerdem der vermutlich von einem Buchhändler unter dem Pseudonym *Lorindus* verfasste *Politische Ratten Fänger*. Schließlich zwei der drei nach 1684 erscheinenden Titel (der dritte Titel, *Der Politischen Jungfern Narren-Seil*, hat gar kein Titelkupfer): *Das Politische Hof-Mädgen* und *Der Politische Freyersmann*.

<sup>137</sup> Beispiele sind *Die Politische Colica, Bericht, Der gute Mann, Der castrirte Maul-Affe, Der politische Ratten Fänger, Die andere Ausfertigung neu-gefangener Politischer Maul-Affen, Der politische Leyermann, Die politische Mause-Falle, Das politische Hof-Mädgen.*

<sup>138</sup> Beispiele sind *Der politische Bratenwender, Der politische Grillenfänger, Das politische Klatschmaul, Der politische Passagier.*

<sup>139</sup> Eine nachgestellte Erklärung findet sich bei folgenden Titeln: *Der politische Näscher, Der politische Maul-Affe, Bericht, Der gute Mann, Der politische Stock-Fisch, Der politische Grillenfänger, Der böse Mann, Der politische Hasen-Kopff, Der politische Guckguck, Das politische Hof-Mädgen.* In der *Anderen Ausfertigung neu-gefangener politischer Maul-Affen* wird das Titelkupfer innerhalb der Vorrede kommentiert.

<sup>140</sup> Vgl. beispielsweise den Narren auf dem Flugblatt *Der teutsche Tabacktrincker* [I, 83]. Das Blatt illustriert die üblen Folgen des Tabakrauchens durch das Ausspeien von Grillen, Hasenköpfen, Eselsköpfen, Brillen und kleinen Narren. Vgl. Harms: *Flugblätter*. Band I.1. 1985, S. 185.

Affengesichtern) und geläufige Typen (Harlekin, Narr, Rattenfänger, Leiermann, Trödelfrau), wie sie auch in Sprichwörtern auftauchen. Sofern nicht stärker spezifiziert, wird das Geschehen in der dem Autor und dem Leser gegenwärtigen Welt situiert (Landschaftsdarstellungen mit deutlichen Spuren menschlicher Besiedelung, meist Dörfern, Städten, Burgen oder Schlössern, ohne historisierende Merkmale). Der Hintergrund wird auch als Garten, als Straßenszene, als Wirt- oder Wohnstube, als herrschaftliches Ambiente gestaltet. Insgesamt herrschen also aktualisierende Kontexte vor.

Lediglich in zwei Fällen, in *Weises Klügsten Leuten* und der *Politischen Narren-Kappe*, werden Figuren auf eine Bühne gestellt. Viele Titelkupper sind aber von Vorhängen gerahmt, die den Blick freigeben. Solche das Geschehen generalisierenden Elemente lassen sich ebenso wie das völlige Fehlen eines situativen Rahmens<sup>141</sup> als Hinweise auf ein exemplarisches Verständnis des erzählten Geschehens deuten.<sup>142</sup> Davon zeugen vor allem Titelkupper, die den satirischen Romanen von Christian Weise vorangehen.<sup>143</sup> Es ist ein signifikanter – und bisher übersehener – Umstand, dass die späteren Politischen Romane diesen abstrahierenden Gestus nicht übernehmen.

In den meisten Fällen spielen die Konstellationen von Figuren, Tieren und leblosen Requisiten (Bratenspieß, Spiegel, Spielkarten, Leier, Netz, Mausefallen etc.) auf populäre Gattungen (Sprichwörter, Sagen, Themen der Narrensatire) oder geläufige Kommunikationssituationen (Wirtshausszenen, Treffen von Verliebten, Verkaufsszene) an.<sup>144</sup> In der Regel veranschaulichen diese Bilder keine systemati-

<sup>141</sup> Zur Unterscheidung zwischen ‚aktualisierenden‘ und ‚generalisierenden‘ Gestaltungsprinzipien vgl. Hueck. Hueck: *Textstruktur*. 1975, 124.

<sup>142</sup> „Handlungsregeln, die als überzeitliche Konstante gelten, werden auf Fälle bezogen, die aus dem Fluß der Zeit ausgegrenzt werden, um die jeweilige Regel zu bestätigen und zu illustrieren. Das Bild bringt dieses Merkmal der Verräumlichung durch die gewählte Form, die Rahmeneinfassung zum Ausdruck.“ Die „Beispielhaftigkeit der Geschichte und die Verräumlichung von Zeit“ werde im Bild insbesondere durch eine Bühne veranschaulicht. Vgl. Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 108.

<sup>143</sup> Die *Ertz-Narren* erscheinen in mehreren Ausgaben und werden mit verschiedenen Titelkupfern ausgestattet. Eine ungewohnte Konstellation zeigt das Titelkupper der Erstausgabe, wo drei vornehme Männer an die Wand eines herrschaftlichen Raumes gemalt sind und als *Ertz-Narren* bezeichnet werden. In der Ausgabe von 1673 wird das Verhältnis der Leser zu den närrischen Menschen, die ihnen im Buch begegnen werden, im Sinnbild politischer Klugheit gefasst: Das Titelkupper zeigt einen Mann, der durch ein Fernrohr eine am Ende einer Allee zu erkennende Menschenmenge beobachtet. – Das programmatische Bild der *Klügsten Leute* zeigt die ewigen Werten verpflichtete Wahrheit bei der Ausübung ihrer Herrschaft, indem sie das Urteil über drei gravierende menschliche Schwächen (*Stultitia*, *Simulatio*, *Imprudencia*), die ihr zu Füßen liegen, spricht. – Das emblematische Bild des *Politischen Näschers* und der erläuternde Text rügen das Naschen fremder Trauben als anmaßendes Verhalten.

<sup>144</sup> Nach Harms war die „Fähigkeit, Bilder zu lesen, bildgetragene Anspielungen nachzuvollziehen, auch Veränderungen konventioneller Bildformeln wahrzunehmen, [...] in der frühen Neuzeit gut ausgebildet.

schen Konzepte, sondern konsensfähige Lebensweisheiten.<sup>145</sup> Bestimmend wirkt ein kombinatorisches Verfahren, bei dem bekannte Motive übernommen und variiert werden. Nicht immer fügen sich die verschiedenen Bildelemente zu einem kohärenten Ganzen;<sup>146</sup> so scheinen in einigen Fällen allegorische und intertextuelle Bezüge zu konfliktieren.<sup>147</sup> Aufgrund der Verwendung konventioneller Bildformeln fällt es besonders auf, wenn vertraute, erwartbare und signifikante Bildelemente in den Titelkupfern der Politischen Romane verschwinden. Dafür seien drei Motive als Beispiele genannt: Der Spiegel, die Wegewahl und das Fernrohr:

Der Spiegel, eine beliebte Titelmetapher des 16. und 17. Jahrhunderts,<sup>148</sup> wird nur bei Weise<sup>149</sup> und *Coccyx*<sup>150</sup> als Hilfsmittel genutzt, um auf die exemplarischen Möglichkeiten des Buches hinzuweisen. Wie ein „hellpolierte[r] Spiegel“,<sup>151</sup> so Weise, sei das Buch der Wahrheit im moralischen Sinn verpflichtet. Es zeigt „was sein soll oder nicht sein soll“. <sup>152</sup> In den beiden genannten Titelkupfern fungiert der Spiegel ausschließlich als Medium der Selbst- und nicht der Welterkenntnis: Er zeigt das verborgene Selbst.<sup>153</sup> Gleiches gilt für den Kupferstich in der Erstausgabe des Riemer'schen Romans *Der Politische Stock-Fisch*: Der Jüngling, der auf einem Fisch reitet und einen Spiegel in der Hand hält, knüpft an die *Prudentia*-Ikonographie an. Eine spätere Ausgabe des *Stock-Fisches* enthält als Titellillustration zwar auch einen Spiegel, in dem zu sehen ist, „was sein soll“. Es geht dabei aber um den konkreten Wunsch junger Männer nach einer heiratsfähigen Frau – eine solche ist denn auch in diesem *Liebes-Spiegel* zu erkennen – weniger um eine

---

Verwendbare, d. h. als bekannt vorausgesetzte Bildbedeutungen können aus spiritueller Biblexegese oder aus weltlicher Fabeldeutung stammen, von Heiligenattributen oder von Herrscherheraldik ihren Ausgang nehmen, können aus poetischen Texten der Antike oder der jüngsten Vergangenheit entnommen sein, können auf naturkundlichen Schriften der Antike oder des Mittelalters basieren: Die verbalen und die graphischen Fundamente des großen Thesaurus an Bildern sind breit, sind nicht immer voll offenzulegen, waren aber tragfähig für konventionelle wie für neuerfundene und besonders oft neukombinierte Bilder in Text und Graphik.“ Harms: *Flugblätter*. Band I.1. 1985, S. XII.

<sup>145</sup> Vgl. Kintzingers Beobachtungen zur „Verwendung von Topoi als komprimierte Fassung geschichtstheoretischer Überlegungen und als Phrasen“, Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 137.

<sup>146</sup> Das betrifft das Titelkupfer des Beer'schen *Bratenwenders* wie das der Riemer'schen *Colica*.

<sup>147</sup> Vgl. weiter unten die Erläuterungen zu den Kupferstichen des *Stock-Fisches* und des *Hasen-Kopffes*.

<sup>148</sup> Vgl. Grabes: *Speculum*. 1973.

<sup>149</sup> Weise: *Bericht*. 1680.

<sup>150</sup> *Coccyx*: *Guckguck*. 1684.

<sup>151</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 258,4ff. [Weise: *Bericht*. 1680, [A av]].

<sup>152</sup> Frese: *Titelgraphik*. 1989, S. 115.

<sup>153</sup> Vgl. Grabes: *Speculum*. 1973, S. 126 und S. 147f.

moralische Perfektionierung mittels Erkenntnis.<sup>154</sup> Als Medium der Täuschung, nicht der Erkenntnis fungiert das Spiegelbild bereits im *Maul-Affen*: Die trügerische Erscheinung des Mondes im Spiegel einer Pfütze wird von einfältigen Leuten für den Mond selbst gehalten; Riemer knüpft damit an populäre Ortsneckereien an.<sup>155</sup>

Ein anderes, auch für die Titelillustration von Satiren genutztes Motiv ist die Wegewahl:<sup>156</sup> Die Entscheidung zwischen der „Via Salutis“ und der „Via Damnationis“ steht beispielsweise im Zentrum des Titelkupfers einer Ausgabe *Satyrischer Gesichte* (1647) von Johann Michael Moscherosch oder von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausens *Wunderbarlichen Vogelnest* (1672),<sup>157</sup> wird aber von den Politischen Romanen der 80er Jahre nicht aufgegriffen. Die Situation im Titelkupfer zum *Politischen Passagier* (1684), dessen Thema ein Rückgriff auf das Motiv nahelegt, erscheint dagegen buchstäblich ausweglos: Keiner der Wege, die sowieso kaum erkennbar sind, vermag die in verschiedenen Richtungen Reisenden aus der Irre zu führen. Das entspricht dem Verlauf der Geschichte der beiden Protagonisten, die nach zahlreichen Liebesaffären in Frankreich in türkische Sklaverei geraten bzw. „auf dem Meer elendiglich umkommen“.<sup>158</sup> Das erzählte Geschehen entspricht dem Titelkupfer insofern, als sich den Figuren kein Weg aus ihrem verpfuschten Leben, weder Besserung noch Bekehrung, bieten wird.

Ein weiteres einschlägiges Motiv ist das Fernrohr; es ist als „Sinnbild ‚politischer Klugheit‘“<sup>159</sup> verstanden worden. Das Motiv wird ebenso wie die damit verbundene Metaphorik des Sehens nur von Christian Weise<sup>160</sup> verwandt und taucht in

---

<sup>154</sup> Der Titel der vermutlich 1687 erschienenen Ausgabe lautet bezeichnenderweise: *Der verliebte Solande, und die gegenliebende Floramene, das ist: Hellpolierter Liebes-Spiegel, darinn sich ein noch ungeübter Liebhaber wol besehen / all sein Thun und Lassen darnach anstellen / sich bey den holdseeligen Frauen=Zimmer beliebt machen / und zu einer glückseligen / wolbegüterten und vornehmen Mariage gelangen könne. Allen zucht- und tugend-liebenden Gemüthern zu geziemender Ergötzung aufgestellt. Von Philogamo aus Paphos.* [Hervorhebung von mir, A.W.]

<sup>155</sup> In solchen narrativen Ortsneckereien wird beispielsweise von den Bewohnern eines Ortes erzählt, sie versuchten, den Mond aus dem Wasser zu ziehen, in dem er sich spiegelt, vgl. den Artikel *Ortsneckerei*. Brednich: Art. *Ortsneckerei*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, hier Sp. 379.

<sup>156</sup> Vgl. die grundlegende Darstellung von Harms: *Homo viator*. 1970, dort im Anhang die Abbildungen Nr. 41ff., die vor allem aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen.

<sup>157</sup> Moscherosch: *VISIONES* [1647]; vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. IV. 1991, S. 2855 [B.I.2]. Grimmelshausen: *Vogel-Nest*. 1672; vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. III. 1991, S. 1844 [19.I.1].

<sup>158</sup> M.J.R.: *Passagier*. 1684, S. 321 und S. 369.

<sup>159</sup> Vgl. Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 108ff.

<sup>160</sup> Vgl. das Titelkupfer des *Bäurischen Machiavellus* der Ausgabe von 1681; vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4207 [55.2]; vgl. außerdem das der *Ertz-Narren* von 1673, bei Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4190 [23.3] und in Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 58.

keinem der späteren Politischen Romane auf. Dieser Umstand verdankt sich wohl weniger einem Themen- als einem Verfahrenswechsel: Alltägliche, sprichwörtliche und satirische Motive werden elitären und rebusartigen Bildspendern vorgezogen. Im Laufe der Jahre zitieren die Titelbilder Motive vorangegangener Titelillustrationen, und generieren durch dieses Verfahren einen eigenen Traditionsstrang. Hier sind Ansätze zur Institutionalisierung der Gattung zu erkennen. Ein gutes Beispiel dafür ist das Kupfer des *Politischen Guckguck*, in dem mittels eines sich spiegelnden Affen sowohl allgemein auf die Titelillustrationen vorangegangener Gattungsexemplare wie beispielsweise des *Näschers* und des *Maul-Affens* verwiesen wird, während der Leser durch eine überdimensionale Grille auf den vorangegangenen Titel desselben Autors, nämlich den *Politischen Grillenfänger* aufmerksam gemacht wird.

Es liegt nahe, „die Klarheit oder Rätselhaftigkeit der Bildidee und ihr[en] unterschiedliche[n] Komplexitätsgrad“<sup>161</sup> als Indikator für esoterische oder exoterische Intentionen zu verstehen: So gesehen dienen die Titelkupfer weniger der Verrätselung<sup>162</sup> als der Veranschaulichung von Themen. Die meisten Titelkupfer Politischer Romane folgen einem popularisierenden Impetus, sie fördern das Verständnis des Textes und machen Vorgaben für die Lektüre. Beziehungen zur erzählten Geschichte sind generell gegeben,<sup>163</sup> aber unterschiedlich ausgeprägt und von ikonographischen Konventionen<sup>164</sup> beeinflusst. Ähnlich wie die Illustrationen der populären *Simpliciaden* stellen diese Titelillustrationen „eine Mischung von allegorischem Illustrationsstil, Wirklichkeitsbezug und emblematischen Modellen“ dar.<sup>165</sup>

Im Laufe der insgesamt zwanzig Jahre, in denen die Erstausgaben der Politischen Romane erscheinen, ändern sich die grundlegenden Darstellungsprinzipien der Kupfer: Anfangs werden die Bildelemente häufig im Sinne einer „rationale[n], diskursive[n] Ausdrucksform“<sup>166</sup> gebraucht, die die Lehre der vorliegenden Ge-

<sup>161</sup> Vgl. die Ausführungen Kintzingers zu Bild-Text-Relationen, Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 7f.

<sup>162</sup> Eine Ausnahme bildet der Kupferstich zur Riemer'schen *Colica*.

<sup>163</sup> Anders als die mit Holzschnitten ausgestatteten Auflagen der Satire *Das Berühmte Narren=Spital* von Johann Beer, wo Heßelmann zahlreiche Beispiele für „eine unklare Text-Bild-Relation“ nennt. Vgl. Heßelmann: *Zur Tradition*. 1991, S. 218.

<sup>164</sup> Vgl. das Titelkupfer des *Politischen Hof-Mädgen*.

<sup>165</sup> So Horst Kunze zu den *Simpliciaden*, der ansonsten nur kurz auf die Titelkupfer zu den Werken Christian Weises eingeht, vgl. Kunze: *Geschichte*. 1993. Band 1, S. 555 und 564. – Schilling plädiert überzeugend für einen zurückhaltenden Umgang mit der These einer „emblematischen Grundstruktur“ hinsichtlich der zeitgenössischen Bildpublizistik, vgl. Schilling: *Aspekte*. 1990.

<sup>166</sup> Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 9.

---

schichte zusammenfasst. Später veranschaulichen die Titelpuffer öfter die erzählte Welt, ohne sich von ihr zu distanzieren.<sup>167</sup> Zur illustrierenden Funktion tragen aktualisierende und konkretisierende Bildelemente bei, die „eher dem einmaligen Ereignis, von dem die *narratio* handelt“,<sup>168</sup> gelten. Dieser Befund relativiert und differenziert somit hinsichtlich populärer Lesestoffe die allgemeine Einschätzung, „daß das Titelblatt der frühen Neuzeit weniger die Inhalte als die Programmatik des Werkes visualisiert“.<sup>169</sup>

---

<sup>167</sup> Kunze: *Geschichte*. 1993. Band 1, S. 553.

<sup>168</sup> Hueck: *Textstruktur*. 1975, S. 124. Zur Ausgestaltung des Bildhintergrundes als aktualisierendes Verfahren vgl. ebenda, S. 146.

<sup>169</sup> Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 103. Diese allgemeine Tendenz bestätigt auch das Titelpuffer des *Teutschen Gespensts*, Lolivetta: *Gespenst*. 1684 (<http://www.gbv.de/vd/vd17/39:120549N>, 29.03.12).



## II. Zur Präsentation der Politischen Romane in den Paratexten: Vorreden, Zwischenrufe, Akten und eine Poetik

### Vorreden

Die Barockforschung hat die Vorreden niederer Romane vor allem als Explikationen poetischer Regeln verstanden. Die Versuche, auf diese Weise eine allgemeingültige Gattungspoetik zu konstruieren, sind jüngst von Ferdinand van Ingen kritisch resümiert worden:

„Es hat sich die Einsicht durchgesetzt, daß sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein einigermaßen geschlossenes Bild der Gattung des niederen Romans mit Hilfe der schematischen Vorstellungen des Pikaroromans oder des Politischen Romans nicht gewinnen läßt. Dafür sind die Erzählformen und Erzählhaltungen zu divers. Die sogenannte Vorredenpoetik hat sich als nicht loslösbar vom Textgefüge und daher für poetologische Zwecke als nicht zuverlässig erwiesen.“<sup>287</sup>

Van Ingen vermutet, dass textanalytische Verfahren allein nicht ausreichen, um die „Darstellungsabsichten der Autoren von niederen Romanen“<sup>288</sup> zu erkennen. Seine Feststellung, „unabdingbare Voraussetzung“ weiterer Untersuchungen sei „eine leichtere Zugänglichkeit einer möglichst großen Anzahl von Romantexten der niederen Gattung“,<sup>289</sup> lässt überdies ein gewisses Unbehagen hinsichtlich der empirischen Triftigkeit bisheriger gattungstheoretischer wie gattungsgeschichtlicher Modelle erkennen. Auf die damit angesprochenen Probleme reagiert diese Untersuchung durch die Beschränkung auf eine spezifische Gruppe von niederen Romanen, eine deutliche Vergrößerung des repräsentativen Korpus' sowie eine Verbindung von historischem und textanalytischem Vorgehen.

Der Schwerpunkt dieses Teils liegt auf den Vorreden und – sofern vorhanden – den Widmungen; diese werden als exponiertes Element des Textgefüges verstanden und in einen historischen Kommunikationszusammenhang gestellt. Auch lassen sich die Behauptungen der Vorreden anhand der erstmals vorgenommenen Zusammenfassungen der Romane (Teil C) mit dem, was tatsächlich erzählt wird, konfrontieren. Bereits zeitgenössische Leser haben angesichts des pro-

---

<sup>287</sup> Van Ingen: *Johann Beer*. 2000, S. 6. – Bereits Voßkamp bemerkt, die Vorreden seien vorwiegend „unter dem Gesichtspunkt ihrer romantheoretischen Bedeutung, nicht unter dem ihrer literarischen Form“ untersucht worden, vgl.: *Romantheorie*. 1973, S. 207, S. 4. – Neben bereits genannten Arbeiten profitieren meine Überlegungen zu den Vorreden von folgenden Untersuchungen: Ehrenzeller: *Studien*. 1955; Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996.

<sup>288</sup> Van Ingen: *Johann Beer*. 2000, S. 6.

grammatischen Gehalts der Paratexte vieler Politischer Romane kritisiert, hier würden falsche Versprechungen gemacht: „Der Titul PROMITTIret einen Elephanten. Und der Inhalt bringet kaum ein Mäußgen zu Marckte. Das erste Blat PRAESENTTIret eine hochkluge POLITTIQUE: das übrige CORPUS aber / ein lausichtes Pasquill.“<sup>290</sup> Nimmt man den politiktheoretischen Diskurs zum Maßstab, erscheint solche Kritik berechtigt.<sup>291</sup> Eine mangelnde Kongruenz von Titel und Text stellt aber keinen Einwand gegen einen historischen Gattungszusammenhang der derart präsentierten Texte dar; im Gegenteil: Solche Diskrepanzen bilden durchaus bedeutsame Indizien für das zeitgenössische Gattungsverständnis und machen dieses oft allererst wahrnehmbar.<sup>292</sup>

Anders als Untersuchungen zur Vorredenpoetik gehen die folgenden Überlegungen davon aus, dass sich an den den Text begleitenden Texten im allgemeinen weniger erkennen lässt, nach welchen Regeln der Text geschrieben worden ist, als vielmehr, wie er wahrgenommen werden soll. So ist es durchaus möglich, dass die Gattung der Politischen Romane insgesamt anders wahrgenommen werden soll, als es aufgrund einer Beschreibung ihrer Gattungsexemplare naheläge. Ob ein Text aber als Gattungsexemplar betrachtet wird, scheint weniger von immanenter Regelkonformität abhängig als von seiner Rezeption. Nimmt man die leserlenkenden Funktionen von Peri-, Para- und von Epitexten ernst, so kann der Status des von ihnen gerahmten Textes nicht als unveränderliche Größe betrachtet werden. Welche seiner Potentiale, welche seiner Funktionen präsentiert und von den Lesern realisiert werden sollen, ist von der aktuellen Kommunikationssituation abhängig.<sup>293</sup> Dieser situative Kontext kann die entstehende Gattung hinsichtlich ihres Stils, ihres Inhalts, ihrer Bedeutung und ihrer Funktion beeinflussen. In diesem Zusammenhang sind Paratexte als *training of the reader*, also als Leserpräparation oder eben als Rezeptionsregie zu verstehen; sie gestalten das Verhältnis zwischen Autor und Publikum und inszenieren den Text. Im Mittelpunkt meiner

<sup>289</sup> Van Ingen: *Johann Beer*. 2000, S. 7.

<sup>290</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,10. Riemer spricht hier im eigenen Interesse; seine polemische Kritik an den Politischen Romanen trifft durchaus auch auf seine eigenen Werke zu. Zum Argumentationszusammenhang der Vorrede vgl. B II 4 b).

<sup>291</sup> Überdies ist das Auseinanderklaffen von paratextuellem Anspruch und textueller Realisation ein Topos der Kritik unter den Prämissen gelehrter Literatur, vgl. beispielsweise den in Zingrefs *Apophthegmata* überlieferten, Friedrich Lingelsheim zugeschriebenen Ausspruch: „Von schlechten, geringen Büchern mit großen weitläufigen ansehnlichen Titeln fragt er: Wo ist das Buch zu diesem ansehnlichen Titel?“ Zingref: *Sprüch*. [1683] <sup>3</sup>1989, S. 105.

<sup>292</sup> Vgl. Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996, S. 5.

<sup>293</sup> Vgl. Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 21.

Überlegungen steht deshalb die Frage, auf welche Weise die Paratexte den ihnen folgenden Text präsentieren. Dementsprechend sollen die Politischen Romane als Gattung nicht als ein Bündel von notwendigen und hinreichenden Merkmalen beschrieben werden, sondern als Diskurseffekt,<sup>294</sup> dem die Geltungsansprüche der Texte zugrunde liegen.<sup>295</sup> Zu ihnen gehören auch Behauptungen der Gattungszugehörigkeit; sie erscheinen in den Paratexten als differentielle Setzungen. Als geeignetes Mittel, den zeitgenössischen Gattungsdiskurs nachzuvollziehen, erscheint eine vergleichende Analyse der Struktur und des intertextuellen Profils der einschlägigen Paratexte. In diesem Zusammenhang werden die meisten der Vorreden zum ersten Mal – und alle erstmals umfassend untersucht.

Generell gilt, dass Paratexte vor allem funktionalen Charakter haben: Es handelt sich um einen zutiefst heteronomen Hilfsdiskurs, der im Dienst einer anderen Sache steht, nämlich des Textes.<sup>296</sup> Mich interessiert nun besonders, auf welche Weise die Leser dazu motiviert werden sollen, den jeweiligen Text als einschlägigen Titel, als Gattungsexemplar zu rezipieren. Vorderhand sind Widmungen, Vorreden und Nachworte eine gute Gelegenheit, die Bücher und Texte als Politische Schriften oder *Tractätgen* zu identifizieren – und zu legitimieren. Insgesamt tragen die Paratexte maßgeblich dazu bei, die Politischen Titel zu einem Markenzeichen mit hohem Wiedererkennungswert zu machen. Titel, Widmung und Vorwort können dabei durchaus mehrere Funktionen gleichzeitig verfolgen. Die drei basalen Aufgaben eines jeden Anfangs bestehen bekanntlich darin, zuerst Aufmerksamkeit, sodann Aufnahmebereitschaft oder Interesse und schließlich das Wohlwollen der Leser zu erregen (*attentum, docilem, benevolum parare*). In der rhetorischen Tradition werden dafür spezielle Suchformeln angeboten, beispielsweise Äußerungen zum Autor (*locus a persona*), zum Schreibmotiv (*locus a causa*), zum Text (*locus a re*) sowie zu dessen Verständnis (*locus a modo*). Für die literaturwissenschaftliche Analyse hat es sich bewährt, je nach Stoßrichtung grob zwi-

---

<sup>294</sup> Diskurs meint grundsätzlich die sprachliche Seite einer weiterreichenden diskursiven Praxis (das gesamte Ensemble von Verfahren der Wissensproduktion wie Institutionen, Sammlung, Kanalisierung, Verarbeitung, autoritative Sprecher, Regelungen der Versprachlichung, Verschriftlichung und der Medialisierung) und wird als institutionalisierte Rede innerhalb eines bestimmten Wissensbereiches verstanden. Vgl. Gerhard [usw.]: Art. *Diskurs und Diskurstheorien*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. <sup>3</sup>2004, S. 117–120.

<sup>295</sup> Vgl. die gattungstheoretischen Überlegungen von Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 107ff.

<sup>296</sup> Die Paratexte sind immer dem Text untergeordnet; diese Funktionalität prägt ihre Beschaffenheit, vgl. Genette: *Paratexte*. 1989, S. 14, 18.

schen dem Autor, dem Werk, seinen Adressaten – aber auch vermeintlichen Gegnern geltenden Argumenten zu unterscheiden.<sup>297</sup>

Nun hat allerdings die paratextuelle Präsentation der Politischen Romane einige signifikante Probleme zu bewältigen, die sich unterschiedlich auf diese verschiedenen Argumentationsstränge auswirken. Insgesamt wird die Wahl der sprachlichen Mittel offensichtlich von der allgemeinen Einschätzung geprägt, es handle sich bei der gewählten Gattung um eine „Angelegenheit, deren Bewertung zweifelhaft ist (*genus anceps*)“.<sup>298</sup> Der prekäre Status der Gattung als *genus anceps* – wenn nicht zuweilen als *genus turpe* – ist grundlegend für die drei zentralen Funktionen der Vorrede, sich zum Autor, zum Werk und zu den Lesern zu äußern. Ihre strittige Bewertung macht es besonders wichtig und zugleich besonders schwierig, die Aufgaben des *exordiums* zu erfüllen: Für die Verfasser ist es von besonderer Bedeutung, die negativen Assoziationen, die mit dem vorgelegten Werk verbunden werden können, zu relativieren, um das Wohlwollen des Publikums zu gewinnen. Zu diesem Zweck wäre es für den jeweiligen Autor außerordentlich hilfreich, sich als vertrauenswürdige Autorität ausweisen zu können, doch aufgrund der anonymen bzw. pseudonymen Publikationspraxis kann er sich nur durch indirekte Mittel als *vir bonus* profilieren. So sind die Vorreden durch einen apologetischen oder polemischen Ton, die Herabsetzung vorangegangener Werke, die für den schlechten Ruf der Gattung verantwortlich gemacht werden, sowie die vorwegnehmende Denunziation möglicher Gegner gekennzeichnet. Die Autoren legen sich mittels ihrer Pseudonyme eine demonstrative Maske zu. Meist geht es der durch das Pseudonym charakterisierten *persona* darum, ein bisher verborgenes Geschehen zu enthüllen. Dabei wird das Motiv des Schreibens auf außerliterarische Anlässe zurückgeführt und außerdem unter Rekurs auf literarische und/oder moralische Autoritäten legitimiert. Auch die persönliche Bedeutung des Werkes für den Autor wird in vielen Fällen benannt. Dabei kommen die Entstehungsvoraussetzungen und -bedingungen zur Sprache oder seine Funktion als Freundschaftsgabe. Viele Autoren nutzen die moralischen Ambitionen satirischer Autorschaft für ihre Selbstdarstellung, gerieren sich jedoch vor allem als Geheimnisträger, Insider und indiskrete Beobachter.

---

<sup>297</sup> Vgl. funktionale Gliederung der Vorreden durch Ehrenzeller: *Romanvorrede*. 1955, S. 35ff.

<sup>298</sup> Vgl. Martin: *Antike Rhetorik*. 1974, sowie den Art. *Captatio benevolentiae* von Wessel in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. 1994ff. Band 2. Sp. 121–123.

Die Äußerungen zum Werk umfassen die Rechtfertigung und Charakterisierung der literarischen Darstellungsweise. Dazu kann der eigene Text in eine Reihe mit anderen Texten gestellt oder sozialen Institutionen (Universität, Verlag, Hof) zugeordnet werden. In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis des Textes zur zeitgenössischen Wirklichkeit angesprochen, oft auch der Wahrhaftigkeitsanspruch der Darstellung bekräftigt. Das satirische Spiel mit der Realität wird besonders brisant, weil die Romane auf das politisch verfasste Gemeinwesen und dessen Wohl bezogen werden. Die Lasterkritik dient weniger dazu, eine gottgewollte Ständeordnung aufrechtzuerhalten, sondern den *subditi* ihren Platz in der politischen Ordnung zuzuweisen.

Indes unterliegt insbesondere „die Beziehung zum Adressaten“, die als zentraler Faktor für das literarische Konzept zwar gesehen, aber noch nicht untersucht worden ist,<sup>299</sup> einem historischen Wandel. Hierher gehören auch verschiedene Rezeptionsmodi, die von den Autoren als erwünscht, tolerabel oder unerwünscht beschrieben werden. Mit vielen Paratexten dieser Jahre sollen nicht nur Leser gewonnen, sondern zu Parteigängern in einem Konflikt gemacht werden, dessen gesellschaftspolitische Bedeutung behauptet wird: Die Autoren schlagen Alarm, um öffentliche Aufmerksamkeit zu erhalten. In diesem Kontext allgemeiner Erregung bleiben positive Bestimmungen des Textes oder der Gattung grundsätzlich sehr viel vager als die heftigen Attacken gegen vermeintliche Feinde.

Für die Gattungsgeschichte der Politischen Romane wird bedeutsam, dass Vorreden sich an unterschiedliche Leser gleichzeitig wenden können. Zahlreiche Bemerkungen ihrer Vorreden lassen sich je nach Bildungshintergrund unterschiedlich deuten: Vor der gelehrten Welt legitimiert sich die Gattung einerseits als satirische Spielart propädeutischer politischer Literatur, andererseits gegenüber der politischen Elite als realitätsgesättigte Unterhaltung mit politisch relevanten Informationen über *subditi*. Als populärer Lesestoff präsentiert, sprechen die Politischen Romane schließlich ein anonymes Publikum an, allerdings in den meisten Fällen mit einer gewissen Ranküne, die sich durch eine diffuse Semantik des Politischen und eine daran anschließende, provozierende Rhetorik vermittelt.

---

<sup>299</sup> Nach Voßkamp dominiert „die Thematisierung des Nutzens und Endzwecks“ die romantheoretischen Quellen „von Opitz bis Blankenburg“, deshalb müsse „die Beziehung zum Adressaten des Romans zum zentralen Problem einer Romantheorie werden, deren außerästhetische zwecksetzende Maßstäbe sich nur vom Erwartungshorizont wechselnder Lesergruppierungen her bestimmen lassen“, Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 3f.

Als anonym oder pseudonym publizierte Texte verweigern die Politischen Romane „mit dem Namen die aus Autorschaft sich ergebenden Pflichten“<sup>300</sup>. Die Untersuchung der verschiedenen Pseudonyme hat gezeigt, dass sie die Position des Autors in unterschiedlicher Weise markieren. Grundsätzlich gilt aber, dass diese Instanz eher verrätselt als fiktionalisiert wird.<sup>301</sup> Wie bei niederen Romanen häufig, sind die Texte zunächst mit einer eher unbestimmten auktorialen Autorität ausgestattet, oder diese ist als durch das Pseudonym charakterisierte *persona* gestaltet. In beiden Fällen muss die normalerweise personal gebundene Autorität der Autorinstanz auf andere Weise hergestellt werden.<sup>302</sup> Überdies beeinflussen die Spekulationen des Publikums über den authentischen Autor hinter dem Buch durchaus dessen satirische Brisanz oder milieuspezifische Faszination.

Für die *captatio benevolentiae* werden, da nur mittelbar mit der Person des Autors argumentiert werden kann, vor allem seine Gegner, dann das anzusprechende Publikum sowie Äußerungen zu den mit diesem und ähnlichen Texten verbundenen Absichten wichtig.<sup>303</sup> Der Autor profiliert sich oft dadurch, dass er seine Feinde kennzeichnet. Polemische Bemerkungen über die eigenen Feinde gehören damit zu den bevorzugten autoritätsgenerierenden Strategien.<sup>304</sup> Beim *genus turpe* wird der Leser überdies aufnahmebereit gemacht, indem seine Aufmerksamkeit vom anstößigen Text auf beliebte oder doch unangefochtene Autoren gelenkt wird. Christian Weise greift auf die Topik der *insinuatio* zurück, indem er seine satirischen Romane, insbesondere den *Näscher*, dreifach auf anerkannte literarhistorische Traditionen bezieht, als **Unterhaltungsliteratur** (Pillenmetapher), als **Satire** (Rekurs auf Erasmus von Rotterdam) und als **propädeutische politische Literatur**. Johannes Riemer – und nahezu alle Autoren nach ihm – lenkt dagegen vom eigenen Text auf die vermeintlich gattungsgenerierenden Vorgaben Christian Weises ab. Durch Anspielungen auf Christian Weise und die Insinuation seiner Autorschaft erhält die topische *insinuatio* ihre spezifischen gattungsgenerierenden Assoziationen.

<sup>300</sup> Müller: Art. *Anonymität*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I, 1997, S. 90.

<sup>301</sup> Zur Charakterisierung frühneuzeitlicher Pseudonyme vgl. auch Kleinschmidt: Art. *Pseudonym*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. 2003, S. 189.

<sup>302</sup> Die Auseinandersetzung mit der klassischen Personalautorität verfolgt Eckart anhand von Abbildungen in der medizinischen Literatur des 17. Jahrhunderts, vgl. Eckart: *Funktion*. 1980, S. 49f.

<sup>303</sup> In rhetorischer Hinsicht entsprechen dem die Suchformeln für Argumente hinsichtlich der Person des Gegners (*ab adversariorum persona*), der des Zuhörers (*ab auditorum persona*) und der der Sache (*a causa*). Vgl. auch Wessel: Art. *Captatio benevolentiae*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 121–123.

<sup>304</sup> Zur Polemik in der Frühen Neuzeit vgl. Braungart: *Rhetorik*. 1992.

## Widmungen

Es bestätigt die Einschätzung der Gattung als *genus turpe*, dass nur wenigen Politischen Romanen Widmungen vorangestellt sind:<sup>305</sup> Weniger als ein Drittel der hier untersuchten Titel enthält eine Widmung. Widmungen benennen in den meisten Fällen einen bevorzugten Adressaten, der mit dem Text geehrt werden soll.<sup>306</sup> Gönner wie Autoren haben bei der Dedikation auf ihren guten Ruf zu achten.<sup>307</sup> „Gestaltungswille, Ehrung, Gunsterwartung, Werbung auf dem Büchermarkt“<sup>308</sup> bilden zentrale Motive für Widmungen; die meisten dieser Motive sind daran gebunden, dass Adressant und Adressat identifizierbar sind.<sup>309</sup> Als pseudonym veröffentlichte Texte können die Politischen Romane aber kaum von Patronage profitieren; sie gehören zu den „Gattungen, die ohne Widmung ihren Markt fanden“<sup>310</sup>. Ihr Wert ist umstritten; wie Satiren bilden sie ein *suspectum genus scribendi*<sup>311</sup>. Vor diesem Hintergrund verzichtet beispielsweise der pseudonyme Autor des *Politischen Ratten- und Mäusefängers* ausdrücklich auf eine Widmung:

„Und also habe ich das dediciren lieber wollen unterwegen lassen / als mir eine grosse / und doch vergebliche Hoffnung machen / es dürffte mir sonst gehen / wie dem Hunde bey Aesopo, ich dürffte meine Exemplaria so liederlich hin schleudern / und kein TrinckGeld darvor bekommen / oder den Schatten von einem Rthl. das ist / ein 4. gr. stückgen / geniessen.“<sup>312</sup>

Wer gleichwohl nicht auf Zeugen für seine Aufrichtigkeit und Respektabilität verzichten möchte, verehrt sein Werk – wie schon Weise den *Näscher* – anonym

<sup>305</sup> Es bleibt zu untersuchen, ob sich populäre Lesestoffe in der Frühen Neuzeit allgemein durch eine geringe Frequenz von Widmungen auszeichnen. Der Darstellung von Timmermann ist leider nicht zu entnehmen, inwiefern die Werke erzählerischer Kompilationsliteratur Widmungen enthalten, vgl. Timmermann: *Ziele*. 1994.

<sup>306</sup> „Autor und Werk wurden durch die Widmung auf immer mit dem Namen des Empfängers verbunden, der öffentlich als Gönner hatte gewonnen werden können“, Frese: *Barocke Titelgraphik*. 1989, S. 37.

<sup>307</sup> Wie sehr dabei die Glaubwürdigkeit des Autors vom Prestige des Widmungsempfängers abhängt, betont beispielsweise Christian Weise in einem Brief an Friedrich Benedict Carpsov, dem er 1684 den *Neu erläuterten Politischen Redner* gewidmet hat, vgl. dazu weiter unten die Ausführungen in B. II. 4.

<sup>308</sup> Schottenloher: *Widmungsvorrede*. 1953, S. 2.

<sup>309</sup> Die Identifizierbarkeit des Autors ist eine notwendige Voraussetzung für eine Widmung; dieser Zusammenhang lässt sich auch an Grimmelshausens Publikationspraxis beobachten: Die meisten seiner zahlreichen Werke erscheinen unter anagrammatischen Pseudonymen. Sein authentischer Name erscheint lediglich auf drei Büchern: *Dietwalt und Amelinde*, *Ratio Status*, *Proximus und Lympida*. Es sind genau die drei Werke, die auch Widmungen enthalten.

<sup>310</sup> So ein Diskussionsbeitrag von Kühmann, wiedergegeben bei Schrader: *Diskussionsbericht*. 1976, S. 156.

<sup>311</sup> Vgl. Horaz: *Serm.* 1,4,65.

<sup>312</sup> *Lorindo: Rattenfänger*. 1682, [a 6v]. Die Fabel vom Hund, der nach dem Schatten seines Knochens schnappt und diesen darüber verliert, wird im 17. Jahrhundert sprichwörtlich gebraucht. Vgl. Aesop: *Fa-*

bleibenden Freunden oder Vorbildern. Da sich deren persönliche Reputation nicht instrumentalisieren lässt, wird die besondere Beziehung zu Autor und Werk betont. Es ist charakteristisch für die Widmungen der Politischen Romane, dass die legitimierende und privilegierende Funktion von Name, Rang und Status des Widmungsempfängers übergeht auf dessen privilegiertes Verhältnis zum Autor und zum Text.<sup>313</sup> Dieser Hintergrund wird auch für die referentialisierende Darstellung der Politischen Romane relevant, insofern diese „im Kontext eines Schreibens aus Gefälligkeit und Freundschaft“ situiert wird.<sup>314</sup>

Zwei Widmungstypen lassen sich je nach ihrer außerliterarischen oder intertextuellen Referenz grob unterscheiden. Im ersten Fall dominiert die soziale Geste: Der Autor widmet sein Werk einem oder mehreren vertrauten Freunden – und verortet es damit in einem bestimmten Milieu. Solche Widmungen enthalten der *Politische Näscher* (1678), der *Gute Mann* (1680), der *Politische Feuermäuerkehrer* (1681), der *Politische Grillenfänger* (1682) und der *Politische Freyersmann* (1686). Sonderfälle sind der *Politische Hasenkopf* (1683) und der *Politische Guckguck* (1684).

Richtet sich die Widmung an Gestalten vorangegangener Romane, trägt sie zur rekursiven Bestimmung der literarischen Gattung bei. Literarische Bezüge stellen die Widmungen des *Politischen Maul-Affen* (1679) und der *Politischen Mause-Falle* (1683) her. Trotz ihrer unterschiedlichen Intentionen sind beide Widmungen besonders aussagekräftige Beispiele für gattungskonstituierende intertextuelle Bezugnahmen – und ihren charakteristischen historischen Wandel. Beide Dedikationen verwischen die Grenzen zwischen intradiegetischer und extradiegetischer Ebene: Die Widmung des *Politischen Maul-Affen* generiert allererst die Tradition der Politischen Romane, in die sich der Text einreihet. Vier Jahre später wird in der *Politischen Mause-Falle* mit der Vorstellung gespielt, dass die Politischen Romane nicht nur von Betrügereien erzählen, sondern selbst ihre Leser täuschen wollen, dass es sich bei den Texten also um Betrugsversuche handelt.<sup>315</sup>

---

beln. 2004, S. 78 [Nr. 133].

<sup>313</sup> Wichtig ist der performative Status von Widmungen: er unterscheidet sich deutlich von Vorreden. Anders Schwitzgebel, die die inhaltliche und strukturelle Identität von Vorreden und Widmungen annimmt. Vgl. Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996, S. 8.

<sup>314</sup> Erste Theoretisierungen referentialisierenden Erzählens werden in den für die Konstituierung deutschsprachiger Prosa bedeutsamen Briefstellern und damit im Kontext des Schreibens innerhalb freundschaftlicher Beziehungen situiert, vgl. Neuber: *Fremde Welt*. 1991, S. 146.

<sup>315</sup> Vgl. B. II. 3. m).

## 1. Zu den divergenten Ursprüngen der Politischen Romane

In diesem Abschnitt werden sämtliche Romanvorreden Weises, die der ersten beiden Romane Riemers und die sie kommentierenden Epitexte behandelt.

Hier ist der Ursprung der Gattung zu erkennen; zugleich aber auch die von Anfang an differierenden Gattungskonzepte der beiden Autoren. Erst die skandalisierende Inanspruchnahme der Weise'schen Texte in Riemers Roman *Der Politische Maul-Affe* begründet die populäre Dynamik der Politischen Romane.

### a) Weises *lustige Bücher*

Christian Weise hat seine Romane vor allem als „lustige Bücher“ betrachtet.<sup>316</sup> Die wesentlichen Aspekte der Vorreden der *Ertz-Narren*, der *Klügsten Leute* und des *Politischen Näscher* sollen hier zusammengefasst werden. Weises Äußerungen zum vorgelegten Werk, zu dessen Adressaten und zu seiner Rolle als Autor, außerdem seine Auseinandersetzung mit potentieller Kritik sind selbst oft topischer Herkunft. Seine Argumente sind in späteren Vorreden immer wieder aufgegriffen und instrumentalisiert worden. Dabei fungieren nicht nur einzelne Rechtfertigungen als gattungsgenerierende Topoi, sondern sie aktualisieren Weises Argumentation, indem sie sie dekontextualisieren.

Die Vorrede der *Ertz-Narren* (1672) widerspricht allererst den durch den „närrischen Titel“ hervorgerufenen Erwartungen und betont die nicht auf den ersten Blick zu erschließende Bedeutung des vorliegenden Buches. Zuvörderst war erläuterungsbedürftig, worin sich diese **Unterhaltungslektüre** von unverantwortlichen *Narrentheidungen*<sup>317</sup> unterscheidet, wie sie bekanntlich schon Paulus in seinem

<sup>316</sup> Das gilt für drei seiner vier Romane. Weises Bewertung seines ersten Romans, *Die Drey Haupt=Verderber* (1671), schwankt: Für eine rekursive Bestimmung der Gattung im *Bericht* bezieht er sich kaum auf ihn. Der Titel wird indes in den späteren Publikationslisten, mit denen Weise nach 1684 wiederholt seine eigenen Werke ausdrücklich autorisiert, mit unter der Rubrik *Lustige Sachen* aufgeführt, vgl. Weise: *Oratorisches Systema*. 1707, D( 7v]. Der Roman *Die Drey Haupt=Verderber* hat keine Vorrede und rekurriert deutlich auf die Tradition moralsatirischer Träume. Ein unvergnügter und unprofiliertes Ich-Erzähler schildert die „Eitelkeit aller menschlichen Vergnügung“, insbesondere den Bericht dreier personifizierter Eigenschaften, die Deutschland ins Verderben stürzen; mir lag die Ausgabe von 1673 vor, nach der im Folgenden zitiert wird als Weise: *Haupt=Verderber*. 1673, hier S. 8. [Vgl. die Ausgabe von 1671 in: Weise: *Werke* XVII. *Romane* I. 2006, S. 7,30f.] Die Forschung hat vor allem Verbindungen zu Moscheroschs *Gesichte* untersucht. Vgl. Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 700. Vgl. auch Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 178ff. (mit der Diskussion älterer Forschungsliteratur in Anmerkung 253, S. 266).

<sup>317</sup> Die Argumente für und wider Unterhaltung sind von der Forschung aus verschiedenen Perspektiven aufgearbeitet worden. Vgl. vor allem Suchomski: *Delectatio*. 1975. Scherze werden leicht als unnütze und überflüssige Rede verurteilt. Eine derart mit Matthäus 12,36 argumentierende Distanzierung gegenüber bloßen „abgeschmackten Pickelherings=Possen“ und „unverantwortlichen Narrentheidungen“ enthält auch das XXXVII. Kapitel der *Drey ärgsten Ertznarren*. Dort kritisiert der Informator Gelanor einen jungen Mann, der „mit gantzer Gewalt ein Narr seyn“ und die Wirtshausgesellschaft zum Lachen bringen will,

Brief an die Epheser verworfen hatte.<sup>318</sup> Für die an dieser Stelle, aber auch die für die *Klügsten Leute* und den *Politischen Näscher* gewählte poetologische Metaphorik ist eine Diskrepanz zwischen Sein und Schein, zwischen Innen und Außen, zwischen vermeintlicher und wirklicher Wirkung zentral: So vergleicht die Vorrede der *Ertz-Narren* das vorgelegte Buch bekanntlich mit „Apothecker Büchsen / die haben außwendig Satyros oder sonst Affengesichte angemahlt / inwendig aber haben sie Balsam oder andre köstliche Arzneyen verborgen“<sup>319</sup>. Die Vorrede zu den *Klügsten Leuten* (1675) macht auf die ironische Dimension des Titels aufmerksam: „Wo unterweilen der grösste Schein von der Klugheit hervor glänzet / da steckt ein leibhaftiger Fantast dahinter.“<sup>320</sup> Eine strukturelle Differenz von Kern und Hülle behauptet auch die geläufige Pillenmetapher. Weise nutzt sie im *Politischen Näscher* (1678), um den Zusammenhang von *prodesse* und *delectare* zu veranschaulichen:

„Denn wer die Schale / das ist / die blossen Fabeln / von aussen ansieht / und den Kern / das ist die verborgenen Tugend-Lehren / nicht zugleich kosten wil / der meynet / die Zeit / das Ingenium, ja wol gar Pappier und Verlag wären schrecklich übel angewendet worden.“<sup>321</sup>

Unter Rekurs auf die bereits bei Lukrez zu findende Vorstellung von Literatur als Medizin<sup>322</sup> wird der gewählte Stil damit gerechtfertigt, „daß nach dem Unter-

---

Weise: *Werke* XVII. *Romane* I. 2006, S. 239,25f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, hier S. 307ff.]

<sup>318</sup> Paulus fordert die Epheser auf, als Gottes Nachfolger „nicht schandbare Worte und Narrenteidige oder Scherze [zu gebrauchen, A.W.], welche euch nicht ziemen, sondern vielmehr Danksagung“. *Epheser* 5,4. In der Auseinandersetzung um die Zulässigkeit unterhaltsamer Literatur bzw. allgemein um die Bewertung der Adiphora wird neben *Matthäus* 12,36 immer wieder mit dieser Passage argumentiert. Vgl. die entsprechende Diskussion Weises im *Bericht*, weiter unten.

<sup>319</sup> Weise: *Werke* XVII. *Romane* I. 2006, S. 61,4f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5.]

<sup>320</sup> Der Text wird zitiert als Weise: *Werke* XVIII. *Romane* II. 2005, 5,24 [Weise: *Lente*. 1675, [A 3r]].

<sup>321</sup> Wird nach der von Roloff herausgegebenen Ausgabe des *Näschers* zitiert: Weise: *Werke*. XIX. *Romane* III. 2004, S. 1–253, hier S. 7,10ff. und in eckigen Klammern als [Weise: *Näscher*. 1678, hier [A 6v]]. Die Seitenangaben der Ausgabe von 1678 werden in der von Roloff herausgegebenen Ausgabe des *Näschers* in spitzen Klammern mitgeführt.

<sup>322</sup> Lukrez leitet das vierte Buch seines Werkes *Über die Natur der Dinge* ein, indem er sein Darstellungsverfahren erläutert. Mittels der Dichtkunst erschließt er den Menschen unbekannte und große Dinge: „Auch das nämlich scheint mir nicht ganz ohne Sinn zu sein; denn wie die Ärzte, wenn sie den Kindern bitteren Wermut zu geben versuchen, vorher die Becher am Rande ringsum mit süßem, gelbem Honigseim bestreichen, daß das ahnungslose Alter der Kinder bis zu den Lippen bestrickt wird und inzwischen den bitteren Wermutsaft austrinkt, getäuscht zwar, aber nicht betrogen, vielmehr sich auf diese Weise erholt und wieder erstarkt, so habe auch ich jetzt, da diese Lehre denen, die sich noch nicht mit ihr beschäftigt haben, meist zu bitter erscheint und da das gemeine Volk vor ihr zurückschreckt, dir in der süßen Sprache des pierischen Liedes unsere Lehre darlegen und gleichsam mit dem Honig der Dichtkunst bestreichen wollen; vielleicht könnte ich so deinen Geist bei meinen Versen fesseln, wenn du das ganze Wesen der Dinge aufnimmst und ihren Nutzen empfindest.“ Lukrez: *Über die Natur*. 1972, S. 223. Für die Satiretheorie wird dieser Passus von Christophorus Landinus (1482) in seinem Kommentar zu Horaz fruchtbar gemacht, vgl. dazu Brumack: *Zu Begriff*. 1971, S. 290f.

schied eines lustigen oder melancholischen Temperaments auch die Artzney etwas unterschiedlich seyn muß“, um wirken zu können.<sup>323</sup>

Anders als das Bild von den *Apotheker Büchsen*, die der Lukrez'schen Metapher nahestehen, suggeriert die Vorstellung von der Pille eine engere Verbindung zwischen *prodesse* und *delectare*. Freilich werden – das muss auch Weise gegen Ende seiner Erzählung vom *Politischen Näscher* konzedieren – die poetischen Implikationen dieser Metaphorik nicht eingelöst.<sup>324</sup> Unterhaltsame und belehrende Bedeutung verschmelzen eben nicht zu einer Erzählung, sondern bilden disparate Elemente, die aufeinander folgen. Gegen Ende des *Näschers* wird ein kleines Buch mit dem Titel *Der Weg zu der wahren Glückseligkeit*, dessen Lehren alle politischen Näscher heilen können soll, angekündigt und hinzugefügt. Hier begegnet ein extradiegetischer homodiegetischer Erzähler der Gefahr, dass der Leser die Lektüre vorher abbricht, mit eher hilflos wirkenden Unterstellungen und Rechtfertigungen:

„Es wird auch dem geneigten Leser nicht verdrißlich seyn/ das ganze Buch in Copia herzusetzen. Denn hat er zuvor die lustigen Begebenheiten mit aller Gedult durch blättert/ so wird er auch dieses kurtze Capitel nicht überhüpfen. Sonst müste ich seinen eigenen Zeugnissen abnehmen/ daß die Thorheit in seinen Gedancken mehr zu operiren hätte als die Klugheit. Er würde auch denen Patienten ähnlich seyn/ welche den äusserlichen Zucker ablecken/ und die inwendige Artzney hinter das Bette werffen. Denn deßwegen habe ich den lustigen Zucker im Anfange nicht gespart/ daß numehr diese Artzney des Gemüthes/ und diese Cur aller Politischen Näscher desto leichter angenommen und gebrauchet würde.“<sup>325</sup>

Darauf, dass mit der Rede vom Verzuckern auch insinuirende Darstellungsverfahren angesprochen sind, wird noch einzugehen sein. Was die Relation von *prodesse* und *delectare* betrifft, um die es hier geht, so ist bereits bemerkt worden, dass sich – entgegen dem Eindruck, den vor allem das Bild einer Pille vermittelt – der „moralische Rahmen [...] leicht von den im Roman geschilderten Episoden ablösen“<sup>326</sup> lässt. Für die Struktur der *lustigen Bücher*, wie sie Weise versteht, ist indes

<sup>323</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 7,17ff. [Weise: *Näscher*. 1678, [A 7r]]. – Der moralischen *Artzney*=*Kunst* Weises geht Friedrich Vollhardt u. a. anhand des *Näschers* nach, er verfolgt Parallelen zu naturrechtlichen Vorstellungen. Der *Näscher* bleibt der einzige Politische Roman, den Vollhardt behandelt. Vgl. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, S. 116–134.

<sup>324</sup> Dazu auch Zeller, der im Anschluss an Gersch von „gewissermaßen dialektischer Verschränkung“ spricht, Zeller: *Pädagogik*. 1980, S. 102. Gersch: *Gebeimpoetik*. 1973, S. 70f.

<sup>325</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 232,20ff. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 379f.] ###

<sup>326</sup> Vgl. Ehrenzeller: *Romanvorrede*. 1955, S. 132. – Solbach bemerkt, die Textmontage in den *Klügsten Leuten* sei von der Forschung „mit peinlich angerührtem Schweigen übergangen“ worden, vgl. Solbach: *Diskurs*, 1994, S. 147. Die beschränkte Reichweite der *Lustigkeit* in Weises Versuchen, die Satire zu rechtfertigen, betont auch Breuer: „*Kein neuer Simplicissimus*“. 1994, S. 189 u.ö.

wie für die Fabel eine Zweiteilung von „Erzählung und Abstraktion“<sup>327</sup> konstitutiv; auf die Verbindungen zur Fabel wird anlässlich des *Kurzen Berichtes* zurückzukommen sein.<sup>328</sup>

Während die traditionellen Analogien zwischen Literatur und Medizin allgemein dazu dienen, unterhaltsame Texte aufgrund eines spezifischen Nutzens zu rechtfertigen, konkretisieren die folgenden Bemerkungen das Werkverständnis des Autors, indem beispielsweise die *Ertz-Narren* von anderen Werken der aktuellen Unterhaltungsliteratur abgegrenzt werden. Bekanntlich distanziert sich Weise von Grimmelshausens simplicianischen Schriften und daran anknüpfenden Erzählungen, deren Verfasser als langweilige und alberne Schwätzer bezeichnet werden.<sup>329</sup> In deutlichen Worten werden dann die Autoren satirischer Schriften verurteilt, die ihre Freiheit missbrauchen, um einer guten Sache willen Missstände präsentieren zu dürfen: Weise spricht von „schreibsüchtigen Papierverderber[n] [...], welche unter dem Deckmantel der Satyrischen Freyheit / solche unverantwortliche Zoten vorbringen, darvor der Himmel verschwartzten möchte“<sup>330</sup>. Gemeint sind obszöne Darstellungen, die als moralisch motivierte Lasterschelte ausgegeben werden. Für solche ärgerlichen „Schand-Possen“ stehen vor allem der *Klunker-mutz*, der unter Weises Zeitgenossen zum sprichwörtlichen Synonym für eine *fē-*

<sup>327</sup> Hasubek: Art. *Fabel*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3. 1996, Sp. 186.

<sup>328</sup> Solbach hat sogar von einer „Präponderanz des nicht-fiktionalen Diskurses“ in Weises Romanen gesprochen und vor diesem Hintergrund dazu aufgefordert, ihren Status als „Subgenre der Romangattung“ zu überprüfen. Weil er ihren fiktionalen Charakter für strittig hält, bezweifelt Solbach grundsätzlich, dass die Gattung des Politischen Romans „im Sinne moderner Erzähltheorien“ als Roman gelten kann. Solbach: *Diskurs*. 1994, S. 147f. Solbachs Standpunkt hat sich während seiner Beschäftigung mit Johann Beer offenbar geändert. In seiner jüngst erschienenen Monographie zu Beer stellt er nicht infrage, dass es sich bei Weises Erzählungen um Romane handelt, bezweifelt aber grundsätzlich die Leistungsfähigkeit der Gattungsbezeichnung *Politischer Roman* und schlägt vor, von verschiedenen Realisationsformen des satirischen Romans auszugehen. Vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 191f. Die Frage, ob die Gattungsbezeichnung Roman berechtigt ist, erinnert daran, dass diese Gattungsbezeichnung auf produktiven Missverständnissen der Forschung beruht, worauf Solbach allerdings nicht eingeht. Das Problem, welche Bedeutung fiktionale und nichtfiktionale Momente für diese Texte haben und worin ihr Gattungszusammenhang besteht, lässt sich kaum auf dezisionistischem Wege, sondern eher mit Blick auf den historischen Gattungsdiskurs lösen – zumal es bei der Gattung Roman auch unter modernen erzähltheoretischen Prämissen verschiedene Untergattungen gibt, die nach ganz unterschiedlichen Kriterien gebildet werden. Vgl. nur den lexikographischen Überblick bei Zymner: *Gattungstheorie*. 2003, S. 106f.

<sup>329</sup> Das Buch „siehet närrisch aus / und wer es obenhin betrachtet / der meint / es sey ein neuer Simplicissimus oder sonst ein lederner Saalbader wieder aufgestanden. Allein was darhinter versteckt ist, möchte ich denen selben ins Hertz wünschen, die es bedürffen.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 61,7f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5]. Breuer hat dieses auch die Forschung prägende Argumentationsmuster kritisch befragt, vgl. Breuer: „*Kein neuer Simplicissimus*“. 1994.

<sup>330</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 62,7 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 7]. Zwölf Jahre später wird Weise wieder von *Papierverderbern* sprechen, wenn er sich in der Vorrede des *Neu=Erleuterten Politischen Redners* (1684) von den sich auf ihn berufenden Autoren Politischer Romane distanziert; dazu siehe weiter unten den Abschnitt zu Weises und Riemers Widerruf.

*mina sordida*<sup>331</sup> wird, außerdem eine in Frankreich erschienene *Jungfer=Schule*<sup>332</sup>. Bereits diese Passagen zeigen, wie sehr der Wert des vorgelegten Textes durch sein Verhältnis zu anderen Werken bestimmt wird, deren Vergleichbarkeit wortreich negiert wird. Weises Verfahren folgt einem differentiellen Prinzip, wie es in vielen Vorreden praktiziert wird; es ist generell für die Bildung von Gattungen grundlegend.<sup>333</sup>

Rückblickend betrachtet, sind die *Ertz-Narren* nur das erste der Bücher mit „lustigen Erzählungen“.<sup>334</sup> In den Vorreden der beiden folgenden Romane artikuliert sich Weises Gattungsbewusstsein selbstreferentiell, d. h. durch den programmatischen Rekurs auf die eigenen Werke. So wird der vorgelegte Text in eine Reihe ähnlicher und erfolgreicher Titel gestellt – und eine Gattung begründet: Die Veröffentlichung der *Klügsten Leuten* wird mit dem Erfolg motiviert, den die *Ertz-Narren* hatten, und dem Wunsch der „begierige[n] Welt[,] etwas neues [zu] lesen“<sup>335</sup>. Die kurze Vorrede schließt mit der Ankündigung des *Politischen Näschers*, dessen Erscheinen ebenfalls von den Reaktionen des Publikums abhängig gemacht

<sup>331</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 62,10f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 7]. Vgl. *Klunckermutz*. 1671 [1910]; es handelt sich um eine Satire, die im Rahmen eines Traumes diverse Erscheinungsformen der Hurerei thematisiert, ohne eine explizite *moralisatio* zu enthalten. Zum sprichwörtlichen Sprachgebrauch des Titels vgl. das Grimm'sche Wörterbuch, dessen Belege (u.a. Kaspar Stieler, Christian Weise und Christoph Ernst Steinbach) alle nach den 1680er Jahren einsetzen. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Lfg. 11,6, Spalte 1298 [Der digitale Grimm®].

<sup>332</sup> „Gott der unbetrogene Herten=kündiger bringe den leichtfertigen Menschen zum Erkenntniß / der unlängst den verfluchten und henckermäßigen Klunckermutz in die Buchläden eingeschoben hat / gleich als wolte er die Abscheulichkeit der Unzucht allen erschrecklich machen / da er doch mit seinen leichtfertigen und unverschämten Umständen so viel junge unschuldige Gemüther geärgert hat / dz man ihm tausend Mühlstein an seinen Hals wüdschen möchte. In Franckreich ist vor wenigen Jahren eine Jungfer=Schule natürlich und ärgerlich gnug heraus kommen; Doch nun haben wir auch ein Buch / dabey wir den Frantzosen nichts vorwerffen können.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 62,10–18 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 7f.] Von einem *natürlichen* Werk wird hier hinsichtlich seiner drastischen Darstellungsweise gesprochen. In diesem Sinne auch die Redewendung *von der Farb natürlich reden* im Sinne von ‚etwas klar und deutlich aussprechen‘. Vgl. Lindener: *Rastbüchlein*. 1991, S. 5/16. – Der Titel *Jungfer=Schule* meint wahrscheinlich die Komödie *L'école des filles* (1666) von Montfleury le Jeune, d.i. Antoine Jacob, der mit dem Stück „divertir sans déplaire“ will. Weises Titelformulierung könnte aber auch eine freie Übersetzung von Molières *L'école des femmes* (1662) darstellen; das Stück löste wegen seiner Aussagen zur Ehe eine *querelle* aus. Zur *L'école des filles* vgl. Rohr: *Leben*. 1911, S. 60–63. Montfleury le Jeune schrieb auch *L'école des Jaloux ou le cocu volontaire* (1664), ein Thema, das – ohne die exotischen Tribute – auch im *Guten Mann* aufgegriffen wird. Die genannten Werke gehören zu einer ganzen Reihe sogenannter *Schulen*, die in den frühen 60er Jahren in Frankreich erschienen.

<sup>333</sup> „Genre is a system of differences without positive terms“, so Beebee, der dabei das von Saussure formulierte Differenzprinzip der Sprache auf Gattungen überträgt. Beebee: *Ideology*. 1994, S. 154.

<sup>334</sup> Weise: *Leute*. 1675, [A 3r].

<sup>335</sup> „Und hiermit stehet dieses Buch zu derer Diensten / welche sich an den drey Narren noch nicht satt oder klug gelesen haben. Wird es beliebt / so möchte sich der Politische Näscher auch zu gelegener Zeit einstellen.“ Weise: *Leute*. 1675, [A 2v].

wird.<sup>336</sup> Damit – auch das ein Topos, um populäre Bücher zu legitimieren – wird die Produktion weiterer Titel extrinsisch mit dem Geschmack des Publikums motiviert.

Überhaupt sind Weises Romanvorreden – das unterscheidet sie von denen Riemers – von einer grundsätzlich positiven Haltung gegenüber den Lesern gekennzeichnet:<sup>337</sup> In der Vorrede zu den *Ertz-Narren* wendet sich der Autor an ein breites bürgerliches Publikum, „Fürsten und Herren“ werden ausdrücklich als Adressaten ausgenommen.<sup>338</sup> Weise betont, er sei „[d]en Leuten“, von denen er spreche und an die er sich wende, wohlgesonnen. Nicht gegen sie richte sich seine Kritik, sondern gegen die menschlichen Laster.<sup>339</sup> Weises pragmatische Orientierung am Publikumsgeschmack ist auf seinen eminent pädagogischen Impetus zurückzuführen. Mittels verschiedener Mittel der Insinuation, auf die noch einzugehen sein wird, versucht er seine Leser dort abzuholen, wo sie stehen.

Weise weiß um das reziproke Verhältnis zu seinen Lesern: In den *Ertz-Narren* erhofft er von ihnen eine seiner auktorialen Hilfsbereitschaft korrespondierende Haltung. Er bittet darum, sich den Ratschlägen, die das Buch für sie bereithält, nicht zu verschließen, denn ohne das Wohlwollen seiner Leser lassen sich seine Intentionen nicht verwirklichen:

„So ist dieß meine Bitte, es wolle ein iedweder die Erinnerungen mit so gutem Hertzen annehmen, als gut meine Intention ist einem iedwedem zu dienen. Erhalte ich den Zweck nicht / so soll mich doch der gute Wille ergetzen / welchen ich hierbey gehegt habe.“<sup>340</sup>

In der Vorrede zu den *Klügsten Leuten* werden rigide Kritiker der *lustigen Erzählungen* durch den Hinweis auf die „wohlbedachten Regeln“ des dritten Buches beschwichtigt.<sup>341</sup> Erst im *Näscher* geht Weise ausführlich auf die satirischen Mo-

<sup>336</sup> Weise: *Leute*. 1675, [A 3v].

<sup>337</sup> Gleiches konstatiert Konradin Zeller für den Dramatiker Weise, vgl. Zeller: *Pädagogik*. 1980, S. 166ff.

<sup>338</sup> „Über Fürsten und Herren haben andere gnug geklaget und geschrieben; Hier finden die Leute ihren Text / die entweder nit viel vornehmer sind / als ich / oder zum wenigsten leiden müssen / daß ich mich vor ihnen nicht entsetze.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,11 [Weise: *Ertz-Narren*. 1673, S. 5.]

<sup>339</sup> „Den Leuten bin ich von Hertzen gut: Daß aber die Laster so beschaffen sind, daß ich sie weder loben noch lieben kan / solches geht die Leute so eigentlich nicht an. Es ist auch keiner gemeint / als wer sichs annehmen will.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,15–18 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5f.]

<sup>340</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 63,2–6 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 9].

<sup>341</sup> „Wiewohl solte sich ein Cato finden / der sich vor lustigen Erzählungen in etwas entsetzte / dem wil ich strack's rathen / in das dritte Buch zu gucken / und die wohlbedachten Regeln / welche / meines Be-

mente seiner Erzählung ein – um sein Werk sogleich in die Nähe „des Weltberühmten Erasmi Roterodami Sachen“ zu rücken: Mit diesem Hinweis legitimiert er einerseits seine satirischen Intentionen, andererseits relativiert er Reichweite und Relevanz des eigenen Textes gegenüber den berühmten Satiren eines Erasmus von Rotterdam.<sup>342</sup>

Mit **Erasmus von Rotterdam** bezieht sich Weise auf eine spezifische satirische Tradition, um das eigene Werk zu charakterisieren. Auch dieser satiretheoretische Traditionszusammenhang wird von späteren Autoren aufgegriffen und ausgeschlachtet. In der Vorrede autorisiert Weise, selbst hinter den Initialen *R.I.O.* verborgen, seine Haltung als Satiriker durch einen ausdrücklichen Verweis auf Erasmus und ordnet sein kleines Buch damit einer unbestritten gelehrten, eminent kritischen und christlich motivierten Tradition zu.<sup>343</sup> Ein ausführliches lateinisches Zitat aus den *Adagia*, genauer aus den *Sileni Alcibiades*, soll die satirische Schreibweise rechtfertigen:

„Rem notamus, non homines. Optamus esse nullos, in quos haec congruant. Et si nunc tales nulli sunt, quod faxit Christus, tales olim, fuerunt, & imposterum fortasse futuri sunt. [...] De malis loquor, bonos non laedam, imo ne malos quidem: quandoquidem generalis de vitiis disputatio ad nullius personae pertinet injuriam. Atque utinam pauciores essent, in quos haec competere possint. [...] Rursum admoneo, neminem his offendi oportere, cum nullius designetur nomen. Si quis hujusmodi non est, nihil ad se pertinere cogitet: sin agnoscit suum malum, admonitum se putet. Illi sibi gratuletur, hic mihi gratias agat.“<sup>344</sup>

---

halts / allbereit in unsre Sprache versetzt worden / seinem Gemüthe wohl einzubilden. Ich hoffe / er wird dieser Schrifft alle Klugheit nicht versagen dürfen.“ Weise: *Leute*. 1675, [A 3r]. Bereits in der Vorrede zum Roman *Die drey Ertz-Narren* findet sich die Apostrophierung des römischen Schriftstellers Cato als rigiden, sittenstrengen und auch lebensfremden Kritiker. Wie viele Zeitgenossen übernimmt Weise damit eine von Cicero in seiner Rede *Pro Morena* in polemischer Absicht entworfene Perspektive auf den eigenwilligen Politiker, vgl. Erler: *Philosophie*. 1997, S. 543.

<sup>342</sup> „Werden nun des Weltberühmten Erasmi Roterodami Sachen nicht verworffen/ gesetzt/ daß er auff die höchsten Fürsten und Potentaten bißweilen sehr stachlicht ist: wer wolte mich so gar verdammen/ wenn ich auch mit solchen Gedichten in die Compagnie würffe/ derer sich einer oder der andere unter gemeinen Leuten wider mein Wissen annehmen möchte.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 7,23. [Weise: *Näscher*. 1678, [a 7r]].

<sup>343</sup> Ebd. Vgl. das Urteil Christian Thomasius: Thomasius führt, um die satirische Schreibweise zu rechtfertigen, ebenfalls das Beispiel des gelehrten Erasmus von Rotterdam an, der mit seinen scharfen Satiren auch Freunde zu Feinden gemacht, aber im Widmungsempfänger Thomas Morus auch einen mächtigen Befürworter gefunden habe. Für Thomasius ist das „Encomium Moriae [...] wohl ein Muster einer scharffen und durchdringenden Satyre und zugleich eine der gelehrtesten Schrifften / darinnen kein paragraphus ist / der nicht profundissimam sapientiam an den Tag gäbe.“ In: Thomasius: *Monatsgespräche*. Band IV. 1972, S. 664.

<sup>344</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8. [Weise: *Näscher*. 1678, [a 7v]]. – Vgl. Erasmus von Rotterdam: *Collected Works*. 1992, S. 266, 267, 268. Die Passage wird auch vom Autor des Romans *Der politische Grillenfänger* in der Vorrede aufgegriffen, vgl. B.S.: *Grillenfänger*. 1682, [( 6v)]. Im gleichen Jahr fungiert der letzte Satz dieses Abschnittes als Nachwort des Romans *Die kluge Trüdelfrau* (1682). Zu diesen Romanen und ihrer paratextuellen Rahmung vgl. das Kapitel II. 3. j) und h). Allgemein zur populären Rezeption der *Adagia* vgl. Trümper: Art. *Erasmus von Rotterdam*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 4. 1984,

Bei Erasmus gehören diese Ausführungen in den Zusammenhang seiner Auseinandersetzung mit der berühmten Bemerkung von Alkibiades, der Sokrates mit einem hässlichen Silen verglichen hatte.<sup>345</sup> Wenn man aber dessen abstoßendes Äußeres ignorierte, hätte man ein göttliches Wesen bzw. einen wahren Philosophen vor sich. Weises Rekurs auf dieses Adagium und damit indirekt auch auf den Silen lässt sich gewissermaßen als „Lektürechiffre“ verstehen. Die schmerzbäuchige, betrunkene und enthemmte Gestalt verweist auf „tiefsinnige Weltgeheimnisse“<sup>346</sup>. Derart lassen sich mit Hilfe dieser Gestalt und ihrer Deutung durch Erasmus popularisierende, ja auch auf den ersten Blick vulgär wirkende Verfahren der literarischen Darstellung rechtfertigen.

Allgemein kommt es offenbar immer wieder darauf an, den Texten eine doppelte Struktur zuzuschreiben: keinesfalls dürfen sie ausschließlich als vergnügliche Lektüre verstanden werden. Seitens der Rezipienten kommt hinzu, dass zwar das Vergnügliche, nicht aber dessen Bedeutung unmittelbar zugänglich scheint. Aus der Perspektive eines gelehrten Autors wie Weise sollte deshalb der Blick der Leser für weitere bedeutungsgenerierende Schichten sensibilisiert werden. Eine derartige Rede über die mehrfache Strukturierung des literarischen Textes lässt sich indes für die verschiedensten Intentionen funktionalisieren. Im weiteren Verlauf dieser Studie wird deutlich werden, dass dabei hinsichtlich der Politischen Romane didaktische Motive eine geringere Rolle spielen werden als der Wunsch, provozierende Bezüge auf die Realität zu verschlüsseln.

Bei Weise dient die Passage aus den *Adagia* an erster Stelle einer Distanzierung gegenüber personalsatirischen Intentionen: Stellvertretend für den anonym bleibenden Autor wird glaubhaft versichert, dass die satirischen Angriffe allgemeinen Mißständen gälten, nicht aber bestimmte Personen gemeint seien, „cum nullius designetur nomen“<sup>347</sup>. Das traditionelle Argument wird zum gattungsgenerieren-

---

Sp. 100f.

<sup>345</sup> Eigentlich vergleicht Alkibiades Sokrates mit Marsyas, der auch als Satyr bezeichnet wurde. Vgl. Platon: *Symposion*, 215b–216e. Allerdings wird der Vergleich nicht nur durch Sokrates Äußeres, sondern auch durch seine Anschauungen (Verachtung von Besitz, Überzeugung von der Nichtigkeit der Menschen) motiviert. Die antiken Porträts verleihen Sokrates allgemein eine silenhafte Physiognomie; dazu gehören eingedrückte Nase, wulstige Lippen, Halbglatze, Bart. Vgl. die einschlägigen Artikel zum Silen und zu Sokrates in: *Der neue Pauly*. Band 11. 2001, Sp. 552f. (*Silen*) und Sp. 674–686 (*Sokrates*), hier Sp. 676.

<sup>346</sup> Darauf hat Frank Rutger Hausmann hingewiesen, vgl. Hausmann: *'Apokalyptiker und Integrierte'*. 1993, S. 103.

<sup>347</sup> Eines der justiziablen Tatbestandsmerkmale eines Pasquills ist die Nennung des Namens einer Person oder der Sache, die geschmäht wird.

den Topos der Politischen Romane, der für je eigene Zwecke instrumentalisiert wird.<sup>348</sup> Auf die Formulierung des Erasmus' wird wiederholt zurückgegriffen werden, wenn sich die anonymen Autoren gegenüber dem Verdacht verteidigen wollen, ihren öffentlichen Angriffen lägen private Motive zugrunde. Insofern durch den ausdrücklichen Bezug auf genau diese Passage aus den *Adagia* Christian Weises Argumentation imitiert wird, entsteht ein quasi ikonischer Bezug auf den *Näscher* als Prätext.<sup>349</sup> Die Referenz auf Erasmus fungiert damit als typologischer Verweis auf ein gattungsbildendes Muster.<sup>350</sup>

Der schon in den *Ertz-Narren* formulierte Anspruch Weises, von närrischen Angelegenheiten so zu erzählen, dass daraus Lebensregeln werden, die man sich zu Herzen nimmt,<sup>351</sup> scheint tatsächlich dem des Erasmus' nahestehen.<sup>352</sup> Als Voraussetzung dieser Schreibweise gilt weniger eine orthodoxe Haltung in theologischen Fragen als eine dementsprechende Begabung.<sup>353</sup> Für spätere Überlegungen wird wichtig, dass sich Christian Weise mit seiner Berufung auf Erasmus von Rotterdam indirekt der menippeischen Satire, einer vornehmlich griechischen Tradition der satirischen Schreibart zuordnet, auf die auch die zeitgenössische Theorie des niederen Romans rekurriert. Bedenkenswert ist schließlich, dass diese Bezugnahme meist mit einer Distanzierung gegenüber der römischen Tradition der *satura* einhergeht.<sup>354</sup>

<sup>348</sup> Siehe weiter unten den Abschnitt zu Riemers Vorrede zur *Colica*. Vgl. auch die sachkundige Verteidigung der Figur des *Kugelmann* in Beers *Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, vgl. Beer: *Feuermäuer-Kehrer*. [1681] 1997, S. 130. Zu diesem Passus wie allgemein zur Reichweite des Arguments, die Satire nenne keine Personen bei ihrem Namen vgl. meinen Überlegungen in: Wicke: *Beer*. 2003, S. 433f.

<sup>349</sup> Als aktualisierende Reproduktion der Weise'schen Argumentation fungiert das Zitat beispielsweise im *Grillenfänger*, S. 322, und in der *Trüdel-Frau*, S. 205. Dagegen wird im *Ausgekehrten Feuermäuer-Kehrer* mit Erasmus gegen die Politischen Romane, die als Pasquillen gelten, argumentiert, vgl. [Riemer]: *Feuermäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. 44.

<sup>350</sup> Um das intertextuelle Profil historischer Gattungen zu schärfen, unterscheidet Borgstedt zwischen typologischen (die durch eigenschaftsbezogene Ähnlichkeit bestimmt sind) und referentiellen (die den Referenten explizit anführen) intertextuellen Beziehungen. Sie können mit der linguistischen Unterscheidung zwischen *use* und *mention* analogisiert werden, vgl. Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 98f.

<sup>351</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 62,10 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5].

<sup>352</sup> Vgl. die von Erasmus in seinem Widmungsschreiben formulierte Absicht, „Lächerliches so gestalten [zu wollen], daß nichts weniger als Lächerliches herauschaut“ („nihil festiuius quam ita tractare nugas vt nihil minus quam nugatus fuisse videaris“), Erasmus von Rotterdam: *Moriae Encomion*. 1995, S. 6/7.

<sup>353</sup> Vgl. die dezidierte Parteinahme für Erasmus von Rotterdam als begabten Satiriker (nicht als Theologen) gegen Ende der Erzählung, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 228,5. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 370.]

<sup>354</sup> Vgl. Erasmus' Widmung des *Moriae Encomium* an Morus, in der er sich von Juvenal distanziert: „Nos preterquam quod a nominibus in totum abstinemus, ita preterea stilum temperauimus vt cordatus lector facile sit intellecturus nos voluptatem magisquam morsum quesisse. Neque enim ad Iuuenalis exemplum occultam illam scelerum sentinam vsquam mouimus, et redenda magis quam foeda recensere studuimus.“ (Ich aber vermied alles Persönliche und maßigte den Ausdruck so, dass jeder verständige Leser merkt,

Abschließend betont Christian Weise die Überprüfbarkeit des Zitates aus den *Adagia*, woran deutlich wird, dass die Verifizierbarkeit der aktualisierten Tradition für die Glaubwürdigkeit dieses anonym erscheinenden und unbekanntes satirischen Romans einsteht: „Ich brauche mich mit Fleiß eines bekandten Buchs / welches ein iedweder nachschlagen kann.“<sup>355</sup> Nun ist gerade dieses offene Angebot ein Beispiel dafür, dass sich bestimmte Bemerkungen nur an bestimmte Leser richten. Das lateinische Zitat ist an gelehrte Leser adressiert; nur ihnen gegenüber ist es von Bedeutung, das vorliegende Werk in eine Tradition christlich motivierter Kritik zu stellen, und nur von ihnen wird es nachgeschlagen werden können. Indes hat auch dieser quasi philologische Gestus seine plakative Seite: Sowohl von „gemeinen Leuten“ wie von Mitgliedern der *respublica litteraria* lässt sich realisieren, dass Erasmus' Prestige hier das des anonym bleibenden Autors vertreten und auf diesen abstrahlen soll.

Auch die Auseinandersetzung mit potentiellen Kritikern steht im Zusammenhang mit Weises deutlicher Distanzierung gegenüber persönlicher Verleumdung. Indem er die satirische Darstellung grundsätzlich gegen kritische Einwände immunisiert, wählt Weise eine folgenreiche Strategie, die häufig aufgegriffen worden ist – auch von Verfassern von Personalsatiren. Weise gilt jeder Kritiker als „Näscher“, insofern er „mit Gewalt“<sup>356</sup> zu denen gehören will, deren Verhalten das Werk tadelt. So werden Leser, die sich verleumdet fühlen, von vornherein als Leute diskreditiert, die dem Text Gewalt antun. Insinuiert wird weiter, sie könnten sich nur deshalb angesprochen fühlen, weil die satirische Fiktion mit ihrem faktischen Verhalten übereinstimme. Diffamierende Effekte der Darstellung werden dagegen ignoriert. Aus dieser Perspektive entlarvt sich ein Kritiker gerade durch seine Kritik als eben die lächerliche Figur, von der er sich doch distanzieren will. Zugleich macht die Argumentation alle Leser zu potentiellen Figuren – und das heißt hier: potentiellen Feinden – des Autors.

Hier wird die Polemik indes nicht so weit getrieben, dass der Text – gegen die ausdrücklichen Erklärungen seines Autors – den Lesern allererst beliebige Projek-

---

wieviel mehr ich unterhalten als wehtun wollte; nirgends rührte ich jenen dunkeln Bodensatz des Lasters auf wie Juvenal, und absichtlich nahm ich eher das Lächerliche als das Hässliche vor.) In: Erasmus von Rotterdam: *Moriae Encomion*. 1995, S. 6/7. Dazu Könniker: *Satire*. 1991, S. 88. Die Bedeutung der menippeischen Satiren für die Gattungsgeschichte des niederen Romans hat Trappen aufgearbeitet, vgl. Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 127–135.

<sup>355</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,15. [Weise: *Näscher*. 1678, [a 8r]]. Auch dieser Gestus der Redlichkeit ist nicht davor gefeit, ausgeschlachtet zu werden, vgl. die Vorrede zum *Grillenfänger*, I( 6v), auf die ich im Abschnitt B. II. 3. j) weiter eingehe.

tionsmöglichkeiten eröffnet. Jeder sei für seine Taten selbst verantwortlich, so Weise. Aufgrund seiner eigenen moralisch einwandfreien Absichten fordert er für seinen Roman literarische Lizenz. Das ist nun genau die „Freyheit in Dencken und Dichten“<sup>357</sup>, deren Missbrauch er in den *Ertz-Narren* den „schreibsüchtigen Papierverderbern“<sup>358</sup> vorwarf; damit aber wird das Dilemma erkennbar, als dessen Lösung die Immunisierung des Textes gelten soll. Außer einer überzeugenden Berufung auf überlegene moralische Motive gibt es für einen Autor keine Möglichkeit, sich gegenüber einer auf außerliterarische Kontexte referentialisierenden Lektüre zu verteidigen.<sup>359</sup> Eine glaubwürdige Verteidigung der eigenen lauterer Absichten wird durch eine anonyme Publikationspraxis, wie sie für umstrittene Gattungen wie satirische Romane geläufig ist, deutlich erschwert. Wie zu zeigen sein wird, liegt hier ein starkes Motiv für spätere Autoren, die von Weise gebrauchten Argumente aufzugreifen und seine Autorschaft zu insinuieren.

Nach dem Versuch, den *Näscher* als therapeutisch wirksame Unterhaltung zu präsentieren, und nach der Berufung auf Erasmus' Satireverständnis legitimiert R.I.O. das Werk noch aus einem dritten Kontext heraus: dem der ***Politica als philosophischer Disziplin***. Offenbar ist der Legitimationsdruck, dem die *lustigen Bücher* ausgesetzt sind, mit ihrer durch das Titlepitheton des *Näschers* hervorgehobenen politischen Semantik gestiegen. Die Bedeutung des Epithetons ist diffus, es gilt frühneuzeitlichen Zeitgenossen wie modernen Wissenschaftlern als modischer Begriff, wirkt aber wohl gerade deshalb gattungsgenerierend. Auch Weise gebraucht den Begriff unterschiedlich: Beispielsweise, um den Kontrast gegenüber geistlichen und kirchlichen Kontexten zu betonen, um den Text der praktischen Philosophie zuzuordnen oder um das literarische Verfahren der *simulatio* zu bezeichnen.<sup>360</sup>

In der Vorrede zum *Näscher* wird der vorgelegte Text gegenüber dem nach Weise erwartbaren Einwand gerechtfertigt, demzufolge ein Politisches Buch einen

<sup>356</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,21, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 8v]].

<sup>357</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,26, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 8v]].

<sup>358</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 62,5 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 7].

<sup>359</sup> Über dieses Dilemma orientiert auch das Kapitel *Verschlüsselung, Satire und Pasquill* bei Rösch: *Clavis scientiae*. 2004, S. 79ff.

<sup>360</sup> Anders als Erasmus von Rotterdam richtet sich Weise nicht in erster Linie an „Kirchen=Näscher“, kommentiert aber in seiner Erzählung verschiedentlich das Verhalten geistlicher Näscher. vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,19, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 8r]]. – Eine heimliche, also politische Schreibweise sei konstitutiv für die lustigen Bücher, behauptet Weise im *Bericht* (1680), S. 115, vgl. auch S. 104. Dazu weiter unten.

„Theil der Philosophie“ behandeln und eine systematische Darstellung sein müsse.<sup>361</sup> Weise polemisiert gegen scholastische Konzepte philosophischen Wissens, personifiziert durch den spanischen Neuscholastiker Francisco Suarez<sup>362</sup>, um dann vor diesem Hintergrund seine lebenspraktische Orientierung und pragmatische Haltung in philosophischen Fragen zu profilieren:

„Daß aber in dieser Materie keine Scholastische Disciplin angehen wil / da man sich mit leeren Definitionibus und divisionibus herumb schlagen müste / daran ist das Menschliche Leben Schuld / welches sich nach den Umständen richten muß.“<sup>363</sup>

Der *Politische Näscher* thematisiert den Lebenswandel der *subditi*, und sein Autor bezieht sich dabei in bemerkenswert positiver Weise auf ein populäres Verständnis politischen Wissens als *prudencia*:

„Was die Politica ist / das wollen itzt auch die Kinder wissen / wenn sie nur sagen können / es sey eine Klugheit das gemeine Wesen wohl zu conserviren. Und es ist auch gar recht geantwortet. Indessen frage ich / weil eine Disciplin von nöthen ist / darinnen die Erhaltung der Menschlichen Gesellschaft vorgeschrieben wird / solte nicht auch eine Lehre von nöthen seyn / darinnen ein iedweder Mensch insonderheit angewiesen würde / wie er sein Privat-Glücke erhalten / und alle besorgliche Unfälle klüglich vermeiden köndte? Ich halte es allerdings darvor / und wenn ich der alten Griechen kluge und nachdenckliche Sprüche bey mir betrachte / so muß ich gestehen / daß sie mit allem Ernste auff solche Privat=Besserung gezelet haben.“<sup>364</sup>

Hier werden wichtige Weichen gestellt, um eine Schrift, die politisches Wissen popularisiert, vor dem Hintergrund eines gelehrten Ideals von Literatur rechtfertigen zu können.<sup>365</sup> Weise rechnet seinen Roman zur *Politica*, weil er dazu beiträgt, politische Regeln in einem grundlegenden Sinn zu etablieren. Solche Regeln lassen sich als staatstragende, aber vorstaatliche Prinzipien des persönlichen Verhaltens wie des gesellschaftlichen Zusammenlebens verstehen.<sup>366</sup> Der zitierte Passus

<sup>361</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 8,28, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 8v]].

<sup>362</sup> „Zwar wenn ich sagte / dieses kurtze Buch begriffe ein Theil von der Philosophie / so würde ohne Zweifel ein Commandante in der Bastion ad S. Suarezium mir alle Disciplinas an dem Finger herzählen / und hierunter gleichwohl nicht einen Syllogismum finden / welcher nach diesem Näscher schmäckte.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 8,29, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 9r]]. – Die *Disputationes Metaphysicae* des Jesuiten Francisco Suárez (1548–1617) wurden im 17. Jahrhundert als Wiederbelebung der Metaphysik breit rezipiert.

<sup>363</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 9,12, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10v]].

<sup>364</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 8,34ff., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10v]]. Der – eher selten zitierte – letzte Satz gilt Forssman als ein Indiz dafür, dass nicht Gracián, sondern eher Epiktet und Plutarch die „geistigen Vorbilder“ für Weise gewesen seien, vgl. Forssmann: *Baltasar Gracián*. 1977, S. 106f.

<sup>365</sup> Vgl. Kühlmann: *Gelehrtenrepublik*. 1982, S. 319.

<sup>366</sup> Aus ideengeschichtlicher Perspektive dazu Münkler: *Was sind vorpolitische Grundlagen?* 1996, S. 7–11, insbesondere den Hinweis: „Was also jeweils als die vorpolitischen Grundlagen der politischen Ordnung

betont die Notwendigkeit einer umfassenden Sicherung staatlicher Ordnung; anschließend werden *prudentia politica* und *prudentia privata*, werden staatliche Stabilität und individuelles Glück miteinander verschränkt. Folgt man dem prudentistischen Paradigma, erscheint es selbstverständlich, auch die Sorge um sich als zur *Politica* gehörend zu betrachten.<sup>367</sup> Damit stehen die Politischen Romane bei Weise deutlich im Kontext des Bestrebens, „verantwortliches gesellschaftlich-politisches Verhalten über die Morallehre zu sichern“; sie bilden ein niedrigschwelliges Medium, um „der Handhabung praktischer Fragen des Gemeinwesens eine öffentliche Reflexion moralischer Postulate an die Seite zu stellen“.<sup>368</sup>

In dieser Hinsicht stellt Weise sein Werk nun in eine altehrwürdige Tradition philosophisch geprägter Literatur, der griechischen Gnomik. Sein Hinweis, die griechischen Philosophen hätten mit ihren moralischen Sprüchen „auff solche Privat-Besserung“ gezielt, betont deren belehrendes Moment. In der Tat bietet eine Gnome oder auch Sentenz „im persönlichen und politisch-gesellschaftlichen Bereich Orientierung zur Lebensdeutung und -führung, indem sie einen Sachverhalt feststellt und ihm entsprechend Pflichten normiert“.<sup>369</sup>

Nach Weise betreffen derartige Ratschläge zwar zunächst äußere Lebensumstände („besorgliche Unfälle“), doch zu einem handlungsrelevanten Entschluß kommt es nur, wenn sie auf eine entsprechende innere Disposition der Leser treffen. Implizit kongruieren hier ethische und politische Intentionen, in deren Synthese auch die spezifischen Aufgaben und Möglichkeiten dieses neuartigen Buches bestehen. Weise geht es um die sozio-moralischen Grundlagen politischer Ordnung, in diesem Sinn propagiert er durchaus Bürgertugenden. Die positive Norm seiner Satire bildet die *gute policey*, nicht die gottgewollte Ordnung, auch wenn Weise aus dieser durchaus Maßstäbe für jene hergeleitet hat.<sup>370</sup> Die Lektüre

---

bezeichnet wird, ist historisch variabel; so gilt für die jüngere politische Theorie als ‚vopolitisch‘, was für die klassische politische Theorie durchaus ‚politisch‘ gewesen ist“, (S. 8). Bereits Hardin betont hinsichtlich dieser Stelle, „that happiness is a desideratum for the individual and, ultimately, for the stability of state“, vgl. Hardin: *Johann Kubnan's „Der Schmid“*. 1984, S. 459.

<sup>367</sup> Zum Leitbild der *prudentia* vgl. grundlegend Mulagk: *Phänomene*. 1973, S. 129ff. Zum naturrechtlichen Hintergrund dieser Argumentation vgl. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, besonders die Ausführungen zu Pufendorfs Konzeption der *socialitas*, S. 76ff.

<sup>368</sup> Mauser: *Konzepte*. 2000, S. 29, S. 121.

<sup>369</sup> Thür: Art. *Gnome*. In: *Der neue Pauly*. Reihe Altertum. Band 4. 1998, Sp. 1109.

<sup>370</sup> Der mehrfach konnotierte Begriff des Bürgers ist hier deskriptiv als Vorläufer des Staatsbürgers zu verstehen. Die Mitglieder des Gemeinwesens geraten allerdings vor allem als Untertanen in den Blick, bei Riemer stärker noch als bei Weise, dazu unten. Aus pädagogischer Perspektive argumentierend, gesteht Weise ihnen allerdings eine gewisse Urteilsfähigkeit in politischen Fragen zu. Zur historischen Semantik des Begriffs Bürger im Gegensatz zum Untertanen vgl. Riedel: Art. *Bürger*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*.

soll bei den Lesern den Wunsch wecken, ihr Leben zu ändern: „Wo man nicht Lust hat anders zu werden / da ist alle Tugendlehre umbsonst.“<sup>371</sup> Festzuhalten ist, dass Christian Weise seine Romane als propädeutische Schriften innerhalb der Politischen Literatur verstanden wissen wollte. Festzuhalten ist weiter, dass sie durchaus in diesem Sinne rezipiert worden sind.<sup>372</sup>

Die propädeutische Leistung des Romans hinsichtlich der *scientia* wird durch einen Vergleich mit den unterschiedlichen Aufgaben verschiedener Hunde bei der Jagd veranschaulicht: „Drumb vergleich ich solche Schrifften den kleinen Stäubern / welche das Wild außspüren und auftreiben: gesetzt / daß hernach die Englischen Docken / das ist / die ernsthaftigen Lehrer den Preiß behalten.“<sup>373</sup> Lässt man sich einen Moment auf diese Szenen einer höfischen Hetzjagd ein, dann erscheinen die Werke – und mit ihnen ihre gelehrten Autoren – als Meute von Jagdhunden im Dienste der Herrschaft. Die ungelehrten Leser wären das Wild, das doch aufgestöbert, gehetzt und, ja: erlegt werden soll. Der zuletzt genannte Aspekt ist nicht zentral, denn Christian Weise ist vorrangig daran interessiert, „dergleichen Bücher“ einzuführen und gegenüber der fachwissenschaftlichen Literatur zu rechtfertigen. Vor diesem Hintergrund betont er die synergetischen Effekte verschiedener literarischer Gattungen und lässt der systematischen Vermittlung der *Politica* durchaus den Vorrang. Gleichwohl passt „das Wild“ ins Bild, insofern darin Weises ausgeprägte Orientierung an seinen Adressaten als Jagd auf die Gefühle der Leser veranschaulicht wird.<sup>374</sup> Überdies lässt die Jagd-allegorie auf eine große, hierarchisch strukturierte Distanz zwischen gelehrtem

---

Band 5. 1984, hier S. 679–683. Zum Konzept der Bürgertugend vgl. Münkler: *Idee*. 1991. In diesem Zusammenhang ist auch Breuers Einschätzung, die Zielbestimmung des *Politischen Näschers*, „wie ein Mensch im gemeinen oder im Politischen Leben“ (Weise: *Bericht*. 1680, 156) sich verhalten solle, bleibe im Rahmen eines konventionellen und traditionellen Satireverständnisses, zu widersprechen, weil eben nicht die göttliche, sondern die menschliche Ordnung die Norm der Satire bildet. Vgl. Breuer: „*Kein neuer Simplissimus*“. 1992, S. 190.

<sup>371</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,20f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10r]].

<sup>372</sup> Von Christian Thomasius und Nikolaus Hieronymus Gundling ist belegt, dass sie Weises Romane als „Bücher / die einen Menschen anweisen / wie er in gemeinen Leben und Wandel geschicklich sich fortbringen könne / und nach der Philosophischen Redens-Art ein Politicus werden solle“, verstanden und ihren Studenten empfohlen haben. Das Zitat bei Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. 1972, S. 64f. Zu Gundling weiter oben, Teil A. – Zu den politischen propädeutischen Gattungen vgl. Scattola: *Kaspar Schoppe*. 1998. Die Grundlagen bietet Weber, vgl. Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, insbesondere zur propädeutisch-methodisch-bibliographischen Literatur, wo Weber die Quellen nach ihren Politikkonzepten gruppiert: als Standeserziehung, Fachausbildung, Fachwissenschaft, S. 9–89.

<sup>373</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,22f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10r]].

<sup>374</sup> Vgl. die in eine ähnliche Richtung gehenden Bemerkungen im *Kurzen Bericht* dazu, inwiefern ein Autor die Affekte seiner Leser zu regulieren vermag, vgl. Weise: *Bericht*. 1680, S. 26. Der Bildbereich der Dressur und der Jagd wird häufig zur Veranschaulichung pädagogischer Empfehlungen genutzt, dazu das folgende Kapitel B. II. 2.

Autor und anonymem Publikum schließen, wie sie für einen elitären didaktischen Impetus, der sich über Bloßstellungen und Zurechtweisungen vermittelt, typisch ist.

Es wurde bereits erwähnt, dass die Pillenmetapher und die damit verbundene Vorstellung, bittere Lehren zu versüßen, auch auf insinuerende Praktiken verweist. Aus didaktischer Perspektive dient das Vergnügen der Leser nur dazu, besonders wirksam zu belehren. In diesem Sinn stellt *Catharinus Civile* seinen lustigen Text (in der Vorrede zu den *Ertz-Narren*) als gerechtfertigte Täuschung dar, weil sich, so die Begründung, des Autors Nächstenliebe auch in der Überwältigung der Leser äußere. Um die „kützliche[] und neu-begierige[] Welt“ von ihren Lastern zu befreien, ist die adressatenorientierte *dissimulatio* gerechtfertigt. Bei den lustigen Büchern handelt es sich um Unterhaltungslektüre, und es ist wichtig, dass sie ihre Leser „unvermerckt“ lebensklug werden lassen.<sup>375</sup> Das literarische Verfahren wird von Weise mit legitimen Praktiken politischer Herrschaft assoziiert:

„Plato hat gesagt: Imperare est legitime fallere populum. Es scheint als müste man die Tugend auch per piam fraudem der kützlichen und neu-begierigen Welt auf eine solche Manier beybringen: Drumb wüdsche ich nichts mehr / als die Welt wolle sich zu ihrem Besten allhier betriegen lassen.[...] Sie bilde sich lauter lustige und zeitvertreibende Sachen bey diesen Narren ein: wenn sie nur unvermerckt die klugen Lebens-Regeln mit lesen und erwegen will.“<sup>376</sup>

Die „Analogie von dissimulierender Herrschaftstechnik und pädagogischer Dissimulation“ wurde von der Forschung bereits bemerkt<sup>377</sup>. Der vergnügliche Text gerät zu einem Wundermittel, das auch gegen die Lektüreinteressen seiner Käufer wirkt. Nach Weise werden auch beratungsresistente Leser, die sich ausschließlich ihre Zeit vertreiben wollen, durch die Lektüre des *Näschers* dazu gezwungen, „auch mitten im Müsiggange etwas zu lernen“<sup>378</sup>. Die Vorstellung, dass gleichursprünglich mit dem Vergnügen an lächerlichen Szenen und törichtem Verhalten

<sup>375</sup> Diese publikumswirksame Behauptung taucht auch in den Vorreden kompilatorischer Literatur des 16. Jahrhunderts wiederholt auf. Der Hinweis auf eine angenehme, leichte und unterhaltende Form der Belehrung traf nicht immer zu, kam aber wohl den Erwartungen der Leser entgegen. Vgl. Schwitzgebels Resümee, Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996, S. 195.

<sup>376</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 61,22–29. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 6]. Eine parallele Stelle findet sich in Weises erstmals 1696 erschienenen *Curieuses Fragen über die Logica*: „Und also heist es nicht allein / wie Plato sagt: Imperare est legitime fallere populum: sondern man kan wol sprechen: Informare est legitime fallere discipulum.“ Weise: *Logica*. 1700, S. 928.

<sup>377</sup> Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 197. Nach Zeller lassen sich verschiedene Sphären und Wissensgebiete durch das ihnen gemeinsame täuschende Verhalten bzw. Verfahren charakterisieren: „In der Insinuation treffen sich Politica, Didaktik, Oratorie und Dramatik.“ Vgl. Zeller: *Pädagogik*. 1980, S. 169.

ein Wissen, überdies: ein wirksam werdendes Wissen um Handlungsalternativen entsteht, lässt einen ausgeprägten pädagogischen Optimismus erkennen. Insofern die Funktion des Textes, menschliche Schwächen als solche erkennen zu geben, mit der Kompetenz des Lesers, sich klüger zu verhalten, identifiziert wird, liegt hier ein gedanklicher Kurzschluss vor. Für den vorliegenden Zusammenhang ist indes wichtiger, dass pädagogischer Optimismus und praktische Orientierung auf den Kontext praktischer Philosophie verweisen, in dem die vergnüglichen Geschichten hier stehen.<sup>379</sup> Nach Christian Weise glaubt der Leser bei der Lektüre

„über etliche Possen zu lachen / und siehet / was ein Mensch bedarff / wenn er nicht wil zum Gelächter werden. Er dencket Zucker zu lecken / und schlucket die Artzney mit in die Seele hinein. Er suchet einen Comödianten / und kömmt aus einer Philosophischen Schule zurücke“.<sup>380</sup>

An dieser Stelle ist zu betonen, dass die literarischen Verfahren der Insinuation wie die Prinzipien politischer *dissimulatio* nicht an gute Absichten gebunden sind, auch wenn sie sich in der Öffentlichkeit nur mit ihnen rechtfertigen lassen. Für die Gattungsgeschichte wird bedeutsam werden, dass sich der lehrhafte Gehalt der Politischen Romane nicht mehr am Text nachweisen lässt, sobald er nicht mehr expliziert wird, sondern immer durch einen lustigen Stil vermittelt erscheint.<sup>381</sup>

Dass die Autoren ihre Tätigkeit, das Verfassen vergnüglicher Texte, zu rechtfertigen haben, gehört zum Repertoire von Vorreden. Auch diesen Aspekt behandelt die Vorrede zum *Näscher* durch einen Rekurs auf die griechische Tradition.<sup>382</sup> Sie

<sup>378</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,30, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10v]].

<sup>379</sup> Zum „pädagogischen Sinn des Vergnügens“ an den Romanen vgl. auch Zeller: *Pädagogik*. 1980, S. 100–103.

<sup>380</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,31f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10v]]. Voßkamp illustriert an dieser Passage die innerweltliche Norm, die für Weises satirische Schreibart gelte, und kontrastiert sie mit analogen Bemerkungen Grimmelshausens, in denen demgegenüber der heilsgeschichtliche Bezugsrahmen für dessen Lasterkritik deutlich wird. Vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 30ff.

<sup>381</sup> Dieser Zusammenhang dürfte auch Christian Weises missbilligendes und missverstehendes Urteil über die simplicianischen Schriften Grimmelshausens (*lederner Saalbader*) motiviert haben, die ja als implikative Allegorien konzipiert sind. Breuer vermutet ähnlich, dass Weise durch Grimmelshausens „Erzählweise, die sich nur als ‚Schale‘ gibt und dem Leser sehr viel größere Anstrengungen abverlangt, um den ‚Kern‘ zu finden, zur Abqualifizierung des *Simplificissimus*-Dichters als ‚Salbader‘ veranlasst worden ist; er misstraut der Romanform und ihrer allzu verborgenen Moralisation.“ Breuer: „*Kein neuer Simplificissimus*“. 1992, S. 191.

<sup>382</sup> Im Verlauf seiner Erzählung lässt Weise das Schreiben lustiger Bücher – nota bene – durch einen kundigen Studenten als „gelehrtes Gartenwerck“ rechtfertigen und innerhalb einer physiologisch argumentierenden Legitimationstradition verorten. Der Student verteidigt den Autor der *Ertz-Narren* mit folgenden Worten: „Ich halte davor / es ist nicht verboten nach der sauren Arbeit etwas lustiges zu schreiben / wodurch die Kräfte gleichsam recolligirt und zusammen gebracht werden. Wenn er etwan nach dem Ziele geschossen / im Garten Bäume u. Blumen gepflanzet / mit guten Freunden geschmauset / oder sonst einen Zeitvertreib gesucht hätte / so dürfte ihn niemand als einen Zeit=Verderber

schließt mit einem Zitat aus den *Vitae parallelae* von Plutarch, das nicht nur vermittelt, wie ein vielbeschäftigter Mann die Zeit fürs Schreiben findet, sondern auch zeigt, dass sich diese Tätigkeit auch gegenüber dem Herrscher rechtfertigen lässt. Bei Plutarch antwortet Dionysus auf die süffisante Frage des Makedonienkönigs, woher denn Dionysus der Ältere die Zeit zu dichten genommen habe: „Quo tempore, inquit, tu & ego atque omnes, qui videmur beati, computationibus indulgebamus.“<sup>383</sup> Das lateinische Zitat wird – anders als die ausführliche Passage zur satirischen Schreibweise, die aus den *Adagia* des Erasmus von Rotterdam übernommen wurde – in deutscher Sprache zusammengefasst: „Wil ein Ungelehrter wissen / was es teutsch heisse? Wer nicht saufft / nicht spielt / nicht viel spazieren geht / der hat auch bey grosser Arbeit Zeit gnug etwas lustiges zu schreiben.“<sup>384</sup> Gegenüber dem lateinischen Zitat unterschlägt die allgemeinverständliche Sentenz vor allem die Geringschätzung des Herrschers gegenüber der Produktion fiktionaler Unterhaltungsliteratur. Mittels des gelehrten Rekurses beugt der Autor zum einem dem Vorwurf vor, wichtigere Dinge vernachlässigt zu haben, um eine „Erzählung“<sup>385</sup> schreiben zu können. Zum anderen wird die Produktion – und damit auch die Rezeption – solcher Bücher gegenüber anderen Möglichkeiten, seine freien Stunden zu verbringen, aufgewertet.<sup>386</sup> Diese

---

ausschreien: denn es hiesse: Quod caret alterna & c. Nun er aber seine Ruh in solchen gelehrten Gartenwerck findet / und manchem Narren nach dem Hertzen gezielet hat / warum sol er nicht bey der Lust gelassen werden?“ – Das anzitierte Sprichwort stammt aus den *Heroinnen* des Ovid (4,89) und lautet vollständig: „Quod caret alterna requie, durable non est.“ (Was sich nicht immer wieder erholen darf, ist nicht von Dauer) [Digitale Bibliothek Band 27: *Lexikon lateinischer Zitate*, S. 9549 (c) Directmedia]. Auf eine physiologische Argumentation, innerhalb der unterhaltsame Lektüre als ‚Melancholievertreiber‘ gilt, greifen auch viele Vorreden der Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts zurück, vgl. dazu die Studie von Schmitz: *Physiologie*. 1972.

<sup>383</sup> Weise zitiert: „Philippo Macedoni, qui sermonem inter pocula cavillosè intulit de cantilenis & tragoediis, quas Dionysius major reliquerat, atque ambigere finxit se; quoniam istas tempore illi vacasset facere: non inscitè occurrens Dionysius junior: Quo tempore, inquit, tu & ego atque omnes, qui videmur beati, computationibus indulgebamus.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 10,9ff., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 11r]]. Er verweist auf das VII. Kapitel der entsprechenden Biographie, doch stammt die Passage tatsächlich aus dem XV. Kapitel. Vgl. Plutarch: *Plutarch's Lives*. Vol. VI. 1970, S. 297. Sie lautet in der deutschen Übersetzung von Ziegler: „Als der Makedonienkönig Philipp bei einem Trinkgelage in ironischer Absicht die Rede auf die Kompositionen und Tragödien brachte, die der ältere Dionysios hinterlassen hatte, und so tat, als könne er sich nicht denken, wann er wohl Zeit gehabt habe, um solche Dinge zu treiben, fand Dionysios die nicht üble Erwiderung: „In der Zeit, wo du und ich und alle, die für Glückliche gelten, beim Becher sitzen.“ Plutarch: *Grosse Griechen*. 1957, S. 188.

<sup>384</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 10,17, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 11v]].

<sup>385</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 10,4, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 11r]].

<sup>386</sup> Als zwei beliebige Beispiele für diese topische Rechtfertigung des Schreibens sei auf die Vorrede des Romans *Der Gute Mann* (1680) sowie der des erst 1686 als einer der letzten Politischen Romane erscheinenden *Politischen Freyersmanns* hingewiesen: Als imaginärer Ersatz für seinen Wunsch, zu einer weiteren Reise aufzubrechen, sowie als Kompensation seiner Einsamkeit fungiert für *Archierus Cornemicus* das Schreiben seines Romans: „So oft mich nun dergleichen Begierde [...] ankam/ setzte ich mich in Ermangelung anderer Gesellschaft / welche bey dem einsamen Landleben meistens mangelt/ auf mein Studier-Stübgen / u. verfertigte etliche Zeilen an gegenwärtiger Reise-Beschreibung des eyfersüchtigen

Stelle ist ein weiterer Beleg dafür, dass Weises popularisierender Impetus nicht dazu führt, auf intertextuelle Verweise zu verzichten, die ungelehrten Lesern unverständlich sind, weil die Gattung auch die Forderungen eines gelehrten Literaturbegriffs gebührend berücksichtigen soll. Damit fungieren die selektiv übersetzten lateinischen Passagen gegenüber gelehrten wie ungelehrten Lesern als plakatives Zeichen für die gelehrte Provenienz dieser Unterhaltungsliteratur.

Der *Politische Näscher* ist als einziger Roman Weises mit einer **Widmung** ausgestattet: Sie richtet sich an den besten Freund des Autors, der freilich nicht namentlich genannt wird.<sup>387</sup> Gegenüber diesem privilegierten Adressaten wird das vorgelegte Werk grundsätzlich mit den gleichen Argumenten gerechtfertigt wie in der Vorrede. Sie erhalten indes vor dem außerliterarischen Hintergrund dieser Freundschaft einen anderen Status.

Insgesamt wird der vorgelegte Roman in dieser Widmung als vertrauliche Gabe behandelt; diese Rolle basiert auf einer verborgenen Bedeutung des Textes und relativiert seine kritischen Funktionen. Seitens des Publikums wird damit eine Rezeptionshaltung etabliert, die darauf aus ist, den Text zu entschlüsseln, um – wie der angesprochene Freund – zu den privilegierten Adressaten zu gehören. Das drei Seiten umfassende Widmungsgedicht ist in jambischen Rhythmen mit Kreuzreim gestaltet. Darin gilt das vorliegende Werk als Freundschaftsbeweis und -gabe.<sup>388</sup> Wie für Vertrauensverhältnisse unter Gelehrten allgemein üblich, werden dabei materielle Schulden und immaterielle Schuldigkeiten gegeneinander ausgespielt.<sup>389</sup>

---

Cornuto, damit ich gleichwohl / wo nicht würcklich / dennoch mit der schnellen Post meiner Gedancken hier und dorthin kommen/ und dergestalt eine Ergetzung mit der andern vertreiben möchte.“ *Cornemicus: Der Gute Mann*. 1682, unpag. Vorrede. – *Gynaecophilus* wertet in seiner Vorrede zum *Politischen Freyersmann* das Schreiben in „Nebestunden“ als quasi selbstgenügsames Vergnügen auf. Er erwarte die Reaktionen potentieller Kritiker gelassen und werde sich inzwischen „nichts destoweniger damit vergnügen / daß ich die hierauf gegangene Nebestunden zu meiner recreation und divertissiment angewendet. Welches denn auch dasjenige ist / was viele vornheme und wohl sehr gelehrte Bücherschreiber von aller Arbeit einzig und allein davon bringen / dahero auch ich nicht absehen kan / warum mir eine solche Vergelt= und Belohnung zu gering oder unanständig seyn solte.“ *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, ]( 10].

<sup>387</sup> „Seinem Besten Freunde wil der AUCTOR Dieses Gegenwärtige überreicht und zugeschrieben haben.“ Weise: *Näscher*. 1678, [a iij r]].

<sup>388</sup> „Mein Freund / ich sehne mich die Schulden abzutragen / Damit ich deiner Treu vorlängst verbunden bin. [...] Im Hertzen bin ich reich / und dürftig im Vermögen / Die Wüdsche gelten nicht so viel als baares Geld; [...]. Wolan indem ich schon den ZahlTermin verliehre / Da fleucht das schlechte Buch aus/ meiner blöden Hand: / Ist dir nun was gedient mit Brieffe und Pappiere / Das nach dem Freunde schmeckt / nimm das liebe Pfand.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S.13f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a iij v]].

<sup>389</sup> Zur Bildung und Aufrechterhaltung von Beziehungen und Netzwerken unter Gelehrten als Problem der Generierung und Kontinuierung von Vertrauen vgl. Mauelshagen: *Netzwerke*. 2003.

Wieder werden verschiedene Möglichkeiten offeriert, den Text zu verstehen: Einerseits wird dem geliebten Freund eine leicht zu lesende Geschichte, andererseits Leuten, die der Belehrung bedürftig sind (*Politisch=arme Näscher*), eine erschütternde Lektüre versprochen. Gegenüber dem Widmungsempfänger werden zunächst Realitäts- und Geltungsanspruch der Erzählung verringert, indem der Text zugleich als *Traum*<sup>390</sup> und als *Wäscher* (also als einer, der Klatschgeschichten verbreitet) figuriert:

„Du findest einen Traum und gleichsam einen Wäscher /  
Da manch geschriebnes Blat nur Possen bey sich führt;  
Doch werden hier zugleich Politisch=arme Näscher  
Durch einen stillen Griff biß an die Brust gerührt.“<sup>391</sup>

In der Nähe zu Alltagssprachlicher Kommunikation wie Klatschgeschichten ist das vorgelegte Werk ausgesprochen publikumsorientiert konzipiert; dabei ist der didaktische Anspruch allerdings selbstverständlich – und den unterhaltsamen Momenten vorgängig: Hier sind Lehren für „die Welt“ durch „Lust und Schertz“ aufbereitet worden, nicht umgekehrt.<sup>392</sup> Die feindliche Haltung des Autors gelte den Lastern, nicht den Leuten,<sup>393</sup> auch sei das erzählte Geschehen völlig fiktiv.<sup>394</sup> Gleichwohl gebe es immer Menschen, die glaubten, sie seien persönlich gemeint.<sup>395</sup> Dafür, dass sie sich von seinen Geschichten angegriffen fühlen, macht Weise ihr schlechtes Gewissen verantwortlich; als Voraussetzung für ein ungeprübtes Vergnügen am Text empfiehlt er seinen Lesern deshalb einen tadellosen Lebenswandel.<sup>396</sup>

<sup>390</sup> Diesen Gebrauch als Fiktionalitätssignal belegt auch das Grimmsche Wörterbuch: „Traum als etwas unbestimmtes, unwirkliches; in allen formulierungen „etwas ist ein traum“ variierend. Diese bedeutung leitet sich nicht aus dem zweifel, ob traumwirklichkeit vorliegt oder nicht, sondern aus dem bestreben den wirklichkeitscharakter von geschehnissen, dingen, begriffen, und zuständen zu reduzieren, wenn nicht gar auszulöschen.“ Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Lfg. 21, Sp. 1438ff. [Der digitale Grimm®]. Zur Tradition des politischen Traumes vgl. die Hinweise bei Kintzinger: *Wirtschausgeschwätz*. 2002, S. 566f. (Literatur siehe Anmerkung 23).

<sup>391</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 5,28f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4r]].

<sup>392</sup> „Der Kützel sticht die Welt / sie wil was neues lesen / Und wer was neues bringt / der soll auch lustig seyn: Derhalben findet sich ein angenehmes Wesen / Das mischet Lust und Schertz in seine Lehren ein.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 6,4, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4r]].

<sup>393</sup> „Den Lastern bin ich feind; Drumb dürffen die Personen Bey dieser Höhnerey nicht allzusauer sehn“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 6,8, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4r]].

<sup>394</sup> „Ich bin es so gewohnt / und schreibe lauter Sachen / Die meines Wissens nie der Welt gegenet sind“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 6,12, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

<sup>395</sup> „Hingegen muß ich auch von Grund des Hertzens lachen / Daß mancher mit mir zürnt / der sich getroffen find“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 6,14f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

<sup>396</sup> „Ich treffe keinen nicht / der Pfeil steckt im Gemüthe / Damit verletzt er sich gantz wider meine Schuld. [...] Man lasse keinen Schimpff bey seiner Tugend wohnen / So wird in solcher Schrifft auch keinem weh geschehen“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 6,16ff., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

Als Autor hat er zwar seinen Text zu verantworten, kann indes gegen böswillige Lesarten nichts ausrichten<sup>397</sup> – und bleibt deswegen anonym.<sup>398</sup> Während er sich also gegenüber dem fremden und potentiell feindlichen Publikum „in unbekandten Schatten“ verbirgt, betont *R. I. O.* das vertrauensvolle Verhältnis zu seinem Freund umso stärker. Dieser ist es, der mit der Geschichte tatsächlich angesprochen ist, und er tritt auch darin auf:

„Du bist es liebster Freund / an welchen ich gedencke /  
Du wirst in dieser Schrifft auch einmahl aufgestellt.  
Und also nimm allhier dich selbst zum Geschenke /  
So lang ein Denckmahl ist / das dir und mir gefällt.“<sup>399</sup>

Nicht nur wird das gesamte Buch als memorialer Akt dargestellt, sondern der Freund darin auch als Figur imaginär vergegenwärtigt – und also verewigt. Das Buch erinnert die getrennten Freunde an ihre Freundschaft und dokumentiert ihr vertrautes Verhältnis. Um den vorliegenden Text zu entschlüsseln, bietet der Autor dem abwesenden Freund ein Erkennungszeichen an: „Anitzo nim ein Wort zu unsrer Losung an. Was vor ein Wort? Ach schweig / du hast es schon errathen / Derhalben lebe wohl / und bleibe / wer du bist.“<sup>400</sup> Aufgrund ihrer beiderseitigen Vertrautheit – und eines gemeinsamen Bildungshorizontes, denn Weises emphatische Aufforderung rekurriert auf den antiken Imperativ zur Selbsterkenntnis *Werde, was du bist* und steigert derart deutlich ihre Aussagekraft – kann selbst dieses Codewort unausgesprochen bleiben, denn bevor es ausgesprochen worden ist, wird es vom Freund erraten worden sein.

Wir wissen es nicht, aber es scheint durchaus möglich, dass Weise den *Näscher* seinem Weißenfelder Kollegen und Amtsnachfolger Riemer gewidmet hat.<sup>401</sup> Mit

<sup>397</sup> Der Autor verbietet seiner Hauptfigur Crescentio jegliche Ausfälle, gleichwohl ist er gegenüber der Reizbarkeit seiner Leser hilflos: „Hier steht Crescentio, dem ich ein Werck verbiete / Was hilfft nun diß Verbot in frembder Ungedult?“ Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 6,18, [Weise: *Näscher.* 1678, [a 4v]].

<sup>398</sup> „Ich kan es leicht gestatten / Daß man sein Ebenbild in dieser Fabel sieht / Denn ich verberge mich in unbekandten Schatten Und lebe vor dem Zorn des Neiders unbemüht.“ Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 6,20f., [Weise: *Näscher.* 1678, [a 4v]]. Die Rede von den unbekanntten Schatten spielt auf das gewählte Pseudonym an, hinter dem sich Weise verbirgt.

<sup>399</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 6,24f., [Weise: *Näscher.* 1678, [a 5r]].

<sup>400</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 6,31f., [Weise: *Näscher.* 1678, [a 5r]].

<sup>401</sup> Zu diesem Zeitpunkt charakterisiert Weise ihrer beider Verhältnis öffentlich als Freundschaft und als Verschwägerung, letzteres wohl hinsichtlich ihrer gemeinsamen vaterähnlichen Rolle als Lehrer. Weise widmet seine Weißenfelder Abschiedsrede Riemer, dem „amico et affini conjunctissimo“ und endet „mit dem Wunsch, daß die Freundschaft der Väter auf die Kinder übergehen möge“. Weise: *Orationes Duae,* 1678, hier: *Oratio I,* [A 2r] und [A 2v]. Zitiert nach Krause: *Feder.* 1979, S. 64. – Von Riemer wird Weise im Mai 1678 als „Amicissime Collega“ angesprochen, vgl. das Epicedium auf Weises verstorbene Ehefrau

ihm wusste er sich zu diesem Zeitpunkt in der praktischen Orientierung der politischen Fächer einig, und vielleicht bildet der Begriff des Politischen das gesuchte Schlüsselwort. Wichtiger als die Lösung solcher Rätsel ist indes das damit propagierte Modell der Lektüre: Die Unterscheidung zwischen eingeweihten und ungeweihten Lesern wird zum Topos der Politischen Romane. Gerade der Umstand, dass die Losung nicht verbalisiert werden muss, zeigt, dass der Freund einen privilegierten Leser repräsentiert: Er allein kann als vertrauter Freund bleiben, was er ist; sein Interesse zu wecken, dient somit nicht seiner moralischen Perfektion. Die Lektüre eines solcherart privilegierten Lesers wird gewissermaßen von sympathetischem Einverständnis mit dem Autor getragen – einem Einverständnis, das beinahe interesseloses Wohlgefallen, sicher aber ungetrübte Unterhaltung erlaubt. Damit wird das prätendierte Verhältnis zwischen Autor und Leser zu einem wichtigen Kriterium dafür, ob der moralische Anspruch des Textes relevant wird. Anders formuliert: Es gibt Leser, die der Belehrung bedürfen – und Leser, die sich amüsieren dürfen.

Insgesamt gesehen situiert Weise seine Romane als Unterhaltungsliteratur, als Satiren und als propädeutische politische Literatur innerhalb der literarhistorischen Tradition. Je nach argumentativem Kontext wird das Verhältnis zum Publikum gestaltet: Aus pädagogischen Motiven bezieht sich Weise ausgesprochen positiv auf ein breites Publikum. Um die Satiren vor der Verfolgung durch die Zensur zu schützen, werden sie gegenüber Kritikern immunisiert.<sup>402</sup> Als politische Literatur werden sie nicht zuletzt durch ein modisches Epitheton gekennzeichnet, das vielfältige Anschlussmöglichkeiten bietet. Dabei führen die drei unterschiedlichen Argumentationskontexte durchaus konfligierende Implikationen für das Litera-

---

Regina (geb. Arnoldin), das als XXVI. Exemplum in die Rhetorik *Schatz-Meister* (1681) aufgenommen wurde, vgl. Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 217. – Von Riemer ist ebenfalls eine Abschiedsrede auf Weise überliefert, in der er ihr gemeinsames hartes Los als Lehrer beschreibt und ihrer beider Freundschaft als einzigen Trost im harten beruflichen Alltag beschwört. Um die Bedeutung ihrer Freundschaft zu beschreiben, kumuliert Riemer deren historische Personifizierungen und projiziert sie allesamt auf Weise: „Du warst mein Pythias: ein Damon unsres Standes: Der Tugend Socrates: Amyntas bistu noch / Der auch abwesend kan den Ruhm des Vaterlandes In grössern Wachsthum ziehn. Indessen aber doch Muß ich der Freundschaft Gold nicht sonder Schmerz entbehren / Da deine Gegenwart nicht mehr soll helle seyn. Wer will mir nun nach dir Vertraulichkeit gewehren? Ach diese Tugend ist doch so gar ungemeyn!“ Vgl. Riemer: *Das Zerrissene Band*. 1678, [keine Blatzzählung, 4. Blatt]. Auch Krause erwähnt die ersten Zeilen, allerdings aus zweiter Hand, die eigentliche Quelle war ihm nicht zugänglich. Ein Exemplar dieser Rede wird im Altbestand der Christian-Weise-Bibliothek Zittau aufbewahrt; ich danke Uwe Kahl für seine Unterstützung. – Bei Krause findet sich die geläufig gewordene These von einer engen Beziehung zwischen den beiden Männern, die „ihren Niederschlag in zahlreichen literarischen Parallelen fand“, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 63f. Meine Ausführungen sollen diese Auffassung gründlich widerlegen.

<sup>402</sup> Auf den Zusammenhang zwischen strafpraktischen und poetologischen Aspekten hat Berns aufmerksam gemacht, vgl. Berns: *Policey*. 1991. Weitere Literatur bei Keller: „*Confuse*“ oder „*artige*“ *Ordnung?* 2003, S. 518 (Anmerkung 4).

turverständnis mit sich, die für die Dynamik der Gattung wichtig werden. Vor allem unterschätzt Weise die Möglichkeiten des anonymen Buchmarktes – hinsichtlich der Autoren wie der Leser: Unter dem Schutz eines Pseudonyms lässt sich die rechtfertigende Behauptung, die Texte seien in guter Absicht doppelt strukturiert, nur noch an den Texten, nicht mehr an ihren Autoren überprüfen. Der Rekurs auf die gelehrte wie moralische Autorität Christian Weises bietet in dieser Situation eine ausgezeichnete Möglichkeit, das Glaubwürdigkeitsvakuum zu füllen; ob ein solcher gattungsgenerierender Rekurs indes gerechtfertigt ist, ist dabei wiederum der Willkür anonym bleibender Autoren überlassen. Man sieht, wie leicht hier ein poetologischer und gattungsgeschichtlicher *circulus vitiosus* entstehen kann.

Abschließend sei auf den deutlich differierenden **Aktualitätsanspruch** der Romane Weises und Riemers hingewiesen, der eine unterschiedliche Erzählhaltung indiziert. Da Weises „Satyrische Art zu schreiben“<sup>403</sup> weniger an aktuellen Ereignissen als an generellen menschlichen Fehlern interessiert ist, erscheint es nur als folgerichtig, dass er seine Titel – anders als spätere Autoren – nicht als brandaktuelle Geschichten präsentiert: Das Geschehen in den *Klügsten Leuten* datiert er auf das Jahr 1658 zurück.<sup>404</sup> Anders als Riemer bezeichnet er seine Romane von Anfang an als Jugendwerke: Nach Weises Angaben ist das Manuskript für die *Ertz-Narren* acht Jahre alt, als es publiziert wird.<sup>405</sup> Vom *Näscher* behauptet Weise 1680, das Buch sei vor sieben Jahren entstanden und suggeriert, seither habe sich seine „Inclination [...] sehr mercklich“ verändert.<sup>406</sup> Folgt man diesen Bemerkungen, dann hat Weise zumindest die *Ertz-Narren* als etwa 23-jähriger Student in Leipzig verfasst. Der Publikationsrhythmus der *lustigen Bücher* ist langsam, zwischen den einzelnen Romanen liegen bei Weise jeweils drei Jahre. Erst mit Riemers *Maul-Affen* steigt die Titelfrequenz rapide. Dieses Phänomen lässt sich gut erklären, wenn man sich den Verlauf der Gattungsgeschichte wie eine Epidemie vorstellt.<sup>407</sup>

---

<sup>403</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,29 [Weise: *Ertz-Narren*. 1673, S. 6].

<sup>404</sup> Weise: *Leute*. 1675 [A 3v].

<sup>405</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 62,31, [Weise: *Ertz-Narren*. 1673, S. 8].

<sup>406</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,15, [Weise: *Bericht*. 1680, S. 4].

<sup>407</sup> Vgl. dazu die resümierenden Ausführungen in Teil D.

## b) Riemers skandalisierende Traditionsbildung

Mit Riemers vermutlich zur Neujahrsmesse 1680 erscheinenden *Politischen Maul-Affen* beschleunigt sich die Entwicklung der Gattung. Nicht immer lässt sich der zeitliche Abstand, in dem die Politischen Bücher aufeinander folgten, präzise bestimmen, aber wahrscheinlich erschienen nun bis 1684 zu nahezu jeder der drei jährlichen Messen, also etwa alle vier Monate, neue Politische Titel. Der auslösende Faktor für diese Dynamik ist der durch den *Maul-Affen* verursachte Skandal in der städtischen Gemeinde Weißenfels. Bereits wenige Monate später werden Riemers *Colica* und Weises *Bericht vom Politischen Näscher* veröffentlicht. Weises *Bericht* muss als Reaktion auf Riemers ersten Roman gewertet werden muss und befördert gegen seine Intentionen die skandalöse Dynamik der Gattung. Ebenfalls 1680 erscheint mit dem *Guten Mann* ein weiterer satirischer Roman, der sich provozierend auf ein populäres politisches Interesse bezieht und Anspielungen auf Amtspersonen enthält.

Es ist bisher unbeachtet geblieben, dass Johannes Riemer in der Widmung seines *Maul-Affen* als erster Autor eine **Liste einschlägiger Titel** in traditionsstiftender Absicht zusammenstellt. In der Vorrede kündigt Riemer überdies für die kommende Ostermesse sowohl *Die Politische Colica* wie auch einen *Kurtzweiligen Redner* an. Während der Roman *Die Politische Colica* tatsächlich – zeitgleich mit Weises *Bericht* – Ostern 1680 erscheint, wird Riemers Rhetorik erst 1681 unter einem veränderten Doppeltitel als *Lustige Rhetorica oder kurtzweiliger Redner* publiziert; als pseudonyme Publikation ist sie damit sehr leicht mit Weises Vorhaben eines *lustigen Redners* zu verwechseln.<sup>408</sup>

## α) *Der Politische Maul-Affe*

Riemer widmet seinen Roman den *Ertz-Narren* und den *Klügsten Leuten*, die als seine „Patrone[] und grossen Gönner[]“<sup>409</sup> und – zeremoniellen Sprachgebrauch ironisierend – als „[m]ächtige Herren / Durchdringende Beförderer“<sup>410</sup> bezeich-

<sup>408</sup> Weise hat nicht nur allgemein auf Riemers Provokation, sondern auch auf dessen Ankündigung eines *Kurtzweiligen Redners* prompt reagiert, indem er die Urheberrechte an einem solchen Projekt für sich reklamiert – und den Stand seiner eigenen Vorarbeiten zum *lustigen Redner* präzise benennt. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 261, 12ff., [Weise: *Bericht*. 1680, S. 6f.]; mehr dazu weiter unten, B. II. 2.

<sup>409</sup> „Denen Dreyen Ertznarren / wie auch Denen Dreyen Klügsten Leuten der gantzen Welt / Meinen PATRONen und grossen Gönnern.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 5.

<sup>410</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 6, 1f. Bisher hat allein Knight – beiläufig – bemerkt, dass es sich hier um „a mock dedication“ handelt, vgl. Knight: *Weise*. 1982, S. 531f. Dazu Wicke: *Grenzen*, 2008.

net werden. Die Widmung schließt mit dem Wunsch, die Widmungsempfänger möchten das besonders nahe Verwandtschaftsverhältnis dieses Buches „vor allen anderen Politischen Nachkommen“<sup>411</sup> erkennen – und anerkennen. Erst hier – und: hier zuerst – werden diese Satiren Weises als Politische Romane angesprochen.

Die „Künheit“ seiner Widmung konstatiert Riemer zwar, entschuldigt sie aber mit einer „Amtsbrüderschaft oder wohl gar eine[r] genaue[n] Verschwägerung“. Die Formulierung ist mehrdeutig und lässt sich sowohl auf literarische als auch auf außerliterarische Kontexte beziehen: Zum einen werden Weises Schriften in gattungsgenerierender Absicht als „Eltern“ der im vorliegenden Buch versammelten „Monstra / welche aus Thorheit und Scheinklugheit geboren“ angesprochen<sup>412</sup>. Zum anderen lassen sich auch beide Autoren als *Amtsbrüder* bezeichnen: Sie sind beide Lehrer, von November 1673 bis Juni 1678 waren sie bekanntlich sogar Kollegen am *Gymnasium illustre Augusteum* in Weißenfels.

Eingehend setzt sich Riemer mit der Reihenfolge der Widmungsadressen auseinander, die den zeremoniellen Regeln widerspricht: Der *Maul-Affe* wird zunächst den (früher erschienenen) *Ertz-Narren*, dann den (später veröffentlichten) sogenannten *Klugheiten* zugeschrieben. Riemer führt dafür zwei Gründe an, die einerseits didaktische, moralische und politische Geltungsansprüche markieren, andererseits auf lokalpolitische Interna anspielen: Erstens werde „die Klugheit aus der Thorheit zum Theil erlernt“, zweitens geschehe es häufig, dass vernünftige Menschen sich törichten Menschen unterordnen müssten. Dieser Aspekt wird als aktuelle persönliche Beobachtung formuliert, bezieht sich auf kommunale politische Gremien und tangiert die fürstliche Herrschaft:

„Zum andern / weil ich sehe / daß die heutige Manier der Affenhafftigen Welt nach lauter Unordnung ringet / und geschehen lasset / daß in manchen Collegio die vernünftigen und klugen von Einfältigen und Thoren sich müssen regieren lassen / wodurch hoher Häupter Staat augenscheinlich geschwächt und in unheilbaren Schaden gesetzt wird.“<sup>413</sup>

Demnach werden kleinere politische Organisationen, bspw. kollegial organisierte kommunale Institutionen, von ungeeigneten und unvernünftigen Mitgliedern be-

<sup>411</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 7,7f.

<sup>412</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 6,19f.

<sup>413</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 6,35ff.

stimmt, deren Handeln auch der staatlichen Herrschaft schadet.<sup>414</sup> *Clemens Ephorus Albilithanus* will skandalöse Vorgänge öffentlich machen – und provoziert damit einen Skandal.<sup>415</sup> Krause hat zeigen können, dass persönliche Auseinandersetzungen Riemers mit dem Weißenfelder Rat den Hintergrund bilden.<sup>416</sup> Anders als die vorangegangene Forschung verstehe ich diesen lokalen Skandal um eine Schmähschrift nicht nur als außerliterarisches Randphänomen, sondern als einen bedeutsamen Faktor für die spezifische Performanz der Gattung.

Riener geht es um einen mit rhetorischen Mitteln plausibilisierten, gattungsgenerierenden Rekurs auf literarische Muster, nicht um eine logische Begründung für den ungewöhnlichen Vorrang der *Ertz-Narren*.<sup>417</sup> Für die Gattungsbildung haben beide Argumente unterschiedliche Funktionen: Das erste Argument rechtfertigt die „Zuschrift“, das zweite die „Location“, hier: den Handlungsverlauf des Werkes.<sup>418</sup>

Die Widmung schließt mit einer doppeldeutigen *captatio benevolentiae*: Riener äußert die allgemeine Hoffnung, man könne am vorliegenden Werk selbst erkennen, dass es mit den genannten Schriften Weises „vor allen Politischen Nachkommen“, also in einem höheren Maße als alle späteren Politischen Romane, verwandt sei.<sup>419</sup> Insgesamt changiert die Widmung zwischen demonstrativer Demut gegenüber den Widmungsempfängern und demonstrativer Provokation des übrigen Publikums. Die literarischen Vorbilder werden identifizierbar, die aktu-

<sup>414</sup> Allgemein hierzu vgl. Reinhard: *Staatsgewalt*. 2000, S. 125–209, hier S. 171f. und 196f. Den kritischen Bezug zur „staatlich-politischen Ebene“ bemerkt auch Krause, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 104.

<sup>415</sup> Anders als bei Wielands *Geschichte der Abderiten* billigt Riener der Öffentlichkeit keinerlei regulierende Funktion zu: Seine Schilderungen sind an den Herrscher adressiert, von dem Maßnahmen gefordert werden. Öffentlich ist lediglich der Spott, dem die Betroffenen ausgesetzt werden. Hierin liegt einer der Gründe, warum der Aufklärer von den Politischen Romanen als voraufklärerischer Literatur zu widersprechen ist. Zur ideologischen Perspektive der Politischen Romane Riemers siehe weiter unten. Zu Wieland vgl. Mauser: *Konzepte*. 2000, S. 179.

<sup>416</sup> Die Auseinandersetzungen um einen geplanten Hausbau Riemers skizziert Krause, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 58–63.

<sup>417</sup> Die zweite Beobachtung lässt die vorangegangenen Lebensregel zumindest erläuterungsbedürftig werden, denn offenbar reicht es nicht, dass kluge Menschen aus dem närrischen Verhalten anderer lernen, da sie im Collegium unvernünftige Menschen über sich herrschen lassen müssen.

<sup>418</sup> Riener: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 7,5.

<sup>419</sup> Riener: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 7,8. Bereits vor seiner Anweisungspoetik *Kurtzer Bericht* [...] *wie nehmlich Dergleichen Bücher sollen* [...] *Von andern aus gewissen Kunst-Regeln nachgemachet werden* hatte Weise im Roman *Der Politische Näscher* indirekt zur Nachahmung seiner Schreibweise aufgefordert. Die während eines Gesprächs erfolgende, überzeugende Verteidigung der lustigen Bücher, insbesondere des *Ertz-Narren*, durch einen Studenten ermuntert dort immerhin den Protagonisten *Crescentio*, dergleichen selbst auszuprobieren: „C. schien desto muthiger mit der Zeit an dergleichen Schreibart zu gedencken.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 229,5, [Weise: *Näscher*. 1678, S. 372].

ellen außerliterarischen Bezüge der Darstellung aber widersprechen den von Weise artikulierten Intentionen deutlich.<sup>420</sup> Riemer referiert in gattungsgenerierender Absicht auf Weises Werke, verbindet diesen Rekurs aber mit einer spöttischen und anspielungsreichen Haltung. Es ist dieser aggressive Gestus, verbunden mit außerliterarischen Referenzen, der die Performanz der Gattung prägt, nicht Weises scherzhaft vorgebrachte soziomoralische Didaxe.

Die **Vorrede** des *Politischen Maul-Affen* empfiehlt dem „[v]ielgünstige[n] Leser“ das vorgelegte Werk kurzum als „ein kurzweilig Buch“<sup>421</sup>. Ein über die Unterhaltung hinausgehender Nutzen der Lektüre wird lediglich gegen Ende der Vorrede pauschal behauptet.<sup>422</sup>

Indem der Titel erläutert wird, wird das in moralsatirischer Tradition stehende Thema vorgestellt. Es geht um Hoffart und Ehrsucht,<sup>423</sup> genauer: um einfältige Menschen, die klüger sein wollen, als sie sind, und mehr gelten wollen, als sie verdienen. „Affen“ werden sie wegen ihres geringen Verstandes genannt, „Maulaffen“, weil sie lediglich mit dem Munde die Größten sind.<sup>424</sup> Anders als bei Weise<sup>425</sup> erhält das Epitheton *politisch* bei Riemer eine spöttische Bedeutung, weil mit ihm Prahler ausgezeichnet werden sollen, die sich selbst und ihre gesellschaftliche Bedeutung überschätzen, „indem ein jeder / er lebe in was Stande er will / seine sonderliche POLITICA und STATISTICA haben will“.<sup>426</sup>

---

<sup>420</sup> Gegen die verbreitete Vorstellung, Riemer habe Weise nachgeahmt, richtet Huala seine vergleichende Lektüre der Politischen Romane Weises, Riemers und Beers. Huala geht es vor allem darum, Riemer als eigenständigen Erzähler zu profilieren; er übersieht die polemische Prägung seines kommunikativen Verhaltens. Auf die Vorreden der Romane geht er kaum ein. Huala: *Romane*. 1975.

<sup>421</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8,3. Als Beleg für eine auktoriale Erzählsituation wertet Krause die Vorrede, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 388ff.

<sup>422</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,32f.

<sup>423</sup> Vgl. die Äußerungen des fiktiven Herausgebers in der Vorrede zur *Politischen Colica*: „Es ist vergangene Messe ein Satyrisch büchlein herauß kommen [...] in welchen die allgemeine Seiche der Welt / die Ehrsucht nach denen Haupt farben / abgemahlet. Mir hat es darum wolgefallen / weil dessen absehen auf nichts anders / als auf die verbesserung der übeln Sitten abgezielet“, Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,2f. Diese Betonung völlig traditioneller moralsatirischer Inhalte und Intentionen ist vor dem Hintergrund des Weißenfelser Skandals zu sehen und hat deutlich defensorischen Charakter.

<sup>424</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8,8f.

<sup>425</sup> Zu Weises Darstellungsabsichten vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 337,20ff., [Weise: *Bericht*. 1680, S. 156].

<sup>426</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8,20.

Bereits diese spöttische Distanzierung<sup>427</sup> markiert eine deutliche Differenz gegenüber der bejahenden Haltung, mit der Christian Weise im *Näscher* ein populäres Interesse an gesellschaftspolitischen Fragen aufgreift – und quasi eine *Politica Privata* oder auch *Prudentia Privata* für jedermann vorschlägt. Riemer dagegen diffamiert Bürger, die genau das für sich beanspruchen: auf ihre besondere gesellschaftliche Situation zugeschnittene Regeln klugen Verhaltens. Womöglich vorhandene gesellschaftspolitische Neugierde versteht er lediglich als illegitimen Wunsch ungebildeter *subditi* nach größerer gesellschaftlicher Bedeutung.

Als aktuellen Anlass für sein Schreiben nennt Riemer gravierende gesellschaftliche Probleme („Zerrüttung guter Ordnung“),<sup>428</sup> die durch den unersättlichen Wunsch nach gesellschaftlichem Prestige, insbesondere nach stattlichen Titeln entstehen.<sup>429</sup> Er betont besonders die Diskrepanz zwischen persönlichen Fähigkeiten, professioneller Kompetenz und vorhandenem Ehrgeiz,<sup>430</sup> doch bleibt die ständische Hierarchie ein wichtiger Topos seiner Kritik. Für viele Menschen sei die höfische Rangordnung ein absoluter Maßstab, so dass der zeremonielle Status des eigenen Berufs für sie größere Bedeutung habe als die mit ihm verbundenen verantwortungsvollen Aufgaben. Als Beispiel nennt er Bürgermeister, also verantwortungsvolle Träger kommunaler Selbstverwaltung, die um „ein niedrig Aemtgen bey Hofe“ bäten, lediglich aus dem Grund, weil sie dann ein größeres Recht auf zeremoniellen Vortritt besäßen.<sup>431</sup> Der Präzedenzstreit ist ein Streit um den politischen Rang der eigenen Person qua Amt. Tatsächlich verrät das höfische Zeremoniell die Geringschätzung lokalpolitischer Ämter gegenüber höfischen Chargen.<sup>432</sup> Riemer geht es indes nicht darum, Gemeindeinstitutionen zu stärken,

---

<sup>427</sup> Krause meint, mit dem Titel werde die „sozialschädliche“ Dimension ungerechtfertigter Rang- und Präzedenzansprüche thematisiert, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 307; eher geht es angesichts „beschränkten Untertanenverstandes“ um ungerechtfertigte Ansprüche auf politische Bedeutung. Hinsichtlich dieses „obrigkeitlichen Argumentationsmusters“ bestehen Verbindungen zu der erfolgreichen Komödie Ludvig Holbergs *Der politische Kannengießer* (1722), zur Komödie vgl. Lohmeier: *Der beschränkte Untertanenverstand*. 1979, hier S. 18.

<sup>428</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8, 23f.

<sup>429</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8, 6f.

<sup>430</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8, 9f. Dazu auch Krause: *Feder*. 1979, S. 307.

<sup>431</sup> „Es ist zu betauern / daß mancher Bürgemeister nicht bey seinem geehrten Amt und Titul ruhig sitzen kan / sondern mit Verkleinerung dieser schönen Würde / wohl gar ein niedrig Aemtgen bey Hofe bittet; dadurch nichts mehr zu suchen / als daß er nur noch über etwa einen oder zwey andere klügere Leute gehen möge.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8, 26. Tatsächlich hatte Herzog August bereits im Jahr 1666 verfügt, dass die Professoren des fürstlichen Gymnasiums gegenüber den lokalen Bürgermeistern ein Recht auf Präzedenz besitzen, vgl. unten.

<sup>432</sup> Aus eher kritischer Perspektive greifen auch die Diskussionen in der *Narren-Kappe* diesen Umstand auf, siehe unten.

sondern das Verhalten lokaler Amtsträger im politischen Rangstreit als ebenso überheblich wie verantwortunglos zu diskreditieren. Weitere Beispiele sind „Praeceptoren“, die „Hofmeister“ oder „Informations-Räthe“ sein wollen, und „Stadtknechte“ bzw. „Häscher“, die „Handgreifliche Anwalte“ genannt werden wollen.<sup>433</sup>

Als Schreibimpuls fungiert die *indignatio* des Autors über die offensichtliche Unvernunft seiner Zeitgenossen: „Wer kan nun der Welt Thorheit sich immer lassen in die Augen schlagen / daß man nicht einmal auf einer Studir=werckstatt dererselben etzliche aufzeichnen solte?“<sup>434</sup> Riemer verteidigt seinen aus der Entrüstung geborenen Impuls, die allgegenwärtige Dummheit zu dokumentieren, gegenüber potentiellen Kritikern mit dem gleichen Argument wie Weise seine moraldidaktischen Absichten: Wessen Gewissen rein ist, wird sich auch nicht angesprochen fühlen.<sup>435</sup> In diesem Zusammenhang fehlt indes – anders als bei Weise – ein unmissverständlicher Hinweis auf die fiktionale Dimension der Darstellung.<sup>436</sup> Riemer sieht sich vielmehr als unbestechlichen Chronisten – und damit in der Rolle eines Tacitus:

„Wie ich denn auch versichert bin / daß keinem redlichen Manne durch das gantze Werckgen mit einem Worte zu nahe getreten; es müsse denn mancher sich in conscientia malae causae in einer Historie getroffen fühlen / die er selber begangen hätte / den ich alsdenn bitten müste / des Taciti Eingang zu seinen Annalibus zu lesen.“<sup>437</sup>

Riemer praktiziert hier und an anderen Stellen provozierendes intertextuelles Namedropping:<sup>438</sup> Tacitus wird in seiner Rolle als *Historiae scriptor prudentus, verus*

<sup>433</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8,24ff. – Auch auf solche Passagen mag der vom 31. Januar 1681 überlieferte Vorwurf der Weißenfeller Gassenmeister zurückgehen, Riemer habe sie willentlich „verhöhnet, undt, wie wir schmerzlich vernehmen müßen, unterschiedenen Bürgern schimpfliche Nahmen beygelegt, seiner anzüglichen Schreiben voriezo zu geschweigen“. Sie bitten Herzog August um Unterstützung gegen Riemer und behaupten dabei beschwörend, dass „dießer einzige Mensch dieße löbl. Commun zupochen undt zuverhöhnen doch viel zu unkräftig ist“. Ihre Argumentation zeigt, dass sich die Gassenmeister als Vertreter des politisch verfassten Gemeinwesens geschmäht fühlen, nicht als Privatpersonen. Vgl. Staatsarchiv Magdeburg. Rep. A 30c II Anhang Nr. 1517, sub dato 31. Januar 1681. Zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 62.

<sup>434</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,1.

<sup>435</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 6,10f., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

<sup>436</sup> Weise betont im Widmungsgedicht des *Näscher*: „Ich bin es so gewohnt / und schreibe lauter Sachen / Die meines Wissens nie der Welt gegengnet sind“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 6,12, [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

<sup>437</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,12f.

<sup>438</sup> Dazu gehört beispielsweise auch der Hinweis auf Justus Lipsius, mit dem Riemer rückblickend seine Fähigkeit illustriert – und so möchte man sagen: illuminiert, zugefügtes Leid (das sind die Beschuldigungen, er habe eine Schmähschrift verfasst) zu erdulden. Vgl. Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 187,17.

☞ *auctus* (Cambinius)<sup>439</sup> genutzt, außerdem als plakativer Hinweis auf die zeitgenössische Diskussion um die Bedeutung der Staatsräson. Mit Tacitus, der seine historische Chronik bekanntlich *sine ira et studio* verfasst hat, beansprucht Riemer „Affektlosigkeit im Sinne innerer Nichtbeteiligung“<sup>440</sup> als Voraussetzung für eine wahrheitsgetreue Darstellung.<sup>441</sup>

Es bestätigt die dominierende Bedeutung aktueller außerliterarischer Anlässe, dass Riemers Schrift rasch veröffentlicht wird; anders als bei Weises Romanen folgen Entstehung, Publikation und Vertrieb direkt aufeinander; der *Maul-Affe* wird für die unmittelbar bevorstehende Neujahrsmesse verfasst. Die Datierung der Widmung auf den 1. Januar 1680 suggeriert brandaktuelle Nachrichten. Mit dem Versprechen, mögliche Schwächen dieses Werkes, das „in Eil übereinander ausgeschüttet“<sup>442</sup> worden sei, auszubessern, kündigt Riemer darin gleich die nächsten Titel an: Genannt werden der *Kurzweilige Redner* und *Die politische Colica*, die bereits zur nächsten Ostermesse, also innert dreier Monate, erscheinen sollen.<sup>443</sup> Offensichtlich will er durch eine rasche Folge von Titeln und Terminen die öffentliche Aufmerksamkeit für derartige Enthüllungen wachhalten.

Überhaupt provoziert Johannes Riemer seine Leser: Als *Clemens Ephorus Albilithanus* beansprucht er für sich ein „ungebunden Gemüth“;<sup>444</sup> dagegen gilt ihm jeder Leser, der sich „in einer Historie getroffen“<sup>445</sup> sieht, als potentieller Sünder.<sup>446</sup> Aus dieser Perspektive erscheint es als moralische Pflicht, offenkundige Dumm-

<sup>439</sup> Vgl. Art. *Cornelius Tacitus*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 41. Band. 1744, Sp. 1341.

<sup>440</sup> Zur „Affektlosigkeit als Wahrheitskriterium der humanistischen Geschichtstheorie“ vgl. Neuber: *Fremde Welt*. 1991, S. 166–169, hier S. 167.

<sup>441</sup> In diesem Zusammenhang weist Riemer insbesondere auf seine Kritik an „ungeistliche[n] Geistlichen“ hin. Er habe sich nicht gescheut, „die Unthaten etlicher junger / mit Vorsatz weltlicher und fast liederlicher Priester“ öffentlichzumachen. Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,7ff. An mehreren Stellen der Erzählung wird gegen lutherische wie katholische Geistliche polemisiert. Als Anlass für Riemers Invektiven hat Krause „einen lokalen Konflikt zwischen städtischer und fürstlicher Geistlichkeit“ vermutet, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 60f. Näheren Aufschluss erhoffte er sich von den Akten der sächsischen Bücherkommission in Leipzig, doch aus den Akten, die mir im Stadtarchiv Leipzig vorlagen, ergeben sich keine weiteren Erkenntnisse über die eigentlichen Opfer der Satire.

<sup>442</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,31f.

<sup>443</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,34f. Während die *Politische Colica* tatsächlich zu diesem Termin erscheint, wird die *Lustige Rhetorica oder Kurzweiliger Redner* erst ein Jahr später, also nach dem Erscheinen des dritten Romanes *Der Politische Stockfisch*, publiziert. Vgl. die entsprechenden Angaben im Messkatalog: *Catalogus Universalis*. OMV 1680, [E 4v] und OMV 1681, [E 2v].

<sup>444</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,7.

<sup>445</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,15.

<sup>446</sup> Ähnlich die Argumentation bei Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 6,14ff., [Weise: *Näscher*. 1678, [a 4v]].

heit zu dokumentieren, während der Groll der Leser grundsätzlich den Falschen trifft. Dabei sieht sich der Autor in der Rolle des Esels des Silen, während die Kritiker seiner Satire mit einfältigen Leuten zu vergleichen seien, die einen Esel aufschlitzten, um den Mond zu finden. Dieser hatte sich in der Pfütze gespiegelt, aus der der Esel des Silen trank.<sup>447</sup>

Riemer variiert hier ein Motiv, das häufig als Spott gegenüber Nachbarn oder benachbarter Orte gebraucht worden ist: In solchen **Ortsneckereien** wird beispielsweise über die Bewohner eines Ortes erzählt, sie versuchten, den Mond aus dem Wasser zu ziehen, in dem er sich spiegelte.<sup>448</sup> Das Themenspektrum solcher Bewohner verspottender Erzählungen ist relativ klein, es liegt deshalb nahe, dieses Motiv hier als deutlichen, die Rezeption lenkenden Hinweis auf die lokalen und personalen Bezüge der Satire zu interpretieren.

Dazu passt, dass außerliterarische Bezüge als Projektionen des Publikums diskreditiert werden, um mögliche Vorwürfe der Leser abzuweisen: „Will mir darumb iemand zu Halse / daß ich sein abgeschmacktes factum erzählet / der verschaffe so viel / daß ers nicht gethan habe: so darff er alsdenn auff dem Titul nicht mit umb den Esel herumb tantzen.“<sup>449</sup> Zugunsten der Selbstimmunisierung des Textes hebt Riemer dabei die Unschuldsvermutung gegenüber den Lesern auf. Nicht der (anonym bleibende) Autor, sondern jeder einzelne seiner Leser soll zunächst seine Unschuld beweisen.

## β) Aus den Akten der Bücherkommission

Der Roman *Der Politische Maul-Affe* verursachte in Weißenfels einen Skandal, von dem man sicher auch in Zittau und an anderen Orten hörte. Dass Johannes Riemer unter seinen Zeitgenossen als streitbare und umstrittene Persönlichkeit galt, und dass er „Heuchler“ entlarvt habe, ist noch einem apologetischen Gedicht von Erdmann Neumeister zu entnehmen.<sup>450</sup> Jedenfalls sind diese Begleit-

<sup>447</sup> „Denn sie stunden in den Gedancken / es habe der arme Esel / nachdem der wahre Mond am Himmel sich unter dicke Wolcken verkrochen / den Mond in der Pfütze mit eingesoffen: deshalben Sie den verlohrenen Mond / in des Esels Wanste wieder suchten.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,18ff.

<sup>448</sup> Vgl. den Artikel *Ortsneckerei* von Brednich, in: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 379. Das Motiv findet sich als „The Eaten Moon“ bei Aarne / Thompson: *Types of Folktale*. 1961, 1335 A.

<sup>449</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 9,25.

<sup>450</sup> Vgl. *Zu Herrn D. Riemers, Superint. in Hildesheim, ebedessen Profess. in Weissenfels, Gemähde*. In: Hunold [Menantes] (Hrsg.): Erdmann Neumeister: *Die Allerneueste Art*. 1728, S. 248. – In seiner biographischen Darstellung bestätigt Krause unfreiwillig, dass dieser Ruf Riemers zu recht bestand: Ein anschauliches Beispiel bilden Riemers Vorkehrungen für sein eigenes Begräbnis vom September 1714, die in Hamburg für einen „programmierte[r] Eklat“ gesorgt haben. Dazu Krause: *Feder*. 1979, S. 115ff.

umstände der Veröffentlichung für die Rezeption des *Maul-Affen* als Gattungsmodell von großer Bedeutung geworden: Das Werk wurde von Mitgliedern des Weißenfelser Rates wie von Einwohnern als „anzügliche[s] Schreiben“ verstanden.<sup>451</sup> Die Exemplare des ortsansässigen Buchhändlers wurden eingezogen. Es trifft zu, dass der *Politische Maul-Affe* Anspielungen auf kleinstädtische Amtsträger enthält, die sich auf die Weißenfelser Verhältnisse beziehen lassen.<sup>452</sup> In den kommenden Jahren, das hat Helmut Krause aus überlieferten Akten heraus dargestellt, gestalteten sich die Beziehungen zwischen Johannes Riemer und der lokalen Obrigkeit, insbesondere zu Bürgermeister Müller, aber auch allgemein zu den Weißenfelser Bürgern, schwierig. Zu langwierigen Auseinandersetzungen führte Riemers Vorhaben, sich auf einem geeigneten Grundstück ein eigenes Haus zu bauen.<sup>453</sup>

Grundsätzlich ist in Weißenfels – ähnlich wie in anderen Universitätsstädten – von einem gespannten Verhältnis zwischen den Einwohnern und den Angehörigen des *Gymnasiums illustre Augusteum* auszugehen. Nicht nur waren dessen „Rector, Professores und alle ankommende Studierende Jugend“ von der „Raths-Jurisdiction“ ausgenommen,<sup>454</sup> neben verschiedenen anderen Privilegien<sup>455</sup> hatte Herzog August auch die Präzedenz der Professoren vor den städtischen Bürger-

---

<sup>451</sup> Staatsarchiv Magdeburg. Rep. A 30 c II Anh. Nr. 1517, sub dato 31. Januar 1681; hier zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 62.

<sup>452</sup> Die Vorwürfe des Weißenfelser Rates beziehen sich vermutlich auf die Schilderung einer Besichtigung der Stadt Ranza (auch: Ronza) und ihres Regiments innerhalb des letzten Drittels des Romans, Kap. CXLI – CLXIV (S. 119–132). Die Protagonisten *Philurt*, *Tamiro* und *Dion Nysi* haben gehört, dass es „einen possirlichen Stadt=Rath alda gebe“ und hoffen, „etzliche Politische Maulaffen“ zu finden: „Nun wunderten wir uns gar nicht / daß von denenselben Rathsherren so gar viel Lächerliches erzählet wurde. Denn eines Theils war der gantze Rath gar wunderlich bestellt; ein Beutler / ein Messerschmied / ein Leineweber / ein Tabacks=Krämer / und ein Brandtwein=Schencke / waren die klügsten Leute darinnen. Der immerwehrende Bürgemeister aber war ein Corporal. Am andern Theile wohnten sonst viel Gelehrte und Weltkluge Leute in der Stadt / welche auf des Raths ungeräumete Possen acht hatten / und dieselben nachsagten.“ Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 120. Die Annahme, dass diese Kapitel die umstrittenen Diffamierungen enthalten, lässt sich durch die im zwei Jahre später erscheinenden Roman *Der Castrirte Maul-Affe* vorgenommenen Kürzungen bekräftigen: Dieser Roman, der Riemer als Vertreter eines *slawischen Warheit[s]begriffs*, A.W.] kritisiert, bricht die zitierende und paraphrasierende Lektüre des Riemer'schen Romans unmittelbar vor der oben zitierten Passage ab. Der fiktive Autor *Turchetto* begründet den Abbruch der Erzählung damit, dass es in der Stadt Ranza „sehr wunderlich zu[gehe] / welches besser ist in einer einfältigen statistica zu bringen / als hier weitläufftig ohne sonderlichen Nutzen zu erzehlen“. Im Nachwort des *Castrirten Maul-Affen* wird dann außerdem darauf hingewiesen, dass die Leute, die im *Politischen Maul-Affen* gestraft, hier „ausgelassen und gleichsam wieder ehrlich gemacht worden“ seien. Vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 327 und 331.

<sup>453</sup> Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 58–63.

<sup>454</sup> Vgl. das zur Stiftungsurkunde des *Augusteums* gehörende *Diploma Privilegiorum*, zitiert bei Riede: *Geschichte*. 1937, S. 23. Vgl. hierzu auch Krause: *Feder*. 1979, S. 57ff. – Für die spätere Dynamik der Gattung ist möglicherweise bedeutsam, dass auch die Buchdrucker akademischer Gerichtsbarkeit unterstanden, ebd., S. 16.

meistern deklariert.<sup>456</sup> Vor diesem Hintergrund hat Riemer als *Professor Oratoriae et Poesos* seinen Roman auch als publizistisches Medium für lokale Polemik genutzt. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass ihm einige seiner Schüler darin gefolgt sind und ihre akademische Freiheit, die sie auch vor Injurienklagen der Bevölkerung<sup>457</sup> schützte, dazu genutzt haben, zahlreiche Anspielungen auf lokale Verhältnisse in ihre Politischen Romane aufzunehmen. Durch den Verlauf dieses ersten Skandals konnten sie sich dazu durchaus ermuntert fühlen:

Die Verfolgung des *Maul-Affen* durch die fürstliche Regierung ist in den Akten der Leipziger Bücherkommission dokumentiert.<sup>458</sup> Ihre Maßnahmen waren, das sei vorab bemerkt, von konfligierenden Interessen bestimmt und alles andere als durchgreifend: Am 25. Februar 1680 hatte der Weißenfeller Rat den Buchführer H. Kolbe, der den *Politischen Maul-Affen* in Weißenfels verkauft hatte, vorgeladen, und diesen Titel als *Schmähschrift* bezeichnet.<sup>459</sup> Im Streit mit dem Weißenfeller Bürgermeister Müller wandte sich Johannes Riemer am 3. März 1680, also wenige Wochen vor dem Erscheinen seines zweiten Romans *Die Politische Colica*, auch direkt an Herzog August. Riemer beklagte sich über „Beschimpfungen“ und bat den Herzog, dem Rat „einen wohlverdienten Verweiß“ zu geben.<sup>460</sup> Die damit von beiden streitenden Parteien angesprochenen Räte wollten sich offenbar zunächst Klarheit über den Vorfall verschaffen. Sie gingen zunächst dem Vorwurf nach, Riemer sei Verfasser eines Pasquills: Auf den 8. März ist ihr Schreiben nach

<sup>455</sup> Befreiung von verschiedenen Steuern und Abgaben, vgl. Riede: *Geschichte*. 1937, S. 23.

<sup>456</sup> Dieser Umstand ist wohl Hintergrund für den Spott gegenüber Bürgermeistern, die nach Hofämtern streben, siehe oben, Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 8,26. Vgl. dazu Krause: *Feder*. 1979, S. 58. Krause verweist auf eine herzogliche Verordnung vom 24. Oktober 1666, Staatsarchiv Dresden, Loc. 11862, fol. 31.

<sup>457</sup> Brüdermann bemerkt (bezogen auf Göttingen im frühen 18. Jahrhundert): „Das Verhalten der Studenten war in dieser Zeit vom Bewusstsein ihrer ‚Akademischen Freiheit‘ geprägt“. Sie bezeichnet zunächst einen geschützten Rechtsstatus für die Angehörigen einer Hochschule. Daraus leiteten die Studenten im „Gefühl ihrer jugendlichen Ungebundenheit“ ihre „Burschenfreiheit“ ab: Sie fühlten sich berechtigt, ein ausschweifendes Leben zu führen und auf andere Gesellschaftsgruppen herabzusehen. Vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990, S. 467.

<sup>458</sup> Die im Leipziger Stadtarchiv liegenden Akten der Leipziger Bücherkommission konnten von Krause in den 70er Jahren nicht eingesehen werden, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 61 (Anmerkung 141). – Als Administrator des Erzstifts Magdeburg residierte Herzog August (13.08.1614–4.06.1680) in Halle, die Regierungskanzlei war indes bereits 1665 nach Weißenfels umgezogen. Die Korrespondenz mit der Leipziger Bücherkommission wird von dort aus geführt. Zur schwierigen Stellung Augusts wie auch seiner Nachfolger als fürstlichen Landesherren vgl. Hahn, der den angesichts der laufenden Bauarbeiten am Schloss frühen Umzug der Kanzlei als öffentlichen Akt mit hohem Symbolcharakter innerhalb des herrschaftlichen Konfliktes zwischen der Dresdener Hauptlinie und der Weißenfeller Sekundogenitur einstuft, vgl. Hahn: *Dynastische Legitimation*. 2003, S. 43 und 54.

<sup>459</sup> Stadtarchiv Weißenfels: *Ratsprotokoll* A I 4350, sub dato 25. Februar 1680. Zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 60.

Leipzig datiert, in dem die Bücherkommission aufgefordert wird, den Autor des *Politischen Maul-Affen* zu identifizieren. Bemerkenswert ist, dass in der förmlichen Bitte um Rechtsbeistand vorausgesetzt wird, der Titel sei den Leipziger Räten bereits bekannt:

„Denenselben wird sonder zweiffel wißend seyn, welcher gestalt unlängsten eine Famos-Schrift unterm titul: Der Politische Maul-affe: divulgiret, und darinnen geist= und weltliche Personen, sowohl andere ehrliche Leüte, an ihren ehren, auch ratione officii angegriffen und gekräncket worden. Wann dann wegen des Autoris solcher Schriff einiger verdacht sich ereignen will, und wir denselben zuerforschen ursach haben, als ersuchen wir die Herren in subsidium juris hiermit freündlich bittende, Sie wollen den Verleger Johann Fritzschen, Buchhändlern zu Leipzig, vor sich erfordern, ihn, wer der Autor dieses Scripti sey, der ihm solches zuverlegen gegeben, und an welchen orthe er solches drucken laßen, eydlich vernehmen, und deßen aussage uns in beglaubter form ehestens anhero communiciren.“<sup>461</sup>

Der Verleger versuchte zunächst, sich „wegen Leibesunpäßlichkeit“ zu entschuldigen, und schickte seinen Diener Tobias Ehling. Ehling wurde am 11. März befragt; dem Protokoll der Kommission ist zu entnehmen, dass er ausweichend reagierte:

„[...] auf Befragen wer der Autor des Buches, der Politische Maulaffe genant und wo dasselbe gedruckt sey, gab [Ehling, A.W.] zur Antwort, daß er es nicht wiße, weder wer es Fritzschen zugeschickt, noch wo es derselbe drucken laßen, wie den Fritzsche viel drucken ließe, so er nicht einmahl zu gesichte kriegte.“<sup>462</sup>

Auf dieses Protokoll reagierte die Weißenfelder Regierung mit einer dringenden Aufforderung, das Verfahren zu beschleunigen. Sie bestand auf einer persönlichen Befragung des Verlegers, notfalls in dessen Haus. Seine Aussage sollte mit gleichem Boten nach Weißenfels geschickt werden. Hofrat Tobias Heidenreich betonte am 12. März, Herzog August habe

„der sachen beschleunigung gnädigst befohlen, inmaßen auch selbige an sich selbst nach gelegenheit derer mit einlaufenden ümbständen keinen verzug leidet, Als ersuchen wir die Heren hiermit anderweit in subsidium juris, Sie wollen, im fall Johann Fritzschen annoch unpäßlich seyn solte, eine oder mehr gerichts Personen in

<sup>460</sup> Staatsarchiv Magdeburg, Rep. A 30 c II Anh. Nr. 1517. Zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 61.

<sup>461</sup> SL TIT XLVI 152, Bl. 74. – Die Unterschrift unter diesem Schreiben ist schwer zu entziffern. Der Name des Schreibers liest sich als Benjamin Schmidtenn. Spätere Schreiben in derselben Sache werden von Tobias Heidenreich (d.J.), einem jüngeren Bruder von David Elias Heidenreich, unterzeichnet. Tobias Heidenreich (d.J.) wird von Riede als Hof- und Justizienrat bezeichnet und (vermutlich ab 1681) als Professor der Rechtswissenschaft am *Augusteum* aufgeführt. Zu den Brüdern Heidenreich und ihrem hypothetischen Verhältnis zu den Politischen Romanen, insbesondere zu Johann Beers Werken vgl. den Beitrag von Jacobsen, der ich auch weiterführende Hinweise in Personalfragen verdanke, vgl. Jacobsen: *Johann Beer*. 1991, S. 50ff. Vgl. auch Jöcher: *Gelehrten-Lexikon*. Band II. 1750, S. 1441 und 1443, das beide als Söhne von Tobias Heidenreich (gest. 1650) bezeichnet; vgl. Riede: *Geschichte*. 1937, S. 62.

<sup>462</sup> SL TIT XLVI 152, Bl. 79.

seine Behauptung abordnen, und ihn [...] eydlich abhören laßen, auch deßen aussage Uns bey gegenwärtigen Bothen in geglaubter form überschicken.“<sup>463</sup>

Am nächsten Tag wurde der Verleger Johann Fritzsche unter Eid in seinem Haus befragt; auf die Frage der Bücherkommission nach dem Autor des *Maul-Affen* gab er zu Protokoll:

„[...] H.M.J. Riemer, Professor zu Weißenfels, wäre autor dieses scripti an den er auch unlängst geschrieben, daß auf der Obrigkeit Begehren er ihn zumelden nicht umbhin könne. Es [?] hätte ihm aber H.M. Riemer dieses nicht selbst gebracht; sondern ein Studiosus, den er nicht kannte.“<sup>464</sup>

Fritzsche wollte Riemer mit dieser Aussage vielleicht die Möglichkeit geben, sich zu entlasten und beispielsweise zu behaupten, das Manuskript sei ihm abhandengekommen und ohne sein Wissen publiziert worden. Die Bücherkommission fragte, ob das Buch zensiert gewesen sei. Die Antwort des Verlegers Fritzsche: „Wäre nicht censiret, und hätte er nach der Zeit erst erfahren, daß eines und anderer wahrhafftige Begebenheit darinnen verborgen seyn solle.“<sup>465</sup> Diese Aussage ist noch am selben Tag, am 13. März, von der Bücherkommission an die Weißenfelder Regierung weitergeleitet worden.

Am Weißenfelder Hof war also spätestens zu diesem Zeitpunkt aktenkundig, dass Professor Johannes Riemer Verfasser einer Famosschrift war, die sich gegen „geist= und weltliche Personen“ in der lokalen Umgebung richtete. Trotz dieser Recherchen der Weißenfelder Regierung gibt es allerdings keine Belege dafür, dass ihr Autor zur Verantwortung gezogen worden wäre. Vielmehr ist ein panegyrisch formulierter Dank Riemers an Herzog August für den gewährten Schutz gegenüber „allen übeln Interpretanten meines wohlgemeinten Werckleins“<sup>466</sup> überliefert.

Es gibt somit keine Belege dafür, dass die Ermittlungen der Zensurkommission Konsequenzen für Riemers sozialen Status gehabt hätten. Der Umstand, dass ein Professor des *Gymnasium illustre Augusteum* ein Pasquill publiziert hatte, wurde durch Herzog August offenbar anders bewertet, als es die Amtssprache seiner Räte nahelegt. Grundsätzlich ist von einem Spannungsverhältnis zwischen der herzoglichen und der städtischen Regierung auszugehen, doch für die Beurteilung

<sup>463</sup> SL TIT XLVI 152, Bl. 75

<sup>464</sup> SL TIT XLVI 152, Bl. 77.

<sup>465</sup> SL TIT XLVI 152, Bl. 77. Auf diese Akten beruft sich Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 79.

<sup>466</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,22ff.

der Politischen Romane durch die fürstliche Herrschaft scheinen noch genauer zu erforschende politische Kräfte- und Rechtsverhältnisse in Sachsen, insbesondere zwischen dem Dresdener Kurfürsten und der Weißenfelser Sekundogenitur maßgeblich.<sup>467</sup> Jedenfalls ist das Vorgehen gegen die Politischen Romanen allgemein, hier insbesondere gegen den Riemer'schen *Maul-Affen*, geeignet, die grundsätzliche Einsicht zu bestätigen, dass – in der Formulierung von York-Gothart Mix – hinsichtlich der Zensur im 17. Jahrhundert

„nicht nur von einer sozialen, territorialen und temporären Diversität auszugehen ist, sondern auch der Normenhorizont nicht als kohärentes, statisches Wertesystem angesehen werden kann. Die von den Zensoren immer wieder angeführten Kriterien Gotteslästerung, Landesverrat, Verleumdung und Sittenlosigkeit verdeckten, daß die Informationskontrolle politischer Opportunität untergeordnet und im Zweifelsfall flexibler war als die langfristig fixierte Zensurgesetzgebung.“<sup>468</sup>

Das Beispiel *Der politische Maul-Affe* demonstriert, dass durch die Zensur als Schmähschriften inkriminierte Satiren unter bestimmten Umständen erfolgreich als engagierte Beiträge zu *guter Policy* ausgegeben werden konnten.<sup>469</sup> Mehr noch: Die frühe Beachtung durch die Zensur lässt nicht nur Riemers *Maul-Affen* zu einem Modell der Gattung werden, sie begründet vielmehr deren große Popularität.

### γ) Ein *schriftliches Compliment an Herzog August*

Johannes Riemer hatte sich in der Auseinandersetzung mit dem Weißenfelser Magistrat mehrere Male an Herzog August gewandt. Hier will er den *Politischen Maul-Affen* als gehobene Unterhaltungsliteratur für den Herrscher und seine

<sup>467</sup> Diese Aspekte sind auch für die Behandlung des Hofangehörigen und Satirikers Johann Beer relevant, vgl. Wicke: *Beer*, 2003.

<sup>468</sup> So resümiert Mix die Forschungsdiskussion, vgl. den Tagungsbericht von Mix: *Zensur. 2002/2003*, S. 52; ähnlich: Tortarolo: *Censorship. 2005*. Die Gattungsgeschichte der Politischen Romane bestätigt, dass die Vorstellung vom starken Gegensatz zwischen Zensoren und ihren Opfern revisionsbedürftig ist. Die Verhältnisse und Beziehungen hinsichtlich der Bücherzensur zwischen Weißenfelser Gymnasium, Weißenfelser Hof, kurfürstlichem Hof in Dresden, Leipziger Bücherkommission sind – wie die juristischen Zuständigkeiten generell – noch nicht hinreichend geklärt; eine solche Untersuchung ermöglicht sicher weitere Aufschlüsse über die Dynamik der Gattung. Die Zersplitterung des Weißenfelser Territoriums – und damit verbundene rechtliche Schwierigkeiten skizzieren Boblenz und Reichel: Vgl. Boblenz: *Zum Territorium. 1999*. Reichel: *Herzogtum. 2003*. Überlegungen zu kulturfördernden Aspekten „der deutschen Kleinstaaterie des Duodezabsolutismus“, zu denen eben auch die Unübersichtlichkeit von zensorischen Zuständigkeiten gehört, bereits bei Berns: *Frühgeschichte. 1993*, hier S. 27ff., das Zitat S. 34.

<sup>469</sup> Dies ist als Differenzierung zu Berns' hilfreicher Hypothese zu verstehen, dass der *Satyricus* die Strafpraxis mittels bestimmter Unterlaufungsstrategien reflektiere und in sein Schreibverfahren integriere: Die *Policy* prägt nicht allein im Hinblick auf Sanktionen die literarische Gestalt der Texte, sondern auch hinsichtlich des von den Texten proklamierten Nutzens: als gestaltungsfähiges Gemeinwesen. Vgl. Berns: *Policy. 1991*, S. 424f.

Amtsträger verstanden wissen,<sup>470</sup> von der sich „die ungelehrte Welt [...] getroffen“ fühlt, „[d]ie sonsten lauter nichts als Leuthe schimpfen kann“<sup>471</sup>. Offensichtlich hat Herzog August den von ihm eingestellten Professor auch als Autor eines Politischen Romanes protegiert, denn Johannes Riemer hat ihm in Halle persönlich für die Gnade gedankt, „daß Er. Hoch=F. Dl. durch ungemaine Macht=Worte allen übeln Interpretanten meines wolgemeinten Werckleins / und allen daher erzwungenen Verleumdungen das Maul stopffen wollen“.<sup>472</sup> Die vulgäre Wendung bezieht sich direkt auf Riemer und beendet die Lobrede mit einem kalkulierten Stilbruch. Damit wird ein drastisches Vorgehen gegenüber Riemers Gegnern gutgeheißen – und auf sprachlicher Ebene reproduziert.

Riemer nimmt sein „schriftliches Compliment“ sowie seine Rede bei dessen Übergabe 1681 als Exempel in seinen *Schatzmeister* auf. Einleitend stellt er den Weißenfelder Skandal aus seiner Perspektive dar: Durch die „unvermuthliche Anfeindung“ sei er gefährdet gewesen, zum Trost habe er in den Briefen von Justus Lipsius gelesen und ansonsten alles „der Gnädigsten Herrschaft anheim“ gestellt.<sup>473</sup> Damit spielt Riemer beiläufig auf die *constantia*- und *prudencia politica*-Lehre des Neustoizismus an, die melancholische Gefährdungen durch „eine möglichst effektive Affektabtötung“ bekämpfte.<sup>474</sup> Sie war für politische Führungsschichten konzipiert, die ein besonderes Interesse daran hatten, handlungsfähig zu bleiben.

Auch in der Rede, mit der er dem Herzog sein Compliment in Halle überreichte, situiert Riemer sich als ein Mitglied der *respublica litteraria*, deren Schriften die Welt erfüllen. Die Gesamtheit aller Schriften wird als „großes weitläufftiges Gebäude [vorgestellt], welches von außen schön / inwendig aber doch nicht allen Leuten

---

<sup>470</sup> Diese Argumentation hat ebenfalls ihre Tradition, vgl. nur entsprechende Bemerkungen Sigmund Feyerabends in Widmungen und Vorreden solcher Publikationen wie *Buch der Liebe*, *Reißbuch* und *Amadis*. Die entsprechenden Passagen bei Thomas Veitschegger, vgl. Veitschegger: *Das Buch der Liebe (1587)*. 1991, S. 221.

<sup>471</sup> Riemer: *Schatzmeister*. [1681] 1987, S. 187f.

<sup>472</sup> Riemer: *Schatzmeister*. [1681] 1987, S. 189,26ff.

<sup>473</sup> Riemer: *Schatzmeister*. [1681] 1987, S. 187,14ff. Riemer bezieht sich konkret auf das zweite Hundert der Briefe des Lipsius.

<sup>474</sup> Sie war für politische Führungsschichten konzipiert, die ein besonderes Interesse daran hatten, handlungsfähig zu bleiben. Überdies war es zeitgenössische Praxis, „neustoisch-lipsianische Argumente zu speziellen Anti-Melancholie-Werken zu kompilieren“. Vgl. die Überlegungen Webers zur „Bedeutung der Melancholie im anthropologischen Modernisierungsprozess des 16. und 17. Jahrhunderts“, Weber: *Im Kampf*. 1990, S. 184.

gefallen will<sup>475</sup>. Er selbst habe nur wenig zu diesem Haus beigetragen, aber neben

„ändern ernsthaftigen Dingen [...] auch ein Satyrisches Lust=Werckgen / zu keinem andern Zwecke / als hohe Gemüther / welche den Tag über mit Klagen und Supplicen der Unterthanen sich ermüdet / zu Belustigen geschrieben / und darinnen Jactantia und Ambitionem, zwene Feinde aller Politischen Tugenden / mit Sententien und Praejudiciis gelehrter Leute / als ein Christlicher Satyricus, nach anderer Exempel gestrafft.“<sup>476</sup>

Die hier angesprochenen „Politischen Tugenden“ sind keine dubiosen Verhaltensmodi, sondern signalisieren professionelle Kompetenz. Sie gehören zu einer verantwortungsvollen, diskreten und asketischen Amtsethik, der sich Autor und Adressaten verpflichtet wissen. Nach Riemer bestehen viele Verwaltungsgeschäfte darin, sich mit schriftlichen Einreichungen unzufriedener Untergebener zu beschäftigen. Seine Formulierung legt nahe, dass sich deren Klagen und Suppliken lediglich Partikularinteressen verdanken, die von Prahlerei und Ehrsucht geprägt sind. Damit legitimiert er seine Satire mit dem Ressentiment des Hofes gegen Untergebene und die städtische Gemeinde. Hier wird der Wunsch pflichtbewusster Männer gerechtfertigt, sich durch die unterhaltsame Lektüre von Satiren zu erholen, die typischen Schwächen der *subditi* gelten. Als Autor betont Riemer damit den normativen Konsens mit den Verwaltern der Herrschaft, wenn er sich auf einen von „Politischen Tugenden“ bestimmten Verhaltenskodex beruft. Die positive Norm seiner satirischen Darstellung bildet demnach der vorbildliche Verhaltenskodex professioneller Politiker. Stichwortartig wird auf die gelehrten Anteile der unterhaltenden Schrift („Sententien und Praejudiciis gelehrter Leute“) hingewiesen, auf die fromme Haltung des Autors („Christlicher Satyricus“) und sein traditionsreiches Vorgehen („nach anderer Exempel gestrafft“). Der Autor dieses unterhaltsamen Textes weiß sich der „Wahrheit“ verpflichtet, das wird selbst im Rahmen der hier waltenden Strategie der Verharmlosung betont,<sup>477</sup> aber

<sup>475</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,6.

<sup>476</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,12–18. Riemer kann sich darin auf Luther berufen, nach dem im „euserlichem Leben in der Welt“ Sanktionen gegenüber gesellschaftsschädigendem Handeln angebracht sind, nicht Nachsicht gegenüber den Schwächen des Nächsten, vgl. Luther: *Werke*. Band 50. 1914, S. 452. – In diesem Zusammenhang wird bedeutsam, dass der Aufschneider nicht nur seiner Person schade. Betrifft sein Verhalten nur ihn selbst, so sind seine Mitmenschen gemäß des fünften Gebotes aufgefordert, seine Sünden gegenüber anderen zu entschuldigen. Vgl. Luther: *Eine kurze Form*. [1520] 1983, S. 52, 57.

<sup>477</sup> Dazu gehört auch der konsequent gebrauchte Diminutiv *Werkgen* für das strittige Buch. Riemer präsentiert sich hier als faktenorientierter Vermittler einer Wahrheit, die ohnedies offen zu Tage gelegen habe: „Die Sonne der Wahrheit habe ich gesucht / welche ohne dem geschienen hätte; Ich möchte dero Strahlen in das Fächlein meiner Arbeit leuchten lassen oder nicht.“ Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,18ff.

es hat „sich etwa einer oder anderer deßwegen offendiret befunden / und sich öffentlich beschweret“. <sup>478</sup> So kommt es anlässlich eines „Satyrisch Werckgen“ <sup>479</sup>, das doch der Erholung vielbeschäftigter Beamten dienen sollte, zu einer neuen Klage gekränkter Untergebener. Riemer geht selbstverständlich davon aus, dass Herzog August sich entweder durch seine gelehrten Räte oder durch eigene Lektüre davon hat überzeugen können, dass diese öffentlichen Angriffe nicht gerechtfertigt sind: <sup>480</sup>

„Hingegen werden auch Sie zur Gnüge von dero Hochgelehrten / und Welt-erfahrenen Dienern berichtet worden seyn / daferne dero Hoch-Fürstl. Verstand nicht selbst schon die helle Reinlichkeit meiner Zeilen ersehen / und mich vor gerecht / und als einen Priester / der seine Sünde ohne Affecten straffet / durch gleichmäßige Freyheit / erkläret.“ <sup>481</sup>

Es folgt sein abschließender Dank dafür, dass der Herzog seinen Text gebilligt und damit allen anderslautenden Deutungen widersprochen hat. Hinsichtlich seiner Kritiker wird Riemer dabei durchaus drastisch. <sup>482</sup> Durch fürstliches „Gesetz“ <sup>483</sup> werden die Verleumder zum Schweigen gebracht, aber – das sei an dieser Stelle nur angemerkt – wohl nicht alle Zeitgenossen überzeugt. <sup>484</sup> Jedenfalls erfordert solch herrschaftliches Handeln einen angemessenen Dank, weshalb Riemer den folgenden Panegyrikus verfasst hat. Er nutzt ihn, um den ihm gewährten Schutz zu verewigen – und publik zu machen. <sup>485</sup>

<sup>478</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,18ff.

<sup>479</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 187,14.

<sup>480</sup> Anders als in der verherrlichenden Danksagung insinuiert, geht Riemer hier nicht selbstverständlich davon aus, dass Herzog August seinen *Politischen Maul-Affen*, der Titel wird übrigens nirgends genannt, selbst gelesen habe. Vermutlich haben ihn seine Räte, unter ihnen Tobias Heidenreich, über diesen Titel informiert. Jedenfalls lässt sich – anders als bei allen anderen Politischen Romanen – belegen, dass ein Exemplar des *Politischen Maul-Affen* bis etwa 1737 zum Bestand der Fürstlichen Bibliothek gehört hat. Offenbar existiert eine Liste von 354 Titeln, „welche aus der Fürstl. Bibliothek zu Weißenfels in die Bibliothek des [...] Gymnasii allergnädigst geschenkt worden“ sind, worunter sich Riemer'sche *Maul-Affe* befindet. Vgl. Klein: *Gymnasium*. Band 1. 2003, S. 379. Klein verlässt sich hinsichtlich der literarischen Produktion der Weißenfelder Professoren auf veraltete Schriftenverzeichnisse, so dass er den Roman an dieser Stelle aufgrund von Angaben im *Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler* (1803) fälschlich Weise zuschreibt, weiter vorn indes richtig Riemer, vgl. S. 159. Die Überlieferungslage ist schlecht, was die Bestände der Weißenfelder Bibliotheken betrifft, vgl. aber zur Fürstlichen Bibliothek wie auch zur Bibliothek des Weißenfelder Gymnasiums (in dessen katalogisierten Beständen sich kein Politischer Roman befand) den Beitrag von Jacobsen: *Zu Geschichte*. 1998.

<sup>481</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,22ff.

<sup>482</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,26ff.

<sup>483</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 187,23.

<sup>484</sup> Dafür spricht die – an späterer Stelle zu erörternde – Kritik, die Christian Weise im *Bericht* an Riemers Satire übt, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,22ff., [Weise: *Bericht*. 1680, S. 114].

<sup>485</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 189,34.

Zunächst werden bekannte Argumente wiederholt: Johannes Riemer beschreibt den *Politischen Maul-Affen* gegenüber Herzog August als fürstliche Unterhaltungsliteratur, deren so beflissener wie argloser Autor vom unverständigen Pöbel auf unverhältnismäßige Weise angegriffen worden sei:

„Ich ließ O großer Fürst aus meiner Feder fließen  
 Nur dir allein zur Lust / ein kleines Buch voll Schertz  
 Da solte sich der Rhein entzünden und ergießen  
 Daß die Verfolgung mir gieng über Seel und Hertz.  
 Die ungelehrte Welt fand etwas sich getroffen  
 Die sonsten lauter nichts als Leuthe schimpfen kan  
 Damit Sie nun von mir ein Unglück könnte hoffen  
 So sagte Sie der Witz wär auch gestochen an.  
 Sie machten mich verhaßt bey Priester und Propheten  
 Und wiegelt andre auf wie Sie gewohnet ist  
 Das war ein Hertzeleid. [...]“<sup>486</sup>

Johannes Riemer stellt sich hier als unschuldiges und unglückliches Opfer einer verleumdenden, gehässigen und andere, auch Inhaber öffentlicher Ämter („Priester und Propheten“), verhetzenden Menge. Gemeint sind die Untergebenen, die weder zu einem angemessenen Urteil noch zu einem angemessenen Verhalten fähig sind. Zum Opfer geworden ist Riemer, weil er gegenüber seinem Fürsten seine genuinen Pflichten als Poet zu erfüllen versucht hat. Hierzu gehört es, für den von den Herrschaftsaufgaben erschöpften Herrscher unterhaltende Texte bereitzustellen, bei deren Lektüre er sich erholen kann.<sup>487</sup> Das Buch wird als unaufwendige Möglichkeit herrschaftlichen Divertissements präsentiert; demnach können nur böswillige Leser behaupten, solche Scherze seien verletzend:

„[...] Es müßen ja Poeten  
 Mit ihren Freuden=Geist und zarter Sinnen=List  
 Zu ihrer Herren Lust bißweilen etwas schreiben  
 Damit sich das Gemüth / das von Regierung matt

<sup>486</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 187,39–188,10. Die sprichwörtliche Rede vom Rhein, der sich entzünden solle, ist sowohl bei Luther als auch bei Schottel belegt. Sie bezeichnet etwas Unerhörtes, Unmögliches oder Schwieriges. Riemer kontrastiert die Arglosigkeit seines Handelns mit den heftigen Reaktionen, um deren eklatante Unangemessenheit zu betonen. Es ist nicht auszuschließen, dass Riemer hier lutherschen Sprachgebrauch assoziiert wissen will: „Wenn jemand Gottes Wort leret, der hat (wie man in deutschen Landen sagt) den Rein entbrand“, zitiert nach Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 14, Sp. 854, 39 [Der digitale Grimm®].

<sup>487</sup> Analog argumentiert Hans Wilhelm Kirchhof in der Widmung des *Wendunmuth* (1563) an hessische Hofbeamte. Kirchhof empfiehlt den erschöpften Beamten, sich mittels der leichtverdaulichen Lektüre seines Buches zu erholen. Die Beamten seien „immerdar mit vielen mannhafften, trefflichen und irrigen sachen belestigt und müd gemacht worden“, seine Schwanksammlung diene dazu, „solchs darmit (als einer vom wein überdrüssig, mit bier oder kovent sich labt) außzutreiben“. Vgl. Kirchhof: *Wendunmuth* (1563–1601). 1980. Band I, S. 6. Zur Widmung vgl. die Einleitung von Gotzkowsky in: Kirchhof: *Kleine Schriften*. 1981, S. 12.

An einen Schertz erholt / die Zeit mit zuvertreiben.  
 Wann sonst ein Fürsten=Geist kein ander Mittel hat.“<sup>488</sup>

Riemer betont die gewichtige Rolle der Poeten für die Regierungsfähigkeit der Herrschaft. Sie wird noch dadurch bekräftigt, dass bereits die römischen Kaiser für den Schutz ihrer Poeten an Leib und Leben gesorgt hätten: Riemer stellt sich hier in eine Reihe mit Juvenal, Horaz und Martial, aber – und das ist an dieser Stelle wichtiger – er stellt vor allem die Protektion durch Herzog August in eine bedeutende Tradition, indem er suggeriert, dieser habe ihm gegenüber wie ein römischer Kaiser gehandelt:

„Drum wurde Juvenal von Adrian erhalten  
 Da ihn dergleichen auch wie ietzo mich betraff.  
 Es ließ Horatius nur seinen Käyser walten  
 Als ihm gleich seine Stad versagte Kost und Schlaff.  
 Bloß daß man seine Schrifft und sitten=reiche Oden  
 Unbillig angefeind. Es wäre Martial  
 Und seine Poesie erlegt zu Grund und Boden  
 Wann Claudius gethan mit seiner Gnaden Strahl.  
 Wer weis was mir geschehn / wenn meines Fürsten Güte  
 Mich hätte nicht bedeckt. Ach! habe ewig Danck  
 Du Vater aller Treu. [...]“<sup>489</sup>

In den folgenden Versen entfaltet Johannes Riemer seinen Dank in betuernden und den Herrscher verherrlichenden Szenen. Darin deutet er den ihm gewährten Schutz als Beweis für staatlich garantierte Rechtssicherheit, außerdem als demonstrativen Beleg dafür, dass das Wohlergehen der Untertanen gewährleistet sei.

<sup>488</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 188,10–15.

<sup>489</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 188,16–26. Es ist unklar, auf welche Überlieferung sich Riemer mit diesen Angaben stützt: Juvenals (erschlossenes Geburtsjahr etwa 67 nach Chr., gestorben um 130) maßgebliche Schaffensperiode fällt in die Regierungszeit Domitians, der als autokratischer Herrscher die Reichsverwaltung weiter zentralisierte und auf den Juvenal große Hoffnungen setzte. Juvenals Vita ist in der Spätantike kompiliert worden und fiktiven Gehalts. – Die Oden des Horaz sind teilweise angeblich auf Drängen des Augustus entstanden. Maecenas schenkte Horaz 32 v. Chr. das Sabinum, ein Landgut, das dieser auch dann nicht aufgab, als Augustus den Dichter als Privatsekretär einstellen wollte, wie die Vita des Sueton berichtet. Die Hinweise auf die ungünstige Aufnahme seiner Lyrik in *epist.* 1,19,35–41 bleiben allgemein. In den *Satiren* wird Oktavian, der spätere Augustus, rühmend erwähnt, 2,1,11 und 2,5,62–64. Möglicherweise spielt Riemer auf die kühne Aufforderung an die Römer, aus Rom auszuwandern, in Epode 16 an. Einen Hinweis auf ein erzwungenes Exil habe ich nicht gefunden, vgl. Lefèvre: *Horaz*. 1993. – Martial (zw. 38 und 41 n. Chr. geb.; spätestens 104 n. Chr. gest.) erhielt von Titus, später von Domitian die Privilegien eines Vaters von drei Kindern (*ius trium liberorum*). Er verfasste panegyrische Epigramme auf Kaiser Domitian. Nach dem Tod von Domitian (96 n. Chr.) weist Martial die personifizierten Schmeicheleien programmatisch von sich. Verbindungen zu Claudius sind sehr unwahrscheinlich; Claudius war Kaiser von 41–54 n. Chr., Martial kam etwa 64 nach Rom. Alle Angaben nach *Der neue Pauly*. 1997ff.

Zum Schluss greift der Panegyrikus auch noch in die Zukunft aus: Riemer bittet um Protektion für zukünftige Publikationen, wobei er versichert, diese würden alle nur Variationen des bereits formulierten Herrscherlobs bilden:

„[...] Ich wil vor Gott hin knien  
 Und vor dein Wohlergehn ermüden deßen Thron  
 Daß die Gerechtigkeit und Wohlfahrt möge blühen  
 Weil du gewendet dies / was mich betrübet schon:  
 Was meiner Unschuld schwer und harte war. Ach höre  
 Und thu noch dies dazu: Daß ein befehligs Wort  
 Mit wiederholter Krafft der fernen Feindschafft wehre  
 Verneue den Befehl: Damit ich immerfort  
 In Ruhe des Gemüths kan meine Verse schreiben  
 Denn künfftig wil ich nichts als nur Augustus Preiß  
 Und hohen Fürsten Ruhm den Bücher einverleiben  
 Zu später Ewigkeit. Indessen soll mein Fleiß  
 Nach diesen Wundsche gehn / dadurch er sich erwerbe  
 daß ich dein Unterthan / und treuer Diener sterbe.“<sup>490</sup>

Vermutlich hat Riemer, auch wenn hier stilisierend von „Verse[n]“ die Rede ist, bei dieser Bitte an den etwa zeitgleich erscheinenden Roman *Die Politische Colica* gedacht. Bereits kurz nach dessen Erscheinen verstarb indes Herzog August (am 4. Juni 1680), und möglicherweise führte eine geänderte, genauer: strengere Haltung des Hofes gegenüber „Politischen Tractätlein“<sup>491</sup> unter Johann Adolf dazu, dass Riemer nur noch einen weiteren Politischen Roman, den *Stock-Fisch* (1681), publiziert hat. Der Wunsch der herzoglichen Regierung nach einer stärkeren Aufsicht der politischen Literaturproduktion im Umkreis des Gymnasiums, wie er in einem Visitationsdekret von 1682 dokumentiert ist,<sup>492</sup> ist nicht nur ein erneuter Hinweis auf das akademische Milieu, dem die Autoren der Politischen Romane entstammen, er ist auch ein außerliterarischer Faktor für die Entwicklung der Gattung.

### δ) *Die Politische Colica*

Keine vier Monate nach dem *Politischen Maul-Affen* erscheint die *Politische Colica*. Sie wird in zweifacher Weise von Vorreden gerahmt, die sich entsprechend der von Riemer vorgenommenen Spaltung des Publikums an zwei verschiedene

<sup>490</sup> Riemer: *Schatz-Meister*. [1681] 1987, S. 188,28–41.

<sup>491</sup> Vgl. das nach Abschluss der von Johann Adolf angeordneten Visitation des Weißenfelter *Augusteums* übergebene Dekret vom 28. Januar 1682 [Staatsarchiv Dresden Nr. 13829 b], publiziert bei Riede: *Geschichte*. 1937, S. 93f.

<sup>492</sup> Diese Hypothese wird weiter unten aufgegriffen und entfaltet, vgl. das Kapitel zu den Widerrufenen Weises und Riemers.

Gruppen wenden: Eine Leservorrede und eine thematische „Vorbereitung“. Es ist signifikant für die Rechtfertigungsnot Riemers, dass er einen systematischen Referenzwechsel vornimmt: nicht ein Rückbezug auf Weises lustige Bücher, sondern eine politiktheoretische Einleitung soll nun das vorgelegte Werk als politisch relevante Literatur ausweisen.

Die Vorrede greift indirekt die gegen den *Maul-Affen* gerichteten Vorwürfe auf und belehrt vor allem die „engen und zugeschlossenen Köpfe[]“, die nicht „zwischen einen Pasquill und einer Satyrischen Moralschrift“<sup>493</sup> unterscheiden können.<sup>494</sup> Die „Vorbereitung zur Politischen Colica“ dient dagegen dazu, Mitgliedern der Herrschaftsschicht die politische Bedeutung des Textes zu demonstrieren.<sup>495</sup>

Interessant ist auch, dass Riemer viel seltener als Weise auf gelehrte Autoritäten rekurriert, wenn es darum geht, in seiner Rolle als Autor persönlich glaubwürdig zu wirken. Stattdessen nutzt er ein christliches, zuweilen lutherisch orthodoxes Vokabular, das Glaubwürdigkeit gebietet.<sup>496</sup> Gleichzeitig ordnet er seine Schriften unverdrossen der literarischen Tradition der römischen Satire zu, der – wie er betont – im Namen der Moral auch persönliche Angriffe erlaubt gewesen seien, um lakonisch hinzuzufügen: „(Quod detestor)“!<sup>497</sup>

Die **Leservorrede** wird von einem fiktiven Herausgeber begonnen, der behauptet, den Entwurf zur *Politischen Colica* aus den Händen eines Freundes erhalten zu haben, der selber verweist sei. Dieser habe bereits „ein Satyrisch büchlein“ verfasst, auf dessen Titel und dessen Format angespielt wird,<sup>498</sup> worin die *Politische Colica* für „itzige Oster Messe“ angekündigt worden sei.<sup>499</sup> Doch nun sei der Freund aufgebrochen, um in Italien die Statuen des Pasquini und des zu Marphorü besuchen, „damit er künfftig in Teutschland / den wahren Unterscheid / zwi-

<sup>493</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 169,10ff.

<sup>494</sup> Das kurze Nachwort rekurriert auf diese Vorrede; der Autor verweist die Leser auf außertextuelle Diskussionszusammenhänge, erinnert mithin an die außerliterarischen Bezüge der Darstellung. Vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 324,25ff. (CAP. CLXI).

<sup>495</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 172,17ff.

<sup>496</sup> Einen geistlichen Kontext und eine religiöse Rhetorik wählt er auch für seine Distanzierung von den Politischen Romanen in der Vorrede zur Postille *Blaße Furcht und Gruenende Hoffnung* im Jahr 1684, dazu weiter unten.

<sup>497</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,37.

<sup>498</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,2f.

<sup>499</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,8.

schen der Satyr und einen verbotenen Basquill / etzlichen noch widersinnigen Leuten recht gründlich bei bringen könne“.<sup>500</sup>

Der „ehrliche Autor, mein hertzensguter Freund“, so der fiktive Herausgeber weiter, habe ihm deshalb die „Disposition zu der Politischen Colica / nechst allen darinnen angeführten Erfindungen“<sup>501</sup> überlassen, damit das Buch rechtzeitig zur Messe vorliege.<sup>502</sup> Er sei der Bitte des Autors aus Gründen der Freundschaft nachgekommen und habe

„dann das Werck in Namen Gottes / vor mich genommen und darinnen sonderlich dreyerley laster / der Erbaren Welt zu Ehren und Gefallen / und aus dem grunde des Moral gesetzes / treulich wiederrathen; als nemlich: Geitz / verbotene Liebe / und verschwendung.“<sup>503</sup>

Damit wird *Die Politische Colica* wie schon der *Maul-Affe* in betont konventioneller Weise als moraldidaktische Satire eingeführt. Die floskelhafte Berufung auf den göttlichen Beistand wird wiederholt aufgegriffen, um die Lauterkeit der literarischen Intentionen zu betonen. In der Art eines Syllogismus wird dabei behauptet, der Beistand Gottes und personalsatirische Intentionen schließen einander aus; genauso wird geschlussfolgert, christliche Leser seien außerstande, die guten Intentionen des Verfassers zu ignorieren und zu versuchen, die Erzählung auf ihnen bekannte Personen zu beziehen.<sup>504</sup> Der fiktive Herausgeber bezieht sich nicht auf die Initialen *A.B.C.*, die die Autorstelle vertreten, übernimmt aber auf den folgenden Seiten durchaus die Rolle desjenigen, der das geschaffene Werk verantwortet. Die fiktive Herausgabe der *Colica* dient denn auch weniger dazu, sich vom vorgelegten Werk zu distanzieren, als vielmehr auktoriale Verantwortlichkeiten zu verwischen. Nach dem Weißenfelser Skandal war Johannes Riemer wohl daran gelegen, seine Autorschaft zu veruneindeutigen – aber nicht mehr. Es ist festzuhalten, dass sein Bemühen, die eigene Person in den Hintergrund treten zu lassen, beispielsweise nicht dazu führt, den bereits im *Maul-Affen* angekündigten Titel des Romans zu verändern.

<sup>500</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,10ff.

<sup>501</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,25.

<sup>502</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 7,11.

<sup>503</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165,31.

<sup>504</sup> „Nachdem nun Gott / und das vorhaben / einen gefallenen mitbruder zu schimpfen / so wenig bey-sammen stehen können / als Hölle und Himmel: so wenig werde ich mich auch besorgen dörrffen / ein Christlicher Leser / werde mit hintansetzung meines guten zweckes / keine zeile anders auslegen / oder auf einen Menschen / er sey auch der ungerechteste und gröste Sünder in der Welt / zu deuten suchen.“ Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,3ff.

Riemer beruft sich auf die „Reinigkeit eines Christlichen Gewissens“ und auf „die pflicht / womit ich der Christenheit verbunden bin“. Er bestreitet ausdrücklich, dass es in seinen Geschichten („Historien“) um wirkliche Personen gehe.<sup>505</sup> Einen Moment verweilt er bei der ästhetisch reizvollen Möglichkeit, sich an wirklichen Ereignissen zu orientieren („Das ist gewiß: tausend die allerlächerlichsten Historien hätte ich mit anführen können; und das Buch durchgehende lustiger machen“)<sup>506</sup>, verweist aber auf seinen Vorsatz, niemanden angreifen zu wollen. Diese Absicht wird nun mittels einer *captatio benevolentiae*, die als *confessio* erscheint, bekräftigt: Der Autor betont seine eigene moralische Gebrechlichkeit, seine Neigung zu Fehlern und Irrtümern. Er bekennt, auch nur ein Mensch zu sein,<sup>507</sup> auch er sei kritisierbar, auch er finde in „dergleichen Büchern mein eigen Morale“, um dann derart „getroffen“ sein Verhalten zu verändern und „der Welt anders in die Augen zu gehen“<sup>508</sup>. Allerdings – und schon hier wandelt sich der Gestus der Zerknirschung in unverhohlene Kritik – vollziehe er eine solche *metanoia* insgeheim, „nicht mit öffentlichen Geschrey“.<sup>509</sup> Sonst erführe ja jeder, dass er „dergleichen kerle“ wäre, und es würden ihm „andere Leute die übrigen Historien / an denen ich nicht schuldig bin“ zuschreiben, und ihn „dadurch zur Fabel“ machen.<sup>510</sup> Zunächst dient Riemers Selbstdarstellung dazu, sich seinen Lesern als fehlbarer Mensch, als einer von ihnen zu nähern. Sie mündet indes in der Schilderung eines Rezeptionsverhaltens, das dem übrigen Publikum als vorbildlich empfohlen wird und vor allem durch die Vermeidung von Aufsehen bestimmt ist.

Riemer vergleicht seine Rolle mit der eines Predigers, zu dessen Aufgaben es gehöre, „nach den Worten des Gesetzbuches“ zu mahnen und zu strafen.<sup>511</sup> Aus dieser Perspektive erklären sich auch die wiederholten Allusionen auf Martin Luther. Wollten die Zuhörer einer Predigt dem Prediger unterstellen, er schmähe sie persönlich, dann „würde ein ieglicher Priester / alle Sontage / in so viel IN-

<sup>505</sup> „[...] iemand / er sey Freund / oder Feind / in / oder ausser der Kirche / Bürger oder Bauer / hohes / oder niedriges Standes / in meine gedanken genommen / vielweniger aus der Feder flüßen lassen“, Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,12.

<sup>506</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,15f.

<sup>507</sup> „Denn ich bin ia selbst ein Mensche / dem menschliche Schwachheit anklebet“, Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,20f.

<sup>508</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,20ff.

<sup>509</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,26f. Ähnliche Argumente nutzt Weise im *Bericht*, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 311,13ff., [Weise: *Bericht*. 1680, S. 107].

<sup>510</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166,26ff.

<sup>511</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 166, 35.

JURIEN PROCESSE alß zuhörér er gehabt / sich einlassen“ müssen.<sup>512</sup> Riemer argumentiert weiter im Kontext von Sünde und Schuld und betont: das „Gewissen ist des menschen Schuldbuch“.<sup>513</sup> Hinsichtlich der Vergebung unterscheidet er zwischen unwillkürlichen und vorsätzlichen Sünden<sup>514</sup>: Allein diejenigen, die durch ihr Verhalten willentlich der Gesellschaft, in der sie leben, schaden wollten, hätten es verdient, dass ihnen in diesen – nota bene – fiktiven Geschichten der Spiegel vorgehalten werde:

„Wer aber den vorsatz hat in einer Republicue sündlich und ärgerlich zu leben / kein laster zu ändern; sondern seine Einfalt vor klugheit; und das verbrechen vor eine Tugend und Kunst zu achten; ist der nicht würdig / daß man Ihm einen Spiegel vorhalte / das ist / in einer erfundenen Historie lesen lasse / wie er sich und dem gemeinen besten schade.“<sup>515</sup>

Hierbei handelt es sich um eine juristisch unangreifbare Version seiner Absichten: Den Lesern soll mittels fiktiver Erzählungen demonstriert werden, inwiefern individuelles Verhalten das staatlich verfasste Gemeinwesen beeinträchtigt. Dabei wird eine gewisse Nähe zu naturrechtlichen Vorstellungen deutlich, insofern der eigene und der gesellschaftliche Nutzen eng geführt werden. Die Rede vom *gemeinen besten* dient dazu, die öffentliche Kritik gegenüber dem Verhalten des Einzelnen zu legitimieren. Wiederum bringt Riemer indes personenbezogene und themenbezogene Darstellungsabsichten in einen verdächtig engen Zusammenhang, denn zwischen vorsätzlichen und unwillkürlichen verwerflichen Handlungen kann ja nur unterschieden werden, wenn die persönlichen Motive des Handelnden bekannt sind.

In diesen Zusammenhang gehört, dass immer wieder auf die besondere Freiheit rekurriert wird, die Satiriker, Maler und Bildhauer gleichermaßen für ihre Erfindungen beanspruchen könnten.<sup>516</sup> Insbesondere angesichts der besonderen

<sup>512</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, ebd. Dass kein Gewissen völlig rein sei, illustriert Riemer dann mit der bekannten Anekdote vom Prediger, der von der Kanzel herab „den Ehebruch eifrig straffte“, dabei droht, einem ihm bekannten Ehebrecher sein Buch an den Kopf werfen zu wollen. Als er ausholt, duckt sich die gesamte Gemeinde weg.

<sup>513</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979], S. 167,8.

<sup>514</sup> Unzählige menschliche Sünden werden vergeben, solange sie „aus Mißverständnis / oder Schwachheit geschehen“, vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 167,14.

<sup>515</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 167,15ff.

<sup>516</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,20. Falls den Künstlern ihre Darstellungsfreiheit bestritten würde, müssten auch die Theater geschlossen werden. Überhaupt analogisiert Riemer hier die Funktion der Satiren mit der von Komödien, wenn er das Motto eines berühmten sächsischen Schauspielhauses „HIC NOS; NOSTROSQUE MORES SPECTAMUS IN ALIORUM PERSONIS“ in leicht abgewandelter Form („an statt SPECTAMUS: LEGIMUS“) auch über alle Satiren gesetzt wissen möchte. Vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,28ff. – Riemer spielt hier auf das Dresdener Komödienhaus an, das 1664/67

Sphäre, der seine satirische Kritik gilt, sei eine solche Lizenz vollständig berechtigt, denn in seinen Erzählungen gehe es um allgemeine Missstände, die das „honestum publicum“<sup>517</sup> betreffen. Abstoßende Phänomene wie Verstöße gegen die guten Sitten oder „hoffärtige[] Minen / Geberden / Gang und andere dergleichen Bezeugungen der Leute, die die allgemeine Bescheidenheit [...] beflecken“, werden weder von geistlichen Predigten noch von weltlichen Gesetzen erfasst und sanktioniert:<sup>518</sup>

„[...] ich will nur sagen daß der Satyricorum Freyheit dennoch darinnen unzergänzt bleibet / wenn sie diejenigen vorsetzlichen groben Soloecismos so in Policy wesen vorgehen; mit welchen kein Geistlicher will zu thun haben / in einer Sinnreichen feinen MORAL-Schrifft vorstellen / und denen Oberrn / welche offft davon entfernt zuverstehen geben.“<sup>519</sup>

Die Berufung auf gesellschaftsethische Normen und Konventionen impliziert einen umfassenden moralischen Anspruch, doch die Verstöße gegen die gute Ordnung finden sich dann wohl besonders bei den „Ronzaischen Rathsherren“<sup>520</sup> im *Politischen Maul-Affen*. Riemer rechtfertigt dort mit eben dem gleichen Hinweis auf deren *Soloecismos* seine kritische Darstellung.<sup>521</sup>

Seine Berechtigung zu öffentlicher Kritik unterstreicht Riemer auch durch den gewagten Hinweis darauf, dass die historische Bedeutung Roms nicht zuletzt auf

---

nach Plänen des Wolf Caspar von Klengels neben dem Schloss errichtet worden war und zu den ersten festen Theaterbauten in Deutschland gehörte; es war im Inneren prächtig ausgestaltet; 1707 wurde es zur ersten katholischen Hofkirche umgestaltet. Vgl. Stimmel: *Stadtlexikon*. 21998, S. 227. Für die Hilfe bei der Suche nach dem Standort des Mottos danke ich Cordula Bischoff (Dresden).

<sup>517</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,25.

<sup>518</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,11ff. Dieser Hinweis auf äußerliches Verhalten, das abstoßend wirkt, mag auch mit den personalsatirischen Momenten des *Maul-Affen* zu tun haben. Bekanntlich muss man Menschen nicht beim Namen nennen, sondern es reicht, ihren äußeren Habitus zu beschreiben, um sie identifizieren zu können. Riemers Unterscheidungen entsprechen der schulphilosophischen Einteilung der praktischen Philosophie in drei Disziplinen, die verschiedenen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens gelten: Die Ethik handelt von den wertvollen Eigenschaften, ihr Prinzip ist das *honestum*; das Recht (*iustum*) kann äußere Handlungen erzwingen; die Politik entspricht der *prudencia*, die hinsichtlich des privaten *status* wie des öffentlichen Staates die sozialen Beziehungen gestaltet. Vgl. Scattola: „*Prudentia*“. 1997, S. 359. – Zur Unerzwingbarkeit gesellschaftsethischer Normen vgl. auch Beetz: *Frühmoderne Höflichkeit*. 1990, S. 120.

<sup>519</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 167,32f.

<sup>520</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 122,30.

<sup>521</sup> Vgl. die Einleitung des CXLVII. Kapitels: „Daß ich nun wieder auf die Ronzaischen Rathsherren falle / so muß ich etzliche ihre SOLOECISMOS entschuldigen; oder lieber gar verschweigen / welche Sie theils auß Armuth einschleichen lassen musten.“ Er schildert dann, wie die Ratsmitglieder durch unverantwortliches und eigennütziges Handeln dem Gemeinwesen schaden. Dazu gehört beispielsweise „übeles Haußhalten und Untreue“ der Ratsmitglieder. Durch ihr verantwortungsloses und eigennütziges Verhalten verlieren sie städtischen Besitz, „unterschiedliche Dörfer / schöne FUNDOS an der Stadt und andere herrliche PERTINENTien; wie auch hohe Gerechtigkeiten / Ober und Nieder=Jagt; vortrefliche Mühlen“ – und ruinieren die Stadtgemeinde; vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 122f.

der moralischen Strenge seiner Satiriker beruhe.<sup>522</sup> Hier gilt ihm die Satire als sozialdisziplinierendes Medium, um die gute Ordnung aufrechtzuerhalten, und er bezieht sein Werk – wie schon im Panegyrikus auf Herzog August und nochmals weiter unten – auf die römische Satiretradition. Dabei wird das literarhistorische wiederum von dem didaktischen Argument ergänzt, nach dem „eine höfliche Er-röthung bey einem schamhafftigen Jünglinge“ oft mehr als Prügel nütze. Ähnliches lasse sich für alle Leser sagen, denn die „beßerung“ aus eigener Motivation sei „weit beständiger“ als eine durch Furcht vor äußerer Strafe erzwungene Verhaltensänderung.<sup>523</sup>

Zweifeln an seiner Berechtigung zur „CENSURA MORUM“ hält der Autor in protestantischem Pathos die „heilige Schrift“ entgegen. In Anspielung auf den 1. Brief des Petrus (1. Petr. 2,5 und 9) argumentiert er, alle Christen seien durch Christus „zu königen und Priestern gemacht“ worden. Allein das allgemeine Priestertum der Gläubigen berechtere ihn zur öffentlichen Kritik alltäglich gewordener Laster („und auf solche weise hätte ich ja wol Macht / ein täglich laster [...] gleich andern Christen / mit einer gelinden beschämung in Schrifften zubestrafen“).<sup>524</sup>

Es fällt auf, dass innerhalb dieser Kaskade von Argumenten verschiedener Provenienz, mit denen der anonym bleibende Riemer insbesondere seine persönliche Autorität als Satiriker festigen und seine Angriffe rechtfertigen will, den religiösen Topoi die größte Überzeugungskraft zugeschrieben wird. Hierher gehört auch Riemers Rekurs auf Martin Luther als Polemiker:

„Ich will nicht anführen was der sel. LUTHERUS, welcher so zusagen / fast kein vergeblich wort geredet / allenthalben in seinen Schrifften / mit einen PENETRANTen hone an seinen widersachern erjagt: davon ich nur bloß den Convent zu Orlamünde an der Saale RECOMMENDIRE.“<sup>525</sup>

Von dem verstorbenen „sel.“ Reformator lässt sich sagen, was Riemer, gerade auch in seiner Rolle als satirischer Spötter, gern über sich selbst hören würde, nämlich: „fast kein vergeblich wort geredet“ zu haben. Aus guten Gründen reißt Riemer den Vergleich mit Luther nur an – eine ausdrückliche Gleichstellung wäre

<sup>522</sup> „Warum war eben Rom das Hautb der Welt / und allen Theilen der Erden so beliebt; weil in ihren Gesetzen die CENSURA MORUM auch denen SATYRICIS mit verliehen war.“ Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 167,37f.

<sup>523</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,6ff.

<sup>524</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 167,21ff.

<sup>525</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,2ff.

vermessen –, doch der knappe historische Hinweis auf „den Convent zu Orlamünde“ reicht für protestantisch gebildete Leser aus, um hierin eine vehemente Verteidigung seines Spottes gegenüber dem Weißenfelser Rat zu erkennen: Riemer spielt hier auf die Auseinandersetzung Luthers mit dem städtischen Rat und den Bürgern von Orlamünde im Jahr 1524 an, die eigenmächtig Karlstadt zu ihrem Pfarrer gewählt und berufen hatten.<sup>526</sup> Wie Riemer gegenüber den Weißenfelsern hatte sich Luther gegenüber den Vorwürfen der Orlamünder Bürger zu rechtfertigen, er habe sie beleidigt. Die Orlamünder beschuldigten Luther, er habe sie in einer Predigt als Schwärmer bezeichnet.<sup>527</sup> Luther entgegnete nun, er habe allgemein gesprochen: „Ich habe in gemein geredt [...], habe ich euch getroffen, was kan ich darzu?“<sup>528</sup>

Um sich wie Riemer in diesem historischen Streit um das rechte Schriftverständnis (insbesondere um die Bedeutung der Bilder) positiv auf Luther beziehen zu können, muss man das Auftreten der Orlamünder und ihre kritische Bibellektüre von vornherein als angemaßt betrachten, weil sich ihr Verhalten „für einfeltige lewt“<sup>529</sup>, als die Luther sie bezeichnet, grundsätzlich nicht gebührt. Luthers Schmähungen dienen dazu, eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Orlamündern zu vermeiden. Offensichtlich hielt er ihr eigenständiges Urteil in exegetischen Fragen für unangebracht, mehr noch: für gemeingefährlich.<sup>530</sup> Luther kam als Vertreter des sächsischen Kurfürsten in die Stadt, und möglicherweise identifizierte sich Riemer aufgrund seiner Rolle als fürstlicher Beamter auch darin mit ihm. Lässt man einmal die historisch deutlich differierende Bedeutung beider Ereignisse beiseite, dann lässt sich durchaus erkennen, inwiefern Luther und Riemer unter ähnlichen Bedingungen in ähnlichen Rollen agierten: Beide traten als Funktionsträger fürstlicher Herrschaft in einer aufgrund konkurrierender Textauslegungs- und Deutungsansprüche angespannten Situation den Vertretern einer kommunalen Selbstverwaltung voller Angriffslust entgegen.

---

<sup>526</sup> Die in ACTA IENENSIA vom Prediger Martin Reinhard überlieferte Auseinandersetzung wurde – trotz der darin erkennbaren Sympathien Reinhards für die Orlamünder und deren Pfarrer Karlstadt – in die Schriften Luthers aufgenommen. Vgl. Luther: *Die handlung* (1524). 1899, S. (323) 341–347. Vgl. dazu den Beitrag von Ignasiak: *Martin Luther*. 1995.

<sup>527</sup> Im Brief des Rats heißt es, Luther habe die Orlamünder auf seinem „predigstuol für ketzer, irrige und swirmerische geister unverschampt“ ausgeschrien, obwohl „du doch unnserre geyster nicht geprüfft, noch erforscht noch dich mit uns hiervon beredt hast.“ Luther: *Die handlung* (1524). 1899, S. 343.

<sup>528</sup> Luther: *Die handlung* (1524). 1899, S. 345.

<sup>529</sup> Luther: *Die handlung* (1524). 1899, S. 342.

<sup>530</sup> Vgl. Luther: *Die handlung* (1524). 1899, S. 345ff.

Durch diesen Verweis auf den großen Reformator, von dessen kaum zu überschätzender Autorität in Glaubensfragen er ja profitieren will, setzt sich Riemer in seiner Rolle als Autor sehr deutlich von Christian Weise ab: Wie ausgeführt, hatte sich Weise in der Vorrede zum *Näscher* auf Erasmus von Rotterdam bezogen, um sein auktoriales Selbstverständnis als Satiriker zu erläutern. Beiläufig berührt er dabei auch die grundsätzliche Frage, ob „die lustige Manier zu schreiben“ vor Gott gerechtfertigt werden könne. Die Frage wird oft mittels einer Interpretation biblischer Äußerungen zu unnützen oder scherzhaften Worten beantwortet.<sup>531</sup> Auch Riemer spielt mit seiner Formulierung, Luther habe „fast kein vergeblich wort geredet“, auf Matthäus 12,36 an. Weise widerspricht der Verurteilung von Scherzen (worin man sich auf Epheser 5,4 berufen kann) in seiner Erzählung vom *Politischen Näscher*, indem er die unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen betont. Gott, so lautet das Argument, das von einem Studenten zur Verteidigung der *Ertz-Narren* gebraucht wird, verfolge auch mit „lustige[n] Ingenia“,<sup>532</sup> also mit den heiteren und kurzweiligen Begabungen, seine Absichten. Zur Illustration dient dem Studenten die Reformation, zu der Gott sich der spezifischen Fähigkeiten vierer verschiedener Männer bedient habe: Luther habe den Glauben erneuert, Reuchlin durch seine altsprachlichen Interessen die Kenntnis der biblischen Sprachen befördert, Melanchthon die anderen akademischen Disziplinen verbessert, und schließlich hätten Erasmus' sprachliche und literarische Fähigkeiten dazu gedient, die Gegner der Reformation durch Satiren zu entlarven.<sup>533</sup> Der Student betont in diesem Zusammenhang, dass es ihm nicht um ein theologisches Urteil über Erasmus, sondern um eine differenzierte Beurteilung des Nutzens gehe, der durch je besondere Begabungen ermöglicht werde.

Anders formuliert: Auch gute Satiren dienen der Verbesserung der Welt. Den verschiedenen Aufgaben, die bei einer allgemeinen Reformation zu bewältigen sind, entsprechen bei Weise verschiedene Medien, deren Geltungsanspruch in Glaubensfragen durchaus differenziert wird. Demgegenüber entdifferenziert Riemer: Er charakterisiert die Politischen Romane als polemische Streitschriften, wenn er im Rekurs auf Luther ihre christliche und literarhistorische Legitimation

---

<sup>531</sup> Vor allem Matthäus 12,36 („Ich sage euch aber, dass die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben“) und Paulus' Brief an die Epheser 5,4, siehe oben.

<sup>532</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 227,29, [Weise: *Näscher*. 1678, S. 369]].

<sup>533</sup> „Erasmus aber erwiese in seine Satyrischen Schriften/ daß sich die Adversarii desto mehr schämen musten“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 228,5, [Weise: *Näscher*. 1678, S. 370]].

derart miteinander verquickt, dass Glaubensgewissheit auch Schmähungen rechtfertigt.

Vor diesem Hintergrund verändert sich auch das Verhältnis zum Publikum deutlich. Zunächst suggeriert Riemer ähnlich wie Weise, er wende sich mit seinen Schriften sowohl an einen engeren Kreis von Gleichgesinnten wie auch einen größeren Kreis unbekannter Leser. Riemer spricht indes keine persönlichen Freunde an, sondern die politische Elite. Mitgemeint sind alle diejenigen, die auch dazugehören wollen: Diese Gruppe konstituiert sich vor allem durch einen gemeinsamen Gegner, in diesem Falle die engstirnigen und unverständigen *subditi*, deren sittliche Verstöße gegeißelt werden. Entgegen dem menschehenden Bekenntnis zu Beginn der Vorrede tritt die Invektive an die Stelle von nachsichtigem Verzeihen gemeinsamer menschlicher Schwächen; gegenüber dem ungebildeten Publikum wird ein Ton des schroffen Moralismus gepflegt, der dem Amusement der Herrschaft dienen soll. Als Ansprechpartner ignoriert Riemer das breite Publikum. Der kommunikative Rahmen, in dem der Roman *Die Politische Colica* situiert wird, ist exklusiv. Das wird auch der Schluss der Vorrede bestätigen.

Es ist das polemische Moment gesellschaftlicher Kritik, das die Politischen Romane mit der römischen Satire gemeinsam haben sollen.<sup>534</sup> Riemer rekurriert wiederholt auf diese Tradition: In der Vorrede zur *Colica* betont er zunächst, dass sich in satirischen Schriften ähnlich wie in Komödien die eigenen Gewohnheiten und Sitten an anderen Personen erkennen ließen. Dann nennt er mit Caecilius<sup>535</sup>, Licinius<sup>536</sup>, Plautus<sup>537</sup>, Terentius<sup>538</sup> vier römische Komödienautoren, die im Rah-

<sup>534</sup> Vgl. auch Scaligers Einschätzung der römischen Satire: Scaliger stellt zunächst einen Zusammenhang zwischen dem Titel der Texte und der Haltung der Autoren her: Dass sich Horaz mit dem Titel *sermones* begnüge, ist ein Beleg für seinen gegenüber Persius und Juvenal geringeren Eifer, „[...] commune autem omnibus est profiteri sese omnium paene hostem, paucissimorum parcissimum laudatorem“ („[...] allen gemeinsam aber ist das Bekenntnis, daß sie fast aller Menschen Feind sind und nur äußerst wenige äußerst sparsam loben“). Überdies gilt, „nam ne amicis quidem parcunt“ („sie schonen nicht einmal ihre Freunde“), so habe sich beispielsweise Horaz auch kritisch über Maecenas geäußert. Vgl. Scaliger: *[Poetice] Poetices libri septem*. Band III. 1997, S. 56,17ff.

<sup>535</sup> Caecilius Statius aus Oberitalien (ca. 230 – 168 vor Christus), Komödiendichter, von dem über 40 Titel und etwa 300 Verse überliefert sind. Vgl. den einschlägigen Artikel von Blänsdorf in: *Der neue Pauly*. Band 2. 1997; außerdem Lefèvre: *Komödie*. 1974, S. 36.

<sup>536</sup> Gemeint ist wohl Lucinius Imbrix, der zum Kanon römischer Komödiendichter gehörte und vermutlich zur Zeit des Plautus gelebt hat. Vgl. unter [I 22] den entsprechenden Artikel von Blänsdorf in: *Der neue Pauly*, Band 7. 1999, Sp. 165.

<sup>537</sup> Titus Maccius Plautus aus Sarsina in Umbrien (ca. 250–184 v. Chr.) ist der erste römische Komödiendichter, der sich ausschließlich dieser Gattung gewidmet hat. Er und Terenz wurden außergewöhnlich breit rezipiert. Vgl. Lefèvre: *Komödie*. 1974, S. 34f. Außerdem dessen Artikel zu Plautus, Lefèvre: Art.

men der Palliata auf römische Verhältnisse anspielen.<sup>539</sup> Ausdrücklich hebt er Juvenal, Martial und Horaz „und solche Pursche“ hervor, „welche gar die Leute (QVOD DETESTOR) mit Namen genennet / und dennoch aus kayerlicher Gnade den edlen Namen der SATYRICORUM behalten.“<sup>540</sup> Es sind eben die drei Satiriker, auf die sich Riemer auch in seinem Dank an Herzog August bezogen hat, und ungeachtet seiner in Klammern gesetzten Ablehnung fungiert namentliche Kritik hier erkennbar als das hervorragendste Merkmal einer aggressiver Polemik. Fazit: Das vorliegende Werk wird in die Tradition römischer Satire gestellt, um persönliche Angriffe zu rechtfertigen. Auch hier widerspricht Riemers performativer Gestus eklatant dem propositionalen Gehalt des Satzes.

Zu beobachten ist weiter, wie Riemer solche literarhistorischen Verweise wieder relativiert, indem er sie durch biblische Bezüge zu überbieten sucht: Ein beliebiger „Text aus der Bibel“, aber vor allem die Bücher Samuels und die der Könige, gebe jedem beliebigen Leser sein „Leben und Wandel“ genauer zu erkennen, als es ein künstlerisches Porträt je leisten könne.<sup>541</sup> Nun gehören die Bücher Samuels und die der Könige zum deuteronomistischen Geschichtswerk, das „die Geschichte Israels als eine Geschichte fortschreitenden Abfalls“<sup>542</sup> von Gott und der Missachtung seiner Gesetze darstellt. Aus dieser Perspektive wird das Exil als Strafe Gottes für die Schuld des Volkes Israel erklärt. Die Differenzen zwischen politischem und geistlichem Geltungsanspruch verwischend, versteht Riemer diese biblischen Bücher als „eine geistliche SATYR“, in der sich über jedes menschliche Laster „ein ganzes Capitul“ finden lasse.<sup>543</sup>

Beschlossen wird die Vorrede mit dem Hinweis, dass ihre Argumente weder „Gelehrten und verständigen Leuten“ noch der politischen Herrschaft gälten,

---

*Plautus*. In: *Der neue Pauly*. Band 9. 2000.

<sup>538</sup> Publius Terentius Afer (gest. 159 v. Chr.) aus Libyen, afrikanischer Autor lateinischer Sprache, ein Freiglassener wie Caecilius. Terentius war Schullektüre in der Frühen Neuzeit und als Stilvorlage und Quelle moralischer Sentenzen vielfältig wirksam. Vgl. Blänsdorfs Artikel [III 1] zu Terentius Afer, in: *Der neue Pauly*, Band 12/1, 2002. Außerdem Lefèvre: *Komödie*. 1974, S. 36f.

<sup>539</sup> Gemeint ist die römische Komödie nach griechischen Vorbildern, vgl. den Art. *Palliata* von Blänsdorf in: *Der neue Pauly*. Band 9. 2000, Sp. 200.

<sup>540</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,36f. Für den Gattungsdiskurs ist irrelevant, dass sich Riemers pauschale Behauptung historisch nicht halten lässt: Juvenal vermeidet nach Adamietz namentliche Kritik, während sie Horaz – darin Riemer vergleichbar – auf Angehörige der Unterschichten beschränkt hat, vgl. Joachim Adamietz: *Juvenal*. 1986, S. 233. Allgemein gilt die Invektive als römische Gattung, vgl. dazu Neumann: Art. *Invektive*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 4. 1994, S. 553.

<sup>541</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 169,1ff.

<sup>542</sup> Horst: Art. *Deuteronomium*. In: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*. 2. Band. <sup>3</sup>1958, Sp. 100f.

<sup>543</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, 1680 [1979], S. 169,5f.

weil diese die poetische Freiheit zu würdigen wüssten. Gedacht sei die Vorrede vielmehr für die

„engen und zugeschlossenen Köpfe[] / welche weder nach Hofe / noch sonst in die Welt gerochen / damit sie einen Vorschmack haben mögen / zwischen einen Pasqvill und einer Satyrischen Moralschrift / vernünftig zu judiciren.“<sup>544</sup>

Wer die besonderen Privilegien eines Satirikers weder kenne noch anerkenne, solle das Buch nicht lesen. Der Autor behauptet sogar, den Verleger aufgefordert zu haben, es nur an Leute zu verkaufen, die die besonderen Privilegien des Satirikers vorab bestätigen.<sup>545</sup>

Diese Beschimpfung unliebsamer Leser bildet nur den vorläufigen Schluss einer polemischen Argumentation, deren Verfasser in religiöser, moralischer und literarischer Hinsicht den rechten Standpunkt beansprucht. Die folgende „**Vorbereitung zur Politischen Colica**“ liefert dann den politiktheoretischen Hintergrund der Riemer'schen Polemik. Riemer recurriert hier auf die geläufige politische Körpermetaphorik,<sup>546</sup> deren Bildbereich er über mehrere Seiten entfaltet, deren semantisches Potential er präsentiert. So skizziert er die basalen Theoreme zeitgenössischer politischer Theorie, nach denen der König „das Haupt“, die Religion „eine geheimbde PANACEE, wodurch allen tödlichen Kranckheiten zuverlässlich kan vorgebautet werden“, und Geld und Vermögen die „NERVI RERUM GERENDARUM“ bilden.<sup>547</sup> Es gehört zu diesem Bildbereich, dass politische Krisen als Krankheiten und staatliches Handeln als medizinische Therapie begriffen wurde; Riemer nennt in diesem Zusammenhang innen- und außenpolitische Beispiele.<sup>548</sup>

Im Rahmen dieser Metaphorik wird das Verhältnis von politischer Theorie und politischer Praxis als professionelle Beratung aufgefasst, insofern der Herrscher auf „erfahrene Medici“ angewiesen ist, um „die Gesundheit seiner RE-

<sup>544</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, 1680 [1979], S. 169,10f.

<sup>545</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, 1680 [1979], S. 169,23.

<sup>546</sup> Vgl. Kantorowicz: *Körper*. 1961; in ideengeschichtlicher Perspektive Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 63ff., 80ff. u. ö. Viel Material bei Dohrn-van Rossum: *Körper*. 1977. Vgl. Guldin: *Körpermetaphern*. 1999.

<sup>547</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 171,24ff.

<sup>548</sup> In außenpolitischer Hinsicht bleibt er allgemein: Das Heilige Römische Reich erscheint amputiert, insofern es sich „manchen schönen Ort als seine Gliedmassen mit Gewalt vom Leibe lösen lassen müssen“. Außerdem nennt er das fiebernde England, das geschröpfte Ungarn und die Verfolgung der Hugenotten im 16. Jahrhundert. Vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 171f.

PUBLIQVE“ zu erhalten.<sup>549</sup> Die Analogien zwischen *Politici* und *Medici* bestehen besonders hinsichtlich der Bedeutung eigener Erfahrungen und der eminent empirischen und praktischen Orientierung ihres Wissens:

„Es kommt dazu / daß ein Erfahrner POLITICUS mit einem bewehrten Leib=MEDICO in einerley Betrachtung steht: indem jener so wohl aus mancherley FACTIS seine Erfahrenheit bauen muß / als dieser / welchem seine / von Ihm selbst erfundene Mittel / aus vielen Fällen PROBIret und endlich gut befunden.“<sup>550</sup>

Vor diesem Hintergrund präsentiert sich Riemer in seiner Rolle als Satyricus sowohl als Medicus als auch als Politicus, sprich: als intimer Kenner des Gemeinwessens, der den Herrscher über den „innerliche[n] Zustand“ des Staates informiert. Nur durch einen derartigen Experten erhält der Regent das nötige Wissen, um aktuelle Entwicklungen erkennen, zukünftige Probleme antizipieren und dementsprechende Vorkehrungen treffen zu können, um also „Gesetze [zu] machen / welche bey denen Unterthanen besorgliches Unheil abwenden / und Sie hingegen der beständigen allgemeinen Wolfarth versichern mögen“.<sup>551</sup> Es ist festzuhalten, dass damit die Beziehung zwischen politischer Theorie und praktischer Politik – wie schon bei Machiavelli – als eine direkte Beziehung zwischen dem Experten und dem Machthaber bzw. der Machtelite gedacht ist. Wie sich die Gesellschaft selbst wahrnimmt, ist in diesem Zusammenhang irrelevant.<sup>552</sup>

Nun lässt sich mit Satiren keine Arkanpolitik betreiben, aber sie werden als politisch relevantes Medium präsentiert, das vor allem die politische Elite über die bürgerliche Gesellschaft informiert. Damit gehört das Werk zur politischen Öffentlichkeit. Diese wird als Kommunikation unter Experten konzipiert, an der die *subditi* nicht partizipieren. Der Autor berichtet aus dem Inneren der „Gesellschaften der Menschen“<sup>553</sup>, doch spricht er über diese hinweg. Damit wird eine

<sup>549</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 172,14ff.

<sup>550</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 172,19ff. Riemer betont innerhalb dieser verbreiteten Analogie die besondere Bedeutung der Fakten, vgl. demgegenüber beispielsweise die in Julius Wilhelm Zingrefs *Apophthegmata* zitierte, allgemein bleibende Bemerkung des stadischen Gesandten Petrus Berederodius: „Ein guter Medicus, sagt er, könne auch wohl ein guter Politicus sein, denn das politische und natürliche Corpus eine große Gleichheit und Verwandtschaft miteinander haben.“ Zingref: *Sprüch.* [1683] 31989, S. 104.

<sup>551</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 173,10f.

<sup>552</sup> Zu den historisch variierenden Vorstellungen über den Zusammenhang von politischer Theorie und Praxis, auch zur Analogisierung von medizinischer und politischer Diagnose (bei Machiavelli) vgl. Münkler: *Politische Theorie*. 1999, zu Machiavelli S. 31f.

<sup>553</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 173,27.

dichotome Rezeption seines Werkes impliziert, und seine Adressaten zerfallen in zwei völlig verschiedene Gruppen.

Als Beleg für die politiktheoretische Aussagekraft der Körpermetaphorik wird explizit auf Samuel Pufendorf verwiesen, der diese „Allegorie [] höchst sinnreich hin und wieder in seinen Politischen Schriften CONTRIBUIERET“.<sup>554</sup> Pufendorfs argumentative Prämissen sollen kurz gestreift werden, weil Riemers „Vorbereitung“ hinsichtlich der Aufgaben der Herrschaft wie der Rolle der Untertanen offenbar auf Pufendorfsche Vorstellungen zurückgreift. Die Anfang der 70er Jahre erschienenen naturrechtlichen Werke Pufendorfs *De Jure Naturae et Gentium Libri VIII* und *De officio homininis et civis* sind sehr aktuell, sie vermitteln ältere und jüngere staatstheoretische Entwürfe miteinander.<sup>555</sup> Pufendorf bindet die Entstehung des Staates an Verträge, sieht ihn aber auch durch die *socialitas* des Menschen legitimiert, durch seine natürliche Verpflichtung auf das Leben in Gemeinschaften. Der Staat hat für Sicherheit, Schutz und Frieden zu sorgen, und aufgrund der diesen „Kriterien politischer Nützlichkeit unterliegenden Strafgewalt des Staates [wird] die Verfügung der Herrschenden über die Beherrschten fast bis zur Totalität ausgestaltet“.<sup>556</sup> In diesem Zusammenhang gehört es zu den erwünschten Effekten dieser organologischen Metaphorik, dass der Staat einen – und nur einen Körper – bildet: Bürgerliche *Corpora*, seien es *Societates* der Zünfte, sei es die Selbstverwaltung lokaler Gemeinden, sind straff einzubinden. Grundsätzlich gelten die Untertanen hinsichtlich zentraler Fragen der Herrschaft als inkompetent, als „nicht einsichts- und entscheidungsfähig“.<sup>557</sup> Angesichts des Widerstreites zwischen sozialen und asozialen Veranlagungen des Menschen empfiehlt Pufendorf pädagogische wie herrschaftliche Disziplinierung zur Steigerung allgemeiner Soziabilität.<sup>558</sup> In diesem Zusammenhang ist Pufendorfs Bürger-

<sup>554</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 172,7ff.

<sup>555</sup> Eine Einführung in Pufendorfs politische Konzeptionen bieten die Darstellungen von Hammerstein und Denzer. Vgl. Hammerstein: *Samuel Pufendorf*. 1995; Denzer: *Samuel (von) Pufendorf*. 1997; von Denzer stammt auch die grundlegende Pufendorf-Studie *Moralphilosophie*. 1972; Weber betont die für das praktisch-politische Handeln bedeutsamen Aspekte innerhalb des Entwurfes, vgl. Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, insbesondere S. 135–140. Vollhardt erörtert am Beispiel Pufendorfs die anthropologische Begründung des profanen Naturrechts, als deren basale Prämissen gelten *imbecillitas*, *socialitas* und die *conversatio sui*, vgl. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, S. 67–94.

<sup>556</sup> Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 135.

<sup>557</sup> Weber bezeichnet dies als geläufige Auffassung unter Zeitgenossen, vgl. Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 138.

<sup>558</sup> Über Pufendorfs pädagogische Vorstellungen informiert Döring in der *Einleitung* zu der von Pufendorf bearbeiteten Erziehungsschrift *Unvorgreifliches Bedencken Wegen Information eines Knaben* (ca. 1680er Jahre). In: Pufendorf: *Kleine Vorträge*. 1995, S. 508–536.

begriff signifikant, und seine Auffassung steht der Riemers vermutlich nahe. Ein guter Bürger ist nämlich derjenige,

„qui jussis Imperantium prompte paret, qui ad bonum publicum omnibus viribus connititur, idque lubenter ante privatum bonum habet; imo, qui, nihil sibi bonum credit, nisi idem tale quoque publico sit; qui denique adversus alios cives commodum sese praebet“.<sup>559</sup>

Zur Erhaltung und Optimierung des Gemeinwohls braucht der Herrscher verlässliche Informationen über die durch ihre partikularen Interessen verführbaren Untergebenen. Riemer empfiehlt sich hier als erfahrener Ratgeber, der deren Alltag aus nächster Nähe kennt. Überdies sei er aus eigener Betroffenheit heraus klug geworden – und wisse, „wo der Schuch drücket“.<sup>560</sup>

„Alldieweil nun die Wahnsüchtige Welt fast gefährlich an mancherley Gliedmassen krank darnieder lieget / und ich selbst einen innerlichen Schmerzen / mit nicht geringer Empfindlichkeit fühlen muß; als bin ich gesonnen die Kranckheit mit wenigen zu entdecken. Wer weiß / ob nicht mancher redlicher Mann / welchen das Glück und Tugend den RegierungsStab in die Hand gegeben / sich nicht hiedurch vorsetzet / vor den Wolstand Menschlicher Zufriedenheit ein RECEPT zu verfertigen / und die krumme Welt damit zu CURIren. Es ist zwar bekant / wie alle Gesellschaften der Menschen zerrinnen / daß weder Liebe noch Vertraulichkeit daraus zuerwarten. [...] Alleine wie diesen nun zu widerstehen / daß endlichen gar nicht Blutvergiessen und Todt daraus erfolge / hat noch Niemand entdecken können: Die weil man niemals den Patienten selber umb seine Beschwerung gefragt / und der Kranckheit Ursachen erkundiget.“<sup>561</sup>

Damit wird nun gerade nicht die Beteiligung der *subditi* an der politischen Meinungsbildung empfohlen. Es ist vielmehr der Satyricus, der in sich die Rolle eines ehemaligen Patienten und desjenigen, der den Patienten den Puls fühlt, vereint.

## Zusammenfassung

Von Anfang an hatten Weise und Riemer unterschiedliche Auffassungen über den spezifischen Charakter ihrer satirischen Romane. Das erhellt schlaglichtartig die unterschiedliche Charakterisierung ihrer jeweils vorgeschobenen *persona*: Ge-

<sup>559</sup> Pufendorf: *De Jure Naturae et Gentium*. C. I. Hier zitiert nach Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 137, der wiederum auf das Kompendium von Johann Friedrich Reinhard referiert, vgl. Reinhard: *Theatrum Prudentiae Elegantioris*. 1702, S. 180.

<sup>560</sup> „[...] wie kan ein Regente Gesetze machen / welche bey denen Unterthanen besorgliches Unheil abwenden / und Sie hingegen der beständigen allgemeinen Wolfarth versichern mögen; wann ihm der innerliche Zustand unbekant; oder aber wenn er von einem / welcher von der Angelegenheit eines gemeinen Wesens noch weniger weiß / sich soll lehren lassen. Derjenige fühlts an besten / wo der Schuch drücket / welcher seinen eigenen Fuß darein gesetzt hat.“ Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 173,10ff. – Im vorangehenden Abschnitt illustriert Riemer an einer Anekdote, dass man auch als erfahrener Arzt „die Erkenntnis der Kranckheit [nicht] alleine aus dem Urin=Glase“ nehmen dürfe, wie wichtig der direkte Kontakt mit dem Patienten für eine zutreffende Diagnose ist, ebenda, S. 172f.

gen Weises Referenz auf Erasmus von Rotterdam als Meister einer gelehrten und feinsinnigen Satire steht bei Riemer die Berufung auf den polemisierenden Luther beim *Convent zu Orlamünde*. Weise situiert seine Romane innerhalb dreier literarhistorischer Kontexte: als moralisch unterfütterte Unterhaltung, als satirisch formulierte Kritik in erasmianischer Tradition sowie als propädeutische *Politica*-Schriften vergleichbar der griechischen Gnomik. Riemer dient der Rekurs auf Weises *Ertz-Narren* und *Klügsten Leute* als literarische Folie für eine persönliche Polemik aus aktuellem Anlass; nachträglich stellt er seinen Roman *Der Politische Maul-Affe* in eine aggressive Tradition römischer Satire. Entstehung und Verlauf des durch den *Maul-Affen* ausgelösten Skandals machen auf die durch Riemer etablierte ideologische Perspektive der Politischen Romane aufmerksam: Ihre Invektiven gelten den Untergebenen und lokalen, niederen Amtsträgern, beispielsweise kleinstädtischen Ratsherren. Ihre kommunikative Funktion ist die Selbstverständigung innerhalb einer herrschaftsnahen Elite – und die Distanzierung vom Pöbel. Vorweggenommen sei, dass die von Riemer vertretene Konzeption der Politischen Romane als polemische Darstellung gemeinschaftsschädigenden Verhaltens und soziomoralischer Misstände wirkungsvoll war.

In diesem Zusammenhang ist bereits Weises *Kurtzer Bericht*, der im Frühjahr 1680 in Zittau erscheint, als defensiv argumentierende, aber deutliche Standortbestimmung eines Gelehrten gegen Riemers vereinnahmende Adaptation zu betrachten.<sup>562</sup> Weise reagiert auf Riemers Ankündigung eines Romans unter dem Titel *Die Politische Colica* nicht nur prompt mit ausführlichen Vorschlägen zur *dispositio* eines Textes, der seinen eigenen Ansprüchen an ein *lustiges Buch* Genüge täte;<sup>563</sup> er

<sup>561</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 173,20–35.

<sup>562</sup> Zeugnisse, die eine Freundschaft nach 1678, also nachdem Weise Weißenfels verlassen hatte, belegen, sind meines Wissens nicht bekannt. Im Gegenteil, Weise bezieht sich in seinen Zittauer Schriften, darauf hat Barner hingewiesen, auffällig selten auf Riemer. Schon Barner vermutet, Weise habe „nicht ohne Unbehagen“ verfolgt, wie Riemer die politische Mode ausschaltete. Vgl. Barner: *Christian Weise*. 1984, hier S. 706. Anders Jacobsen, die Riemer als Fortsetzer Weise'scher Intentionen betrachtet, vgl. Jacobsen: *Dichtung*. 1990. S. 34.

<sup>563</sup> Vgl. die zahlreichen Bemerkungen zu außerliterarischen Anspielungen und zur Wirksamkeit von veröffentlichten *Arcana*, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 291,5, 310,1, 311,20, 314,1ff., 334,4ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 65f., 104f., 108, 113f., 148ff.]. Die behrenden Erläuterungen, die einen verbindlichen Zusammenhang zwischen Titel und Thema einer Erzählung festschreiben wollen, gehen möglicherweise aus einem Gespräch mit Riemer hervor. Anlass für diese Erläuterungen ist nämlich die Bitte eines ‚guten Freundes‘ an Weise, er „möchte doch ein Buch schreiben und solches in Titul das Politische Podagra heissen.“ Weises Reaktion: „Und da war meine Antwort: Monsieur, ein Titul ist leicht erdacht / da darff man gar wenig rothe Dinte darzu: aber wer sich darnach bedencken soll / ut nigrum rubro respondeat, der muß etwas längere Bedenckzeit bitten. Indessen gab ein Wort das ander / daß ich gleichwohl / der Politischen Kranckheit etwas nachdachte.“ Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 325,19ff., [Weise: *Bericht*. 1680, S. 134ff.]. Weiter oben wurde anlässlich der Widmung zum *Näscher* bereits bemerkt, dass mit dem anonymen Widmungsempfänger möglicherweise Johannes Riemer angesprochen worden ist.

---

setzt sich überdies ausführlich mit den Differenzen zwischen lustigem und satirischem Modus auseinander und entwickelt vor diesem Hintergrund ein sich von Riemers Adaption absetzendes Konzept der Gattung; schließlich kommentiert er – indirekt, nichtsdestoweniger scharf im Urteil – Riemers Rolle innerhalb des Weißenfelser Skandals.



## 2. Ein Gattungskonzept als gelehrter Gegenentwurf: Weises *Kurtzer Bericht zum Politischen Näscher*

Der *Bericht* gilt als frühe Romantheorie. Er wird vorwiegend als Regelpoetik verstanden, so auch von Voßkamp, der indes „eine auffallend pragmatische Tendenz“<sup>564</sup> konstatiert und warnt, Weises dürfe nicht als „Theorie *des* bürgerlichen Romans“<sup>565</sup> verstanden werden.<sup>566</sup> Freilich lässt sich der historische und literaturtheoretische Status dieses Gattungsmodells präzisieren, wenn Weises Entwurf genauer als bisher geschehen in seinem historischen und literarhistorischen Entstehungszusammenhang betrachtet wird. Zu diesem Zweck wird hier erstmals die Argumentationsstruktur des gesamten Textes nachvollzogen.<sup>567</sup> Meinem Vorgehen liegt die Prämisse zugrunde, dass Weise mit der Publikation des *Berichts* im Frühjahr 1680 ein ganz bestimmtes, genau zu benennendes Ziel verfolgt hat. Voßkamp sieht die historische Bedeutung des *Berichts* darin, dass damit

„zum ersten Mal in der Geschichte des deutschen Romans ein theoretischer Versuch [vorliegt, A.W.], der von den pragmatischen Bedürfnissen eines zeitlich und soziologisch abgrenzbaren Lesepublikums ausgeht und diese zur Basis eines bestimmten Typs des bürgerlichen Romans macht“.<sup>568</sup>

Hier droht der Gattungsbegriff des Romans den Blick darauf zu verstellen, dass Christian Weise die *lustigen Bücher* im Rahmen eines gelehrten Begriffs von Literatur als propädeutische Schriften konzipiert hat.<sup>569</sup> Nach Weises Auffassung

<sup>564</sup> Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 96.

<sup>565</sup> Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 103.

<sup>566</sup> Voßkamp begründet das mit einem eingeschränkten Adressatenkreis: Weises Ausführungen orientierten sich an „einer die adligen Lebensformen übernehmenden gehobenen Schicht des gebildeten (Beamten-)Bürgertums“, Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 102.

<sup>567</sup> Die Rezeption des *Berichts* wurde Ende des 20. Jahrhunderts durch die von Kimpel und Wiedemann zusammengestellten Auszüge in der – an sich verdienstvollen – Anthologie *Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert* (1970) geprägt. Damit war Weises Text leicht zugänglich, doch haben die Auslassungen, für die sich die Herausgeber entscheiden mussten, eine dekontextualisierende Rezeption dieser Quelle begünstigt. Die Abschnitte des *Berichts*, die nicht in die Anthologie aufgenommen worden sind, werden in dieser Arbeit ausführlicher behandelt und jeweils in den Fußnoten vermerkt. Vgl. Weise: *Bericht*. In: Kimpel / Wiedemann (Hrsg.): *Theorie*. 1970, S. 20–30; zur Begründung des Auswahlverfahrens vgl. das Nachwort: S. 145–150, insbesondere S. 149. Nach Abschluss dieses Kapitels erschien der *Bericht* im XIX. Band der von Hans-Gert Roloff verantworteten Werkausgabe, vgl. jetzt Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XIX. Band: *Romane* III. 2004, S. 255–348. Die Werkausgabe legt die auch hier zitierte Ausgabe des *Berichts* von 1680 zugrunde und führt deren Paginierung in Klammern mit. Verdienstvoll ist – neben der Herausgabe des gesamten Textes als solcher – insbesondere die Übersetzung der lateinischen Passagen durch Roloff und Wels, vgl. den Anhang, ebenda, S. 371–381. Die Seiten- und Zeilenangaben der Roloffschen Werkausgabe wurden von mir nachgetragen, die Seitenangaben der Ausgabe von 1680 in eckige Klammern gesetzt und mitgeführt.

<sup>568</sup> Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 103.

<sup>569</sup> Sie sind auch durchaus als solche rezipiert worden, vgl. dazu die in der Einleitung zitierten Belege von Thomasius und Gundling. – Grimm stellt ausführlich den „Einfluß von Weises Gelehrsamkeitsauffassung

sollte das Schreiben und Lesen „lustiger Bücher“ seitens der Autoren deren Ausbildung als kommunikationsfähige *Politici*, seitens des Publikums dessen Sensibilisierung für die gesellschaftspolitischen Dimensionen persönlicher Lebensführung befördern.

In den letzten Jahren wurden verschiedene Versuche vorgelegt, die von Voßkamp herausgegriffene „Reihe literaturtheoretischer Äußerungen“<sup>570</sup> in rhetorische und ethische Argumentationszusammenhänge zu stellen.<sup>571</sup> Um die Politischen Romane als historische Gattung und die Bedeutung des Gattungsmodells zu würdigen, reicht es indes nicht aus, lediglich dessen gelehrten Kontexten nachzugehen. Vernachlässigt wurden nicht nur intertextuelle Verweise auf signifikante populäre Kontexte, sondern auch performative und strategische Aspekte der Weise'schen Argumentation. Die folgende Analyse geht grundsätzlich von folgenden Annahmen aus:

1. Die Publikation des *Kurtzen Berichts* hat einen konkreten Anlass und verfolgt bestimmte Absichten: Christian Weise sah sich im Frühjahr 1680 durch Riemers *Maul-Affen* und dessen Berufung auf seine vorangegangenen Satiren genötigt, seine Vorstellungen von den sogenannten *lustigen Büchern* zu präzisieren und zu erläutern. Bereits der *Bericht* ist als deutliche Distanzierung gegenüber dem Weißenfelser Amtsnachfolger zu verstehen.<sup>572</sup>

Damit wird der bisherigen Auffassung widersprochen, mit dem *Bericht* habe sich Weise angesichts zahlreicher illegitimer Nachahmer rechtfertigen wollen. Stellvertretend für die *communis opinio* der Forschung sei Wilfried Barner zitiert: „Es war ein Zeitpunkt, als der ‚politische‘ Roman

---

auf das poetologische Konzept“ dar, behandelt indes ausschließlich die als Kasualpoetiken verstandenen *Nothwendigen Gedancken* und *Curiöse Gedancken*, nicht aber den *Kurtzen Bericht*. Zum literarischen Status der Weiseschen Romane äußert sich Grimm nur cursorisch, zu ihrem Verhältnis gegenüber der als Verskunst verstandenen Poesie, die wie die Romane unter rhetorischem Primat steht, leider gar nicht. Grimm: *Literatur*. 1983, S. 314–346. Voßkamp bemerkt die pädagogische Funktionalisierung der Gattung durchaus, das zeigt seine allerdings abstrakt bleibende Bemerkung, der Roman fungiere bei Weise als „Ausbildungshilfe“, vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 96.

<sup>570</sup> Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 30.

<sup>571</sup> So hat Solbach die „Unmöglichkeit der Integration von Erzählfiktion und belehrender Doktrin“ betont und diese in den „größeren geistesgeschichtlichen Problemkomplex[] der Legitimation der Dissimulation und des Auseinandertretens von Ethik und Politik“ gerückt. Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 4. – Vollhardt stellt „[t]heologische Ethik, politische[n] Roman und moralistische Psychologie im späten 17. Jahrhundert“ in einen gemeinsamen Zusammenhang, um zeitgenössische Vorstellungen von „Selbstliebe und Geselligkeit“ zu erschließen. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, S. 103.

<sup>572</sup> Und nicht erst die Stellungnahme Weises in der Vorrede des *Neu erleyterten Politischen Redners* von 1684, dazu weiter unten.

längst eine Modegattung geworden war und Weise sich von Auswüchsen verschiedenster Art wiederholt distanzieren mußte.<sup>573</sup> Diese Einschätzung lässt sich bereits nach einem Blick auf die Publikationssituation im Frühjahr 1680 korrigieren. Neben Weises *Näscher* ist zu diesem Zeitpunkt lediglich ein weiterer politischer Titel erschienen: der *Politische Maul-Affe* von Johannes Riemer (Neujahrsmesse 1680). Gleichzeitig mit dem *Kurtzen Bericht* erscheint Riemers *Politische Colica*, im gleichen Jahr erscheint noch *Der gute Mann*, vermutlich zur Michaelismesse.<sup>574</sup> Erst in den folgenden Jahren steigt die Zahl der Titel,<sup>575</sup> und vorderhand entspricht diese Tendenz völlig der Aufforderung Weises, junge Männer sollten die Regeln des *Berichts* berücksichtigen, seinen *Politischen Näscher* nachahmen und auch *dergleichen Bücher* schreiben.<sup>576</sup>

Damit muss die verbreitete Vorstellung, die Politischen Romane seien aus einer Freundschaft zweier gelehrter Männer heraus entstanden, revidiert werden.<sup>577</sup> Aus Weises Perspektive hat die Weißenfelder Affäre

<sup>573</sup> Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 703. Huala hält den *Bericht* für „eine Reaktion auf die plötzlich ins Krau [sic!] schießenden Romane mit dem Beiwort *politisch* im Titel, von denen man ihm zu seinem Ärger etliche zugeschrieben hatte“, vgl. Huala: *Romane*. 1975, S. 66. Beckers Bemerkung, Weise habe die Beispiele teilweise „aus Riemers Schriften herbeigezogen“, lässt sich nicht halten. Becker belegt seine Beobachtung nicht, vgl. Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 52. Hirsch war der Ansicht, der *Bericht* habe das Erscheinen der Politischen Romane ausgelöst, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 70.

<sup>574</sup> Bereits Krause hat beobachtet, dass Weises *Kurtzer Bericht* erst nach Riemers *Maul-Affe* erscheint und dessen Ankündigung der *Politischen Colica* aufgreift. Krause ging offensichtlich davon aus, dass Riemers zweiter Roman erst nach dem *Bericht* veröffentlicht wurde: Er analysiert Riemers *Colica* nach der im *Bericht* entwickelten Dispositionsskizze Weises zu einem Text unter dem Titel *Der Politische Quacksalber*, vgl. Krause: *Feder* 1979, S. 328f. Weise verteidigt hier indes seine Konzeption der Gattung im Rahmen einer lustigen Rhetorik – nicht zuletzt gegen Riemer.

<sup>575</sup> Vgl. die Chronologie der Politischen Romane in der Einleitung dieser Arbeit.

<sup>576</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 309,2 [Weise: *Bericht*, 1680, S. 103ff].

<sup>577</sup> Die Beziehung zwischen Weise und Riemer wird seit Jahrzehnten vor allem als berufliche wie literarische Erbfolge verstanden. Hirsch formuliert: „Er [Riemer, A.W.] hat nicht nur das verwaiste Amt, sondern auch das literarische Erbe angetreten.“ Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 60. Ähnlich irreführend urteilt noch Niefanger: „Dem ‚politischen‘ Modell von Weise sind Johann Riemers Romane verpflichtet“, vgl. Niefanger: *Barock*. 2000, S. 213. – Krause betont die gegenseitigen Sympathien: „Weise und Riemer verband zeit ihres Wirkens in Weißenfels [...] eine enge Freundschaft“, die er insbesondere mit der Weißenfelder Abschiedsrede, die Weise dem „amico et affini conjunctissimo“ gewidmet habe, begründet. Nicht nur nimmt Krause hier und später topische Äußerungen wörtlich, auch muss seine Behauptung, Weise habe die „Weißenfelder Abschieds- und Zittauer Antrittsrede“ Riemer gewidmet, relativiert werden. Tatsächlich hat Weise die Zittauer Antrittsrede einem anderen Freund, nämlich Christophorus Keyser, dem Pfarrer von Mainungen bei Henneberg [„Ecclesistae Mainungensi apud Hennebergicos“], „Amico fraternis amoribus prosequendo“ gewidmet. Vgl. Weise: *Orationes Duae*. 1678. Die Vorlage enthält insgesamt zwei Werke: „Oratio I. *De Statista Scholastico*. Habita In Augusteo D. XXII. Jun. MDCLXXVIII. Quo Die Octavus Gestae Professionis Annus Complibatur.“ – „Oratio II. *De Gymnasii Rectore*. Habita XIX. Jul. S.N. MDCLXXVIII. In Primo Auditorii Ingressu“, hier: Oratio II, unpag. Widmung. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 64. Barner beurteilt die Beziehung zwischen Weise und Riemer, insbesondere nach 1678, dagegen skeptisch – und damit angemessener: In seinen Zittauer Schriften beziehe sich Weise auffällig selten auf Riemer, vgl. Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 706. – Für das angemessene Verständnis

zu einem gravierenden Autoritätsverlust seines Amtsnachfolgers geführt.<sup>578</sup> Sein Gattungsmodell dient dazu, sich von der anspielungsreichen und aggressiven Adaptation Riemers abzusetzen. Weise versucht seine literarischen Ideen zu schützen und Interpretationsspielräume zu limitieren. Das betrifft sowohl seine bislang erschienenen satirischen Romane und eine bereits konzipierte Rhetorik unter dem Titel *Der lustige Redner*<sup>579</sup> als auch die noch zu schreibenden *lustigen Bücher*, für deren Herstellung Regeln vorgegeben werden.<sup>580</sup>

2. Aufgrund des dominierenden Interesses der literaturwissenschaftlichen Forschung am *Kurtzen Bericht* als normativem Konzept wurde seine historische Bedeutung als demonstrativer Akt eines Gelehrten übersehen. Diese Hypothese hat methodische Konsequenzen: Der *Kurtze Bericht* wird hier weniger als Regelpoetik, sondern vielmehr als Paratext der Politischen Romane betrachtet. Um seine argumentative Stoßrichtung und deren spezifische Semantik herauszuarbeiten, ist es hilfreich auf Genettes Charakterisierung diverser Paratexte zurückzugreifen: Danach handelt es sich beim *Kurtzen Bericht* genau genommen um einen Epitext, also einen werkexternen, vom Autor autorisierten Text, der lektüresteuern und produktionsanleitende Hilfestellung leistet. Dementsprechend interessieren auch kommunikative und pragmatische Aspekte, nämlich das „Wesen von Adressant und Adressat, das Maß an Autorität und Verantwortung des ersteren, die illokutive Wirkung seiner Mitteilung“.<sup>581</sup>
3. Weises Argumentation im *Bericht* wird geprägt von den konfligierenden Implikationen eines populären und eines gelehrten Literaturverständnis-

---

solcher Äußerungen sei die Lektüre des *Politischen Redners* (EA 1677) empfohlen, in dem es über die Proposition einer Rede heißt: „Was die einzeln Wörter betrifft / so muß ein Politischer Redner dieses wissen / wie er alles mit schönen und freundlichen Namen / mit schlaun Epithetis, und andern klugen Redens=Arten gleich als mit Zucker überstreuen mag. Da heisset die geringste Freundschaft / eine hohe / eine vielgültige / eine unverdiente / eine hochgeschätzte Beförderung [...]“, Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 183f.

<sup>578</sup> Das macht Weise mit Hilfe einer von Aelianus überlieferten Anekdote deutlich, dazu weiter unten, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 315,1f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 114].

<sup>579</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe* [1679] 1979, S. 9,34f. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,13 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 6f.].

<sup>580</sup> Dass Poetiken weniger Regelwerke für noch zu schreibende Meisterwerke als Bestandsaufnahmen und Rechtfertigungen bereits geschriebener Texte darstellen, ist ein verallgemeinerbares Phänomen, vgl. für die französische Renaissance die Ausführungen von Hausmann: *Französische Renaissance-Rhetorik*. 1993, S. 60ff.

<sup>581</sup> Genette: *Paratexte*. 1989, S. 15.

ses. Beide Konzeptionen rekurrieren auf zwei konkurrierende Textmodelle, gehen aber nicht darin auf.<sup>582</sup> Die wesentlichen Konfliktfelder seien kurz genannt: Die *lustigen Bücher* werden adressaten- und marktorientiert konzipiert, bedürfen aber autoritativer Lizenzen. Als solche fungieren ein moraldidaktischer Schreibimpuls und der Nachweis, die Produktion der Politischen Romane genüge gelehrten Standards. Christian Weise widmet sich im *Kurtzen Bericht* ausführlich beiden Momenten, vernachlässigt dabei aber einerseits die spezifischen Publikations- und Rezeptionsbedingungen populärer Lesestoffe, andererseits die eigene Dynamik des von ihm propagierten literarischen Stils.

Der *Kurtze Bericht* scheint mir ein gutes Beispiel dafür zu sein, dass heteronome Ziele postuliert, tatsächlich aber ästhetisch autonome Strukturen vermittelt werden. Dafür spricht auch die Rezeption des *Berichts*: Die Kluft zwischen Weise und seinen Nachfolgern ist nicht so groß, entgegen gängiger Meinung sind in den späteren Politischen Romanen viele Hinweise Weises aufgegriffen und literarische Mittel übernommen worden<sup>583</sup> – allerdings divergieren die mit den Texten verfolgten Absichten deutlich.

Es fällt auf, dass bisherige Überlegungen zu Weises Romantheorie dessen eigene Gliederung und seine Gewichtung der Textpartien ignoriert haben.<sup>584</sup> Das soll hier mittels eines knappen Überblicks über die Gliederung des gesamten Textes nachgeholt werden; im Anschluss daran werden die einzelnen Abschnitte analysiert.

Bekanntlich dient der *Bericht* dazu, zwei zentrale Fragen zu beantworten: „Erstlich ob es recht sey / wenn man solche Bücher schreibt? zum andern / was man im

---

<sup>582</sup> Zu dieser Unterscheidung vgl. Braungart: *Praxis*. 1991.

<sup>583</sup> Vgl. die Hinweise in den Überblicksdarstellungen, Teil C dieser Studie.

<sup>584</sup> Die von Kimpel und Wiedemann für ihre romantheoretische Anthologie vorgenommenen „Textschnitte“ werden von gewissen Vorbehalten (u. a. monieren sie „Wiederholungen eigener Argumente und wenig aufschlußreiche Exkurse und Exordialrhetorik“) gegenüber dem polyhistorischen Duktus der Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert bestimmt, die dargebotenen Ausschnitte ermöglichen eingeständenermaßen keinen Gesamteindruck. Vgl. Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, S. 149. – Voßkamp untergliedert den *Kurtzen Bericht* in drei Teile, er akzentuiert ihn damit nicht nur deutlich anders als Weise, sondern auch historisch unangemessen: Auf einen allgemein theoretischen Teil (der Weises ersten Teil entspricht) folgten ein „Passus zur Romantchnik“ (Weises zweiter Teil) und Ausführungen zum privaten und gesellschaftlichen Nutzen (bei Weise eines der drei – *beimlich*, *ordentlich*, *nützlich* – Merkmale der im zweiten Teil beschriebenen Produktionsverfahren). Vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 96, 100f.

Schreiben vor Kunst-Stücke brauchen müsse?<sup>585</sup> Die Ausführungen zur ersten Frage, die „der Auctor mehrentheils seinetwegen beantworten“ muss und die einer umfassenden Rehabilitation dienen sollen, sind mit hundert Seiten doppelt so umfangreich wie die gelehrten Regeln, die „seinen Nachfolgern zum Unterrichte dienen“ sollen.<sup>586</sup>

In diesem ersten Teil verteidigt Weise sein Handeln und rechtfertigt die populäre Schreibweise als Ausdruck praktizierter Nächstenliebe: Dazu wird eine kleine Anthropologie menschlicher Affekte skizziert und emotional ansprechende *res* und *verba* zusammengestellt. Im Rahmen der den ersten Teil bestimmenden Argumentation *ad auctorem* werden *res* und *verba* als geeignete Mittel diskutiert, um soziomoralische Normen erfolgreich zu vermitteln. Dementsprechend gehören sie zur Oberfläche der Texte und werden auf der Ebene der *elocutio* diskutiert.

Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Textmodelle ist der erste Teil eher praktisch orientiert, der zweite Teil, der *inventio* und *dispositio* behandelt, ist eher theoretisch ausgerichtet: Hier wird das Verfahren entfaltet, die Texte der *lustigen Bücher* herzustellen. Diese Hinweise auf die für das Schreiben nötigen „Kunst=Stücke“<sup>587</sup> richten sich explizit an „Nachfolger[]“<sup>588</sup>, die sich das Schreiben von lustigen Texten mit politischen Titeln zu einfach vorstellen, implizit auch an akademische Kollegen, denen vorgeführt wird, wie die Produktion populärer Lesestoffe gelehrten Standards zu genügen vermag. Das Material soll entsprechend der Phasen dieses gelehrten Produktionsverfahrens aufbereitet werden, dabei soll *heimlich*, *ordentlich* und *nützlich* vorgegangen werden. Anders als im ersten Teil gelten hier materialbezogene Maßstäbe; es geht darum, die *lustigen Bücher* respektive Politischen Romane als regelgerechte Literatur zu rechtfertigen.<sup>589</sup>

Die **Vorrede** ist nicht unterzeichnet und gibt sich als neutrale Vorbemerkung eines nicht weiter in Erscheinung tretenden Herausgebers aus,<sup>590</sup> der in die Stellungnahme eines nicht namentlich genannten *Auctors* beliebter Bücher einführt. Die Buchtitel werden gleich auf der ersten Seite, im ersten Satz genannt und durch größeren Druck hervorgehoben, so dass sie auch bei flüchtiger Lektüre

<sup>585</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,2f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 3].

<sup>586</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 5].

<sup>587</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,4 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 3].

<sup>588</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 5].

<sup>589</sup> Zur Regelgerechtigkeit als Maßstab gelehrter Produktion vgl. Stöckmann: *Literatur*. 2001, S. 109ff.

<sup>590</sup> Es lässt sich als fiktionales Vorwort bezeichnen, insofern es einen fiktiven Adressanten hat, der den Text des Autors einleitet und moralisch kommentiert. Allerdings wird dieser Adressant nicht mit einer

sofort ins Auge fallen. Es handelt sich um „die **drey klügsten Leute / die Ertz-narren/ die Haupt-Verderber /** und endlich **den Politischen Näscher**“. So sucht der *Bericht* insbesondere die Aufmerksamkeit von Lesern, die diese Romane kennen, aber nicht wissen, dass Christian Weise ihr Autor ist. Mit der nicht intendierten Rezeption dieser Bücher wird die vorliegende Stellungnahme begründet. Als Funktionen werden persönliche Rehabilitation des Autors, sachliche Rechtfertigung und Anleitung zur legitimen *imitatio* genannt.

Die fiktionale Vorrede eines Herausgebers ermöglicht Christian Weise, sich vor-derhand selbst weder über seine anonym erschienenen Romane noch über seinen Ruf, der aus mehreren Gründen gefährdet erscheint, äußern zu müssen.<sup>591</sup> Gleichwohl ist der *Kurtze Bericht* von Weise autorisiert – und dementsprechend lassen sich ihm die genannten Titel leicht zuordnen. Der Herausgeber äußert sich kurz zur Popularität der vier genannten Titel, die durch den „vielfältige[n] Nachdruck“<sup>592</sup> belegt werde. Es sei nötig geworden, sich zu „dieser lustigen Schreib=Art“<sup>593</sup> zu äußern, weil sie offenbar missverstanden werde. So sei „oft-mahls ein Klunckermutz / oder sonst eine liederliche Schrift“ mit den Werken dieses nicht genannten Autors zusammengebunden worden.<sup>594</sup> Diese Buchbinderpraxis evoziere eine inhaltliche Nähe lustiger und liederlicher Texte und verleite dazu, dem *Auctor* auch letztere zuzuschreiben. Dessen persönliches und professionelles Ansehen werde derart gefährdet, insbesondere bei den vorwiegend jugendlichen Lesern:

„Alldieweil nun der Auctor hin- und wieder beandt genug ist / und seine itzige Gelegenheit nicht zulassen wil / daß man ihm ärgerliche und verderbliche Schrifften bey messen solte: Vornehmlich da er sonst bey der Jugend / die mit solchen Büchern am liebsten umgeht / sich eines hohen Ergernüsses schuldig geben müste: Als wil von nöthen seyn / etwas ausführliches von dieser lustigen Schreib=Art aufzusetzen [...].“<sup>595</sup>

---

fiktiven Identität ausgestattet. Zu fiktionalen Vorworten vgl. Genette: *Paratexte*, 1989, 265f.

<sup>591</sup> Der erste direkte Hinweis Weises auf seine vorangegangenen Werke erfolgt mitten im Text und dient dazu, die *Ertz-Narren* gegen Riemers Inanspruchnahme zu verteidigen, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 285,27ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 55].

<sup>592</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 259,7 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 1]. Dünnhaupt zählt bis 1680 für die *Haupt-Verderber* vier weitere Auflagen, für die *Ertz-Narren* fünf weitere, für die *Klügsten Leute* eine weitere Auflage, vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4194ff.

<sup>593</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 259,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 2].

<sup>594</sup> Gegen den *Klunckermutz* polemisiert Weise bereits in der Vorrede zu den *Ertz-Narren*, siehe oben. Es bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten, zu überprüfen, ob solche Beibindungen, die in der Tat für die Rezeptionsforschung von Interesse sein können, überliefert sind.

<sup>595</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 259,16ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 2].

Das jugendliche Publikum, sprich: vor allem Schüler und Studenten, ist nicht nur der vorrangige Adressatenkreis derartiger Unterhaltungsliteratur, sondern Weise steht gegenüber diesen Lesern und ihren Eltern auch in besonderem Maß unter Rechtfertigungsdruck. In seiner Funktion als Rektor des Zittauer Gymnasiums steht sein Ansehen als Pädagoge in einem direkten Zusammenhang mit dem Ruf der von ihm vertretenen Bildungsinstitution und deren Zulauf durch zahlende Schüler.

Laut Herausgeber hat sich der *Auctor* nun gegen „etliche Censores“ zu verteidigen, die die genannten Bücher tadeln, beharrt aber darauf, dass „man mit gutem Gewissen solche Bücher selbst schreiben / auch anderweit kauffen und lesen / und im Fall der Noth zur Ausfüllung einer kleinen Haus-Bibliothek vor sich oder seine Kinder aufheben könne“.<sup>596</sup> Die Beschäftigung mit diesen Büchern, wie sie hier mit schreiben, kaufen, lesen und aufbewahren angesprochen wird, soll gegenüber ihren Kritikern, und hier ist an pedantische oder pietistische Gelehrte zu denken, umfassend gerechtfertigt werden. In diesem Zusammenhang werden bereits in der Vorrede *Censores* und prätendierte Nutzer deutlich unterschieden: Als eigentliche Leser sind junge Leute, Schüler und Studenten und deren Eltern, zudem arme und sparsame Menschen angesprochen.<sup>597</sup> Die Empfehlung, solche Bücher aufzubewahren, zu Hause ins Regal zu stellen, um sie ein zweites Mal zu lesen oder für andere Mitglieder des Haushaltes, ja sogar für die nächste Generation aufzuheben, dient ihrer Wertsteigerung: Lässt man entsprechende Äußerungen im *Battalus* (1691) bei Caspar David Printz als Beleg gelten, dann ist Weises Plädoyer befolgt worden: Der Protagonist *Battalus*, der beschlossen hat, „allerley gute Künste“ zu erlernen, will sich billig Bücher beschaffen und fragt bei seinen *Condiscipulis* nach, „ob auch ihre Eltern Bücher hätten“. Diese Bücher werden dann von den Schülern ihren Eltern entwendet, gestohlen, entliehen oder verkauft. Zu den Titeln, die *Battalus* auf diese Weise erwirbt, gehören nun auch die *Ertz-Nnarren*, die *Klügsten Leute* und der *Politische Näscher*. Indem sie einer Archivierung für würdig gehalten werden, profilieren sich die Weise'schen Werke gegenüber extensiv konsumierten Unterhaltungstexten.<sup>598</sup>

---

<sup>596</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 259,23 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 3].

<sup>597</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 259,19ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 2].

<sup>598</sup> Vgl. Printz: *Battalus* [1691] 1974, S. 391f. Für eine äußerst flüchtige Wertschätzung populärer Lesestoffe sprechen Bemerkungen, nach denen die Buchseiten nach der Lektüre als Einwickelpapier oder Pfeifenstopfer dienen, dazu weiter unten. – Zur Unterscheidung zwischen einem gelehrten und einem ungelehrten Aneignungsverhältnis zur Literatur vgl. Chartier: „Populärer“ *Lesestoff*. 1999. Ähnlich argumentiert Assmann: *Schriftliche Folklore*. 1983, S. 187.

Die Unterscheidung zwischen den Adressaten der Bücher und den Adressaten ihrer Rechtfertigung scheint signifikant für populäre Literatur zu sein, die gelehrten Ansprüchen genügen will.<sup>599</sup> Es ist als Flucht in die Offensive gegenüber gebildeten Standesgenossen zu werten, wenn nun die für den gelehrten *Auctor* geltenden Normen des Schreibens wie geeignete Regeln für das Schreiben solcher Bücher publiziert werden. Der autorisierte Kommentar der pseudonym erschienenen *lustigen Bücher* soll deren literarischem Stil eine größere Anerkennung seitens des allgemeinen Publikums und eine größere Sorgfalt seitens der Autoren, die ihn nachahmen wollen, verschaffen: „Ja wenn das Kunst-Stücke nun am Tage liegen wird / so möchte die Art zuschreiben etwas gütiger aestimiret, und etwas furchtsamer / oder doch mit bessern Bedachte imitiret werden.“<sup>600</sup>

Der Appell zur regelgerechten Imitation seiner Anweisungspoetik geht mit einer Distanzierung ihres Verfassers gegenüber der darin skizzierten Gattung einher: Vom imaginären Vorredenverfasser wird auf die umfassenden Pflichten des Autors verwiesen, die es „nunmehr“ unmöglich machten, Zeit für „diese lustige Philosophie“<sup>601</sup> aufzubringen. Eine Ausnahme bilde lediglich seine Aufgabe, „eine Comoedie mit der gesamten Jugend vorzustellen“, der er ebenfalls in seinen „Nebstunden“ nachkommt.<sup>602</sup> Dies ist ein deutlicher Hinweis auf Weises beruflichen und institutionellen Hintergrund. Die Bemerkung erinnert daran, dass seine *lustigen Bücher* ebenfalls im schulischen Kontext entstanden sind, und er mit ihnen ähnliche pädagogische Funktionen verbunden hat wie mit seinen Schultheaterstücken.<sup>603</sup> Freilich sind Schuldramen stärker institutionell gebunden als anonym publizierte Romane, und ein guter Teil der Brisanz dieser Bücher besteht in den offenen Rezeptionsmöglichkeiten eines anonymen literarischen Marktes. So hat der *Auctor* den vorgelegten *Bericht* als „Gelegenheit“ genutzt, um an alle Leser, die ihm wohlgesonnen seien („alle gute Freunde“), zu appellieren, „ins künftige die Bücher von solchen Tituln nicht vor seine Arbeit“ zu halten, keinesfalls aber ihn für die darin enthaltenen „Sachen selbst“ verantwortlich zu

---

<sup>599</sup> Dieser Eindruck lässt sich aus einer Lektüre der Vorreden kompilierender Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts gewinnen. Vgl. Timmermann: *Ziele*. 1994; Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996.

<sup>600</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 260,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 5].

<sup>601</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 260,7, [Weise: *Bericht*. 1680, S. 4].

<sup>602</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 260,8 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 4].

<sup>603</sup> Zu den Weise'schen Komödien vgl. Zeller: *Pädagogik*. 1980, zur institutioneller Einbindung, S. 21f. Dazu auch Ort: *Medienwechsel*. 2003. Über den diffusen systematischen Ort der Satire und die Möglichkeit, diese den dramatischen Gattungen zuzuordnen, vgl. Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 112.

machen.<sup>604</sup> Deutlich wird, dass bereits zu diesem Zeitpunkt zwischen einem über die Titel vermittelten Gattungszusammenhang und einer ideellen Verantwortlichkeit für deren Gehalte sowie für die mit diesen Büchern vollzogenen Handlungen differenziert wird. Den Anlass dafür kann nur der Weißenfelder Skandal bilden, denn nur vor diesem Hintergrund wird plausibel, dass Weise fürchtete, auch für den Gebrauch, den man von seinen Titeln machte, verantwortlich gemacht zu werden.

### a) Rechtfertigung des Autors (Teil I)

Der erste Teil des *Kurtzen Berichts* rechtfertigt die Tätigkeit und erläutert, was die *lustigen Bücher* im Allgemeinen ausmacht. Weise sondert aus, was keinesfalls in solche Bücher gehört, er ordnet sie einem philosophischen Verständnis von Literatur zu und unterscheidet die *lustige* Schreibweise von fortgesetztem *Possenreißen*.

Insgesamt geht der *Bericht* nach Weises Angaben auf mehrere Skizzen zur lustigen Schreibweise aus den vergangenen fünf Jahren zurück. Neben zwei Weißenfelder Disputationen nennt er den *lustigen Redner*, der ursprünglich als Anhang zum *Politischen Redner* (1677) geplant gewesen sei. Für diese Rhetorik seien „die meisten Exempel ausgearbeitet / auch die Fontes an sich selber etlicher massen eingetheilet“, doch in absehbarer Zeit komme er nicht dazu, das Buch abzuschließen.<sup>605</sup> Mit den genauen Angaben zum Stand dieser weitgehend ausgearbeiteten Rhetorik reagiert Weise auf Riemers Ankündigung, in nächster Zeit einen *Kurtzweiligen Redner* zu publizieren, und reklamiert die ideellen Urheberrechte an einem derartigen Konzept für sich. Weise ist durch Riemers Ankündigung wohl in einen gewissen Zugzwang geraten, aus seinem bereits vorliegenden Material für seinen *Lustigen Redner* zu zitieren, um das geistige Urheberrecht an der neu-

<sup>604</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,12 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 4].

<sup>605</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 261,22f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 7]. Weise erwähnt einleitend, sich mit der Frage, „[o]b es recht sey / daß *lustige Bücher* geschrieben werden“, schon anlässlich zweier Weißenfelder Disputationen beschäftigt zu haben: Die eine handelte *De Moralitate Complimentorum*, die spätere *De Moralitate Facetiarum*. Horn bietet eine unvollständige Liste der von Christian Weise in Weißenfels verantworteten Disputationen, darin ist der erste Titel für das Jahr 1675 belegt; den zweiten Titel habe ich nicht verifizieren können. Vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 25f. – Die Disputation über den moralisch empfehlenswerten Gebrauch von Komplimenten definiert und erläutert in der *Praeparatio* den Begriff [A 2r], geht im ersten Kapitel auf die verschiedenen Möglichkeiten der Insinuation ein („per honorificum titulum, tum per laudes & recommendationes“ [lassen sich andere erhöhen, wir erniedrigen uns], „per sermones humiliores, tum per gestus & servitia“ [A 3v]), um im zweiten Kapitel verschiedene Teile eines Kompliments zu behandeln („de propositione, voto, ac promisso complementorum“ [vom Anliegen, dem Gelübde, dem Versprechen der Komplimente [C 4r]]). Vgl. Weise: *De Moralitate Complimentorum*. MDCLXXV.

artigen Rhetorik für sich beanspruchen zu können.<sup>606</sup> Die *lustigen Bücher* lassen sich aufgrund dieser ersten Hinweise als Texte verstehen, die wie Fazetien und lustige Exempel herangezogen werden können, um diverse Reden bei öffentlichen Anlässen zu bestücken und zu bereichern. Sie gehören damit zu Weises umfassendem Versuch, die schulrhetorische Systematik für die Belange öffentlichen Sprechens zu öffnen. Zum einen trägt das Schreiben dieser Bücher zu einer umfassenden Schulung gesellschaftlichen Verhaltens bei. Zum andern müssen sich die Texte durchaus als gelehrte Produkte ausweisen. Die Gattung rekurriert damit auf gleich zwei Textmodelle, die den Bereichen der *praxis* und der *poiesis* zugeordnet sind und tendentiell miteinander konkurrieren. Durch diese doppelte Zuordnung wird Weises Konzeption der Politischen Romane insgesamt geprägt.<sup>607</sup>

Aber nun wird erst einmal aussortiert, was „keine Lust“ bereitet und dementsprechend nicht in *lustige Bücher* gehört: Weise verwahrt sich gegen die Darstellung „unzüchtiger Sauzoten“ ebenso wie gegen den Gebrauch unflätiger Redensarten.<sup>608</sup> „Unflätige Redens=Arten“ und „andere säuische Erzählungen“ sollten auf den mündlichen Sprachgebrauch beschränkt bleiben.<sup>609</sup> Auch die Bibel,

---

<sup>606</sup> In der Vorrede zum *Maul-Affen* hatte Riemer einen *Kurtzweiligen Redner* angekündigt. Tatsächlich erscheint Riemers Rhetorik dann unter dem mit Weises Arbeitstitel noch leichter zu verwechselnden Doppeltitel *Lustige Rhetorica oder kurtzweiliger Redner* ein Jahr später, vgl. Riemer: *Lustige Rhetorica*. [1681] 1985.

<sup>607</sup> Zur These von den zwei konkurrierenden Textmodellen vgl. die Studien von Braungart, der zwischen „direkt auf aktuelle Praxis bezogenen Beispielsammlungen in der Tradition der *artes dictaminis*“ und dem ausdifferenzierten „Systemgebäude der klassischen Schulrhetorik“ unterscheidet. Die erste Tradition wird bündig als „Kasuistik ohne System“ zusammengefasst, die zweite als „Theorie ohne Praxis“. Nach Braungart gelinge allererst Christian Weise eine Synthese dieser beiden Textherstellungsmodelle: durch „eine konsequente Entschlackung der Systematik und eine entschiedene Aufwertung des situativen Aptums und vor allem des Ziel- und Adressatenbezugs“. Zu ergänzen ist die Beobachtung, dass die beim Versuch, kasuistisches Schreiben an gelehrte Vorgaben anzuschließen, entstehenden Verwerfungen auf die divergierenden Produktionsprinzipien der beiden Modelle zurückzuführen sind. Vgl. Braungart: *Praxis*. 1991, S. 88f.

<sup>608</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 262,7ff. [Weise: *Bericht*. 1680, 8f.] – In dem von Weise in seine *Drey Kligsten Leute* integrierten Buch von Epiktet finden sich im Cap. LV gleichlautende Maßstäbe für die literarische Lizenz, vgl. Weise: *Werke*. XVIII. Band. *Romane* II. 2005, S. 183,10–22 [Weise: *Leute*. 1675, S. 311f.].

<sup>609</sup> Obwohl fäkalische Redensarten („die kothigen Sachen“) bei „dem groben und gemeinen Pöbel“ beliebt seien, werde doch „dieser Lumpen Gattung wegen kein Buch geschrieben“. Werde es dennoch auf genau solche Leser eingerichtet, dann solle man anfangs darauf hinweisen, so „daß sich erbare Leute vor der Unfläterezy zu hüten wüsten“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 262,24ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 9f.]. Weise meint offensichtlich, solche Bücher zwar nicht verhindern, aber ihre Aufmachung derart beeinflussen zu können, dass die „Unfläterezy“ mit einer Vorbemerkung oder einem Titelkupfer versehen wird, wodurch das Publikum gewarnt und abgeschreckt werden soll: Schwer vorstellbar, dass sich Verleger das Geschäft derart verderben lassen.

geistliche Gesänge oder Gebete sollen als Material ausscheiden, weil sie in einem amüsanten Kontext blasphemisch wirken.<sup>610</sup>

Weise verpflichtet die *lustigen Bücher* darauf, der Wahrheit ähnlich zu sein, indem er phantastische Erzählungen in der Tradition menippeischer Reisebeschreibungen aussondert: Lügen bereiten weder „Lust“ noch „Annehmlichkeit“; damit sind Geschichten wie die von kalten Ländern gemeint, in denen die Worte buchstäblich vor dem Munde gefrieren, so dass dann bei Tauwetter ein großes Geschrei entstünde.<sup>611</sup> Sie gelten als „Possen / die keinen Nachdruck haben“; demgegenüber hat „eine Fabel die beste grace [...] / wenn sie der Wahrheit in etwas ehlich ist“.<sup>612</sup> Dementsprechend fordert Weise einen an der Sache orientierten und aus Sachkenntnis sich speisenden Sprachgebrauch, keine weit hergeholt und verwirrende Metaphorik wie „Landstrasse der Beredsamkeit“ für die Zunge.<sup>613</sup> Um solche abwegigen Formulierungen zu diskreditieren, verweist Weise sowohl auf das Interesse der Leser an verstehbaren Texten als auch auf eine – bezeichnenderweise fehlende – literarische Traditionsbildung:

„Denn vor eins sind solche Reden allzuweitläufftig / und führen den Leser von dem Verstande des Werckes selber ab; vors andere sind sie von aller klugen Manier so weit abgesondert / daß sie unter den alten Scribenten keinen zu nennen wissen / welcher sich / nur zum Schertz / solcher Werckstücke bedienet hätte.“<sup>614</sup>

Schließlich werden die „höhnischen Stichelreden“<sup>615</sup> verworfen: Denn man müsse vorsichtig sein, wenn man Torheiten verspottet, „alldieweil niemand lebt /

<sup>610</sup> Weise argumentiert mit Blick auf gläubige Leser: Wem solche Passagen unwillkürlich unterkämen, der müsse „höchsten Verdruß darbey empfinden / wen die Andacht entweder verstört / oder doch aus dem ordentlichen Concepte gebracht wird. Und in solcher Betrachtung giebt es schlechte Lust / wen man erstlich lacht / und die gantze Zeit des Lebens / also zu reden / einen Dorn im Fusse behält“. Er kritisiert bezeichnenderweise auch „die Collectanea der Römischen Pasquille“, in denen „gantze Reden aus der Versione vulgata mißbraucht sind“, Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 264,15ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 13].

<sup>611</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 265,10ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 15]. Eine „terra verborum congelatorum“, ein Land der gefrorenen Worte, erwähnt auch Johann Valentin Andreae in seiner 1616 erschienenen Komödie *Turbo*. Hier nach Hess: *Narrenzunft.* 1971, S. 322. – Als „abgeschmackte Lügen“ bezeichnet Weise auch die Abenteuer der in Lukians *Wahren Geschichten* geschilderten Schifffahrt, vgl. Lukian: *Geschichten* 1980. Wie die Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts bieten einige Politische Romane solche Wundergeschichten, allerdings als Figurenrede, die ihrerseits verspottet wird. Vgl. dazu den Überblick in Teil C dieser Studie. Für die Schwanksammlungen vgl. Jakob Freys *Gartengesellschaft* (1556), in der folgende Geschichte enthalten ist: *Einer ist wol fünf tag in der Thonaw am boden under dem eyß geritten, bitz er wider herauß ist kommen*, Frey: *Gartengesellschaft.* 1896, S. 136, Nr. 120.

<sup>612</sup> *Fabel* bezeichnet hier die erzählte Handlung, die wahr ist, insofern sie sich an der Empirie orientiert. Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 265,21 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 15].

<sup>613</sup> Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 266,4 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 16].

<sup>614</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 266,13ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 17].

<sup>615</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 266,25 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 17]. – Als mögliches Vorbild für

der nicht in einem Stücke wider könnte ausgehehelt werden“.<sup>616</sup> Dagegen könne, ohne Personen und Umstände zu nennen, „in abstracto bißweilen von einem übelanständigen Laster“ geredet werden.<sup>617</sup> Dieses Zugeständnis und die Möglichkeiten seiner literarischen Konkretion greift Weise an späterer Stelle wieder auf, wenn er auf Gemeinsamkeiten zwischen *lustigen Büchern* und Fabeln hinweist.

Um die Existenz *lustiger Bücher* zu rechtfertigen, greift Weise zu einem für seine Argumentation typischen Evidenzappell: Er ordnet sie quasi im Sinne einer Genus-differentia-Definition der *Philosophia Satyrica* und damit einem Wissensbereich und seinen literarischen Traditionen zu, dessen Legitimität, Nutzen und Prestige außer Frage steht. Damit verknüpft er die Aufforderung, die unbekannteren Bücher in gleicher Weise zu akzeptieren:

„[G]leichwie die Philosophia Satyrica ihren Nutzen hat / daß sich mancher heimlich über etwas schämen muß / der sich mit Nahmen nicht gerne würde nennen lassen; also werden alle rechtschaffene Leute von solchen büchern gar ein gütiges Urtheil zu fallen wissen.“

Weise recurriert hier nicht auf literarische Produktions- oder ästhetische Rezeptionsprozesse, sondern auf ein dem Text vorgängiges, eingeführtes Vokabular und dessen beglaubigten moralischen Mehrwert. Mit der *Philosophia Satyrica* ist ein bestimmtes Verständnis von Satire bezeichnet, das die literarische Darstellung mit einem umfassenden Wahrheitsanspruch verknüpft.<sup>618</sup> Er wird durch die Horaz'sche Formel *ridentem dicere verum* repräsentiert<sup>619</sup> und fordert in erster Linie,

---

solche Schmähdungen gilt *De Arte Cavillandi* des Konvertiten, Apostaten und Renegaten Caspar Scioppius (1576–1649).

<sup>616</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 267,12ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 18]. Hier werden insbesondere „die jungen Magistros“ angesprochen, die in ihren Disputationen leichtfertig jemanden lächerlich machten.

<sup>617</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 267,16f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 19].

<sup>618</sup> Diese Tradition bezieht sich vor allem auf Horaz und Persius. Beispielsweise argumentiert Polizian in seiner *Praelectio in Persium* in diesem Sinn und meint, „bene veteres primam quandam philosophiam poeticen esse aiebant“ (dass die Alten berechtigterweise behaupteten, die Poesie sei gewissermaßen die erste Philosophie). Vgl. Polizian: *Praelectio*, S. 513. Zitiert nach Waschbüsch: *Polizian*. 1973, S. 73.

<sup>619</sup> In dieser Tradition steht auch der satirische Impetus des Erasmus von Rotterdam. Erasmus erläutert in seinen *Adagia*, was es bedeutet, von den „Sileni des Alkibiades“ zu sprechen – und entwickelt daraus eine spezifische Charakteristik christlicher Philosophie. Hier interessieren die strukturell analogen Argumente, mit denen ein irregulärer und unorthodoxer philosophischer Deutungsanspruch vertreten wird. Bei den Sileni handelt es sich um lächerliche Statuetten, „die geöffnet werden konnten und dann das Bildnis eines Gottes freigaben“. Die strukturelle Differenz von Kern und Hülle verbindet dieses Modell mit der Pillenmetapher, die Weise an späterer Stelle (S. 93) nutzt, um den Zusammenhang von *prodesse* und *delectare* zu veranschaulichen. Mit *lustigen Büchern* im Weise'schen Sinn haben die Sileni gemeinsam, dass sie auf den ersten Blick läppisch und lächerlich erscheinen, sich aber bei genauerer Betrachtung als wichtig und wertvoll erweisen. Vgl. *Sileni Alkibiadis*, *Adagia* III,3,1. In: Erasmus von Rotterdam: *Works*. 1992, S. 262–

Tugenden zu vermitteln. Die instruktive Perspektive charakterisiert die Texte auch als Jugendliteratur, ihr gegenüber ist der – destruktive – Tadel der Laster nachrangig.<sup>620</sup> Aus dieser pädagogischen Haltung Weises heraus lassen sich die unterschiedlichen traditionellen Bezüge bei ihm und Riemer erklären.

Nach derartigen Ab- und Eingrenzungen wird die Tätigkeit „eines anmuthigen Bücherschreibers“ positiv bestimmt und inhaltlich entfaltet. Weise versteht darunter „eine rechte Lustigkeit, dadurch das Gemüthe erfreuet, das Leben erbauet, oder zum wenigsten ein zuläßlicher Zeitvertreib ohne Ergernüß gefunden wird“.<sup>621</sup> Gemäß seiner Fragestellung dominiert im ersten Teil des *Berichts* generell der moralische den spezifisch literarischen bzw. ästhetischen Argumentationskontext. Dementsprechend werden die Aufgaben und Pflichten des Autors vorrangig gegenüber den Spezifika der Schreibweise behandelt. Im Rahmen einer *Philosophia Satyrica* sind persönliche Integrität und moralische Autorität des Autors ohnedies entscheidende Kriterien, um zu beurteilen, ob die pädagogischen Absichten glaubwürdig sind. Aus diesem Grund lassen sich stilistische Fragen erst behandeln, wenn ethologische Aspekte geklärt sind. An dieser und späteren Stellen bleibt indes unberücksichtigt, dass dieser Ausweg aus literarischen Deutungsdilemmata kein wirklicher ist, weil ihn die mit den *lustigen Büchern* verbundenen Publikationskonventionen verstellen. Aus dieser Konstellation ergibt sich für den gattungstheoretischen Diskurs eine strukturelle Paradoxie, insofern die Gattung aus historischen und aktuellen Gründen zu heikel erscheint, um die ihr zugeordneten Texte zu autorisieren, sich deren potentiell prekäre Dynamik aber nur mittels personal gebundener Autorität sistieren lässt.<sup>622</sup>

Um das Schreiben *lustiger Bücher* zu legitimieren, müssen die Grenzen des Komischen eng gezogen werden: Weise distanziert sich dezidiert von „Possen“, die er

---

282. Zur christlichen Philosophie des Erasmus' vgl. Augustijn: *Erasmus von Rotterdam*. 1986, S. 70.

<sup>620</sup> Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 303,6ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 92f.]. – Hans Wilhelm Kirchhof zum Beispiel will seine voluminöse Sammlung von Schwänken in einem vergleichbaren Sinn verstanden wissen. Vgl. die Widmung des letzten Bandes seines *Wendunmuth* (1563–1601), Kirchhof: *Wendunmuth*. [1869] 1980, Band VII, S. 223. Zum pädagogischen Hintergrund zeitgenössischer Jugendliteratur bemerkt Brunken: „Literatur für Kinder und Jugendliche [ist] ganz weitgehend unter der Perspektive des künftigen Erwachsenenstatus des Adressaten verfaßt“, Brunken: *Hintergrund*. 1991, Sp. 3.

<sup>621</sup> Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 267,29ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 20]. „Lustigkeit“ wird hier – wie in den *Ertz-Narren* – als fröhliche Stimmung, nicht als Gaudi verstanden. Zum zeitgenössischen Sprachgebrauch vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 6. Band. 1885, Sp. 1346; außerdem Zedler: *Universal-Lexikon*. 18. Band. 1738, Sp. 1243.

<sup>622</sup> Zur geforderten Moralität des Satirikers vgl. Könneker: *Satire*. 1991, S. 14ff.; Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 97f.

als grobe Scherze versteht, durch die sich auch der Autor zum Toren mache.<sup>623</sup> „Lust“ hingegen bezeichnet „eine angenehme Empfindung“, die der Befriedigung eines Bedürfnisses entspricht, keine Begierde. Weise geht es um populäre Literatur, der eine amüsante, nicht notwendig entlarvende Schreibweise zugrunde liegt. Es wurde bereits bemerkt, dass im *Bericht* das „literaturtheoretische Problem einer satirischen Schreibart [...] nur eine sekundäre Rolle“ spielt<sup>624</sup> und Weises Begriff des Lustigen nur „einigermaßen mit dem des Satirischen übereinkommt“<sup>625</sup>. Diesen Irritationen ist nachzugehen, um die Differenz zwischen lustigem und satirischem Modus, mithin also die Differenz zwischen Weises und Riemers Gattungskonzept zu präzisieren. Weises Sprachgebrauch evoziert ein spezifisches Verständnis der satirischen Tradition, insofern seit Casaubonus' These vom doppelten Ursprung der Satire zwar von der „satyrice Graecorum poesi“, aber von der „Romanorum satira“ gesprochen wird.<sup>626</sup> Freilich nutzt Weise die assoziative Nähe zur griechischen Tradition vor allem dazu, negative Konnotationen des Satirischen zu vermeiden; der Akzent liegt auf einer amüsanten und kurzweiligen, nicht auf einer anspielungsreichen und denunzierenden Darstellung.

Weise erläutert verschiedene Aspekte der *elocutio* und unterscheidet zunächst zwischen der *dictio amoena* und der *dictio ludicra*, zwischen einer anmutigen und einer burlesken Schreibweise. Dabei bezieht er sich auf die Schrift *De ludicra dictione* des Pariser Jesuiten Franciscus Vavassorius (1605–1681),<sup>627</sup> die sich gegen stilisti-

<sup>623</sup> Zur Distanzierung ehrenwerter Autoren gegenüber den *Scurrae*, den Possenreißern vgl. Fauser: *Gespräch*. 1991, S. 382–394; die *Grenzen des Komischen* im frühneuzeitlichen Italien thematisiert Burke: *Eleganz*. 1998, S. 107–128.

<sup>624</sup> Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 97.

<sup>625</sup> Zeller: *Pädagogik*. 1980, 100.

<sup>626</sup> Isaac Casaubonus: *De satyrice*. [1605] 1973. Zu dieser Ursprungserklärung, die Casaubonus in Auseinandersetzung mit Scaliger entwickelt, vgl. Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 113ff.

<sup>627</sup> Weises distanzierende Bemerkung zum literarischen Scherz, der Gelächter erregen will, wörtlich: „[...] dieses ist eben *Dictio ludicra*, oder wie die Frantzosen sprechen *Brulesque* [...] dawieder unlängst ein Frantzösischer Jesuit ein gantz Buch geschrieben hat“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 268,8ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 20f.]. Gemeint ist Vavassorius (Vavasseur) S. J.: *De ludicra dictione liber*. 1658. – In der in den *Politischen Näscher* integrierten Diskussion über den literarischen Wert der *Ertz-Narren* argumentiert der fiktive Kritiker des Weise'schen Buches mit Vavassorius, wenn er behauptet, dass Weises Schreibweise keinen Respekt verdiene: „Ich wolte er hätte den Frantzösischen Vavassior de dictione ludicra gelesen / der würde ihm weisen was die Art zu schreiben / welche von den Frantzosen Brulesq [...]; genannt wird/ vor einen Respect in der Antiquität und in der Honestät zu gewarten hat.“ Seine Einschätzung der *Ertz-Narren* als eines burlesken Werkes wird jedoch widerlegt. Überdies äußert sich der die *Ertz-Narren* verteidigende Student kritisch gegenüber Vavassorius' Schrift. Er relativiert deren Bedeutung – und rettet insbesondere die antiken Satiriker als autorisierende Instanzen: „Der Jesuit Vavassor hat ein Buch geschrieben/ das ich auch gesehen habe. Doch weil er keinen von den alten / als Martiale, Persium, Horatium, Juvenalem, ja so gar Petronium u. Apulejum nicht unter die Brulesques [...]“

schen und sprachlichen Missbrauch wendet.<sup>628</sup> Die Lektüre lustiger Bücher soll kein lautes Lachen, sondern „lustige Verwunderung“ und „annehmliches Nachdenken“ auslösen. Der rezeptionsästhetische Aspekt wird viele Jahre später im *Oratorischem System* (1707) erläutert, aber nicht eigentlich präzisiert, hier wird der Stil zum Katalysator fortgesetzter Lektüre: Durch den Stil, der sich dem *genus medium* zuordnen lässt, soll „eine süsse Verwunderung, auch wol eine Begierde weiter zu lesen, oder zu hören“<sup>629</sup> entstehen. Mit der Ablehnung der sogenannten *Ludicra*, die „zur Norm gewordene Prätexte“ parodieren oder travestieren, geht bei Weise eine außerliterarische, lebensweltliche Orientierung der Darstellung einher:<sup>630</sup> Die „Anmuth im Schreiben“ ergibt sich nach Weise nicht nur aus „lustigen Worten“, sondern aus „einer lustigen Sache“, also dem zugrundeliegenden Motiv oder Stoff.<sup>631</sup> Das Motiv dürfe nicht in epigrammatischer Kürze dargeboten, sondern solle in „Historien“, „Historisch-erzehlte[n] Fabeln“<sup>632</sup> und „annehmliche[n] Gespräche[n]“ entfaltet werden. Diese Darstellung empfiehlt sich einerseits aus anthropologischen Gründen: „das Menschliche Gemüthe [will] immer etwas neues wissen“ und ist darum auch aufgeschlossen gegenüber allen möglichen neuen Geschichten,<sup>633</sup> andererseits wegen ihrer Nähe zu den „kommunikativen Formen des Alltags“:<sup>634</sup> Mit Gesprächen und Geschichten sind Gattungen oraler Kommunikation angesprochen, auf die die *lustigen Bücher* nach

---

rechnen wil/ so wird er auch dieses Buch nicht verworffen haben / welches etliche Narrheiten durchzeucht. Und ich gesteh es gern / daß ich in diesem Buch [von Vavssorius, A.W.] nicht klug werden kunte / was er eigentlich dictionem ludicram hiesse.“ Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 225,8ff. [Weise: *Näsher*. 1678, S. 365f.].

<sup>628</sup> Gegenstand der Kritik ist die sogenannte Barbarolexis, eine burleske Mischung deutscher und lateinischer Sprachpartikel und Sprachebenen. Daniel Georg Morhof zitiert Vavassorius' Schrift zustimmend, vgl. Morhof: *Unterricht*. [1700] 1969, S. [611] 323. – Zur *Barbarolexis* vgl. auch Hess: *Narrenzunft*. 1971, S. 175ff., hier S. 244.

<sup>629</sup> Weise: *Oratorisches Systema*. 1707, S. 385.

<sup>630</sup> Auf die Unterscheidung zwischen *Ludicra* und *Ridicula* geht auch Fietz im Rahmen seiner Überlegungen zu einer historischen Semiotik des Lachens ein, vgl. Fietz: *Möglichkeiten* 1996, S. 19.

<sup>631</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 268,20ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 21].

<sup>632</sup> „Historisch-erzehlte Fabeln“ meint zunächst wohl, fiktives Geschehen so zu erzählen, als sei es wirklich geschehen. Sodann kann damit auch die detaillierte Entfaltung topischer Pointen angesprochen sein, im Sinne einer narratologischen „Individualisierung, als die noch komplexere Darstellung dessen, was wirklich geschieht“. In diesem Zusammenhang ließen sich Verbindungen zwischen Weises Ambitionen und den erzählerischen Verfahren früherer Schwankautoren wie Jörg Wickram und Jakob Frey erkennen, die aus pointierten Schwänken komische Erzählungen werden lassen. Vgl. dazu Kartschoke: *Vom erzeugten zum erzählten Lachen*. 1993, hier S. 105.

<sup>633</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 269,6 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 22].

<sup>634</sup> Kurz: *Klatsch*. 2002, S. 71.

Weises Konzept zurückgreifen sollen.<sup>635</sup> Weise führt hier ein Beispiel an, das für die von ihm favorisierte Erzählperspektive signifikant ist:

„Ich hatte auff der Universität einen guten Freund / der bediente sich alle Tage vor der Mittags und Abend=Mahlzeit eines dunckeln Gitters am Haus Fenster: den weil es ein Eckhaus war / und der Weg aus Zwey Gassen vorüber gieng / fügte sich gemeiniglich / das Weiber und Mägde gleich bey dem Fenster stehen blieben / und nach dem Maße ihres Verstandes eine halbe Stunde oder noch was mehr mit schwatzen zubrachten: Also kundte er alles hören / und niemand durffte sich vor einem Verräther fürchten: Immittelst genoß er einer bessern Lust / als wenn er die artigste Comoedie besucht hätte. Und was sind die Comoedien selbst anders/ als zusammen gesetzte Gespräche darbey sich der Zuschauer als ein Richter über frembde Worte belustigen sol.“<sup>636</sup>

Nicht nur die Analogisierung der Straßenszene mit einer *Comoedie*, auch die Geschlechts-, Status- und Bildungsunterschiede zwischen dem studentischen Lauscher und den sogenannten Klatschweibern sind für den medialen Übergang von mündlicher Alltagskommunikation zu deren literarisierter Darstellung bedeutsam: Das darin angesprochene Bildungsgefälle lässt seitens des Studenten eine ästhetisierende und moralisierende Perspektive auf die Lebenswelt entstehen, die durch die schwatzenden Frauen mit ihren beschränkten intellektuellen Möglichkeiten („nach dem Maße ihres Verstandes“) repräsentiert wird. Der Status dieser Alltagswelt bleibt ambivalent: Einerseits gilt sie durchaus als relevante Sphäre, in der sich das eigene Urteil heranbildet. Andererseits bleibt der junge Student an der Peripherie des sozialen und kulturellen Raumes, den er zu erkunden vorgibt. Seine Position und Perspektive bezeichnen sowohl den Standpunkt, von dem aus in den *lustigen Büchern* erzählt werden soll, wie auch die Rolle der darin als Vorbilder fungierenden Figuren. Die Wahrnehmungsperspektive ist durch soziale und kulturelle Distanzierung geprägt; außerdem scheint – auch das macht der Vergleich mit dem Besuch einer *Comoedie* deutlich – die Urteilsfähigkeit der Figuren an ihren Standpunkt eines unbeteiligten Zuschauers gebunden zu sein. Wohl gegen Weises Intentionen demonstriert freilich das angeführte Beispiel auch die gefährliche Nähe einer solchen Erzählhaltung zur voyeuristischen Freude an Indiskretionen.<sup>637</sup> Diese Nähe macht sich beispielsweise der anonyme Autor der

<sup>635</sup> Vgl. auch seinen Rekurs auf einfache Geschichten, wie sie Kindern erzählt werden, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 269,7f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 22].

<sup>636</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 269,14ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 23].

<sup>637</sup> Die voyeuristische Perspektive wird von Johann Beer im *Politischen Feuermäuer-Kebrer* radikalisiert, und es scheint kein Zufall zu sein, dass die Forschung zur literarischen Adaption des Klatsches gern auf Beers Romane zurückgreift: Fauser wie Kurz belegen ihre Thesen mit der sogenannten Mägdeszene aus Beers *Bratenvender*, bei der es sich um eine im Roman zitierte Szene einer anzüglichen Komödie handelt, vgl. Beer: *Bratenvender*. [1682] 1995, Cap. XX, S. 175f. Die Szene wird auch von *Florianus de Francomonte* adaptiert, siehe unten. Vgl. Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 393f.; Kurz: *Klatsch*. 2002, S. 76.

*Anderen Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen* zunutze, um Weises Exposition wörtlich zu übernehmen – und dann anstößige Geschichten als Mägdeklatsch zu präsentieren.<sup>638</sup>

Der nächste Gesichtspunkt, den Weise erörtert, ist der Adressatenbezug: Grundsätzlich sollte ein solches Buch, um „recht lustig heraus [zu] kommen“,<sup>639</sup> den Neigungen der Leser entgegenkommen. Es sollte – wie allgemein die im umfassenden Sinn erbauliche Literatur – eine emotional bewegende Lektüre bieten. Nach Weise müssen vor allem vier Gemütseigenschaften angesprochen werden: 1.) der Wunsch, glücklich zu sein; 2.) eine umfassende Neugierde; 3.) eine ausgeprägte Urteilsfreudigkeit; schließlich 4.) eine Fähigkeit zu Sympathie und Antipathie, die der eigenen Selbstbestätigung dient.<sup>640</sup>

An und für sich sind die Affekte von Gott „dem Menschen zu gute eingepflanzt“ worden, werden aber häufig „gar wieder Schöpfers Intention“ verwandt. Angesichts solcher Missstände tritt der irdische Autor dem göttlichen Schöpfer hilfreich zur Seite und müht sich – mittels seines literarischen Werkes – dessen Absichten zu verwirklichen. So gilt der Autor als „ein Mensch / der seinen Nächsten zu etwas gutes abrichten wil“, also ein von christlicher Nächstenliebe durchdrungener ‚Erzieher des Menschengeschlechts‘ *avant la lettre*. Gerade aus professionellen Gründen müsse er sein Schreiben an der „Beschaffenheit des innerlichen Gemüthes“ seiner Leser orientieren – so wie „ein Bereiter / ein Jäger

<sup>638</sup> In der *Anderen Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen* wird das Geschehen durch eine vorübergehende Krankheit des Protagonisten *Critino* motiviert, der von seinem Zimmerfenster aus den Mägden zuhört. Der Passus amplifiziert die Vorgaben Weises: „Also bediente sich CRITINO unten im Hauß eines dunckeln Gitters am Eck=Fenster. Denn weil der Weg aus dreyen Gassen vorüberging / und von dem Keller Abends ein grosser Ab= und Zulauff war / fügte sichs gemeinlich / daß Weiber und Mägde bey dem Fenster stehen blieben / und nach dem Maße / ihres Verstandes eine halbe Stunde oder noch was mehr mit schwatzen und plaudern zubrachten. Dahero kunte er alles hören und niemand durffte sich vor einen Verräther fürchten. Inmittelst genoß er einer bessern Lust als wenn er die artigste COMOEDIE besucht hätte. Eines Abends kamen einander zwo Mägde in den Weg / und hielten folgenden CURIEUSEN Plaudermarkt mit einander. Eine mag Marausche die andere Moruncke heissen: Marausche: Einen schönen guten Abend / wo bistu denn gewesen so spät und so eilfertig? Moruncke: Ach / ich habe itzt nicht Zeit / ich kan gar nicht mit dir plaudern / ich darffs auch nicht sagen / daß ich bey dem Barbier gewesen bin.“ Das Klatschgespräch entfaltet dann die Metaphorik des Beißens, um nicht vom Beischlaf zu sprechen, [Beer:] *Anderer Ausfertigung*. [1683] 1997, Cap. LIV, S. 112f. Vgl. Kapitel C I 1. d).

<sup>639</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 269,28f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 24].

<sup>640</sup> „Erstlich wünscht man sich das beste Glück. Zum andern / ist man Curieus und wil allzeit was neues wissen: Zum dritten / bildet man sich grosse Klugheit ein und wil an fremden Sachen was zu Tadeln / oder zu verbessern finden. Zum vierdten / wolte man gern ein Richter werden / und nachdem sich die Barmhertzigkeit / oder im Gegentheil der Zorn erregt hat / nachdem belustigen wir uns an des andern Glück / und an des andern Straffe.“ Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 270,4ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 25]; Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, S. 22. Zum Stellenwert der affekttheoretischen Begründungen für Weises Romantheorie vgl. Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 205ff.

/ ein Vogelsteller sich nach der Natur und nach dem eingepflanzten Affecten der unvernünftigen Thiere zu richten wissen [muss] / wen er in seiner Profession nicht wil betrogen werden“.<sup>641</sup> Aus der privilegierten pädagogischen Perspektive Weises mutieren die anzusprechenden Leser zu triebbestimmten Wesen, die manipuliert werden müssen. Vor diesem Hintergrund empfehlen sich sowohl verschiedene literarische Mittel der Persuasion und Insinuation – wie die *lustigen Bücher* insgesamt.<sup>642</sup> Das Interesse für die Affekte anderer Menschen, deren Kenntnis dazu dient, eigene Intentionen effektiver durchsetzen zu können, verbindet den Autor *lustiger Bücher* mit dem *Politicus*.

Es folgt eine beispielhafte Sammlung besonders geeigneter *lustiger Sachen*. In dieser Stoff- und Motivsammlung haben Autoren späterer Politischer Romane zahlreiche Anregungen gefunden.<sup>643</sup> Einige der Beispiele entnimmt Weise seiner Materialsammlung für den *lustigen Redner*;<sup>644</sup> häufig finden sich auch Verweise auf zeitgenössische Biographien, auf Reise- und Konversationsliteratur. Diese intertextuellen Bezüge blieben für eine Gattungsbestimmung der Politischen Romane bisher unbeachtet.

Besonders bemerkenswert ist, wie in dieser Beispielsammlung die Grenzen zwischen literarischer Gattung und gesellschaftlichem Habitus verwischt werden. Die zusammengestellten Ratschläge eignen sich offenbar gleichermaßen für *lustige Bücher* wie auch für verschiedene gesellschaftliche Anlässe. Weise vermittelt multifunktionelle Bausteine, mit deren Hilfe ex tempore reagiert werden kann; so lassen sich beispielsweise kurzfristig anregende Ansprachen vorbereiten oder eben *lustige Bücher* zusammenstellen. Stärker als theoretische Explikationen es vermögen, verortet diese Materialsammlung die populäre Gattung in einem Umfeld curiöser und kommunikativer Texte, die der Verfeinerung des öffentlichen Umgangs dienen.<sup>645</sup> In diesem Zusammenhang interessieren die Texte weniger als

---

<sup>641</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 271,1ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 26].

<sup>642</sup> „Und wer dies [die grundsätzlich guten Affekte] bedencket / der entschuldiget die Redenkunst gar wol / wen sie manchen Grieff nach den Affecten einrichtet: den der Mißbrauch wird nicht mit eingeschlossen.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 270,30f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 26]. So auch Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 210.

<sup>643</sup> Vgl. Teil C.

<sup>644</sup> Das Werk war als Anhang zum *Politischen Redner* gedacht und verdeutlicht nochmals, dass lustiger und anmutiger Stil nahezu identisch sind, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 261f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 6f.]. Beispiele, die dieser Materialsammlung für einen *lustigen Redner* entnommen sind, finden sich auf den Seiten 31f., 34, 39, 45, 47, 65 u. ö. – Riemer wird mit seiner im folgenden Jahr erscheinenden *Lustigen Rhetorica* an Weises Konzept anknüpfen. Vgl. Riemer: *Lustige Rhetorica*. [1681] 1985, Vorrede.

<sup>645</sup> Wie Braungart überzeugend darlegt, gilt Ähnliches für Apophthegmata, vgl. Braungart: *Ferment*. 1997,

gelehrte Produkte denn als Ingredienzien gesellschaftlicher Praxis.<sup>646</sup> Genau hierin liegt die historische Funktion der Politischen Romane im Rahmen des pädagogisch ausgerichteten Literaturverständnisses von Christian Weise.

Auf den folgenden Seiten gliedert Weise die *res* entsprechend der vier Affekte, die für eine gelingende Rezeption der *lustigen Bücher* als entscheidend gelten:

1.) Der allen Menschen gemeinsame Wunsch nach Glück und Erfolg wird von „Erzehlungen / da von grosser Beförderung / von grossem Reichthum / von Ehre / und andern Gewerbe viel dicentes gemachet werden“, angesprochen. Geeignet sind auch Liebesgeschichten, die vor allem „von jungen unverheyratheten Personen“ gelesen werden.<sup>647</sup> Von „fremde[r] Glückseligkeit“ zu lesen, tröste und ermutige jeden Leser, weil so das Glück, das anderen möglich sei, nun auch für „uns“ vorstellbar werde.<sup>648</sup> Hier geht es erkennbar um einen qua antizipatorischer Lektüre erweiterten Horizont für die eigenen Lebensentwürfe.<sup>649</sup> Das dient der für die Ausbildung zum *Politicus* geforderten Realienkenntnis, zu der auch gehört, die eigenen Erfahrungen durch gelesene und gehörte Geschichten zu bereichern. Bei den *lustigen Büchern* kommen allerdings kompensatorische Aspekte hinzu, weil das fiktive Geschehen die Leser für ihre realen Lebensumstände zu entschädigen vermag: Nach Weise entlastet eine suggestive Lektüre angesichts „unser[es] unvollkommene[n] Zustand[s]“ bis hin zur Selbsttäuschung – und bereitet „ein solches Vergnügen / daß wir uns bey der nächsten Gelegenheit gar gern wieder fangen lassen“.<sup>650</sup>

2.) Ausführlich setzt sich Weise mit der menschlichen Befindlichkeit der *curiositas* auseinander. Für den erfahrenen Pädagogen ist der offensive Umgang mit dieser

---

S. 470f.

<sup>646</sup> Vgl. Braungart: *Hofberedsamkeit*. 1988; pointierend derselbe: *Praxis*. 1991, S. 87–98.

<sup>647</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 271,11 und 272,2f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 27f.]. Zur Diskussion um die Imaginationsfähigkeit des Lesers vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 98.

<sup>648</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 271,14,16 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 27 und 28.]

<sup>649</sup> So schon Voßkamp, gegen dessen Argumentation allerdings einzuwenden ist, dass ein erweitertes Spektrum von Möglichkeiten nicht per se emanzipatorisch oder gar utopisch ist. Aus historischer Perspektive widerspricht Solbach der These Voßkamps: Solbach weist darauf hin, dass Weises Vorschläge „geradezu durch die angestrenzte Konzentration auf die Rezipienten definiert [sind], jedoch im Sinn der Vermittlung von *doctrina* und *eruditio*“. Das ist richtig, vermag jedoch nicht – wie Solbach an anderer Stelle, wo er ein „Rezeptionsvakuum“ konstatiert (S. 204), selbst betont – die Freiheiten des Rezipienten einzuschränken. Vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 98, und Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 208. Es ist wichtig, die gelehrten Intentionen und die Rezeption populärer Literatur auseinanderzuhalten. So auch Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 386.

<sup>650</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 271,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 27f.].

Fähigkeit charakteristisch, er unterscheidet sich deutlich von der üblichen Abwehrhaltung.<sup>651</sup> Ausgangspunkt ist ein allgemeiner, leerlaufender Eifer, „mehr als ein ander wissen“ zu wollen.<sup>652</sup> So gilt allen „neuen, [...] unerhörten und [...] unverhofften Dingen“ ein großes, unspezifisches Interesse. Als Motor eines permanenten Geschmackswandels ist es die populäre Version einer an sich legitimen Wissensbegierde.<sup>653</sup> Nach Weise sollten Autoren *lustiger Bücher* ihren literarischen Stil an den Interessen des Publikums orientieren, um sich beliebt zu machen. In diesem Zusammenhang konzipiert er die Gattung dezidiert im Sinne einer literarischen Mode:

„Man erzehle nur bey dem Frauen Zimmer was vor eine facon von Zeuch oder Band mit der nechsten Post aus Frankreich kommen ist; ich will wetten Chrysostomus wenn er auffstünde / und seine güldene Worte in deutsch übersetzen lernte / so würde er mit solcher Attention nicht gehöret werden. Und dieses Kunst=Stücke wissen etliche wol zu practiciren / welche die gemeinsten Sachen aus neuen und frembden Auctoribus anführen / darbey sie den Applausum vor andern erhalten. Es ist wol ein Ding / ob ich meine kluge Sprüche aus dem Seneca gelernet habe / oder ob ich den Balzac zu rathe ziehe. Doch weil dieser nicht so alt ist / so lassen sich seine Worte viel anmuthiger vorbringen.“<sup>654</sup>

Dio Chrysostomus, ein griechischer Redner des ersten Jahrhunderts, war für seine Rednergabe, die ihm den Beinamen „Goldener Mund“ eintrug, berühmt. Er verkörpert hier ein rhetorisches Geschick, das sich den meisten Zeitgenossen Weises nicht mehr vermittelt, weil sie sich von seinem Stil nicht angesprochen fühlen.<sup>655</sup> Dagegen gelten die französischen Briefe von Jean Louis Guez de Balzac (1597–1654) mit ihren sorgfältigen Perioden, die zugunsten einer größerer Verständlichkeit alle Latinismen und Archaismen vermeiden, als geschätzte Lektüre.<sup>656</sup> Weise rät zu einem Stil, der dem aktuellen Geschmack entspricht, aller-

<sup>651</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 272,13–284,19 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 28–52]. Vgl. auch den Exkurs zu „Curieus und curieuse Methode“ bei Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 193–205.

<sup>652</sup> Der Wunsch nach aktuellen Nachrichten führe dazu, dass die mit der Postkutsche vertriebenen Zeitungen montags teuer verkauft werden, weil die Leute, um mitreden zu können, nicht auf die „gedruckten Zettel“ warten wollen, die mittwochs „mit der langsamen Gelegenheit“ verteilt werden. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 272,19ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 29]. – Seit 1672 erschienen die von einem Postmeister herausgegebenen und vertriebenen „Leipziger Post- und Ordinari-Zeitungen“ viermal wöchentlich. Mit „gedruckten Zettel[n]“ sind wohl Einblattdrucke mit amtlichen Bekanntmachungen gemeint, die reisenden Händlern oder Boten mitgegeben wurden – und außerhalb der territorial oder reichsweit organisierten Post vertrieben wurde. Vgl. Dorn / Vogel: *Geschichte*. 2001, S. 14, 19, 25.

<sup>653</sup> Vgl. Stöckmann: *Literatur*. 2001, S. 233.

<sup>654</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 273,1ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 30].

<sup>655</sup> Daran, so Weise, würde auch eine volkssprachliche Übersetzung nichts ändern. Zu Dion vgl. Peck: Art. *Dion*. In: *Harpers Dictionary*. 1898; Zedler: *Universal-Lexikon*. 7. Band. 1734, Sp. 962.

<sup>656</sup> Jean Louis Guez de Balzac: *Lettres*, 1. Teil 1624, 2. Teil 1636. Zur zeitgenössischen Einschätzung vgl.

dings unter der Prämisse, dass es sich dabei um adressatenorientierte Variationen handelt, die den zu vermittelnden Lehren („kluge Sprüche“) äußerlich bleiben. Es handelt sich gleichsam – und das ist gewollt – um alten Wein in neuen Schläuchen: Die moralischen Wahrheiten haben sich seit Seneca nicht verändert, wohl aber ihre Formulierungen, und auf die *anmutiger vorgebrachte[n] Worte* kommt es an.

Anmut wird hier sowohl als gesellschaftliches Verhaltens- als auch als literarisches Stilideal verstanden, und Weise steht damit in einer auf die Renaissance zurückgehenden Tradition.<sup>657</sup> Dieses Stilideal wird hier indes nicht unter den Vorzeichen programmatischer *innovatio*, sondern als *variatio* traditionsreichen Wissens empfohlen. Es ist zu betonen, dass alle aktualisierenden und popularisierenden Darstellungselemente, zu denen der *Bericht* anregt, als rhetorische Mittel verstanden werden: Sie gestalten Gegebenes, inauguriert nicht Neues. Weise argumentiert vor dem Hintergrund einer vollendeten Schöpfung, deren Reichtum es auszuschöpfen gilt, so dass vorgegebene Variationsmöglichkeiten durchgespielt werden können.<sup>658</sup> In den kommenden Jahren freilich werden die Verfasser Politischer Romane die stilistischen Mittel und literarischen Bausteine des *Berichts* aus ihrem argumentativen Kontext und auktorialen Konnex lösen und dadurch – anders als von Weise intendiert – eine eigene literarische Dynamik auslösen.

Zur anmutigen oder auch anmutenden, kurz: attraktiven Gestaltung eines Textes gehören ungewöhnliche Stoffe: Eine „unerhörte Sache“ findet sich beispielsweise in der Autobiographie des Astronomen Geronimo Cardano (1501–1576).<sup>659</sup> Der um seinen verstorbenen Sohn trauernde Cardano hört im Traum eine Stimme. Sie prophezeit ihm, sein „Hertzeleid“ sei vorüber, sobald er seinen Smaragdring unter seine Zunge lege. Cardano tut, wie ihm geheißen, und es geschieht, wie vorhergesagt: Wenn Cardano seinen Ring unter der Zunge trägt, empfindet er „auch nicht die geringste Bewegung“. Nur stört der Ring leider im Alltag und

---

Zedler: *Universal-Lexikon*. 3. Band. 1733, Sp. 294f.

<sup>657</sup> Göttert kommt zu falschen Ergebnissen, was Weises Kenntnis der rhetorischen Kategorie der Anmut betrifft, vgl. Göttert: Art. *Anmut*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 1. 1992, Sp. 621. , Offenbar hat er nur Weises *Neu-Erleuterten Politischen Redner* – wo der Begriff kaum eine Rolle spielt – untersucht.

<sup>658</sup> „Den es heist: Deus & Natura nihil faciunt frustra, oder das ich das Zweydeutige Axioma deutsch gebe: Was Gott der Creatur verleihet/ das muß zu etwas nütze seyn / und dasselbige muß zu gewisser Zeit ehrlich und ohne verletzung des Gewissens gebraucht werden.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308, 26f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 102f.]. Die anthropologische Prämisse ist eine Variation des aristotelischen Grundsatzes: „Natura nihil facit frustra, non deficit in necessariis nec abundat in superfluis“ (Die Natur macht nichts ohne Zweck und lässt es an nichts Notwendigem fehlen, noch bietet sie viel Überflüssiges), Aristoteles: *De Anima*, 432b [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 6077 (c) Directmedia].

<sup>659</sup> Vgl. Cardanus: *De propria vita*. 1643.

„wen er bey dem Essen / wegen der Speisen / und auf der Catheder wegen eines Discurses, den Ring als Hindernüs aus dem Munde genommen / so wäre der alte Schmerz wieder so hefftig dagewesen“.<sup>660</sup> Soweit nach Weise, der von dieser Geschichte meint, sie sei „einer halben Fabel ähnlich“.<sup>661</sup>

Die Episode wird von Weise für die *curieuse* Gestaltung von Texten empfohlen, weil sie sowohl zu deren sprachlicher Schönheit als auch zu ihrer emotionalen Wirkung beiträgt, ohne einem übergeordneten Zweck zu dienen. Das poetische Potential dieses Versatzstückes liegt im Mangel fassbarer Rezeptionsvorgaben und dem Fehlen einer expliziten Verknüpfung mit heteronomen Zielen. Gerade darin kann sich Weise bemerkenswerterweise nicht auf die historische Quelle berufen: Bei Cardano wird die irritierende Wirkung des Smaragdes durch ausdrückliches Gottvertrauen gedämpft. Der Traum wird von ihm erst dann als Prophezeiung verstanden, nachdem er durch das christliche Glaubensverständnis legitimiert scheint.<sup>662</sup> Wie auch immer die Rezeptionsstränge von Cardano zu Weise verlaufen: Festzuhalten ist, dass sich diese Passage nur ohne fromme Vergeisserung als literarische Kuriosität verwenden lässt.

Auch exotische Geschichten, die „von unsern Landes=Gebräuchen“<sup>663</sup> abweichende Gewohnheiten schildern, gestalten die *lustigen Bücher* abwechslungsreich. Die hier genannten Beispiele bedienen das Interesse an Sexuellem und Fäkalischem: So nennt Weise Reisebeschreibungen von Angelus Politianus (Angelo Poliziano, 1454–1494)<sup>664</sup> und Pietro della Valle,<sup>665</sup> die von Männern im Wochen-

<sup>660</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 274,1ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 32].

<sup>661</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 273,21 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 31]. Auch seine abschließende Bemerkung bleibt doppeldeutig: „Der Mann schreibt es von sich selber / und wo er kein Testimonium mit bringt / daß er in der Zauberey etwas versiert gewesen / so weiß ich nicht ob ich es glauben sol [...]“ [Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 274,8 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 32].

<sup>662</sup> Cardanos Autobiographie ist allein in der von Gabriel Naudé auf Grund eines Manuskripts erstellten Ausgabe überliefert. Angaben über ihre literarische Rezeption fehlen; möglicherweise kennt Weise die Passage aus anderen isolierenden und kompilierenden Sammlungen, was seine fehlerhafte Wiedergabe erklären würde. Tatsächlich spricht Cardano in *De propria vita* nicht von einem Ring, sondern von einem Smaragdanhänger. Wichtiger ist aber, dass Cardano sich erst entschließt, den nächtlichen Stimmen zu gehorchen, als er sich des unerschütterlichen Gottvertrauens Abrahams erinnert: „credidit in spem, praeter spem & reputatum est ei ad iustitiam“ („Er hat geglaubt an die Hoffnung wider alle Hoffnung, und darum ward es ihm angerechnet zur Gerechtigkeit“). Hier liegt eine Kontamination aus 1. Mose 15,6 und Römer 4,18 vor. Erst nachdem die nächtlichen Erscheinungen für Cardano derart in den eigenen Glauben integrierbar erscheinen, folgt er ihren Anweisungen. Die von Weise wiedergegebene Erzählung ist mit anderen ähnlicher Art zum Kapitel „Resprorsus supra naturam“ („Dinge durchaus übernatürlicher Art“) zusammengefasst. Vgl. Cardanus: *De propria vita*. 1643, S. 222–234, hier S. 226; Übersetzung und biblische Belege bei Hefele, vgl. Cardano: *Lebensbeschreibung*. [1914] 1969, S. 174f. und 285.

<sup>663</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 274,14 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 32].

<sup>664</sup> „Angelus Politianus gedencket etlicher Völcker / da sich die Männer an der Weiber statt in das

bett oder dem regelmäßigen Anstrich von herrschaftlichen Räumen mit Kuhmist berichten. Mit solchen Begebenheiten lassen sich, so Weise, diverse Gespräche bestücken; sie befriedigen allerdings einzig eine eher oberflächliche exotische Neugierde. Offenbar sollen sie aber nicht nur dazu dienen, die eigene Weltläufigkeit und den zivilisatorischen Vorrang der eigenen Kultur zu demonstrieren, sondern vermögen durchaus auch, deren Normen zu relativieren.<sup>666</sup> Wie seine Bemerkung zur Sanktionspraxis amerikanischer Ureinwohner in Sachen Ehebruch zeigt, nutzt Weise anstößige Themen, um das Spektrum gesellschaftlicher Erfahrungen zu erweitern:

„So ist aus den Americanischen Reisen bekand / daß bey den Völckern die nakkend gehen / keine grössere Straffe vor die Ehebrecher könne erdacht werden / als daß sie bei öffentlichen Versamlungen ihr Corpus delicti mit einem Badeschürtzgen bedecken müssen. Den ob wol dergleichen Sachen eine Albertät bey sich führen / welche wir höhnisch verachten; so werden sie doch an den gedachten Orten mit vollen Ernste/ und ohne alles Gelächter verrichtet; und daß wir uns darüber verwunden / solches geschicht darum / weil es vor unsern Ohren unerhört ist.“<sup>667</sup>

Die konzeptionelle Nähe *lustiger Bücher* zur zeitgenössischen Konversations- und Anstandsliteratur wird nicht nur durch die gewählten Gattungen, sondern auch durch den thematischen Schwerpunkt der literarischen Referenzen belegt. Indem sie von kulturell differierenden Regeln des *decorum* erzählen, thematisieren sie die gesellschaftliche Öffentlichkeit als eine Sphäre, die von Sitten und Gebräuchen geprägt, aber von gesetzlicher Kodifikation nicht erfasst wird; hierin deckt sich der Gegenstandsbereich gesellschaftsethischer Kompilationsliteratur mit dem der *lustigen Bücher*.

Das lässt sich gut an der von Weise genutzten Kompilation des „Jesuiten Webers“ zeigen. Es handelt sich dabei um den Augustiner Johann Adam Weber und

---

Wochen=Bette legen“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 274,14. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 33]. Die Stelle stammt möglicherweise aus der unter dem Titel *Bel libretto* bekannten Sammlung von Anekdoten, Fabeln, Lügengeschichten, Exempla und Sprichwörtern, in der auch ethnische Stereotype tradiert werden. Vgl. Uther: Art. *Angelo Poliziano*, in: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 1150–1153.

<sup>665</sup> Weise erwähnt die am Hofe der Königin von Olala praktizierte Sitte, „die Gemächer alle vierzehn Tage mit neuen grünen Kuhmiste der Gesundheit wegen“ zu bestreichen. Möglicherweise hat ihm die erste vollständige deutsche Übersetzung vorgelegen: della Valle: *Reiß-Beschreibung*. 1674. In den von Kemp zusammengestellten Auszügen aus Valles Reisebeschreibung findet sich die angesprochene Passage nicht, vgl. della Valle: *Reisebeschreibungen*. 1987, S. 146ff.

<sup>666</sup> Neuber weist darauf hin, „daß die Erörterung der Sitten und Bräuche der fremden Menschen [...] stets im Kontext wenigstens einer Infragestellung der Autorität der Bibel gelesen werden muß“, vgl. Neuber: *Fremde Welt*. 1991, S. 245.

<sup>667</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 274,26ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 33f].

dessen *Hundert Quellen der von allerhand Materien handlenden Unterredungs=Kunst*.<sup>668</sup> Seine Sammlung präsentiert sich nach Markus Fauser als „eine rhetorische Topik, ein vollständiges Findesystem für Gesprächsthemen“.<sup>669</sup> Weise greift die Geschichte vom König von Monomotapa heraus, auf dessen Niesen seine Untertanen mit einem sich im ganzen Reich vervielfältigenden Segenswunsch zu reagieren haben.<sup>670</sup>

Das Beispiel hat bei Weber seinen topischen Ort bei „unterschiedlichen Gewohnheiten“<sup>671</sup> verschiedener Menschen und Völker. Das übergeordnete Thema „Gewohnheit“ wird vorab als „eine vielfältig=wiederholte Handlung“ definiert, die „eine leichte Fähigkeit und Geneigtheit“ bewirkt, so dass sie auch als „andere Natur“ bezeichnet wird. Gegenüber staatlichen Gesetzen wird der rechtliche Status von Gewohnheiten wie folgt unterschieden: Die Gewohnheit sei „ein / durch Gebräuch / eingeführtes Recht / welches an statt eines Gesetzes wird angenommen / wann nemlich das Gesetz selbst aufhöret“.<sup>672</sup> Die so umrissene gesellschaftliche Sphäre entspricht genau dem Gegenstandsbereich der Politischen Romane.

Hinsichtlich Webers *Unterredungskunst* ist bereits bemerkt worden, dass das exemplarische Vorgehen durch die seriale Fülle der Themen, vor allem aber durch deren kontingente Zusammenstellung im alphabetischen Register konterkariert wird. Nach Fauser wird mit dem willkürlichen Zugriff über das Register „die rhetorische Zweckbindung der Fundorte“ aufgehoben, denn

„die Historien sind nicht mehr an eine allegorische Funktion gebunden, sondern Histörchen geworden, frei verfügbar, nach Bedarf für jede Gesprächslage angewend-

<sup>668</sup> Das Werk ist in thematische Topoi und ihnen zugeordnete Exempel gegliedert. In zwei Teilen werden die verschiedenen Materien als 50 Gruppen, sogenannte „Quellen“, gegeben. So wird beispielsweise unter dem Stichwort *Von der Gewohnheit eines Dinges* (XL. Quelle, S. 713f.) mit Aristoteles die Angewohnheit von Eltern kritisiert, „ihre kleine Kinder am Weinen [zu] verhindern“; wird anschließend über den Ursprung des Brauchs, „die Niesende zu segnen“ (S. 714f.), nachgedacht; wird die unstete Lebensweise der Tartaren erläutert (S. 719f.), usw. Das topische System wird durch ein alphabetisches Register der „merck= und denckwürdigen Dinge“ konterkariert [Ddd ij v], vgl. Weber: *Hundert Quellen*. 1676. Der Übersetzer ist der Nürnberger Johann Christoph Beer, nicht Johann Beer aus Weißenfels, wie Niefanger fälschlich angibt, vgl. Niefanger: *Barock*. 2000, S. 236. Zum Autor vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 53. 1747, Sp. 905.

<sup>669</sup> Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 395.

<sup>670</sup> Weber: *Hundert Quellen*. 1676, S. 717. Weber gibt seinerseits als Quelle eine von Nicolaus Gadignus verfasste Lebensbeschreibung des Papstes Sylverius an, die ich bibliographisch nicht ermitteln konnte. – Das gleiche Exempel verwendet Weise bereits im *Politischen Redner* als *flosculus*, um verschiedene Bräuche anzuführen, mit denen Untertanen ihre Dienstfertigkeit und Zuneigung gegenüber ihrem Herrscher bekunden können, vgl. Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 1026f. und 1033.

<sup>671</sup> Weber: *Hundert Quellen*. 1676, S. 718.

<sup>672</sup> Weber: *Hundert Quellen*. 1676, S. 713.

bar. Ob sie von Mund zu Mund oder von Buch zu Buch wandern, der Umgang mit ihnen geschieht auf dieselbe Weise.“<sup>673</sup>

Diese These wird nicht nur durch Weises Umgang mit der Weber’schen Vorlage bestätigt, sondern lässt sich für die zeitgenössische Kompilationsliteratur wie auch die Politischen Romane verallgemeinern. Innerhalb dieser populären Gattungen werden „Tatsachen [...] zu Geschichten über die Welt, indem Geschichte nur in Form von Geschichten bereitgestellt wird“.<sup>674</sup> Wie die von Weber und Weise zusammengestellten Gesprächsthemen leben die Episoden der Politischen Romane von einem eigentümlichen Wirklichkeitsanspruch, der Fakten und Fiktion zum Faszinosum aufmischt. Grundsätzlich macht die Herkunft der Themenbeispiele aus der Tradition der Buntschriftstellerei darauf aufmerksam, dass bereits Christian Weise für die Herstellung *lustiger Bücher* ein konstruktives und eklektisches Verfahren vorschlägt. Angesichts dieses literarischen Traditionsstranges wird verständlich, warum die episodische Struktur der Politischen Romane durch „Faktenvermittlung und Erörterungswert, nicht aber ästhetische Geschlossenheit, formale Brillanz oder ästhetischer Anspruch“<sup>675</sup> geprägt wird.

Um Aufmerksamkeit und Interesse zu erregen, empfiehlt Weise darüber hinaus, mit unkonventionellen Ansprachen auf konventionelle Anlässe zu reagieren.<sup>676</sup> Seine Beispiele verdeutlichen das breite Spektrum lustiger und anmutiger Reden, ignorieren aber jegliche Differenz zwischen solch situativem Verhalten und den zu verfassenden *lustigen Büchern*. Beispielsweise können die Eltern einer verstorbenen jungen Frau getröstet werden, indem ihr Tod mit einer himmlischen Heirat verglichen wird.<sup>677</sup> Hierher gehört auch die Fähigkeit, während einer Abdankung auf das aktuelle Wetter<sup>678</sup> oder während einer Audienz auf ein plötzliches Missgeschick flexibel zu reagieren – und derart kontingente Umstände in die ei-

<sup>673</sup> Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 396.

<sup>674</sup> Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 397.

<sup>675</sup> So charakterisiert Kühlmann die *Dialogi* von Martin Zeiller; vgl. Kühlmann: *Lektüre*. 1985, S. 926f.

<sup>676</sup> „So mag auch die Sache unverhofft seyn / das ist / es muß in der Rede was vorgehen / oder es kan etwas erzehlet werden / dessen sich der Zuhörer nicht versehen hätte.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 275,20f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 35].

<sup>677</sup> Nach Weise handelt es sich um ein Exempel aus dem *Lustigen Redner*, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 277,19 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 39]. Als Entwurf eines Kondolenzschreibens findet sich ein analoges Beispiel bereits im *Politischen Redner*, vgl. Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 225.

<sup>678</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 275,23 [Weise: *Bericht*, 1680, S. 35]. Auch bereits in Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 550.

gene Rede und die mit ihr verfolgten Absichten zu integrieren.<sup>679</sup> Inwiefern diese Beispiele auf *lustige Bücher* bezogen werden können, erläutert Weise nicht. Zwei Möglichkeiten sind denkbar: Erstens können sie als Episoden in die Erzählung integriert werden, damit man sich „unterschiedene Manieren abmercken“ kann. In der Tat bieten die Politischen Romane der folgenden Jahre zahlreiche Beispiele für die angemessene und unangemessene Bewältigung gesellschaftlicher Anlässe. Viele lassen sich als fiktional gerahmte Exempelsammlungen verstehen, die zeigen, wie man *Complimente* „in unterschiedenen Fällen wol und klüglich anbringen solle“<sup>680</sup> – und wo sie fehl am Platze sind. Und wahrscheinlich setzt Weise einfach voraus, dass für die Produktion der *lustigen Bücher* die Fertigkeiten eines politischen Redners nötig sind, weil auch für deren adressatenorientierte Aufmachung viel davon abhängt, Rezeptionsroutinen zu unterlaufen und die Leser zu überraschen.

Die Differenzen zwischen der anmutigen Bewältigung gesellschaftlicher Rituale und der ästhetischen Faktur lustiger Texte sind nach Weise offenbar zu vernachlässigen. Betont werden Gemeinsamkeiten: das beiden Verfahren zugrundeliegende Prinzip überraschender *variato* und *diversitas*; Weise vergleicht es mit musikalischen Kompositionstechniken:

„Wer die Music versteht / dem kan ich ein Gleichnüs geben. Gleichwie eine schlechte Arie, welche mit lauter Tertien und Quinten fortgehet / und weder im Basse noch im Discante von den gemeinen Clausuln abweicht / gar selten einige Grace bey einem curieusen Zuhörer verdienen kan; da hingegen der Klang noch einmahl so lieblich herauskömt / wen unversehens eine fremde Cadence oder ein unverhoffter Accord die Ohren gleichsam zu einer Auffmercksamkeit anlocket: Eben also gehet es mit den Worten / welche in vielen Stücken sich nach den Musicalischen Thone / oder doch nach ihren Regeln / accomodiren müssen.“<sup>681</sup>

Entgegen dem ersten Eindruck, den die Formulierung vermittelt, geht es Weise nicht um klangliche Qualitäten der Wörter, sondern um Regeln zur Verfertigung von Texten, die sich an ästhetischen, nicht an didaktischen oder semantischen Kriterien orientieren. Die geringere referentielle Funktion der Musik eröffnet dem poetologisch gemeinten Vergleich die Möglichkeit, die Produktion lustiger Texte (seien nun Reden oder Bücher gemeint) unter dem Gesichtspunkt ihrer stilistischen Attraktivität zu fordern.<sup>682</sup> Um es klar zu sagen: Hier ist keine ästheti-

---

<sup>679</sup> Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 275,27ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 36f.].

<sup>680</sup> Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 205.

<sup>681</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 278 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 40].

<sup>682</sup> Vgl. den analogen Versuch von *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [A 2].

sche Autonomie der Artefakte beabsichtigt, sondern deren Integration in eine gesellige Praxis. Im Kontext eines umfassend verstandenen Verhaltensideals der Anmut wird dabei die Gattung aus der Sphäre traditioneller Wissensvermittlung entlassen, löst sich die Herstellung der Texte von den rhetorischen *partes* und orientiert sich ihre sprachliche Gestaltung weniger an einem materialen *aptum* denn an situativen Kriterien, am *decorum*. Auch in diesem Zusammenhang fungiert das Ideal der Anmut als Alternative zu ästhetischer Geschlossenheit und formaler Brillanz. Vor diesem Hintergrund entfaltet Weise auf den folgenden Seiten das allgemeine Prinzip *varietas delectat* sowohl für den Bereich des literarischen Sprachgebrauchs als auch für die Handlungsführung. Er verweist dabei auf seine *Nothwendigen Gedancken*, eine Sammlung beispielhafter Gedichte und Reden,<sup>683</sup> und auf seine Schultheaterstücke, deren bevorzugtes dramaturgisches Mittel in überraschenden Kontrasten besteht, den sogenannten *Inexpectata*.<sup>684</sup> Letztere werden vor allem durch „rapide[n] Affektwechsel, getäuschte Lesererwartung und überraschende Handlungsmotivierung“ erzeugt.<sup>685</sup>

Bei Weises Versuch, die „Lust [zu] legitimieren“, stehen insgesamt gesehen weniger gattungsspezifische Merkmale *lustiger Bücher* im Vordergrund als vielmehr deren geselligkeitsfördernde Potentiale. Das belegen die vielen beispielhaften Bausteine, die kurzweiliger Konversation entweder entstammen oder diese erst ermöglichen sollen: Weise nennt unerwartete Begründungen,<sup>686</sup> und ungewöhnliche Vergleiche,<sup>687</sup> „anmuthige[] Rätzel“<sup>688</sup> und Gesellschaftsspiele.<sup>689</sup>

3.) Als dritte anthropologische Konstante gilt Weise die allgemein verbreitete Neigung, sich „über anderer Leute Thorheit [zu belustigen, A.W.] / weil man

<sup>683</sup> Weise: *Nothwendige Gedancken*. 1675.

<sup>684</sup> Zu den „unverhofften Abwechslungen“ in Weises Schulcomödien vgl. Zeller: *Pädagogik*. 1980, S. 170–180.

<sup>685</sup> So Solbach: *Gesellschaftsethik*. 1994, S. 209.

<sup>686</sup> Das Verfahren wird als „per fallaciam non Causae ut Causae“ beschrieben, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 279,14f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 42].

<sup>687</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 279,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 43f.] Hierher gehören auch überraschende Bezüge, die zwischen Ereignissen und „Exempeln / Sprichwörtern / Sinnbildern / Müntzen“ hergestellt werden. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 283,14f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 50].

<sup>688</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 281,15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 46].

<sup>689</sup> Ein ganzes Kapitel (XXXIV) gilt einem geselligen Spiel, das erkennbar die intellektuelle Flexibilität seiner Teilnehmer fördert. Es geht darum, um die Ecke zu denken: überraschende Beziehungen zwischen beliebigen Gegenständen herzustellen, vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 282f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 49].

zugleich über seine bessere Klugheit erfreuet ist“.<sup>690</sup> Sie lässt sich auch als Meinungsfreudigkeit oder Besserwisseri bezeichnen.<sup>691</sup> Wieder veranschaulicht er den gelingenden Umgang mit dieser menschlichen Disposition mittels gelingender Kommunikation. Es handelt sich um eine kommunikative Versuchsanordnung, insofern ihr nach Weise eine Wette unter „guten Freunden“ zugrunde liegt, die nur der gewinnen kann, dem es gelingt, eine Frau zu erheitern, die dafür bekannt ist, ernst und ungesellig zu sein. Weise provoziert die Frau zu einem „laute[n] Gelächter“, indem er die Wahl des Gesprächsthemas an der Selbsteinschätzung seiner Gesprächspartnerin orientiert: Die Frau glaubt von sich, außergewöhnlich gut kochen zu können, und so erzählt ihr Weise *absurda culinaria*, insbesondere die aktuellen Blamagen einer berühmten Köchin.<sup>692</sup>

Das Beispiel dient Weise dazu, das literarische Themenspektrum weiter zu entfalten. Es soll illustrieren, dass dem verbreiteten Wunsch, die eigene Meinung bestätigt zu sehen, vor allem solche Geschichten entgegenkommen, in denen ganz bestimmte Themen aufgegriffen werden. Weise unterscheidet hier fünf verschiedene Themenbereiche: Es handelt sich um „eine rechte Narrheit / oder eine Einfalt / ein Versehen / ein ungereimtes Beginnen / oder endlich eine überflüßige Klugheit[,] darinn man betrogen wird“.<sup>693</sup> Anschließend legt Weise dar, inwiefern die fünf thematischen Vorgaben „zu gar anmuthigen Reden“ ausgebaut werden können.<sup>694</sup>

Hinsichtlich der „Narrheit“ unterscheidet Weise eine enge und eine umfassende Begriffsbedeutung: Als „leibhaftige[] Narren“ gelten Leute, die „ihren Menschlichen Verstand fast umgekehret haben“, meist seien sie hoffärtig und überheblich. Ihr Verhalten ist zwar lächerlich, gleichwohl als Stoff für *lustige Bücher* ungeeignet, denn seine Darstellung verstößt gegen das Gebot der Nächstenliebe: „[W]er ein Mitleiden mit der Menschlichen Schwachheit hat; der läst sich in anmuthigen Reden nicht gerne auf solche Exempel führen.“<sup>695</sup> Als Narren in einem

---

<sup>690</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 284,25 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 52ff].

<sup>691</sup> Auch der literarische Geschmackswandel ist von dieser Neigung betroffen. Weise beobachtet, dass seine Zeitgenossen „über die alten Pritschmeister Verse [lachen] / welche doch so elend und erbärmlich klingen / daß man darüber weinen [...] möchte“, weil sie glauben, bessere Verse verfassen zu können. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 284,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 53].

<sup>692</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 284f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 53f.]

<sup>693</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 285,16 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 54f.]

<sup>694</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 285,26 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 55].

<sup>695</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 285,26 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 55].

allgemeineren und – nota bene – biblischen Sinn seien dagegen alle Menschen zu bezeichnen, die sich von ihren „blinden Affecten zu einer verderblichen und schädlichen Lust verleiten lassen“. Nur um solche Narren, das betont Weise ausdrücklich, sei es in seinem Buch von „den drey Ertz-Narren“ gegangen.<sup>696</sup> Auffallend ist der konkrete Hinweis auf sein erstes *lustiges Buch*, verbunden mit dem Plädoyer für ein differenziertes Verständnis menschlicher Schwächen – wie auch seiner *Ertz-Narren*.<sup>697</sup> Weises differenzierende Bemerkungen werden verständlicher, wenn man sie als aktuelle Stellungnahme zum *Politischen Maul-Affen* von Johannes Riemer liest: Riemer hatte sich in seiner Vorrede auf Weises Werke, insbesondere die *Ertz-Narren*, berufen und deren Titelgestalten als Vorbilder und Verwandte angesprochen.<sup>698</sup> In seiner Satire lassen sich die Weißenfelder Ratsherren leicht als die „leibhaftigen Narren“ erkennen, deren Verhalten Weise eher für bemitleidens- denn für erzählenswert hält. Weise präzisiert hier seine mit den *Ertz-Narren* verbundenen Intentionen, um sich und sein Werk dagegen zu schützen, für derartige spöttische Angriffe vereinnahmt zu werden, wie sie Riemers *Maul-Affe* artikuliert. Weise will seine *lustigen Bücher* deutlich von Riemers Verständnis des Politischen Romans unterschieden wissen.

„Einfalt“ ist ein weiteres Thema für lustige Geschichten: Sie wird als negativ konnotierte Naivität beschrieben und trägt oft dazu bei, zum Narren zu werden. Ein Beispiel ist die historische Anekdote von einem römischen Soldaten, der eine Theateraufführung nicht als szenische Fiktion erkennt:

„Item als Keyser Nero in einer Comödie nach Inhalt des Spieles von etlichen Personen muste überfallen werden / und ein Soldate solches vor lauterem Ernst hielt / daß er auch darzwischen sprang und seinen Herrn secundiren wolte / so muste er diese Einfalt zu grosser Lust der Zuschauer dienen lassen.“<sup>699</sup>

Hier wird Einfalt als mangelndes Vermögen verstanden, verschiedene Modi von Täuschung zu erkennen und angemessen zu reagieren. Sie zeigt sich gleichermaßen darin, dass weder gesellschaftlich institutionalisiertes Theater noch gesell-

<sup>696</sup> „Ein andere Bewandnis hat es mit den drey Ertz-Narren / da man das Wort Narr / nicht in diesen engen Verstande / sondern wie es im Sprüchen Salomonis / und im Jesus Syrach genommen wird / etwas weiter auslegen muß / daß alle Menschen darunter begrieffen werden / welche sich die blinden Affecten zu einer verderblichen und schädlichen Lust verleiten lassen.“, ebd.

<sup>697</sup> Vgl. die weiter unten beschriebene Auseinandersetzung Weises mit dem so fundamentalen wie topischen Vorwurf, bei den *lustigen Bücher* handle es sich um *unnütze Worte*.

<sup>698</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 6f.

<sup>699</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 286,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 56f.] – Das Motiv findet sich häufiger in Politischen und anderen satirischen Romanen, beispielsweise im 5. Buch des *Jucundus Jucundissimus* (1680) von Johann Beer, vgl. Beer: *Jucundus Jucundissimus*. [1680] 1992, S. 175ff.

schaftlich diskreditierte Betrügereien erkannt und durchschaut werden. Von letzteren handeln „Historien / darin erzehlet wird / wie sich viel Leute von Dieben / leichtfertigen Weibesbildern und / anderen Personen betrogen lassen“.700 In der Tat finden sich in vielen Politischen Romanen der folgenden Jahre solche Betrugsgeschichten.

Als „Versehen“, das dritte Thema, werden verschiedene Mißgeschicke bezeichnet, die entweder selbst verursacht sind oder einem zustoßen. Weise beruft sich hier ausdrücklich auf die unter Menschen allgemein verbreitete Schadenfreude und fragt

„alle aufs Gewissen / wen sie auch den leibhaftigem Catonem im Kopffe stecken hätten / ob sie öffentlich oder heimlich das Lachen lassen können / wen sie auff der Gasse / sonderlich im Winter auff dem Eise / einen andern fallen sehen?“701

Auch niedere Instinkte dürfen also dazu genutzt werden, beim Publikum den Sinn für peinliche Aspekte öffentlichen Handelns zu schärfen. Die *lustigen Bücher* sollen dementsprechende Begebenheiten aufnehmen; diese sollten nur „etwas tieffer und etwas politischer“ sein: Als Beispiele werden erfolglose diplomatische Initiativen702 oder unverschuldete, aber entehrende Strafen genannt.703

Den vierten thematischen Schwerpunkt bilden „ungereimte Händel“: diese umfassen alles, was sich nicht „mit unserer hergebrachten Weise“704 oder, anders formuliert, nicht mit einem gesunden Menschenverstand verträgt. Gemeint sind regelwidrige oder unlogische Handlungen, absurde Vorfälle und unangemessene Vorschriften. Die Beispiele stammen aus dem juristischen und dem politischen Bereich, aus beruflichen und wissenschaftlichen Kontexten. Dazu gehören „Ge-

700 Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 287,5f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 57].

701 Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 287,22f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 58f.]. – Von einer eigenen Dynamik komischer Situationen, deren unterhaltsame Wirkung von einer persönlichen Kränkung zu unterscheiden sei, gehen auch die Schwankautoren des 16. Jahrhunderts aus. Vgl. die Vorrede von Jacob Frey zur *Gartengesellschaft*, in der er die *schimpfliche* Darstellung von Frauen bzw. geistlichen und weltlichen Würdenträgern wie folgt rechtfertigt: „[M]an kumpt doch sunst ye zu zeyten mit dem gleichen waidsprüchen und schertzlichen materien so wercklich herfür, und geht so glat und wol ab, das man sein billich lachen und darumb nit zürnen sol.“ Freys „schertzlichen materien“ und Weises lustigen Stoffen ist der grundlegende soziale Bezug gemeinsam, der den kommunikativen Effekt vor ethische oder ständische Rücksichten stellt. Vgl. Frey: *Gartengesellschaft*. 1896, S. 7.

702 Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 287,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 59]. – Vgl. die nahezu gleichlautende Stelle im *Politischen Redner*. [1683] 1974, S. 117; dort ist als Quelle *Der Alamodische POLITICUS* (1671) genannt.

703 Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 288,6ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 59].

704 Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 288,19f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 60].

setze, darüber man lachen muß“;<sup>705</sup> zeremonielle Handlungen („Politici duerffen nur zu Hofe die ordentlichen Ceremonien durchgehen/ und die täglichen Absurda dargegen halten“);<sup>706</sup> Ärzte, die ihre Patienten krank machen;<sup>707</sup> viele „ungereimte[] Dinge / welche unter dem Deckmantel der Philosophie begangen werden“;<sup>708</sup> abwegige Etymologien, wie sie von pedantischen Philologen ersonnen werden;<sup>709</sup> schließlich Schriften von „Sprachverderbern“, deren übereifriges Bemühen um „die also genannte Helden=Sprache[,] [...] wider alles Unglücke“<sup>710</sup> helfen soll. Die Sammlung „alle[r] Gattungen der ungerimten Händel“<sup>711</sup> ließe sich endlos fortsetzen, sie wird daher von Weise abgebrochen.

Weises Beispiele werden in den folgenden Jahren von Autoren Politischer Romane aufgegriffen, insbesondere sein Hinweis, „daß in solchen Redensarten der Stylus etwas höhnisch geführet“ werden könne.<sup>712</sup> Dass Weise in diesem Zusammenhang auch dazu auffordert, referentielle Anspielungen in die Texte zu integrieren, ist bisher nicht beachtet worden: „Und darum giebt es eine sonderbahre Anmuth / wen bey einer Rede etwas heimlich abgebildet wird damit gewisse Personen vexieret werden.“<sup>713</sup> Weise stellt das heikle Verfahren in den literarischen Kontext der Ständesatire, führt es als geistliche Allegorese durch und bindet somit die Sprengkraft außerliterarischer Referenzen.<sup>714</sup> Bemerkenswert bleibt aber, dass hier keine prinzipiellen Vorbehalte gegenüber Sticheleien und Schmähungen, die einzelnen Zeitgenossen oder Personengruppen gelten, wirksam werden.

Die „überflüßige Klugheit“ wird als letztes der fünf Themen erörtert, die die Leser ansprechen, weil sie sie in ihrer guten Meinung von sich selbst bestätigen.

<sup>705</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 289,7 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 61].

<sup>706</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 289,15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 62].

<sup>707</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 289,21 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 62f.].

<sup>708</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 290,7f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 63].

<sup>709</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 290,11f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 64]. Absurde Etymologien eignen sich vorzüglich, um vermeintliche Pedanten zu verspotten, sie beschäftigen noch Francois de Caillière und Nikolaus Hieronymus Gundling. Vgl. Wicke: *Verhaltensideal*. 2001, S. 323.

<sup>710</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 290,21f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 64].

<sup>711</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 291,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 65].

<sup>712</sup> Hier sei nur der unter verschiedenen Pseudonymen auftretende Autor des *Grillenfängers* und des *Guckgucks* genannt; vgl das folgende Kapitel, B. II. 3.

<sup>713</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 291,5f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 65].

<sup>714</sup> Der anzügliche Scherz gilt einem gesellschaftlichen Stand, nämlich „Jungfern [, die] gerne Männer hätten“, er wird überdies durch eine geistliche Applikation „zu einem vollen Ernste“. Das Exempel für einen „sachten Scherz bey einer BegräbnüßRede“ ist dem *Lustigen Redner* entnommen, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 291 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 65–67].

„Überflüssige Klugheit“ äußert sich in sehr anspruchsvollen, aber realitätsfernen Vorstellungen,<sup>715</sup> in eingebildetem und vorlautem Sachverstand.<sup>716</sup> Auch „wir Gelehrten“, so Weise, haben „offt von dieser überflüssigen Einbildung eingenommen“: So kommt es zu unfreiwillig komischen Grabinschriften<sup>717</sup> oder – „im Politischen Leben“ – zu bedeutungsvoll gemeinten, tatsächlich aber nur vielsagenden Komplimenten gelehrter Herren.<sup>718</sup> Derartige Episoden, die von gelehrten Pedanten oder altklugen Bengeln bevölkert sind, lassen sich in den Politischen Romanen der folgenden Jahre häufig finden.<sup>719</sup> Mit der *überflüssigen Klugheit* ist die Erörterung der fünf Themenbereiche, die der Urteilsfreudigkeit der Leser besonders entgegenkommen, abgeschlossen.

4.) Als vierte der charakteristischen Gemüteseigenschaften gelten die ausgeprägten Sympathien und Antipathien des Publikums: So begeistere man sich wohl allgemein für „solche Fälle [...] / die nach unsrer Freundschaft oder Barmhertzigkeit wol abgelauffen sind“.<sup>720</sup> Leserinnen freuten sich beispielsweise besonders, wenn ein treuer Verehrer erhört oder ein Frauenverächter verachtet werde.<sup>721</sup> Während einige Leser sich lebhaft für die Franzosen interessierten, sähen andere es gern, „wenn die Frantzosen in den öffentlichen Zeitungen geschlagen“ werden.<sup>722</sup> Genauso wie ein *Politicus* angesichts unterschiedlichster Gesprächspartner sei der Verfasser *lustiger Bücher* angesichts eines heterogenen Publikums gut beraten, sich „um die unterschiedenen Gemüther“ zu bekümmern, um „leicht etwas lustiges /

<sup>715</sup> „Warum lasset sich mancher auslachen / wenn ihm eine Respublica Platonica im Kopffe steckt / da alles recht und gleich zugehen sol; als eben darum / weil solche Grillen zwar im Kopffe können ausgesonnen / nicht aber im Wercke selbst geliefert werden. Das heißt / der Herr war gar zu klug; der gegenwärtige Zustand kan solche überflüssige Weißheit nicht ertragen.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 292,3f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 67f].

<sup>716</sup> Weise schöpft wohl aus eigenen Erfahrungen, wenn er darüber klagt, wie vielen unnützen Verbesserungsvorschlägen die Pädagogen in Schulen und Universitäten ausgesetzt seien: „Den dieses Unglück müssen die Leute in Schulen noch über ihre Tägliche Arbeit erdulden / daß alle / welche kaum ihre Nahmen absq; vitiis Lateinisch schreiben können / so viel Klugheit zu verschencken haben / darbey sie in einen halben Tage zwey Universitäten und ein halb Schock Gymnasia, die gemeinen Schulen ungedacht / ex fundamento reformiren könnten. Und da sich niemand einen Schuster / einen Leinweber oder gar einem Feuermauerkehrer in seiner Arbeit zu tadeln unterstehet / so muß die Schule so gering seyn / daß ein jedweder was darin klügeln wil. Doch eben solche Gedancken dienen hernach den Leuten die es verstehen / an statt eines perfecten Possen=Spiele.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 292,16ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 68]. Eine ähnliche Passage findet sich in Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 146,25ff. Weise: *Ertz-Narren* [1673] 1878, S. 149 (Kap. XIV).

<sup>717</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 293,2ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 69].

<sup>718</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 293,24f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 71].

<sup>719</sup> Vgl. Teil C.

<sup>720</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 294,8f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 72].

<sup>721</sup> Ebd.

nach eines jedweden Humor daher schwatzen / und alle Welt mit leichter Mühe zu Freunden behalten“ zu können.<sup>723</sup> Weise spricht hier eher soziale als individuelle Aspekte an; Vorlieben und Abneigungen der Menschen scheinen durch ihren Stand und ihre Profession geprägt. Vor diesem Hintergrund ist es für einen Autor, der versucht, seine Bücher an einem anonymen Markt zu orientieren, sinnvoll, versuchsweise die Perspektive seiner Leser einzunehmen, um das eigene Verhalten auf die Neigungen seines Publikums abzustimmen; gleiches gilt für einen Politicus, der seine Interessen durchsetzen will. Er sollte wissen, „was zum Exempel, ein Fürst, ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Soldat, ein Kauffmann, ein Bauer vor bewegungen an Haß und Freundschaft bey sich fühlet“.<sup>724</sup>

Damit ist die beispielhafte Sammlung von besonders geeigneten Stoffen und Motiven, um die Leser emotional anzusprechen, abgeschlossen. In der zweiten Hälfte des ersten Teils des *Berichts* erörtert Weise die sprachliche Präsentation der Sachen, hier geht es um die *verba*.<sup>725</sup>

An erster Stelle wird empfohlen, die Themen „mit lebhaftten und gebräuchlichen Worten“<sup>726</sup> zu behandeln. Die sprachliche Darstellung soll sich deshalb aus Sachkenntnis speisen: Niemand solle „eine Soldaten=Historie“ erzählen, der nicht wisse, „was Quartier / Runde / Proviand / Kraut und Loth / Officier und Mußquetierer vor Dinger sind“.<sup>727</sup> Die Forderung nach empirischer Orientierung, mit der die Vielfalt zeitgenössischer Lebenswirklichkeit in sprachliche Fülle transformiert werden soll, bedeutet eine ästhetische Innovation. Anschaulichkeit wird hier als Forderung nach einem dem Stoff angemessenen Stil verstanden und formuliert.<sup>728</sup>

Autoren lustiger Bücher sollen sich ausdrücklich dem aktuellen Sprachgebrauch anschließen, denn „[d]ie lustigen Sachen [erfordern] einen Stylum familiare“,<sup>729</sup>

---

<sup>722</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 294,17f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 72].

<sup>723</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 294,22f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 72f.].

<sup>724</sup> Ebd.

<sup>725</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 295,5–303,5 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 73–91].

<sup>726</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 295,5 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 73].

<sup>727</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 295,7 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 47 [i.e. S. 74, A.W.]].

<sup>728</sup> In diesem Zusammenhang warnt Weise vor unklaren Formulierungen, die originell sein wollen; „Schwachheiten“, die einige Zeitgenossen als Elemente „einer hohen Schreib-Art“ missverstünden bspw. weit hergeholt metaphysische Vergleiche, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 296,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 75].

<sup>729</sup> Zum *Stylus familiaris*, wie er „unter bekannten Freunden gebräuchlich“ ist, vgl. die Ausführungen im

zu dem auch neu eingeführte „Ausländische Worte[]“ gehören.<sup>730</sup> Weises pragmatischer Standpunkt ist deutlich zu erkennen, wenn er den Stil der *lustigen Bücher* mit ihrer programmatischen Publikumsorientierung rechtfertigt. Der *Stylus familiaris* ist unter Gelehrten umstritten<sup>731</sup> – und Weise rechtfertigt sich gegenüber seinen Standesgenossen dafür, den Sprachgebrauch der „Leute“ in populäre Lese Stoffe zu integrieren. Dabei wird Weises popularisierender Impetus von einer kulturellen Distanzierung gegenüber den Lesern begleitet:

„Ich sage nicht daß alle Neulinge Recht haben: sondern ich spreche nur / ich und vielleicht alle meines gleichen / sind zu wenig / daß wir den Strom der allgemeinen Gewohnheit auffhalten sollen. Und warum reden wir nicht / nach dem es die Leute gern hören; wofern wir unsere Reden nicht so wol uns / als andern zu gefallen vorbringen.“<sup>732</sup>

Hier werden didaktischer und exoterischer Impetus miteinander identifiziert. Die gelehrten Autoren sollen ihr elitäres Sprach- und auktoriales Stilbewusstsein zugunsten eines populären Sprachgebrauchs und anonymer Sprechtraditionen vernachlässigen, frei nach der mindestens so absatzfördernden wie pädagogischen Regel, dass der Köder dem Fisch und nicht dem Angler schmecken müsse.

Zum kollektiven Sprachgebrauch gehören dialektale Besonderheiten und sprichwörtliche Redensarten,<sup>733</sup> die sich allgemein „mit guter Manier vorbringen lassen“.<sup>734</sup> Es ist zu betonen, dass Weise in diesem Zusammenhang nicht auf *Loci*

---

*Politischen Redner* zu den „familiaren Complimenten“, Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 162.

<sup>730</sup> Als Beispiele werden „Affection“ statt „Gunst“, „Courtoisie“ statt „Höflichkeit“, „engagiert sein“ statt „sich eingelassen haben“ genannt. Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 296,22f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 77].

<sup>731</sup> Dieser Stil gilt unter sprachlichen, doch freilich nicht nur unter sprachlichen Gesichtspunkten als gefährlich. In seinen *Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* ist Gottfried Wilhelm Leibniz die Kritik insbesondere an Weises Sprachgebrauch einen eigenen Paragraphen wert, in dem er die Vorbildfunktion dieses Autors deutlich einschränkt und die Bedeutung eines sauberen, von sprichwörtlichen Zweideutigkeiten befreiten Stils betont. Leibniz tadelt, „daß einige Teutsche Scribenten / und unter ihnen der sonst Lobwürdige Herr Weise selbst, gleichwohl diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschaffet, [...] dasz sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Franzosen höchlich loben muß, daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden, und daher auch in den Lust- und Possen-Spielen selbst nicht leicht etwas Zweydeutiges leiden, so man, anders als sich gebühret, gemeinet zu seyn vermerken könne. Welchem lüblichem Exempel billich mehr, als bisher geschehen, zu folgen, und zumal häßliche Worte, ohne sonderbare Nothdurft, nicht zu dulden. Es ist freylich in der Sitten-Lehre mit der Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es ist doch aber auch solche kein Geringes.“ Leibniz: *Unvorgreifliche Gedanken*. 1996, S. 711.

<sup>732</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 296,25ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 77]. – Vgl. auch die analog vorgehende Argumentation zur populären Bedeutung des Begriffs *politisch* in der Vorrede zum *Guten Mann*, siehe oben.

<sup>733</sup> Weiterführende Erläuterungen zur Terminologie bei Röhrich: *Lexikon*. Band 1. Freiburg 1994, S. 13ff.

<sup>734</sup> Weise spekuliert hier über die Ursachen der allgemeinen Verbreitung bestimmter sprichwörtlicher Wendungen und der ihnen zugrundeliegenden Geschichten, ohne deren Kenntnis jene unverständlich

*communes*-Sammlungen, nicht auf gelehrte Tradierung, sondern auf populären Sprachgebrauch und dessen orale Überlieferung rekurriert.<sup>735</sup> Weise hebt drei besonders mobile Gruppen hervor, die solche Redensarten auf ihren Wanderungen verbreiteten: Soldaten, Studenten und Kaufleute.<sup>736</sup> Neben den oben erwähnten Mägden bilden sie die wichtigsten Quellen für Sprichwörter, Anekdoten und Klatsch. Solche kommunikativen Formen des Alltags bevorzugen Orte mit einer gewissen Größe: sie konzentrieren sich auf Messen, auf Universitäts- und Handelsstädte. Eine relativ dichte Bevölkerung und verstärkte soziale Fluktuation begünstigen eine aktive Klatschkultur. Hier stößt die Verletzung moralischer oder sozialer Regeln sowohl auf verstärkte Kontrolle als auch auf eine größere Öffentlichkeit. So ist es für manchen unbedarften jungen Mann

„ein groß Unglück / wen er auf der Universität leben sol; alldieweil seine Thorheit die sonst an einem obscuren Orte gar leicht durchgelauffen wäre / fast in allen Städten / und consequenter in vielen lustigen Schrifften zur Kurtzweil dienen muß“.<sup>737</sup>

Damit sind kommunikative Konstellationen, sind gesellschaftliche Gruppen und Sphären benannt, die die Politischen Romane der folgenden Jahre kennzeichnen, sie zitieren ausgiebig die sogenannte Nähesprache.<sup>738</sup> Die Nähe vieler Geschichten zum Klatsch wird nicht erst durch einen Titel wie *Das Politische Klatschmaul* reflektiert.<sup>739</sup> Rätsel, Sprichwörter, Schwänke, Anekdoten, außerdem Lieder auf bekannte Melodien<sup>740</sup> gehören zu den sogenannten kleinen oder einfachen For-

---

blieben. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 297 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 77f.].

<sup>735</sup> Allgemein hierzu Obelkevich: *Proverbs*. 1988.

<sup>736</sup> „Die Soldaten verändern ihre Quartiere oft / und da lassen sie gemeiniglich ein Gedächtnuß von etlichen Possen zurücke. [...] Die Studenten kommen aus allen Ecken zusammen / und bringen entweder was lustiges mit / oder finden etwas / das sie nach Hause tragen. [...] Ob die Kauffleute etwas darzu contribuieren, welche gleichfals auf viel Messen und Jahrmärkte unter vielerley Landleuten herum reisen / daran zweifle ich nicht.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 298,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 79f.].

<sup>737</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 298,13 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 80].

<sup>738</sup> Zur Unterscheidung von (mit Mündlichkeit assoziierter) Nähesprache und (mit Schriftlichkeit assoziierter) Distanzsprache vgl. Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 36f.; dort auch weiterführende Literatur. Gerhard Kurz bezeichnet Klatsch als „protoliterarische oder semiliterarische Form“, vgl. Kurz: *Klatsch*. 2002, S. 73.

<sup>739</sup> Vgl. Weises Rede vom „Wäscher“ in der Widmung zum *Näscher*, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 5,28 [Weise: *Näscher*, 1678, [a 4r]]; vor allem auf die indiskreten Aspekte des Klatsches rekurriert Beer in der Vorrede zum *Fenermäuer-Kehrer* (1681). Die Überlegungen zum Klatsch wurden durch mehrere Untersuchungen bereichert: Vgl. Bergmann: *Klatsch*. 1987; Gluckmann: *Klatsch* 1989; Fauser: *Gespräch*. 1991, S. 358, 377 (u.ö.); Fauser: *Klatschrelationen*. 1997; Althans: *Klatsch*. 2000; Kurz: *Klatsch*. 2002. Bereits Borinski hatte den ausgiebigen Rekurs der Politischen Romane auf alltägliche Kommunikationsformen bemerkt – und verurteilt, Borinski: *Geschichte*. 1921, S. 544.

<sup>740</sup> Weise empfiehlt, „etliche Lieder und Verse“ in die Texte zu integrieren; vor allem solche seien geeignet, die zu einer bereits bekannten Melodie gesungen werden können. Dabei sollen die Verse „gantz ungezwungen [...], nicht anders als man in prosa gewohnt ist“, konstruiert werden. Weise: *Werke* XIX.

men – und werden von Weise wie von späteren Autoren gewissermaßen als „Materialbestandteile“ betrachtet.<sup>741</sup> Insofern diese kleinen Formen als variabel einsetzbare Textbausteine oder ‚Kommunikationselemente‘ (Georg Braungart) gelten, ist es nebensächlich, ob mit ihnen ein Text, eine Rede oder ein Gespräch hergestellt wird.

Als weitere Mittel, um sprachliche Äußerungen ansprechend zu gestalten, sind nach Weise verschiedene rhetorische Figuren geeignet, von denen er die *hypotyposis* oder *evidentia*, außerdem die *sermocinatio* hervorhebt. Ihr wesentliches Ziel ist die Veranschaulichung. Dabei orientieren sich die literarischen Verfahren der Verlebendigung und Detaillierung an anderen Medien wie der Malerei und dem Theater:<sup>742</sup>

„Den wer eine Historie erzehlen wil / der thut am besten / daß er die Personen mit solchen Umständen gleichsam abmahlet / als wen die Zuhörer in eine Comödie geführet würden / da sie alles auf dem Schauplatze mit leibhaftigen Augen anzusehen hätten.“<sup>743</sup>

Damit wird von einer Erzählung im Sinne der *Pictura-ut-poesis*-Tradition Mimesis gefordert. Der Erzähler soll so erzählen, dass ihn – nota bene – die Zuhörer als vermittelnde Instanz vergessen. Indem er sich und die Leser quasi als Augen- und Ohrenzeugen behandelt, nimmt der Erzähler die Rolle eines Beobachters, nicht eines Beteiligten ein. Die *sermocinatio* dient in diesem Zusammenhang dazu, die fiktiven Figuren durch ihre eigene Sprache zu charakterisieren, indem ihre Aussprüche und ihre Gespräche wiedergegeben werden.<sup>744</sup> Hinsichtlich der Erzählperspektive wird mit der direkten Figurenrede ein quasi dramatischer Modus vorgegeben, der keinerlei Distanz zum Erzählten artikuliert. Dieser Modus

---

*Romane* III. 2004, S. 299,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 81f.]. Es handelt sich hier um eine vorbereitende Formulierung für den später als Prosastruktions-Regel bekanntgewordenen Grundsatz: „Welche Construction in prosa nicht gelitten wird / die sol man auch in Versen darvon lassen“, Weise: *Curieuse Gedancken Von Deutschen Versen* (1691). 1. Teil, S. 141; hier zitiert nach Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 695. Diese Orientierung des Verses an der ungebundenen Rede findet sich nach Baur bereits bei Opitz, Titz oder Pfefferkorn, vgl. Baur: *Didaktik*. 1982, S. 151.

<sup>741</sup> So Braungart für das Apophthegma. Einige seiner Merkmale gelten auch für die von Weise hier aufgeführten kleineren textuellen Einheiten. Vgl. Braungart: *Ferment*. 1997, S. 466. – Dabei verwischen die Grenzen zwischen *inventio*, *dispositio* und *elocutio*. Das Interesse barocker Theoretiker „an mikrostrukturellen Vertextungsschemata“ betont auch Armin Sieber und belegt es insbesondere mit Weises *Neu-erleuterten Politischen Redner*. Vgl. den Art. *Dispositio* in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 861. Grundlegend für das Verständnis kleinerer Formen ist Jolles: *Formen*. 21958.

<sup>742</sup> Vgl. den Art. *Evidentia* von Kemmann in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 40.

<sup>743</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 299,22. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 83].

<sup>744</sup> „*Sermocinatio* führet eine andere Person ein / und dichtet derselben eine geschickte Rede an.“ Weise: *Politischer Redner*. [1683] 1974, S. 11. Vgl. Plett: *Einführung*. 1971, S. 66f.; Ueding / Steinbrink: *Grundriß*. 1994, S. 284f. und 319f.; Lausberg: *Handbuch*. 1960. Band 1, S. 407.

wird von den späteren Verfassern Politischer Romane häufig benutzt werden; verbunden mit einem heterodiegetischen Erzähler, der die verschiedenen Szenen und Gespräche quasi vorüberziehen lässt, trägt er entscheidend zur mimetischen Illusion und zur Multiperspektivität der Romane bei. Insofern ihre zahlreichen Episoden den Szenen einer Komödie ähneln, lässt sich der zitierte Vergleich schließlich auch auf die Struktur der *lustigen Bücher* beziehen: Im Grunde handelt es sich bei jeder einzelnen Episode „um die Beschreibung eines, wenn auch in den Einzelheiten bewegten, so doch durch den Rahmen einer (mehr oder minder lockerbaren) Gleichzeitigkeit zusammengehaltenen Bildes“.<sup>745</sup>

Zur Illustration nutzt Weise „eine gemeine Historie vom König Ludovico XI. in Franckreich“,<sup>746</sup> die er über zehn Seiten hinweg amplifiziert. Er greift also auf eine anonym tradierte und weit verbreitete Anekdote zurück, um sie mittels zahlreicher Details in eine eindrucksvolle, unterhaltsame Erzählung zu verwandeln. Er betont, dass sich ein „solch gemein Exempel [...] in allen Schimpf- und Ernst-Büchern“<sup>747</sup> finden lasse, und dieser bisher unbeachtete Verweis auf die Tradition der Schwanksammlungen ist ein weiterer Beleg dafür, wie sehr sich Weises Gattungsmodell auch auf populäre Vorgaben bezieht. Weise recurriert hier – wie vor ihm schon Jörg Wickram oder Jakob Frey – auf eine Kompilation kurzer Texte von Johannes Pauli, deren Obertitel zum literarischen Markenzeichen wurde: *Schimpf und Ernst* (1522).<sup>748</sup> Wie den Autoren des 16. Jahrhunderts geht es auch Weise vor allem darum, die Geschichten authentischer zu gestalten; deshalb fordert er zu deren rhetorischer und deskriptiver Ausgestaltung auf.<sup>749</sup> Das Beispiel

<sup>745</sup> So die Definition Lausbergs zur *evidentia*, Lausberg: *Handbuch*. 1960. Band 1, S. 400.

<sup>746</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 300,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 83].

<sup>747</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 302,19 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 91].

<sup>748</sup> Johannes Pauli: *Schimpf und Ernst* (1522). [1924] 1972. Seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts erschienen Sammlungen auch unter dem Titel *Politischer Schimpf- und Ernst*. Schon Bolte wies darauf hin, dass „einige ähnlich betitelte Bücher“ (Band 2, 152) nichts mit Paulis Werk zu tun haben. Zur Bezugnahme auf Pauli im 16. Jahrhundert vgl. beispielhaft den Kommentar von Jakob Frey in seiner Widmung zur *Gartengesellschaft*: „Ferrers so sind ongeforlich bey zehen fahlen under den andern eingefürt, so frater Joannes Pauli in den Schimpff und ernst auch angeregt, endet sy aber also gar kurtz, daß sie verständlicher und lenger zu beschreiben von nöten gewesen, damit sie mer historischer gesehen werden.“, in: Frey: *Gartengesellschaft* (1556). 1896, Widmung.

<sup>749</sup> Eine argumentative Nähe von epischer Amplifikation und gesteigertem Anspruch auf Authentizität besteht schon bei Frey, der auch behauptet, sich darum bemüht zu haben, zahlreiche eigene Erlebnisse in seiner Schwanksammlung zu verarbeiten. Damit geht ein veränderter Wahrheitsbegriff einher: Bei Pauli lässt sich von einem moralischen Wahrheitsbegriff sprechen, insofern sich Glaubwürdigkeit und Verbindlichkeit seiner Kurzerzählungen aus ihrer impliziten oder expliziten Lehre ergeben. Bei Jörg Wickram und eben Frey wird die Verbindlichkeit der Geschichten durch ihre Authentizität gewährleistet. Diese Authentizität entsteht vor allem dadurch, „daß sie auf Schritt und Tritt nachprüfbar zu sein scheinen in den Namen und Örtlichkeiten, Personen und Ereignissen.“ Das ist der Humus, auf dem dann der Anspielungsreichtum der Politischen Romane gedeiht. Zu den Schwanksammlungen vgl. Kartschoke:

zeigt, dass sich die *lustigen Bücher* weniger hinsichtlich der Themen denn hinsichtlich des literarischen Modus von vorhandener Unterhaltungsliteratur absetzen sollen.

In der Tat werden die Politischen Romane durch populäre literarische Traditionen geprägt; in den kommenden Jahren werden derart übernommene Stoffe und Motive zugunsten einer intensivierten Anschaulichkeit mit vielfältigen Anspielungen amalgamiert und entwickeln eine eigene Dynamik. Angesichts des bereits vorliegenden Romans *Der Politische Maul-Affe* ist es kein Zufall, wenn Weise abschließend auf die Möglichkeit eingeht, dass sich der Anspruch auf Anschaulichkeit verselbstständigen und auf anstößige Sphären ausdehnen könne.<sup>750</sup> Er insistiert deshalb auf den zentralen Prämissen der von ihm propagierten *Lustigkeit*: sie muss nicht nur Vergnügen bereiten, sondern zugleich auch ‚das Leben erbauen‘. Außerdem soll sie es sowohl ihren Produzenten als auch ihren Rezipienten ermöglichen, sich auf unanstößige Weise die Zeit zu vertreiben.<sup>751</sup>

Damit wird zu einer den ersten Teil des *Kurtzen Bericht* abschließenden Passage übergeleitet, in der die *lustigen Bücher* insgesamt als Erbauungsliteratur in einem umfassenden Sinn verstanden werden. Vor diesem Hintergrund können sie, und darum geht es Weise vor allem, als Werke der Nächstenliebe gerechtfertigt werden.<sup>752</sup> Autorschaft bedeutet ihm, unabhängig von jeder speziellen Intention, grundsätzlich Katechese<sup>753</sup> – und soll ‚zur Ehre Gottes geschehen‘.<sup>754</sup> An dieser Stelle geht Weise auch konkret auf die *lustigen Bücher* und ihre Aufmachung ein: Die ‚lustigen Historien‘ werden als zeitgemäßer Versuch verstanden, nicht nur ungebildete, sondern auch bildungsferne Leser zu erreichen und zu belehren. Diese Zielgruppe, außerdem ihr geringer Preis und ihr einfacher Stil lassen erkennen, dass sie als populäre Lesestoffe konzipiert werden:

„Etliche Philosophi haben mit blossen Sprüchen / etliche mit Gleichnissen oder Bildern / etliche mit Fabeln und Erzehlungen die unverständigen Leute auf den

---

*Vom erzeugten zum erzählten Lachen.* 1993, S. 77.

<sup>750</sup> „Ob nun dergleichen Schrifftten und solche Rhetorische Annehmlichkeit manchmahl können mißbraucht werden / davon wil ich nicht sagen.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 302,26ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 91].

<sup>751</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 303,1ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 91].

<sup>752</sup> Zur Bedeutung der *caritas-ordinata*-Lehre für Weises Konzeption der Tugenden vgl. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, S. 116–134, hier S. 122.

<sup>753</sup> „Das ist / man sol nichts schreiben / da nicht eine Tugend dem Leser eingepflanzet / oder zum wenigsten ein Laster mit durchdringenden Beweiß verdammet wird.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 303,7f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 92].

<sup>754</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 303,10 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 92].

rechten Weg bringen wollen. Doch die Lehren sehen der kützlichen Welt zu sauertöpfisch aus; die Bilder wollen zu unser Zeit in kostbare Kupffer gegraben / und derohalben wegen des theuren Kauffes / den armen und sparsamen Leuten verborgen seyn. Was ist nun zu thun? Ich meine die lustigen Historien / welche sich mit leichter Mühe durchlesen lassen / werden zum wenigsten so gut seyn, als ein gebratener Apffel, oder eine Ungerische Pflaume, darinn man die bitteren Pillen unvermercket hinein schlucken kan.<sup>755</sup>

Weises Konzeption leicht lesbarer und leicht verkäuflicher Literatur knüpft ausdrücklich an vorangegangene Popularisierungsversuche gelehrter Autoren an. Der moraldidaktische Impetus solcher Versuche ist innerhalb eines gelehrten Literaturverständnisses grundsätzlich selbstverständlich. Für das Scheitern bisheriger Vermittlungsbemühungen werden zwei Gründe genannt: Zum einen blieb die fiktionale Verbrämung der Lehren bisher von einem didaktischen Impetus geprägt, der sich über einen mürrischen Ton und verdrießliche Zurechtweisungen vermittelt. Zum anderen wurden Bücher, die mittels ihrer Illustrationen erbauliche Gehalte veranschaulichen sollten, im 17. Jahrhundert zu teuer, weil sie nun mit Kupferstichen, nicht mit Holzschnitten ausgestattet wurden.<sup>756</sup>

Demgegenüber können *lustige Historien* ihren Lesern den Alltag versüßen wie sonst gebratene Äpfel und ungarische Pflaumen. Letztere gelten Zeitgenossen immerhin als „die edelste und beste Gattung“<sup>757</sup> unter den Pflaumen; auch gebacken oder gebraten wurden sie gegessen. Wie sich in solchem Backobst unmerkelt bittere Pillen verstecken lassen, so lassen sich – wie von Weise dargestellt – unangenehme Wahrheiten in *lustigen Büchern* unterbringen. Der Vergleich hat mehrere Implikationen: Die Übertragung der Pillenmetapher auf Obst, mit dem eine einfache, aber beliebte Speise zubereitet wird, verweist auch auf die schlichte Präsentation der *lustigen Bücher*, deren regelgerechte Produktion ja nicht zu erkennen sein soll. Eine wichtige Rolle für die gewählte Metaphorik spielt auch die Kategorie des Geschmacks, die soziale Unterschiede zu nivellieren vermag, insofern die Lektüre mit dem Verzehr von süßem Obst analogisiert wird, das für Herren wie für Gesinde als gleichermaßen geeignet gilt.<sup>758</sup> Damit ist auch, wie

<sup>755</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 303,16ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 92f.].

<sup>756</sup> Aufgrund seiner Beschäftigung mit Erbauungsbüchern vermutet Dietmar Peil, es habe im 17. Jahrhundert einen „Hunger nach Bildern“ gegeben, der verstärkt auch zu emblematischen Illustrationen geführt habe. Die Verleger orientierten sich daran und beklagten sich ihrerseits – wie 1669 der Nürnberger Verleger Endter – über die Kunsthändler, die alle möglichen Bücher (theologische, historische und poetische) mit „unnothwendigen Kupffern“ versehen hätten; Endter wird zitiert bei Peil: *Emblematik*. 1978, S. 91.

<sup>757</sup> Art. *Pflaume*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 1576–1581, hier Sp. 1577.

<sup>758</sup> Art. *Pflaume*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, hier Sp. 1578. – Welche Implikationen die

gleich zu zeigen ist, ein Wandel von einer repräsentativen zu einer funktionalen Ästhetik indiziert. Gebratene Äpfel und ungarische Pflaumen bilden eine „Chiffre für Sinnlichkeit und Affektivität“<sup>759</sup> und garantieren gewissermaßen das Wohlgefallen eines großen Publikums an derart aufbereiteten Belehrungen.

Allerdings konzidiert Weise in diesem Zusammenhang, dass es „etliche Reden“ in den *lustigen Büchern* gibt, die „so eigentlich des Nechsten Nutz nicht beförder-ten“.<sup>760</sup> Sie entsprechen gleichwohl dem Gebot allgemeiner Nächstenliebe, weil hier ein sozusagen sozialhygienischer Gewinn an die Stelle individueller Vervollkommnung oder persönlicher Vorteile tritt.<sup>761</sup> Nach Weise reicht es aus („ist es genug“), dass der Leser *lustiger Bücher* „eine Erquickung des Gemüthes / und eine lustige Ruhe von seiner Arbeit daher empfinden kan“.<sup>762</sup> Im Rahmen einer

---

Obstmetaphorik auf Seiten der Rezipienten haben kann, lässt eine Passage im *Ausgekehrten Politischen Feuer-Mäuer-Kebrer* erkennen. Hier werden satirische Romane, darunter auch Politische Titel, von einem ihrer Leser mit Fallobst verglichen: Der junge *Monsieur Clodoald* hält solche Bücher für vom Baum herabgefallene Früchte. Über sein Verhältnis zu den satirischen Romanen sagt er, „daß ich solche wie die Holtz=Birnen und wilde Aepfel zwar auflese / hernach aber als eine wilde und untaugliche Frucht wieder hinweg werffe.“ (S. 36f.). Man liest sie aus *Curiosität* zwar auf, um sie zu prüfen – isst sie dann aber nicht, sondern wirft sie wieder fort. Die zeitgenössische Unterhaltungsliteratur gilt als Fülle leicht erhaltlicher Bücher, denen eine gewisse, aber schnell vorübergehende Aufmerksamkeit sicher ist; in diesem Zusammenhang lässt sich die Prüfung der Birnen und Äpfel als oberflächliche Lektüre verstehen. *Monsieur Clodoald* weist anschließend ausdrücklich darauf hin, dass er darauf verzichtet, in diesen Büchern nach tieferen Wahrheiten oder „Politischen Anmerkungen“ zu suchen. Seine Rezeptionshaltung lässt sich als „zurücknehmbare Zustimmung“ beschreiben (R. Hoggart); damit läge hier ein frühes und anschauliches Beispiel für „eine Haltung des Vorbehalts“ vor (R. Hoggart), die den allgemeinen Umgang mit populärer Literatur bis ins 20. Jahrhundert charakterisiert. Vgl. [Riemer]: *Feuer-Mäuer-Kebrer*. [1682] 1996, S. 37. Die zitierten Formulierungen von Hoggart entstammen seiner Beschreibung von Rezeptionshaltungen angesichts einer neuen Massenkultur in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts, zitiert nach Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 385.

<sup>759</sup> Gabler: *Geschmack*. 1982, S. 124. Als Vorbereitung des Geschmackbegriffs für seinen ästhetischen Gebrauch versteht Frühsorge die Ausführungen Weises auch an anderer Stelle, vgl. Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 135f.

<sup>760</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 304,2f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 93].

<sup>761</sup> Zwischen einer moralisch und einer hygienisch argumentierenden Rechtfertigung der Literatur unterscheidet auch Ehrenzeller – hinsichtlich der Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts. Es ist festzuhalten, dass Weise im *Kurtzen Bericht* – anders als in den von Ehrenzeller behandelten Vorreden – die gesundheitliche Verfassung des Lesers und das gesellschaftliche und politische Wohl aufeinander bezieht, also eine sozialhygienische Perspektive einnimmt. Vgl. Ehrenzeller: *Studien*. 1955, S. 130–136.

<sup>762</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 304,2ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 93. Bei Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, S. 25]. – Als „überschöne / herliche / nützliche und höchstgeziemende Gemüths-Erleuchtung“ der arbeitenden Bevölkerung, deren Zeit beschränkt ist, wird auch die Lektüre der anonym publizierten Sammlung *Politischer Schimpf und Ernst* dargestellt: „Weilen aber viel unter den Menschen nach Beschaffenheit jetziger Zeiten / mehr Zeit auf das Brod zu gewinnen / als auf Historien oder Politische Discurs zu lesen / anwenden müssen /und jedoch zu Zeiten / wann sie von ihren Geschäften Mus und Zeit haben / etwas kurtzes zu lesen / begierig sind / oder auch auff Reisen was dergleichen bey sich zu haben / verlangen; Als haben wir dieses kurtze Politische und Historische Wercklein in demselben zu geneigtem Belieben zusammen getragen [...]“, *PARS PRIMA. Politischer Schimpff und Ernst*. 1668, S. 6. – Die antiken Quellen des Gedankens, dass sich Spiel und Scherz als Erholung rechtfertigen lassen, hat Suchomski zusammengestellt, vgl. Suchomski: *Delectatio*. 1975, S. 30. Das Argument der „Gemüths-Erleuchtung“ gehört ebenso wie die Rede von der „Erquickung“ zu einer physiologischen Rechtfertigung unterhaltender Literatur – und findet sich bezeichnenderweise bereits in

ordnungspolitisch motivierten Ökonomie der Affekte wird den unterhaltsamen Passagen damit eine eigenständige Funktion zugestanden. Sie sind so nicht nur Zugeständnisse an den gemeinen Geschmack, die die eigentliche Botschaft zu verbergen, zu verpacken und zu vermitteln helfen. Weise begreift die *lustigen Bücher* auch als sozial orientierte Fürsorge, ja als Sozialfürsorge, die es der arbeitenden Bevölkerung ermöglicht, sich zu erholen und zu unterhalten. Die Versorgung der Bürger mit unterhaltender Literatur sei gegenüber herkömmlichen Almosen vorzuziehen:

„Den solte dieses dem Nechsten nicht nützlich seyn, welches jhn zu der künfftigen Arbeit desto munterer macht? oder hat man ein grösser Gotteslohn verdient, wen einem faulen unnützen Schelmen vor der Thür ein Groschen in die Jacke geworfen wird, oder wen ein ehrlicher Man nach seiner Mühwaltung etwas neues und lustiges zu lesen bekömt, daß er in den nachfolgenden Stunden, vor viel tausend Groschen, dem Vaterlande oder sonst dem gemeinen Wesen nutzen kan?“<sup>763</sup>

Weise suggeriert hier, tradierte Verhaltensformen der Mildtätigkeit seien unspezifisch und unproduktiv. Demgegenüber sei populäre Unterhaltungsliteratur eine zeitgemäße, vermeintlich zielgruppenspezifische und volkswirtschaftlich profitable Hilfeleistung. Sie fördert das Arbeitsvermögen der Bevölkerung – und wird damit zu einem auch volkswirtschaftlich profitablen Instrument der *Policy*.<sup>764</sup> Unterstellt wird dabei freilich, dass das angesprochene Publikum aus fleißigen und ehrlichen Leuten besteht, während diejenigen, die auf der Straße betteln, als arbeitsscheue und zwielichtige Gestalten denunziert werden. Unter dem Primat *guter Policy* wird es Weise möglich, auch eine Rezeptionshaltung gutzuheißen, die lediglich an oberflächlicher Unterhaltung interessiert ist: Er unterscheidet zwischen unnützen Schmarotzern und nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft. Nur Letztere hätten einen Anspruch auf Unterhaltung, um ihre Arbeitskraft zu regenerieren; eine oberflächliche Lektüre der *lustigen Bücher* erscheint vor diesem Hintergrund gerechtfertigt.

---

den Vorreden der Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts, vgl. Schmitz: *Physiologie*. 1972; Schwitzgebel: *Noch nicht genug der Vorrede*. 1996, S. 118–141, insbesondere S. 133f.

<sup>763</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 304,5ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 93]. – Eine ähnliche Kritik an den „unbescheidenen landläuffer[n] [...] mit ihrem liederlichen wesen“ findet sich auch in Weises *Leuten*. 1675, S. 205. Dort bemerkt der seit acht Jahren vagabundierende Musiker Misoponus über seine unstete Lebensweise: „Wo wollte ich anderswo mit so leichter müh zu einem solchen guten leben kommen? ich darf mir den Kopf nicht zubrechen / ich habe keine verantwortung / ich habe keine sorgen: mit einem worte / ich lebe wie ein sperling / dem ist der tisch alle tage gedeckt“, Weise: *Leute*. 1675, S. 200f. Auch an dieser Stelle wird implizit die mit diesem Leben vermeintlich verbundene Verantwortungslosigkeit gegenüber der Gesellschaft getadelt.

<sup>764</sup> Zum Bedeutungsspektrum von *Policy* als guter Ordnung vgl. grundlegend Foucault: *Kritik*. 1988; außerdem Vogl: *Staatsbegehren*. 2000; Simon: „*Gute Policy*“. 2004.

Nach diesen literarischen und ordnungspolitischen Argumenten für den Nutzen der *lustigen Bücher* folgt die Diskussion einschlägiger biblischer Äußerungen. Weise setzt sich mit dem fundamentalen Vorwurf auseinander, es handele sich bei den *lustigen Büchern* um „schandbare“ oder „unnütze[] Worte“, für die sich die Menschen vor Gott zu verantworten hätten.<sup>765</sup> Als unnützlich seien jedoch, so präzisiert er unter Rekurs auf Epheser 5,4, vor allem aber auf Matthäus 12,36, bewusst getätigte böartige Äußerungen, nicht aber „die Fehler der Menschlichen Schwachheit“<sup>766</sup> zu verstehen. Die Interpretation dieser Stellen ist entscheidend für eine rigorose oder liberale Auffassung des geselligen Lebens und spielt gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine wichtige Rolle im Streit um die *Adiaphora*.<sup>767</sup> Bezeichnend für Weises Distanz gegenüber puritanischen Kontexten scheint, dass er mit Matthäus 12,36 das einschlägige Bibelwort, mit dem innerhalb der zeitgenössischen Debatte „Zeit- und Sprachökonomie im Zeichen des endzeitlichen Gerichts“ eingeführt werden, unvollständig zitiert.<sup>768</sup> Weise weist auf die Worte Jesu Christi hin, „daß die Menschen sollen Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Worte / das sie geredt haben“,<sup>769</sup> lässt dabei aber den biblischen Hinweis auf das Jüngste Gericht weg. Damit bleibt es bei einer allgemeinen moralischen Ermahnung,<sup>770</sup> und überhaupt hält sich Weise in dieser Debatte um die „Mitteldinge“ zurück,<sup>771</sup> beharrt aber auf seiner aufgeschlossenen Position.<sup>772</sup>

<sup>765</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 304–308 [Weise: *Bericht*. 1680, Kapitel LXIV–LXXI, S. 95–102].

<sup>766</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 305,4f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 95]. Vgl. aber auch Weises frühere Bemerkungen aus aktuellem Anlass, in denen er noch stärker differenziert und zwischen einer bemitleidenswerten, aber nicht darstellenswerten Ausprägung menschlicher *Schwachheit* und einer biblisch-anthropologischen Konstante im Sinne allgemeiner *Narrheit* unterscheidet; ihm gehe es allein um letztere, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 286,6 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 55].

<sup>767</sup> Grundlegend Martens: *Pietismus*. 1989, hier S. 87f. Fauser rekapituliert knapp die historische Auseinandersetzung um zulässige und indifferente Dinge, vgl. Fauser: *Gespräch*. 1991, S. 141f. Ein anschauliches Beispiel für den innerhalb der kommenden Jahrzehnte durch den (kirchengeschichtlich gesehen zweiten) *adiaphoristischen* Streit erheblich steigenden Legitimationsdruck für Pädagogen, die das Schreiben von Unterhaltungsliteratur oder auch nur Schultheateraufführungen guthießen, ist die programmatische Vorrede von Weises Amtsnachfolger Gottfried Hoffmann (1658–1712) für die 1696 in Lauban aufgeführte *Eviana*. Anders als Weise, der ja mit allen pädagogischen Mitteln das Ideal des *homo politicus* propagiert, orientiert sich Gottfried Hoffmann in seiner dramentheoretischen Rechtfertigung deutlich am Ideal des *homo pius*. Vgl. Hoffmann: *Eviana*. 2003.

<sup>768</sup> Joachim Jacob: *Von der besten Art*. 2003, S. 161.

<sup>769</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 304,29f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 95].

<sup>770</sup> Die „puritanische Verknüpfung einer täglichen und lebensgeschichtlichen Selbstdisziplinierung mit der chiliastischen Transformation der endzeitlichen Naherwartung“ wird durch Weise nicht nahegelegt, vgl. Sparrn: *Fröhlichkeit*. 1997, S. 89.

<sup>771</sup> Beispielsweise formuliert das Lied, mit dem Weise eine Episode des Romans *Der Politische Näscher* beendet und kommentiert, in der es um die unverhältnismäßigen Strenge eines Verwalters geht, eine sehr gelassene Haltung zu den Mitteldingen: „1. Die Welt ist schwerlich zu regieren / Man muß klug und

Gleichwohl sind pietistische Stimmen so präsent, dass sie Argumentationsrahmen und Begrifflichkeiten für die Auseinandersetzung mit unterhaltender Literatur vorgeben.<sup>773</sup> Auch Weises Argumentation bleibt von der „strikt zweckrationale[n] Stilisierung“ der Geselligkeit, wie sie für die puritanische „Integration des gesamten menschlichen Handelns in den Fortschritt des Reiches Gottes“ charakteristisch ist,<sup>774</sup> nicht unberührt. Ausgehend von einer Vorstellung gesetzlicher Sittlichkeit, die die konkreten Normen des Handelns der Heiligen Schrift entnimmt, lässt sich keine sittlich indifferente Sphäre postulieren. Folgerichtig fordert Weise lediglich, Scherz und Unterhaltung nach den mit ihnen verbundenen Absichten zu beurteilen. Ein unnützes Wort sei demnach eines, das „kein gutes Werk“ und „keine Glaubens=Frucht“ bezwecke.<sup>775</sup> Im Namen der Nächstenliebe werden *Eutrapelia*, also Unterhaltung und Vergnügen, nach Weise zugelassen – aber nicht deshalb, weil sie zweckfrei sind,<sup>776</sup> oder weil sie keine bösen Zwecke verfolgen,<sup>777</sup> sondern vielmehr, weil Unterhaltung und Vergnügen gerade dazu beitragen, die irdische Zeit im christlichen Sinn zu nutzen.

Dem Nachweis dieser These gelten Weises folgende Ausführungen: Er bejaht ausdrücklich, dass die *lustigen Büchern* nützlich seien, den Glauben beförderten

---

gedulstig seyn: Die stets ihr Schwert zur Losung führen / Die tölpeln oftmahls grausam ein / Hingegen wer den Statt versteht / Läst manches gehen wie es geht. // 6. Vornehmlich darf man aus den Sachen / Die nichts als Mitteldinge sind / Kein unterträglich Laster machen / Weil man nichts mehr hierdurch gewinnt / Als daß ein Volck der Kunst gewohnt / Und keiner Sätzung weiter schont. // 7. Gott ehre mir die Mittelstraße / Nicht allzustreng und nicht zu weich / Das bleibet stets der kluge Masse / So wird kein Knecht dem Herren gleich / Die Tugend wächst / der Staat besteht / Und manches gehet / wie es geht.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 51,17ff. [Weise: *Näschler*. 1678, S. 70f.]. Hiermit liegt auch ein schöner Beleg für die pejorative Bedeutung von „Kunst“ im Sinne von List und Betrug vor. Das Wort wird als kontrastiver Begriff nicht nur gegenüber gesetzlichen Verhältnissen, sondern auch gegenüber einem allgemeinen Normen- und Rechtsbewusstsein gebraucht („Sätzung“). Überhaupt haben die Begriffe *Kunst*, *Kunststücke*, *Kunstgriffe* ambivalente Konnotationen, vgl. die Ausführungen zum *Politischen Grillenfänger* weiter unten. Zur Auseinandersetzung Weises mit den Pietisten, vor allem mit Joachim Lange und dem ‚Fanaticus Gothanus‘ Gottfried Vockerodt vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 182–187.

<sup>772</sup> In diesem Sinn schreibt Weise von einem Treffen mit Sebastian Francke im Jahr 1704. Francke muss ihm bei dieser Gelegenheit wegen seiner lustigen Schriften – genannt werden die *Überflüssigen Gedanken*, die Schulkomödien, die Komplimente und sogar öffentliche Reden – ins Gewissen geredet haben. Weise berichtet, er habe unbeirrt und deutlich geantwortet, „tum libertas, tum simplicitas“, *Weisiana* t. X, Brief Nr. 407, 6.04.1704. Zitiert nach Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 289, Anmerkung 121.

<sup>773</sup> Vgl. die Ausführungen von Martens zu Vockerodt, Lange und Francke in: Martens: *Pietismus*. 1989, besonders S. 119–121.

<sup>774</sup> Sparrn: *Fröblichkeit*. 1997, S. 89.

<sup>775</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 305,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 97].

<sup>776</sup> Handlungen, die weder einen guten noch einen bösen Zweck verfolgen, stehen im zweiten adiaphoristischen Streit unter demselben Verdikt wie die zwecklose Rede, vgl. Herms: Art. *Adiaphora*. In: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*. 41998, 1. Band, Sp. 115 und 117.

<sup>777</sup> Sie geziemen einem Christen, solange nicht „der Glauben wissentlich verleugnet“ wird. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 306,10 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 97].

und praktizierte *Caritas* bedeuteten.<sup>778</sup> In diesem Zusammenhang wird die Obstmetaphorik wieder aufgegriffen und erneut der funktionale Charakter der populären Gattung im Kontext eines umfassenden Ideals der Anmut gegenüber einem repräsentativen Verständnis von Schönheit profiliert. Weise variiert hier die Sprüche Salomonis und argumentiert, „wer seinen Nechsten zur rechten Zeit erfreuet / der thut ihm einen besseren Liebesdienst / als wen er ihm güldene Aepffel in silbernen Schalen vorsezte“.<sup>779</sup> Gegenüber der – vielleicht Bewunderung auslösenden, aber zweck- und folgenlosen – Konfrontation mit einem kostbaren Luxusgegenstand wird das Vergnügen, das den Lesern mit populären Lesestoffen bereitete wird, aufgewertet. Überdies steht das Bild von den aufwendig gefertigten, schönen, aber ungenießbaren Äpfel in einem kennzeichnenden Kontrast zu den ubiquitären, einfach zubereiteten, aber schmackhaften Äpfeln, mit denen die *lustigen Historien* einige Seiten zuvor verglichen worden waren. Beide Vergleiche unterscheiden sich speziell hinsichtlich des darin ausgedrückten Verhältnisses von Kunst und Natur: Demonstrativer Künstlichkeit und Kostbarkeit stehen vermeintliche Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit gegenüber.<sup>780</sup> Die scheinbare Schlichtheit wird freilich nur durch die mit den Büchern praktizierte Nächstenliebe, eigentlich: ihre Nützlichkeit gerechtfertigt.<sup>781</sup> Deren Nachweis bleibt allerdings auf eine Argumentation ad personam angewiesen; praktizierte *caritas* lässt sich weder an den Texten noch an ihren Effekten, sondern nur durch die persönliche Glaubwürdigkeit des Autors belegen:

„Gesetzt auch daß der Leser allemahl nach des Auctoris Intention die Lehren zu seinem Nutze nicht anwenden möchte; so muß ihn doch die hergebrachte Entschuldigung vertreten / daß man die Schrifften nicht nach der Besserung des Lesers / sondern nach dem guten Gemüthe des Verfasser urtheilen soll.“<sup>782</sup>

<sup>778</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 306,11ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 98].

<sup>779</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 306,16ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 98]. Die Formulierung variiert Sprichwörter Salomos 25,11: „Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Äpfel auf silbernen Schalen.“ Vgl. auch den anders akzentuierten Gebrauch dieser Redewendung in der Vorrede zum Roman *Der Politische Hasen-Kopff* (1683).

<sup>780</sup> Diese Momente prägen auch das umfassende Ideal der Anmut, dem die *lustigen Bücher* zugeordnet werden.

<sup>781</sup> Sie zeigen ihren Lesern „an fremden und verblühten Unglück die Mittel [...] /dem vorstehenden Schaden zu entgehen.“ Ob als „Schadenweiser“ oder als „Vorsorger“ genutzt, so ein Buch ist in jedem Fall als wohlwollender „Freund“ zu verstehen. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 306,21f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 98].

<sup>782</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 306,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 98f.]. Bezeichnenderweise fehlt dieser wichtige letzte Satz des LXVII. Kapitels bei Kimpel und Wiedemann. Eigentlich werden die betrügerischen Mittel des Autors nur durch eine im Sinne der auktorialen Intentionen eintretende Wirkung beim Leser gerechtfertigt. Nur dann bleibt bei diesem mit dem Nutzen des Lesers gerechtfertigten Betrug „die traditionelle Einheit von honestum und decorum gewahrt“, Gabler: *Geschmack*, 1982, S. 143. Die Wirkung kann, das gesteht Weise hier ein, der Autor freilich nicht

An diesem Punkt endet Weises Bereitschaft, die *lustigen Bücher* an den Bedürfnissen des Publikums zu orientieren – und hier muss sie auch enden, soll die Gattung nicht rezeptiver Willkür ausgeliefert werden. Weises Haltung ist konsistent, insofern sich die exoterische Orientierung nur auf die Oberfläche der Texte, auf die sprachliche Gestaltung der moralischen Gehalte bezog. Die Lehren, so seine rhetorischen Vorstellungstraditionen verpflichtete Auffassung, werden davon nicht tangiert. Die Möglichkeit eines beratungsresistenten Publikums widerspricht dabei eigentlich der behaupteten unwillkürlichen Wirkung dieser Lehren. Der Widerspruch bleibt ungelöst; der Rekurs auf die Glaubwürdigkeit des Verfassers lenkt von ihm ab. Der Text soll vor dem Hintergrund der Vorstellungen, die man sich von seiner Person macht, bewertet werden, doch der Rückgriff auf die *auctoritas* des Autors setzt voraus, dass dieser identifizierbar und bereits bekannt ist. Das gilt sicher für gelehrte Literatur,<sup>783</sup> ist aber unvereinbar mit der Publikationspraxis populärer Lesestoffe. Ihre anonyme oder pseudonyme Veröffentlichung, die Weise an anderer Stelle selbstverständlich voraussetzt,<sup>784</sup> soll ja gerade verhindern, dass der Autor mit seiner Person für sein Werk einstehen muss. Das Prestige *lustiger Bücher* scheint zu prekär, um offen als ihr Autor aufzutreten. Fazit: Es handelt sich hier um eine blinde, freilich signifikante Stelle der Argumentation, die sich aus der Gleichzeitigkeit unvereinbarer Textmodelle ergibt: Der *Kurtze Bericht* will eine populäre Literatur legitimieren, die sich am Markt bewährt und in geselliger Rezeption realisiert, ohne sich von den Prämissen gelehrter Autorschaft lösen zu können.

Dafür, dass das Verhältnis von adressatenorientierten Schriften und auktorial gebundener Autorität ungeklärt ist, sprechen auch Weises wenige Zeilen weiter artikulierte Vorbehalte, sein anonym erschienenenes Werk *Die überflüssigen Gedanken*<sup>785</sup> zu verteidigen. Bei den bereits 1668 erschienenen *Überflüssigen Gedanken* handelt es sich um eine Sammlung von Gedichten, die Weise während seines Studiums, vermutlich als Auftragsarbeiten für ältere Studenten verfasst hat<sup>786</sup>: Es gebe eigentlich keinen Grund, den anonymen Text zu rechtfertigen; dementspre-

---

garantieren. Deswegen wird die Glaubwürdigkeit des Autors so wichtig, nichtsdestotrotz sie bei einer Publikation unter Pseudonym so schwer zu gewährleisten ist.

<sup>783</sup> Vgl. Niefanger: Art. *Gelehrtenliteratur*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3, 1994, Sp. 668.

<sup>784</sup> Vgl. die Bitte ans Publikum, mit der Weise seinen *Bericht* beschließt, ihn in Zukunft nicht mehr für den Autor pseudonym publizierter *lustiger Bücher* halten zu wollen. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 346,2ff. [Weise: *Bericht*. 1680, 172].

<sup>785</sup> Weise: *Überflüssige Gedanken*. 1668.

<sup>786</sup> Vgl. Barner: *Weise*, 1984, S. 694f.

chend äußert er sich auf den folgenden Seiten auch nicht zum konkreten Inhalt, sondern nur zum beanspruchten Status dieses Werkes.<sup>787</sup> Gleichwohl gehört diese Rechtfertigung in den ersten Teil des *Berichts*, insofern darin dem Zweifel begegnet werden soll, „[o]b es recht sey / daß *lustige Bücher* geschrieben werden?“.<sup>788</sup> Weises Argumentation an dieser Stelle macht noch einmal deutlich, wie sehr er das Schreiben *lustiger Bücher* als Vermittlung von Schlüsselqualifikationen betrachtet: So sei das genannte Buch wie „[m]anche Complimente / mancher Glückwunsch / manche Solennität im Proceße / mancher Spatziergang / ja manches Exordium bey der Predigt“<sup>788</sup> zwar überflüssig, deswegen aber nicht zwecklos. *Die überflüssigen Gedanken* gehörten zum „wolgemeinten Überfluß“, der sich nach Weise mit den „guten Wercken“ und „der Pflicht eines gläubigen Christen“ gut vereinbaren lässt.<sup>789</sup> Ein solcher „Überfluß“ trägt zur Geselligkeit, zu Erholung und Zerstreuung bei – und steigert so Bereitschaft und Befähigung, seinen Pflichten nachzukommen.<sup>790</sup> Er betont dann, gerade das Schreiben dieses Buches habe ihn daran gehindert, an „ungesunden Zeitvertreibungen“<sup>791</sup> teilzunehmen, also die gottgegebene Zeit zu vergeuden. Es sei überdies der erquickenden Wirkung solcher „lustige[r] Erfindungen“ zu verdanken, dass er nun ein angesehenere Pädagoge sei:

„Nur dieses sage ich vor aller Welt: Ist es war / was mich etliche bereden wollen / daß ich der Jugend was nütze bin / und daß ich noch solche Worte im Vorrathe habe / darbey mich meine Untergebene verstehen / und sich selbst zu einer guten Nachfolge erbauen können; so habe ich das meiste meiner grünen Jugend zu dancken/ welche sich an statt des müßigen spatzierns / und anderer ungesunden Zeitvertreibungen / mit den überflüssigen Gedancken ergetzet hat.“<sup>792</sup>

Seine rhetorischen und pädagogischen Fertigkeiten seien durch das Schreiben solcher Gelegenheitsgedichte besonders geschult worden, und vor diesem Hin-

<sup>787</sup> „Ich weiß wol/ es hat sich mancher an den Überflüssigen Gedancken geärgert / dem ich solchen Eifer wohl hätte schencken mögen. doch / ob ich wol ein Scriptum anonymum so eigentlich zu defendiren nicht auff mich nehme / so muß ich nur beyläufftig gedencken/ daß überflüssig nicht alsobald unnütze genennet wird.“ Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,2ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 99].

<sup>788</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,9f. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 98].

<sup>789</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,12f. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 99]. Weise beruft sich darauf, dass die Vorrede eines guten Freundes diese Zusammenhänge bereits erläutert habe.

<sup>790</sup> Antike Belege, die Unterhaltung als Entspannung rechtfertigen, versammelt Suchomski. Die Überlegung, dass Gelehrte durch ständiges Nachdenken abstumpfen und sich davon durch Komödien oder heroische Dichtungen erholen sollen, findet sich auch in der mittelalterlichen Literatur. Vgl. Suchomski: *Delectatio.* 1975, S. 30f. und 82f.

<sup>791</sup> In offenem Widerspruch zu seinen vorangegangenen Behauptungen wird hier an erster Stelle „des müßigen Spatzierns“ gedacht. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,23f. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 100].

<sup>792</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,16f. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 100].

tergrund fordert er die nachfolgende Generation auf, sich zu üben und zu entspannen, während sie unterhaltsame Texte produziert. Es sind junge Studenten, die hier als zukünftige Autoren *lustiger Bücher* angesprochen werden:

„Ich wil es auch allen Jungen Leuten vorher gesaget haben / werden sie ihr Gemüthe durch keine lustige Erfindungen bey den müßigen Nebenstunden erquicken/ so werden sich die Nothwendigen Gedancken ziemlich schwer und verdrießlich einstellen.“<sup>793</sup>

Hier spielt Weise auf sein 1675 erschienenes, autorisiertes Werk *Der Grünenden Jugend Nothwendige Gedanken* an, das Anleitungen zu Gedichten und Reden enthält. Die Anspielung dient dazu, die effektivitätsfördernde Verbindung zwischen überflüssigen und notwendigen Tätigkeiten zu betonen.

Diese Vorstellung wird durch „ein Gleichnüs von der Musick“ bekräftigt; es demonstriert überdies, dass die Produktion *lustiger Bücher* in einem pädagogischen, ihre Rezeption aber in einem geselligen Kontext steht. Zwischen literarischen und musikalischen Beiträgen zur geselligen Praxis bestehen dabei für Weise keine grundsätzlichen Unterschiede.<sup>794</sup> Die Neigung zu abwechslungsreicher Unterhaltung wird dabei für die Jugend allgemein als typisch beschrieben: In einem solchen Alter interessiert man sich für eine „überflüssige Grille“, herrscht eine „freimüthige Verachtung aller Dinge“ vor, äußert man „ein höhnisches Urtheil der Weltlichen Thorheiten“ oder ist in ein „verliebtes Lamento“ vertieft.<sup>795</sup> Nach Weise gleichen sich *lustige Bücher* und geselliges Musizieren darin, dass die jungen Männer „durch solche Eitelkeiten [...] zu bessern Künsten“ geführt werden.<sup>796</sup> In diesem Sinn stehe die Vorliebe eines jungen Musikers für Tänze dem eigentlichen Ausbildungsziel, ein guter Kirchenmusiker zu werden, nicht nur nicht entgegen, sondern begünstige, dass er „desto geschickter und gewisser bey der Lust bleibet / davon sich ein junger Mensch gar zu leichtlich abführen“ lasse.<sup>797</sup>

In der festen Überzeugung, sein Handeln als Verfasser *lustiger Bücher* stehe im Einklang mit den einschlägigen biblischen Aussagen und ihrer orthodoxen Aus-

<sup>793</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 307,26ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 100].

<sup>794</sup> Dazu auch die einführenden Bemerkungen von Braun: *Concordia discors.* 1997.

<sup>795</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 308,13 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 102].

<sup>796</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 308,7 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 101].

<sup>797</sup> Genannt werden Alemande, Courante, Sarabande, Gigue und Lamento, vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 308,9ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 102]. Vgl. auch die Vorrede bei *Germanicus: Die Politische Mause-Falle*, 1683: [A 2].

legungstradition, schließt Weise seine persönliche Rechtfertigung.<sup>798</sup> Nochmals wird deutlich, dass allein die bereits vollendete göttliche Schöpfung die menschlichen Möglichkeiten vorgibt. Im Rahmen christlicher Anthropologie akzentuiert Weise nun nicht die Mängel, sondern die Potentiale der Natur des Menschen. So schlussfolgert er, mit den von Gott gegebenen menschlichen Affekten müssten gleichfalls Möglichkeiten vorhanden sein, diesen Neigungen mit einem guten Gewissen nachzugehen, da grundsätzlich gilt: „Deus & Natura nihil faciunt frustra“.<sup>799</sup> Hier herrscht ein Weltbild, in dem sich wahrer Glaube und Philosophie in Harmonie verbinden. Was das Schreiben und Lesen *lustiger Bücher* betrifft, zieht Weise in drei Schritten folgendes Fazit: Die Menschen seien von Gott mit „dergleichen Affecten [...] / welche zu lustigen Erfindungen geneigt sind“, begabt worden; überdies habe Gott „uns auch eine Geschicklichkeit gegeben solche Kurtzweil auszuführen“; dementsprechend „muß eine Gelegenheit zuvermuthen seyn / da man die Sachen anbringen mag“.<sup>800</sup>

Im ersten Teil des *Berichts* rechtfertigt Weise den Umgang mit *lustigen Büchern* (thematisiert wird ja nicht nur das Schreiben, sondern auch das Lesen) einerseits mittels einer umfassenden **Ästhetik der Anmut**, andererseits im Sinne einer **Optimierung der policey** sowie insgesamt aus den Fundamenten **christlicher Anthropologie** heraus.

#### b) *Kunstgrieffe zu dergleichen Bücher (Teil II)*

Im zweiten Teil des *Kurtzen Berichts* geht es vor allem darum, die Produktion der *lustigen Bücher* nach den Standards gelehrter Literatur zu organisieren. Weises Darstellung ist an den traditionellen *partes* der Rhetorik orientiert; insbesondere werden Aspekte der *inventio* und der *dispositio* angesprochen. Dem Kontext gelehrter Kommunikation entsprechend, haben Argumente, die sich auf das Verfahren der Textherstellung beziehen, ein stärkeres Gewicht als im vorangegangenen Abschnitt. Doch auch der zweite Teil hat sowohl rechtfertigenden wie präskriptiven Charakter: Einerseits will Weise die für diese „Schreibart“ geltenden Regeln nachträglich explizieren; andererseits geht es ihm darum, anspruchsvolle Maß-

---

<sup>798</sup> „Wer von dieser Frage mehr wissen wil / der schlage nur die Commentatores über die obgedachten Sprüche auff / und sehe was so wohl die Patres, als auch die Recentiores von der lustigen Art zu schreiben geurtheilet haben.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308,19f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 102].

<sup>799</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308,28 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 102].

<sup>800</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308,23 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 102].

stäbe für zukünftige Autoren zu setzen. Dem Argumentationszusammenhang dieses Abschnittes entsprechend, umfasst der Begriff der „Schreibart“ hier nicht nur die stilistische Ebene, sondern das gesamte Textherstellungsverfahren.

Weise wendet sich gegen die Vorstellung, es handele sich beim Schreiben *lustiger Bücher* „nur um die Mühe / daß man die Feder ansetzte / und allerhand lächerliche Fälle aus der vergangenen Zeit zusammen schriebe“.<sup>801</sup> Seine Ausführungen sollen denjenigen Lesern, insbesondere den „kluge[n] und gelehrte[n] Leuten“<sup>802</sup>, auf die die *lustigen Bücher* einen regellosen, ja confusen Eindruck machten, vorführen, „wie ordentlich / wie nachdencklich / ja wie beschwerlich und arbeitsam dieses Werck müsse angegriffen werden“.<sup>803</sup> Die Demonstration geregelter Verfahren richtet sich an gelehrte Standesgenossen und potentielle Verfasser, keinesfalls an „einfältige Leser“.<sup>804</sup> Das besondere Merkmal *lustiger Bücher* liegt darin, das „Artificium [...] durch eine äußerliche Confusion aus den Augen des Lesers“ zu rücken.<sup>805</sup> Dass die Kunst darin besteht, die Kunst zu verbergen, ist die paradoxe Pointe aller Produkte gelehrter Provenienz, die für einen anderen, sei es höfischen, sei es populären Kontext vorgesehen sind.<sup>806</sup> Daran lässt sich erkennen, dass die populären Lesestoffe als „curiöse“ Traktate oder auch „anmutige“ Schriften konzipiert sind. Die versteckte Ordnung taucht auch in Weises *Fragen über die Logica* auf – und gehört dort zum *curiösen* Gebrauch logischer Regeln. Dort findet sich auch der Ratschlag, die regelgerechte Bearbeitung der Materie bei besonderen Themen – dazu gehören die *lustigen Bücher* – zu verbergen.<sup>807</sup>

<sup>801</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 309,5ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 103].

<sup>802</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 309,9f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 103].

<sup>803</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 309,14 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 104].

<sup>804</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 312,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 109].

<sup>805</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 309,11f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 104].

<sup>806</sup> Vgl. Braungart: *Hofberedsamkeit*. 1988, 264f.

<sup>807</sup> Weise behandelt im XXII. Abschnitt des X. Capitels den *Methodus Curiosa*, den er für Kommunikationssituationen vorsieht „[w]enn wir keine Intention haben, den andern gelehrter zu machen, sondern gleich als in einer Probe was artiges vorbringen wollen / darüber sich ein ander vergnügen und verwundern sol“. Er spricht die *lustigen Bücher* an diesem Ort natürlich nicht an (wohl aber die *lustigen Dinge*, von denen er nachdrücklich behauptet, dass sie „nicht überflüssig“ seien (Cap. X, Abschnitt XXV)), aber es scheint diese Sphäre des „als ob“ zu sein, in der Weise die fiktionale Literatur ansiedelt. Weise: *Fragen über die Logica*. 1696, S. 536f. In diesen argumentativen Zusammenhang gehört wohl auch die Bezeichnungen der *lustigen Bücher* als *Specialdisciplin* an späterer Stelle, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. Weise: *Bericht*. 1680, S. 120 und 155. Auch Daniel Richter kennt das Unkenntlichmachen der gelehrten Aufbereitung als geeignetes rhetorisches Mittel, um besondere Themen zu präsentieren, und verweist seinerseits auf Beispiele von Johann Balthasar Schupp: Bei einem „Discurs von einem special Themate“ „wird die Dispositio bisweilen versteckt / und es scheineth offft / als wenn gar keine darinnen sey / wie des Herrn Schuppi Orationes de Opinione, de Nihilo, de inepto Oratore und dergleichen zeigen“. Vgl. Richter: *Thesaurus Oratorius Novus*. 1660, S. 203. Zitiert nach Trappen:

Ein solches Verfahren ist für das umfassende Verhaltensideal der Anmut charakteristisch und wird bereits bei Castiglione empfohlen, um sich beim allgemeinen Publikum zu insinuieren.<sup>808</sup> Es liegt nahe, es auch für die Popularisierung gelehrten Wissens zu nutzen. Die künftige Entwicklung der Politischen Romane wird allerdings zeigen, dass der Verzicht auf sichtbare Spuren gelehrter Akribie in anonym publizierten Texten ein Autoritäts- und Deutungsvakuum hinterlässt, das man dann mittels Anspielungen auf gelehrte Autorschaft zu kompensieren versucht. In diesem Zusammenhang wird der Hinweis auf eine „anmutige“ oder „curiöse“ Schreibweise zu einer Möglichkeit, gelehrte Kunstfertigkeit zu behaupten, ohne widerlegt werden zu können. Und schon bei Weise gehört die Verheißung verborgener Kunst zu einer Immunisierungsstrategie gegenüber der Kritik an einer irregulären Schreibpraxis.

Zunächst ist der satiretheoretische Argumentationshintergrund zu erhellen: In den Augen der Zeitgenossen beruhen insbesondere satirische Schriften auf einer regellosen Schreibweise. Weise argumentiert im Kontext dieser traditionsreichen Vorstellung, ohne eigens darauf hinzuweisen, denn sein Interesse gilt ja gerade nicht der Satire als „poema liberum“<sup>809</sup>, sondern er will die *lustigen Bücher* als regelhaltige Literatur, die sich an gelehrte Praxis anschließen lässt, legitimieren. Deshalb werden die *lustigen Bücher* dem literarischen Traditionszusammenhang der *Satyrice* zugeordnet; mit dieser Terminologie ist seit Casaubonus' Abhandlung *De Satyrice Graecorum poesi et Romanorum satira* die Tradition der griechischen Satire angesprochen. Für die Gattung müssen nach Casaubonus – gegen Scaliger – zwei Ursprünge angenommen werden: Demnach entstamme die griechische *Satyrice*

---

Grimmelshausen. 1994, S. 175.

<sup>808</sup> Castiglione gilt bekanntlich Anmut als „die wahre Kunst, wo man die Kunst nicht sieht“. Unter anderem dient sie dazu, das Publikum zutraulich zu machen. Bei Castiglione verfahren bereits die antiken Redner derart: „So erinnere ich mich, von einigen hervorragenden Rednern des Altertums gelesen zu haben, dass sie den Zuhörern mit Absicht den Glauben, sie seien in jeder Art Wissenschaft unerfahren, beizubringen wussten und durch Verheimlichung ihres Wissens erzielten, dass ihre Reden als schlicht galten, als ob ihr Entstehen nur der Natur und der Wahrheit zu verdanken gewesen wäre, und nicht dem Fleiß und der Kunst; wären diese allgemein kenntlich gewesen, hätte das Volk Zweifel gefasst, ob es nicht betrogen werde. Ihr seht daher, wie das Zurschautragen der Fertigkeit und angewandten Sorgfalt jeder Sache die Anmut nimmt.“ Castiglione: *Hofmann*. 1996, S. 36.

<sup>809</sup> So Scaliger: „Partes in satyra nullae: quarum legibus ad certum numerum, certamve dispositionem deducaris“ [III] (S. 58,1f.) und „Est autem poema liberum, simileque satyricae naturae: omnia susque deque habens, modo aliquid dicat.“ [I] (S. 191,5f.), Scaliger: [Poetice] *Poetices libri septem*. 1994f. Weises Ausführungen zur *dispositio* der *lustigen Bücher* widersprechen der Definition der Satire bei Scaliger. Das Folgende zu satirischen Traditionen orientiert sich an den Studien von Brummack und Trappen. Zu Scaligers Satiretheorie vgl. Brummack: *Begriff*. 1971, S. 308; Trappen: *Grimmelshausen*, 1994, S. 114.

*Poesis* dem Satyrspiel, während die römische Verssatire, für die die Namen Horaz, Persius oder Juvenal stehen, aus der Posse (*exodium*) entstanden ist.<sup>810</sup>

Auf die satiretheoretische Diskussion soll nicht näher eingegangen werden, es genügt, dass sich der eben skizzierten Konstellation verschiedene Argumente Weises zuordnen lassen: Da ist einerseits die Nähe der Satire zum Lustspiel; andererseits kongruiert die Distanzierung gegenüber einem aggressiven und obszönen Impetus mit einer erkennbaren Zurückhaltung gegenüber der Tradition römischer Verssatire. Weise verbindet stattdessen mit satirischen Schriften primär eine moralische Wirkungsabsicht: Er versteht darunter Texte, „die gewisse Moralia bey sich führen, und zu Erbauung oder zur Warnung des Lesers geschrieben werden“.<sup>811</sup>

Eine derartige Profilierung ist vor dem Hintergrund der Geschichte der Satire nicht originell, aber es greift zum einen zu kurz, die durch die *lustigen Bücher* repräsentierte „Schreib-Art“ schlechtweg mit der satirischen Schreibweise identifizieren zu wollen;<sup>812</sup> zum anderen dient Weises Gattungsbestimmung auch dem Zweck, eine angriffslustige Haltung, wie sie Johannes Riemer als Autor eines Politischen Romans mit ausdrücklicher Berufung auf Weise eingenommen hat, deutlich zu missbilligen. Anders als Riemer, der sich vor allem mit einer spezifischen auktorialen Haltung auf die Tradition der römischen Satire bezieht, entwirft Weise für die Produktion der *lustigen Bücher* poetologische Kriterien, insofern dabei „heimlich das ist Politisch / ordentlich / das ist künstlich / nützlich das ist Christlich“ verfahren werden soll.<sup>813</sup> Nach diesen Gesichtspunkten gliedern sich die folgenden, argumentativ durchaus ungleichgewichtigen Abschnitte des *Kurtzen Berichts*: Im ersten Abschnitt (S. 104–114) wird insbesondere auf die literarischen Verschlüsselungsstrategien der Fabel, also die sogenannte aesopische Rede rekuriert.<sup>814</sup> Den Schwerpunkt der Argumentation bildet der zweite Abschnitt

<sup>810</sup> Isaac Casaubonus: *De Satyrice* [1605] 1973. Dazu Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 113ff.

<sup>811</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 104].

<sup>812</sup> Die allgemeine Bestimmung dient defensiven Zwecken; das Gleiche ließe sich auch von der Fabel, genauer: der lutherischen Auffassung der Fabel, sagen, dazu unten. Mit seiner Kritik, Weises Erzähltheorie sei traditionell, missversteht Breuer dessen Intentionen. Vieles spricht dafür, Weises „ängstliches Beharren auf den beschränkten Möglichkeiten der älteren Satire um der direkten Moralisation willen“ vor dem Hintergrund des Weißenfeller Skandals zu interpretieren. Vgl. Breuer: „*Kein neuer Simplicissimus*“. 1992, S. 192.

<sup>813</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, hier S. 315,10f., vgl. auch S. 309,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, hier S. 115, vgl. auch S. 104].

<sup>814</sup> Die aesopische Rede gilt als gattungsübergreifender Modus für verschlüsselte Darstellungsweisen, vgl. Rösch: *Clavis scientiae*. 2004, S. 33–35; Hughes: Art. *Anspielung*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band

(S. 115–151), in dem das regelgerechte Verfahren der Textherstellung mit dem der *disputatio* kongruiert. Der dritte Abschnitt ist sehr kurz (S. 152–155); hier werden aus dem ersten Teil des *Berichts* bereits bekannte Argumente wieder aufgegriffen; der Nutzen der Texte wird an deren allegorische Struktur sowie an die Autorität ihrer Autoren gebunden.

Nach den poetologischen Passagen folgt eine kurze Skizze möglicher Fortsetzungen des *Politischen Näschers* (S. 156–170); den Schluss bildet eine persönliche Distanzierung Weises von den *lustigen Büchern*, verbunden mit der Bitte, andere möchten an seine Vorgaben anknüpfen (S. 170–175).

### 1. Heimlich

Die folgenden Kapitel erläutern, was unter einer heimlichen und also politischen Schreibweise zu verstehen ist.<sup>815</sup> Gemeint ist ein verfremdendes Erzählverfahren, wie es auch Fabeln charakterisiert. Weise gebraucht den Terminus Fabel in zweifacher Bedeutung, insofern damit die *narratio* eines Vorgangs wie auch eine narrative Gattung bezeichnet wird. Die *narratio* ist gemeint, wenn er beispielsweise damit einleitet, dass „die Erzählung in etlichen Fabeln oder Historien Gespräche bestehen sol / da man ohne allen Zweifel gewisser Personen von nöthen hat“.<sup>816</sup> Auf den folgenden Seiten spricht Weise von der Fabel als einer Gattung, die die Wahrheit auf heimliche Weise zu vermitteln vermag. Die zeitgenössische Geringschätzung der aesopischen Fabeln führt er darauf zurück, dass sie als Schullektüre weit verbreitet seien;<sup>817</sup> außerhalb des Unterrichtes würden sie dagegen nur noch ungern gelesen, so lasse sich mit ihnen „wenig Ruhm erjagen“.<sup>818</sup> Die *lustigen Bücher* werden als attraktive Alternative zu einer insbesondere beim jugendlichen Publikum unbeliebten, bei Pädagogen aber anerkannten Gattung empfohlen.<sup>819</sup>

1. 1992, Sp. 654.

<sup>815</sup> Hier wird das Politische als Oberbegriff für einen Modus des Verhaltens gebraucht, an anderen Stellen bezeichnet er die öffentliche Sphäre des Handelns.

<sup>816</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 310,10f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 105].

<sup>817</sup> Weise spekuliert, die aesopischen Fabeln wären „vielleicht in bessern Ehren [...] wenn sie nicht in der Kinder Schule gar zu gemein würden“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 310,16f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 105].

<sup>818</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 311,23 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 108]. Zum Bedeutungsverlust der Fabelliteratur im 17. Jahrhundert vgl. Kayser: *Grundlagen*. 1931, S. 27. Hueck erklärt das scheinbare Verschwinden der Fabel mit Verschiebungen im zeitgenössischen Gattungssystem, die dazu führen, dass das Emblem zur dominanten Gattung wird und auch Fabeln von emblematischen Strukturen dominiert werden, vgl. Hueck: *Textstruktur*. 1975.

<sup>819</sup> Vgl. die lobende Bemerkung Luthers zur schulischen Vermittlung aesopischer Fabeln: „Und es ist eine sonderlich Gnade Gottes, dass des Catonis Büchlein und die Fabeln Aesopi in den Schulen sind erhalten

Bisher blieb unbeachtet, dass von der Fabel die zweiteilige Struktur, die in der vorgegebenen Lehre und der diese veranschaulichenden Erzählung besteht, und das verschlüsselnde Verfahren für die *lustigen Bücher* übernommen werden. Überhaupt scheinen viele Argumente Weises der lutherischen Theorie der Fabel entnommen worden zu sein. Insgesamt lässt sich Weises Konzeption als Versuch verstehen, Luthers rhetorische Frage, „wie kündte man ein feiner buch jnn weltlicher Heidnischer weisheit machen, denn das gemeine, albere kinderbuch ist, so Esopus heisst?“, ernst zu nehmen.<sup>820</sup> Bereits bei Luther lassen sich der pädagogische Ausgangspunkt und dessen politische Implikationen („Kinder“ als Adressaten, angesprochen sind eigentlich auch „grosse Fürsten und Herren“)<sup>821</sup>, der Gegenstands- und Geltungsbereich der Texte („von eusserlichem Leben in der Welt“), die Rechtfertigung des literarischen Verfahrens mit moralischen Motiven („betriegen zur Wahrheit“) und die gemeinnützige, gewissermaßen policyliche Begründung popularisierender Strategien (Luther spricht von „weisen Leute[n]“, die „solch Buch [die Fabeln des Aesop], um des gemeinen Nutzens willen, gerne hetten jederman gemein gemacht“) finden.<sup>822</sup>

Dass Luthers Name nicht fällt, lässt sich als Indiz für die politische, und das meint auch: transkonfessionelle Stoßrichtung der Weise'schen Argumentation verstehen – und für deren Ausrichtung an einem heterogenen Publikum und den Erfordernissen des Marktes.<sup>823</sup> Ein dezidiert lutherischer Hintergrund der poetologischen Vorgaben hätte deren Rezeptionsmöglichkeiten eingeschränkt und eine allgemeine Verbreitung behindert.

---

worden. Es sind beide nützliche und herrliche Büchlein. Der Cato hat gute Wort und feine Praecepta, so sehr nütze sind in diesem Leben; aber Aesopus hat feine res et picturas; ac si moralia adhibeantur adolescentibus, tum multum aedificant. Und als viel ich urtheiln und verstehen kann, so hat man nächst der Bibeln keine bessere Bücher, denn des Catonis scripta und die Fabulas Aesopi.“ Luther: *Tischrede von 1536*. In: Luther: WA *Tischreden*. 1914, Band 3, S. 353–355.

In dieser Tradition steht auch Jacob Thomasius, dessen Reaktion auf einen Schüler, der unter der Bank den *Näscher* liest, erkennen lässt, dass ihm die aesopischen Fabeln als Unterhaltungsliteratur schlechthin gelten, vgl. [Thomasius] *Acta*. 1912, S. 321; dazu ausführlicher B. II. 4.

<sup>820</sup> Vgl. Luther: *Auslegung des 101. Psalms*. In: Luther: WA. 1914. Band 51, S. 243,31f. Luthers Fabeltheorie erörtert auch Schwitzgebel: *Vorrede*, 1996, S. 63–68.

<sup>821</sup> Anders allerdings Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,11 [Weise: *Ertz-Narren*. 1673, S. 5].

<sup>822</sup> Luther: *Luthers Fabeln*. 21911, S. 17–21 (Vorrede).

<sup>823</sup> Eine solche Haltung entspricht der von Weise von einem Autor *lustiger Bücher* weiter oben geforderten Fähigkeit, sich „um die unterschiedenen Gemüther“ zu kümmern, um „alle Welt [...] zu Freunden behalten“ zu können, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 294,18ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 72f.]. – Hinsichtlich der Romane Johann Beers kommt Eybl zu vergleichbaren Ergebnissen, wobei er die handschriftlich überlieferten und die publizierten Texte verschiedenen Kommunikationszusammenhängen zuordnet. Vgl. Eybl: *Funktionalisierung*. 2000, S. 63.

Weise demonstriert den Fabeln wie *lustige Bücher* kennzeichnenden chiffrierenden Modus an insgesamt drei Beispielen, die sowohl verschiedene Formen als auch verschiedene Medien repräsentieren, dabei alle mehr oder weniger direkt politische Kritik artikulieren: Zur Demonstration dient die aesopische Fabel vom Hund und seinem Schatten, das Tierepos *Reineke Fuchs* sowie ein zeitgenössisches satirisches Flugblatt *Berathschlagung der Podagrischen Ständ* (1659).

#### Vom Hund und seinem Schatten

Dass sich moralische Gehalte in verschiedenste literarische Gattungen übersetzen lassen, zeigt Weise anfangs an einem historischen Exempel („Croesus war mit seinem Königreich nicht zu frieden / und wolte ein besseres haben / darüber er betrogen / und seiner gantzen Gewalt verlustig ward“), dessen *Moralisatio* sich ebenso mit der aesopischen Fabel vom Hund und seinem Schatten vermitteln lässt.<sup>824</sup> Aus beiden Geschichten ist die gleiche Lehre zu ziehen; sie wird von Weise außerdem abschließend in Form einer sprichwörtlichen Redensart präsentiert: „Behalt was du hast / und dencke ein Sperling in der Hand ist besser als zehen Lerchen auff dem Felde.“<sup>825</sup> Die mehrfache Transformation lässt sich als kondensierendes und zugleich popularisierendes Verfahren charakterisieren: Durch ihre sprichwörtliche Fassung wird die Lehre nicht – wie beispielsweise bei Luther – auf eine spezifische Situation bezogen, sondern als allgemeine Lebensregel formuliert: „Anonymous, traditional, authoritative, they [proverbs, A.W.] have an existence of their own, independent of authors, speakers and hearers alike.“<sup>826</sup> Das am *common sense* orientierte Verfahren, Sprichwörter zu explizieren, übernimmt Weise aus der populären Literatur des 16. Jahrhunderts. Dabei ist an die *Adagia* des Erasmus von Rotterdam ebenso zu denken wie an diverse Schwanksammlungen: Sprichwörter fungieren in diesen Texten als Evidenzappelle; so können Lehren vermittelt werden, als seien sie mitten aus dem Leben

<sup>824</sup> „[...] der Hund hatte ein Stück Fleisch im Munde / und lieff über den Steg / da er den Schatten im Wasser sahe / und meinte es wäre das Stücke Fleisch unten noch einmahl so groß / damit ließ er da seinige fahren / und schnappte nach dem Schatten“, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 310,22ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 106]. – Belegstelle bei Aesop: *Fabeln*. 2004, S. 78 [Nr. 133]. – In seiner Vorrede zu *Etliche Fabeln aus Esopo* verwendet Luther diese Fabel, um zu zeigen, wie Fabeln von einem Hausvater bei Tisch im Gespräch mit „Weib, Kind, Gesind“ gebraucht werden können. Demnach bedeutet diese Fabel, „wenn einem Knecht oder Magd zu wol ist, und wils bessern, so gehts jm, wie dem Hund, das sie das gute verlieren, und jenes bessere nicht kriegen“; Luther thematisiert also die Unzufriedenheit mit dem eigenen gesellschaftlichen Status und fordert das Gesinde auf, sich mit seiner Situation zufriedenzugeben. Luther: *Etliche Fabeln aus Esopo*. In: Elschenbroich: *Fabel*. Band 1. 1990, S. 78.

<sup>825</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 310,29f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 106].

<sup>826</sup> Obelkevich: *Proverbs*. 1988, S. 44.

gegriffen. Auf diese Weise präsentiert sich der pädagogische Impetus als populäre Kasuistik ohne einen Rekurs auf gelehrte Autoritäten jeglicher Art.<sup>827</sup>

### *Reineke Fuchs*

Die Geschichte von *Reineke Fuchs* gilt als bewährtes Beispiel dafür, wie man sich indirekt auf historische Fakten bezieht, um unangenehme Wahrheiten aussprechen zu können. Weise schreibt die 1498 erschienene Tierdichtung einem hochrangigen Hofangehörigen zu,<sup>828</sup> der durch „Neid / Haß und Drangsal“ gezwungen worden sei, als *Privatus* zu leben. Damit stellt sich die Geschichte *Reineke Fuchs* als Erfahrungsbericht eines Insiders dar, der sich erzwungener Isolation verdankt:

„In solcher Einsamkeit hatte er Zeit auff das Vergangene zu gedencken / und stellte sein bißheriges Glücke in lauter Bildern vor / darunter der Fuchs allezeit lose Händel gemacht / und dennoch im Ausgange vor den besten und nützlichsten Minister des Reichs gehalten worden. Gewiß die es gelesen haben / denen hat es zwar an einer heimlichen Erinnerung nicht gemangelt / daß sie möchten getroffen seyn: doch sie waren nicht genennet. Solten sie viel Wesens darüber gemacht haben / so würde sich der Auctor wegen der guten Auslegung bedancket haben: daß eben der Hund geschrien hätte / den er unter dem Hauffen mit den Prügel getroffen. Also geht es hin / wen es gleich die Leute heimlich verdriest / wen sie nur nicht öffentlich dürfen böse seyn.“<sup>829</sup>

Weise gibt zu verstehen, dass sich der Autor mittels literarischer Verfremdung absichert, dies aber nur mit außerliterarischem Vorwissen angemessen verstanden werden kann. Das ist nun genau die Argumentation, die in den nächsten Jahren von nahezu allen Autoren Politischer Romane übernommen werden wird.

Hier deutet Weise das anonym erschienene Tierepos aufgrund biographischer Annahmen über den professionellen und politischen Hintergrund des Autors. Dessen Verfahren, nicht von Menschen, sondern von Tieren zu erzählen, hält er auch dann noch für einen sicheren Schutz gegenüber Kritikern, wenn der Autor bereits bekannt geworden ist. Das verheimlichende Moment des Verfahrens dient mindestens ebenso sehr dem Schutz des Autors wie der Insinuation bei den Lesern. Die Tiergeschichten werden als anspielungsreiche Texte gelesen, die mittels Mutmaßungen über ihren Autor entschlüsselt werden können. Aus sol-

<sup>827</sup> Auch Wickram benutzt in seinem *Rollwagenbüchlein* dieses Verfahren. Vgl. Kartschoke: *Vom erzeugten zum erzählten Lachen*. 1993, S. 83.

<sup>828</sup> Seit Rollenhagens *Froschmeuseler* (1595) galt Nicolas Baumann (gest. 1526), Sekretär am Hofe Herzog Magnus' von Mecklenburg, als Verfasser des *Reynke de Vos*; auch Weise spielt hier darauf an. In diesem Sinn auch Morhof: *Unterricht*. 1700, S. 182. Die verschiedenen Spekulationen stellt Timothy Sodmann zusammen, vgl. Sodmann: *Reynke de vos*. 1991, S. 248.

chen außeliterarischen Bezüge speisen sich auch die *lustigen Bücher*; nur sollen die faktischen Verhältnisse nicht mit Hilfe der Tiere, sondern durch Personen anderer, niederer Stände verfremdet werden. Insgesamt ist festzuhalten, dass der von Weise für die Geschichten von *Reineke Fuchs* vorausgesetzte Realitäts- und Wahrhaftigkeitsanspruch auch für die *lustigen Sachen* gilt:

„Es ist war / die beste Mode lustige Sache zu schreiben ist wol / wen man auff die Thorheiten zurücke siehet / welche einem auf der Welt begegnet sind. Doch was zum Exempel ein grosser Mann thut das muß solange ein Kauffmann gethan haben; was ein Politicus fehlet / das erzehlet man von einem Bauern.“<sup>830</sup>

Weise nennt hier seine Komödie *Der bäurische Machiavello* als gelungenes Beispiel. Er habe darin, „nichts als Kleinstädtelische [!] Personen auff das Theatrum kommen“ lassen, die um eine freigewordene Stelle (eines Pickelherings) kämpfen. Mit einiger Welt- und Menschenkenntnis sei es jedoch möglich, von den Bauern von Querlequitsch zu abstrahieren und die Handlung auf die zahlreichen zeitgenössischen Fälle zu beziehen, in denen Leute mit Intrigen, Schmähungen und Täuschungen um begehrte Stellen konkurrieren.<sup>831</sup>

So sind die *lustigen Bücher* in mehrfacher Weise lesbar: Unbedarften Lesern bieten sie *Possen*, scharfsinnigen Lesern hingegen implizite faktische Bezüge:

„Also mögen sich einfältige Leser an der Schale, das ist an den eusserlichen Possen begnügen, und wer seinen Kopff zu spitzfündigen Händeln angewehnet hat, der mag den Kern suchen, und weiter dencken. Plura enim proponuntur cogitanda quàm scribenda.“<sup>832</sup>

Dieser Hinweis ist nun allerdings deutlich gegen eine oberflächliche Lektüre gerichtet und als Aufforderung zu einer nahezu argwöhnischen Haltung zu verstehen. Es handelt sich um ein deutliches Signal für ein sowohl argute Spielereien gewöhntes wie gelehrtes Publikum.

#### *Berathschlagung der Podagrischen Ständ*

Einer solchen Lesehaltung bedarf es, um das folgende, von Weise so genannte „artige[] Scriptum“ aus dem Jahr 1659 zu erfassen: Eine Satire schildert, wie ein desolates Gemeinwesen von „Podagrischen Ständen“ wieder auf einen „festen

<sup>829</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 311,9–21 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 107].

<sup>830</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 312,10 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 109].

<sup>831</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 312,11ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 109].

<sup>832</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 312,18ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 109f. Bei Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, S. 27].

Fuß“ gestellt werden soll.<sup>833</sup> Verschiedene Phrasen aus der diplomatischen und politischen Sphäre werden hier von Leuten ausgesprochen, die an Gicht leiden, und erhalten so einen hintergründigen Sinn.<sup>834</sup> Hier handelt es sich um die Flugschrift „Berathschlagung der Podagrischen Ständ, wie derselben enervirte und abgemattete Respublica, wiederumb auff vestern Fuß zu stellen / bey gehaltenem Convent zu Füessen“. Weise lokalisiert die Schrift in Hessen<sup>835</sup> und hält ihren Autor für einen politischen Insider, weil „der Stylus zu nachdencklich ist / und keiner auff solche Invention gerathen wird / der nicht bey dergleichen consultationibus herkommen ist“. <sup>836</sup> Wiederum wird die Lektüre von Vermutungen über den Autor und dessen professionellen Hintergrund geprägt; wiederum nimmt Weise an, dieser habe auf diskrete Art von seinen diplomatischen Erfahrungen geschrieben. Weise zufolge muss der Verfasser der Flugschrift

„ein Absehen auff etliche Personen haben / die bey unmöglichen und desparaten Dingen noch grosse Zusammenkünffte und Berathschlagungen vorgenommen. Sie möchten nun hoch oder mittelmäßig / oder auch gar aus dem niedrigsten Stande seyn / davon wil ich nicht urtheilen.“<sup>837</sup>

<sup>833</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 312,24ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 110]. – Weise bezieht sich auf die 1659 erschienene Flugschrift *Berathschlagung der Podagrischen Ständ, wie derselben enervirte und abgemattete Respublica, wiederumb auff vestern Fuß zu stellen / bey gehaltenem Convent zu Füessen, Anno 1659*. Es bleibt spekulativ, ob Weise die Satire erwähnt, weil sie sich auch auf die politischen Verhältnisse in der Lausitz, die wie das in der Satire kritisierte Gemeinwesen über eine altständische Verfassung verfügt, beziehen lässt. Vgl. Reichelt: *Barockdrama.* 1981, S. 119f.

<sup>834</sup> „Nun gehet das eusserliche Absehen auff lauter Possen / welche um so viel desto angenehmer sind / weil in Actis publicis unterschiedene Redens=Arten vorkommen / die in eigentlichen Verstande niemand weniger zu gehören / als den Podagrischen. Da wollen sie zum Exempel / ihre Republic auff einen festen Fuß stellen / und darauff trachten daß ihr Estat vor weiterer Dismembration und Zergliederung bewahret [...] werde“, Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 313,2ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 110f.] – Die von Weise paraphrasierte Passage lässt sich identifizieren, es handelt sich um den Anfang der Satire: „Demnach die Eltiste / und Stats=Erfahrneste von der Podagrischen Societet betrachtet / auf was Schwachen Beinen Ihr Respublica stehe / ist es ihnen wie billich tieff zu Hertzen gangen / und dessentwegen der Sachen reifflich nachgesonnen / wie alles auff einen bessern und festern Fuß zu setzen wäre; Sie haben aber das Werck von solcher Wichtigkeit befunden / daß Sie Ihnen allein in disem wesen nit trauen / sondern mit andern umb die Rempublicam Podagricam wohlmeritirten Personen fideliter communiciren wollen / dessentwegen auch einen Conventum nacher Füessen außgeschrieben / da dann die Herren Deputirte den 21sten Maij in der stille in Sänfftin / ohne rührung der Trummel / oder lösung der groben Stuck [Abschießen der Kanonen, A.W.] / Ihren Entreè, in begleytung etlicher getrewen Cammer: und Stubendiener gehalten / und nach abgelegten gewonlichen visiten und revisiten / alsobalden den Vortrag und Proposition gethan / daß / ob sie wohl nit gesinnet weren eine Platoniam & omnibus numeris perfectam Politiam auffzurichten / auch in diser Schwachheit ihnen nit möglich seye / alle krumme Höltzlein zu poltzen zu drehen / und die infinitos defectus zu corrigieren oder emendieren, so sollen sie doch alle Ihre Consilia, und eusserste Kräfte fideliter beybringen und contributiern, damit dieser Estat vor weiter dismembration und zergliderung verwahrt [...]“, *Berathschlagung.* 1659, [A ij r].

<sup>835</sup> Für ihn weisen „die Mundart und der Druck“ auf Hessen oder Frankfurt am Main, vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 312,25 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 110].

<sup>836</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 313,19f. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 111].

<sup>837</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 313,22–26 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 111f.]

Insgesamt sind die genannten drei Modelle für das heimliche Verfahren der *lustigen Bücher* – Fabel, Tierepos und politische Flugschrift – in mehrerer Hinsicht bemerkenswert: Von der Fabel und ihren verfremdenden Verfahren her argumentierend, setzt Weise durchaus voraus, dass man in den *lustigen Büchern* „auff gewisse Historien abzielet“.<sup>838</sup> Alle genannten Beispiele für die heimliche, also politische Schreibweise spielen auf die politische Sphäre an und verfolgen politische Intentionen. Weise kann darin an die lutherische Fabeltheorie anknüpfen. Besonders bedeutsam scheint zu sein, dass der diskrete Tadel, den die *lustigen Bücher* ausüben sollen, mit Hilfe der aesopischen Sprache und ihren dissimulierenden Eigenschaften formuliert werden kann.

Mit der Fabel werden die *lustigen Bücher* demonstrativ mit einer unangefochteneren literarischen Tradition als der der Satire verbunden. Als ein mögliches Motiv für dieses auffällige Bemühen, die neue Gattung in andere Kontexte einzubinden, ist wiederum der Weißenfelser Skandal zu erwägen. Dafür sprechen die abschließenden Warnungen Weises, die sich auch als diskrete Kritik am Verhalten Johannes Riemers verstehen lassen: Weise weist darauf hin, dass auch die heimliche Schreibweise vorsichtig zu verwenden sei, denn es werde gefährlich, sobald sich nicht nur gemeine Leute,<sup>839</sup> sondern höherrangige Personen, die dem Autor schaden könnten, angesprochen fühlen.<sup>840</sup> Generell gilt zwar: „Die Laster werden darum getadelt / daß sich jemand der Censur annehmen sol“; aber dann heißt es einschränkend: „Doch muß man mit einem Laster seuberlicher eingehen / als mit dem andern.“<sup>841</sup>

Allerdings erfordert weniger das jeweilige Laster als vielmehr dessen jeweiliger Kontext eine diskrete bzw. verharmlosende Darstellung. Nach Weise lassen sich Verdächtigungen gegenüber dem Autor bei ähnlichen aktuellen lokalen Vorfällen kaum vermeiden. Dass die Person des Autors trotz anonymer Publikationsform identifizierbar bleibt, wird auch von ihm vorausgesetzt – und entspricht wohl den überschaubaren Verhältnissen einer mitteldeutschen Residenzstadt:

---

<sup>838</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 313,28. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 112].

<sup>839</sup> Die Kritik menschlicher Schwächen sei grundsätzlich davon begleitet, dass sich einige der Leser ärgern, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 311,19f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 108].

<sup>840</sup> „Ich meine etwan einen hohen und vornehmen Patron / welcher dem Auctori aus bösen Verdacht schaden könnte: den wer ohne Bedacht in die Laster hinein stürmet / der ist wie ein voller närrischer Mensch / der mit dem blossen Degen Luft=Streiche thut / und hernach unversehens einen beleidiget / dem er gewiß nichts böses zgedacht / oder gegönnet hätte.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 113].

<sup>841</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 113f.].

„Aber wen ich auff dasjenige gar zu scharff mit der spitzigen Feder loß gienge / welches an dem Orte da ich lebte / oder da auch die Schrifft gedruckt würde / an kundbaren Personen erst begegnet / und demnach in frischen Andencken noch enthalten wäre; so möchte ich mich entschuldigen wie ich ich [!] wolte / die Praesumption wäre da / ich hätte eben hierauff gezielet“.<sup>842</sup>

Bisher wurde übersehen, dass damit nicht nur exakt die Faktoren benannt werden, unter denen die Veröffentlichung des *Politischen Maul-Affens* in Weißenfels einen Skandal provoziert hat, sondern überdies auf den herzoglichen Gunstbeweis angespielt wird, durch den Riemer vor weiterer Verfolgung geschützt worden ist. Bekanntlich enthält Riemers Roman Ausfälle gegenüber kleinstädtischen Amtsträgern, darunter den Bürgermeister, die sich auf Weißenfeler Verhältnisse beziehen lassen. Das Werk wurde – wie oben dargelegt – von Mitgliedern des Weißenfeler Rates als „anzügliche[s] Schreiben“ verstanden<sup>843</sup> und als „Schmähschrift“ verfolgt.<sup>844</sup> Weises hypothetische Erwägungen an dieser Stelle, die er im eigenen Namen anzustellen scheint, pflegen einen verhaltenen Ton, doch mit der dann folgenden gelehrten Anspielung, einem typischen Element gelehrter Kommunikation,<sup>845</sup> liegt nicht nur ein vorsichtiges Abrücken von Johannes Riemer, sondern auch eine Rüge seines Verhaltens vor:

„Gesetzt daß auch die heilige Innocentia selber vor mich eine Intercession einlegen/ und mir ein Privilegium Inconsideratae Scriptionis zuwege bringen wolte / wie etwan dort die Lacedaemonii, welche ausruffen liessen: Liceat Clazomeniis ineptè facere.“<sup>846</sup>

Weise spielt hier auf eine Anekdote an, die von Claudius Aelianus (ca. 170–240 n. Chr.) überliefert wird: Demnach hatten Einwohner aus dem kleinasiatischen Klazomenai die Sessel der Ephoren in Sparta, und damit der höchsten politischen Beamten, mit Ruß beschmiert. Die Ephoren bestrafte sie nicht, sondern erließen ein Edikt, wonach es Klazomeniern fortan erlaubt sein sollte, sich schändlich zu betragen.<sup>847</sup>

<sup>842</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,28 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 114].

<sup>843</sup> Staatsarchiv Magdeburg. Rep. A 30 c II Anh. Nr. 1517, sub dato 31. Januar 1681; hier zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 62.

<sup>844</sup> Stadtarchiv Weißenfels: Ratsprotokoll A I 4350, sub dato 25. Februar 1680; hier zitiert nach Krause: *Feder*. 1979, S. 60.

<sup>845</sup> Vgl. Niefanger: Art. *Gelehrtenliteratur*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3. 1996, Sp. 669.

<sup>846</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 315,1–6 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 114].

<sup>847</sup> Claudius Aelianus: *Varia historia*. 2,15. Für den Hinweis auf Aelian danke ich Julia Wildberger (Frankfurt am Main und Paris). Eine zweisprachige Edition liegt vor, vgl. Aelian: *Historical Miscellany*. 1997, vgl. S. 87.

Die Anekdote weist einige Parallelen zu dem durch die Angriffe im *Maul-Affen* ausgelösten Weißenfeller Skandal auf. Riemer hatte sich an Herzog August von Sachsen-Weißenfels gewandt und war von diesem gegenüber den Vorwürfen der städtischen Gemeinde, dass es sich bei dem Roman um eine Schmähschrift handle, in Schutz genommen worden. Versteht man die genutzte Anekdote aus dem kleinasiatischen Klazomenai als Indikator für Weises Haltung gegenüber den Weißenfeller Vorgängen, dann ist anzunehmen, dass er jeglichen Versuch für nutzlos hält, in einer solchen Situation die Absichtslosigkeit des Satirikers zu behaupten. Weise wertet die herzogliche Protektion damit nicht als Unschuldsbeweis, sondern als beschämend wirkenden Freibrief für weitere Schmähungen.<sup>848</sup> Aus Weises Perspektive hat die Affäre zu einem gravierenden Autoritätsverlust seines Weißenfeller Amtsnachfolgers Riemer geführt.

Die Passage ist ein weiterer Hinweis darauf, dass Christian Weises *Kurtzer Bericht* als defensive Standortbestimmung gegen Riemers vereinnahmendes Vorgehen bei der Publikation seines Politischen Romans gemeint war; die deutliche Distanzierung von Riemers Gattungsverständnis ist ein wichtiges Ziel des *Berichts*. Weise spricht seinem Amtsnachfolger das Recht auf literarische Nachfolge ab.<sup>849</sup> Zu diesem Zeitpunkt will er seinen ehemaligen Kollegen noch nicht offen tadeln und wählt deshalb diese diskrete – wie sich zeigen wird: allzu diskrete – Form der Stellungnahme. Erst vier Jahre später wird Weise in der Vorrede zum *Neu erläuterten Politischen Redner* seine Verurteilung des *Maul-Affen* und der ihm folgenden Politischen Romane explizit formulieren.<sup>850</sup>

## **2. Ordentlich**

Der nächste Abschnitt erläutert, was es heißt, in den *lustigen Büchern* „ordentlich / das ist künstlich“ zu verfahren. Dieser umfangreichste und wohl auch wichtigste Passus des zweiten Teils des *Kurtzen Berichts* gilt vorwiegend verschiedenen Aspekten der *inventio* und der *dispositio*. Demonstriert werden soll, inwiefern das Schreiben der als populäre Lesestoffe konzipierten Texte auch gelehrten Ansprüchen genügt. Entsprechend dem schulrhetorischen Hintergrund der folgenden

---

<sup>848</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,35, dazu das vorangegangene Kapitel B. II. 1. b).

<sup>849</sup> Ein Vertrauensverhältnis zwischen beiden Autoren lässt sich nicht belegen, dies gegen Krause: *Feder*. 1979, S. 63; dazu auch Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 706.

<sup>850</sup> Vgl. Kapitel B. II. 4.

Darlegung treten dabei adressatenorientierte literarische Strategien zugunsten eines materialbezogenen Verfahrens zurück.<sup>851</sup>

Weise fordert als Erstes einen sachlich begründeten Zusammenhang zwischen Themen und Titeln der Bücher: Die Titel sollen sich sowohl *proprié* als auch *allegoricé* verstehen lassen. Die allegorischen Bezüge sollen signifikante Verbindungen zum wörtlichen und sachlichen Bedeutungsspektrum des Titelstichwortes herstellen.<sup>852</sup> Erst an dieser Stelle des *Kurtzen Berichts* werden die *lustigen Bücher* als Politische Romane spezifiziert: Ohne diese Einschränkung zu erläutern, identifiziert Weise hier die allegorische Dimension der Titel mit der politischen Dimension der Texte. Allegorischer Bezugsrahmen ist das „politische[ ] Leben“;<sup>853</sup> damit geht der (nicht immer überzeugende) Versuch einher, die soziomoralische Bedeutung des jeweiligen Themas zu akzentuieren. Insgesamt handelt es sich um das regelgeleitete Finden und Entfalten thematischer Aspekte zu Titeln wie *Der Politische Quacksalber*, *Der Politische Leyermann*, *Die Politische Trödel-Frau* oder auch *Das politische Podagra*; abschließend wird gezeigt, wie das Konzept zu einem *Tractat vom Rechtschaffenen Studenten* auszusehen hat.

Zunächst wird das Verfahren an drei fiktiven Titelformulierungen demonstriert, die dann in späteren Jahren alle übernommen worden sind: Dies sind „Der Politische Quacksalber“,<sup>854</sup> „Der Politische Leyermann“<sup>855</sup> und „Die Politische Trödel-Frau“.<sup>856</sup>

<sup>851</sup> Weise beschränkt dabei die Autoren durch die *materia* in ihrer literarischen Gestaltungsfreiheit: Sie haben eine vorgegebene *inventio* auszuführen. In dieser Charakterisierung des Dichters und seines Tuns bestehen deutliche Analogien zur Beschreibung des *poeta philosophus*, eines von drei Dichtertypen (neben *poetae theologi* und *right poets*), die in Gattungspoetiken der Renaissance, bei Julius Caesar Scaliger, Richard Wills und Sir Philip Sidney, unterschieden werden, dazu Plett: *Gattungspoetik*. 1994, S. 172f.

<sup>852</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 315,18f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 115f. Auszugsweise bei Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, 27.]

<sup>853</sup> Dementsprechend führt Weise auch in das Thema der Komödie *Der politische Quacksalber* ein, vgl. Weise: *Quacksalber*. [1693] 1986, S. 4f.

<sup>854</sup> Weise führt die *Quacksalber*-Komödie 1684 am Zittauer Gymnasium auf; ein Stück, in dem „allen eine manierliche reprimende [gegeben wird], welche mit ihren Sachen gar zu schrecklich pralen“. Das Stück wird 1693 im *Freimütigen Redner* veröffentlicht; Weise: *Freymüthiger und höfflicher Redner*. 1693, S. 601–914. In der Ausgabe der *Sämtlichen Werke* findet sich der Text des *Quacksalbers* in Band XII/2, siehe oben. Weise nutzt in der Komödie die Figurenrede zu vernichtender Kritik an Johannes Riemer (V, 11); es finden sich kritische Äußerungen zu den beiden exemplarisch für die Gattung der Politischen Romane genannten Riemer'schen Titel *Der Politische Maul-Affe* und *Der Politische Stockfisch*, S. 222,8ff. – Weises Titelvorschlag wird mehrfach aufgegriffen, dabei werden *Maul-Affe*, *Quacksalber* und *Marcktschreyer* als Synonyme für eigennützige Aufschneider gebraucht: So veröffentlicht Johann Christoph Ettner 1694 *Des getreuen Eckarth Medicinischer Maul=Affe Oder der Entlarvte Marckt=Schreyer. In welchen vornehmlich der Marcktschreyer und Quacksalber Boßheit und Betrügereyen / wie dieselben zu erkennen und zu meiden / hernach bewährtebeste Artzney=Mittel / in allerhand Kranckheiten und Zufällen Menschlichen Leibes zu gebrauchen*. – Johann Kuhnau veröffentlicht 1700 den Roman *Der Musicalischer Quack=Salber*. Kuhnau wirkt 1680–1682 auch als Kantor

Ein *Quacksalber* sei „eine Person die von geringen Sachen grosse dicentes macht“, aus eigennütigen Motiven agiert („die mit solcher Pralerey die Leute des Nutzens wegen an sich locken wil“). Zur thematischen Vorgabe gehören die Folgen solchen Handelns, die unausweichlich scheinen: Der *Aufschneiderey* gilt der Spott „von rechtschaffenen Leuten“; den Prahler richtet sie zugrunde<sup>857</sup>. – Indem das Epitheton *politisch* hinzugefügt wird, werden soziale Effekte innerhalb einer Gesellschaft von Konkurrenten hervorgehoben: So will sich ein *Politischer Quacksalber* „durch solche Aufschneiderey zu grosser Beförderung / oder wen die Promotion erfolgt ist / zu einem Vorzuge gegen andere seines gleichen / und consequenter zu einem bessern Profit dringen“.<sup>858</sup> In Weises Komödie *Der politische Quacksalber* (1684) berufen sich betrügerische Salbenverkäufer gegenüber ihrem Richter *Äskulap* darauf, dass ihr Verhalten „im politischen Leben“ üblich und darum nicht zu bestrafen sei.<sup>859</sup> Der Gott der Heilkunde lässt diese Behauptung prüfen, doch die Untersuchung erweist sich als unabschließbar, so dass er die Quacksalber im strafrechtlichen Sinn freisprechen muss, sie aber moralisch diskreditiert: Er verlangt, dass „die eigennütigen Praler als untüchtige Personen jederzeit von hohen Gemütern sollen verachtet werden.“<sup>860</sup>

Entsprechendes gilt für den *Leyermann* und die *Trödelfrau*: Ein Leiermann unterhalte sein Publikum mit minderwertiger Musik, folglich sei ein *Politischer Leyermann* ein Mensch, „welcher sich mit schlechten Sachen hervorthut / davon die Welt keinen Nutzen“ und „die wenigsten ihre Vergnügung“ haben.<sup>861</sup>

Eine Trödlerin suche und sammle „Gerumpel“, das sie weiter verkaufe. Von einer *Politischen Trödelfrau* lässt sich sprechen, wenn die typischen Merkmale einer

---

in Zittau, seine Bekanntschaft mit Weise und die Beteiligung an einer Schultheateraufführung sind belegt, vgl. Hardins Biographie im I. Band der *Ausgewählten Werke*, vgl. Kuhnau: *Ausgewählte Werke*. Band I. 1992, S. 18\*.

<sup>855</sup> *Sincerus Candidaeus: Der Politische Leyermann / Worinnen Durch allerhand lustige Exempel Der Eigen-Nutz der heutigen Welt / eigentlich abgebildet wird / Von Sincero Candidaeo*. [s.l.] 1683.

<sup>856</sup> E.I.C.P.N.: *Die Kluge Trödel-Frau / Worinnen enthalten Allerhand Listige Kunst-Griffe / Dadurch der Eigennutz heutiges Tages von Jedermann gesucht wird / Entworfen Von E. I. C. P. N.* [s.l.] 1682.

<sup>857</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 316,4–21 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117].

<sup>858</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 316,15–19 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117].

<sup>859</sup> Die angeklagten Quacksalber „können ihre Sache nicht justificiren / drum sagen sie / es würde im politischen Leben so viel Quacksalberey getrieben / welche nimmermehr könnte durchgehend zur Straffe verdammet werden / wolten dannenhero der allgemeinen Freyheit mit geniessen.“ Weise: *Quacksalber*. [1693] 1986, S. 4.

<sup>860</sup> Weise: *Quacksalber*. [1693] 1986, S. 4.

<sup>861</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 316,23ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117]. – Darauf bezieht sich der anonyme Autor des *Leyermanns* in der Vorrede, vgl. *Candidaeus: Leyermann*. 1683, A 3v.

solchen Tätigkeit auf das gesellschaftliche Verhalten und öffentliche Handeln übertragen werden, das *tertium comparationis* bildet das Interesse für Geringfügigkeiten:

„Also wird ein Mensch im gemeinen Leben gar wol einer Trödel-Frau zuvergleichen seyn / welcher sich um alle Zeitungen bekümmert / der sich zu geringen Vergleichen / Kauff-Contracten, Heyraths-Handlungen und so ferner gebrauchen läst / und der an allen Orten von der Leute Thun und lassen, genaue Nachricht einzeucht.“<sup>862</sup>

Nach der allgemeinen Bestimmung des Themas mittels solcher Stichworte (*inventio*), gilt es, „ein jedweddes Thema zu disponiren“.<sup>863</sup> Hinsichtlich der *dispositio* der *lustigen Bücher* orientiert sich Weise am akademischen Modell der Disputationsschrift: „Drum wen ich vom Politischen Quacksalber ein Buch machen solte: so frage ich / wie schriebe ich eine Disputation von der Eigennützigten Aufschneiderey?“<sup>864</sup>

Wie bei einer Disputationsschrift müsse man für ein *lustiges Buch* erst „alle Realien gar genau beysammen haben“ und sie untergliedern. Der Unterschied bestehe lediglich darin, dass „das Artificium“ dann wieder verborgen „und das förderste klüglich zum hintersten / das mittelste zum fördersten“ gekehrt werde.<sup>865</sup> Die Politischen Romane beruhen demnach auf einem *curiensen* Gebrauch gelehrter Regeln; sie sind gewissermaßen als anmutige Traktate zu verstehen, deren systematischer Hintergrund um ihrer Popularität willen verwischt wird.

Weise zufolge empfiehlt es sich auch aus moralischen respektive therapeutischen Erwägungen, ein solches Thema wie die *eigennützigte Aufschneiderey* zu untergliedern. Insgesamt dienen Diagnose, Distinktion und Differenzierung der menschlichen Schwächen dazu, sie mit geeigneten „Artzneyen oder Lebens=Regeln“ zu heilen.<sup>866</sup> Für den „zeittypischen Vergleich zwischen Ethik und Heilskunst“ beruft sich Weise auf *De Medicina Morali* von Vinzenz Placcius.<sup>867</sup> Weise unterstellt, dass ein Buch mit einem Titel wie *Der Politische Quacksalber*, auch hierin einem

<sup>862</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 317,14–20 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 119].

<sup>863</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, Kap. XVI–XXI, S. 317–324 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 119–132].

<sup>864</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 318,21f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 121].

<sup>865</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 318,1f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 120]. Diese zugunsten *curienser* Rezeption systematisch herbeigeführte Unordnung betont Weise immer wieder, vgl. weiter oben, S. 104; auf S. 132 erfolgt dann der Hinweis, man könne leicht „das Werck untereinander werffen“.

<sup>866</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 318,14 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 120f.]

<sup>867</sup> Hierzu vgl. Vollhardt: *Selbstliebe*. 2001, S. 118–134, das Zitat S. 124.

Traktat gleich, „von einer Sache aus dem Fundamente handeln wil“ und quasi eine „Special-disciplin“ anbietet.<sup>868</sup> Die Aufgabe, ein solches Buch zu verfassen, wird damit zu einer Herausforderung, der nur ein akademisch gebildeter Autor gewachsen ist.<sup>869</sup> Zu demonstrieren, dass grundlegendes Wissen eine notwendige Voraussetzung für das Abfassen der *lustigen Bücher* darstellt, scheint der eigentliche Zweck dieses zweiten Teils des *Berichts* zu sein. Weise regt an, die verschiedenen Punkte des thematischen Konzepts als Tabelle abzufassen, deren lateinische Terminologie er vorgibt, verbunden mit der dringenden Bitte, „wer sich nicht zuvor in solche Ordnung einlässet / der bleibe nur davon / und vermenge sich nicht mit dem Büchermachen“.<sup>870</sup>

Es folgen zwei beispielhafte Konzepte, zuerst eine *dispositio* zur „eigennützigem Aufschneiderey“,<sup>871</sup> dann zum *Leyermann*.<sup>872</sup> Beide sollen kurz skizziert werden:

Disposition zur *eigennützigem Aufschneiderey*

Hinsichtlich der „Aufschneiderey“ wird eingangs die „Gemüths=Kranheit [!]“ erklärt (*Definitio*), dann werden die von ihr betroffenen Menschen in „Classen“ eingeteilt (*Divisio respectu Subjecti*): Aufschneider seien unter Gelehrten, Soldaten und Kaufleuten, ja sogar unter herrschaftlichen Personen zu finden. Letztere zählen freilich nicht zum Figurenrepertoire *lustiger Bücher*, denn man darf sie „öffentlich nicht nennen [...] / weil sie keine Information von uns verlangen“.<sup>873</sup> Weise verweist mit diesem Bescheidenheitsappell nicht nur auf die Verquickung der zu erzählenden Sachverhalte wie des fiktiven Personals mit dem Adressatenbezug der *lustigen Bücher* hin, sondern auch auf deren relativen Geltungsanspruch.

Es folgen diverse Adressaten der Prahlerei (*Divisio respectu Objecti personalis*): So preist man seine vermeintlichen Vorzüge gegenüber „jungen Kerlen“, „alten Weibern“, gegenüber weltlichen und geistlichen Schirmherren, durchaus auch gegenüber „gemeinen Admiratoribus“ an.<sup>874</sup>

<sup>868</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 318,15f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 121].

<sup>869</sup> Ebd.

<sup>870</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,25f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 123ff.].

<sup>871</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,24–322,7 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 124–128].

<sup>872</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 322,9–324,9 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 128–131].

<sup>873</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,2f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 122].

<sup>874</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,9 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 122].

Schließlich sind die Vorzüge, derer man sich rühmt, ganz unterschiedlich geartet (*Divisio respectu Objecti realis*): Der eine bilde sich viel auf „seine Wissenschaft und Geschicklichkeit“ ein, ein anderer prahle mit seinem Glück. Hierher gehören adelige Abstammung, materieller Reichtum, Ehre oder viele Freunde.<sup>875</sup>

Weise unterscheidet je nach sozialem Kontext zwischen geringfügigen und gravierenden Varianten solch maßlosen Verhaltens (*Excessus*), jeweils in Abhängigkeit davon, ob gegenüber nieder- oder höherrangigen Mitmenschen geprahlt wird.<sup>876</sup> Außerdem gebe es verschiedene *Modi* der Wichtigtuerei (mittels mündlicher Rede, in Briefen und Büchern oder durch Taten).<sup>877</sup> Schließlich werden verschiedene Zwecke angeberischen Auftretens benannt (*Divisio respectu finis*), beispielsweise berufliche Beförderung oder materieller Gewinn.<sup>878</sup>

Nach dieser thematisch orientierten *Abtheilung* werden die *Medicamenta* erörtert:<sup>879</sup> Hierzu gehört es, das Krankheitsbild der *Jactantia* zu bestimmen: Es ist von rücksichtsloser Eitelkeit und bedrohlichem Hass geprägt, weshalb Aufschneider weder Mitleid noch Trost verdienen<sup>880</sup> und „Schimpff“ und „Verachtung“ ihre notwendigen Folgen sind.<sup>881</sup> Diese Bemerkungen zeigen, dass Weise die *lustigen Bücher* als soziomoralische Verhaltenslehren konzipiert.

Es folgen „gewisse Tugend-Reguln“, mittels derer „sich die Mediocrität erhalten lasse“.<sup>882</sup> Hierbei handelt es sich um Grundsätze, nach denen das eigene Verhalten auszurichten sei: So solle man sich demütig darauf besinnen, dass alle menschlichen Fähigkeiten eine Gabe Gottes (*dona dei*) und nicht eigenes Vermögen seien; Prahlerei gehe aus Selbstgefälligkeit (*vanitas*) und Täuschung (*menda-*

<sup>875</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,10ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 122f.].

<sup>876</sup> „Aliqui minus excedunt, qvi magis jactant ea qvae minus adsunt. Aliqvi magis excedunt qvi menteindo jactant qva planè absunt.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 320,27f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 125].

<sup>877</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 320,31ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 125].

<sup>878</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 321,4f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 126].

<sup>879</sup> Vgl. Weises Ankündigung: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,17 und 321,10 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 123 und 126].

<sup>880</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 321,17f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 126]. Hier sind argumentative Inkonsistenzen festzustellen: Weise argumentiert innerhalb dieses systematischen Kontextes anders als im ersten Teil des *Berichts*, in dem anhand des Bedeutungsspektrums von *Narrheit* deren Darstellbarkeit diskutiert wird, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 285,20ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 54f.], vgl. dazu das vorangegangene Kapitel B. II. 1. b).

<sup>881</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 123].

<sup>882</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 319,20f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 123]. – Zum Begriff der *Mediocrität* bei Weise vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 65f.

*cium*) hervor; unbeständig wie diese sei auch das mit ihrer Hilfe erlangte Glück. Es gehöre zur *conditio humana*, im Stand mangelnder Vollkommenheit (*in statu imperfecto*) zu leben; wer sich als vollkommen betrachte, der irre.<sup>883</sup>

Besondere Hinweise für verschiedene Situationen bei Hofe, im schulischen oder universitären Unterricht,<sup>884</sup> schließen sich an, und es ist kein Zufall, dass diese Institutionen hier genannt werden. Bei Weise liegt der thematische Fokus der Politischen Romane auf dem unangemessenen Verhalten in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und in staatlichen Institutionen. Ihm geht es darum, verhaltenssichere Bürger und Beamten auszubilden, weniger um einen eleganten Lebensstil.<sup>885</sup> Weises politisches Verhaltensideal orientiert sich an institutionalisierter Öffentlichkeit und institutionellem Erfolg.<sup>886</sup> Seine Überlegungen zur politischen Karriereplanung markieren indes, allgemein gesehen, nicht den Anfang, sondern das Ende einer „lange zuvor begonnenen Entwicklung“.<sup>887</sup>

#### Disposition zum *Politischen Leyermann*

Das Thema für ein Buch mit dem Titel der *Politische Leyermann* wird ebenfalls tabellarisch und systematisch aufgesetzt.<sup>888</sup> Gemäß der vorangegangenen Zuordnung von Titel und Thema wird die in diesem Buch zu behandelnde Unsitte als „sordidum & ineptum placendi studium“ (schlechter und unschicklicher Eifer zu gefallen) bestimmt und nach dem gleichen Schema strukturiert: Die „Ordnung [ist, A.W.] richtig“, wenn Personen, Gegenstände und Umstände, Arten und Zwecke, Reaktionen und Folgen solcher Verhaltensfehler aufgelistet sind.<sup>889</sup> Zur Systematisierung des literarischen Stoffes nach logischen und rhetorischen Kriterien gehört die lateinische Terminologie. Weise beharrt auf dem Primat der lateinischen Sprache, die als gelehrter, elaborierter Code betrachtet wird, der mittelbar auf die *lustigen Bücher* abstrahlt und gewährleistet, ihre Produktion als regelgeleitete *ars* zu verstehen. Dabei dient es auch der kulturellen Distinktion der Verfasser

<sup>883</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 321,24ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 127].

<sup>884</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 321f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 127].

<sup>885</sup> Anders als beispielsweise Erasmus Grillandus, dem Autor des *Politischen / possirlichen / und doch manierlichen Simplicianische Hasen-Kopffs* (1683), vgl. Abschnitt B. II. 3. r).

<sup>886</sup> Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem galanten Verhaltensideal; und in diesem Sinn bezieht sich auch Nikolaus Hieronymus Gundling auf Weise. Vgl. den vom deutschen Professor Gundling und dem französischen Diplomaten Francois de Callières handelnden Beitrag *Politisches und galantes Verhaltensideal*, Wicke: *Verhaltensideal*. 2001, hier S. 317f.

<sup>887</sup> Darauf hat Wolfgang Weber hingewiesen, Weber: *Erfindung*. 2004, S. 363.

<sup>888</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 322,9–324,9 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 128–131].

<sup>889</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 131].

deutschsprachiger Unterhaltungsliteratur, gelehrte Standards zu demonstrieren, die dem erwarteten Publikumsgeschmack durchaus nicht zu entsprechen brauchen:

„Ich habe mich zu sehr im Lateinischen vertieffet, welches vielleicht manchem Leser nicht gefallen möchte. Aber es bleibt darbey, wer seine Künste nicht aus dem Lateinischen sucht, der kan im Deutschen hernach gar selten zu rechte kommen.“<sup>890</sup>

Nur die richtige Ordnung gewährleistet, dass alle Aspekte des gewählten Themas beachtet werden; seien sie einmal tabellarisch erfasst, könne man leicht „das Werck untereinander werffen“.<sup>891</sup>

Zu diesem Zweck schlägt Weise verschiedene fiktionale Rahmen vor, in die sich die gesammelten thematischen Gesichtspunkte einbinden lassen.<sup>892</sup> Seine beiden Beispiele für das Thema Prahlerei greifen nicht auf den Verlauf einer Reise zurück, die ja in der Forschung als gattungsspezifisches Schema gilt,<sup>893</sup> sondern geben einen statischen szenischen Rahmen vor (Besuch einer Messestadt; regelmäßiger Tischgang in einem städtischen Wirtshaus), dessen räumliche und zeitliche Koordinaten sich indes leicht variieren lassen.<sup>894</sup> Beide Vorschläge sind sowohl hinsichtlich der hierarchischen Kontextualisierung ihrer Figuren als auch hinsichtlich der sozialen Sphäre, in der die Handlung angesiedelt ist, signifikant für die Politischen Romane.

**Das erste Beispiel** geht davon aus, ein fiktiver Territorialherr habe eine städtische Gemeinde neu gegründet, auch bereits entscheidende lokale Ämter (Bürgermeister, Stadtschreiber) besetzt, suche aber noch einen geeigneten Chronisten, um „den Anfang ordentlich registriren“ zu lassen und eine Gemeindechronik zu

<sup>890</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,11ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 131, bei Kimpel / Wiedemann: *Theorie*. 1970, 30]. – Im schulischen Unterricht setzt Weise andere Akzente, aber auch dort lässt er die Gliederung einer Rede aus Gründen der Prägnanz und Kürze lateinisch anfertigen. Vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 101. Allgemein zur Bedeutung des lateinischen Sprachgebrauchs vgl. Hess: *Narrenzunft*. 1971, hier S. 37f.

<sup>891</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,16 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 132].

<sup>892</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 217,22f. und 324,20ff. [Vgl. Weise: *Bericht*. 1680, S. 120 und 132f.]

<sup>893</sup> So bspw. Hirsch: *Bürgertum*. 1957, S. 71. Als Beleg gilt auch die Vorrede zur *Mause-Falle*, in der die Reise als Gattungsschema angesprochen wird – allerdings um die Erwartungen auf einen anderen Erzählrahmen hin zu öffnen, ohne den Gattungsanspruch aufzugeben! Vgl. den Abschnitt B. II. 3. m).

<sup>894</sup> Beide Beispiele sind besonders geeignet, die von Weise geforderten rhetorischen Figuren der *evidentia* und *sermocinatio* zur Steigerung der Anschaulichkeit einzusetzen, vgl. oben die Ausführungen zum ersten Teil des *Berichts*, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 299,26 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 83].

schreiben.<sup>895</sup> Bezeichnenderweise wird die satirische Stoßrichtung durch das herrschaftliche Anliegen bestimmt, eine lokale Institution aufzubauen: Der Graf schickt „zwey kluge Bedienten“ in eine benachbarte Stadt, wo sich „viel Leute von allerhand Gattung“ zu einer Messe einfinden, um „nach einem qualificirten subjecto“ zu suchen. Innert einiger Tage sind die Diener „bald im Weinkeller / bald im Buchladen / bald in anderer Conversation“ eingebildeten Leuten begegnet, „haben auch von andern Anwesenden die Lehren angehört / wie die Ruhm-räthigen Praler sind verspottet / und zu bessern Nachdencken angewiesen worden“ sind.<sup>896</sup> Bemerkenswert ist, dass mit Weinkeller und Buchladen zwei öffentliche Orte genannt werden, die relativ frei von „externen Diskursregeln“ gewesen zu sein scheinen und im Laufe des 18. Jahrhunderts zu „Synonymen für politisches Raisonement“ werden.<sup>897</sup> Weises Konzept sieht nun vor, das Geschehen von an sich unbeteiligten Beobachtern wiedergeben zu lassen. Es handelt sich dabei um Helfer der Herrschaft,<sup>898</sup> die deren Interesse an fähigen Beamten übernehmen. Als niedere Standesangehörige haben die Figuren dabei einen größeren literarischen Spielraum; insgesamt fungieren sie als loyale Medien.

Ähnlich funktioniert **das zweite Beispiel**: Auch hier geht es darum, einen literarischen Rahmen zu schaffen, der es erlaubt, einen unbeteiligten Beobachter zu etablieren und eine Reihe von Episoden einzufügen: Das Thema bildet der Versuch, eine würdige Generationenfolge zu gewährleisten. Einem jungen Mann wird das väterliche Erbe angekündigt; dessen Übernahme ist indes mit einer Aufgabe verknüpft. Im Studium bereits vorangeschritten, soll der Sohn nun seine Urteilsfähigkeit beweisen, indem er ein Jahr lang in einem städtischen Gasthaus „alle pralende Fantasten“ und ihre Tischgespräche beobachtet und seine täglichen Erfahrungen für seinen Vater aufzeichnet.<sup>899</sup> Hat er diese Aufgabe

---

<sup>895</sup> Weise spricht von einem „Grafe[n] zu Lorindo“, wobei Lorindo einen fiktiven Ort bezeichnet, für den konfessionelle – und das heißt auch: politische – Details nachrangig sind. Die Ortsangabe nutzt der Verfasser des *Ratten Fänger* (1682) für sein Pseudonym *Lorindus*, dazu weiter unten B. II. 3. 1). Vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 324,20ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 132].

<sup>896</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 325,4ff. [Weise: *Bericht.* 1680, S. 133].

<sup>897</sup> Vgl. Lehmstedt: „*Le rendezvous*“. 1999, hier S. 73 und S. 75. Die Romanautoren haben das Geschehen indes nur selten in den Buchladen verlegt, aber umso häufiger ins Wirtshaus, vgl. dazu Teil C. Das Wirtshaus ist – wie der Buchladen – ein Ort öffentlicher Kommunikation, an dem sich zeremonielle Regeln relativieren; vgl. Schenda: *Von Mund zu Obr.* 1993; vgl. Kintzinger: *Wirtshausgeschwätz.* 2002, S. 561–596 (mit weiterführender Literatur).

<sup>898</sup> Die Formulierung geht zurück auf die Kapitelüberschrift „Helfer der Herrschaft“ bei Weber: Er bezeichnet damit Räte, Beamten, Soldaten, Diplomaten, aber auch Verwandte, Freunde und Klienten. Vgl. Weber: *Prudentia gubernatoria.* 1992, S. VIII.

<sup>899</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III.* 2004, S. 325,14 [Weise: *Bericht.* 1680, S. 133].

angemessen erfüllt, kann er das väterliche Erbe antreten. Solche Erzählrahmen verbinden die Bewährung durch Beobachtung der anderen mit der Schulung durch die schriftliche Ausformulierung des Beobachteten und kennzeichnen die *lustigen Bücher* damit auch auf der Handlungsebene als propädeutische politische Literatur.

Weise greift nun wieder seine Forderung nach einem sachlich begründeten Zusammenhang zwischen Themen und Titeln auf und behandelt im Folgenden die vielfältigen Möglichkeiten der allegorischen Applikation von Krankheiten:<sup>900</sup> Anlass seiner Überlegungen bildet die Bitte eines Freundes, ein Buch unter dem Titel *Das politische Podagra* zu schreiben. Zwar habe er abgewehrt, weil sich ein solcher Titel leichter als der dazugehörige Text formulieren lasse,<sup>901</sup> doch er fürchte, „morgen möchte mir jemand das Politische Zahnweh [...] das Politische Reissen in Leibe / und so fortan zu curiren bringen“.<sup>902</sup> Um auf ähnliche Anfragen vorbereitet zu sein, werden verschiedene Krankheitssymptome und ihre politische Applikation erörtert. Die Metaphorik basiert auf der Vorstellung vom Staat als einem politischen Körper;<sup>903</sup> die Symptome interessieren dementsprechend nur als Ausgangspunkt für den allegorischen Bezug auf politische Phänomene. Medizinische Details, die die politische Semantik irritieren, fallen heraus.<sup>904</sup> Wichtig ist also, dass die Zähne gebraucht werden, um zu essen und zu sprechen, und dass Zahnschmerzen nach Weise vor allem „von warmen oder kalten Flüssen“ herrühren. Diese Momente lassen sich auf politische Phänomene beziehen wie beispielsweise fiskalische Fragen oder diplomatischen Schriftverkehr:

„Nun das Politische Essen ist nichts anders als die Einnahme / das Politische Reden ist die Correspondenz. Wer nun in diesen Stücke entweder durch warme Flüsse / das ist durch falsche Freundschaft / oder durch kalte Flüsse / das ist durch öffentliche Feindseligkeit verhindert wird / krieget das Politische Zahnweh.

<sup>900</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 325,19–328,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 134–139].

<sup>901</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 325,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 134]. Vgl. oben die Zusammenfassung zu B. II. 1.

<sup>902</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 326,1ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 134].

<sup>903</sup> Die von Weise im Folgenden genutzte Körpermetapher geht von einer funktionalen Analogie aus, in der anatomische und staatliche Glieder einander entsprechen. Diese Entsprechung ist statischer Art, eine genetische Analogie würde stärker das organische Werden des Körpers mit dem sozialen Organismus des Staates analogisieren. Vgl. dazu Guldin, der den metaphorischen Ausprägungen sowie ihren Konnotationen hinsichtlich der Verteilung staatlicher Macht nachgeht, Guldin: *Körpermetaphern*. 1999, S. 30. Frühsorge interpretiert die Bedeutung des Politischen insgesamt aus einer Metaphorik des *politischen Körpers* heraus, vgl. Frühsorge: *Körper*. 1974. Eine Geschichte „naturaler Metaphorik“ präsentiert Dohrn-van Rossum: *Politischer Körper*. 1977, für die Frühe Neuzeit: S. 160–218. Dazu ebenfalls Dohrn-van Rossum / Böckenförde: Art. *Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache*. Band 4. 1978.

<sup>904</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 327,4ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 136f].

Und davon / auch von nichts anders / dörrfte einer schreiben / der sich einmahl diesen Titul gefallen lassen.<sup>905</sup>

Offensichtlich versucht Weise hier, den Gestaltungsspielraum eines Autors einzuschränken, dessen Titel auf die politische Semantik der Krankheiten rekurriert. Es ist zu vermuten, wenn auch nicht nachzuweisen, dass Weises Bemerkungen durch Riemers Ankündigung veranlasst worden sind, demnächst ein Buch unter dem Titel *Die Politische Colica* zu veröffentlichen; tatsächlich erscheint der Roman Riemers gleichzeitig mit Weises *Bericht*.<sup>906</sup> Angesichts des seit Jahresbeginn angekündigten Titels ist denkbar, dass Weise durch solche Explikationen einen gewissen Schutz für seine literarischen Ideen und programmatischen Titel erreichen wollte.<sup>907</sup>

Die Darlegungen über das ordentliche Verfassen *lustiger Bücher* werden mit einer detaillierten Skizze der *Idea boni Studiosi* abgeschlossen.<sup>908</sup> Mit ihrer Hilfe soll sich ein „Tractat vom Rechtschaffenen Studenten“<sup>909</sup> verfassen lassen. Weise betont, dass die Politischen Romane im Titel nicht notwendig „ein Laster / oder ein Irrthum“, sondern auch „eine Tugend oder sonst ein löbliches Werck“ benennen können. In der Erzählung käme „die Satyrica gleichsam *à loco contrariorum* querfeld darzu“.<sup>910</sup> Die Bemerkung zeigt deutlich, dass Weise weniger an satirisch vermittelter Blamage als an abwechslungsreich vermittelten Verhaltensregeln interessiert ist.<sup>911</sup> Dabei geht es um die erfolgreiche institutionelle Funktionalisie-

<sup>905</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 327,8 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 137]. Im Bild des durch warme und kalte Flüssigkeiten hervorgerufenen Zahnschmerzes wird die Vorstellung einer andauernden Gefährdung staatlicher Interessen durch feindliche Kräfte festgehalten. Ein instabiles Kräfteverhältnis kennzeichnet auch die politische Metapher des Körpers im *Corpus Hippocraticum*, dazu vgl. Guldins Überlegungen über „Das Feste und das Fließende“, Guldin: *Körpermetaphern*. 1999, S. 40–56.

<sup>906</sup> In der Vorrede zum *Politischen Maul-Affen*, der zur Neujahrsmesse 1680 erschienen ist, hatte Riemer für die Ostermesse *Die Politische Colica* und den *Kurtzweiligen Redner* angekündigt.

<sup>907</sup> Krauses Annahme, der *Bericht* sei erst nach dem *Maul-Affen* erschienen, ist falsch (S. 328). Krause zieht Weises Entwurf für einen *Politischen Quacksalber* „für eine Strukturanalyse“ der Riemer’schen *Colica* heran; seine durchaus erhellende Analyse belegt indes, dass strukturelle Analogien nicht ausreichen, um einen gemeinsamen Gattungszusammenhang nachzuweisen. Krause: *Feder*. 1979, S. 328–343.

<sup>908</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 329,22–333,34 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 141–148].

<sup>909</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 334,2 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 148].

<sup>910</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 328,26f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 139f.]

<sup>911</sup> Es bedarf weiterer Untersuchungen, um zu beurteilen, inwiefern Weises *Politischer Academicus* mit seinen „breiten Darlegungen politischer Karriereplanung und -umsetzung“ auf den hier vorgelegten Entwurf rekurriert. Der Ratgeber wurde von zeitgenössischen Rezipienten den Politischen Romanen beigegeben (vgl. das Exemplar der HAB Wolfenbüttel), ist aber wohl als Gegenentwurf gedacht und soll nach der öffentlichen Distanzierung gegenüber den Politischen Romanen Weises Rehabilitation befördern, vgl. Weise: *Politischer ADADEMICUS*. 1685. Das Zitat bei Weber, der sich kursorisch auch zum *Academicus* äußert. vgl. Weber: *Erfindung*. 2004, die Zitate S. 363, 370.

nung der eigenen Person: Weise skizziert auf den folgenden Seiten im Grunde sein Professionalisierungskonzept für *Politici*.<sup>912</sup> Zunächst greift er auf seine pädagogische Praxis zurück, um das Ideal eines *rechtschaffenen Studenten* zu entwickeln: Im Unterricht erläutere er die Panegyrik Claudians, indem er dessen panegyrisches Gedicht *De Consulatu Stilichonis* dazu nutze, politische Verhaltensideale zu entwerfen.<sup>913</sup> Aus dem ersten Buch des Gedichts ließe sich *Idea boni Militis* und aus dem zweiten *Idea boni Aulici* beziehungsweise *Primarii Ministri* entwickeln. Die Schüler sollten anschließend „unterschiedene *Dispositiones* machen / darin zum Exempel *Idea boni Sacerdotis, Consiliiarii, Mercatoris* und so fort“ entwickelt werden. Es komme dabei insbesondere auf ein „Kunst-Stücke“ an, das sich auch für die Produktion Politischer Romane anbiete; der wesentliche Trick besteht darin, die jeweiligen Themen durch drei basale Fragen zu erschließen und zu gliedern:

„Es liegt aber an einem kleinen Kunst=stücke / welches ein jedweder wissen muß / der nur einmahl in die Politicam geguckt hat. Denn erstlich frage ich / was hat der Mensch vor einen Finem? Zum andern / was wird vor eine Person darzu erfordert / welche zu solchem Fine capabel ist? Zum dritten / was hat man vor Mittel und kluge Anschläge / dadurch dieser Zweck kan befördert werden? damit habe ich nicht allein gute Gelegenheit zu artigen Sententiis, sondern wofern ich *dictionem amoenam* gebrauchen wil / so giebt das Widerspiel allerhand lustige Gedancken.“<sup>914</sup>

Die Fragen zeigen, wie sehr das *lustige* Erzählen funktionalen Verhaltensstandards der *Politica* verpflichtet ist. Hier wird ja nicht nach dem Wesen des Menschen gefragt, sondern nach seiner Eignung für öffentliche Ämter. Im Vordergrund stehen funktionale Gesichtspunkte des jeweiligen Status, wenn auch vor dem Horizont eines christlichen Schöpfungsverständnisses. Dementsprechend muss man für einen *Tractat vom Rechtschaffenen Studenten* zuvor dessen Ausbildungsziele („finis“) bestimmen: Grundsätzlich gilt „*justa eruditio*“ als Synonym für „*gloria dei*“;<sup>915</sup> pragmatische Zwecke werden dann detaillierter entfaltet: Erstens soll das in einem Universitätsstudium zu erwerbende Wissen sowohl der Kirche als auch dem Staat nützen; die Kenntnisse sollen geeignet sein, die eigene Person für ein

<sup>912</sup> Vgl. Weises vergleichbares Vorgehen in Fragen der *Personalpolitica* in den *Politischen Fragen*, Weise: *Politische Fragen*. 1690, S. 515ff.

<sup>913</sup> Vgl. Claudius Claudianus (etwa 375–404), der 396 ein panegyrisches Epos auf den Regenten Stilicho am Hof des Kaiser Honorius vortrug. Gegenüber einer stilistischen Betrachtungsweise Claudians ist Weises Rezeption eher an inhaltlichen Fragen interessiert; zum Text der insgesamt drei Bücher vgl. Claudius Claudianus: *De consulatu Stilichonis*. 1985, S. 190–238. Weise bezieht sich hier bezeichnenderweise auf die beiden ersten Bücher, die den „Helfern der Herrschaft“ (Wolfgang Weber) gelten. Zur Rezeption Claudians unter rhetorischen Prämissen vgl. die Stichproben bei Scaliger, Vadianus und Daniel Georg Morhof, dazu Fuhrmann: *Claudian in der Neuzeit*. 2004. Allgemein zur Konjunktur Claudians 17. Jahrhundert vgl. Lange: *Aemulatio*. 1974, S. 103–106.

<sup>914</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 329,10ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 140].

Amt zu empfehlen; auch Fertigkeiten der Selbstmotivation, sich durch sinnvolle Unterhaltung so zu erholen, dass der für die Studien erforderliche Fleiß nicht nachlässt, sollen erworben werden.<sup>916</sup>

Um diese Ziele zu erreichen, sind einige Verhaltenseigenschaften („virtutes“) nötig und einige Verhaltensregeln („consilia“) zu befolgen.<sup>917</sup> Bei den empfehlenswerten Eigenschaften handelt es sich in den meisten Fällen um eine Balance zwischen hinderlichen Extremen: So sei *pietas* natürlich unerlässlich, doch wird sowohl vor fehlender als auch vor übertriebener *praxis pietatis* gewarnt.<sup>918</sup> *Studiositas* wird als Gleichgewicht zwischen zu großer und zu geringer Neugierde („curiositas“ vs. „oscitantia“) bestimmt.<sup>919</sup> Dann werden einige Verhaltensdispositionen genannt, die nicht direkt das Studium betreffen, aber einem Studenten das Leben erleichtern: Wichtig ist, ein Gleichgewicht zwischen Waghalsigkeit und Verzagtheit („audacia & timiditas“), zwischen Hochmut und Schüchternheit („superbia & timiditas“)<sup>920</sup> zu erreichen. Sei es bei der Körperpflege, sei es hinsichtlich des Umgangs mit Geld: Immer gelte es, das rechte Maß zu finden.<sup>921</sup> Vorteilhaft sei Dienstfertigkeit („officiositas“), aber man habe sich sowohl vor zu großer Willfährigkeit („promptitudinis“) als auch vor ausgeprägten Eigenheiten („morositas“) zu hüten.<sup>922</sup> Von der eigenen Dienstfertigkeit sind auch verschiedene, nicht zum eigentlichen Studium gehörende Bereiche betroffen, so der persönliche Einsatz für die Interessen der „vita communi“ ebenso wie für „negotia domestica“. <sup>923</sup> Auch bei Freundschaften sei es nötig, das rechte Maß zu finden: Viele Freunde stehlen Zeit und Geld, doch wer gar keine habe, dem helfe auch keiner aus Krisen. Angesichts permanenter Konkurrenz empfehle sich

<sup>915</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 329f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 141].

<sup>916</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 330,9ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 142]. Zum Argumentationszusammenhang vgl. Suchomski: *Delectatio* und *Utilitas*. 1975, S. 82f.

<sup>917</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 330,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 142].

<sup>918</sup> „Pietatis fugiendus defectus & excessus. Defectus est, si quis velit laborare, non orare. Excessus superstitio sive hypocrysis est, si quis orando velit negligere labores a DEO mandatos.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 330,29f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 143].

<sup>919</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 330,33f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 143].

<sup>920</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 331,6–20 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 143f.].

<sup>921</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 331,21ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 144]. Zur *mediocritas* als Balanceprinzip der Höflichkeit vgl. auch Beetz: *Höflichkeit*. 1990, S. 236f.

<sup>922</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 331,35ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 144].

<sup>923</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 332,11f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 145].

als grundsätzliche Verhaltensregel: „familiaris paucis, civilis seu comis omnibus“ (mit wenigen vertraut, höflich und freundlich zu allen).<sup>924</sup>

Im Anschluss daran werden Ratschläge gegeben, wie akademische Bildung zu erwerben und „ad gloriam dei, proximique salutem“ anzuwenden sei;<sup>925</sup> sie betreffen fünf Punkte: Erstens solle man nicht über schwierige Dinge und voraussetzungsreiche Fragen sprechen, solange man nicht deren Grundlagen versteht. Zweitens möge man sich in seinem Vaterland ausbilden und versuche drittens nicht, als „Autodidactus“ weiterzukommen. Viertens wird ausdrücklich empfohlen, *Polymathia* zu studieren, denn: „in omnibus sit aliquid“.<sup>926</sup> Fünftens solle man sich mit vielen verschiedenen Fragen auseinandersetzen und, um gründlich zu lernen, sowohl Thesen als auch Gegenthesen entwickeln.<sup>927</sup>

Drei allgemeine Verhaltensempfehlungen für eine erfolgreiche Karriere beschließen die *dispositio*: Erstens solle man sich neben dem stetigen Wissenserwerb um „commendatio“ bemühen. Um potentielle Wohltäter kennenzulernen, sei es dabei – zweitens – wichtig, seine Kenntnisse und Fertigkeiten nicht zu verbergen, sondern offen zu zeigen. Drittens solle man darauf verzichten, öffentlich über andere Leute zu urteilen, denn unter den Zuhörern könnten sich künftige *fautores* befinden.<sup>928</sup>

Die stoffliche Gliederung des *Tractats vom Rechtschaffenen Studenten* ist damit abgeschlossen, aber Weise empfiehlt, noch „allerhand Arcana“ anzuhängen.<sup>929</sup> Er selbst habe während seiner Studienzeit „an mir und an andern / manchen Irrthum gemercket“ und könne aufgrund dieser Erfahrungen nun anderen raten. So habe er erwogen, eine *Statistam Academicum* herauszugeben, der Studienanfänger entnehmen könnten, „wie man in erwehlung des Tisches / der Stube / der Freunde / der Information, der Patronen des Zeitvertreibs / und was dem anhängig / allen Schaden verhüten / und seine Besserung suchen solle“.<sup>930</sup> Sein

<sup>924</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 332,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 146].

<sup>925</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 332,33 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 146].

<sup>926</sup> Zur Bedeutung eklektischer Konzepte für die zeitgenössischen Professionalisierungsbestrebungen innerhalb der *Politica* vgl. Dreitzel: *Zur Entwicklung*. 1991, S. 326ff.

<sup>927</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 333,21ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 147f.]

<sup>928</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 333,24ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 148]. – Ein gleichlautender Ratschlag findet sich im *Politischen Academicus*, Weise: *Politischer Academicus*. 1685, S. 19.

<sup>929</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 334,4 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 148f.].

<sup>930</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 334,7ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 148].

Vorhaben habe er jedoch aus mehreren Gründen nicht verwirklichen können: Zum einen hätte er aufgrund seiner Bekanntheit keine kritischen Hinweise geben können, ohne dass persönliche Bezüge hergestellt worden wären; zum anderen seien die Bedürfnisse der Studenten doch zu heterogen: Für Studenten verschiedener sozialer Herkunft, mit uneinheitlichen Voraussetzungen und differierenden Studienzielen seien unterschiedliche „Studenten=Reguln“ erforderlich. Schließlich komme hinzu, dass es in vielen Fällen kontraproduktiv sei, vertrauliche Hinweise zu veröffentlichen. So habe er sich entschlossen, seine Ratschläge im persönlichen Gespräch weiterzugeben.<sup>931</sup>

### 3. Nützlich

Der Abschnitt gilt den nützlichen Momenten der lustigen Schreibart und umfasst lediglich drei Seiten.<sup>932</sup> Weise kann sich nun kurz fassen, weil er bereits im ersten Teil des *Berichts* ausführlich dargelegt hat, welchen Nutzen die *lustigen Bücher* haben. Auf die bereits bekannten Argumente und Topoi greift er zurück, wenn er nun der Gattung zur erzählerischen Vorgabe macht, „etliche kluge und wolanständige Lebens=Reguln“ enthalten zu sollen.

Nach Weise sollen die Politischen Romane der anschaulichen und praktischen Vermittlung der *philosophia moralis* dienen;<sup>933</sup> allein dieses Kalkül rechtfertige ihre *Lustigkeit*,<sup>934</sup> durch die sie sich von den *Disticha Catonis* unterscheiden.<sup>935</sup> Bereits im ersten Teil des *Berichts* hatte Weise mittels verschiedener Metaphern die Integration des didaktischen Nutzens in die unterhaltende Literatur beschworen, und er scheut nun auch nicht vor Bildsprüngen zurück, um von ihrer eindringlichen Wirkung zu überzeugen:

---

<sup>931</sup> Weise reflektiert deutlich den flüchtigen Nutzen von *Arcana*, die publiziert werden, und führt ein Beispiel aus dem Universitätsbetrieb an, wo Seminare unter befreundeten Studenten nicht nach ihrer inhaltlichen Qualität beurteilt werden, sondern danach, wie voll sie sind und wie leicht man zu einer – möglicherweise die Karriere beschleunigenden – Bekanntschaft mit dem Professor kommen kann. Weise fährt fort: „Nun wil ich nicht reden / was von dem Arcano zu halten ist. Doch wer es nicht heimlich hielte / der möchte sich nur deßwegen alle gute Hoffnung vergehen lassen.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 335,4ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 151]. Faktisch hat Weise dann mit dem *Politischen Academicus* fünf Jahre später einen Studienratgeber veröffentlicht, der sich ausschließlich an *Politici* richtet.

<sup>932</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 335,20–337,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 152–155].

<sup>933</sup> „Was hilfft mich die Beschreibung der Gerechtigkeit / wen ich nicht weiß / wie ich selbst nach dieser Tugend leben / auch andern durch gewisse Persuasiones darzu anleiten sol / oder wie die entgegengesetzten Laster vertrieben und vermieden werden.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 335,32ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 152f.].

<sup>934</sup> Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 337,4 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 155].

<sup>935</sup> „Ach wie mancher würde ein solch Buch ungelesen lassen / wen es in dem Titul ein ernstes Catonis-Gesichte abgemahlet hätte.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 337,6ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 155].

„So wil man etwas suchen / damit auf der Reise / oder sonsten bey dem Müßig-  
gange / nur ein ernstliches Zeichen eines Bücher-Fleisses solle erkannt werden: ja  
man wil sich erlustigen / und mitten in dem Zucker-Naschen wird die Artzney an-  
gebracht / welche wie ein Pfeil in das Hertze dringt / und nimmermehr so leicht  
wieder heraus gezogen / als hineingeschossen wird.“<sup>936</sup>

Die drei Bildbereiche des Naschens, der Arznei und des vom Pfeil getroffenen Herzens und ihre durchaus konfligierenden Konnotationen sind signifikant für die heteronomen Ansprüche, denen diese Unterhaltungsliteratur genügen soll. Gemeinsam ist allen drei Metaphern, dass sie das Verhältnis von oberflächlicher und tiefergehender Lektüre thematisieren. Zunächst wird den Lesern, die die Lektüre als „Zucker-Naschen“ betreiben wollen, ein sinnlich motiviertes, eher flüchtiges Interesse an den kleinen Büchern unterstellt. Sie werden dann in ihrem Verlangen, sich zu vergnügen, vom Autor getäuscht, der in den unterhaltsam wirkenden Texten „Artzney angebracht“ hat, um die nach seiner Meinung ungesund lebenden Leser zu heilen. Dabei entfalten sich sowohl geschmackliche als auch therapeutische Effekte der Lektüre auf oralem Wege. Um ihre quasi gleichursprüngliche und analoge Wirkung zu betonen, bleibt unbestimmt, wie sich süße und medikamentöse Ingredienzen genau zueinander verhalten. Für die Rezeption ist zentral, dass die Leser im Glauben zu naschen therapiert werden.

Um zu suggerieren, dass sich die Intentionen eines Autors *lustiger Bücher* erfolgreich realisieren lassen, scheint Weise die metaphorische Engführung von *dulce* und *utile* nicht auszureichen. Um das vom Autor intendierte Verhältnis zwischen Text und Leser zu veranschaulichen, wird deshalb der metaphorische Bereich oraler Lust verlassen und auf die Metapher des Pfeils zurückgegriffen, womit ein Perspektivwechsel von den Lesern zum Autor einhergeht: Der Pfeil auktorialer Intentionen dringt ins Herz der Leser; hier wird die Lektüre zur Überwältigung, werden Gewalt und Innerlichkeit verbunden. Während das erste Interesse an den *lustigen Büchern* durch den Wunsch eines anonymen Publikums motiviert schien, sich zu zerstreuen, entzieht sich die Lektüre nun den Absichten der Leser, um sie dem Autor auszuliefern, dessen Pfeil sie nachhaltig verwundet. Insinuiert wird dabei, dass sich der gute Wille des Autors gegenüber den Gelüsten seines Publikums durchsetzt. Die relativische Verknüpfung der Vergleichsebenen mit ihrem je eigenen suggestiven Gestus verschleierte indes, dass die divergierenden Intentionen von Autor und Adressaten tatsächlich unvermittelt bleiben.

<sup>936</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,8–14 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 155].

Abschließend führt Weise seine eigenen *lustigen Bücher* als erfolgreich realisierte Verbindungen von *prodesse* und *delectare an*, doch werden die verschiedenen Aspekte darin eben nicht miteinander amalgamiert, sondern folgen aufeinander: So ist den *Ertz-Narren* „ein Judicium hinten angefügt“; die *Klügsten Leuten* enthalten eine Übersetzung des *Encheiridion* des Epiktet, damit „durch fremde Testimonia die Lehre zur Klugheit desto mehr Auctorität“ erhält; dem *Politischen Näscher* ist schließlich „eine Beschreibung der wahren Glückseligkeit beygefügt“.<sup>937</sup> Entgegen der poetologischen Metaphorik bleibt damit für die Struktur der *lustigen Bücher* eine Zweiteilung von „Erzählung und Abstraktion“ konstitutiv.<sup>938</sup> Weises eigene Werke sollen belegen, dass lustige mit didaktisch einschlägigen Textpassagen kompensiert worden sind, und so den Vorwurf widerlegen, derartig populär konzipierte Literatur sei nicht von „einer Schrifft von lauter unnützen Worten“ zu unterscheiden.<sup>939</sup> Es ist offensichtlich, dass sich ein instruierender Impetus der Texte nicht am gewählten Stil festmachen lässt. Gegenüber dem erforderlichen Nachweis ihres gesellschaftlichen Nutzens bildet das Missverhältnis zwischen ästhetischem Anspruch und literarischer Realisation für Christian Weise offensichtlich ein nachrangiges Problem. Folgerichtig werden die „Lebens-Regeln“,<sup>940</sup> die die Politischen Romane zu enthalten haben, mittels einschlägiger Gattungen, einschlägiger Titel und einschlägiger Autoritäten nachgewiesen. Für eine solche gleichermaßen gelehrte wie moralische Komplettierung der Texte sind allein die Autoren verantwortlich, von denen entsprechende Kompetenzen gefordert werden. Die Aporien dieses zwischen den Maßstäben eines gelehrten und eines populären Literaturverständnisses schwankenden Konzepts zeigen sich hier deutlich. Zum guten Schluss erscheint auktorial vermitteltes Expertenwissen als entscheidende Instanz, um vom Wert der anonym erscheinenden lustigen Texte zu überzeugen:

„Also bleibt es darbey / wer keine Pflaster schmieren kan / der werde kein Balbier; wer keine Purgation zu dispensiren weiß / der werde kein Leib-Medicus; und wer keine Special Lehren vor irrende Personen im Vorrathe hat / der begeben sich nicht auf das *lustige Bücherschreiben*.“<sup>941</sup>

---

<sup>937</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 336,29 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 154].

<sup>938</sup> Gleiches gilt für die Fabel, auf die die zitierte Formulierung Hasubeks gemünzt ist, vgl. Hasubek: *Art. Fabel*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3. 1996, Sp. 186. Das Beharren Weises auf einer direkten *Moralisatio* bemerkt auch Breuer, vgl. Breuer: „*Kein neuer Simplicissimus*“. 1992.

<sup>939</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,1 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 154].

<sup>940</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 335,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 152].

<sup>941</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,14 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 155].

Damit ist die Argumentation im zweiten Teil des *Kurtzen Berichts* abgeschlossen. Weise skizziert nun noch mögliche Fortsetzungen des Romans vom *Politischen Näscher*, als dessen Kommentar sich der *Bericht* ja versteht.<sup>942</sup> Der folgende Entwurf soll es anderen Autoren ausdrücklich erleichtern, die Geschichte weiter auszuarbeiten – gleichzeitig erschwert er aber auch willkürliche Berufungen auf Weises Werk. In den insgesamt drei Teilen des *Politischen Näschers* sollen mit der *Policy*, dem Hof und der Universität nacheinander verschiedene Dimensionen gesellschaftlichen Lebens thematisiert werden.<sup>943</sup> Dementsprechend sollte im ersten, bereits erschienenen Teil des *Näschers* vorgeführt werden,

„wie ein Mensch im gemeinen oder im Politischen Leben / das ist in der Menschlichen Gesellschaft / welche in der Policy angestellt wird / sich vor überflüssigen Begierden hüten / und allen daher entstehenden Schaden möglichst vermeiden sollte“.<sup>944</sup>

Im zweiten Teil wird *Crescentio* an einen Hof gelangen und dort erfahren, „wie sich ein unzeitiger Näscher das Maul schändlich zu verbrennen“ pflegt.<sup>945</sup> Hier dienen verschiedene Episoden dazu, die „Politische Hoff-Philosophie“ zu veranschaulichen.<sup>946</sup>

An einem nicht näher genannten Hof wird *Crescentio* zunächst zum Hauslehrer bei einem Minister, dann zum Sekretär eines Gesandten, heiratet schließlich und wird Vater eines Sohnes. Am Hof fällt er in Ungnade, als eine von ihm verfasste Komödie „auf etwas alludiert“ und prompt „bey dem Fürsten so übele Ausleger hatte / daß alsobald Befehl erginieg / ihn bey dem Kopfe zu nehmen“.<sup>947</sup> Nach gelungener Flucht lebt *Crescentio* für drei Jahre inkognito als Hauslehrer auf einem entlegenen Rittergut, wo er den 15-jährigen Sohn einer verwitweten Adligen unterrichtet; gelegentlich kann er heimlich seine bei Hofe verbliebene Ehefrau treffen.<sup>948</sup> Dort lässt der Hass auf *Crescentio* jedoch nicht nach, so dass er schließlich mit seiner gesamten Familie „an einen Ort [flieht] / da er das Glücke viel günsti-

<sup>942</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,20–345,15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 156–170].

<sup>943</sup> Weise befürchtet, dass die geplanten Fortsetzungen, die „bey so vielen Verhinderungen schwerlich an das Tagelicht kommen“ werden, von seinen „Untergebenen durch PRIVAT-Reden hervorbrechen“, also unkontrolliert weiterverbreitet würden. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,24 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 156].

<sup>944</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 337,25ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 156].

<sup>945</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 338,4f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 156].

<sup>946</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 338,8 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 157].

<sup>947</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 340,3ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 160].

<sup>948</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 340,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 162f.].

ger / und seine Wolfahrt viel reichlicher zu geniessen hatte“.<sup>949</sup> Seinem geliebten Schüler hinterlässt *Crescentio* einen Brief, dem einige Lebensregeln und eine halbierte Münze beiliegen. An der Münze soll der junge Adelige später *Crescentios* Sohn erkennen können und gegebenenfalls fördern. Die beigegebenen Lebensregeln orientieren darüber,

„wie man sich im Politischen Leben unter Freunden und Feinden / in Glück und Wiederwärtigkeit / bey Hohen und Niedrigen Personen verhalten müste / wofern man sein Glücke nicht verschertzen / sondern vielmehr alle Wolfahrt bey der besten Gelegenheit ergreifen wolte.“<sup>950</sup>

Die Verhaltensanweisungen sollen den eigentlichen „Mittelpunct“ der Erzählung vom *Politischen Näscher* bilden. Das Verhältnis erzählender und belehrender Partien ist dabei das einer Abfolge, in der die fiktionalen Geschichten die Leser anregen und für Verhaltensfragen interessieren sollen:

„Und eben dieses [die Verhaltensregeln, A.W.] solte der Mittelpunct seyn / darauff sich die gantze Lehre von Politischen Näscher bezogen hätte. Die Historie an sich selbst / indem sie angenehme Affecten bey sich führete / so hätte sie dem Leser desto mehr Lust gegeben / der Sache nachzudencken.“<sup>951</sup>

Der letzte Teil des *Politischen Näschers* solle dann das Leben von *Crescentios* Sohn darstellen; dafür könne man nach Weise auf die obige Skizze vom *rechtschaffenen Student* zurückgreifen. In der Geschichte würden sich die Wege des Sohnes und des ehemaligen Schülers, der zum erfolgreichen Amtsinhaber geworden ist, kreuzen; am „Gedächtnuß=Pfennig“ würden sie einander erkennen. Schließlich könnte *Crescentios* Sohn die Tochter des ehemaligen Schülers heiraten – und damit könnte die Erzählung enden.<sup>952</sup>

Weise regt wiederholt dazu an, dass andere seine Skizzen ausarbeiten möchten und bemüht sich, die eigene Bedeutung für das literarische Werk zu verkleinern:

„Wil mir jemand die Freundschaft erweisen / und diese geringe Disposition einer bessern Ausarbeitung würdigen / so werde ich davor dancken. Ich bin kein Phidias dessen Statue kein ander Künstler vollenden könne.“<sup>953</sup>

<sup>949</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 342,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 166].

<sup>950</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 344,22 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 169].

<sup>951</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 344,27f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 169]. – Das stimmt mit den Vorstellungen überein, wie sie in der Vorrede zum *Näscher*-Roman im Bild von der Hetzjagd entwickelt werden. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,22 [Weise: *Näscher*. 1678, [a 10r]]; dazu Abschnitt B. II. 1. a).

<sup>952</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 345,1–15 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 170].

<sup>953</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 345,19 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 170].

Weise distanziert sich sowohl von der Rolle eines brillanten Künstlers, für den der antike attische Bildhauer Phidias steht, als auch von der eines außerordentlichen Autors. Dafür steht Johann Barclay mit seinem ebenfalls unvollendet gebliebenen Roman *Argenis*:

„Barclajus hat zwar mit seiner *Argenis* das Unglück / das ihm einer den andern Theil angeflickt hat / der es wol hätte anstehen lassen / und der einmahl aus grosser Armuth ein gantz Capitel aus Erasmi Colloqviiis von Wort zu Wort ausgeschrieben hat. Doch mit diesem unvergleichlichen Manne darf sich niemand vergleichen [...].“<sup>954</sup>

Offensichtlich ist das Schreiben *lustiger Bücher* eine anspruchslosere Aufgabe als die, einen staatspolitischen Roman wie die *Argenis* zu verfassen. Die *lustigen Bücher* werden hier einem Roman gegenübergestellt, der – so Johann Barclay in seiner Vorrede – „voll königlicher Liebe / vnd königlichen Hasses Vnd kürztlich voll königlichen Geistes ist“.<sup>955</sup> Die *Argenis* wurde zum maßgeblichen Muster des sogenannten hohen Romans. Er unterscheidet sich hinsichtlich seiner hohen Stillage, seiner aus dem hohen Adel stammenden Figuren, ihres vorbildlichen Verhaltens und dem Zeitpunkt des Erzählens (hohe Romane beziehen sich auf eine meist heroische Vergangenheit, die *lustigen Bücher* auf die Gegenwart) von den Politischen Romanen. Gemeinsam ist ihnen ein ausgeprägtes politisches Interesse, das freilich in verschiedene Richtungen geht: In einem Staatsroman wie der *Argenis* werden staatsrechtliche und herrschaftliche Gesichtspunkte thematisiert,<sup>956</sup> in den Politischen Romanen sollen nach Weise die im Begriff der *Policey* zusammengefassten gesellschaftlichen Verhältnisse veranschaulicht werden. Vermutlich soll der Vergleich mit der *Argenis* in erster Linie den Geltungsanspruch der populären Lesestoffe einschränken, doch wird damit eben auch der gemeinsame politische Horizont beider Gattungen vergegenwärtigt.

Insgesamt sind die letzten Abschnitte des *Berichts* allerdings durch den Versuch Weises bestimmt, die eigene Funktion auf die eines literarischen Vermittlers zu beschränken. Das eigene Werk wird deshalb deutlich relativiert: Das Schreiben

<sup>954</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 345,20ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 170f.]. – Weise bezieht sich vermutlich auf die Fortsetzung der *Argenis* von A. de Mouchemberg, die 1625 in Paris erschien. Die lateinische Übersetzung dieser französischen Fassung war Vorlage für Opitz' Übersetzung ins Deutsche. Vgl. Schmid: *Argenis*. [1904] 1977, S. 131ff. Es ist noch nicht geklärt, welche Passagen von Erasmus übernommen worden sind.

<sup>955</sup> [Barclay, John:] *Argenis*. [1626] 1970, S. 10.

<sup>956</sup> Zur Diskussion vgl. Siegl-Mocavini, die die *Argenis* – verkürzt gesagt – als Kombination von Elementen der Fürstenspiegelliteratur und der politischen Utopie versteht und mit guten Gründen auf dem Terminus Staatsroman beharrt. Siegl-Mocavini: *Argenis*. 1999, S. 30f. und 361ff.

habe vor allem der „Ergetzlichkeit“ gedient; seine Texte seien „mit einer flüchtigen und extemporalischen Feder“ in „den Neben-Stunden“ geschrieben, ja geradezu auf das Papier geschüttet worden.<sup>957</sup> Weise bittet ausdrücklich darum, ihn nun nicht mehr für einen Autor *lustiger Bücher* zu halten. Dabei hofft er auf Freunde, „welche sich mit einer gewierigen Entschuldigung werden einstellen“ und solche Vermutungen glaubwürdig dementieren können.<sup>958</sup> Ein solcher Kreis von Vertrauten steht einer anonymen Öffentlichkeit gegenüber, die der Autor kaum beeinflussen kann. Weise weiß, dass er „Fantasten weder das Schreiben / noch alle ungleiche Gedancken verbieten“ kann. Gegenüber der „Publica Fama“ ist er machtlos; überhaupt seien die wenigsten Menschen zu „einem rechtschaffenen Urteil“ fähig.<sup>959</sup> Weises Argumentation liegt eine Auffassung von gelehrter Autorschaft zugrunde, die mit einer gewissen Autonomie und einer sozialen Distanz gegenüber dem „gemeinen Hauffen“<sup>960</sup> einhergeht. Dieses traditionsreiche Modell von Autorschaft konfliktiert durchaus mit dem *curiensen* Konzept adressatenbezogener Texte. Die populären Lesestoffe werden von Weise als elitäres Projekt konzipiert. Insgesamt werden den Lesern lediglich geringe Fähigkeiten, die Texte zu beurteilen, zugebilligt. Vor diesem Hintergrund soll für jeden Autor das eigene „gute Gewissen“ und nicht „fremde Lobeserhebungen“ das maßgebliche Kriterium für das eigene Schreiben bleiben.<sup>961</sup>

Den Schluss bildet ein sich schlicht gebendes *Abschiedslied*.<sup>962</sup> Damit beendet Weise seinen Auftritt als Autor *lustiger Bücher* und Vermittler ihrer Regeln in anmutigem Ton und mit leichtfüßiger Manier – mit einem Habitus also, für den er bisher geworben hat: „Deswegen schreib ich gute Lehren / Daß ich wil überwunden seyn. [...] Ein Lehrer hat den Zweck erreicht. Wen er noch beßre Schüler zeucht.“<sup>963</sup> Das Lied gibt die *lustigen Bücher* als Produkte einer bestimmten Lebensphase aus, nämlich der eigenen Jugend. Dabei versteht sich Weise durchaus als Wegbereiter, aber diese Phase sei nun abgeschlossen, und die heutige Jugend solle es besser machen.

---

<sup>957</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 345,25 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 171].

<sup>958</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 346,11 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 172].

<sup>959</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 346,18,28 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 172].

<sup>960</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 346,27 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 173].

<sup>961</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 347,1–3 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 173].

<sup>962</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 347,11ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 174f.].

<sup>963</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 348,8f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 175].

Das eigene Leben wird als Abfolge von Jahreszeiten imaginiert; vor dem Hintergrund dieser zyklischen Vorstellung integriert Weise auch seinen Gattungsentwurf in den ewigen Kreislauf einer sich erneuernden Natur – und mildert damit dessen Brisanz. Dass die Gattung nicht missbraucht wird, um „Schimpf und Schande“ zu verbreiten, dafür sollen „Tugendhafte Seelen“ bzw. die moralische Haltung ihrer Autoren bürgen. Dabei werden die *lustigen Bücher* als Medien einer lichtbringenden Öffentlichkeit beschworen, die sich weder für die „duncklen Laster“ noch für „schnöde Spötter“ eigne. Weise zieht sich aus der Verantwortung zurück und warnt davor, ihn für künftige Werke verantwortlich zu machen. Die *lustigen Bücher* seien ihm eine willkommene Möglichkeit gewesen, sich die Zeit zu vertreiben, auf die er nun nicht mehr zurückgreifen werde.

### Zusammenfassung

Festzuhalten ist, dass der *Bericht* tatsächlich das Ansehen politischer und lustiger Titel verbessert hat. Weises Publikation wurde von den Zeitgenossen als Sanktionierung der Gattung verstanden – indes meist gegen dessen Intentionen. Der *Bericht* trug maßgeblich zur Mode der Politischen Romane bei, insofern sich die anonym publizierten Politischen Bücher erst aufgrund dieser durch einen angesehenen Gelehrten autorisierten Anweisungspoetik als Gattungsexemplare (im Sinne einer Reproduktion feststehender Vorgaben) inszenieren ließen. Die meisten der „lustigen Purschen“,<sup>964</sup> die sich nun aufgefordert fühlten, Politische Romane zu verfassen, übersahen dabei Weises diskrete Distanzierung gegenüber Riemers *Maul-Affen*, ignorierten die von ihm geforderte erzählerische Grundhaltung christlicher Nächstenliebe und übernahmen seine poetologische Vorgaben hinsichtlich einer heimlichen, ordentlichen und nützlichen Schreibweise nur selektiv; sie lösten stilistische Mittel und literarische Bausteine aus ihrem argumentativen Kontext; gleichzeitig beriefen sie sich auf die durch einen Epitext eines gelehrten Autors vollzogene Aufwertung von *lustigen Büchern* mit politischen Titeln. Dabei instrumentalisieren die anonym bleibenden Autoren die allgemeine Wertschätzung Christian Weises, um äußerst anspielungsreiche Geschichten, die sich vor allem am Riemer'schen Textmuster und an dessen auktorialen Habitus orientierten, als Politische Romane zu veröffentlichen.

<sup>964</sup> Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 5r).

### 3. Politische Romane als populäre Lesestoffe

Nachdem Johannes Riemer mit seinem Roman *Der Politische Maul-Affe* durch die rücksichtslose Karikierung lokaler Amtsträger einen Skandal ausgelöst und Christian Weise seine Gattungsreflexionen und Produktionshinweise im *Bericht* veröffentlicht hatte, erschien es Autoren wie Verlegern als äußerst attraktiv, Politische Titel zu produzieren: Die Jahre zwischen 1680 und 1684 bilden den Höhepunkt dieser literarischen Mode. Die folgenden Überlegungen gehen von der Prämisse aus, dass die Gattung des Politischen Romans in dieser Phase in entscheidender Weise durch eine die einzelnen Gattungsexemplare verbindende Strategie, die Texte mittels ihrer Paratexte als anspielungsreiche Erzählungen zu inszenieren, identifizierbar wird.<sup>969</sup>

Die Bezüge auf Weise und Riemer dienen dabei durchaus unterschiedlichen Zwecken: Während moralische Absichten zur rhetorischen Lizenz gehören, werden Anspielungen, die bestimmte Personen diskreditieren, schon aus strafrechtlichen Gründen negiert; zugleich wird mittels solcher demonstrativen Beteuerungen auf sie aufmerksam gemacht. Ein Indiz dafür, dass didaktische Intentionen sekundär werden, ist indes das Zurücktreten der Pillenmetapher.<sup>970</sup> Sie ist für Christian Weise wie noch für Johann Christoph Ettner das paradigmatische Bild für die Verbindung von *Jucundum* und *Utile* und zugleich das zentrale Merkmal unterhaltender Texte, die sozusagen aus höherer Warte geschrieben wurden. Das geläufige Gleichnis, das einen „integrativen Anschluß [der Lektüre] an moralischen Nutzen“<sup>971</sup> behauptet, wird aber lediglich in vier weiteren Vorreden Politischer Romane herangezogen<sup>972</sup>. Demgegenüber dominiert ein aggressives Verhältnis zum Publikum, das zwar auch zur traditionellen Lizenz gehören kann,<sup>973</sup> in den Politischen Romanen der 80er Jahre jedoch nicht nur allgemeine moralische, sondern aktuelle, lokale und milieuspezifische Hintergründe hat.

---

<sup>969</sup> Zur performativen Rahmung vgl. Wirth: *Performative Rahmung*. 2002, S. 403–433.

<sup>970</sup> Zur sich wandelnden Bedeutung des Pillengleichnisses vgl. Ehrenzeller: *Studien*. 1955, S. 130ff.

<sup>971</sup> Berthold: *Fiktion*. 1993, S. 28.

<sup>972</sup> Es handelt sich um den *Guten Mann*, den *Politischen Grillenfänger*, die *Andere Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen* und den *Politischen Hasen-Kopff*. Auf die unterschiedliche Inanspruchnahme dieses legitimierenden Vergleichs gehe ich bei der Besprechung der jeweiligen Vorreden ausführlicher ein.

<sup>973</sup> Dafür gibt es zahlreiche Beispiele, vgl. nur die oben angesprochene Vorrede zum *Politischen Näscher*. Allgemein dazu der Artikel *Licentia* von Schmude im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*. 1994ff. Band 5, Sp. 253–258.

Die Paratexte interessieren dabei als Belege für den Gattungsdiskurs und dessen Topik, ihre historischen Funktionen sollen herausgearbeitet werden.<sup>974</sup> Berücksichtigt man das heterogene Gattungsverständnis, so scheint weniger immanente Regelkonformität als beispielsweise die Provokation des Publikums, also eine spezifische Performanz zu bestimmen, ob Politische Titel als Gattungsexemplare gelten dürfen.<sup>975</sup>

Vorab lässt sich feststellen, dass der Gattungsdiskurs bis zu den 1684 erfolgten Widerruf von Christian Weises und Johannes Riemers vor allem von der Situation des Skandals geprägt erscheint. Eine vergleichende Lektüre der Paratexte aller in diesem Zeitraum erschienenen Titel zeigt, dass die Gattung eher durch eine aufgeregte Rhetorik und die Inszenierung der Texte als Schlüsselerzählungen denn durch den Versuch, Weises programmatische Ansprüche zu verwirklichen, charakterisiert werden kann. Möglicherweise wurden die Wirklichkeitsreferenzen der Texte von der Forschung vernachlässigt, um sie literarisch und ästhetisch aufzuwerten.<sup>976</sup> Damit wurde jedoch ein bedeutsamer Faktor des historischen Gattungszusammenhangs ignoriert.

Gegenüber der bisherigen literaturwissenschaftlichen Forschung ist zu betonen, dass Weises gattungstheoretisches Konzept wie dessen Rezeption, aber auch die seiner satirischen Romane nur vor dem Hintergrund des Weißenfelser Skandals und der Rolle seines Weißenfelser Amtsnachfolgers Riemer zu verstehen ist. Allgemein wurde Weises *Bericht* von den anonym bleibenden Autoren nicht so sehr als inhaltlich verbindliche Vorgabe, sondern als demonstrativer Akt der Aufwertung des popularisierenden Schreibens unter vorrangig pragmatischen Prämissen durch einen Gelehrten aufgefasst. Was die rhetorischen Mittel betrifft, mit denen die Texte auf sich aufmerksam machen, so scheinen diese eher durch Johannes Riemer und seine Instrumentalisierung der Weises'schen Vorgaben als durch diese selbst geprägt.<sup>977</sup> Um eine Vorstellung von der Präsenz der Politischen Romane zu bekommen, ist es hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, dass in dieser Phase

---

<sup>974</sup> Anders Genette, der eher in typologischer Weise verfährt. Genette: *Paratexte*. 1989, S. 19.

<sup>975</sup> Borgstedt: *Topik*, S. 115.

<sup>976</sup> Zu Kanonisierungsstrategien und der als ästhetischen Mangel begriffenen Wirklichkeitsreferenz, vgl. Rösch: *Clavis scientiae*. 2004, S. 269. Die referentialisierende Lektüre der Texte ist historisch indes breit belegt, neben Rösch vgl. Berger: *Roman*. 1984, S. 230ff. Simons: *Marteaus Europa*. 2001, passim.

<sup>977</sup> Die in der Literaturwissenschaft gängige Betonung einer Vorbildfunktion Weises verzerrt den historischen Befund. Vgl. den gattungsgeschichtlichen Abriss von Grimminger: *Geschichte*. 1980, S. 648.

jährlich etwa fünf solcher Bücher erschienen; noch mehr Titel wurden in den Vor- und Nachworten sowie in den Messekatalogen angekündigt.

Erst eine genaue Untersuchung der performativen Rahmung der Politischen Romane, die in den vier Jahren bis zur ausführlichen Stellungnahme Christian Weises gegen die „unpolitische[n] Chartecken“ in der Rhetorik *Neu-erleuterter Politischer Redner*<sup>978</sup> erscheinen, lässt erkennen, was die Autoren tun, wenn sie einen gemeinsamen Gattungszusammenhang konstruieren. Dabei gilt dem intertextuellen Profil der Vorreden ein besonderes Augenmerk: Zu den meisten dieser Texte liegen bisher keine Forschungen vor. Die folgende Darstellung möchte nun nicht nur die gattungsgenerierende Funktion der Paratexte nachweisen, sondern allgemein die Politischen Romane als populäre Lesestoffe charakterisieren. In diesem Zusammenhang wird der argumentative Kontext intertextueller Verweise untersucht, um eine „Identifikation differenzierter Gebrauchsformen von gemeinsamen Materialien“ zu ermöglichen.<sup>979</sup> Mich interessiert, ob sich die Politischen Romane durch die besondere Präsentation und spezifische Integration intertextuellen Materials gegenüber gelehrter Literatur auszeichnen. Häufig lässt sich die bewusste Übernahme von Formulierungen oder Argumentationen eines anderen ohne Angabe der Quellen erkennen, aber nicht gleich zwischen Plagiat, Montage oder Parodie unterscheiden. Aus diesem Grund soll vor allem der performative und argumentative Kontext, in den das literarische Material gestellt wird, geprüft werden.<sup>980</sup> Gefragt wird beispielsweise, ob es einer plausiblen Argumentation oder eher der Erregung der Leser dient.

### Zur Anordnung der Vorreden

Die Paratexte der Politischen Romane sind in diesen Jahren von „Gebärden [...] auf die [...] außertextliche Realität hin“<sup>981</sup> bestimmt. Dieser Gestus wird durch die diffuse Semantik des Epithetons *Politisch* begünstigt: Es wird sowohl als Hinweis auf eine verschlüsselnde Schreibweise als auch auf den Gegenstandsbereich und damit auf den gesellschaftspolitischen Anspruch der Darstellung verstanden. Das

---

<sup>978</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D(5r).

<sup>979</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 386.

<sup>980</sup> Ähnlich Friederike Hassauer, um den Diskurs der *Querelles des femmes* verschiedenen Kommunikationsrahmen zuzuordnen, vgl. Hassauer: „Heiße“ Reserve. 2004, S. 11–19.

<sup>981</sup> Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 22.

Epitheton wird überdies in pejorativer Bedeutung gebraucht, um simulierende und dissimulierende Momente menschlichen Verhaltens zu kennzeichnen.

Mehrdeutigkeiten werden nun nicht nur hinsichtlich des einschlägigen Epithetons kultiviert, sondern erscheinen insgesamt als Charakteristikum eines anstößigen Diskurses, der einerseits nicht offen geführt werden darf, andererseits aber durch gezielte Provokationen auf sich aufmerksam machen will. Die Signale richten sich dabei nicht nur an lokale Leser, sondern auch an ein großes, anonymes Publikum: In einer für verschlüsselte Texte charakteristischen Weise wird zwischen Lesern differenziert, die den Text richtig verstehen, und solchen, die über seine Signale hinweglesen.<sup>982</sup>

Die Vorreden lassen sich zunächst danach unterscheiden, ob sie sich in erster Linie auf Johannes Riemer oder auf Christian Weise beziehen. Dieser Bezug realisiert sich auf verschiedene Weise: Er kann beispielsweise als direktes oder indirektes Zitat, als *imitatio* der Schreibweise oder des performativen Gestus oder auch als Übernahme einer argumentativen Struktur erscheinen. Für die *inventio* etablieren sich thematische und strukturelle Topoi, die in unterschiedlichen Kombinationen auftreten können. Unter Umständen wird die Zugehörigkeit des jeweiligen Textes zur Gattung ausschließlich über solche Topoi, d.h. ohne einen direkten Rekurs auf Riemer oder Weise vermittelt.

In den ersten Jahren nach dem Skandal um Riemers *Maul-Affen* werden die Gattungsexemplare als Streitschriften und Schlüsselerzählungen angekündigt. Von ihrer Präsentation als anspielungsreiche Texte, ja als Invektiven wird in den ersten Jahren auch bestimmt, inwiefern die literarische Tradition aktualisiert wird. Diese Texte, die als Pamphlete und Pasquillen nach Art des Riemer'schen Romans *Der Politische Maul-Affe* inszeniert, von der Zensur verfolgt oder von ihren Lesern in diesen Zusammenhang gestellt wurden, bilden die größte Gruppe. Sie skandalieren das Verhalten von Zeitgenossen, die – bei entsprechender Lektüre – von den Lesern identifiziert werden können. Zu dieser Gruppe gehören sämtliche Politischen Romane Johannes Riemers und Johann Beers; im Einzelnen werden in diesem Abschnitt folgende Titel behandelt: *Der Gute Mann*, *Der Politische Stock-Fisch*, *Der Politische Feuermäuer-Kebrer*, *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Ke-*

---

<sup>982</sup> Vgl. Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 267f. An dieses Moment knüpfen auch solche Politischen Romane wie *Der Politische LeyerMann*, *Das Politische Klatschmaul* oder *Der Politische Tobacksbruder* an, in denen sich die Autoren an ihresgleichen, sprich: an Angehörige einer lokalen Szene richten, deren gesellige Rituale dokumentiert werden.

*rer, Der Politische Bratenwender, Der Castrirte Maul-Affe* und *Die andere Ausfertigung neugefangener Politischer Maul-Affen*.

Aufgrund struktureller und thematischer Verbindungen gehören *Die Kluge Trödel-Frau* und auch *Der böse Mann* hierher. Die Vorrede des Romans *Die Kluge Trödel-Frau* paraphrasiert diejenige des Romans *Der Politische Bratenwender*; überdies lässt sich ihre anekdotische Eröffnung auch als Kommentar zur Auseinandersetzung um Beers Romans *Der Politische Feuermänner-Kehrer* lesen. Überdies bilden die ersten Kapitel eine Kontrafaktur des *Bratenwenders*. Der Roman *Der böse Mann* erscheint als Reaktion auf ein außerliterarisches Geschehen oder eine Invektive, und es ist vielleicht vor allem dieser – heute nicht mehr zweifelsfrei zu rekonstruierende – historische Hintergrund, der den Rezeptionszusammenhang mit den Politischen Romanen hergestellt hat: Das Titelkupfer und dessen Auslegung bieten einen politischen Verständnisrahmen an, in der Vorrede wird das gewählte Thema der Verleumdung vorgestellt und mit moralischem Aplomb gerechtfertigt, schließlich beruft sich der Autor hinsichtlich des gewählten rhetorischen Verfahrens zur Verfertigung seines Textes auf die von Christian Weise propagierte Chrie. Der Erzählung fehlt jedoch – anders als beispielsweise der Kupfertitel suggeriert und anders als allen anderen Politischen Romanen – jeglicher satirischer Gestus.

Die Titel *Der Politische Grillenfänger* und *Der lustige Politische Guckguck*, die einen gemeinsamen Autor haben, betonen stärker als die vorangehenden die Verbindungen zu Christian Weise. Für ihre skandalisierende Rhetorik werden die Ideen und Formulierungen Christian Weises sehr eigenständig verarbeitet; der referentielle Bezug der Performanz erscheint hier deutlich gemindert. Es ist auffällig, dass in diesen beiden Vorreden keine Verbindungen zu Riemers Erstling und zu den damit verbundenen Ereignissen hergestellt werden.

Auch die Vorreden der beiden Romane *Der Politische Ratten Fänger* und *Die Politische Mause-Falle* kultivieren „die Provokation zur Referentialisierung, zur Auflösung der darin verhüllten Details“<sup>983</sup>, allerdings treten hier selbstreferentielle Momente der Provokation in den Vordergrund. Die Autoren verzichten beispielsweise bereits in den Paratexten darauf, eine autoritative Perspektive zu etablieren, stellen ihre Texte demonstrativ als Erstlingswerke vor und geben zu verstehen, dass die Wahl der Gattung als anstößig und als potentieller Betrug gegenüber den Lesern gelten könne. Der pseudonyme Autor der *Mause-Falle* betont die Ärgernis

erregenden Potentiale der Gattung wie seines vorgelegten Romans, wenn er mögliche Kritiker als ‚ernsthafti[ge] Herren‘, die ‚Vae scandalizanti [sic]! Vae scandalizandi!‘<sup>984</sup> schreien, imaginiert.

Der Begriff Skandal ist im späten 17. Jahrhundert nicht geläufig, und noch im 34. Band des Zedler’schen Universallexicons von 1742 wird unter ‚Scandalum‘ auf den vorangegangenen Eintrag ‚Ärgernis‘ verwiesen.<sup>985</sup> Allein die kirchenslateinische Redewendung ‚*scandalizare*‘ wird als Bezeichnung für die Busse angeführt, zurückgehend auf ‚*poenitentes ecclesiae dedisse scandalum*‘, weil ‚die Büssenden die Christliche Gemeine geärgert hätten‘.<sup>986</sup> Den kurzen Artikel im Zedler beschließt die Unterscheidung zwischen ‚Ärgernis geben‘ und ‚Ärgernis nehmen‘, außerdem der Verweis auf den *Traité du Scandale* eines gewissen La Placette. Der Beleg entspricht der französischen Herkunft des deutschen Lehnwortes; das Grimm’sche Wörterbuch führt bereits Belege für das frühe 18. Jahrhundert an: der Begriff wurde im Sinne von ‚ärgernisz, schmachvolles aufsehen erregender vorgang‘ gebraucht. Bemerkenswert ist die Nähe zur Lust an allem, was Anstoß erregt, so zur Vorstellung ‚des mit niedrigem wohlgefallen geübten hervorziehens und ausbreitens ärgerlicher dinge‘; außerdem der studentische Sprachgebrauch als ‚lärm‘.<sup>987</sup> Für die Politischen Romane dürfte das gesamte Bedeutungsspektrum relevant sein, und der oben aus der *Mause-Falle* zitierte Passus lässt sich sowohl als Anklage derjenigen verstehen, die Anstoß erregen, wie als Klage über die mit diesem Text praktizierte öffentliche Darstellung anstößiger Sünden und Laster.

Über die Jahre werden ‚die Bedürfnisse eines Lesepublikums nach Realitätsbezug‘<sup>988</sup> in durchaus verschiedener Weise thematisiert. Bei den beiden Titeln *Die Politische Narren-Kappe* und *Der Politische Leyermann* handelt es sich um Gesprächssammlungen, die entweder im Rahmen einer verschlüsselten Gesprächs-

<sup>983</sup> Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 83.

<sup>984</sup> *Veritanus Germanicus: Die Politische Mause-Falle*. 1683, unpaginierte Vorrede.

<sup>985</sup> Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 34. 1742, Sp. 529.

<sup>986</sup> Ebd. Auch ‚Ärgernis‘ wird vor allem mit dem Verweis auf biblischen Sprachgebrauch (Lev. 19,14; Römer 9,33) als ‚alles dasjenige, wodurch ein Mensch entweder zu einem Irrthum in der Lehre, oder zu einem bösen Leben verleitet wird‘ erläutert, Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 1. 1733, Sp. 679.

<sup>987</sup> Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 10. Band, 1. Abteilung. 1905, Sp. 1306f.

<sup>988</sup> Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 5.

situation oder als Zusammenstellung geselligkeitsbefördernder Konversationsbeiträge dargeboten werden.

Die folgenden Texte stellen mittels unterschiedlich akzentuierter Gattungsbehauptungen den Zusammenhang mit den Politischen Romanen her: *Das Politische Klatschmaul* schließt an die einschlägigen Themen von Verleumdung und Leichtgläubigkeit an, *Der Politische Tobacksbruder* rekapituliert die Gattungstradition vor dem Hintergrund eines ausgeprägten institutionellen Interesses am Verkauf solcher Texte. Im Mittelpunkt beider Texte stehen indes milieuspezifische, insbesondere studentische Geselligkeitsrituale, wobei sich die Werke selbst als integrales Element solcher Geselligkeit präsentieren. Anstößig erscheint nur noch das damit verbundene Über-die-Stränge-Schlagen. Ich verstehe beide Bücher deshalb sozusagen als Geselligkeitsfermente.<sup>989</sup>

Bei zwei weiteren Titeln führt das allgemeine Phänomen der Gattungsmischung zu einer hybriden beziehungsweise widersprüchlichen paratextuellen Rahmung, in beiden Fällen liegen Übercodierungen vor. Im Falle des Romans *Der Politische und Lustige Passagier* widerspricht der vermutlich vom Verleger Christian Weidmann verfasste Peritext sowie der Titel den Gattungsbehauptungen des Autors, insofern dieser seinen Text als Abenteuergeschichte präsentiert. Aus ökonomischer Perspektive verständlich, handelt der Verleger gleichwohl wider besseres Wissen. Der Fall lässt nochmals das ausgeprägte institutionelle Interesse an diesen Texten erkennen. Ein Indikator für einen reflektierten Umgang mit dem prekären Gattungszusammenhang sind nicht nur durch die Ergänzung des einschlägigen Epithetons *Politisch* um ein weiteres, nämlich *Lustig*<sup>990</sup>, sondern Übercodierungen: Daraus ergibt sich eine Titelformulierung wie *Der Politische, possirliche und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff* und eine Reihung mehrerer Paratexte, um die verschiedenen Dimensionen des Textes zu erschließen.

---

<sup>989</sup> Der Terminus ist von Braungart übernommen: Er beschreibt in diesem Sinn Apophthegmata, die als Stimuli geselliger Kommunikation zu verstehen seien, vgl. Braungart: *Ferment*. 1997, S. 463–472.

<sup>990</sup> Dieses Phänomen gilt auch für die beiden 1684 erscheinenden Titel *Der lustige Politische Guckguck* und *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder*.

a) *Archierus Cornemicus: Der Gute Mann* (1680)

Bei dem Roman *Der Gute Mann oder der wohlbegabte Hörnerträger*,<sup>991</sup> handelt es sich um den ersten Politischen Roman, der weder von Christian Weise noch von Johannes Riemer verfasst wurde.

Sein paratextueller Rahmen demonstriert vor allem, wie heikel der durch die beiden Autoren etablierte Gebrauch des Epithetons *politisch* den Zeitgenossen erschien; die Gattung wird als *genus anceps* behandelt. Gegenüber einem engeren Freundeskreis situiert der Autor das Werk in der Widmung als traditionsreiche satirische Unterhaltung, dem anonymen Publikum wird es in der Vorrede als moralisch motivierte Satire wider den Ehebruch empfohlen, während sich der Autor *Archierus Cornemicus* als philosophischen Spötter stilisiert. Die Erzählung enthält polemische Passagen und wird als Schmähschrift rezipiert<sup>992</sup> und verfolgt.<sup>993</sup>

Der pseudonyme Autor wendet sich vorneweg an ein Publikum, das wie er selbst seine „müssigen Stunden“ lieber mit Büchern als mit „Karten-Kegel-Bret und andere[n] Spiele[n]“ verbringe.<sup>994</sup> Zu ihnen gehören auch die ungenannten „Gönner und Freunde“, an die die Widmung sich richtet. Anlass für die **Widmung** ist die „Gleichförmigkeit ihres und meines Gemüthes“, womit insbesondere die gemeinsame Vorliebe für unterhaltsame Lektüre gemeint ist.<sup>995</sup> Wenngleich mit solchen Widmungsempfängern die geläufige Widmungspraxis parodiert wird, so ist die Charakterisierung des vorliegenden Textes doch durchaus aussagekräftig: *Cornemicus* empfiehlt sein Buch als die bessere Freizeitbeschäftigung gegenüber anspruchlosen Gesellschaftsspielen. Sein Votum für populäre Lesestoffe führt

---

<sup>991</sup> Ich zitiere nach der Ausgabe von 1682 als *Cornemicus: Mann*. 1682. Vorrede und Widmung sind unpaginiert.

<sup>992</sup> Vgl. die in der Replik *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* geäußerte Kritik an der Darstellung des Festungskommandanten Frohdel. Im Kapitel *Die ungebührlichen Personalien* werden die anagrammatischen Verdrehungen der Namen fiktiver Figuren an diesem Beispiel kritisiert, ohne den Titel des Romans zu nennen, so dass der falsche Eindruck entsteht, die Figur des Kommandanten käme bei Beer vor. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. 93–100.

<sup>993</sup> Zu den Recherchen der Leipziger Bücherkommission siehe unten.

<sup>994</sup> „Denen Karten-Kegel-Bret und anderer Spiele Feinden / übergiebet Zur Belustigung ihrer müssigen Stunden / gegenwärtige Bogen / Dero Gleichgesinnter Archiero Cornemico“, *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>995</sup> „Daß ich aber ihnen / Hochschätzbare Gönner und Freunde / gegenwärtige geringe blätter zueignen wollen / darzu hat mich die Gleichförmigkeit ihres und meines Gemüthes veranlasset. Denn hätte ich sie den jenigen zuschreiben sollen / welche das jenige lieben / dessen wir übrigen abgesagte Feind sind / so wäre zu besorgen gewesen / die Mäuse möchten sich ehe über dz Papier und die fette Drucker-Farbe erbarmet haben / ehe die Herrn Spieler sich von ihren nöthigen Verrichtungen so viel abgemüssiget /

dazu, dass er auf zeitgenössische Klagen über eine angebliche Bücherschwemme ungewöhnlich gelassen reagiert. Sein Argument lautet, es würden immer noch mehr Spielkarten als Bücher gedruckt:

Ich muß allezeit lachen / wenn man sich über das viele Bücherschreiben / und daß desselben nimmermehr kein Ende werden wolle / beschweret / da ich hingegen niemals einigen Menschen klagen hören / daß des Kartenmachens kein Ende sey / da doch selbige in unterschiedenem Format / so oftmals wieder aufgelegt werden / daß die Leute von diesem Handwerck viel mehr zuthun haben / als die Buchdrucker.<sup>996</sup>

*Cornemicus* äußert sich dann kurz zu den Umständen, unter denen *Der Gute Mann* entstanden ist, und begründet sein Schreiben primär mit persönlichen Motiven: Vor einem knappen Jahr sei er aus Rom auf seinen Landsitz zurückgekehrt, wo verschiedene Angelegenheiten seine persönliche Anwesenheit erforderten. Hier habe das Schreiben „an gegenwärtiger Reise-Beschreibung des eifersüchtigen Cornuto“ geholfen, seine Isolation und seine Sehnsucht nach fernen Ländern zu kompensieren.<sup>997</sup>

An späterer Stelle wird die Lektüre des vorliegenden Romans dann solchen Freizeitbeschäftigungen zugeordnet, „welche zugleich nutzen und ergetzen. Dann ich frage / was nützlicher / als in anderer Leute Thorheit seine eigene bespiegeln / und sich je mehr und mehr in der Tugend Vollkommenheit befästigen?“<sup>998</sup> Die Geschichte soll demnach der Selbsterkenntnis und der moralischen Stärkung ihrer Leser dienen. Diese Zweckbestimmungen und die dabei genutzte Spiegel-Metaphorik sind einschlägig für die Gattung der Satire, in deren literarische Tradition der vorliegende Text nun auch gestellt wird.

---

und die wenigen Zeilen durchlesen hätten.“ *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>996</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>997</sup> „Es ist noch kein gantzes Jahr verflossen / als ich Italien / und in demselben das weltberühmte Rom / als eine Wohnstadt der herrlichsten Geister und Wunderwercke verließ / um der Annemlichkeit meines geliebtesten Vatterlandes wiederum zuzugewinnen. Nun muß ich zwar bekennen / daß ich mich nach Verfließung etlicher Wochen / da ich der stillen Ruhe nach außgestandener Reise genossen / von neuem über die massen sehr in die Beschauung frembder und von mir noch nicht besuchter Länder verliebet hatte / welcher Gedancken ich mich doch auf eine kurtze Zeit nothwendig entbrechen solte / angesehen eine dringende Nothwendigkeit wegen meiner geringen Privat-Sachen obhanden war / worbey ich nothwendig in Person seyn musste. So oft mich nun dergleichen Begierde / wie den verliebten Leuten zugeschehen pfliget / ankam / setzte ich mich in Ermangelung anderer Gesellschaft / welche bey dem einsamen Landleben meistens mangelt / auf mein Studier-Stübgen / u. verfertigte etliche Zeilen an gegenwärtiger Reise-Beschreibung des eifersüchtigen Cornuto, damit ich gleichwohl / wo nicht würcklich / dennoch mit der schnellen Post meiner Gedancken hier und dorthin kommen / und dergestalt eine Ergetzung mit der andern vertreiben möchte.“ *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>998</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

Unter ausführlichem Rekurs auf die Inschrift an der römischen Statue des Pasquinus,<sup>999</sup> von der der pseudonyme Autor behauptet, sich ihren Wortlaut eigenhändig auf seine „Schreib-Tafel“ notiert zu haben, wird „die Satyrische Art / der Laster Abscheulichkeit zubeschreiben“ gerechtfertigt, sofern der Impuls des Schreibens nicht „die schändliche Privat-Rache“ ist.<sup>1000</sup> Es ist so ungewöhnlich wie provokant, dass das satirische Verfahren ausgerechnet unter Hinweis auf die römischen Pasquillen, die als Schmähschriften gelten und seit der Reichspolizeiordnung von 1548 einen strafbaren Tatbestand bezeichnen,<sup>1001</sup> verteidigt wird. Die Bemerkung fungiert indes in mehr als einer Hinsicht als gattungsbildende Referenz: Mit ihr wird nicht nur auf die römische Tradition, auf ein unter Studenten populäres Medium,<sup>1002</sup> sondern auch auf einen vorangegangenen Politischen Roman, nämlich *Die Politische Colica* von Johannes Riemer verwiesen. In der Vorrede zu Riemers Roman fungiert der pseudonyme Autor ABC als Herausgeber und Vollender der Schrift eines Freundes, der nach Italien aufgebrochen sei, um die Statuen des *Pasquini* und des *Marphorii* zu besuchen, wo er genaueres über „den Wahren Unterscheid / zwischen der Satyr und der vorbotenen Basquill“<sup>1003</sup> erfahren wolle. *Archierus Cornemicus* beschreibt sich hier als einen solchen Autor, ohne konkrete Bezüge herzustellen. Bei ihm fällt der Begriff Pasquill selbst freilich nicht.

Solche Äußerungen lösen offenbar genau den Verdacht aus, den sie scheinbar dementieren wollen. Jedenfalls nutzt der Weißenfelser Hof im Januar 1681 den

---

<sup>999</sup> Die Inschrift wird folgendermaßen zitiert: „Lapis loquitur: Forsan lapides increpat. Romae olim, quot homines, tot Statuae. Hodie tot lapides; quot homines. Nisi tu faceres quae loquor, Mutus ego lapis essem. Lapis latrat; canis est: forsan fures videt. Video te & rideo. Odia non audio. Forsantu alapas lapidi, Non laesurus, laederis: Impinges, nonpunges. Ego neminem laedo, nisi malos. Accede si bonus es. Audi me loquentem, & vitam corrige, ne vitia tua omnes loquantur. Si me conteris, In plures lapis lapides abibit, Etiam lapilli loquentur.“ *Cornemicus: Mann. 1682*, unpaginierte Widmung. – Vgl. die knappe Wortgeschichte des Begriffs *Pasquill* von Hess im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. 2003, S. 31–34.

<sup>1000</sup> *Cornemicus: Mann. 1682*, unpaginierte Widmung.

<sup>1001</sup> Vgl. Schmidt: *Libelli Famosi*. 1985, S. 15f.

<sup>1002</sup> Christian Weise nennt das Schreiben von Pasquillen und das Duellieren in einem Atemzug als Kennzeichen einer offenbar faszinierenden, für ihn aber verabscheuenswürdigen „Burschenmanier“: „Und in Warheit / es ist ein Wunderthier / daß viel tausend Leute mit sich in das Verderben geföhret / das heist mit einem Worte Pursch=Manier / das man Studentisch leben / und den Respect dieses löblichen Ordens mit Waffen und mit Pasquillen defendiren soll. Allein wer die Sache recht bedenckt / der muß sich über der allgemeinen Eitelkeit verwundern.“ Weise: *Politischer ACADEMICUS*. 1685, S. 15. Auch Zarncke, der die Akten der Leipziger Bücherkommission durchgesehen hat, betont die Ubiquität von Pasquillen, vgl. Zarncke: *Christian Reuter*. 1884, S. 480.

<sup>1003</sup> Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 165.

justiziablen Terminus „famos-Schrift“,<sup>1004</sup> um die Leipziger Bücherkommission anzuweisen, nach dem Roman *Der gute Mann* zu forschen, „dardurch nicht nur die Jugend und ein ieden das Christliche Gemüthe geärgert, sondern auch viel Ehrliche Leüte angegriffen und geschmähet worden“. <sup>1005</sup> Es ist bezeichnend, dass man bei Hofe Johannes Riemer der Autorschaft verdächtigt, ohne andere Personen gänzlich ausschließen zu wollen.<sup>1006</sup> Die lange und öffentliche Tradition der an die weltbekannte Säule gehefteten satirischen Schriften spricht für *Cornemicus* dagegen dagegen, dass sie großen Schaden verursachen. Außerdem referiert er die allgemeine Überzeugung, dass alle Versuche, solche kritischen Stimmen zum Schweigen zu bringen, vergeblich bleiben. Mit dieser selbstbewussten, pragmatischen und gänzlich profanen Argumentation wird die gewählte Gattung in provozierender Weise gerechtfertigt.

Der Schwerpunkt der Widmung liegt indes auf der Diskussion der Frage, ob die im Titel einiger deutschsprachiger Neuerscheinungen behaupteten politischen Bezüge gerechtfertigt seien. Gemeint sind die Politischen Romane, angesichts deren Popularität *Cornemicus* begründen zu müssen glaubt, „warum ich dz ansehnliche Beywort oder Epitheton in der Benennung des guten Mannes mit Willen vermieden habe“. <sup>1007</sup> *Der gute Mann* erscheint vermutlich zur Herbstmesse 1680, und *Archierus Cornemicus* ist damit wohl der erste Autor (außer Christian Weise), der sich nach dem durch Riemers Roman hervorgerufenen Weißenfelser Skandal öffentlich mit den neuartigen Politischen Titeln – und das sind zu diesem Zeitpunkt eben vor allem Schriften Riemers – auseinandersetzt.<sup>1008</sup> Auffällig ist auch, dass sich anhand der intertextuellen Verweise nicht erkennen lässt, ob *Cornemicus* der Weise'sche *Bericht* bekannt war. Die literatur- und gesellschaftskritische Diskussion vollzieht sich als vom Autor vergegenwärtigtes Gespräch zwi-

---

<sup>1004</sup> Vgl. die entsprechende Akte im Leipziger Stadtarchiv, SL TIT XLVI 152, Bl. 81.

<sup>1005</sup> Vgl. SL TIT XLVI 152, Bl. 84.

<sup>1006</sup> Vgl. SL TIT XLVI 152, Bl. 87. Für Tobias Heidenreich gilt die typographische Zusammenstellung der Titel im Messekatalog als Indiz für einen gemeinsamen Verleger. Man lässt ebenfalls nach den vorangekündigten Titeln recherchieren, siehe unten.

<sup>1007</sup> Nur wenn man voraussetzt, dass derartige Titelformulierungen sehr erfolgreich waren, ist die Behauptung sinnvoll, es wäre besser gewesen, „die lustigen Begebenheiten des wohl verordneten Hörner-Inspectors Cornuto unter dem Namen des Politischen Hirsch-Wildprets“ anzukündigen. Vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1008</sup> Dazu will *Cornemicus* ausdrücklich seine „Meinung / jedoch ohne iemands Beleidigung / offenhertzig an Tag geben“. *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

schen ihm und einem hohen römischen Hofbeamten, also einem arrivierten *Politicus*.

*Cornemicus* berichtet, er habe während seines Italienaufenthaltes dem Minister eines großherzoglichen Hofes als Übersetzer der „neuen und curieusen Bücher / so damahls in Teutschland gedruckt wurden“, gedient.<sup>1009</sup> Angesichts eines solchen, ungenannt bleibenden „Tractätlein[s]“ fragt nun der italienische Hofmann irritiert:

... ob uns Teutschen denn die Politique so läufig wäre / daß sie den Stall-Jungen und alten Weibern auch nit verborgen bliebe: bey ihnen wüste er wol daß die Politique von allen Bagatellen und possierlichen Begebenheiten / die unter Privat-Personen vorgiengen / befreyet wäre; könte also nichts Politisch genennet werden / als was mit der Regier-Kunst und Erhaltung des allgemeinen Staats zu schaffen hätte.<sup>1010</sup>

Der fingierte deutsche Autor widerspricht dieser Auffassung nicht direkt; stattdessen wechselt er die Gesprächsebene und weist auf den populären Sprachgebrauch, seine Dynamik und Relevanz hin. So gibt er zu bedenken, „man dürfte der eigentlichen Bedeutung eines jedwedem Wortes nicht so scharff nachhängen / sonst würden die meisten Redens-Arten einer grossen Reformation unterworfen seyn“.<sup>1011</sup> Damit wird die umgangssprachliche gegenüber der definitionsgemäßen Bedeutung eines Begriffs aufgewertet: Die Sprache sei, so *Cornemicus*, mit einem Kartenspiel zu vergleichen, in dem „die Worte [...] den Karten Blättern gleich / [...] so viel gülten / als viel ihnen die Spielenden zudeuteten.“<sup>1012</sup> Dieser Vorstellung vom Sprachspiel entsprechend, lässt sich die Frage nach der Bedeutung des Begriffs Politik weniger normativ, sondern eher empirisch beantworten, nämlich mit dem Hinweis auf seinen faktischen Gebrauch innerhalb der Gemeinschaft aller Sprecher.<sup>1013</sup> Wie *Cornemicus* ausführt, hat auch der populäre Sprachgebrauch seinen sachlichen Grund: Intrigen und Täuschungen erschienen als wesentliche Merkmale hoher Politik, und so habe man begonnen, „alles was ein an-

<sup>1009</sup> *Cornemicus*: Mann. 1682, unpaginierte Widmung. Die folgenden Überlegungen finden sich teilweise bereits in Wicke: *Beer*. 2003.

<sup>1010</sup> *Cornemicus*: Mann. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1011</sup> *Cornemicus*: Mann. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1012</sup> *Cornemicus*: Mann. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1013</sup> In gleicher Weise lässt auch Christian Weise den Hofmeister Gelanor in *Die drey ärgsten Ertz-Narren* gegen einen Sprachpuristen nach der Art Philipp von Zesens argumentieren, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 128,23ff. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 118].

der Ansehen von sich spüren ließ / als es in der Wahrheit hätte / Politisch zu nennen“.<sup>1014</sup> Festzuhalten ist, dass damit immer ein kritischer Anspruch der Rede vom Politischen impliziert ist. Doch anders als der deutsche Autor kann der italienische Minister dieses umgangssprachliche Verständnis nur als Missbrauchs- und Verfallserscheinung begreifen. Den Erläuterungen *Cornemicus*’ entnimmt er lediglich, „daß der unverständige Pöbel die alleredelsten Sachen mit schändlichem Mißbrauch besudelt“.<sup>1015</sup> Entsprechend der hierarchischen Gesellschaftsordnung sind für den italienischen Staatsmann auch die Sprecher einer Sprache nicht prinzipiell gleichberechtigt, sondern vertreten höchst unterschiedliche Geltungsansprüche. Der hochrangige Staatsmann beharrt er auf einem normativen Anspruch der Politik und ihrem moralisch verpflichtenden Charakter. Der „unverständige Pöbel“ sollte von Gelehrten korrigiert werden, diese sollen „die güldene Gelehrsamkeit auß dem Hauffen der Unwissenden ziehen“,<sup>1016</sup> sie sollen den esoterischen und elitären Charakter des Wissens verteidigen. Der italienische Minister vertraut dementsprechend abstrakter Begriffsbestimmung und akademischer Definitions-macht, wenn er behauptet,

[d]ie Politique ist eine so edle Disciplin, daß sie von der Spitzbüberey der Untugendhafften gänzlich abstrahiret: Nun kan man solche Sachen / welche auch nicht den geringsten Schatten eines Politischen Wesens haben / so wenig mit diesem Worte belegen / so wenig man von einem Ertz-Betrüger / welcher sich vor jederman ehrlich stellet / sagen kan / daß es ein ehrlicher Betrüger sey.<sup>1017</sup>

Hier wird Politik als Disziplin bestimmt, eine geregelte Form des Wissens. Als ausgezeichnete und privilegierte, abstrakte und normative Wissenschaft ignoriert die politische Lehre das arglistige Handeln einzelner Menschen. Der Vergleich der Begriffe ‚Politik‘ und ‚Betrüger‘ und ihrer Definitia verdeutlicht das Wesen politischen Wissens: Ein Betrüger, der so tut, als sei er ehrlich, bleibt doch ein Betrüger, und ein ehrlicher Betrüger ist eine *contradictio in adjectio*. Wie es nun zum konstituierenden Kriterium eines Betrügers gehöre, unehrlich zu sein, so sei das Wesen der akademischen Lehre von der *Politique* edel. Implizit wird damit freilich von der politischen Theorie auf die politischen Verhältnisse geschlossen. Aus dieser Perspektive können Sachverhalte und Themen, die nicht hochwertig,

---

<sup>1014</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1015</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1016</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

<sup>1017</sup> *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung.

anspruchsvoll oder vornehm sind, nicht als politische Angelegenheiten gelten. Mit dieser Stellungnahme des italienischen Staatsbeamten endet der Bericht über diesen „Discurs“. Mit den Reaktionen des italienischen Beamten begründet *Cornemicus* seinen Verzicht auf das populäre Epitheton: Er relativiert zwar die „Autorität des vornehmen Mannes“, doch lasse solcher Tadel die Politischen Titel in einem zweifelhaften Licht erscheinen. *Cornemicus* verzichtet also auf einen Politischen Titel für seine eigene Satire, um unnötigen Spott zu vermeiden.<sup>1018</sup>

Die Widmung schließt mit der bereits zitierten beschwichtigenden Stellungnahme zu den Beschwerden „über das viele Bücherschreiben“ – und der Ankündigung zweier weiterer Satiren, deren Veröffentlichung vom Urteil des geschätzten Publikums abhängig gemacht wird.<sup>1019</sup> Es ist selten, dass ein Autor in der Widmung weitere Titel ankündigt; dazu wird in den meisten Fällen das Ende der Vorrede genutzt. Solche Vorankündigungen legen nahe, dass die Widmung des Romans *Der gute Mann* eher als Vorrede für einen kleinen Kreis vermeintlich anspruchsvollerer Adressaten zu verstehen ist.

Die eigentliche **Leservorrede** lässt sich eher als Reihe illustrierender Versatzstücke, denn als Argumentation beschreiben. An erster Stelle wird ein weit verbreitetes Bedürfnis nach neuartigen, insbesondere komischen Texten konstatiert. Unter diesen Umständen gebühre einem Autor besondere Anerkennung, wenn er fähig sei, „die heilsamsten Lehren der Politischen und Moralischen Weißheit unter einer lustigen Art zu schreiben vor[zustellen [...] / zumal anjetzo nichts mehr angenehm scheint / als was mit einer Possierlichen Decke (wenn ich mir die Freyheit nehmen wolte / würde ichs einen Pickelhärings Mantel nennen) ausgezieret ist“. Damit wird eine deutliche Verbindung zu Christian Weise hergestellt, der in der Vorrede zu seinem ersten lustigen Buch von 1672, *Die drey Ertz-Narren*, dieses als „possierliche Apothecker=Büchse“ bezeichnet hatte, deren Inhalt die

---

<sup>1018</sup> „So weit wurde der Discurs damals gebracht: Und wiewohl mich die Autorität des vornehmen Manns im geringsten nicht dahin verleiten konte / daß ich alles billigte was er vorbrachte / so wolte ich doch ins künfftige lieber von dergleichen abstehen / als jemand Anlaß geben über meine Schriften zu scoptisiren.“ *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Vorrede.

<sup>1019</sup> Bei den angekündigten Titeln handelt es sich um [D]es verstorbenen Staats Leich-Begängnusꝝ und *Der Satyrische Hoffmann*; *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Widmung. Beide Titel werden vermutlich vom Leipziger Verleger Johann Fritzsche mit dem Roman *Der Gute Mann* in einer gemeinsamen Rubrik des Messkatalogs zur Michaelismesse 1680 angekündigt. Sie sind nicht als Vorankündigungen gekennzeichnet. Grundsätzlich haben solche Ankündigungen für Autoren und Verleger die Funktion, die Titel im Gespräch zu halten und die Nachfrage im Buchhandel vorab zu testen. Vgl. *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1680, [D 1v]. Die Titel sind vermutlich nicht erschienen.

Leser heilen könne.<sup>1020</sup> *Cornemicus* situiert sich in der Rolle eines Autors, der sich selbstverständlich als moralische Autorität versteht. Er will seine Belehrungen nach dem Geschmack eines großen Publikums aufbereiten, dem er ansonsten distanziert gegenübersteht. Wenn der popularisierende Gestus der Darstellung als Überstreifen eines „Pickelhärings Mantel[s]“ bezeichnet wird, so macht das die Geringschätzung eben des Publikumsgeschmacks deutlich, den er als Autor bedienen möchte. Die gewählte Metaphorik indiziert, dass er – wie Christian Weise – die dabei genutzten Stilmittel als der Sache äußerlich bleibende Verkleidung betrachtet.

Seinen eigenen Standpunkt gegenüber menschlichen Fehlern beschreibt *Cornemicus*, indem er auf zwei populäre Philosophen, Demokrit und Heraklit, zurückgreift:

Ich verlache der Menschen Thorheit mit Democrito, werde mir aber deswegen gleich wie Heraclitus die Augen nicht ausweinen / daß des Diogenis Latterne noch viel zu dunckel ist / rechte tugendhafte und verständige Menschen zufinden / weil ich mein Gesichte noch zu höhern Dingen gebrauchen muß / und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemüthe niemand vor eine Leichtsinigkeit ausdeuten.

Dabei distanziert sich der Autor von einer hoffnungslosen und verzweifelten Haltung, wie sie Heraklit verkörpert, um die Laster mit Demokrit lächerlich zu finden. Von diesem wird überliefert, er habe „ohne Unterlaß über die Eitelkeit und Thorheit derer Menschen“<sup>1021</sup> gelacht. Vor allem nutzt der Autor dieses traditionsreiche Motiv – das auch Erasmus von Rotterdam in seinem Widmungsschreiben an Thomas Morus nutzt<sup>1022</sup> –, um sich die Freiheit zu nehmen, weder die Menschen noch die menschlichen Fehler für überaus wichtig zu halten.<sup>1023</sup>

---

<sup>1020</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 61,4 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 6].

<sup>1021</sup> Zedler: *Universal-Lexikon*. 7. Band. 1734, Sp. 527f.

<sup>1022</sup> Er nutzt die Anspielung analog, um den Widmungsempfänger und dessen Weltsicht zu charakterisieren, vgl. Erasmus von Rotterdam: *Moriae Encomion*. 1967–80, S. 2/3.

<sup>1023</sup> Eine Darstellung von Demokrit und Heraklit findet sich auch in Sebastian Brants *Stultifera Navis*, Basel 1497. Die Figur Demokrits wird in der lateinischen wie in der deutschsprachigen Tradition häufiger für unterhaltende Literatur beansprucht, vgl. beispielsweise die Sammlung scherzhafter Dissertationen, *Dissertationvm Lydicarvm et Amoenitatvm, Scriptores varij. Editio nova et Aucta*. Leiden: Franziscus Heger, 1644, zu der auch der Titel *Democritus seu de Riso* von Erycius Puteanus gehört, oder ein das gesellige Gespräch unterstützender Titel wie *Lustiger DEMOCRITVS Das ist: Außersene Fragen / Politische DISCVRSEN, Kurtzweilige Schertz= Und Ehrliche GemüthsErgetzlichkeit: [...] ANNO M.DC.L.* Auch Harsdörffer präsentiert in seiner Sammlung trauriger und fröhlicher Geschichten *Heraclitus und Democritus*, eine Historie, die er vom Bischof von Belley Jean Pierre Camus übernahm: *Heraclitus und Democritus. Das ist C. (zweytes C.) Fröliche und Traurige Geschichte (Trauriger und fröhlicher Geschichte)*. Nürnberg: Michael Endter 1661. Die Funktion des Philosophenpaars, satirische Schriften zu legitimieren, erläutert grundlegend Suchomski: *Delectatio*. 1975, Exkurs IV, S. 252ff. Für den geistesgeschichtlichen Hintergrund im 16. und 17. Jahrhundert vgl.

Und auch der Bezug auf den philosophischen Spötter Demokrit spricht für eine deutliche Distanz des Verfassers gegenüber seinem Publikum.

Zu dieser herablassenden Haltung gehört auch der apodiktische Ton, mit dem *Cornemicus* sein Werk in guter satirischer Tradition als Lasterkritik ausweist. Dabei greift er die bereits von Christian Weise benutzte Metaphorik auf, akzentuiert diese jedoch anders: der Vergleich des lustigen Textes mit einer Dose voller Heilmittel soll weniger eine spezifische Darstellungsweise rechtfertigen, sondern fungiert als Berufung auf die Endoxa oder eben einen vermeintlichen *common sense*, mit der eine allegorische Lektüre als einzig angemessene Rezeption sowie einen moralischen Praetext unterstellt wird:

Jedermann der die Apothecker-Büchsen nicht wegen der vergüldeten Affen-Gesichter / sondern der darin enthaltenen Aloe liebet / wird mit zugeschlossenen Augen sehen / daß ich das allerschändlichste Laster des Ehebruchs und der Hurerey / welches nicht mehr vor Sünde / sondern vor eine anständige Höflichkeit unter dem undeutschen Worte *Courtesie* gehalten wird / durchhecheln wollen.

Zentrales Thema der Erzählung ist der allgemeine üblich gewordene Ehebruch, ein Phänomen, das nicht nur den Verlust moralischer Maßstäbe verdeutliche, sondern auch empirische Gründe habe. Eheliche Verbindungen würden mit falschen, unangemessenen Motiven eingegangen. *Cornemicus* stellt dem authentischen Gefühl das taktische Kalkül gegenüber:

Es ist nichts gemeiners als sich verehligten / hingegen nichts so seltsam / als ein glückliches Eheverbündnüß; dessen Ursache man nichts anders zuschreiben kan / als daß die Heyrathen nicht aus der Ehre des Allerhöchsten / oder einer reinen *Affection* und Liebe / sondern einer Politischen Staats-*Raison*, vornehmlich bey Stands-Personen / geschlossen werden. Zum öftern gehen die gezwungenen Kinder der Eltern unbillige Vorschläge so willig / als der Beer Tantzen / und der Hund das Bratenwenden ein; wie soll hernach die Liebe beständig seyn / welche noch niemals einigen Anfang genommen hat? Zugeschweigen / daß der Ehestand ohne dem mit vielen Verdrießlichkeiten angefüllet ist / welche durch den süßen Liebes-*Confect* müssen annehmlich gemachet werden / woferne nicht eine unglückliche Trennung / der noch nie recht vereinigten Gemüther erfolgen soll.

Der Hinweis auf die Heiratspraktiken „bey Stands-Personen“ als fundamentales Problem spielt die Liebesheirat gegen die Standesheirat aus und bereitet die verschlüsselten Episoden vor, in denen die problematischen Familienverhältnisse im Hause des Festungskommandanten *Frohdel* ausführlich geschildert werden.<sup>1024</sup>

---

Buck: *Democritus*. 1963. Darstellungen in der bildenden Kunst finden sich seit der italienischen Frührenaissance, vgl. den Art. *Demokrit und Heraklit* von Möller, RDK III. Stuttgart 1954. Sp. 1244–51.

<sup>1024</sup> Vgl. die kritischen Bemerkungen zu diesen „ungebührlichen Personalien“ im *Ausgekehrten Feuer-Mäuer-*

Die allgemeine Bedeutung des Themas wird sodann durch beiläufige Verweise auf die historische Literatur und aktualisierende Anschlüsse zusätzlich unterstrichen: Sei es, dass *Cornemicus* auf die ungeheuer große Zahl der Ehebrecher hinweist, indem er darauf aufmerksam macht, auf welche Schwierigkeiten die Vollstreckung des grausamen Gesetzes, mit dem nach Aristoteles ein gewisser Zaleucus die Ehebrecher in der Stadt Locrorum gestraft hat, gegenwärtig stieße.<sup>1025</sup> Sei es, dass die Ratschläge, die gemäß den *Annalen* des Tacitus bereits der römische Bürgermeister Messalinus seinen Beamten hinsichtlich ihrer Frauen gab, die weit zurückreichende Brisanz weiblicher Untreue belegen.<sup>1026</sup> *Cornemicus*, der sich mittels solcher Referenzen als der einschlägigen politischen wie historischen Literatur kundiger Autor ausgewiesen hat, präsentiert seine Erzählung abschließend vor dem Hintergrund eines fortschreitenden Sittenverfalls:

Drumm wird es niemand Wunder nehmen / daß sich *Vulcanus* Horn-Geschlechte  
nochmahls so weit ausgebreitet hat / da die Welt nicht besser / sondern von Tag  
zu Tag schlimmer worden / dannhero es mir an Materi nicht gefehlet hätte /  
meinen **Guten Mann** länger / als den grossen Roland auszudehnen / wenn mich  
meine Intention nicht zu andern Verrichtungen anstrengete.

Da es gegenwärtig wohl doppelt so viele betrogene Ehemänner gebe wie zu Tacitus' Zeiten, sei genügend Stoff für die Erzählung vorhanden gewesen, um bei ausreichender Zeit ein umfangreicheres Buch als Ariosts *Orlando furioso* verfassen zu können. Gleichwohl rangiere das Schreiben eines solchen Buches hinter den anderen Verpflichtungen des Autors.

Wie üblich schließt die Vorrede mit der Bitte des Autors um günstige Aufnahme des Textes. Auffällig ist, dass der Autor sich vage auf den Erfolg vorgegangener „Erfindungen“, also Inventionen beruft, ohne diese indes zu identifizieren: „Hiermit lebe wohl / geneigter Leser / und gib dem Guten Mann eben solche

---

*Kehrer*, [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. 93–100.

<sup>1025</sup> „Indessen bin ich versichert / wenn anitzo / als wie vor diesem / bey den Locrensern / nach Zaleuci Gesetze / den unflätigen Ehebrechern die Augen ausgestochen würden / man nicht Stöcke genug bekommen könnte / solche blinde Ungeheuer zu leiten.“ *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Vorrede. Der Passus findet sich bei Aristoteles: *Politika* II.10.

<sup>1026</sup> „Messallinus widerriethe auch schon zu seiner Zeit bey Tacito, lib. 3 Annal, c. 34. daß die Praesides ihre Gemahlinnen nicht solten alleine zu Hause lassen / sondern selbige vielmehr mit sich in die Provintzen nehmen / vix enim / praesenti custodia manere illaesa conjugia, quid fore, si per polures annos in modum discidiū obliterentur.“ *Cornemicus: Mann*. 1682, unpaginierte Vorrede. *Cornemicus* referiert hier auf eine Diskussion zwischen Valerius Messalinus und Severus Cäcina, die Tacitus in den *Annalen* wiedergibt: „Kaum, wenn die Männer selbst ihre Frauen hüten, bleiben die Ehen unverletzt. Was werde erst geschehen, wenn eine mehrjährige Trennung, wie bei einer Ehescheidung, das eheliche Verhältnis in Vergessenheit geraten lasse.“ Übersetzung von Walther Sontheimer, vgl. Sontheimer: *Tacitus*. 1964, S. 160.

günstige Blicke / als wie du bißher meine Erfindungen nicht ohne Ergetzung angeschauet hast.“ Diese vermeintlich authentischen Informationen zur historischen Person hinter dem Pseudonym werden sofort konterkariert durch dem Thema gemäß verschlüsselte Orts- und Zeitangaben („Gegeben zu Corneville den 26. Hornung / 1680. als der gehörnte Mond in das erste Viertel trat“).

Insgesamt wird der unter dem Titel *Der gute Mann* dargebotene Text durch seine provozierenden literarhistorischen Verbindungen mit den römischen Pasquillen, durch die kokettierende Auseinandersetzung um die Angemessenheit einer politischen Titels sowie durch den insistierenden Hinweis auf ehebrecherische Verhältnisse unter „Standes-Personen“ – immerhin das unter moralischen Prämissen gewählte Thema der Erzählung – in einer Weise konnotiert, die geeignet ist, politische Amtsträger argwöhnisch zu machen.

#### b) Johannes Riemer: *Der Politische Stock-Fisch* (1681)

*Der Politische Stock-Fisch* ist bereits der dritte politische Titel von Johannes Riemer, vermutlich erschien er zum Jahreswechsel 1680/1681. Unmittelbar nach Erscheinen veranlasste der Weißenfelser Hof, vertreten durch den Rat Tobias Heidenreich, die Leipziger Bücherkommission nach diesem „Schand=buch“ zu recherchieren, das „von einem verdächtigen bösen Menschen zum Druck gegeben“<sup>1027</sup> worden sei. Die leider nur bruchstückhaft überlieferten Akten der Leipziger Bücherkommission bezeugen die Wachsamkeit der Weißenfelser Regierung gegenüber den kleinformatischen politischen Titeln zu Beginn der 80er Jahre. Die Bezeichnung des Riemer'schen Romans als „Schand=buch“ sowie die des mutmaßlichen Verfassers als „verdächtigen bösen Menschen“ war indes zunächst einmal der Notwendigkeit geschuldet, die städtische Behörde durch ein entsprechendes, justiziables Vokabular zum Handeln zu drängen. Nur unter diesem Vorbehalt können die zitierten Passagen als Aussagen über die Politischen Romane verstanden werden. Gleichwohl ist anzunehmen, dass Johannes Riemer, der die Produktion Politischer Romane nach dem Tod Herzog Augusts eingestellt hat, dies aufgrund einer entschiedeneren Haltung des Weißenfelser Hofes tat. An diesem Bei-

---

<sup>1027</sup> Der Weißenfelser Hof fordert die Leipziger Bücherkommission in den ersten Monaten des Jahres 1681 wiederholt auf, den Verkauf der Romane *Der Gute Mann* und *Der politische Stock-Fisch* zu unterbinden und Verleger und Drucker zu verhören, um die Namen ihrer Autoren zu erfahren. Im Falle Riemers, der bereits im Januar von der Witwe Johann Fritzsches ausdrücklich als Autor genannt wird, wird auch dringend um das „Concept des Autoris, welches vermuthlich bey dem Verleger, oder Drucker, zu finden seyn wird“, gebeten. Vgl. die Akten im Leipziger Stadtarchiv: SL TIT XLVI 152, Bl. 85 und öfter.

spiel wird auch deutlich, in welchem Maße die Politischen Romane zu Beginn der 80er Jahre unter dem Verdacht der Verleumdung stehen.

Der Roman *Der Politische Stock-Fisch* wird von mehreren Einleitungen gerahmt, die das Werk in unterschiedliche Kontexte stellen und verschiedene Adressaten ansprechen. Offenbar liegt das Kalkül gerade in dessen mehrdeutiger Präsentation, um einen formalen, inhaltlichen oder gar gattungsgenerierenden Zusammenhang zu vorangegangenen Politischen Romanen zu veruncindeutigen.<sup>1028</sup> Insgesamt wird der Text weniger als aggressive Satire denn als konstruktive Parabel mit einem identifikatorischen Helden angekündigt. Die Vorrede verquickt misogynen Anzüglichkeiten mit biblischen Lebensregeln; sie versucht das Interesse junger Männer zu wecken und zugleich geistlicher Kritik vorzubeugen.<sup>1029</sup> Ein weiterer, von der Vorrede auch typographisch deutlich getrennter Abschnitt, an den die Erzählung dann unmittelbar anschließt, expliziert das zugrundeliegende Verständnis von politischer Klugheit: Eine kluge Eheschließung wird dabei als einer von drei entscheidenden Momenten verstanden, die das eigene Leben zu prägen vermögen. Dazu gehören weiter ein erfolgreicher Dienstantritt, sowie die Fähigkeit, sich herrschaftlicher Gnade zu versichern.

Mit seiner Behauptung, es sei die „größte Kunst in der Welt [...] / wol und glücklich [zu] heyrathen“ [329,2] wendet sich Johannes Riemer in der **Vorrede** an junge Männer, die eine Frau fürs Leben suchen. Er betont anfangs, man solle die Entscheidung für eine Heirat nicht leichtfertig, sondern überlegt treffen, um „die Zukunft seines Lebens auf eine gewisse Staffel seiner immerwährenden Befriedigung [zu] stellen“. Mit einer Eheschließung scheint der natürliche und sich selbst verstehende Prozess des Heranwachsens abgeschlossen, zu dem auch die Bildung einer potenten männlichen Identität gehört. Die Wahl einer geeigneten Frau erscheint als voraussetzungsreiche Entscheidung: „Nichts leichters ist / als ein Mann werden / und ein Weib zu erlangen. Aber nichts schwerers ist auch / als ein Weib zu bekommen / nemlich ein solches / welches nicht nur dem Bette / sondern auch dem Hause wol anstehet“ [329,9f].

Nun werden einige exemplarische Frauengestalten vorgeführt, die sich für die Ehe gerade nicht eignen. Riemer wählt einen so drastischen wie populären Ein-

---

<sup>1028</sup> Grimminger sortiert diesen Titel aus, ignoriert indes die leserlenkende Funktion der Paratexte, vgl. Grimminger: *Geschichte*. 1980, S. 652.

<sup>1029</sup> Vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 44.

stieg, wenn er gegenüber seinen Zeitgenossen die Gefahr einer verkehrten Welt, genauer: die Verkehrung der Geschlechterhierarchie heraufbeschwört: „Es ist nunmehr so weit kommen / das das Frauenzimmer selbst heyrathet / und manchmal der Elissa zu Carthago ihr Kunst=Stückigen braucht“ [329,11f.]. Einer misogynen Tradition der *Querelles des Femmes* entsprechend, wird das Verhältnis von *Elissa* alias *Dido* zu *Aeneas* als illegitimer weiblicher Heiratswunsch gedeutet.<sup>1030</sup> Auch die folgenden Beispiele geben Gelegenheit zu spöttischen und schlüpfrigen Bemerkungen: „Wiewol dieses unter das Unglück der Jungfern zu rechnen / und zu verwundern / daß dieselben / wann sie ausgleiten / meist auf den Rücken fallen“ [330,28]. Kritisiert werden eigenständige Heiratsabsichten von Frauen, damit verbundene Putzsucht und falsche Freundlichkeiten, ihr ausgeprägter Vergnügungswillen, die Vortäuschung guter Sitten und fehlgeleitete Neigungen, insofern sie sich für Beredsamkeit, Musik und Tanz interessieren und nicht für das Kochen und Putzen. So gebe es Frauen, die „von außen erbar thun“, aber „des Nachts in Mannes Habit auf der Gasse mit vollen Kerln herum graßiren / des Tages aber / nach der Kirche zu / so enge Schritgen fassen / als wie die Pferde auf der Weide / denen die Förder=Füße mit einem Bande zusammen gefässelt“.<sup>1031</sup>

Nur beiläufig werden dagegen die Betrügereien der „jungen Kerle [...] / so auff Freyers=Füssen gehen“ und Reichtum und Gelehrsamkeit vortäuschen, behandelt. Viele Männer hätten große und falsche Ansprüche, sie wollten „eine Schöne / Vornehme und Reiche haben“ [330,32ff]. Es gebe Männer, die „in ihrer Wahl gar zu delicat“ seien. Der Autor behauptet, selbst einen Mann gekannt zu haben, der sich eine unberührte, schöne, reiche, vornehme, kluge und gebildete Frau gewünscht habe, deren Familie ihn überdies mit „einen austräglichen Dienst / noch vor dem Verlöbniß“ versorgen könne. Da habe er ihm geraten, er solle sich so eine vollkommene Person malen lassen [331f.].

Getadelt werden sodann die Versuche von Männern, sich „ohne Gott und Vernunft und außer dem Zweck der Ehe [...] zu verehlichen“ [331,18f]: Als Ursachen gelten lange Studien, ausgedehnte Reisen und zahlreiche Liebesverhältnisse, ohne dass die Herren in all den Jahren für ein ausreichendes Vermögen gesorgt

<sup>1030</sup> Die Verurteilung der Dido ist vielleicht der Bearbeitung von Georges de Scudery (1636) entnommen, der sie als galante Kokotte darstellt. Vgl. Meier: *Didotragödien*. 1926. Allgemein zur Rezeption der Dido: *Die Galerie der Starken Frauen*. 1995, S. 216ff.

<sup>1031</sup> Riemer: *Stockfisch*, 1681, S. 329f.

hätten, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Erwähnt werden auch Männer, „welche überaus große Liebhaber der schönen Jugend“ seien, aber eine alte Witwe heiraten, um von deren Geld zu leben. Indem er die Schwierigkeiten einer gelingenden Eheschließung ausführlich entfaltet, rechtfertigt Johannes Riemer die Veröffentlichung der vorliegenden Geschichte. Sie verspricht – gewissermaßen als Hilfe zur Selbsthilfe – , ihr Publikum mit den nötigen Mitteln bekanntzumachen,

wodurch ein jedweder nächst der Furcht GOTTES zu einer angenehmen Heyrath sich selbst befördern kan, dieweil allzugewiß / daß wer die Wollust flieheth / und sein Gefäß / es der Apostel nennet / von der Lustseuche unbeflecket / in der Heiligung und Ehren behält; endlich die Früchte seiner Zucht in einer gesegneten und glücklichen Ehe schmecket / und ein geruhiges Leben davon trägt. [332,17f.]

Dieser sentenzenhafte Schluss der Vorrede stellt eine kausale Verbindung von sexueller Selbstbeherrschung und sittlicher Zucht mit einer „glücklichen Ehe“ und einem in umfassender Hinsicht beruhigten Leben her. Dabei verleiht das biblische Zitat aus dem Brief des Apostel Paulus an die Thessaloniker (1. Thessaloniker, 4,4) dem nachfolgenden Text ein moralisch einwandfreies Image – das freilich vom Nachwort wieder relativiert werden wird.<sup>1032</sup>

Auf die das allgemeine Thema rechtfertigende Vorrede folgt eine weitere **Einführung**, die die dem Text zugrundeliegenden moralischen Prämissen, insbesondere das Klugheitsideal erläutert.

Derjenige ist klug genug / welcher in der Welt einen spitzfindigen Possen machen kan / wodurch er zwar dem Nächsten auf keinerley Weise schaden / oder das Gewissen verletzen / sein Glück und Zustand aber / biß auf den letzten Punct seiner zeitlichen Ewigkeit / Hauptsächlich anbauen / und befestigen kan.

Im Folgenden grenzt Riemer den Kreis kluger Leute und den Begriff des Possens ein: gemeint seien weder „faule[s] Geschwätze“ noch bierselige Spöttereien arbeitsscheuer Leute [333,5ff]; auch keine „Zotten Schmiede“, die erwachsene Ohren beleidigten und die jugendliche Gemüter beiderlei Geschlechts verdürben [333,17].

Stattdessen spreche er von Leuten, „welche durch ungemene Klugheit auff eine lustige Art ihrem Glücke helffen: Das ist / zum Scheine etwas vornehmen / welches andern Leuten zu einen guten Zweck undienlich deuchtet; so aber dennoch

---

<sup>1032</sup> Es gibt – gegen Mayer – keinen Anlass, von einer „dezidiert christliche[n] Erzählperspektive“ zu sprechen, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 97f.

im ausgange glücklich ist“ [333,20ff.]. Nun wird das Verhältnis von „wohlgeübte[r] Vorsichtigkeit“ und willkürlicher Fortuna näher bestimmt. Riemer stützt seine Argumentation durch den Verweis auf das Gleichnis vom ungerechten Haushalter (Lukas 16), betont aber, „weltliche[...] Klugheit“ müsse „unschädliche Klugheit“ sein [333,27ff.]. Mit Verweis auf den Prediger Salomo wird zwar der protestantischen Gnadenlehre zugestimmt, aber doch nicht ausgeschlossen, dass eine gewisse „Vorsichtigkeit“ des Einzelnen zum Glück beitragen könne. Diese lässt sich als Fähigkeit verstehen, Chancen zu ergreifen, und wird als situationsadäquates Verhalten gegenüber dem abstrakten Kalkül menschlichen Verstandes abgegrenzt [334,1ff.]. Schwierig sei es einerseits, den Weg zum Glück zu finden, und andererseits, sich auf diesem Weg vorsichtig zu verhalten. Der Aufmerksamkeit bedürfen hier sowohl das „Gewissen“, das nicht verletzt, und als auch die Mitmenschen, die nicht beleidigt werden dürfen [334,9ff.].

Den Titel des Romans führt Johannes Riemer auf ein Sprichwort zurück, das er indes in eigenwilliger Weise deutet: Menschen, die zu solchem klugen und flexiblen Verhalten fähig seien, würden oft Stockfische genannt, auch wenn keiner sagen könne, woher dieses Sprichwort stamme. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Autor hier ernsthaft versucht, eine vom allgemeinen Sprachgebrauch abweichende Bedeutung glaubhaft zu machen, oder bereits dem paratextuellen Rahmen eine ironische Dimension verleihen möchte.<sup>1033</sup> Er mutmaßt, eine Analogie bestehe darin, dass der Stockfisch sich schwer fangen lasse, weil er dem ausgelegten Netz immer wieder mit verschiedenen Listen entkomme:

Man will sagen / daß dem Stockfische / wenn er gefangen wird / sehr klug müsse nachgestellt werden; und daß fast nicht zu glauben / auf wie vielerley Art und List derselbe aus der Bestallung durchzugehen pflege. Deßwegen man davor hält / es sey das Sprichwort daher kommen und ein solcher Mensch / welcher sich und seinen Vortheil mit unschädlicher List dienet / und die wieder sich versuchte Klugheit zu seinem Interesse brauchet / ein kluger Stockfisch genennet worden. [334,17]

Nun leitet der Autor zum Protagonisten des Romans namens *Solande*, Sohn des Stadthalters von Taranta, über, der „den Titul eines klugen Stockfisches“ in be-

<sup>1033</sup> Gewöhnlich wird als *Stockfisch* ein Mann bezeichnet, der weder gute noch feine Sitten hat. Beispielsweise wird in Georg Wickrams *Rollwagenbüchlein* ein Mann, der seiner Frau jeglichen geselligen Umgang verbietet, um einen Ehebruch zu verhindern, *Stockfisch* und *Tüppel* genannt. Vgl. Wickram: *Von einem großen Eijerer* [1555]. In: Wickram: *Sämtliche Werke*. 1973. Band VII. S. 161f. In den *Drey Ertz-Narren* findet sich eine Episode, in der ein mürrischer Kutschengast die arglose Rede von einem Stockfisch auf sich bezieht und als Beleidigung versteht. Vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 260,9f. Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, [S. 343f.]. Im herabsetzenden Sinn auch bei Johann Beer, vgl. Beer: *Staatsmann*.

sonderem Maße verdiene. Die thematische Einleitung erläutert erst das Klugheitskonzept, bevor die Figur als Held – und das heißt hier: als exemplarische Verkörperung dieses „Vermögens“ – vorgestellt wird. Solande habe sich in dreierlei Hinsicht als „hauptkluge[r] Stockfisch“ erwiesen:

1. Wie er die schönste und reichste Dame / in gantz Taranta bey seiner Armut erlanget. 2. Wie er zum Dienste kommen. Und dann 3. Mit was vor Politischen Künsten er sich in allgemeinen Veränderungen zu Hofe bey des Königes Gnade immerdar erhalten. [334,32ff.]

Das vorliegende „Tractätlein“ behandelt lediglich die Heirat des „Weltklugen Solanden“ [335,5f], durch die es ihm gelingt, reicher als alle anderen in der Stadt zu werden. Den „Politischen gelehrten Leuten“, die sich weniger für die vorliegende Liebesgeschichte als vielmehr für die spätere Karriere *Solandes* interessieren, wird die Fortsetzung der Erzählung bereits für die „nechstkommende Messen“ versprochen. Auch die anderen beiden Themen sollen dann in eigenen Büchern „mit allerhand Politischen Anmerckungen [erscheinen und] nicht ohne Belustigung“ gelesen werden können.

Die Einleitung dient erkennbar dazu, die vorliegende Liebesgeschichte in den Kontext politischer Klugheit zu integrieren – und der politischen Elite als Unterhaltungsliteratur zu empfehlen.<sup>1034</sup> Zu diesem, und mir scheint: nur zu diesem Zweck werden auch die beiden Fortsetzungen angekündigt, die mit der „Manir / zu einen Ampte zu gelangen“ und der „Kunst / in des Königes Gnade zu bleiben“ thematisch einschlägigere Aspekte behandeln sollen. Das **Nachwort** jedenfalls, das Solandens „Klugheit zur Heyrath“ resümiert, weiß von diesen geplanten Fortsetzungen nichts mehr, sondern kündigt stattdessen „die Politische Mutter Beschwerung“ an [467,39ff.].<sup>1035</sup> Hier, am Schluss der Geschichte, erscheint die Vorbildlichkeit ihres Helden zweifelhaft, so dass sich der Autor von seiner Gestalt etwas distanzieren muss. Nur so lässt sich die reine Lehre souveränen und

---

[1700] 2002, S. 155,28.

<sup>1034</sup> Mayer konstatiert in diesem Zusammenhang ein „widersprüchliche[s] Verhältnis zwischen göttlichem Walten und menschlichem Tun“, Vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 68. Was Mayer als geistesgeschichtliche Problemkonstellation begreift, ist indes auch auf den unterschiedlichen performativen Status von Textelementen zurückzuführen. Grimminger konzediert politische Impulse der Handlungsführung (Solandes Reise diene ursprünglich dazu, sich die bei Hofe nötige Klugheit anzueignen), befindet indes: „Es ist aber keine politische Klugheitsallegorie und also auch kein politischer Roman mehr daraus geworden.“ Grimminger: *Geschichte*. 1980, S. 653.

<sup>1035</sup> Fortsetzungen des Romans *Der Politische Stock-Fisch* werden nirgends erwähnt, dagegen wird der Titel *die Politische Mutter Beschwerung* zur Ostermesse 1682 in Duodez vorangekündigt, vgl. *Catalogus Universalis*. Ostermesse 1682, [F 2r].

klugen Verhaltens aufrechterhalten, deren Veranschaulichung die Lektüre doch dienen sollte. Während das *Happy End* einem göttlichen Ratschluss zugeschrieben wird, werden für die mangelnde Selbstbeherrschung *Solandes* vor allem „geile Weiber“ verantwortlich gemacht:

Dieses / Geehrter Leser / ist Solandens Klugheit zur Heyrath / welcher ihm schwer genug ankommen. Du lernest hieraus / daß auch diejenigen Dinge / welche Anfangs sauer / schwer / ja wol gar manchmal unmöglich scheinen / dennoch letztlich gut und glücklich werden können: Und daß / dafern Göttliche Regierung ein Eheliches Verbündniß beschlossen / solches nicht zu hindertreiben ist. Mercke aber dabey auch zum Beyspiel / daß ungekränckte Keuschheit und rein Gewissen eines unbefleckten Lebens / vielfältig den Weg zum Glücke bahnet / welches Solande vielleicht in der Grösse nicht erreicht / wann er seinem Fleisch und Blute den Zaum schiessen / und durch geiler Weiber süß Gethöne / sich in das Netz der Wollust verstricken lassen. [467f.]

Das Nachwort korreliert die Darstellung eher mit einem „Netz der Wollust“, dem Solande alias *Der Politische Stock-Fisch* dann doch entrinnt, während seine Heirat in eine reiche Familie so unmotiviert erscheint, dass sie nur auf einen göttlichen Ratschluss zurückgeführt werden kann. Die Vorrede hat den Text dagegen als Eheratgeber für junge Männer empfohlen und ihn damit in einen virilen Kontext von Perfektibilität und Pragmatismus gestellt: politischer Klugheit als ein Verhalten, das Glück, Reichtum und Erfolg verspricht.

Diese konstruktive Erzählhaltung steht in auffälligem Kontrast nicht nur zu Riemers, sondern auch zu anderen Politischen Romanen, insofern jeglicher Hinweis auf einen satirischen Impetus oder Verschlüsselungen fehlt. Ich sehe darin einen Versuch, die Gattung der Politischen Romane zu modifizieren, um sie aufzuwerten. Auf diesen konstruktiven Gestus werden sich weitere Autoren beziehen.<sup>1036</sup>,

### c) **Johann Beer: *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* (1681)**

Der Roman *Der Politische Feuermäuer-Kehrer*<sup>1037</sup> ist der erste Politische Titel Johann Beers. Bei Beer handelt es sich um einen Autor, der die von Johannes Riemer etablierte außerliterarische Stoßrichtung der Gattung für eigene Interessen zu nutzen verstand, die Vorgaben Christian Weises indes völlig ignorierte.<sup>1038</sup> Sein

<sup>1036</sup> Beispielsweise in den Romanen *Die andere Ausfertigung Politischer Maul-Affen* sowie *Der Politische, possirliche und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff*.

<sup>1037</sup> Zitiert wird nach der Ausgabe von 1682, die in die *Werke* aufgenommen wurde, vgl. Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997.

<sup>1038</sup> Alewyn bezeichnet Beers politische Titel auch als „Bücher des Unmuts“. Ihr politisches Merkmal sei

*Feuermänner-Kehrer* enthält eine freundschaftliche Widmung, freilich ohne identifizierbaren Empfänger, und eine Vorrede an den Leser. Die Autorschaft des Weißenfeler Kammermusikers wurde der Leipziger Bücherkommission bereits im Januar 1682 bekannt; es ist zu vermuten, dass auch der Weißenfeler Hof bald über diesen Sachverhalt informiert worden ist.<sup>1039</sup>

Vor der Interpretation des paratextuellen Rahmens dieses Romans möchte ich auf die vorliegenden Akten eingehen, die es erlauben, den landes-, zensur- und buchgeschichtlichen Kontext – oder kürzer: den kulturellen Raum etwas genauer zu erkennen, in dem nicht nur Johann Beer, sondern die so schillernde wie umstrittene Mode der Politischen Romane insgesamt zu sehen ist. Sie werfen einerseits ein Schlaglicht auf das geschäftliche Interesse der Verleger an diesen Büchern, lassen andererseits seitens der Leipziger Zensur wie der sächsischen Höfe eine schwer durchschaubare Gemengelage konkurrierender Kompetenzansprüche erahnen, die die Produktion anspielungsreicher Literatur womöglich begünstigte. Die Leipziger Akten sind historische Quellen besonderer Art: Hinsichtlich der Romane sind sie sicher Rezeptionsbelege, einige Verhöre lassen sich auch als institutionelle, nicht öffentliche Epitexte betrachten, in denen Verleger das von ihnen verlegte Werk aus ihrer Sicht erläutern.<sup>1040</sup>

Der Leipziger Verleger Christian Weidmann war beschuldigt worden, die Bücher *Der Politische Feuermänner-Kehrer* wie *Der Verliebte Europäer*<sup>1041</sup> „ohne censur und mit falschen nahmen des druckers“ verlegt zu haben, woraufhin er sich im Verhör mit der Behauptung verteidigte, „er habe dieselben von Bäern dem Cammermusicus zu weißenfels an schuld annehmen müßen, und auf sein begehren hier drucken laßen, von iedem 1000 exemplaria.“<sup>1042</sup> Weidmanns Aussagen sind aus

---

die distanzierte Haltung der Erzählerfigur, die „nur beobachtet und satirisch glossiert“ – allerdings „das Privateste und Peripherste“. Alewyn führt den zeitgenössischen Erfolg der Romane auf ihre ausgeprägt referentiellen Bezüge zurück – diese Einschätzung lässt sich bestätigen. Bei Alewyn geht damit indes eine ästhetische Distanzierung einher, er konzidiert aber, Beer übernehme vom Politischen Roman „die Bürgerlichkeit als neues Milieu“, vgl. Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 242, S. 155f.

<sup>1039</sup> Zu den einzelnen Quellen vgl. Wicke: *Beer*. 2000; darauf basieren die folgenden Ausführungen.

<sup>1040</sup> Vgl. Genette: *Paratexte*. 1989, 328ff.

<sup>1041</sup> Wird zitiert als Beer: *Europäer*. [1682] 2002.

<sup>1042</sup> Vgl. SL TTT XLVI 153, Bl. 45r. Zu den Akten vgl. auch Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 103. Der Roman *Der verliebte Europäer* ist in zwei Ausgaben erschienen, deren Verhältnis umstritten ist. Es gibt einen Druck, dessen Impressum Wien als Druckort und Augustus Boetius als Buchhändler in Gotha (nicht als Drucker, wie van Ingen und Roloff behaupten) angibt, und einen weiteren, der ebenfalls Wien als Druckort, aber Christian Weidmann als Leipziger Buchhändler und wohl auch Verleger angibt. Für meine Argumentation

mehreren Gründen interessant: Sie informieren über die Auflagenhöhe Politischer Romane, über ihre regionalen und überregionalen Vertriebswege<sup>1043</sup> und vermitteln außerdem einen Einblick in die divergierenden Interessen lokaler Literaturpolitik, freilich aus parteiischer Perspektive. Der Verleger gibt nämlich vor, aus konjunkturellen und persönlichen Gründen zur Publikation kleinformatiger Lesestoffe gezwungen zu sein, und beruft sich dabei gegenüber der städtischen Kommission auf ein gewisses Gewohnheitsrecht:

Die nahrung wäre izeo schlecht, und er als ein neuer anfänger hätte das Vermögen nicht große wercke zu verlegen, müße es mit kleinen dingen versuchen, wären doch des Bärs, Riemers und Weißens andere sachen bisher alhier getuldet worden, und würden sie hier nicht gedruckt, so geschehe es an anderen orten.<sup>1044</sup>

In Weidmanns Rechtfertigung lassen sich vier Argumente unterscheiden: Da ist erstens ein allgemeiner Hinweis auf die schlechten Geschäfte, zweitens der auf die persönliche, schwierige Situation des Verlegers als neuer Bürger und beruflicher Anfänger mit geringem Vermögen. Weidmann beruft sich drittens auf so etwas wie ein Gewohnheitsrecht: Der Verkauf von solchen kleinen Schriften sei bisher „alhier geduldet“ worden. An dieser Stelle ist festzuhalten, dass die meisten Politischen Romane vermutlich genau in der Weise verkauft wurden, wie sie Weidmanns Formulierung hier nahelegt, nämlich als „des Bärs, Riemers und Weißens [...] sachen“. Die Angaben des Verlegers rekurrieren hier auf einen Gattungszusammenhang, der über die faktische Autorschaft der drei namentlich

---

erscheint weniger die Abfolge der Auflagen als der Umstand bedeutsam, dass das Werk trotz der Maßnahmen der Bücherkommission zwei Mal aufgelegt wurde. Das spricht einerseits dafür, dass von Christian Weidmann ein ausgeprägtes öffentliches Interesse vorausgesetzt wurde, andererseits gegen die Wirksamkeit zensorischer Maßnahmen. In der Frage, welcher der Drucke der frühere sei, halte ich die Argumentation Kremers (1984), der den Druck, dessen Impressum ausdrücklich auf Christian Weidmann verweist, für die Erstausgabe hält, insgesamt für plausibler als die der Herausgeber der *Sämtlichen Werke Beers* (2002), die hier anders entscheiden, sich indessen nur auf Hardin (1983) beziehen. Auch die Vermutung der Herausgeber van Ingen und Roloff, der Roman sei bereits zur Herbstmesse 1681 aufgelegt worden, scheint mir nicht zuzutreffen: Die Zeitangabe *in dieser meße*, die sich in dem auf den 3. Januar 1682 datierten Verhörprotokoll der Leipziger Bücherkommission findet und auf die sich die Herausgeber beziehen, meint die aktuelle Neujahrsmesse, nicht die bereits mehrere Monate zurückliegende Herbstmesse. Viele der Politischen Romane sind als Neujahrsgaben deklariert; möglicherweise ließen sie sich auf der kleineren Leipziger Neujahrsmesse, für die kein eigener Messkatalog gedruckt wurde, besser verhandeln. Vgl. Beer: *Sämtliche Werke*. Band 10, 2002, S. 340. Vgl. Kremer: *Liebes-Geschichten*. 1984, S. 413.

<sup>1043</sup> Der eidesstattlichen Erklärung Weidmanns, er habe nicht gewusst, dass es sich bei den Beer'schen Romanen um unzensurierte Manuskripte handelte, ist eine „Specification der jenigen Bücher, so von meinen erhandelten fünffhundert exemplarien, so wohl des Politischen Feuer Mäurer Kehrsers, als verliebten Europäers auf unterschiedl: arth albereit würcklich verthan“, beigelegt, die die Abnehmer und die abgenommenen Exemplare auflistet. Eine – noch ausstehende – detaillierte Auswertung dieser interessanten Quelle verspricht Aufschlüsse über die diversifizierten und überregionalen Vertriebswege der Politischen Romane, vgl. SL TIT XLVI 153, Bl. 46r.

<sup>1044</sup> Vgl. SL TIT XLVI 153, Bl. 45r.

genannten Personen hinausgeht. Das ebenfalls überlieferte *Concept* eines Schreibens der Leipziger Kommission belegt immerhin, dass Weidmanns Aussagen nicht nur auf die Werke Beers, Riemers und Weises bezogen wurden, sondern auf populäre Lesestoffe allgemein.<sup>1045</sup> Das vierte Argument meint genau genommen, die Zensur sei wirkungslos. Es gelinge ihr nicht, die Vermarktung dieser Schriften zu verhindern: Wenn die Schriften nicht in Leipzig gedruckt werden könnten, so geschehe es eben woanders. Hier liegt der Vorwurf nahe, die Leipziger Zensur schädige den städtischen Handel, indem sie das Geschäft mit den Büchern fremden Druckern überlasse. Weidmann formuliert ihn nicht explizit, gleichwohl ist die Behörde durch eine solche Aussage herausgefordert.<sup>1046</sup> Zum einen beruft sich der Verleger darauf, dass sie die Übertretung von Gesetzen dulde, zum anderen deutet er an, es könne nicht im Interesse der Stadt sein, strikt darüber zu wachen, dass die Bestimmungen der Zensur eingehalten würden. Auffällig ist auch, dass anders als in den überlieferten Schreiben des Weißenfeller Hofes seitens der Leipziger Kommission gegenüber dem Verleger nur die genannten formalen, aber keine inhaltlichen Vorwürfe erhoben werden.

Überliefert ist indes auch das Konzept einer Stellungnahme der städtischen Kommission gegenüber dem Dresdener Kurfürsten Johann Georg III. Die Akzentuierungen, die dieser Brief vom 19. Januar 1682 vornimmt, bestätigen und charakterisieren das lavierende Verhalten des Leipziger Rates bei der Zensur. Die Kommission beruft sich auf den wiederholten kurfürstlichen Befehl, „ärgerliche Bücher“ weder zu drucken noch zu verkaufen, und stellt das eigene entschlossene Handeln dar, diesen Befehl durchzusetzen. Gerade seien auf der Neujahrsmesse die beiliegenden „unnützen und ärgerlichen Bücher“, also der *Feuermäuerkehrer* und der *Europäer*, entdeckt worden.<sup>1047</sup> Die Werke seien ärgerlich, weil „darinne zum öfftern nicht allein ehrliche Leute, sondern auch wohl ganze gemeine

---

<sup>1045</sup> Siehe unten, SL TIT XLVI 153, Bl. 47v.

<sup>1046</sup> Kirchhoff bezweifelt diese Äußerung Weidmanns: „Inwieweit der Angabe [...] Christian Weidmann’s in Leipzig, daß ihre [gemeint sind Riemer und Beer, A.W.] und ‘Weißen’s andere sachen’ bisher in Leipzig ‘geduldet’ worden seien, Glauben zu schenken ist, erscheint mir sehr discutabel; denn die Censur wurde, wie noch weiter auszuführen, nur zu oft umgangen, oder Quantitäten von auswärts bezogen, vielfach die Angabe falscher Druckorte für rathsam erachtet.“ Kirchhoffs Einwände erscheinen wenig plausibel, da der Umstand, dass es weitere Strategien gab, der Zensur auszuweichen, nicht dagegen spricht, dass der Verkauf von – auf welche Weise auch immer – unzensierten Titel von den städtischen Behörden geduldet wurde. Vgl. Kirchhoff: *Lesefrüchte*. In: *Archiv*. Band 8 (1883), S. 88. – Dass die Maßnahmen der Zensur insgesamt gesehen als ineffektiv einzuschätzen sind, belegt – vor allem für das 16. Jahrhundert – jetzt Fitos: *Zensur*. 2000.

<sup>1047</sup> Die Neujahrsmesse ist die erste der drei Leipziger Messen. Sie dauert wie die Oster- und Michaelismesse vierzehn Tage lang und beginnt am ersten Werktag des neuen Jahres. Vgl. Zedler:

ja wohl große Herrn und Potentaten schändlich traducirn [!] werden.“<sup>1048</sup> Festzuhalten ist hier die Behauptung der Kommission, dass sich von den beiden Romanen nicht nur geringe Untertanen, sondern auch Mitglieder höherer Stände, ja Herrscher angegriffen fühlen müssten. Diese Bemerkung mag dazu dienen, die Wichtigkeit der Kommission und ihres Handelns zu betonen. Sie kann aber auch auf satirischen Spitzen gerade gegen den Dresdener Hof bzw. dessen Angehörige im Roman *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* gemünzt sein. Allerdings deuten die Spuren der folgenden Korrektur an, dass es den Leipziger Räten wohl eher darum ging, die beiden Titel in eindeutiger und unstrittiger Weise als Schmähschriften zu kennzeichnen: In diesen Büchern seien nicht nur – an dieser Stelle wurde die relativierende Formulierung „zum Teil ziemlich“ gestrichen und durch das stärkere „allerhand“ ersetzt – „allerhand garstige, ärgerliche und nachtheilige Dinge zu befinden“, sondern „dieselben [seien] ohne censur und unter falschen Nahmen der Örter gedruckt“.<sup>1049</sup> Die Kommission beruft sich auf – bisher nicht anderweitig überlieferte – Aussagen von ortsansässigen Druckern, denen zufolge Weidmann ihnen versichert habe, „daß ob wohl dieselbe [Bücher] hier nicht censirt [...], er sie doch deshalb schadloß halten wolle“.<sup>1050</sup>

Gemäß diesen Aussagen hat Weidmann nicht nur gewusst, dass die Bücher noch keiner Zensur vorgelegen hatten, sondern er hat diese gezielt umgehen wollen. Das impliziert sein Versprechen, die Drucker für das größere Risiko zu entschädigen. Der Leipziger Rat berichtet außerdem nach Dresden, dass Weidmann „[z]um autore einen Cammermusicum zu Weißenfels Bähr genant, angegeben“ habe. Man referiert auch Weidmanns Bitte, mit ihm „als [...] anfänger [...], der wegen ermangelnder mittel große bücher zu verlegen, mit dergleichen kleinen wohlabgehenden sachen seine nahrung suchen müße“, nachsichtig zu verfahren.<sup>1051</sup> Diese Bitte wird nicht weiter kommentiert, und vollends unerwähnt bleibt, dass Weidmann sich darauf berief, der Handel mit den – offenbar einen gemeinsamen, gut verkäuflichen Publikationstypus bildenden – Büchern sei bis-

---

*Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 213–215.

<sup>1048</sup> SL TIT XLVI 153, Bl. 47r.

<sup>1049</sup> SL TIT XLVI 153, Bl. 47v.

<sup>1050</sup> Ebd.

<sup>1051</sup> Ebd.

her geduldet worden.<sup>1052</sup> Gleiches gilt für Weidmanns Bemerkung, die zensorischen Maßnahmen seien wirkungslos, wenn nicht gar geschäftsschädigend. In diesem Schreiben an den Dresdener Hof wird stattdessen das entschiedene *poli-  
ceylische* und obrigkeitstreue Handeln des Leipziger Rates betont: Man habe alle Exemplare, derer man habe habhaft werden können, beschlagnahmt.

Zu den genannten inhaltlichen und formalen Gründen kommt der Argwohn gegenüber dem Verleger. Von Weidmann wird behauptet, er sei keine unbescholtene, sondern eine verdächtige Person. Man vermutet, „daß er Vormahls mehr andere schädliche sachen verleget und divulgirt“ habe.<sup>1053</sup> Über den weiteren Verlauf der Sache schweigen die Akten, doch lassen sich mit dem vorliegenden Material einige Thesen formulieren, die nicht nur für die beiden Beer'schen Romane gelten dürften:

Alle beteiligten Parteien schreckten in Angelegenheiten der Zensur nicht vor gegenseitigen Schuldzuweisungen zurück: Die Drucker beschuldigten den Verleger, dieser wiederum den Autor, für die ausbleibende Zensur verantwortlich zu sein. Der Rat diskreditierte den Verleger.<sup>1054</sup> Es scheint durchaus möglich, dass die Leipziger Kommission nicht immer und nicht in erster Linie im Interesse des Dresdener oder Weißenfelser Hofes handelte.<sup>1055</sup> In welcher Weise die Sekundogenituren zensorische Maßnahmen veranlassen konnten, ist noch nicht geklärt. Unklar ist auch, ob die Bücherkommission in den Kompetenzstreitigkeiten der sächsischen Höfe eine Rolle spielte und wenn ja, welche.<sup>1056</sup> Wahrschein-

---

<sup>1052</sup> Van Ingen weist darauf hin, dass die sogenannten niederen Romane als eine Einheit angesehen wurden. Möglicherweise war es oft wichtiger, die Gattungszugehörigkeit zu registrieren als die Autoren zu identifizieren. Doch ist hinsichtlich der Politischen Romane die Bedeutung insinuerter Autorschaft zu betonen, vgl. Ingen: *Johann Beer*. 2000, S. 8.

<sup>1053</sup> SL TIT XLVI 153, Bl. 48r.

<sup>1054</sup> In der Diskussion auf der Weißenfelser Beer-Tagung zum 300. Todestag des Autors gab Franz Eybl zu bedenken, dass solches Verhalten vielleicht durch verschiedene Rechtsbereiche für Drucker, Verleger und Autoren und ein so entstandenes „Dickicht der Kompetenzen“ gefördert worden sei.

<sup>1055</sup> Für Christian Reuter, der im Jahr 1695 bei der Universität und beim Magistrat der Stadt Leipzig als Pasquillant verklagt und 1697 von der Universität relegiert wurde, ist belegt, dass Gönner am Hofe des sächsischen Kurfürsten gegen den Beschluss der Universität agierten und zumindest de facto eine Aufhebung der Exklusion für Reuter erreichten. Vgl. das Nachwort von Tarot in: Reuter: *Schlampampe*. [1966] 1988, S. 178. Die dazu überlieferten Akten dokumentiert Zarncke: *Christian Reuter*. 1884.

<sup>1056</sup> Vgl. die Beiträge von Hahn und Reichel; Hahn: *Dynastische Legitimation*. 2003. Reichel: *Das Herzogtum Sachsen-Weißenfels*. 2003.

lich gab es zahlreiche Ermessensspielräume, die auch den anonymen Autoren nützten.

Aufgrund der Aktenlage ist davon auszugehen, dass der Dresdener Hof von der Konfiszierung des *Feuermäuer-Kehrsers* und des *Europäers* sowie von der Beschuldigung, Beer sei ihr gemeinsamer Autor, Kenntnis hatte. Aufgrund der institutionellen, der personellen und der familiären Beziehungen zwischen dem kurfürstlichen und dem herzoglichen Hof scheint es sehr wahrscheinlich, dass man auch am Weißenfelser Hof davon wusste.<sup>1057</sup> Diese Hypothese erfordert, Beers Status als Hofangehöriger wie als Autor zu überdenken. Hierher gehört auch das komplizierte Verhältnis zwischen dem kurfürstlichen Hof und den sächsischen Sekundogenituren mit ihren rivalisierenden Macht- und Prestigeansprüchen.<sup>1058</sup> Die spannungsreiche Gemengelage beförderte jedenfalls gegenseitige Verdächtigungen und begünstigte auch anspielungsreiche Schriften.

Der in diesen Akten dokumentierte und sicher bei Hofe bekanntgewordene Verdacht, der Weißenfelser Kammermusiker Beer habe die genannten inkriminierten Titel verfasst, bildete vielleicht einen hinreichenden Anlass für diesen, die Veröffentlichung satirischer Schriften zu beenden.<sup>1059</sup> Diese Annahme setzt, um eine Formulierung von Kunsthistorikern aufzugreifen, zunächst mindestens eine „Abschreibung“ voraus: Meines Erachtens stammt der ein Jahr später erscheinende Politische Roman *Die andere Ausfertigung neu-gefangener politischer Maul-Affen* nicht von Beer.<sup>1060</sup> Was den Roman *Der deutsche Kleideraffe*, erschienen 1685, betrifft, so kann er als anders gelagerter Nachzügler gelten, in dessen Paratexten die Verantwortlichkeiten des Autors und/oder Herausgebers verschleiert werden.<sup>1061</sup>

---

<sup>1057</sup> Anders Jacobsen: *Fürstendienst*. 2000, S. 112.

<sup>1058</sup> Allgemein Junghans: *Sekundogenitur-Fürstentümer*. 1996. Zur Rolle Herzog Johann Adolphs I. (1680–1697) vgl. auch Hahn: *Dynastische Legitimation*. 2003, S. 50f.

<sup>1059</sup> Unabhängig von der Diskussion um den genauen Zeitpunkt lässt sich diese These mit Jacobsens Überlegungen zur Unterbrechung der Beer'schen Publikationen verbinden: Sie nimmt einen grundsätzlichen Konflikt zwischen „Erzähldiskurs“ und „Wohlverhalten“ an, Jacobsen: *Johann Beer*. 1991, S. 72.

<sup>1060</sup> Auch Solbach verneint die Verfasserschaft Beers, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 169–171. Vgl. auch Hardin: *Johann Beer*. 1983, S. 93f.

<sup>1061</sup> Beer: *Der deutsche Kleideraffe*. [1685] 1997, S. 149ff. – Es kann sich um die Herausgabe eines früher entstandenen Textes ohne Wissen Beers handeln. Das Vexierspiel von Titel, Widmung und Vorrede ist noch nicht ausgedeutet: Der „unpolitische“ Titel betont eine unterhaltende, keine tadelnde Absicht. Die Widmung bezieht sich auf andere, „Affen“ gewidmete Texte. Um das darin enthaltene Lob Riemers zu verstehen, ist es nötig, dessen 1684 erschienene Stellungnahme zu den Politischen Romanen

In die Überlegung, dass die bekanntgewordene Aussage Weidmanns, Beer sei der Verfasser des *Feuermäuer-Kebrers* und des *Europäers*, letzteren bewogen hat, seine satirischen Publikationen einzustellen, ist nicht nur das Verhältnis zwischen dem Satiriker und seinem Herrscher einzubeziehen; immerhin liegen für Beers Titel – anders als im Falle Riemers – keine Aufforderungen des Weißenfelser Hofes vor, die Leipziger Bücherkommission möge in dieser Sache tätig werden, und vielleicht lässt sich die Berichterstattung gegenüber dem Dresdener Hof als Hinweis auf dessen vorgängige Initiative in dieser Sache verstehen. Der Weißenfelser Hof scheint jedenfalls entweder mit einer gewissen Verzögerung Maßnahmen ergriffen zu haben – oder aber diese wurden erst nach einer Weile wirksam, denn Beers Roman *Der Politische Bratenwender* konnte bei Christian Weidmann als letzter seiner satirischen Titel noch zur Ostermesse 1682 erscheinen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass der Autor darin in verschlüsselter Form auf die Interventionen der kurfürstlichen Regierung reagierte.<sup>1062</sup>

In jedem Fall sind die Spannungen zwischen dem Dresdener und dem Weißenfelser Hof als möglicher Faktor in diesem Konflikt zwischen Herzog Johann Adolph I. und Beer zu berücksichtigen. Eine herzogliche Aufforderung an den geschätzten Kammermusiker, seine literarische Produktion zu beenden, ist vielleicht eben so sehr durch politische Rücksichten wie durch absolutistischen Disziplinierungswillen motiviert:<sup>1063</sup> Einerseits ist die Hofkapelle, zu deren Mitgliedern Beer gehört, von großer Bedeutung für den fürstlichen Lebensstil des Hofes, mit dem dieser seinen hohen Rang dokumentiert.<sup>1064</sup> Andererseits wäre der gegenüber dem Kurfürsten beanspruchte herrschaftliche Status des Weißenfelser Hofes womöglich angreifbar geworden, wenn unter den engeren Hofangehörigen

---

einzubeziehen. Die Vorrede verteilt die Verantwortung für den Text auf zwei Personen. Tatsächlich unterscheidet sich die Faktur der Textpassagen vor dem 39. Kapitel deutlich von den dann folgenden. Alewyn wie Solbach halten die zweite Romanhälfte für „das Werk eines unbekanntes Kollaborators“, so Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 168. – Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 258.

<sup>1062</sup> Zu den Anspielungen der Romanvorrede weiter unten. Mir sind keine Belege für Recherchen der Leipziger Bücherkommission zu diesem Titel bekannt.

<sup>1063</sup> Gegen eine Degradierung Beers sprechen seine kontinuierlichen Kontakte bei Hofe und seine späteren Beförderungen. Eine nähere Untersuchung des Verhältnisses zu dem Hof- und Justitierrat Tobias Heidenreich wäre vielleicht aufschlussreich: Tobias Heidenreich ist es, der Anfang der 80er Jahre die meisten der im Leipziger Stadtarchiv überlieferten Briefe und Aufforderungen des Weißenfelser Hofes in Zensurangelegenheiten unterzeichnet. Roswitha Jacobsen hat bereits auf Beziehungen Beers zu den Hofangehörigen und dabei auch auf „ein sechzehnzeiliges Gedicht“ von Heidenreich zu Beers Beerdigung hingewiesen. Vgl. Jacobsen: *Johann Beer*. 1991, S. 57.

<sup>1064</sup> Zum Status Beers als Kammermusiker und Mitglied der engeren Hofkapelle vgl. Fuchs: *Studien*. 1997, S. 77. – Vgl. auch Jacobsen: *Fürstendienst*. 2000, S. 106ff.

wissentlich ein anonym publizierender Autor despektierlicher und anrühiger Satiren (die vielleicht gar dem kurfürstlichen Hof gelten), wie es die Politischen Romane waren, geduldet worden wäre. Und sehr wahrscheinlich war Johann Beer in seiner Funktion als Hofmusiker von größerer Bedeutung für den Herzog als in seiner Eigenschaft als Satiriker.

Dass Johann Adolf I. politischen Handlungsbedarf hinsichtlich dieser Gattung sah, belegt ein am 28. Januar 1682 erlassenes Visitationsdekret, das vor allem die Druckerei des Weißfenfeler Gymnasiums in den Blick nimmt – und versucht, die Verbreitung der Politischen Romane durch strengere zensorische Bestimmungen zu kontrollieren. Während die Zensur der übrigen Gattungen durch Mitglieder des Lehrkörpers, also institutionsintern erfolgt, sollen die Politischen Tractätlein direkt bei Hofe, nämlich von den Geheimen Kammerräten zensiert werden:

„Ingleichen sollen ohne Unsern Vorbewußt und ausdrückliche Genehmhabung sie keine neue und andere Autores, als die ihn bereits vorgeschriebenen, weder privatim noch publice einführen, Undt damit, wie bisher wohl öffters geschehen, in Unsers Gymnasii Druckerey ferner nichts ohne Censur unter die Presse komme, so sollen die Disputationen ex Superioribus Facultatibus, wie auch die Programmata, ingleichen die Politischen Tractätlein vorher zu Unserer Geh.-Cammer-Cantzley, die Disputationes Philosophicae und andere Philosophische Scripta aber dem Professori Theologiae, Der Professoren Carmina auch demselben, derer Gymnasiasten ihre dargegen dem Professori Poeseos zur Censur iedesmahl eingereicht und übergeben werden.“<sup>1065</sup>

Doch zurück zum paratextuellen Rahmen dieses Romans: *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* von Johann Beer ist – wie *Weises Näscher* – einem nur dem Autor „bekanden Freund“ gewidmet.<sup>1066</sup> Bei Beer handelt es sich jedoch um eine kürzlich gemachte, zufällige und wohl flüchtige Reisebekanntschaft, nicht um ein langjähriges, inniges Vertrauensverhältnis. Die „wahre Aufrichtigkeit“ und die „Höflichkeiten“<sup>1067</sup> dieses Mannes in einer Reisekutsche nach Dresden seien dem Autor unvergesslich: Ausdruck seiner Dankbarkeit ist das vorliegende Werk. Da diese Gabe gering erscheint, kündigt er gleich ein weiteres Buch an, „dessen

<sup>1065</sup> Das Dekret aus dem Staatsarchiv Dresden mit der Signatur Nr. 13829b, ist bereits von Riede dokumentiert, bisher indes von der gattungsgeschichtlichen Forschung ignoriert worden. Vgl. Riede: *Geschichte*. 1937, S. 93.

<sup>1066</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 11,2.

<sup>1067</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 11,9.

Blätter keiner Fäulung unterworfen sind“.<sup>1068</sup> Das ist ein deutlicher Hinweis auf den flüchtigen Wert, der den Politischen Romanen beigemessen wurde. Nicht zuletzt wird mit der **Widmung** der Informant angesprochen, auf dessen Äußerungen die Anspielungen im *Feuermäuer-Kehrer* zurückgehen.<sup>1069</sup> Der unter dem thematischen Pseudonym *Antonio Caminero* veröffentlichende Beer nutzt die *captatio benevolentiae*, um auf seinen authentischen Namen anzuspielen: „Ja / ich würde erst alsdann meinen Herrn genugsam rühmen können / wann ich so viel Zungen hätte / als alle die Weinberge Beeren in sich enthalten / die wir mit sonderlicher Lust vorbey gefahren.“<sup>1070</sup> Abschließend beschwört er nochmals seine „Dienstfertigkeit“ und die „Freundschaft“ des „großen Gönners“,<sup>1071</sup> dem die Widmung gilt.

In der **Vorrede** an den Leser gilt gleich die erste Bemerkung dem vermeintlichen Gattungszusammenhang. Diese Bemerkung ist mehrdeutig: Der Verfasser ist entweder nicht bereit, mit dem Politischen Titel, den er seinem Werk gegeben hat, auch inhaltliche Verpflichtungen einzugehen (so ist der Passus bisher gelesen worden) – oder es handelt sich in erster Linie um eine demonstrative, gleichwohl halbherzige Distanzierung gegenüber den von der Zensur verfolgten politischen Schlüsselerzählungen:

Seid dem etliche Tractat der lustbegierigen Welt unter dem Titul der Politic praesentirt worden / habe ich mich unterstanden ein gleichmässiges zu thun / nicht daß ich dadurch gleiche Streiche zu führen suche / sondern darmit ich eine neue Mode aufbrächte.<sup>1072</sup>

Zu diesem Zeitpunkt sind fünf politische Titel in kurzer Folge erschienen, von denen drei von Johannes Riemer stammen, so dass man diese Bemerkung vor allem auf diese beziehen wollen wird: Allererst Johann Beer erklärt den Titel nun zum modischen Markenzeichen, das desto wirksamer wird, je häufiger es auftritt. Beer scheut sich nicht zu zitieren, verweigert aber die *imitatio auctorum*. Sicher lässt

---

<sup>1068</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 11,11. Gemeint ist wohl der *Politische Bratenwender* (1682).

<sup>1069</sup> Eine Reise Johann Beers nach Dresden ist für den September 1681 belegt, so Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 219. Anlass für diese Spekulation gibt das Ziel und die respektvolle Bezeichnung des Widmungsempfängers, möglicherweise ist ein Angehöriger des Dresdener Hofes gemeint. Denkbar ist denkbar, dass der ‚aufrichtige‘ Mann Insiderinformationen gewährte.

<sup>1070</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 11,11–14.

<sup>1071</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 11, Zeilen 16, 18 und 21.

<sup>1072</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 13.

sich sein zugleich verbindendes wie distinktives Verfahren einer persönlichen Haltung zuordnen, nämlich Beers grundlegender „satirensatirische[n] Absicht“.<sup>1073</sup> Das deutliche Gattungssignal wird mit einer inhaltlichen Distanzierung verknüpft, die anders als in späteren Politischen Romanen nicht von einem moralischen Überbietungsanspruch begleitet wird. Die ambivalente Bezugnahme auf vorangegangene Gattungsexemplare ist jedoch ein Gestus, der die gesamte Entwicklung des Politischen Romans begleiten wird.

In den folgenden Abschnitten der Vorrede werden wortreich die allegorischen und satirischen Bezüge des titelgebenden Berufsstandes entfaltet: Der Autor verspricht aktuelle Zusammenhänge, wenn er berichtet, er schicke „diesen Politischen FeuerMäuer=Kehrer vor alle Thüren“,<sup>1074</sup> auf aggressive satirische Intentionen verweisen dessen mitgeführte „Besen“,<sup>1075</sup> seine schwarz verschmutzte Erscheinung soll den jungen Leuten als „Spiegel“ dienen.<sup>1076</sup> Durch das Pseudonym möglicherweise ausgelöste Spekulationen über die italienische oder französische Nationalität des Verfassers werden dementiert, mit dem Bekenntnis zur deutschen Nationalität geht das zu schonungsloser Aufrichtigkeit einher.<sup>1077</sup> Die Vorrede wendet sich an die „jungen Leute“ und ist zugleich gegen die „Jungfern“ gerichtet:<sup>1078</sup> Diesen tritt der *FeuerMäuer=Kehrer* – und die Personifikation meint sowohl den fiktiven Autor, seine titelgebende Gestalt wie das Werk – näher als ihnen lieb sein kann. Indem sie aufgefordert werden, ausrei-

---

<sup>1073</sup> Diese auktoriale Haltung Beers hat Berns anhand zahlreicher Beispiele herausgearbeitet, vgl. Berns: *Johann Beer*. 2000, S. 186. Eine „Verselbständigung der literarischen Artistik“ konstatiert auch Krämer; vgl. Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991, S. 185. Solbach ordnet den Roman den misogynen Schriften Beers zu. Beers Attacken auf die Frauen rühren nach Solbach aus einer Mischung von adoleszenten Phantasien und fundamentaler Kritik der Affektverfallenheit. Sie werden indes religiös, nicht politisch motiviert: „Anders als Weise oder Riemer faßt Beer jedoch die sexuelle Leidenschaftsverfallenheit nicht als soziales Ordnungsproblem guter „Policey“ und säkulares Politikum, sondern stellt es eindeutig vor den Hintergrund religiöser Grundsätze“, Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 175. So richtig Solbach Beers spezifische Behandlung des Geschlechterverhältnisses einschätzt, so falsch erscheint es mir, allein mit diesem Argument den präntendierten Gattungszusammenhang zu verneinen.

<sup>1074</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 13,6f.

<sup>1075</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 13,16.

<sup>1076</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 13,39.

<sup>1077</sup> Der bekanntlich aus Oberösterreich stammende Beer bezeichnet sich an anderer Stelle durchaus als „Ausländer“, vgl. die Vorrede zum *Bratenwender*, siehe unten. Vielleicht liegt dieser Passage auch eine Reminiszenz an die Figur des kauderwelschenden italienischen Kaminfegers in Nicodemus Frischlins Komödie *Julius Redivivus* zugrunde. Frischlins Komödie wurde im 17. Jahrhundert zuerst 1618 bearbeitet und übersetzt, dann mehrfach aufgelegt, vgl. Frischlin: *Commedia Julius Redivivus*. 1618.

<sup>1078</sup> Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S.13,38f.

chend Stoff für das Buch zu liefern, das doch schon vorliegt und von dessen Publikation sich der Autor durchaus Profit verspricht, erscheint dieses als vorläufige Dokumentation fortgesetzter Beobachtungen und Indiskretionen, denen die Leserinnen nicht entrinnen können.<sup>1079</sup> Beer nutzt die Vorrede insgesamt, um mittels der politischen Titulatur ein Label für eine distanz- und rücksichtslose Erzählhaltung zu schaffen, die er mit seinen misogynen Interessen verknüpft.

### Exkurs zu Beers Roman *Der verliebte Europäer* (1682)

Der gleichzeitig erscheinende Roman *Der verliebte Europäer Oder Warhafftige Liebes=Roman* bestätigt das Gattungsbewusstsein Johann Beers, deshalb sei kurz auf ihn eingegangen: Die Erzählung wird von einem allegorischen Titelkupfer,<sup>1080</sup> einer **Widmung** an das „Europaeische und absonderlich weltberühmte Leipziger Frauenzimmer“,<sup>1081</sup> einem **Bericht** des Vorlagenverfassers an den befreundeten Leipziger Autor, einem knappen **Nachwort**<sup>1082</sup> sowie einen umfangreichen **Anhang** aufwendig gerahmt. Das Werk wird durch diesen paratextuellen Rahmen als galanter Schlüsselroman vorgestellt, dessen Autor sich als *Amandus de Amanto* präsentiert. Die Politischen Romane, insbesondere der aggressive Prototyp *Der Politische Maul-Affe* werden jedoch präsent gehalten.<sup>1083</sup> Entstehung und Veröffentlichung der vorliegenden Liebesgeschichte werden mit dem vorhandenen Publikumsinteresse begründet. Der Autor fungiert als Herausgeber, dem die vorgelegte Lebensgeschichte von einem Freund namens Alexander erzählt worden sei, woraufhin er „diesen Roman ein wenig in Ordnung gebracht“. <sup>1084</sup> In diesem Zusammenhang wird der Begriff „Roman“ genutzt, um einen unter dem

<sup>1079</sup> „Wo er [der Feuermäuerkehrer] kehren soll / das werdet ihr am besten wissen / darumb haltet ihn mit seiner Anweisung nicht lange auf und giebet ihm schleunige Arbeit / weil es allgemach gegen der Messe geht und ich meine Wechsel zu bezahlen höchst angestrengt werde.“ Beer: *Feuermäuer=Kehrer*. [1682] 1997, S. 14.

<sup>1080</sup> Vgl. dazu Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 216

<sup>1081</sup> Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 11,3f. Es handelt sich um eine *Eloge auf die Leipzigerinnen*, die sich allerdings durch „topische Hyperbolik“ auszeichnet, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 216f.

<sup>1082</sup> Es handelt sich um zwei der Erzählung folgende, nicht weiter gekennzeichnete Absätze, in denen sich der Autor an seine Leser wendet. Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 109,16–25.

<sup>1083</sup> Vgl. Solbach, der Beers Roman als Versuch betrachtet, mit quasi galanten Mitteln seine in literarischer Hinsicht obsessive Misogynie zu variieren, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 215–235.

<sup>1084</sup> Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 12,16f. Vgl. auch den Aktualität simulierenden Brief Alexanders „an einen bekandten Freund in Leipzig“, ebd., S. 14.

Aspekt der Liebe erzählten Lebenslauf zu bezeichnen.<sup>1085</sup> Ein Politischer Roman gilt demgegenüber als „Tractat“. Die Unterschiede zwischen beiden Gattungen betont Johann Beer, wenn er auf den zeitgenössischen Trend, leichtfertig politische Titulaturen zu vergeben, verweist:

Über diß hätte auch der Autor diesem Wercke gar leicht einen andern Titel geben / und nach dem heutigen Politischen Stylo Curiae, den Politischen Liebhaber nennen können / aber er hat hierinnen gantz andere Principia, solte er aber sehen / daß seine Arbeit aestimiret würde / so verspricht er einen Tractat (welchen er schon unter Händen hat) die Politische Wünschelruthe genannt / denen Jenigen / welche das Sonnen=Metall über der Erde suchen / künfftige Oster=Messe in die Hände zu liefern.<sup>1086</sup>

Die Bemerkung betrifft Autor und Werk: Sie weist den Autor als kompetenten Kenner der aktuellen literarischen Mode aus, der – hätte er gewollt – seinem Werk nicht nur einen Politischen Titel hätte geben können, sondern auch behauptet, einen den spezifischen Regeln solcher politischen Traktate entsprechenden Text verfassen zu können. Die Ankündigung bleibt allgemein, doch wird deutlich, dass einem solchen Text andere „Principia“ zugrunde lägen als dem vorliegenden Roman und – wie der angekündigte Titel *Die Politische Wünschelruthe* zeigt – er sich eher gegen als an seine Leser wendet oder genauer: deren Neigung bedient, über Dritte zu lachen. Anders als der vorliegende „Roman“ böte ein Politischer „Tractat“ seinen Lesern keine Identifikationsmöglichkeiten, jedenfalls nicht in erster Linie; stattdessen würden darin Leute, die offensichtlich töricht handeln, dem allgemeinen Spott ausgesetzt.<sup>1087</sup>

Hinsichtlich des Gattungsdiskurses ist festzuhalten, dass Johann Beer eine Differenz der Gattungen konstatiert, wenn ihm ein politischer Titel für das vorliegende Werk nicht geeignet erscheint, weil „er [...] hierinnen gantz andere Principia“ verwandt habe.<sup>1088</sup> Er hält es aber für sinnvoll, sich seinen Lesern als

<sup>1085</sup> Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 12,15 und 27.

<sup>1086</sup> Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 12f.

<sup>1087</sup> Die Drohung, diejenigen zu verspotten, die Gold über der Erde suchen, lässt sich auch auf die vorliegende Erzählung beziehen: Die Kritik Beers an den von Geldgier bestimmten Heiratsstrategien bürgerlicher Frauen wird in der zweiten Hälfte überaus deutlich. Eine satirische Intention des vorliegenden Romans weist Solbach nach, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 232 u. ö.

<sup>1088</sup> Dies spricht gegen die Auffassung von Kremer und Krämer, die diese Begründung übergehen und sich nur auf die erste Hälfte des Satzes beziehen, wenn sie behaupten, das Werk hätte genauso gut ‚*Der politische Liebhaber*‘ heißen können. Auch Solbach widerspricht der These, „daß der Text ein politischer Roman ist“. Dagegen stimmt die Beobachtung, dass der „Gattungszusammenhang“ des *Europäers* selbst „schwierig“ zu beschreiben ist, durchaus mit den oben angestellten Überlegungen überein, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 215f. und S. 219. Bereits Alewyn betrachtet das Werk als „eigentümliche[s]

potentiellen Autor Politischer Romane vorzustellen – und seinen Text auf mehrfache Weise anschlussfähig zu halten.<sup>1089</sup>

Auch der Anhang dient einer erneuten Rechtfertigung und Kommentierung des hybriden Werkes. Er liefert darüber hinaus einen ausdrücklichen Beleg für die gattungskonstitutive Wirkung des Riemer'schen Erstlings *Der Politische Maul-Affe*, denn Johann Beer droht hier seinen Kritikern,

nach Art des Anno 1680. in Druck heraus gegebenen überaus Curiosen lustigen Büchleins der Politische Maulaffe genannt / den albern Maulaffen zu verfertigen / und darinne solche unverständige Tadler oben an zu setzen / damit die gantze Welt sehen möge / daß es viel leichter sey / ein Buch zu tadeln / als zu machen [...].<sup>1090</sup>

Der von den Paratexten der Politischen Romane vertraute, apologetische Ton beherrscht die letzten Sätze, in denen der Autor den Lesern gegenüber durchblicken lässt, dass bereits das vorliegende Werk kritische Anspielungen auf lebende Zeitgenossen und ihre Laster enthält, freilich nicht in „Oehl“, sondern nur in „Wasser=Farben“.<sup>1091</sup>

Es ist der spektakulären Wirkung des Riemer'schen Titels zuzuschreiben, dass Angriff und Verleumdung als konstitutive Elemente der Politischen Romane verstanden wurden. Dementsprechend werden die nächsten Gattungsexemplare als polemische Dokumente eines personalisierten Streits präsentiert. An dieser Inszenierung waren auch die Leipziger Verleger beteiligt: Viele ihrer Ankündigungen im Messekatalog dienten dazu, zu überprüfen, ob ein entsprechendes Interesse beim Publikum vorhanden war. *Der castrirte Maul-Affe mit seinen politischen Possen und Thorsüchtigen Wahrheit*, der von Christian Weidmann verlegt wurde, ist sofort als aggressive Replik auf Riemers skandalösen Roman zu erkennen. Von

---

Stilgemisch“, Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 242.

<sup>1089</sup> Über die Motive lässt sich nur spekulieren: Wahrscheinlich scheint, dass er damit auf die verschlüsselten misogynen Angriffe des vorliegenden Werkes aufmerksam macht und diese mit einem galanten Rahmenthema zu verbinden versucht, indem er den Roman *Der verliebte Europäer* mittels der Paratexte sowohl in die Nähe der Politischen Romane rückt als auch dessen distinktive Identität behauptet. Dieser gattungsdifferenzierende Zusammenhang wird auch im Nachwort deutlich: Dieses beginnt mit der Ankündigung eines zweiten Teils der Erzählung. Johann Beer vergewissert sich dann des Wohlwollens seiner Leser und verspricht, nach Abschluss beider Romanteile wieder Politische Schriften zu publizieren: „Der geneigte Leser sehe unterdessen diesen ROMAN mit geneigten Augen an / und versichere sich / daß auff Erfolgung dieses / ich nicht MANQUIREN werde / der Welt ins künftige noch unterschiedliche Politische Schriften auszufertigen.“ Beer: *Europäer*, 1682, S. 109,22–25.

<sup>1090</sup> Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 111,32–37. Vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 150.

<sup>1091</sup> Ein weiterer Hinweis auf die changierende Gattungsidentität ist, dass hier, wo von bereits vorhandenen und noch einzuarbeitenden Anspielungen des zweiten Romanteils die Rede ist, Beer vom vorliegenden Werk als *Tractat* spricht, vgl. Beer: *Europäer*. [1682] 2002, S. 111,42.

gleich zwei Verlegern, nämlich von Christian Weidmann und den Fritzschen Erben gemeinsam mit Johann Friedrich Gleditsch<sup>1092</sup> wurde *Der aufßekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* angekündigt.<sup>1093</sup> Das lässt darauf schließen, dass von den Verlegern eine gewisse Nachfrage vorausgesetzt wurde. Interessanterweise kündigte Christian Weidmann den Titel nur in Kommission an: Er behauptete, das Werk werde vom Autor selbst verlegt. Das geschah möglicherweise aus einer gewissen Rücksicht heraus, da Christian Weidmann ja Johann Beers *Feuermäuer-Kehrer* veröffentlicht hatte, dem die kritische Erwiderung nun galt. Neben Gründen der Diskretion könnten bessere Konditionen für den Autor, bei dem es sich vermutlich um ein anonym bleibenden Weißenfelser Hofangehörigen handelte, dazu geführt haben, dass der Titel *Der ausgekehrte Feuer-Mäuer-Kehrer* dann im Verlag der Fritzschen Erben und Friedrich Gleditsch erschien.

#### d) *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* (1682)

Eine direkte literarische Replik bildet der *Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* eines Anonymus.<sup>1094</sup> Anlass ist der Roman *Der politische Feuermäuer-Kehrer*, dessen Titel in der Auseinandersetzung metonymisch sowohl für den Text als auch für seinen Autor Johann Beer genutzt wird. Da der *Feuermäuer-Kehrer* sich nicht an die Regeln seines Berufs gehalten habe, müsse er es sich nun gefallen lassen, sich „das Satyrische Wamst sattsam ausklopfen zu lassen“.<sup>1095</sup> Dem Verfasser der Kritik war bekannt, dass *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* von Johann Beer stammt.<sup>1096</sup> Der bereits Riemers Roman *Der politische Maul-Affe* gemachte Vorwurf, hier werde die Privatsphäre lebender Personen verletzt („wieder eines ieden Haus=Recht“),

<sup>1092</sup> Der Buchhändler Johann Friedrich Gleditsch (1653–1716) ist seit 1681 Geschäftsführer der Verlagsbuchhandlung von Thomas Fritzsche in Leipzig. Vgl. Lehmsstedt: *Weidmann*. 1992, S. 368.

<sup>1093</sup> Die Titelformulierungen variieren leicht. Das Werk wird bei den Fritzschen Erben angekündigt als *Der aufßekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer / mit seinen geführten Streichen auf Veranlassung heraufgegeben / Leipzig bey den Fritzschen Erben / und Johann Friederich Gleditschen in 12.* – Christian Weidmann kündigt *Die versetzten Streiche und abgezwungene Anforderung des ausgekehrten politischen Feuermäuerkehrers / auf Gutbefinden herausgegeben / in Verlegung des Authoris*, ebenfalls in Duodez, an. Vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1682, [D 2v].

<sup>1094</sup> *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer / Mit seinen geführten Streichen / auf Veranlassen herausgegeben.* [Leipzig: Fritzsche Erben u. J.F. Gleditsch] 1682. Ich sehe – gegen Dünnhaupt – keinen Anlass, diese Kritik an Beer als Werk Riemers anzusehen. Zitate werden nach Dünnhaupts Nachdruck entweder im Text mit der entsprechenden Seitenzahl oder in den Anmerkungen nachgewiesen; um den Vorbehalt gegen die Zuschreibung präsent zu halten, wird Riemer als Autor eingeklammert.

<sup>1095</sup> [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, IX.

<sup>1096</sup> Es werden weitere Werke Beers wie das *Narrenspital*, *Der politische Bratenwender* etc. erwähnt und einem gemeinsamen Autor zugeschrieben. Vgl. auch Hardin: *Johann Beer's ‚Der politische Feuermäuer-Kehrer‘*. 1981, S. 495f.

kehrt wieder. Johann Beer wird nun nicht nur vorgeworfen, identifizierbare persönliche Fakten zu schildern, sondern „mehr geschrieben / dann gesehen“ [VII], also Tatsachen verfälscht, wenn nicht frei erfunden zu haben. Insbesondere den Frauen gälten ungerechtfertigte Schmähungen.<sup>1097</sup>

In diesem Zusammenhang betont der Anonymus den Unterschied zwischen „Zoten reissen / und die Laster erbaulich durchziehen“. Nach dem satirischen wird der politische Impetus des Buches überprüft: Zunächst wird Beer die nötige „Gelehrigkeit“, einen politischen Text verfassen zu können, abgesprochen. Die angeführten Beispiele belegen das breite Spektrum von heroischen und satirischen Gattungen, die zum Belegfundus politischer Literatur gehörten: Der Anonymus lässt keinen Zweifel daran, dass Beer mit Autoritäten auf diesem Gebiet wie beispielsweise „Barclajus und Trajanus Bocalini“ nicht konkurrieren kann.<sup>1098</sup> Sogar Leserinnen, die nicht in der Lage seien, Beers Text vor diesem gelehrten Hintergrund zu beurteilen, könnten doch feststellen, ob dessen Autor „unter die Klügsten oder die Narren in der Welt gehöre“.<sup>1099</sup> Mit dieser rhetorischen Frage, die die beiden Romantitel Christian Weises auf eben die gleiche Weise aufgreift, wie es bereits Johannes Riemer in der Vorrede des Romans *Der Politische Maul-Affe* vorgeführt hatte, wird die Beer'sche Satire in den Gattungszusammenhang des Politischen Romans gestellt und zugleich als Werk eines „Narren“ diskreditiert. Ein vernichtendes Urteil erhalten auch die Verseinlagen, die gegenüber dem arguten Stilideal („Scharfsinnigkeit“) völlig ungenügend erscheinen. Der Anonymus beruft sich auf die Einschätzung eines so vornehmen wie anspruchsvollen Publikums (auf „hoher Leute Erachten“), wenn er die „gebundene[n] Reden“ geringschätzig als „Tobacks=Geister“ bezeichnet, die nicht „die geringste Lust“ zu bereiten vermöchten [XII]. Angesichts des ohnehin schon

---

<sup>1097</sup> So wird vom *Feuer-Mäuer-Kehrer* gesagt, der Mann habe „einen gar zu langen Hals gemacht / so daß er nicht allein die geheimsten Zimmer wieder eines ieden Haus-Recht behorchet / sondern auch nachmals mehr geschrieben / dann gesehen / ja so gar mit dem Ruß / der sich auf freye Strasse zu schöten gehöret / ehrlicher Leute Häuser beschwärtzet / und denselbigen dem Frauen-Zimmer / so das Aergste ist / wieder das angebohrne Gesetze der Höfflichkeit in die Augen geblasen“, vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, VIIIf.

<sup>1098</sup> Breitgestreutes Belegmaterial gehört zu den Eigenheiten politischer Reflexion im sogenannten deutschen Tacitismus, dazu Kühlmann: *Geschichte*. 2001. Zum Verständnis der *Argenis* als politischem Roman vgl. auch die Bemerkung bei Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 214 (Anmerkung 37).

<sup>1099</sup> [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, XI.

geringen Prestiges deutscher „Poesie“ im Ausland<sup>1100</sup> sei dieser „Scharwentzel“ völlig überflüssig.<sup>1101</sup>

Nachdem *Der Politische Feuermäuer-Kebrer* auf diese Weise als unter literarischen Gesichtspunkten belangloses Werk beurteilt ist, werden seinem Autor durchaus satirische Fähigkeiten und moralische Autorität zugebilligt: Er verdiene „das Lob eines geschickten Kopfs / als welcher denen eingeschlichenen neuesten Thorheiten ziemlich gewachsen“ [XVI], doch solle er seine Lehren für das jugendliche Publikum zukünftig „mit unschuldigerm Schertz anmachen“ [XVII]. In diesem Zusammenhang ergreift der Anonymus insbesondere für die Frauen Partei, deren Darstellung er offenbar für verzerrend und ehrenrührig, wenn nicht gar menschenverachtend hält. So mahnt er Beer, dieser dürfe „aber ja nicht geschehen lassen / daß die Frauens=Personen wiederum vor keine Menschen passieret mögen werden“ [XVIII]. Diese Mahnung bringt den Beer'schen Roman wie die vorliegende Replik in einen Zusammenhang mit der *Querelle des Femmes*, indem auf die berüchtigte *Disputatio nova contra Mulieres, Qua probatur eas Homines non esse* und die darauf folgende *Defensio sexus muliebris* (beide 1595) angespielt wird.<sup>1102</sup> Das Interesse an der provozierenden Frage, „ob die Weiber Menschen seyn“, oder nicht, hielt auch im 17. Jahrhundert an: Eine deutschsprachige Bearbeitung wurde 1618 veröffentlicht und über das ganze Jahrhundert hinweg aufgelegt; auf ihre Titelformulierung spielt der anonyme Autor hier an.<sup>1103</sup> Vor diesem Hintergrund wird die vorliegende Kritik vor allem mit den misogynen Tendenzen des Romans *Der Politische Feuermäuer-Kebrer* moralisch legitimiert und publikumswirksam insze-

<sup>1100</sup> Als literarische Autoritäten werden galante Vorbilder wie der Italiener Johannes Battista Guarini (1538–1612) und der Franzose Pierre Ronsard (1524–1585) erwähnt, denen ohnehin nur „Meister Sängers und ihre Gedichte“ zur deutschsprachigen Dichtkunst einfielen. Damit werden Autoren bemüht, die unter populärer Kultur das Gegenteil von Kultur verstehen. Einem elitären Verständnis entspricht auch der folgende Verweis auf „die sogenannten Brautsuppen“, ein Seitenhieb auf die Casuallyrik, deren Produkte weniger der „Censur“ als der „Inquisition“ bedürftigen, vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kebrer*. [1682] 1996, XV. Zu den genannten Renaissanceautoren vgl. Hausmann: *Apokalyptiker*. 1993, S. 100.

<sup>1101</sup> Der Ausdruck *Scharwentzel* wird für einen *schlechten, wertlosen gegenstande* gebraucht und rührt wohl vom Kartenspiel her, wo damit ein Bube bezeichnet wird, im übertragenen Sinn ein *allerweltsdiener*. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 14. 1893, Sp. 2229.

<sup>1102</sup> Für das Folgende vgl. Jungmayr: *Einführung*. 1996, S. 46–62.

<sup>1103</sup> *Gründ= und probierliche Beschreibung / Argumente und Schluß-Articul, sampt beygefüigten außführlichen Beantwortungen: Belangend die Frag / Ob die Weiber Menschen seyn / oder nicht? Meisten theils auß heiliger Schrift / das ubrige auß andern Scribenten und der Experientz selbsten zusammen getragen / Zuvor Teutsch im Truck nie gesehen: Anietzo aber zu merklicher guter Nachrichtung / Beurab dem weiblichen Geschlecht / zu gebürlicher Verantwortung / Gesprächsweiß lustig verfasst und publiciert, Durch einen besondern liebhaber [!] der Lieb und Bescheidenheit Anno 1617. Getruckt im Jahr / MDCXVIII.* – Die Ausgabe von 1660 ist ediert in: Gössmann: *Ob die Weiber*. 1996, S. 101–124.

niert: Das Buch Beers erscheint so als Affront, seine Mängel sollen öffentlich vorgeführt und gestraft werden.<sup>1104</sup>

Verallgemeinernd kann konstatiert werden, dass die ersten nach dem Weißenfelder Skandal erscheinenden Politischen Romane – *Der gute Mann*, der *Stockfisch*, mit den oben gemachten Einschränkungen der *Europäer* und eben der *Feuermänner-Kehrer* – misogynne Momente ihrer Materien betonen. Die Geschlechterhierarchie bot sich vermutlich als niedrigschwelliger thematischer Einstieg für die neue Gattung an, denn als populärer Lesestoff trugen die Politischen Romane dazu bei, ein Ordnungswissen zu vermitteln, „in dem Geschlechterordnung metonymisch für Staatsordnung und Weltordnung steht“.<sup>1105</sup> Hinsichtlich der Themen Heirat und Ehe sind die misogynen Stereotypen erkennbar ständisch spezifiziert: Sie richten sich gegen all jene Staatsangehörige, die – in vielen, aber durchaus nicht allen Fällen adliger Herkunft – aus politischen und ökonomischen Gründen heiraten, nicht aufgrund ihrer aufrichtigen Liebe füreinander.

Abschließend beteuert der Anonymus, der vermutlich zum Weißenfelder Hof gehörte,<sup>1106</sup> die vorliegende Kritik sehr zurückhaltend formuliert zu haben.<sup>1107</sup> Sollte das vorliegende Werk wider Erwarten nicht als angemessene Strafe, sondern als Verleumdung verstanden werden, so droht er, statt zur Feder auch zum Degen greifen zu können. Dieser liege ihm von „Natur“ aus näher [XX]. Vermutlich referiert diese Drohung vor allem auf die ständische Herkunft, weniger auf den persönlichen Charakter des Anonymus. Hier wird sehr deutlich, dass das Ende der Vorrede als demonstrative, über den Text hinausweisende Geste zu verstehen ist, die nochmals den prekären literarischen Status dieser Polemiken belegt. Zweierlei wird signalisiert: Die Auseinandersetzung hat den Status eines „Ehrenhändels“ und kann jederzeit die literarische Ebene verlassen. In diesem Fall ist der anonyme Autor fähig und bereit, auch auf außerliterarischem Terrain Satisfaktion zu fordern.

---

<sup>1104</sup> Vgl. [Riemer:] *Feuer-Männer-Kehrer*. [1682] 1996, XVIIIIf.

<sup>1105</sup> Sie gehören damit in den Rahmen einer *Querelle* des Alltags, die von Hassauer als eine der drei – neben der *Querelle* des Hofes und der Salons sowie der *Querelle* der Wissenschaftler – die europäische *Querelle des Femmes* prägenden Kommunikationssituationen beschrieben wurde. Vgl. Hassauer: *Seele*. 1997, S. 206. Vgl. auch Hassauer: *Streit*. 1998, S. 259. Zur Funktion misogynner Stereotypen innerhalb der narrativen und argumentativen Struktur der Politischen Romane vgl. Wicke: „... *heut zu Tage*“. 2004.

<sup>1106</sup> Schon Hardin vertritt die Auffassung, der Anonymus sei „quite possibly a member of the nobility“, vgl. Hardin: *Johann Beer's ‚Der politische Feuer-Männer-Kehrer‘*. 1981, S. 501.

<sup>1107</sup> [Riemer:] *Feuer-Männer-Kehrer*. [1682] 1996, XX.

e) **Antonio Turchetto: *Der Castrirte Maul-Affe* (1682)**

Im Frühjahr 1682 wird unter dem Titel *Der Castrirte Maul-Affe*<sup>1108</sup> eine Gesprächssammlung veröffentlicht, in die große Teile des ersten Romans Johannes Riemers *Der politische Maul-Affe* integriert sind. Die Einleitung kritisiert die personalsatirischen Elemente des Romans; genau diese Passagen entfallen in der darauffolgenden fingierten Lektüre.<sup>1109</sup> *Der castrirte Maul-Affe* wurde von der Forschung nicht als Gattungsexemplar, sondern hinsichtlich seiner literaturkritischen Aspekte wahrgenommen. Dabei blieben die Bemerkungen zur politischen Schreibweise ebenso unbeachtet wie der Umstand, dass die aus Riemers Roman übernommenen Passagen eben nicht zitiert, sondern modifiziert wurden.<sup>1110</sup> Es handelt sich um einen weniger argumentativ durchgearbeiteten als eine generelle Distanz gegenüber Riemers Verfahren signalisierenden Versuch, Aufgaben, Stoff und Darstellungsprinzipien der Politischen Romane zu bestimmen. Diese werden als gesellschaftsethische Literatur und – angesichts der später eingeführten Gesprächsteilnehmer – offenbar als Jugendlektüre verstanden.

In einem **einleitenden Abschnitt** [1-6], dem keine Anrede vorangestellt ist, problematisiert der pseudonyme Autor *Antonio Turchetto* den angemessenen Umgang mit der historischen Wahrheit – und die Verpflichtung, Missstände öffentlich zu machen. Seine Überlegungen beginnen mit der Frage, „Was ists / wann man der Welt nicht die Warheit sagen darff?“ Er konzidiert, dass die Menschen sich durch „Nachricht des Bösen“ abschrecken und durch den „Ruhm des Guten“ begeistern ließen. Mittels der Zehn Gebote könnten sie sich persönlich über ihre „Untugend und Sünden“ klar werden. Die Argumentation wechselt nun auf eine gesellschaftspolitische Ebene, insofern die Menschen nun als „Glieder der Republic“ angesprochen werden: Auf dieser Ebene fehle eine klare Zusammenstellung von „Hauptsünden“ und erst recht geringerer Verstöße, die zwar nicht ausdrücklich verboten, doch deswegen noch lange nicht erlaubt seien

<sup>1108</sup> *Turchetto: Maul-Affe*. 1682.

<sup>1109</sup> Vgl. den Überblick über den Handlungsverlauf, siehe unten.

<sup>1110</sup> So Hirsch, der von einem „Abdruck [ ] von Riemers Roman“ spricht, der nur gelegentlich unterbrochen werde. Hirsch ignoriert damit den Zweck dieser Publikation, den Riemer'schen Text um die skandalös gewordenen Passagen gekürzt zu bieten. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 73 (Anmerkung 83). Vgl. die Zusammenfassung des Textes weiter unten. Rudolf Becker versteht das Werk als Ausdruck einer dialogisch geprägten Literaturkritik, wie sie dann Thomasius in den *Monatsgesprächen* durchgeführt habe, vgl. Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 102. Mayer lobt die einfallsreiche Erzählweise, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, 117. Nach Krause ist das Werk lediglich als Beitrag zur Herausbildung einer literarischen Öffentlichkeit interessant. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 411f.

(„welche man unter dem Schein der Gebühr / entschuldiget“). Die Soziabilität der Menschen müsse dringend verbessert werden:

Da finden sich freylich Sitten / Gebärden / Worte / Wercke und anders Bezeigen / deren sich kein weltlicher Richter mit Fug annehmen / noch welche ein Geistlicher ohne Verdacht der Affecten straffen kan. Gleichwol aber giebt es Anstoß unter denen Gliedern der Republicque. [2]<sup>1111</sup>

In diesem Zusammenhang wird es als Aufgabe von Autoren ohne institutionelle Bindungen an die Kirche<sup>1112</sup> verstanden, politische wie gesellschaftliche Missstände<sup>1113</sup> und anstößige Verhaltensweisen<sup>1114</sup> öffentlich zu machen – insofern sie sich unterhalb eines straf- oder kirchenrechtlich sanktionierbaren Niveaus bewegen. Der pseudonyme Autor versucht also zunächst, die Aufgaben und den Gegenstandsbereich gesellschaftsethischer Literatur positiv zu bestimmen. Demnach ist es völlig legitim, diese Sphäre als stoffliches und motivisches Reservoir für die literarische Darstellung zu nutzen. Die Autoren könnten missgünstige und verleumderische Publikumsreaktionen ignorieren, solange ihr auktoriales „Mißfallen“ berechtigt („in einer rechtlichen Schuldigkeit gegründet“) sei und ihre strafenden Satiren „weder dem Richter / noch der Geistlichkeit eingreifen / viel weniger dem Nechsten zum Spotte kund werden“ [4].

Allerdings seien diese Vorgaben in einigen nun veröffentlichten Schriften nicht eingehalten worden, insbesondere seien aktuelle Fehlritte nicht verschlüsselt – und das heißt hier: ‚ohne eine Politik zu gebrauchen‘ – dargestellt, sondern in unmissverständlicher Deutlichkeit veröffentlicht worden. Riemer selbst sieht sich später – wohl im Rückblick auf die durch seine Politischen Romane ausgelösten Skandale – als einen einzig der Wahrheit verpflichteten Autor.<sup>1115</sup> *Antonio Tur-*

---

<sup>1111</sup> Ein ähnlicher Gedankengang findet sich in der Vorrede zu Riemers Roman *Die Politische Colica*, Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 168,16ff.

<sup>1112</sup> Gemeint sind Autoren ohne ein geistliches Amt (denen also „nicht eben eine schriftliche Vocation zum Priesterthum eingeschicket worden“) – wie beispielsweise Riemer, vgl. *Turbetto: Maul-Affe*. 1682, S. 3.

<sup>1113</sup> „Wo nun hin / wann der Mächtigeste geitzig / der Richter / welcher über dem göttlichen Gesetz halten und andere straffen soll / selbst ein Ehebrecher ist? Was ist zu thun / wann die Gewaltigen wuchern / und die Befehlichshaber [!] ihre Untergebenen mit mehr als tyrannischen Augen ansehen?“, *Turbetto: Maul-Affe*. 1682, S. 2.

<sup>1114</sup> Gemeint sind „hochtrabende Minen / lächerliche Trachten / Subtilitäten in der Religion / Aufschneiderereyen / Phantasieren / tausenderley Arten der thörichten Liebe / und was andere unzehliche Arten der seltzamen Aergernüssen mehr seyn“, *Turbetto: Maul-Affe*. 1682, S. 2f.

<sup>1115</sup> Vgl. die Vorrede zum *Apophthegmatischen Vormund* vom Oktober 1687: da amtiert Riemer bereits als Oberpfarrer in Osterwieck und verabschiedet sich von der profanen Literatur bzw. „güldne[n] Poesie“:

*chetto* ist indes verärgert, dass „die facta mancher Leute / ob Sie zwar an sich selbst tadelhaftig und wahr gewesen / doch so gar deutlich / und ohne alle bekleidung einer Politique dahin geschrieben worden“. Sodann spricht er – ohne den Titel zu nennen und ohne den justiziablen Begriff zu benutzen – den Roman *Der Politische Maul-Affe* als polemisches Pasquill an, dessen Autor er zu kennen behauptet:

Der ehrliche Mann ist mir wol bekandt / und fehlet Ihm nichts / als daß er ein Slav der Warheit ist / und über unbillige Dinge / sein Urtheil / ob es gleich aus denen allgemeinen Gesetzen genommen / ohne consideration Freund und Feind vor Augen stellet. Ich habe selbst meine Mängel an mir / und erkenne dieselben als ein Mensch gar gerne: ungerne aber lasse ich mir dieselbe öffentlich aufrücken [5f.].

*Turchetto* kritisiert Johannes Riemer dafür, die private Sphäre seiner Mitmenschen ungerechtfertigter Weise verletzt und literarische Möglichkeiten gerade nicht genutzt zu haben, indem er ihn weniger als „scharffsinnigen Erfinder“ denn als skandalisierenden „Historienschreiber“ [6] charakterisiert. Er wolle sich mit Riemer, dessen Pseudonym *Clemens Ephorus Albitanus* er erwähnt, nicht in „öffentliche Feindseligkeiten“ einlassen, sondern seiner verunglimpfenden Darstellung lediglich eine moderatere Version, nämlich eine „Castration des Politischen Unthieres“ [5] gegenüberstellen. Um nicht als unberechtigter Kritiker der Riemer'schen „Lust=Schrift“ [6] zu erscheinen, wählt *Turchetto* die Form eines Gesprächs, das er lediglich zu zitieren behauptet. Die Gesprächsteilnehmer sind drei Studenten unterschiedlicher Nationalität – ein Deutscher, ein Italiener und ein Franzose – die einander aus einem Buch vorlesen:

Diese Drey pfliegen sich täglich [...] im Ballhause [...] mit dem Buch von 14. bogen zu erlustigen / und wann ein Capitul gelesen / so glossirten Sie darüber und gaben der Sache nach dem beywohnenden Judicio ihren Außschlag. Damit ich aus aller Gefahr der Feindschafft bin / will ich den Wortwechsel dieses National-Gesprächs in seiner besten Form abfassen und nicht mehr erzehlen / als was jede Person vor Einfälle beygetragen. [7]

Der Versuch, mittels dieses dialogischen Verfahrens die Identifikation des auktorialen Standpunktes zu erschweren bzw. eine nur schwach ausgeprägte Autorschaft zu beanspruchen, erscheint absurd, insofern eine der drei Figuren – ihre Namen sind *Turchetto*, *Racazza* und *Bontempi* – den Namen ihres Autors trägt. Folgt man dieser Namensidentität, behauptet der Adressant der Vorrede, der

---

„Ich muste Schimpff und Ernst durch meine Feder pflanzen. / Denn außer diesen geht ein Buch gar selten ab. / Die Warheit bringet Haß. Ich hätte sollen schonen / Und durch die Finger sehn dein Laster und der List.“ Riemer: *Apophtegmatischer Vormund*. In: *Werke*. 1987. Band IV, S. 295,5–8.

Autor zu sein und distanziert sich als solcher von den Äußerungen seiner Figuren, deren eine denselben Namen wie er selbst trägt. Ein möglicher Hintergrund für diese Inkonsistenz könnte eine eher signalisierende als argumentierende Haltung des Autors sein, ein anderer, dass nicht der Autor, sondern der Verleger Christian Weidmann das Pseudonym ausgewählt hat – und dafür den Namen des erstgenannten Gesprächsteilnehmers, des „lustige[n] Italiener[s]“ [7], genutzt hat. Verfolgt man das Gespräch selbst, so besitzen die Äußerungen des *Turchetto* keinen privilegierten Status gegenüber denen anderer Figuren; sie hat außerdem nur transitorische Funktion, wird bald von anderen Leserinnen und Lesern abgelöst und verschwindet aus der Geschichte.

Insgesamt gesehen handelt es sich bei den beiden Schriften *Der castrirte Maul-Affe* und *Der ausgekehrte politische Feuer-Mäuer-Kebrer* um direkte Repliken, die die angegriffenen Politischen Romane als Schmähschriften und Pasquillen verurteilen. Diese Einschätzung wird auch die Erwartungshaltung des Publikums gegenüber den nun rasch aufeinander folgenden Gattungsexemplaren geprägt haben.

**f) Johann Beer: *Der Politische Bratenwender* (1682)**

Bereits in den Paratexten zu dem zur Ostermesse 1682 unter dem Pseudonym Amando de Bratimero veröffentlichten Roman *Der Politische Bratenwender*<sup>1116</sup> reagiert Johann Beer auf die in der Schrift *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer* geäußerten Vorwürfe. Implizit geschieht das in der Vorrede und gilt insbesondere für die apologetischen Bemerkungen zum Stil, zur eigenen Integrität, zu den Prinzipien satirischen Schreibens sowie zur geforderten Milde gegenüber den Frauen. Eine ausdrückliche Erwiderung findet sich dann in der dem Roman angehängten *Nachricht* [209,17f.]. Möglicherweise wusste Johann Beer bereits von der gegen ihn gerichteten Kritik, als sie noch nicht veröffentlicht worden war. Ihr genauer Wortlaut lag ihm wahrscheinlich erst nach Abschluss des eigenen Romanmanuskripts vor.

Die **Vorrede** bestimmt die gewählte Gattung ex negatione und beginnt mit einer historischen Anekdote. Sie berichtet von dem griechischen Künstler Perilaos (alias *Perillus*), der im Auftrag des heidnischen Tyrannen Phalaris einen ehernen, hohlen Stier schuf. In ihm sollten Christen über dem Feuer verbrannt werden, doch „zur Probe“ [143,7] wurde der Künstler selbst hinein gesteckt – und damit

---

<sup>1116</sup> Wird zitiert als Johann Beer: *Bratenwender* [1682] 1997. Zitate aus dieser Quelle werden im Folgenden

das erste Opfer „in dem hohlen Bauche dieses Instruments“ [143,5].<sup>1117</sup> Die breit überlieferte Erzählung, die beispielsweise in die *Gesta Romanorum*,<sup>1118</sup> Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts, Kompilationen des 17. Jahrhunderts<sup>1119</sup> wie auch in die *Adagia* des Erasmus von Rotterdam<sup>1120</sup> aufgenommen wurde, wird hier Lucius Apuleius zugeschrieben.<sup>1121</sup> Der – unzutreffende – Verweis Beers soll vielleicht eher der literarischen und stilistischen Orientierung der Leser dienen, denn Anleihen bei Apuleius gehörten zu den Merkmalen eines exoterischen, effektheischenden Stils, einer sozusagen buntscheckigen Rede aus verschiedenen Quellen, die scharf mit dem ciceronischen Stilideal kontrastiert.<sup>1122</sup> Beer hält die Anekdote sehr knapp und fokussiert auf den Inventor Perilaos,<sup>1123</sup> insofern dient sie vor allem als Beleg für das Sprichwort „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“.<sup>1124</sup> Angesichts der anders akzentuierenden Überlieferung und der

---

im Text mit Seiten- und Zeilenzahl vermerkt.

<sup>1117</sup> Der Ochse ist zum Inbegriff grausamer Folter geworden und findet sich in einer verschiedene Foltermethoden illustrierenden Darstellung „der peinlichen frag“ in der *Peinlich gericht ordnung* von 1573, vgl. Kunze: *Buchillustration*. 1993, Bildband (II), S. 417.

<sup>1118</sup> Vgl. Cap. 48 (*De justa sequela malorum*), in: *Gesta Romanorum*. [1872] 1963, S. 346. Dort auch weitere Nachweise, S. 719f.

<sup>1119</sup> Vgl. Johannes Pauli: *Von Ernst das 116. Der ein brin Ochsen erdacht*. In: Pauli: *Schimpf und Ernst* (1522). [1924] 1972, Band I, S. 80f. und Band II, S. 287. Vgl. dort auch den Hinweis auf Kompilatoren des 17. Jahrhunderts wie Aegidius Albertinus (*Lustbaus* 1619, S. 201), Matthias Abele (*Gerichtsbündel* 1654, S. 50 [1,12]) oder Samuel Gerlach (*Eutrapelia* 1639, Band 1, S. 441). – Vgl. auch Valentin Schumann: *Ein schön histori von dem wüerich Valerio zu Agrigendt und Berillo dem werckman* (I, Nr. 18), in: Schumann: *Nachtbüchlein* (1559). 1893, S. 57–60. – *Schertz mit der Warbeyt* (1550), bl. LXXa (mit einem Holschnitt Burgkmairs aus Petrarca's *Artzney beyder glück* (1532).

<sup>1120</sup> Vgl. den Artikel *Phalaris* im Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 1734f.

<sup>1121</sup> Die Anekdote findet sich nicht bei Apulejus, sondern bei Plinius: „Den Bildner Perillos, welcher noch grausamer als der Tyrann Phalaris war, lobt Niemand; er bildete nämlich ein Rind und versprach, daß es mit menschlicher Stimme brüllen werde, wenn man Feuer darunter anschüre, mußte aber in Folge einer diesmal gerechten Grausamkeit selbst zuerst den Versuch machen. So weit hatte er die menschenfreundlichste Kunst von der Darstellung von Göttern und Menschen herab gebracht! Und dazu hatten alle jene Begründer derselben an ihrer Ausbildung gearbeitet, daß Marterwerkzeuge durch sie geschaffen wurden! Man bewahrt daher seine Werke nur zu dem Zwecke, daß jeder Beschauer die Hände verabscheuen soll, durch welche sie gefertigt sind.“ *Naturalis Historia* 34, 19 [89]; vgl. für die Übersetzung Plinius: *Naturgeschichte*. 1968. 3. Teil, S. 419.

<sup>1122</sup> Die Bezeichnungen sind der Polemik Matthias Bernegggers entnommen; dazu und zur Debatte um ciceronische Eloquenz vgl. Kühlmann: *Gelehrtenrepublik*. 1982, S. 202.

<sup>1123</sup> Die Grausamkeit des tyrannischen Herrschers richtet sich vor allem gegen Christen; anders als die meisten Berichte über Phalaris verzichtet Beer auf das sadistische Detail, nach dem die schreienden Menschen im Ochsen wie „das Brüllen eines rechten Ochsen“ klingen sollten, vgl. den Artikel *Phalaris* im Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 1734. *Perillus* alias Perilaos dagegen wird von Beer als „ein recht elender Angst=Braten“ bezeichnet.

<sup>1124</sup> Beer bemerkt zu Perilaos' Tod, dieser sei ihm „nicht unverschuldeter Weise widerfahren, denn eben die Grube / welche er andern gegraben / verschlang ihn endlich selbst“, Beer: *Bratenwender*. [1682]

kargen anekdotischen Skizze erscheint die Figur des *Perillus* auffällig betont. Es ist möglich, dass Beer mit ihr auf eine Figur aus dem Roman *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* anspielen wollte: Ich denke an *Pericleus*, den Straßburger Studenten und loyalen bürgerlichen Freund des adligen *Severin von Preis*. Dieser *Pericleus* sucht gemeinsam mit seinem adligen Gönner nach dem Verleger des Buches *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* und beteiligt sich später auch an dessen gesprächsweiser Kritik. Vielleicht hält Beer die Figur des *Pericleus* für das alter ego des anonymen Autors.<sup>1125</sup> Indem das „Metallene [...] Rindvieh als ein trauriger Braten=Wender“ apostrophiert wird [143,12], wird die Anekdote per contrario auf das vorliegende Werk *Der politische Bratenwender* bezogen:

Es darff sich aber der geneigte Leser nicht etwa die Gedancken machen / als ob ich in diesem Tractat ebenfals eine solche abscheuliche Bratenwenderey anfangen / und hierdurch bey selbigem allerhand Melancholische Gedancken verursachen wolle / sondern ich hüpfte vielmehr auff einen kurtzweiligen Stecken / wie die Bettler / so über einen Graben springen / in der Welt herum [...] <sup>1126</sup>

Die historische Anekdote dient Johann Beer dazu, den vorliegenden Text ex negatione in einen literarischen Rahmen zu rücken, vor dem sich die eigene Erzählhaltung, das poetische Verfahren und die gewählte Gattung profilieren lässt. Einerseits nutzt er diese Einleitung dazu, sich als Autor von den Charakterzügen des Inventors Perilaos abzugrenzen. In poetologischer Hinsicht funktioniert die gewählte Metaphorik der „Bratenwenderey“ wie das Pillengleichnis, Weises „Apotheker Büchsen“<sup>1127</sup> oder Erasmus’ Parabel von Silen,<sup>1128</sup> auf die Weises Metapher wohl zurückgeht: Sie alle etablieren eine strukturelle Diskrepanz zwischen Innen und Außen. Diese dient nicht nur als Legitimation für die Popularisierung didaktischer Gehalte, sondern auch als charakteristisch für verschlüsselte Literatur. Anders als die verzuckerte Pille, mit der die unterhaltsame Vermittlung ernsthafter und nützlicher Inhalte ins Bild gesetzt wird, macht „solche abscheuli-

---

1997, S. 143,8ff.

<sup>1125</sup> Mit dem vierten Kapitel wird die – die Identifikation einer auktorialen Position erschwerende – Gesprächsfiktion in *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* abgebrochen, und einer der männlichen Gesprächsteilnehmer verspricht den sich verabschiedenden Damen, die restlichen Kritikpunkte eigenverantwortlich abzuhandeln und zu publizieren. Der anonyme Kritiker handelt hier also gewissermaßen in höherem Auftrag – wie *Perillus*, der Erfinder des Ochsen als Folterinstrument. Vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. 94.

<sup>1126</sup> Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 143,17.

<sup>1127</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,4 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5].

<sup>1128</sup> Erasmus von Rotterdam: *Adagia*. III, 3,1. Zur Bedeutung dieser Gestalt für die komische Literatur vgl. Hausmann: *Französische Renaissance-Rhetorik*. 1993, S. 65f. Dazu auch Hausmann: „*Apokalyptiker*“. 1993.

che Bratenwenderey“ [143,18] den Text zum potentiellen Folterwerkzeug, zu einer Hohlform mit vermeintlich harmloser Außenansicht, die Menschen auf grausame Weise zu quälen vermag. Diese Drohung ist wirkungsvoll, obwohl sie dementiert und der mit der „Bratenwenderey“ etablierte Bildbereich in den folgenden Abschnitten nur noch assoziativ genutzt wird.

Die Ankündigung einer abwechslungsreichen, episodischen und unterhaltsamen Schreibweise realisiert dieses Verfahren bereits: Die Herstellung des Textes folgt in umfassender Weise dem Ideal der *Brevitas*, die nicht nur als Stilmittel, sondern auch und gerade als Produktionsprinzip begriffen wird: Der Autor schlüpft in die provokative Rolle eines Barbaren mit Vorliebe für Kurzgebratenes und behauptet von sich: „[...] ich [...] bereite meine Braten fein BREVITER, und gleichsam in einem schnellen Currier, wie die Tartern zu thun pflegen, welche ihr Fleisch unter denen Sätteln kochen“ [143,22].<sup>1129</sup> Das Schreiben habe nicht nur wenig Zeit gebraucht („keine Elephanten=Geburth“ [143,25]), der Text sei auch unter terminlichem Druck entstanden, und bei dieser Vorrede könne sich der Autor „wegen abgehender Post“ [144,35] nicht lange aufhalten. Der geringe sprachliche und stilistische Aufwand sei zwar zunächst auf äußere Umstände zurückzuführen. Doch darin entspricht „diese Arbeit“, das betont Beer, auch ihrem Gegenstand,<sup>1130</sup> den Konventionen der Gattung, den Erwartungen der mit ihr angesprochenen Leser<sup>1131</sup> und nicht zuletzt den Fähigkeiten des Autors.<sup>1132</sup>

Die folgenden Abschnitte dienen dazu, das vorliegende Werk von „Hächlerische[n] Schriften“<sup>1133</sup>, also scharf tadelnden und wohl auch verleumdenden

---

<sup>1129</sup> Von der Vorliebe der Tartaren für halb gebratenes bzw. mürbe gerittenes Fleisch berichtet auch der Zedler, vgl. die Artikel *Tartarische Speisen* und *Tartarn*, in: Zedler: *Universal-Lexikon*. 42. Band. 1744, Sp. 48–50; 50–78, hier Sp. 48 und 53.

<sup>1130</sup> Hier gibt Beer einen Hinweis auf seine Identität, indem er sich gegenüber geschmacksverwirrten Kritikern als Ausländer mit sicherem Urteil bezeichnet: „[...] weil ich als ein Ausländer meiner Landesart folge und nicht unbillig urteile, daß zu einem Bratenwender kein güldener Kasten gehöre“ [143,29f.]. An anderer Stelle – in der Vorrede zum *Feuer-Männer-Kehrer* – kehrt Beer freilich seine deutsche Identität heraus, um seine Aufrichtigkeit zu betonen, vgl. oben.

<sup>1131</sup> Die „curiosen Liebhaber satyrischer Schriften [werden] hierinnen keine Zierlichkeit im Reden, noch hübsche Blumen einer annehmlichen Redensart finden“ [143,27].

<sup>1132</sup> Gegenüber den Forderungen nach einem gehobeneren Stil hält Beer spöttisch fest, dass er als „ein in dem Goldschmiedshandwerke Unerfahrener“ [143,31f.] keinen solchen Schmuckkasten herstellen könne.

<sup>1133</sup> Vgl. das Sprichwort „einen durch die Hechel ziehen“ oder die Redensart, „jemanden durchhecheln“, die gebraucht werden, wenn die schlechten Eigenschaften einer Person in deren Abwesenheit beredet werden. Vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 2. 1991, S. 684f.

Veröffentlichungen abzugrenzen [143,37]. Weil der Roman *Der Politische Bratenwender* wie alle Politischen Romane nicht unter dem Namen seines Autors erscheint, kann Beer sich nicht auf seine gesellschaftliche Reputation und moralische Glaubwürdigkeit berufen, sondern ist auf die Überzeugungskraft einer apologetischen und insinuerenden Argumentation angewiesen. So versucht er, seine potentiellen Kritiker mit einer Mischung aus bibelfesten Beteuerungen,<sup>1134</sup> moralischen Evidenzappellen<sup>1135</sup> und vermeintlich authentischen Bekenntnissen<sup>1136</sup> zu überzeugen. Durch Berufung auf die *Goldene Regel* verpflichtet er sich auf eine Schreibhaltung, die sich am Gleichgewicht reziproker Interessen orientiert und deshalb die Beleidigung anderer vermeidet.<sup>1137</sup> In diesen Zusammenhang verweist der Autor auf seine harmlos erscheinende fiktive Identität „als ein geringer / und noch unverständiger Lehrjunge / welcher von andern geschoren / und geschurigelt“ wird [144,15f.], die er in dem Roman *Der Politische Bratenwender* annimmt.<sup>1138</sup> Auch Johann Beer versucht hier also, seine autoritative Rolle als Erzähler zu schwächen, um die behauptende Kraft seiner Erzählung zu verringern. Der geringe soziale Stand des Protagonisten als „Lehrjunge“ ist indes vorübergehender Natur, er ist durchaus in die gesellschaftliche Hierarchie integriert. Insofern bleiben die Ähnlichkeiten des Beer'schen Protagonisten im Politischen Roman mit der Figur des Schelmen beschränkt, er ist kein von der Gesellschaft abgewiesener, vagabundierender Außenseiter.

---

<sup>1134</sup> „[...] wer hat mich zum Richter über Israel gesetzt / daß ich SUB LARVATA SPECIE einen solchen Prügel unter die Leute werffen sollte?“ [143f.] Vgl. 2. Mos. 2,14: Moses wird in Ägypten von zwei sich streitenden Hebräern gefragt: „Wer hat dich zum Obersten und Richter über uns gesetzt?“ – „[...] als wäre ich nicht auch ein Mensch / der irren / und vielleicht (contestor conscientiam,) es zehnmahl ärger versehen könnte / denn er.“ [144,6f.] Vgl. Lukas 5,8 und Apg. 10,26.

<sup>1135</sup> „Was ich also nicht will / daß mir geschehe / das will ich auch nicht / daß es andern von mir geschehe / oder wie es nach dem gemeinen Sprüchwort heisset: Quod tibi non vis fieri alteri ne feceris.“ Vgl. Matth. 7,12 und Lukas 6,31: „Was Du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“

<sup>1136</sup> Hierzu gehört eine Anspielung auf sein Alter: „[...] so klug bin ich Gott Lob lange gewesen / und habe gewust / (ob ich gleich noch nicht unter diejenigen gehöre mit deren Barth man einen gantzen Reit=Sattel ausstopffen könnte) daß es Christlich sey / den Fehler seines Nächstens [!] nicht so öffentlich aufzudecken“ [144,1f.].

<sup>1137</sup> Zur *Goldenen Regel* vgl. Beetz: *Höflichkeit*. 1990, S. 239f.

<sup>1138</sup> Beer betont bei dieser Gelegenheit, er trete nicht „als ein Barbier daß ich andere schere“ auf. Die „Barbier-Gesellen“ sind neben den „Schuhmachern“ als ungelehrte Gelegenheitsdichter in der Schrift *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* genannt und angegriffen worden. Vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*, [1682] 1996, S. 120. Dass der intradiegetische Erzähler dieses Romans keine moralische Autorität hat, ist verschiedentlich bemerkt worden, vgl. Krämer: *Johann Beers Romane*. 1991, S. 168. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 193f.

Beer betont ausdrücklich, das „Frauenzimmer [...] gelind“ behandelt zu haben, doch kann es an dieser Stelle nicht bei einer gewöhnlichen *captatio benevolentiae* bleiben. Der Ausdruckswillen dieses Autors in Sachen Frauenfeindschaft ist stärker als das rhetorische Schema und größer als jeder vermeintliche Zeitdruck:<sup>1139</sup> Gegenüber dem Urteil seiner Leserinnen zeigt Beer sich nicht nur provozierend gleichgültig, sondern ist obendrein gerne bereit, als furchterregend schillernde Projektionsfigur ihrer Befürchtungen zu fungieren: „Sie mögen demnach von mir halten, was sie wollen, so bin ich doch gleich einem schimmernden Baum, welchen etliche in der Nacht für einen Irrwisch halten, sed male“ [144,39].

Beers Ausführungen lassen erkennen, dass das Verhältnis eines Autors satirischer Schriften zu seinen Lesern durch eine grundsätzliche Aporie bestimmt ist, an der jede Unschuldsbeteuerung scheitern muss. Die Satire erreicht ihre Absichten nämlich gerade dann, „wenn solche Leute getroffen werden, welche der Autor nicht kennt“ [144,30f.]. Insofern gehört es zum *Finis* der literarischen Gattung, das Misstrauen ihres Publikums zu erregen.

In der Vorrede finden sich also Hinweise zur satirischen Schreibweise, aber keine Erläuterungen, inwiefern der vorliegende Text als Politischer Traktat zu verstehen ist. Dieser Befund entspricht den in der Vorrede zum inkriminierten Titel *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* gemachten Äußerungen Beers, das Epitheton sei aus marktorientierten Motiven aufgegriffen worden und nicht inhaltlich motiviert. Hinzu kommt in der vorliegenden Vorrede eine – indes ironisch gebrochene – Distanzierung gegenüber „den heutigen Politischen STYLO CURIAE“ hinzu [143,35]. Überdies ist die gesamte Darstellung mit der eingangs gegebenen Anekdote in einen kritischen politischen Kontext gestellt worden. Die erzählte Welt des Romans *Der Politische Bratenwender* unterscheidet sich zwar insofern von den meisten Politischen Romanen, als sie ein vergangenes Geschehen präsentiert: Als *Bratenwender* erzählt der intradiegetische Erzähler von „dazumahl“, aus einer Zeit, in der mechanische Bratenwender noch nicht erfunden worden waren [144f.]. Diese historische Distanzierung folgt wohl einer Verfremdungsstrategie und dient dazu, brandaktuelle Kritik gegenüber Angehörigen des Hofes äußern zu können.

---

<sup>1139</sup> Mit der *captatio benevolentiae* und einer Erläuterung der historischen Aufgaben eines Bratenwenders schließt Beer seine Vorbemerkungen ab, nachdem er auf die bald abgehende Post, mit der das Manuskript zum Verleger gebracht soll, hingewiesen hat.

Während die Vorrede nur implizit auf die in der Schrift *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* geäußerten Vorwürfe reagiert, geschieht das im **Nachwort** ausdrücklich: Unter dem Titel *Kurtze jedoch warhaffte Nachricht / über des gantz nichtigen abgeschmackten / und mit ebesten in MACULATUR sich verwandelten ausgekehrten Politischen Feuer=Mäuer=Kehrs* [209,17f.] nennt Beer vor allem inhaltliche und persönliche Gründe dafür, nicht ausführlich und „bescheidenlich auf alle Capitel selbiger Schrifft“ [209,33f.] eingehen zu wollen. Einerseits sei sie derart schlecht gemacht, dass er das Urteil dem Leser überlassen wolle, andererseits habe ihr Autor „den Wiederleger zum öffentlichen Kampffe“ gefordert, während Beer selbst eine tätliche Auseinandersetzung vermeiden will. Er behauptet, bei dem Text handle es sich um „einige aus alten Kalendern zusammen gestümpelte Historien / da doch der Titul und Kupffer hierzu weit ein mehrers versprechen“ [209,29], außerdem sei der Verfasser ein „Eisenfresser[, der] sich einiger Gewalt gebrauchen mögte“ [210,2]. Beers Vorwurf, *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* sei eine Kompilation aus veralteten Kalendergeschichten, die nicht halte, was das Titelblatt verspreche, ist so plakativ wie unzutreffend, aber für die verächtliche und abwehrende Haltung gegenüber populären Lesestoffen signifikant. Anders als in seiner eigenen Vorrede zum *Feuermäuer-Kehrer* setzt Beer hier voraus, dass die Politischen Romane aufgrund der programmatischen Ansprüche ihrer Titel und Titelillustrationen als Gattung zu bestimmen seien. Weder sein Wortspiel von „Trectätgen“ und „Tractätgen“ noch die diskreditierende Bezeichnung des anonymen Kritikers als „Politischen Pappier=Verderber“ [210,18] dienen dazu, Streitfragen zu klären. Hier soll eine skandalträchtige Debatte inszeniert werden, die die öffentliche Präsenz der Politischen Titel garantiert. Solcher Präsenz dienen auch die einander überbietenden Vorankündigungen gleich mehrerer Politischer Publikationen: Beer bricht nicht nur den vorliegenden Roman ab, indem er verspricht, als dessen „Continuation“ ein Werk „unter den Titul der neu=pollierte Schleiffstein“<sup>1140</sup> herauszugeben.<sup>1141</sup> In der *Nachricht* überbietet er nun die in der Replik *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* anonym angekündigte Veröffentlichung des Titels *Die Politisch=verborgene Laterne*<sup>1142</sup> alias *Politische*

<sup>1140</sup> Die Titelformulierung versucht von der anhaltenden Popularität des Werks *Hirnschleiffer* von Ägidius Albertinus von 1618 zu profitieren, das bis ins 18. Jahrhundert oft gedruckt wurde.

<sup>1141</sup> Solbach lässt diesen Aspekt unberücksichtigt, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 199f.

<sup>1142</sup> Auf den Umstand, dass der Rahmen des Textes darauf ausgerichtet ist, das Publikumsinteresse wachzuhalten, weist auch die *Zugabe* der Schrift *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer* hin. Ihr

*Leuchte* (die den vorliegenden Roman *Der Politische Bratenwender* kritisch beleuchten will) mit einer weiteren Streitschrift, die als *Die Politische Liecht=Putze* gedruckt werden soll [210,25]. Es ist nicht bekannt, dass einer dieser Titel tatsächlich erschienen ist, aber ihre Bekanntgabe ist geeignet, verkaufsförderndes Gerede zu erzeugen.

Insgesamt gesehen hat die *Nachricht* vor allem performative Bedeutung: Sie beschließt das Buch mit einem schrillen Signal, das ihm seine öffentliche Aufmerksamkeit sichert. Der paratextuelle Rahmen besteht aus Beleidigungen und Beteuerungen, die die Gattung insgesamt skandalieren. Sie fungieren als Impulse für Gerüchte, die das durch den Weißenfelser Skandal um den Roman *Der Politische Maul-Affe* von Johannes Riemer entstandene Interesse an anspielungsreicher Literatur wachhalten und damit den Verkauf Politischer Romane fördern sollen.

**g) *Florianus de Francomonte: Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen (1683)***

Der Roman *Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen*<sup>1143</sup> erschien wahrscheinlich zur Ostermesse 1683 und forderte seine Leser bereits im Titel zu referentialisierender Lektüre auf,<sup>1144</sup> indem er behauptet, die Handlung sei „aus Mancherley fantastischen / iedoch wahrhaftigen Privat-Händeln hervor gesucht“. Auch in der Vorrede werden die Grenzen zwischen Satire und Pasquill verwischt. Die gewählte Gattung wird skandalisiert und das Publikum wird mit der Drohung, private Angelegenheiten öffentlich zu machen, in Unruhe versetzt.

Die **Vorrede** beginnt mit der lakonischen Anrede „Geneigter Leser etc.“ und einer Korrektur: Der als *Florianus de Francomonte* auftretende, vielleicht aus Freiberg stammende pseudonyme Autor weist darauf hin, dass das vorliegende Buch unter einem anderen Titel bereits zur Michaelismesse 1682 angekündigt worden sei. Er habe ursprünglich „die Politische Narrenschule / nebst einer Kunst aus

---

Verfasser hat offenbar von Beers Plänen, einen Roman unter dem Titel *Der Politische Bratenwender* zu publizieren, gewusst – und reagiert darauf, nicht ohne die angekündigte Neuerscheinung als Gattungsexemplar zu apostrophieren: „Nachdem aber auch heute nichts verkauffet werden will / wo nicht eine Zugabe darbey ist / der Politische Bratenwender auch zu Beleuchtung der von Näschern beschnittenen Braten / und Hervorsuchung entwendeter Specialbisgen einer Leuchte vonnöthen haben möchte / als dörfte sich [...] künfftig zum Verkauff aufstellen Die Politisch=verborgene Laterne.“ [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*, [1682] 1996, S. 124. Die *Zugabe* dient demnach dazu, öffentliche Aufmerksamkeit für weitere Polemiken respektive weitere Politische Titel zu erzeugen.

<sup>1143</sup> Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997.

<sup>1144</sup> Referentialisierende Lektüre meint hier weniger ein intertextuelle denn außerliterarische Bezüge

Narren kluge Leute zu machen“ (S. 11,2f.), verfassen wollen.<sup>1145</sup> Doch sei das Vorhaben, alle Narren vorzuführen, um dann ein „Arcanum [zu] appliciren“, aus sachlichen wie methodischen Gründen gescheitert (S. 11,24). Er habe zunächst „das Wercklein etwas weitläuffig angefangen“, dann mit den „kleinen subtilen Narren“, die gemeinhin als „Politische Maul-Affen“ bezeichnet würden, beginnen wollen, um die „übrigen Narren“ später zu behandeln. Aber aufgrund der großen Zahl von „Maul-Affen“ habe er sein ursprüngliches „Vorhaben abkürzten [und] den Titel des Büchleins ändern“ müssen (S. 11,33). Das Werk wird nun „unter dem Titel der *andern Ausfertigung Politischer Maul-Affen*“ (S. 11,38f.) präsentiert, ein dritter und letzter Teil für die nächste Messe versprochen.<sup>1146</sup>

Mit dem neuen Titel wird der Text nun als Fortsetzung des skandalösen Romans *Der politische Maul-Affe*<sup>1147</sup> von Johannes Riemer ausgewiesen. Auch lag das Motiv für die Titeländerung – wie noch zu zeigen sein wird – wohl eher in dem damit garantierten öffentlichen Aufsehen als in der Sache selbst. Die größtmögliche Aufmerksamkeit bei den Lesern zu erzeugen bildet die wichtigste Gestaltungs-

---

herstellendes Verfahren. Vgl. Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 23.

<sup>1145</sup> Die Angaben entsprechen denen des Messekatalogs, bis auf das Pseudonym des Autors: *Die Politische Narrenschule / oder eine Kunst auf eine gantz neue Manier aus Narren kluge Leute zu machen / allen Curieusen Liebhabern zur Lust / und allen Interessenten zu Nutz ans Liecht gegeben von Aloysio de Villanova in 12. apud eundem* [d.i. Christian Weidmann]. Vgl. *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1682, [E 3v]. Dass Titel vorab in den Messekatalogen angekündigt wurden, von denen nicht alle gedruckt wurden, interpretiert Krause als Verlagsstrategie, als „eine Vorstufe zur Subskription“: Die Ankündigungen fungierten als „Versuchstitel“, bei ausreichender Nachfrage würden dann die Werke in Auftrag gegeben. Das Verfahren karikiert *Francomonte* weiter unten. Vgl. Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 159.

<sup>1146</sup> Vgl. das Nachwort, das einen weiteren, „den dritten Theil / mit der Kunst aus Narren kluge Leute zu machen / entweder unter diesem / oder doch unter dem Titel, des Buches der Verschonung“ ankündigt. Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 139. Ein dritter Teil wird auch im Messekatalog zur Ostermesse 1683 angekündigt: *Die andere Ausfertigung neu=gefangener Politischer Maul-Affen / ap. eund. Item dessen Dritter und letzter Theil / Leipzig apud eund.* Vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1683, [D 4v]. Für das Erscheinen gibt es indes keine Anhaltspunkte. – Die Widmung des 1685 erscheinenden *Kleideraffen* an „das Geschlechte derer Affen“ lässt vielmehr erkennen, dass der dritte Teil noch nicht veröffentlicht war. Johann Beer lobt darin die *Andere Ausfertigung* als gelungene „Nachahmung“ und empfiehlt, „bey dem Autore [der *Anderen Ausfertigung Politischer Maul=Affen*] vorzusprechen, damit er doch dermaleinst das Wercklein zu der versprochenen Perfection bringen / und nechste Messe auch die dritte Ausfertigung von solcher Gattung ausfligen lassen möchte“, vgl. Beer: *Kleider=Affe*. [1685] 1997, S. 149,17f.

<sup>1147</sup> Neben der *Narrenschule* wird im Messkatalog Michaelis 1682 nicht nur der Roman *Der castrirte Maul-Affe*, sondern auch ein Widerruf von Johannes Riemer angekündigt, der von der Forschung bisher nicht ausgemacht werden konnte: *Scribenten Perspectiv / dadurch ein jedweder augenscheinlich sehen kan / daß die bißherigen verwirreten unreinen Satyren keines weges von ihm / sondern gantz aus andern Köpfen herkommen*. Vgl. *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1682, [E 3v]. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Schrift auch erschienen ist, denn Riemer bezieht sich in seinem Widerruf von 1684 darauf. Vermutlich agierte Johannes Riemer aufgrund informellen Drucks des Weißenfesler Hofes, die Verhältnisse zu klären, dafür spricht auch das zu Jahresbeginn erlassene Visitationsdekret Johann Adolfs I. – Der geänderte Titel der „Anderen Ausfertigung“ ist auch vor diesem Hintergrund zu sehen: Die Verwendung des Titelstichworts von Riemers skandalösem Romanerstling garantiert gerade angesichts einer solchen Ankündigung und der mit ihr einhergehenden Spannung die erwünschte öffentliche Aufmerksamkeit.

vorgabe für den paratextuellen Rahmen. *Florianus de Francomonte* verzichtet in dieser Vorrede völlig auf eine *captatio benevolentiae*. Überhaupt bemüht er sich nicht darum, die Leser für die eigene Person einzunehmen, sondern tritt als unbekümmerter und selbstironischer Spötter auf, der um die zweifelhaften Aspekte des vorzustellenden Werkes sehr wohl weiß.

Die Publikation wird mit gesellschaftskritischen und marktorientierten Argumenten gerechtfertigt, der allgemeinverbindliche Anspruch der Erzählung deutlich relativiert: *Florianus de Francomonte* legt dar, welche Fülle von „Maul-Affen“ es gebe. Außerdem wünsche das Publikum einen solchen Titel, und er als – hier ist hinzuzufügen: publikumsorientierter – Autor sei bemüht, die Wünsche der „curiosen Leser“ zu erfüllen (S. 11,14f.). Gleichzeitig spottet er über die hohen Erwartungen, die einfältige Leute an diese Werke knüpften. Sodann kritisiert er unbedarfte Autoren, die ein solches Werk schreiben zu können glauben.<sup>1148</sup> Aber auch die eigene Autorität wird unterminiert, insbesondere hinsichtlich der in das Politische Werk eingeflossenen Lebens- und Weltkenntnis: Als stoffliche und erfahrungsgesättigte Quelle sei, so *Florianus de Francomonte*, eine kleine Reise genutzt worden, die ihn gemeinsam mit drei Freunden im vergangenen Sommer „etzliche Meilen hinder den Backofen“ geführt habe (S. 12,42f.).

Das vorgelegte Werk wird dann als Gattungsexemplar bestimmt und übercodiert, indem auf verschiedene Texte und Autoren verwiesen wird, die als ähnlich gelten oder ähnliche Zwecke verfolgten.<sup>1149</sup> Neben Riemers Roman *Der Politische Stock-Fisch* ist hier insbesondere sein Erstling *Der Politische Maul-Affe* zu nennen, als dessen Fortsetzung sich das vorliegende Werk präsentiert, ohne indes eine identische Autorschaft zu behaupten. Hinsichtlich der satirischen Freiheit, die Laster zu tadeln, wird auf Christian Weise verwiesen, dessen *Bericht vom Politischen Näscher* ausführlich zitiert wird (S. 14,5ff.). Überdies wird die vorliegende Narrenschelte der Tradition der menippeischen Satire zugeordnet: Eine ausführliche Passage aus Valentin Andreaes *Satyrischer Menippus* wird als Vorlage des allegorischen Titelkupfers ausgewiesen und im Anschluss an die Vorrede zweisprachig zitiert.<sup>1150</sup>

<sup>1148</sup> Nach der für September 1682 angekündigten *Narrenscheule* sei noch monatelang, bis zur Neujahrsmesse 1683 nahezu täglich beim Verleger nachgefragt worden. Der pseudonyme Autor behauptet, Zeuge gewesen zu sein, als gar ein Eilbote mit einem schriftlichem Kaufauftrag in der Buchhandlung erschien, [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 11,8ff. – Scharfer Spott trifft an späterer Stelle auch den Autor des Romans *Der castrirte Maul-Affe*, vgl. ebd. S. 13,24f.

<sup>1149</sup> Vgl. Jaumann: *Zur Intertextualität*. 1994, S. 452.

<sup>1150</sup> *Florianum de Francomonte* belegt das Zitat zutreffend: „aus des Herrn Joannis Valentini Andreae

Insgesamt ist die persuasive Argumentation mit vielen literarischen Versatzstücken angereichert, die *loci communes*-Sammlungen<sup>1151</sup> oder der zeitgenössischen Kompilationsliteratur<sup>1152</sup> entnommen sind. Als amplifizierende Mittel werden Sprichworte<sup>1153</sup> wie politisch-historische Schriften<sup>1154</sup> genutzt.

An erster Stelle wird der Anspruch, mit „gewissen Kunstgrieffen“ einen Narren klug zu machen, unter Rekurs auf den Riemer'schen Titel *Der Politische Stock-Fisch* gerechtfertigt, der als Ratgeber für eine glückliche Heirat präsentiert worden war. Das Hilfsangebot sei indes nicht zu wörtlich zu verstehen: *Florianus de Francomonte* behauptet jedenfalls, noch niemanden getroffen zu haben, der aufgrund der Lektüre dieses Romans „eine reiche / schöne und vornehme Frau“ bekommen hätte. Dementsprechend wird der didaktische Anspruch auch hinsichtlich des hier präsentierten Textes ausdrücklich relativiert:

Habe ich das Glück / daß auch nur der kleinste Maul-Affe in sich gehet / und seine Thorheit fahren lasset / so will ich mir schon genügen lassen. Alle eingewurtzelte und verwilderte Narren kan niemand klug machen / ich kans auch nicht / und stehe in Sorgen / die Kunst möge fehlschlagen: Über dieses / so nimt es auch viel Mühe und Zeit weg; (S. 11f.)

Anschließend wird die Vorstellung, es gebe überaus zahlreiche *Maul-Affen*, aber es sei nicht leicht, alle zu erkennen, entfaltet. Der Autor will sich auf diejenigen Leute beschränken, die ihre so hohe wie falsche Selbsteinschätzung nicht für sich behalten, sondern ihre Mitmenschen davon überzeugen wollen.<sup>1155</sup>

---

Satyrischem Menippo oder Inanitatum Humanarum Speculo nachfolgende am 275. Blatt“. Das Werk erschien erstmals 1617. Die Angaben wurden anhand der Ausgabe von 1676 überprüft. Vgl. Andreae: *Mennippus*. 1676, S. 275.

<sup>1151</sup> Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 12,14–40; S. 13,24–32.

<sup>1152</sup> Für die definitorische Unterscheidung zwischen *Fantasten*, *Maul-Affen* und *Narren* wird auf den 5. Band der *Episteln oder Sendschreiben* von Martin Zeiller verwiesen. Zu Zeiller vgl. Timmermann: *Ziele*. 1994, S. 25f.

<sup>1153</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 11,30; S. 14,37.

<sup>1154</sup> Vgl. den Hinweis auf den Straßburger Professor und Politiktheoretiker Johann Heinrich Boecler (1611–1672), 13,39f. Bei dem angesprochenen Werk handelt es sich um einen Kommentar Boeclers, *Cornelii Nepotis, vulgo Aemilii Probi, de excellentibus viris, quae exstant, cum notis atque indicis Johannis Henrici Boecleri*, der in mehreren Auflagen erschien. *De viris illustribus* gilt als Cornelius Nepos Hauptwerk und war im 17. Jahrhundert Schullektüre.

<sup>1155</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 12,17–30.

Wiederholt wird darauf hingewiesen, wie ähnlich kluge und närrische Leuten einander doch seien.<sup>1156</sup> Als Unterscheidungsmerkmal soll ihre verbale Gewandtheit dienen. Das Interesse gilt besonders solchen Leuten, die sich als *Politici* verstanden wissen wollen, obwohl sie lediglich deren Verhaltensweisen ohne Verstand nachahmen:

Doch mancher Galilaeer darff kaum einmal die Zähne von einander thun / so ver-räth ihn seine Sprache / und heisst mit ihm: Si tacuisses Philosophus mansisses. Und diese liederliche Gattung ist seithero so wohlfeil gewesen / daß wenn man ohngefehr eine Kappe beym liechten besehen / so ist sie / auf Frantzöische [!] fa-con, mit einen Maulaffen gefüttert / und doch mit einem hauptsächlichen Politico verbrämet gewesen.<sup>1157</sup>

*Florianus de Francomonte* betont sein wirklichkeitsorientiertes Verfahren: Er müsse erst alle Narren genau beobachten und gründlich untersuchen, bevor er vertrauenswürdige Ratschläge und geheime Tipps formulieren könne, die dumme zu klugen Menschen machten. Als Vorbild für das empirische Vorgehen gilt die medizinische Diagnose. Und in diesem Zusammenhang erhält der Autor dann doch die Rolle eines Spezialisten mit diagnostischen und moralischen Kompetenzen:

Denn gleichwie ein Medicus die Art und Beschaffenheit einer Kranckheit erstlich erkennen muß / eher er mit dem Patienten eine glückliche Cur vornehmen kan; Also wurde erfordert / daß auch ich denen Narren zuvorhero den Pulß grieffen ehe und bevor ich mein arcanum appliciren / und dieselben in ein ander Model giessen wolte.<sup>1158</sup>

Als *methodus medicus* entspricht das gewählte literarische Verfahren damit dem Vorgehen, das auch von einer sich auf Tacitus beziehenden Tradition politischer Theorie<sup>1159</sup> sowie der eklektischen Philosophie um 1700 favorisiert wird: So leitet Nikolaus Hieronymus Gundling seinen *Discours* über die *Elementa philosophiae practica* von Johann Franz Budde nicht nur mit erläuternden Hinweisen auf die Politi-

<sup>1156</sup> Diese Beobachtung bildet auch den Schwerpunkt des Exzerpts aus Andreaes *Satyrus Menippus*.

<sup>1157</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 12,35ff. Die Wendung von den Galiläern bezieht sich auf die dritte Verleugnung Petrus, vgl. Matthäus 27,73. Daher die sprichwörtliche Redensart: „Das ist (du bist) auch ein Galiläer“, vgl. Wander: *Deutsches Sprichwörterlexikon* [1867] 1963. Band 1, Sp. 1321. – Das bekannte Sprichwort *Hättest Du geschwiegen, wärest Du ein Philosoph geblieben* stammt ursprünglich von Boethius: *De consolatione philosophiae* 2. 7. Vgl. Walther: *Proverbia sententiaeque* 29212 [Nach: Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 10575 (c) Directmedia].

<sup>1158</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 11.

<sup>1159</sup> Zur medizinischen Metaphorik politiktheoretischer Argumentation seit Machiavelli vgl. Stolleis: *Arcana Imperii* (1980). 1990. Dazu finden sich auch instruktive Überlegungen bei Münkler: *Politische Theorie*. 1999, S. 31.

schen Romane ein,<sup>1160</sup> sondern stellt die Mittel und Zwecke der als *prudentia civili* verstandenen *Politic* auch in ähnlicher Weise dar wie *Florianus de Francomonte*. Das Beispiel belegt nicht nur die Nähe von philosophischem und literarischem Vorgehen, sondern überdies ein gemeinsames Verständnis politischen Wissens für die gelehrte wie die populäre Literatur. Gundling erläutert Buddes methodisches Vorgehen für den Bereich der praktischen Philosophie folgendermaßen:

Was den methodum betrifft, so hat der Autor [d.i. Budde, AW] in seinem gantzen Werck gezeigt, man könne es nicht besser erkennen, sonderlich in politicis, als wenn man es methodo medica tractire. Denn die Politic supponirt imperfectiones, incommoda, impedimenta, quae homines circumstant, (und wenn ich die Politic auf civitatem restringire) quae omnes civitates circumstant. Gleichwie nun ein Medicus nicht kan remedia gebrauchen, er muß zuvor wissen, was seinem Patienten fehlet, also consideriren wir hier auch, was homines per se, hernach homines in certo statu existentes sind, wir consideriren auch die mala, quae illos circumstant. Wir halten auch die Gesundheit gegen die Kranckheit, deinde de remediis cogitmus. Die media aber sind vel salutaria vel non salutaria; Daher werden wir nicht allein consideriren, die richtigen Mittel, wodurch man felicitatem erhält, sondern auch die pseudo-media. Bey denen letzteren ist der Autor am meisten beschäftigt. Es kan auch nicht anders seyn: denn ein Pseudo-Politicus affectiret klug zu seyn, aber er ist es nicht, und muß man also solches zeigen.<sup>1161</sup>

Hier wird offensichtlich, inwiefern der Gegenstandsbereich der akademischen Disziplin der *Politic*, ihre Untersuchungsperspektive, die Aufgaben der Darstellung wie ihre thematischen Schwerpunkte sich mit denen des Politischen Romans überschneiden. Insbesondere die übereinstimmende Problemdiagnose von *Francomonte* und Gundling ist frappierend. Überdies richten beide ihre besondere Aufmerksamkeit darauf, die illegitime Inanspruchnahme politischer Klugheit zu enthüllen. Anders als die metaphorischen Vergleiche mit „ApothekerBüchsen“ oder heilsamen Pillen, die zunächst die doppelte Struktur der Texte, dann deren nützliche Wirkungen betonen sollen, zielt dieser Rekurs auf diagnostische und therapeutische Verfahren und – das ist zu betonen – auf die außerliterarische Genese des Textes und dessen Applikationsmöglichkeiten.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sowohl im populären als auch im gelehrten Kontext das Verhältnis von politischer Theorie und politischer Praxis nicht als unvermittelte Beziehung zwischen den Experten und der Herrschaft (so hatte Johannes Riemer in der Vorrede zum Roman *Die Politische Colica* argumentiert) konstruiert wird, vielmehr werden Theorie und Praxis über die Selbstwahr-

<sup>1160</sup> Vgl. die Bemerkungen zur zeitgenössischen Rezeption in der Einführung, Teil A dieser Arbeit.

<sup>1161</sup> Gundling: *Ausführlicher [...] Discours*. 1733, S. 28. Hervorhebung von mir, AW.

nehmung der Gesellschaft – und das eben sind die Leser, respektive Bürger aller Stände – vermittelt.

Freilich darf nicht übersehen werden, dass das prognostische Wissen des Autors und die praktischen Wirkungen der Lektüre in der Vorrede zum Roman *Die andere Ausfertigung* relativiert und ironisiert werden. Nicht nur, weil *Florianus de Francomonte* bekennt, nicht alle Narren klug machen zu können,<sup>1162</sup> sondern vor allem, weil er seine Autorschaft als anstößiges Verhalten inszeniert. Bereits der erste Schreibimpuls, der aus persönlichen Erfahrungen des Autors mit *Maul-Affen* heraus entsteht, wird ironisch thematisiert: Schließlich handelt es sich um einen unwillkürlichen Impuls angesichts einer widerwärtigen Realität während einer sommerlichen „Spatzir=Reise“. Es sind offensichtlich kontingente Umstände und Eindrücke, keine metaphysischen Überzeugungen, die zu der spöttischen Haltung geführt haben, mit der dieser Autor dem Leser entgegentritt:

Da [während der Reise] gerieth ich auch wider Willen auf die Gedancken / ich wolte welche handgriffliche Notiren / und sie denen Liebhabern solcher Dinge / mit zufälliger Fuhre auf die Messe schicken. Sitze demnach hier und habe (mit Ehren zu melden) Maulaffen feil. Zwar muß ich meine lose Waare nur unterm Wische verkauffen / und darf damit keinen Sonnenkrämer agiren / denn es ist umb die Politischen Maulaffen und umb die spiritüs familiares gar eine kützliche Sache; Jedermann bekömt sie nicht / und manchem gehts wie jenem Bauer / der muste sich mit einem Gold=Käfer aus dem Kuhfladen / gegen Erlegung 50. Reichsthaler contentiren lassen.<sup>1163</sup>

Schreibimpuls, Popularität und gefährlicher Reiz „solcher Dinge“ liegen nahe beieinander. Zur faszinierenden Wirkung tragen offenbar gerade die prekären Aspekte der Gattung bei, die *Florianus de Francomonte* betont: Grundsätzlich gelten *Politische Maul-Affen* als geringwertige Ware, wie sie „Sonnenkrämer“ unter freiem Himmel verkaufen.<sup>1164</sup> Die Bücher dürfen aufgrund ihres bedenklichen Gehalts indes nicht öffentlich, sondern „nur unterm Wische“ gehandelt werden.<sup>1165</sup> Darin, aber auch hinsichtlich ihres zwielichtigen Rufes sowie der großen Erwartungen, die an sie geknüpft werden, gleichen die an Riemers Vorlage anknüpfenden Politischen Romane den *Spiritus familiares*.

<sup>1162</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 12,8–11.

<sup>1163</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 12f.

<sup>1164</sup> Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 16. 1905, Sp. 1660.

<sup>1165</sup> Der Wisch gilt als Marktzeichen: Ein Strohwisch oder eine Fahne zeigen an, wann gehandelt werden darf. Daraus „ergeben sich rechtliche Wendungen“ sowie die Redensart, mit der „verbotenes oder

Es ergeben sich aufschlussreiche Perspektiven, wenn man den Vergleich mit den *Spiritus familiares* als poetologische Metapher und damit als spöttisches Gegenmodell zur geläufigen Pillenmetaphorik deutet: Auch hier wird der Text als implikative Allegorie konstruiert, aber *Florianus de Francomonte* erwartet von seinen Lesern nicht, bei der Lektüre wie bei der Einnahme einer Pille mit der süßen Schale der Darstellung zugleich bittere Lehren zu schlucken, die dann den eigentlichen Intentionen des Autors entsprechen. Stattdessen erscheint das Buch als schwer durchschaubarer Betrug, der aufgrund der Projektionen des Publikums profitabel ist. So wie man sich die *Spiritus familiares* als Glücksbringer vorstellt, als kleine Geister, die sich in unscheinbaren Insekten wie Fliegen oder Käfern verkörpern, so erhoffen sich die Leser von den unscheinbaren Duodezibänden große Wirkungen.

Nimmt man diesen Vergleich als poetologisches Konzept, so erscheint eine adressatenorientierte Darstellung auf die Spitze getrieben, erscheint die Faktur des Textes eher am Leser als am Autor orientiert. Im Politischen Roman verwirklichen sich demnach weniger die Intentionen des Autors als die Illusionen der Leser. Während das tertium comparationis zwischen *Spiritus familiares* und Politischen Romanen die Projektionen des Publikums bilden, sind es beim Vergleich des Textes mit der Pille die Intentionen des (medizinischen oder moralischen) Spezialisten. Einerseits spottet der pseudonyme Autor über ein einfältiges Publikum, andererseits spekuliert er offen auf die zweideutigen und anstößigen Momente dieser „kützliche[n] Sache“,<sup>1166</sup> lies: der Politischen Romane. Zu ihrer Gattung gehören – wie im Falle der *Spiritus familiaris* – gerade auch Texte, „die solchen Nahmen am wenigsten verdienen, und von denen vernünftiger Weise keine Würckung zu hoffen, oder jemahls zu gewarten ist“.<sup>1167</sup>

Die gattungsgenerierende Auseinandersetzung mit den vorangegangenen Titeln *Der politische Maul-Affe* und *Der castrirte Maul-Affe* wird von *Florianus de Francomonte*

---

heimliches tun“ bezeichnet wird. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 30. 1960, Sp. 706ff.

<sup>1166</sup> Belege für den Gebrauch von „kitzlich“ im Sinne von „schwierig, misslich, bedenklich, mit gefahr verknüpft“ bei Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 11. Band. 1873, Sp. 884–886, hier 885.

<sup>1167</sup> Mit diesen Worten erläutert der Zedler den betrügerischen Handel mit *Spiritus familiaris*. Grundsätzlich gilt ein Spiritus Familiaris als „ein Geist, den einer deshalb annimmt, daß er in einer gewissen Sache fertig seyn und gutes Glück haben will. Es werden viel Dinge durch Betrügereyen vor Spiritus familiares ausgegeben, die solchen Nahmen am wenigsten verdienen, und von denen vernünftiger Weise keine Würckung zu hoffen, oder jemahls zu gewarten ist.“ Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 39. Band. 1744, Sp. 163.

als blutrünstige Geschichte geboten. Er nutzt das Titelstichwort *Politische Maul-Affen* als Synonym für das Werk wie die darin kritisierten Personen:

Die erste Hecke von Politischen Maulaffen ist schon vor drey Jahren in die deutsche Welt geflogen / und haben nach so geraumer Zeit erst vergangenes Jahr in der Michaelis=Messe das Unglück gehabt / daß ein obscurer Kerl sich drüber her gemacht / und seine Hände mit unschuldigen Blute besudelt / in dem er sich unterstanden dieselben zu castriren [...] (S. 13,9-13).

Gegenüber Riemers Roman wird das vorliegende Werk damit quasi innerhalb einer Generationenfolge situiert.<sup>1168</sup> Der flüchtige Hinweis auf das literarische *exemplum* erfolgt durchaus in gattungskonstituierender Absicht, doch ist das Interesse, die im Roman *Der Castrirte Maul-Affe* geäußerte Kritik zu diffamieren, deutlich intensiver als eine solche *imitatio auctoris*. Der Rekurs auf das positive Vorbild bildet nur die nötige Einleitung für die folgende Polemik. Zunächst wird das Bildfeld der Kastration entfaltet: Dem pseudonymen Autor *Turchetto* sei „der Schnitt mißlungen“, *Francomonte* droht ihm, „einen Capaun aus ihm [zu] machen“, falls er sich auch an den hier vorgelegten *Maul-Affen* vergreife.<sup>1169</sup> Die Qualifikation zur Autorschaft wird *Turchetto* abgesprochen, der als dummer Schuljunge denunziert wird.<sup>1170</sup> Dabei suggeriert *Francomonte*, es gebe einen quasi zünftischen Verhaltenskodex der Autoren sowie fixe Regeln für die Produktion Politischer Romane: „[...] also / daß er forthin vor keinen rechtschaffenen Meister seiner Kunst passiren kan / sondern ehester Tage gar aus der Innung gestossen werde / von Rechts wegen“ (S. 13,14f.).

<sup>1168</sup> „Hecke“ meint hier „die junge brut selbst“, angesprochen sind die im Roman *Der politische Maul-Affe* verspotteten Personen. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 10. Band. 1877, Sp. 742–744, hier 743.

<sup>1169</sup> „Aber wie ihm der Schnitt mißgelungen / das ist (leider) am Tage / also / daß er forthin vor keinen rechtschaffenen Meister seiner Kunst passiren kan / sondern ehester Tage gar aus der Innung gestossen werde / von Rechts wegen. Ich biete dem Herrn Affenschneider Trutz an / er lasse mir meinen Maul-Affen ihr patrimonium unbeschoren und ungecastriret / oder ich will einen Capaun aus ihm machen / daß er gar füglich in des Pontii Pilati seiner Hof=Capelle einen Discantisten abgeben soll.“ – Zur untergründigen Denunzierung von *Turchetto* als Verräter gehört neben dem gleich folgenden Bezug auf Karlstadt auch die Drohung, ihn zur Hofkappelle von Pontius Pilatus zu schicken: Pilatus gilt als Verkörperung eines Schuldigen, der versucht, seine Hände in Unschuld zu waschen. Vgl. Matthäus, 27,24. Einer Demagogie des Verrats folgt bereits die weiter oben hergestellte Verbindung zwischen einem Maul-Affen und einem Galiläer, die auf den dreimaligen Verrat des Petrus anspielt.

<sup>1170</sup> „Monsieur *Turchetto*, wie er sich nennet / solte einen Commentarium über das A/B/C=Buch schreiben / würde er nicht schöne Glossen zu Marekte bringen. Ich habe den Quarck hinten und vorne angesehen / und weiß doch nicht was er haben will. [...] Aber er mag was klügers auf die Bahne bringen / und zusehen / daß es ihm nicht gehet / wie unlängst einem Poetaster / deselben Carmina bekamen bey dem Comite Palatino diese Censur:

Sunt bona, quae scribis, tua carmina, dum caco nuper.

Cursim perlegi, scribere plura potes.

Notetur haec formula, sagte jener Bacularius.“ Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 13.

Der gesamte Passus reiht polemische und denunziatorische Versatzstücke aneinander. So analogisiert der pseudonyme Autor das Verhältnis zwischen Johannes Riemer und *Antonio Turchetto* mit dem zwischen Martin Luther und *Carlstadt*,<sup>1171</sup> wobei *Turchetto* die Rolle eines unfähigen, aber ehrgeizigen Nachahmers zukommt: „Er kömmt mir vor wie Carlstad zu Lutheri Zeiten / der warff die Bilder zur Kirchthür hinaus / und sagte: Ego etiam volo fieri magnus; So gedenckt dieser Maul=Affe: Ego etiam volo scribere libros“ (S. 13,24f.).<sup>1172</sup> Der spezifische Charakter gattungsbezogener *imitatio* wird hier deutlich: *Francomonte* knüpft an den Prototyp Riemers weniger dadurch an, dass er auf gattungsgenerierende, sprachliche oder stoffliche Momente rekurriert, sondern er imitiert „die Gebärden des Textes“ (Rösch). Hierher gehört, dass er sich ausdrucksstark von einem verachteten Autorentypus (*Turchetto*) absetzt. *Francomonte* will das Publikum ansprechen, indem er einen gemeinsamen Gegner ausmacht, den er mit den Mitteln der Invektive vernichtet. So werden Autor und Publikum *ex negativo* zu einer Gemeinschaft, die gesellschaftliche und literarische Normen teilt. Hier bestätigt sich der allgemeine Eindruck, dass das Publikum durch den performativen Gestus, mit dem die Politischen Romane präsentiert werden, zur Parteinahme herausgefordert werden soll.

Vor diesem Hintergrund sollen noch einmal die Gründe erörtert werden, die wohl dazu führten, als Titel des vorliegenden Werkes nicht *Die Politische Narrenschule*, sondern *Die Andere Ausfertigung Politischer Maul-Affen* zu wählen. Die Änderung des Titels gehört zur Strategie, mit dem vorliegenden Buch von der aufgeheizten Atmosphäre des Skandals zu profitieren. Die ursprüngliche Ankündigung als *Politische Narrenschule / nebst einer Kunst aus Narren kluge Leute zu machen* lässt die Romane Christian Weises assoziieren, *Die drey Ertz-Narren* und *Die drey klügsten Leute*, während die durchaus bestehenden Verbindungen zu Johannes Riemer unausdrücklich bleiben.<sup>1173</sup> Die Formulierung *Die andere Ausfertigung Neu-gefangener*

<sup>1171</sup> Gemeint ist Andreas Rudolff Bodenstein von Karlstadt (1481–1541).

<sup>1172</sup> Der Vergleich impliziert vielleicht eine Reverenz gegenüber Johannes Riemer sowie eine Anspielung auf den geistlichen Stand des pseudonymen Autors *Turchetto*. Der polemische Spott dient *Francomonte* dazu, Riemer und sich selbst die Rolle der Rechtgläubigen zuzuweisen und den gemeinsamen Gegner zu diskreditieren. Dazu gehört auch der Umstand, dass der weiter unten integrierte Ausschnitt aus Weises *Bericht* auch das dezidierte Bekenntnis umfasst, sich als Satiriker nicht an *Geistlichen vergrieffen* zu haben. Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997, S. 14,30. Vermutlich verfügt der als *Florianus de Francomonte* auftretende Autor über eine theologische Ausbildung.

<sup>1173</sup> Riemer hatte die Titel Weises in der Widmung zum Roman *Der politische Maul-Affe* in ein ähnliches Verhältnis gesetzt, als er deren Reihenfolge, erst *Ertz-Narren*, dann *Die klügsten Leute*, so erläutert hatte, dass *die Klugheit aus der Thorheit zum Theil erlernt* werde, vgl. Riemer: *Maul-Affe*, [1679] 1979, S. 6,35ff.

*Politischer Maul-Affen* wurde wohl deshalb favorisiert, weil sie in direkter und unmissverständlicher Weise an Riemers Roman anknüpft. Wahrscheinlich war die öffentliche Diskussion um diesen Titel nach der Publikation des Romans *Der castrirte Maul-Affe* zur Ostermesse 1682 wieder erwacht. In dieser Situation erschien das Versprechen, erneut *Maul-Affen* dem Spott preiszugeben, als ein wirksames Mittel, an der neugewekten Aufmerksamkeit des Publikums zu partizipieren. Der Wechsel des Titels signalisiert zugleich einen Registerwechsel innerhalb des vorhandenen Gattungsspektrums, dessen Pole durch Christian Weise und Johannes Riemer repräsentiert werden.

Das gilt auch, obwohl in der Vorrede einige Absätze später ein ausführliches Zitat aus dem *Bericht vom Politischen Näscher* folgt. Im zitierten Passus rät Christian Weise zu einer vorsichtigen Kritik der Laster. Er warnt – möglicherweise unter dem Eindruck des durch Riemers Roman hervorgerufenen Skandals in Weiffels – vor Übereinstimmungen mit der außerliterarischen Realität, insbesondere im regionalen Umfeld des Autors.<sup>1174</sup>

Eine inhaltliche Auseinandersetzung unterbleibt auch an dieser Stelle, denn „der grundgelehrte Schulmann“ wird von *Florianus de Francomonte* lediglich in plakativer Absicht als legitimierende Instanz zitiert, „damit ein ieder sähe / wie weit dieses und dergleichen Bücher zu loben oder zu schelten seyn“.<sup>1175</sup> Auf diese Weise geraten auch solche besonnenen Mahnungen in den Sog einer am Skandal interessierten Publikationsstrategie: Ist allgegenwärtiges Misstrauen einmal als angemessene Rezeptionshaltung etabliert, dann lassen sich diese Äußerungen – völlig gegen Weises Intentionen – als versteckter Hinweis auf lokale Anspielungen lesen. Schließlich lässt sich der Verdacht, der Text enthalte verschlüsselte Nachrichten, nicht widerlegen. Überdies fördert die Weigerung des pseudonymen Autors, sich eindeutig zum Realitätsgehalt seiner Schrift zu äußern, den Argwohn der Leser:

Aber wieder auf unser Propos zukommen / so kan ich den geneigten Leser nicht  
eben versichern / wo dieses oder jenes sich ohnfehlbar zugetragen. Es könnte seyn  
/ daß alles binnen kurtzer Zeit sich wahrhaftig also begeben hätte / doch kan

---

<sup>1174</sup> Das Zitat wird korrekt mit *Bericht vom Politischen Näscher / auf den 113. Blat / Frag.2. § 10* belegt, vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 14,6–33. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,21ff.

<sup>1175</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 14.

niemand so eigentlich gewisse Nachricht davon ertheilen. Es stehet einem iedweden frey / ob ers glauben will oder nicht.<sup>1176</sup>

Mit diesen Bemerkungen greift *Florianus de Francomonte* seine Behauptung auf, er sei aufgrund eigener Erfahrungen zum Schreiben angeregt worden. Er spielt mit der Erwartung, es handele sich um eine wahrhaftige Geschichte, während es vordergründig darum geht, den Verdacht zu dementieren, das Buch sei ein personal-satirisches Pasquill. *Florianus de Francomonte* präsentiert seine Erzählung als Ve-xierbild<sup>1177</sup> und entledigt sich der Verantwortung für deren Rezeption.<sup>1178</sup> Entgegen dem defensiven Eindruck, den seine Formulierung vermittelt, gibt der Autor deutliche Hinweise auf die Verschlüsselung des Textes, den er den Projektionen der Leser geradezu aussetzt.<sup>1179</sup> Einerseits fordert er das Publikum dazu auf, hintergründige Bezüge herzustellen, andererseits distanziert sich *Francomonte* im selben Moment von referentialisierenden Lektüregewohnheiten, die er als typisches Verhalten ungebildeter Leute, als subliterarisches Verstehen beschreibt: In Form eines gelehrten Zitats von Johann Heinrich Boecler tadelt *Francomonte* vor allem die selbstbezügliche Lektüre und diskreditiert diese als Perzeption des Pöbels, also als spezifische Wahrnehmung einfältiger Leser, die unfähig sind, von sich selbst zu abstrahieren – und deren Urteil dem Autor gleichgültig ist.<sup>1180</sup> Freilich wird von diesen der Kreis verständiger Leser unterschieden und in einer ab-

<sup>1176</sup> Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, 13,32.

<sup>1177</sup> Eine geläufige poetologische Anweisung parodisierend, situiert *Francomonte* nicht nur die erzählte Welt sondern auch die Erzählung im Konjunktiv. Zu untersuchen wäre, ob Verbindungen mit der Figur des „unzuverlässigen Erzählers“ bestehen, wie er in den französischen satirischen Romanen auftaucht. Berthold, der die „Faktizitätspräntention [...] bei den niederen Formen des 17. Jahrhunderts“ durchaus bemerkt, ignoriert den dezidiert satirischen Kontext der Politischen Romane im Allgemeinen und im vorliegenden Roman im Besonderen, wenn er behauptet, der Autor habe „trotz allem noch nicht eine kategoriale Fiktionsablehnung“ favorisiert. Vgl. Berthold: *Fiktion*. 1993, S. 39 (Anm. 28).

<sup>1178</sup> Rösch weist in ihrer Studie über Schlüsselliteratur zu Recht darauf hin, dass der Text „der Verfügungsgewalt des Autors zu einem Teil entzogen“ wird, sobald der Leser aufgefordert worden ist, einen verborgenen Sinn freizulegen. Vgl. Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 19.

<sup>1179</sup> „Im übrigen kan ich nicht dafür / wenn mancher sich eines Dinges annehmen möchte / der doch damit nicht gemeynet: Denn ich weiß wohl / es heisst öffters / wie Herr Boeclerus sagt / in Comment. ad C. Nepot. p.m. 13. Reperies, qui in obvia morum similitudine, dum alios legunt, sibi occurrant ipsi, & in censura exterorum nec opinantes, sua judicari facta intelligant: Es gibt Leute / die sind wie die diebische Barber / oder wie die Magd so die Bürste gestohlen hatte / welche meynen / es habe sonst niemand etwas / als nur von ihnen zu reden. Wiewol / es ist nicht noth / daß ich ich viel entschuldige / sind es doch nur gemeiner Pöbel / mit welchen ich zu thun habe / diese mögen mich sauer oder süsse ansehen / es gilt mir gleich viel.“ [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 13,37f.

<sup>1180</sup> Hier wird Weises Formulierung aus der Vorrede zum Roman *Der Politische Näscher* fortgeschrieben: „Hier finden die Leute ihren Text / die entweder nit viel vornehmer sind / als ich / oder zum wenigsten leiden müssen / daß ich mich vor ihnen nicht entsetze.“ Weise: *Näscher*. 1678, S. 5.

schließenden Floskel angesprochen, in der der Autor „einen iedweden unpartheyischen Leser um ein gütiges Urtheil“ - und um Nachsicht für seinen womöglich nachlässigen Sprachgebrauch bittet.<sup>1181</sup> Beide Bitten können eigentlich nicht mehr ernst genommen werden, denn einerseits wird es nach einer solch reißerischen Vorrede kaum noch unvoreingenommene Leser geben, andererseits dementieren die zahlreichen derben und ekelerregenden Schilderungen in der Erzählung deren Zufälligkeit oder Beiläufigkeit. Die höflichen Worte werden in dissimulierender Weise zu Floskeln degradiert, die anstößige Intentionen verbergen. Insgesamt amalgamiert *Francomonte* in der Vorrede seine Aufforderung, die Erzählung als eine Geschichte voller außerliterarischer Anspielungen zu verstehen, derart mit der Verachtung einer solchen Rezeption, dass das Publikum in eine Doublebind-Situation gerät.

Um den vorliegenden Bogen auszufüllen<sup>1182</sup> und das allegorische Titelkupfer zu erläutern, wird noch ein längerer **Auszug** aus Johann Valentin Andreaes *Satyrischer Menippus* angehängt, dessen zweisprachige Wiedergabe wiederum auf eine doppelte Adressierung des Textes an Gelehrte und Ungelehrte schließen lässt.<sup>1183</sup> Dem Zitat zufolge wollen sich einerseits die klugen nicht von den närrischen Leuten trennen, sind andererseits aber auch schwer zu unterscheiden. So hält sich *Buratin* respektive der satirische Autor Florianum de *Francomonte* für entschuldigt, „wenn ich mich / vergreiffe / und einen klugen Herrn vor einen Maul=Affen ertappe“.<sup>1184</sup> Die Leser dürfen demnach davon ausgehen, dass in der Erzählung auch angesehene Leute als törichte Menschen präsentiert werden.

---

<sup>1181</sup> „Weiter weiß ich nichts mehr zu erinnern / als daß ich einen iedweden unpartheyischen Leser um ein gütiges Urtheil bitte / ingleichen auch / daß man mir nicht alle ex praecipitantiâ entfallene Worte gar zu sehr aufnutzen und auf die Gold=Wage legen wolle / toties quia labimur omnes, es ist keiner / an welchen ein scharffsichtiger Censor nicht etwas solte zu tadeln finden. Adieu!“ [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997, S. 14.

<sup>1182</sup> Auch der Umfang des Romans wird durch solche äußeren Umstände bestimmt, denn ausgehende Bögen führen zum Abbruch der Geschichte. Ein Indiz für die unter Zeitdruck stehende Produktion dieses Werkes gibt das lakonische Nachwort. Möglicherweise war das Manuskript noch nicht abgeschlossen, während der Druck schon begonnen hatte. Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997, S. 139.

<sup>1183</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997, S. 14. Auch Christian Weise hatte im *Bericht* einige – allerdings ausgewählte – lateinische Zitate auch in deutscher Übersetzung gegeben, siehe oben.

<sup>1184</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*, [1683] 1997, 15.

### h) E.I.C.P.N.: *Die Kluge Trödel-Frau* (1682)

Das Verfahren, durch implizite und explizite Verweise auf vorangegangene Titel Gattungsassoziationen herzustellen, findet sich auch im Roman *Die Kluge Trödel-Frau* von E.I.C.P.N.<sup>1185</sup> Die Vorrede paraphrasiert diejenige zum Roman *Der Politische Bratenwender*; überdies bilden die ersten Kapitel eine Kontrafaktur des Beer'schen Textes.<sup>1186</sup> Der vorliegende paratextuelle Rahmen ist der Beer'schen Vorrede analog gebaut, aber die Erzählung wird eindeutiger als moralisch motivierte Kritik öffentlichen Verhaltens vorgestellt; persönliche Bezüge der Darstellung werden knapp dementiert.

Von Beer werden Gliederung, Argumentationsgang, ja sogar Formulierungen der Vorrede übernommen, aber einzelne Aspekte verkürzt oder ausgelassen.<sup>1187</sup> Sieben Abschnitte und Argumentationsschritte lassen sich unterscheiden: Erstens beginnt die Vorrede zum Roman *Die kluge Trödel-Frau* ebenfalls mit einer historischen Anekdote, der gegenüber die spezifischen Intentionen des vorliegenden Werkes profiliert werden.<sup>1188</sup> Hier wird von der Herkunft der sprichwörtlichen Wendung *Sardi venales* berichtet, womit von „einem nichtswürdigen Dinge / oder auch von einer verachteten Menge Volcks“ gesprochen wird. Hintergrund sind die gesellschaftliche und politische Rückständigkeit der Insel und die zahlreich verfügbaren und billigen sardischen Sklaven nach dem sardinischen Krieg: Tiberius Sempronius Gracchus habe so viele Sarden gefangengenommen, „daß man sie lange Zeit hat feil bieten müssen, ehe sie alle als Knechte verkaufft worden“. Während dieser Zeit habe Gracchus, wenn man ihn gefragt hätte, „was er guts neues wisse“ [A 2r], immer nur geantwortet: *Sardi Venales*.<sup>1189</sup>

<sup>1185</sup> Zitate werden entweder im Text mit Bogen- oder Seitenzahlen belegt oder als Kurztitel, *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, in den Anmerkungen nachgewiesen. Die Vorrede ist unpaginiert.

<sup>1186</sup> Zur Kontrafaktur der ersten Kapitel vgl. den Überblick über den Roman in Teil C.

<sup>1187</sup> Der Vergleich beider Vorreden bestätigt die thematischen und stilistischen Eigenheiten Johann Beers, so etwa seine ausgeprägte Misogynie und sein breites Spektrum sprachlicher Mittel.

<sup>1188</sup> Ihrer Skizze entspricht bei Beer der erste Abschnitt, vgl. Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 144,3–11.

<sup>1189</sup> Der Zedler kennt das Sprichwort ebenfalls und erläutert es in gleicher Weise: „Bey einigen Scribenten haben sie ein schlechtes Lob, und man findet bey Cicerone so wohl, als andern, daß SARDI VENALES sprichwortsweise so viel als nichtswürdige Kerle heissen. Wiewohl einige dis Sprichwort von langweiligen und verdrießlichen Händeln erklären, weil Gracchus nach Einnehmung dieser Insul so viele Gefangene mit gebracht, daß man sie lange Zeit hat feil bieten müssen, ehe sie alle als Knechte verkaufft worden.“ Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 34. 1742, Sp. 83. Das Sprichwort geht auf einen Aufstand der Sarden 181–177 v. Ch. zurück, nach dessen Niederschlagung Sempronius Gracchus die Insel verwüstete und die

Es folgt – zweitens – die Applikation der Anekdote auf den vorliegenden Romantitel:<sup>1190</sup> Die Sarden werden als „unglückliche Trödelwahren“, Gracchus aber als „ein rechter kluger und politischer Trödelmann“ bezeichnet [A 2v]. Diese abwertend gemeinte Bezeichnung wird mit der erniedrigenden Behandlung vormals freier und vernünftiger Männer begründet. Der Herrscher habe klug kalkuliert, indem er Menschen zu einer gering geachteten Ware gemacht habe. Damit sei er gewissermaßen zum Trödelhändler geworden. Versklavung wird als Aberkennung der Menschenwürde, im moralischen wie im juristischen Sinne verstanden.<sup>1191</sup> Durch die Betonung der demütigenden Momente dieser Behandlung erhält die Applikation einen herrschaftskritischen Ton.

Ähnlich wie bei Beer<sup>1192</sup> wird – drittens – zu Inhalt und Absichten des vorliegenden Werkes mittels Distanzierung und Differenzierung übergeleitet: „In diesen Büchlein aber soll keine solche traurige Trödel=Bude aufgeschlagen / und ein so trauriger Trödelmarckt gehalten werden / sondern ich will etliche trödelhafftige Practicen darthun / dadurch heutiges Tages (leyder!) fast von jeden der Eigennutz gesucht wird“ [A 3r]. Der anonyme Autor distanziert sich von der betrüblichen Anekdote. Er will demgegenüber „trödelhafftige Practicen“ vorführen, um die Leser vor ihnen zu warnen. Mit diesen „Practicen“ können allgemein moralisch geringzuschätzende Verhaltensweisen oder auch ein aufsehenerregendes, unangemessen erscheinendes Gebaren angesprochen sein.<sup>1193</sup> Weitere Hinweise zur Handlung fehlen.

Anders als Beer, der in seiner Vorrede die „abscheuliche Bratenwenderey“, die „Melancholische Gedancken“<sup>1194</sup> verursache, seiner unterhaltsamen Erzählung

---

Einwohner als Sklaven verkaufte, vgl. Ruperti: *Handbuch*, 1841, Band 1, S. 39

<sup>1190</sup> Dem Abschnitt entsprechen bei Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 143,12–16.

<sup>1191</sup> „Dieses großgünstiger Leser / mag wohl ein trauriger Trödelmarckt / und die Tarder [!] rechte unglückliche Trödelwahren / der Gracchus aber ein rechter kluger und politischer Trödelmann gewesen seyn. Denn wie sehre muß es doch einem vernünftigen Menschen kräncken / wann er aus der Freyheit in die Dienstbarkeit versetzt wird. Es wird ja ein solcher Mann nicht mehr hernach einer vernünftigen Seele / sondern einen unvernünftigen vierfüßigen Thiere gleich geachtet. l. 2. §. 2. ff. ad L. Aqvil. und bey lebendigen Leibe vor tod gehalten“, *E.I.C.P.N., Trödel-Frau*. 1682, A 3r. – Angeführt wird das sogenannte aquilische Gesetz, es geht auf Aquilius Gallus, einen Freund Ciceros, zurück, der als Jurist und geschickter Redner vor Gericht berühmt war. So wird eine Nähe der Politischen Romane zu juristischer und politischer Fachliteratur suggeriert. Vgl. Georges: *Handwörterbuch*. I, Sp. 528.

<sup>1192</sup> Der Abschnitt entspricht den Zeilen 17–24 bei Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 143.

<sup>1193</sup> Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 22. 1952, Sp. 774f.

<sup>1194</sup> Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 143,17.

gegenüberstellt, kontrastiert *E.I.C.P.N.* das als mitleiderregend geschilderte Geschehen mit einer gesellschaftskritischen Diagnose und einem moralischen Anspruch. Eine unterhaltende Intention wird nicht erwähnt, der Text wird – anders als Beers unergründliche Metaphernfelder es tun – eindeutig als moralisch motivierte Kritik öffentlichen Verhaltens bestimmt. Allgemein lässt sich hinsichtlich der historischen Anekdoten feststellen, dass mit ihnen ein größerer Bedeutungsspielraum eröffnet wird, der über die alltagsweltliche Sphäre hinausgeht und die politische Geschichte umgreift. Das vergrößert die potentielle Relevanz verborgener Anspielungen erheblich und verschafft ihnen, die nicht eigentlich wichtige Angelegenheiten betreffen, dementsprechend größere Aufmerksamkeit.

Mit deutlichen Anspielungen auf die Beer'sche Vorlage wird – viertens – auf die kurze Entstehungszeit und die stilistische anspruchslosigkeit des Romans *Die kluge Trödel-Frau* hingewiesen:

Es ist dieses Wercklein kein junger Elephant / daran ich etwan / wie solches Geschlecht ihre Jungen 10. Jahre trägt / eine so geraume Zeit gearbeitet / noch kein junger Beer / daran ich etwan / wie solche Thiere ihre nur in Gestalt eines ungeschickten Stücke Fleisches (daran man weder Kopff noch Fuß siehet) auf die Welt kommenden jungen [!] so lange lecken / biß endlich daraus Kopff / Fuß ec. wird / oft poliret und verbessert. [A 3r]<sup>1195</sup>

Wie Beer betont auch der anonyme Autor an dieser Stelle, dass die unaufwendige Faktur des Werkes sachlich angemessen sei, weil „einer Trödelfrau Sammet und Seide an ihren Leibe zu tragen nicht geziemet“ [A 4r]. Überdies übersteige ein dementsprechender sprachlicher Aufwand die eigenen Fähigkeiten. In diesem Zusammenhang bezeichnet sich *E.I.C.P.N.* als „Schwede“, der seiner eigenen, lies: schwedischen „KleiderOrdnung“ folge [A 3v].

Sodann verteidigt sich der anonyme Autor – fünftens – gegen den Verdacht, bestimmte Personen verspottet zu haben, beharrt aber darauf, dass die „Satyra“ ihren Zweck erreicht habe, wenn sich dem Autor völlig unbekannte Leser getroffen fühlten.

<sup>1195</sup> Der gesamte Abschnitt entspricht bei Beer den Zeilen 25–32, die hier zitierte Stelle lautet dort: „Es ist dieses Werck keine Elephanten=Geburth / daran ich etwan / wie solches Geschlecht 10. Jahr ihre Junge trüget / eine so geraume Zeit gearbeitet / darum werdet ihr curiosen Liebhaber satyrischer Schriffthen hierinnen kein Zierligkeit im Reden [...] finden“, Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 143,25f. – Das Bild vom Bären nutzt Johann Beer selbst in der Vorrede zum Roman *Der deutsche Kleider=Affe*, wenn er darauf verweist, dass der Text von einem „guten Freunde“ fertiggestellt worden sei: Dieser habe den „jungen Bär vollend lecken“ helfen. Vgl. Beer: *Kleider=Affe*. [1685] 1997, S. 151,38f.

Protestire ferner solenissimè, daß ich keinen hierinne weder directè noch indirectè wollte durch die Hächel gezogen haben. Findet aber einer oder der andere / welchen ich nicht kenne / noch von ihm einsten was gehöret / hierinne getroffen / so hab die Satyra ihren Zweck erreicht. [A 4r]<sup>1196</sup>

Sechstens versichert auch *E.I.C.P.N.* dem „hochlöblichen Frauenzimmer“, es milde behandelt zu haben, und hofft, von diesem bei anderer Gelegenheit für seine „Bescheidenheit“ belohnt zu werden. Die Zurückhaltung soll also wie bei Beer den Interessen des Autors als Mann dienen. Allerdings wird sie hier nicht von misogynen Bemerkungen konterkariert. Die Vorrede schließt – siebtens – mit einer konventionellen Bitte des Autors um ein wohlwollendes Urteil seiner Leser.

Gegenüber der Beer'schen Vorrede zum *Bratenwender* hat *E.I.C.P.N.* vor allem die vierte und fünfte Passage gekürzt. Das sind die Abschnitte, in denen auf die Textproduktion eingegangen und das auktoriale Verständnis von Satire erläutert wird. Während diese Aspekte von Beer bilderreich entfaltet werden, konzentriert sich *E.I.C.P.N.* auf die oben genannten basalen Aussagen. Beide Vorreden stellen eine historische Anekdote voran und greifen damit ein Vorgehen auf, wie es von Erasmus von Rotterdam in seinen *Adagiorum Chiliades* vorgeführt wurde: In der Sammlung sprichwörtlicher Redensarten dient die Erläuterung eines Sprichworts als Ausgangspunkt gesellschaftskritischer Erörterungen.<sup>1197</sup> In den Paratexten der Politischen Romane dient der direkte oder indirekte Verweis auf Erasmus immer wieder legitimierenden Zwecken. Angesichts des umstrittenen Status populärer Darstellungsverfahren fungiert der Satiriker Erasmus als ihr gelehrter und moralisch integrierender Befürworter. Ein gekennzeichnetes Zitat aus den *Adagia* bildet im vorliegenden Roman *Die Kluge Trödel-Frau* nun das **Nachwort** – und zwar geht es bezeichnenderweise eben um die Stelle, die auch Christian Weise in die Vorrede zum *Näscher* aufgenommen hatte: „Chil.3. Cent.3.n.1. Admoneo, neminem his offendi oportere, cum nullius designetur nomen. Si quis hujusmodi non est, nihil ad se pertinere cogitet: sin agnoscit suum erratum, admonitum se putet.“<sup>1198</sup> Um Vorwürfen des Publikums zu begegnen, insistiert Erasmus hier darauf, dass seine

<sup>1196</sup> Die beiden Sätze ziehen drei ausgreifende Absätze von Beer zusammen, vgl. Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 144,33.

<sup>1197</sup> Augustijn: *Erasmus von Rotterdam*. 1986, S. 67.

<sup>1198</sup> Vgl. Erasmus: *Collected Works. Adages*. II vii 1 to III iii 100. 1992, S. 266, 267, 268. Die Stelle nutzt auch B. S. im Roman *Der Politische Grillenfänger* als Schlussbemerkung, siehe unten. Zur Vorrede Weises zu seinem Roman *Der politische Näscher* vgl. weiter oben Kapitel II. 1. a).

satirische Kritik der Sache und nicht einzelnen Personen gelte, weshalb denn auch niemand bei seinem Namen genannt werde. Wem die geschilderten Verhaltensweisen fremd seien, der solle sich nicht angesprochen fühlen. Wer eigene Fehler erkenne, solle den Text als ihm geltende Warnung verstehen.<sup>1199</sup>

Um die populäre Dynamik der Politischen Romane angemessen zu verstehen, scheint mir die mehrdeutige Funktion dieses Zitates besonders wichtig zu sein. Denn mit diesen Sätzen wird nicht nur Erasmus von Rotterdam zitiert (von dem sie stammen), sondern mit ihnen auch Christian Weise, der diese Erasmus-Stelle an prominenter Stelle, nämlich in der Vorrede zu einem der Ursprungstexte der Gattung, als Erster angeführt hat. Aus diesem Grund suggeriert die identische Passage nicht nur ein identisches Verständnis von Satire, sondern auch eine gemeinsame Auffassung von den Politischen Romanen als Gattung. In diesem Zusammenhang ist das Zitat als positive Referenz auf Christian Weise zu lesen. Wohl wegen der zweifelhaften Bedeutung des vorliegenden Textes erfolgt die Übernahme ohne ausdrücklichen Hinweis auf die Herkunft des Arguments. Das prekäre Verfahren lässt nach der performativen Funktion des Zitates fragen: Sollen die wiederholten Beteuerungen, die Politischen Romane enthielten keine Schmähungen – ob mit oder ohne Verweis auf einen gelehrten Gewährsmann – nicht das Gegenteil dessen erreichen, was sie behaupten? Möglicherweise bezwecken sie gar nicht die Beruhigung der Leser, sondern deren erhöhte Aufmerksamkeit für versteckte Anspielungen.

Auch die von Johann Beer und *E.I.C.P.N.* für die Eröffnung ihrer Vorreden genutzten Anekdoten lassen sich als verschlüsselte polemische Reflexe interpretieren. Damit verstärkt sich der Eindruck, dass eine für Anspielungen sensible Lektüre eine den Politischen Romanen angemessene Rezeptionshaltung darstellt. Johann Beer hat vermutlich mit der Geschichte vom Stier des *Perillus* auch die ihm geltende Replik *Der ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer* eines Anonymus kommentieren wollen. In diesem Zusammenhang lässt sich das Sprichwort *Sardi venales*, das „Sprichwort von [...] verdrießlichen Händeln“, so der Zedler, auch auf die große Aufregung um die kleinen Bücher mit Politischen Titeln beziehen: Die Autoren, hier Johann Beer, werfen sich ja selbst gegenseitig vor, mit ihren Texten „nichts würdige Sachen [...] unter Leute zu senden“. <sup>1200</sup> Überdies hat es bereits

---

<sup>1199</sup> *E.I.C.P.N.*: *Trüdel-Frau*. 1682, S. 205.

<sup>1200</sup> Mit diesen Worten greift Johann Beer den anonymen Autor der Schrift *Der ausgekehrte Politische Feuer-*

Tradition, das Sprichwort *Sardi venales* als Anspielung zu nutzen: Es bildet den Titel für eine durch persönlichen Unmut gespeiste Gelehrten satire Petrus Cunaeus', der darin im Jahre 1612 mit der Synode von Dordrecht abrechnete. Allgemein kritisierte er gelehrte, aber unfähige Männer, die – deshalb der Titel – „mit großem Aufwand große Nichtigkeiten treiben“. <sup>1201</sup> Gleiches haben Zeitgenossen sicher auch über die literarische und außerliterarische Debatte um die Politischen Romane gegen Ende des 17. Jahrhunderts gesagt.

### i) ***Giovani Gverjero: Der Böse Mann (1682)***

Die Erzählung *Der Böse Mann* <sup>1202</sup> wird weder als Satire noch als Politischer Roman gestaltet, <sup>1203</sup> sondern als abschreckendes „Exempel“ [A x v] in der Tradition der Teufelbücher des 16. Jahrhunderts. <sup>1204</sup> Das offensichtlich außerliterarisch motivierte Thema, die diesem zugrundeliegende gesellschaftliche Diagnose allgegenwärtiger Verleumdung sowie die – unzutreffende – Beschreibung des Textes als implizite Didaxe stellen diesen in die Nähe der Politischen Romane. Der historische Hintergrund ist unklar, war aber für den Rezeptionsszusammenhang womöglich ausschlaggebend. <sup>1205</sup> In *Der Böse Mann* werden keine Verbindungen zu anderen Politischen Romanen hergestellt. Der ausdrückliche Hinweis auf die gewählte progymnasmatistische Form, die Chrie, kann als Bezugnahme auf Christian Weise gedeutet werden. Weise betont, beispielsweise im *Politischen Redner*, die Be-

---

*Mäuer-Kehrer* an. Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 210,14.

<sup>1201</sup> „Mihi autem eorum maxime stultitiam exagitare libuit, qui hoc seculo, cum in doctrinae et in his disciplinarum studiis versentur, nihil hercle aliud nisi magno conatu magnas nugas agunt.“ Petrus Cunaeus: *Sardi Venales*. [1612] 1980, S. 84, Hervorhebung von mir, AW. Die Übersetzung nach Kühlmann: *Gelehrtenrepublik*. 1982, S. 273. Kühlmann zitiert die Ausgabe von 1632, o. S. Vgl. auch Knoche: *Satire*. 1982, S. 67.

<sup>1202</sup> Wird mit folgendem Kurztitel belegt: *Guerjero. Mann*. 1682. Die Vorrede ist unpaginiert und wird nach der Bogenzählung belegt.

<sup>1203</sup> Anders Hirsch, der den Titel ohne weitere Erläuterungen einer ersten Phase von Nachahmungen Weises zugeordnet hat. Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. <sup>2</sup>1957, S. 72f.

<sup>1204</sup> Vgl. Bebermeyer: *Teuffelliteratur*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Band 4. <sup>2</sup>1984, S. 382ff. Max Osborn: *Die Teuffelliteratur des 16. Jahrhunderts*, Reprint der Ausgabe Berlin 1893, Hildesheim 1965. Zur Unterscheidung zwischen Teufelbüchern und Satiren einige methodische Überlegungen bei Trappen, ausgehend von Johann Balthasar Schupps *Corinna*, Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 177f..

<sup>1205</sup> Bei der Schrift *Der böse Mann* handelt es sich vielleicht um eine Reaktion auf die posthum publizierte Invektive Johann Beers *Der verkehrte Staatsmann*. Diese Erzählung ist wohl Anfang der achtziger Jahre entstanden. Dazu vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 202–215. Eine knappe Zusammenfassung findet sich bei Hardin, der Beers Autorschaft nachweist und das Werk als „political novel“ kategorisiert, vgl. Hardin: *Rezension*. 1974, S. 223–226. *Der verkehrte Staatsmann* enthält außer dem Titel, einem Titelkupfer und dessen Erklärung keine weiteren Paratexte, allerdings eine Herausgeberfiktion, in der einige der „stereotypen Vorwortapologien“ (Solbach, 203) auftauchen.

deutung der Chrie, um den Gedankengang und die Argumentation einer Rede oder eines Briefes zu organisieren.<sup>1206</sup> Der paratextuelle Rahmen wie auch die Erzählung selbst argumentieren indes weder satirisch noch pragmatisch respektive politisch, sondern dezidiert protestantisch.

Der pseudonyme Autor *Giovani Gverjero*<sup>1207</sup> will in Form einer „Chria realis“ [A x v] beweisen, „[d]aß nur ein einiges angeregter Laster / gnung ist / einen Menschen von Grund aus zu verderben / und in des Teuffels Stricke zu verwirren“ [A ix v]. Dieses Laster sei die Verleumdung, deren Folgen seien noch weit gefährlicher als die des Geizes. Diese Behauptung wird mit biblischen und gelehrten Zitaten, sowie unter Bezug auf protestantische Erbauungsliteratur bekräftigt. Die Geschichte des Verleumders *Solidor* soll das verführerische Vorgehen Satans demonstrieren, „denen jenigen zur Lehre / welche in Tag hinein pasquillieren; oder auch unschuldige Leute mit solchen Leichtfertigkeiten austragen und bere-den“ [A x v]. Entgegen der Behauptung der Vorrede („Das morale ist mit Fleiß verschwiegen“ [A x v]) wird die Handlung aus einer dezidiert moralischen Perspektive erzählt. Mit dem unzutreffenden Hinweis soll vielleicht ein größeres Publikum erreicht werden; eine ähnliche Funktion haben wohl auch die politischen Akzentuierungen des Titelkupfers und der Erklärung, die kaum mit der narrativen Durchführung des Themas in Verbindung zu bringen sind.<sup>1208</sup> Dem Charakter einer ausgearbeiteten Chrie entspricht eine 23-seitige Einführung unter

<sup>1206</sup> Vgl. dazu den Artikel *Chrie* von Fauser im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*, Band 2. 1994, Sp. 190–198, besonders Sp. 193f. Außerdem Fauser: *Die Chrie*. 1987. Grimm: *Literatur und Gelehrtentum*. 1983, S. 334 führt die einschlägige Literatur zu Weises Chrienmethode an. Hilfreich sind auch die Erläuterungen von Barth zu Weises Rhetoriken; vgl. Barth: Art. *Politischer Redner* und *Neu-erleuteter Politischer Redner*. In: *Handbuch*. 1991, Sp. 480–504.

<sup>1207</sup> Die Verfasserfrage ist ungeklärt. Hirsch nimmt wohl aufgrund des Pseudonyms *Giovani Gverjero* Johann Krieger als Autor an. Seine Vermutungen beruhen jedoch wahrscheinlich auf einer Verwechslung des Weißenfölscher und Zittauer Komponisten Johann Krieger mit einem Autor gleichen Namens, der sich 1672–1696 in Thorn belegen lässt: Der pseudonyme Autor verweist in der vorliegenden Vorrede zum Roman *Der Böse Mann* auf seine bereits vorliegende Schrift über die Schmeichelei. Tatsächlich ist der Thorner Johann Krieger Übersetzer einer zuerst französischen Abhandlung über die Schmeichelei, die allerdings erst 1696 erschien: *Staats-Ethica, in Anführung vernuenfftiger und wohlgegruendeter Lehr-Sätze von der Heuchel- und Schmeicheley. / Nach Anleitung des berühmten Geschicht-Schreibers Cornelia Taciti. Anfangs von ... Amolot de la Houssaye in seiner Sprache brsg. Numbro ... ins deutsche übers. von Johann Krieger. Thorn 1696.* – Für den Komponisten Johann Krieger, insbesondere für dessen musikalische Werke, lassen sich Verbindungen zu Christian Weise nachweisen; er ist aber nicht mit dem Verfasser der *Staats-Ethica* identisch. Zum Komponisten Johann Krieger vgl. Torsten Fuchs: Johann Krieger, in: MGG. 2003. Personenteil, Band 10, Sp. 722–725. Während es Hirsch für möglich hielt, dass sich *Giovani Gverjero* gegen Johannes Riemer und dessen Roman *Die Politische Colica* richtet, hat Hans-Dieter Bracker vermutet, Riemer selbst sei der Autor. Dagegen hat sich Helmut Krause mit stichhaltigen Argumenten gewandt. Vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 156ff. Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 162ff.

<sup>1208</sup> Vgl. dazu das Kapitel zu den Titelkupfern weiter oben, I. 2.

dem Titel *Gelegenheit zum Bösen Manne*, die *inventio* und *dispositio* des vorliegenden Textes nochmals erläutert.<sup>1209</sup>

Zu Beginn wird der „Hochge=Ehrte [...] Leser“ in der **Vorrede** davon unterrichtet, dass das vorliegende Buch bereits seit einiger Zeit angekündigt, der Text auch seit einem Jahr abgeschlossen gewesen sei.<sup>1210</sup> Eine Weile habe der Autor gehofft, sein berechtigter Ärger (*justus dolor*) darüber, fälschlich der Verfasserschaft „eines anzüglichen Buches“ beschuldigt worden zu sein, werde auf anderem Wege bekannt [A iij v]. Die wissentlich falschen Beschuldigungen seien aber nicht zurückgenommen worden.<sup>1211</sup> Seine persönlichen Erfahrungen wertet Giovanni Guerjero als beispielhaft für den moralischen Verfall der Gesellschaft, in der „überdies auch die Verleumdung von Tage zu Tage in der Welt höher steigt“. Aus diesen Gründen hält der Autor es für nötig, „denen Gemüths=Augen solcher Gottlosen Leute das grausame Exempel eines Verleumblers in diesen Buch vorzustellen“ [A iiij r].

Die folgenden Abschnitte dienen ganz im Sinne einer *aetiologia* dazu, die Brisanz des Phänomens der Verleumdung zu demonstrieren – trotz des biblischen Diktums, der Geiz sei die Wurzel allen Übels: „Nun ist wohl wahr: Daß der Geitz eine Wurtzel alles Ubels ist. 1. Thim. 6.v.10. Aber ich finde gleichwol auch an dem bösen Manne / daß die Verleumdung die erste und nächste Stufe zu seiner zeitlichen Verdammis ist.“<sup>1212</sup> Die biblische Spruchweisheit und ihr kritischer Kommentar bilden im christlich-theologischen Kontext dieser Vorrede die zu beweisende Behauptung (*protasis*) und damit einen völlig hinreichenden Ausgangspunkt für die weitere Auseinandersetzung. Dazu werden vorwiegend bibli-

<sup>1209</sup> Vgl. dazu den Überblick über die Erzählung in Teil C.

<sup>1210</sup> Im Messekatalog wird der Roman unter dem leicht abweichenden Titel *Der untrene Ertz=Bösenwicht oder böse Mann / in 12.* zur Ostermesse 1682 vorangekündigt, vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1682, Rubrik *Serius exhibiti* [F 2r].

<sup>1211</sup> Im bibliographischen Teil seiner Leichenpredigt auf Johannes Riemer weist Johann Jacob Rademann darauf hin, Riemer habe ein *Cartel zum bösen Mann* veröffentlichen wollen: *Cartel zum bösen Mann / welchen Er etlichen Verläümbdern auf gnädigste Permission entgegen setzen wird / als diese Ihm mit Autorität eines heraus gegebenen verbotnen Scripti im Rücken nach beschuldigen wollen*. Bracker deutet dieses *Cartel* als Ankündigung des vorliegenden Werkes *Der böse Mann* und hält Riemer für dessen Autor. Dabei argumentiert er auch mit der „typographische[n] Zusammenordnung“ der Titel im Messkatalog, wo *Der böse Mann* in einer Gruppe von Titeln erscheint, die Johannes Riemer zugeschrieben werden können. Vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 156. Meines Erachtens gehört diese Gruppierung der Titel zum Kalkül der Verleger, die Verfasserschaft Riemers zu insinuieren. In diesem Sinn schon Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 163.

<sup>1212</sup> Es gibt, anders als Hirsch behauptet, keinen Hinweis darauf, dass der vorliegende Text „eine Antwort auf einen Roman [ist], in dem der Geiz satirisch dargestellt war.“ Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 73.

sche<sup>1213</sup>, aber auch gelehrte,<sup>1214</sup> anekdotische<sup>1215</sup> und sprichwörtliche Belege<sup>1216</sup> angeführt. Einen realen Anlass hat wohl die Auseinandersetzung mit dem Sprichwort Salomonis „Wer verleumbdet ist ein Narr“ [A v r], insofern der Autor betont, dass „auch bißweilen kluge Leute“ verleumdeten, deren Worte leider einflussreicher als die von Narren seien. Geistliche und politische Heuchelei hätten eine gemeinsame Quelle: „ein falsches Hertze“ [A ix v]. Dieses sei auch Ursprung der „Schmeicheley; welche an einen andern Orte albereit durch meine Feder abgemahlet / und derer Wirckung mit mehren beschrieben worden“.<sup>1217</sup>

Mit seinem vorliegenden „Wercklein“, das als *Chria realis* verstanden werden will, will der pseudonyme Autor nun demonstrieren, inwiefern ein verleumderischer Mensch vom Teufel verführt wird und ins Verderben gerät:

Darumb habe ich die Fälle des böses [!] Mannes / alle in der Ordnung auff einander vorstellen wollen / umb zu erweisen / daß der Satan die gelindesten Mittel der Verführung anfangs an dem Menschen zu brauchen pflege; deßwegen er auch den Solidor auff der ersten Stufe seiner Sünden mit Schmeicheley gefangen / daß er endlich dadurch zur Verleumbdung verleitet / in Geitz gesetzt / krafft deßen er in Begierden der Ehre gefallen und hernachmals Gott verlassen: welcher Ihn denn widerumb verlassen / daß der Satan seine Macht an ihm ausüben können. [A x v]

Die Vorrede wird durch die für Unterhaltungslektüre topische Versicherung abgeschlossen, die Moral der Geschichte werde aus didaktischen Gründen nicht explizit formuliert: „dieweil ich es vor nachdrücklicher schätze / wann sich ein ieder bey Erlesung einer solchen Historie selbst prüfet und die application ma-

---

<sup>1213</sup> Als Fundus werden vor allem die Sprüche Salomonis (X,18; XVI,28; XVIII,8; XXVI,20) genutzt, aber auch das Neue Testament (Römer 1,30; Lukas 18,11).

<sup>1214</sup> Aus den Briefen des Lipsius wird eine „schöne“ Formulierung zitiert: „Lipsius Ep. 86. Cent. I: Hominum corpora interdum tot cicatricibus infamiae vapulant, ut plagae novae sit locus.“ Tatsächlich lautet die Stelle „Ubique vapulat, & corpus ejus tot cicatricibus infamiae jam occalluit, ut plagae novae non sit locus. Justi Lipsi Epistolarum Selectarum Centuria Prima Miscellanea“, in: Lipsius: *Opera Omnia*. [1675] 2001. Band II, 1, S. 105.

<sup>1215</sup> Vom berüchtigten römischen Kaiser Vitellius, der ein luxuriöses Leben geführt und darüber die Staatsgeschäfte vernachlässigt hat, wird erzählt, er habe seine Geldgeber wie seine Untertanen durch Verleumdungen eingeschüchtert und gefügig gemacht [A vij v].

<sup>1216</sup> Als bekannter „Spruch der Moralisten“ wird „Caluminari [!] audacter semper aliquid haeret“ genannt [A v r]: „Verleumde nur frech, es bleibt immer etwas hängen“, vgl. Walther: *Proverbia sententiaeque* 1688a. [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 868 (c) Directmedia] – Luther wird mit dem Ausspruch zitiert, ein jeder trage einen ungeschorenen Mönch in seinem Busen. – Aus den *Geistlichen Erquickstunden* (1664–1666) von Heinrich Müller wird die auf Verleumder gemünzte paradoxe Wendung „Gesehen / und doch nicht erkannt“ angeführt.

<sup>1217</sup> Aufgrund dieser Äußerung lässt sich nur vermuten, dass es sich um eine veröffentlichte Schrift handelt.

chet. [...] Und über dies hat oft eine Historie mehr gebauet / als das gröste Buch scharffer Gesetze“ [A x v]. Zur Sicherheit verweist Giovanni Guerjero den Leser auf die beiden letzten Seiten des Buches, dort finde er den „Zweck dieses Scripti“ ausformuliert: den Lobpreis Gottes.

Auf die Vorrede folgt eine eigene **Warnung**, das vorliegende Buch nicht unerlaubt nachzudrucken. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass „in dergleichen kleinen Tractätlein man sich des Nachdruckens / ohne Gewissen / und Ansehen derer Verleger bedienet“. Diese Praxis wird als Verletzung des siebten Gebotes (Du sollst nicht stehlen) betrachtet und getadelt. Wie Diebe und Ehebrecher wüssten „dergleichen Verbrecher“ sehr wohl, „daß diese Laster Capital und den Halß kosten“, hofften indes, nicht erwischt zu werden. Der Autor schließt in der Hoffnung, dass niemand das vorliegende Buch „durch verbotene Auflage vermehren“ wolle [A xi v].

Insgesamt inszeniert der paratextuelle Rahmen die Erzählung als Verteidigung gegenüber der Beschuldigung, Autor einer anstößigen Schrift zu sein. Diese Beschuldigung wird von Giovanni Guerjero als ehrverletzende Verleumdung verstanden, deren teuflischen Charakter er in exemplarischer Weise demonstrieren will.

Auch der Autor der beiden folgenden Romane *Der Politische Grillenfänger* und *Der Politische Guckguck* inszeniert diese als realitätsgesättigte und anspielungsreiche Literatur. Allerdings stellt er seine Texte nicht in die Tradition Riemers und Beers, sondern bezieht sich nahezu ausschließlich auf Weise. Dabei nutzt er das Plagiat als provozierendes Verfahren, neue Texte aus alten herzustellen:

j) **B. S.: *Der Politische Grillenfänger* (1682)**

Der paratextuelle Rahmen des Romans *Der Politische Grillenfänger*<sup>1218</sup> ist fast ausschließlich aus Textbausteinen Weises kompiliert und kontaminiert worden. Er besteht – neben dem Titelkupfer und dessen Erläuterung<sup>1219</sup> – aus einer Wid-

---

<sup>1218</sup> Wird als B. S.: *Grillenfänger*. 1682 belegt oder im fortlaufenden Text mit Seitenzahlen. Weber nimmt die Vorrede in seine Sammlung romantheoretischer Quellen auf und qualifiziert das Werk knapp als „Weisenachahmung, die teilweise das Vorbild wörtlich übernimmt“. Weber: *Texte*. 1974, S. 575.

<sup>1219</sup> Interpretatorische Bemerkungen zum Titelkupfer finden sich weiter oben, Kapitel I. 2.

mung, einer Vorrede und einer kurzen Schlussbemerkung, die direkt an die Erzählung anschließt.

Das zweieinhalbseitige **Widmungsgedicht** im *Grillenfänger*, das in jambischen Rhythmen mit Paarreim gehalten ist, zitiert ausführlich die Widmung, die Christian Weise seinem Roman *Der Politische Näscher* vorangestellt hat, setzt aber andere inhaltliche Akzente. Der pseudonyme Autor *B. S.* betont stärker das allgemeine Bedürfnis nach Unterhaltung sowie die Unbelehrbarkeit der Leser. Dabei werden Gliederung, Begriffe und Argumente geschickt von Christian Weise übernommen, der wohl auch als Widmungsempfänger angesprochen ist: Das vorgelegte Werk gilt als eigentlich ungenügender Gunstbeweis – es ist indes ein Gunstbeweis gegenüber einem Menschen, dem der Autor noch nicht begegnet ist und der sicher nichts von dem beanspruchten besonderen Verhältnis weiß.<sup>1220</sup> Der vorliegende Roman soll die freundschaftliche Gesinnung („mein Gemüth“) des Autors belegen; auch eine regelgerechte *imitatio* („meine treue Hand“) (2v) wird insinuiert. Wie bei Christian Weise erscheint der Text als „Traum“ und damit vordergründig als flüchtige Illusion. Erst bei eingehenderer Lektüre erschließt sich das eigentliche Thema: Die Erzählung gilt jenen, die sich für klug halten, es aber nicht sind: „Ihr sehet einen Traum / doch leset / leset länger / So findet ihr zuletzt Schein=kluge Grillen=fänger“ (2v). Allerdings erfolgt der Verweis auf die allegorische Faktur des Textes hier stark verkürzt und nur beiläufig. Für die vorliegende Erzählung wird aus dem *Näscher* außerdem die zentrale Konstellation zweier Figuren übernommen, einer eher neugierigen und einer eher belehrenden Gestalt, sowie der Handlungsrahmen der Reise.<sup>1221</sup>

Während Weise die Veröffentlichung des Romans auf das anhaltende Drängen gutmeinender Freunde zurückführt, wird die Publikation des vorliegenden Textes vor allem durch populäres Interesse motiviert.<sup>1222</sup> Die von diesem Publikum geforderte Aufmerksamkeit gilt keiner verborgenen Lehre (wodurch es sich vom privilegierten Widmungsempfänger unterscheidet), sondern einem möglichst intensiven Lektürevergnügen:

---

<sup>1220</sup> Auf eine größere Distanz verweist der Umstand, dass *B. S.* seinen privilegierten Adressaten siezt. Vgl. auch den Schluss der Widmung, wo der Wunsch nach einem zukünftigen Treffen artikuliert wird.

<sup>1221</sup> „Chrisantho eilet fort / Musander ist bemüht / Auff dieser Reise=Farth zu straffen was er sieht“, *B. S.: Grillenfänger*. 1682, D( 3r).

<sup>1222</sup> Anders die gleich folgende Vorrede an die Leser.

Der Kützel sticht die Welt / sie suchet neue Zeit  
 Und wer was neues weiß / bringts vor mit Lustigkeit.  
 Derhalben findet sich ein angenehmes Wesen /  
 Das mischet Lust und Schertz / wer achtung [!] giebt im lesen. ]( 2v]

Während sich Christian Weise trotz seines pseudonymen Auftretens darum bemüht, von seiner moralischen Integrität als Autor und seinen didaktischen Intentionen zu überzeugen, veruneindeutigt *B. S.* die auktoriale Position deutlich: Er eliminiert Weises Behauptung eines didaktischen Anspruchs, äußert sich kaum zu den menschlichen Lastern, lässt eine persönlich formulierte Unschuldsbehauptung fort und behauptet nirgends explizit, die Handlung sei frei erfunden.<sup>1223</sup> An die Stelle der persönlichen Bekundungen bei Weise tritt hier ein polemischer Gestus, der durch vorausseilende Verteidigung gekennzeichnet ist, flankiert von dem Publikum geltenden Vorwürfen und Imperativen:

Wer sich getroffen find / der zürne nicht mit mir /  
 Man laß der Tugend Raum / und zieh die Laster für:  
 Man suche bloß den Kern / nicht aber leere Schalen /  
 So wird die Eyfersucht das Hertze nicht bestralen.

Der Rekurs auf die Pillenmetapher hat hier apologetischen Charakter: Er dient vorrangig dazu, zornigen Lesern eine oberflächliche Lektüre vorzuwerfen und hat weniger die Charakterisierung des eigenen Textes zum Ziel. Eine positive Gegenstandsbestimmung wird ersetzt durch parataktisch gereimte Lektüreeinweisungen. Während der Text so gegen Kritik immunisiert wird, werden ob des Spottes unwillige oder getroffene Leser für ihre Reaktionen selbst verantwortlich gemacht.<sup>1224</sup> Im Vordergrund steht hier eher die Unbelehrbarkeit des Publikums als die von Weise konstatierte Hilflosigkeit des Autors gegenüber rezeptiver Willkür.<sup>1225</sup> Gegenüber der „blinde[n] Welt“ – und das heißt hier vor allem: gegen-

<sup>1223</sup> Indem er die Namen seiner Protagonisten nennt und diese als fiktive Figuren einführt, insinuiert er freilich, hier handele sich um Fiktion. *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, ]( 3r].

<sup>1224</sup> „Wer allzusauer sieht bey dieser Höhnerey / Der giebet an den Tag / daß er geschossen sey. Ich treffe keinen nicht / der Pfeil steckt im Gemüthe / Damit verletzt er sich / ob ichs ihm gleich verbiete.“ *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, ]( 3v]. – Die entsprechende Passage im *Politischen Näscher* lautet: „Der Kützel sticht die Welt / sie wil was neues lesen / Und wer was neues bringt / der soll auch lustig seyn: Derhalben findet sich ein angenehmes Wesen / Das mischet Lust und Schertz in seine Lehren ein. / Den Lastern bin ich feind; Drumb dürfen die Personen / Bei dieser Höhnerey nicht allzu sauer sehn // Man lasse keinen Schimpff bey seiner Tugend wohnen / So wird in solcher Schrifft auch keinem weh geschehn“, *Weise: Näscher*. 1678, S. 4.

<sup>1225</sup> Mit trotziger Geste weigert sich *B. S.*, die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass sich das Publikum in fiktiven Gestalten wiedererkennt, sich aber nicht so sehen will: „Was kan nun ich darvor / daß in den frembden Schatten / Ein anderer kennt seyn Bild / und will es nicht gestatten?“, *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, ]( 3v]. – Die Passage spielt an auf die „unbekandten Schatten“, in deren vage und

über den angesichts ihrer tatsächlichen Fähigkeiten verblendeten Lesern – stilisiert sich *B. S.* als Künstler, als Apelles. Wie der für seine wirklichkeitsgetreuen Darstellungen bekannte griechische Maler Apelles verbirgt sich der pseudonyme Autor des Politischen Romans hinter seinem Werk, um sich nicht dem ungerichtfertigten Zorn der Leser auszusetzen:

O blinde / blinde Welt! iedoch es mag so gehn /  
 Ich will Apelles seyn / und bey der Taffel stehn.  
 Ich lebe Sorgen=frey vor Neidharts schwartzen Flammen /  
 Der verzehrt sich selbst / schlägt über sich zusammen.<sup>1226</sup>

Die Passage kontrahiert vorderhand zwei Geschichten, die vom griechischen Maler Apelles überliefert sind: Der Maler soll seine vollendeten Gemälde im Laden ausgestellt und sich selbst hinter dem Bildträger („Tafel“) versteckt haben, um die Urteile der Passanten zu hören. Einmal habe ein Schuster bemängelt, dass den Schuhen auf dem Bild innen eine Öse fehle. Als der Schuster am nächsten Tag bemerkte, dass Apelles das Gemälde an der angesprochenen Stelle verbessert hatte, tadelte er nun die Darstellung eines Beines, „doch da habe Apelles unwillig hervorgeschaut und ihm zu verstehen gegeben, dass er als Schuster sich bei seinem Urteil auf den Schuh beschränken solle“.<sup>1227</sup> Hierher stammt die sprichwörtlich gewordene Wendung „Ne sutor ultra crepidam [iudicet]“ alias „Schuster bleib’ bei Deinem Leisten“, die von Erasmus von Rotterdam auch in seine *Adagia* aufgenommen und mit ähnlichen Redewendungen zusammengestellt wurde.<sup>1228</sup> Bei Erasmus findet sich auch die bereits bei Aristoteles überlieferte Wendung „Wie ein Blinder von der Farbe reden“<sup>1229</sup> – und in genau diesem Sinn ist die oben zitierte Rede von der „blinde[n] Welt“ zu verstehen; mit ihr werden Leser gewarnt, die ohne Sachkenntnis, geschweige Selbsterkenntnis urteilen. Neid und Missgunst erscheinen als die einzigen Motive ihrer Kritik.

---

fiktive Sphäre sich Christian Weise zurückzieht, um dann den Text als „Denkmal“ einer Freundschaft zu stilisieren; Weise: *Näscher*. 1678, [A 3r].

<sup>1226</sup> *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D(3v).

<sup>1227</sup> Die Darstellung bei Plinius: *Naturalis Historia* 35, (10), 85. Vgl. Plinius: *Naturgeschichte*. 1968, 3. Teil, S. 458. – Die Übersetzung ist zitiert nach Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum Chiliades*. in: *Ausgewählte Schriften*, Band 7. 1972, S. 413.

<sup>1228</sup> Vgl. Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum Chiliades*. I 6, 16.

<sup>1229</sup> Vgl. Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum Chiliades*, in: *Ausgewählte Schriften*, Band 7, 1972, S. 415. Diese Belege bleiben bei Röhrich unerwähnt, vgl. Röhrich: *Lexikon*. 1991. Band 1, S. 217f.

Auch der Verweis auf Apelles hat mehrere Funktionen: Er dient dem pseudonymen Autor dazu, eigene Könnerschaft zu insinuieren. Des Weiteren stellt er den vorliegenden Text in eine bestimmte ästhetische Tradition, in der eine an der Wirklichkeit orientierte Darstellung favorisiert wird. Vor dem Hintergrund der historischen Anekdote lassen sich außerdem die Reaktionen zeitgenössischer Leser als missgünstig und inkompetent diskreditieren.<sup>1230</sup> Das Verhältnis des pseudonymen Autors zum anonymen Publikum erscheint deutlich von hierarchischer Distanz, wenn nicht verächtlicher Geringschätzung geprägt.

In deutlichem Kontrast zum erwartbaren Unverständnis einer anonymen Leserschaft steht die „Gunst“ des ungenannt bleibenden Widmungsempfängers: Das Verhältnis zu diesem idealen Adressaten beschreibt *B. S.* als innere Verwandtschaft und Einmütigkeit. Deren historisches Vorbild stellt die Freundschaft zwischen Pirithous und Theseus dar:

Anitzo dencke ich. O Piritoisch Zwey!  
 Nur bloß an deine Gunst / und was die Losung sey.  
 Was sag ich viel von Gunst? Die Losung ist das Hertze /  
 Das gleich gesinnet ist bey Ernst und auch bey Schertze. ]( 3v)

Nach Plutarch hatte Pirithous von den Taten des Theseus gehört und wollte ihn kennenlernen. Um eine Begegnung zu provozieren, trieb Pirithous dem Theseus einige seiner Rinder weg.<sup>1231</sup> Die literarische Reminiszenz kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass Christian Weise als Widmungsempfänger angesprochen ist: Wie Pirithous die Rinder des Theseus von ihrer Weide getrieben hat, hat *B. S.* viele Begriffe und Argumente Weises Text entnommen. Dabei soll das ma-

---

<sup>1230</sup> Auch die hier hergestellte Verbindung von Könnerschaft und Missgunst („Ich lebe Sorgen=frey vor Neidharts schwarzen Flammen / Der verzehrt sich selbst / schlägt über sich zusammen“) ist aus Apelles' Biographie überliefert: Nach Lukian soll er am ptolemäischen Hof von einem Konkurrenten denunziert worden sein und daraufhin unter dem Titel „Verleumdung“ eine moralisierende Allegorie gemalt haben, in der unter anderem Verleumdung und Neid als fackeltragende und ausgezehnte Gestalten personifiziert worden seien. Das Motiv der Auszehrung und eines sich selbst verzehrenden Brandes ist auch in die Ikonographie der Invidia als eine der sieben Todsünden eingegangen. Vgl. Lukian: ΠΑΙΔΙΩΣ. 1961. Vol. I, S. 360ff.

<sup>1231</sup> Im Zedler wird das Verhältnis der beiden unter Verweis auf Plutarch folgendermaßen beschrieben: „Es waren aber der Theseus und Pirithous sonst gar sonderbare gute Freunde und zwar waren sie auf diese Art zusammen gerathen: Es hatte Pirithous vieles von den sonderbaren Thaten des Theseus gehört, suchte daher mit ihm bekannt zu werden. Er machte sich mithin in Attica, und trieb dem Theseus einige Rinder von Marathon hinweg, da denn dieser nicht faul war, den Pirithous zu verfolgen. Als solcher es gewahr wurde, gieng er ihm selbst entgegen, und da sie zusammen kamen, verwunderte sich einer über des andern gutes Wesen, es gab auch Pirithous dem Theseus so fort seine Rinder wieder und offerierte sich zu billiger Straffe, die ihm aber Theseus auch willigst erließ, und dargegen eine ganz genaue Freundschaft mit ihm stiftete, auch sich daher bey dessen Hochzeit mit einfand.“ Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 28. 1741, Sp. 446ff.

terielle und ideelle Plagiat als Zeichen der Verehrung dem „sondern Ruhm“ des Widmungsempfängers dienen. Die Widmung endet mit dem Wunsch des pseudonymen Autors, dem literarischen Vorbild zu begegnen.<sup>1232</sup> Damit bleibt der Widmungsempfänger als idealer Leser eigentümlich unreal – und gewissermaßen außen vor: Anders als Christian Weise, der seinem Freund im Roman *Der Politische Näscher* ein „Denkmal“ gesetzt hatte, spielt B. S. mit keiner seiner Romanfiguren auf ihn an.<sup>1233</sup>

Die vierzehn Seiten umfassende **Vorrede** zum Roman *Der Politische Grillenfänger* kontaminiert und modifiziert mehrere Vorreden Christian Weises, insbesondere zu den Romanen *Die drey Ertz-Narren*, *Die Klügsten Leute* und *Der Politische Näscher*. Der pseudonyme Autor rechtfertigt die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes, verteidigt es als unterhaltsam und nützlich, reiht den Text in eine lange Tradition satirischen und eine kürzere politischen Schreibens ein, begründet seinen politischen Anspruch mit den gesellschaftlichen Implikationen persönlichen Glücksstrebens und verspricht erprobte Ratschläge für das Verhalten bei Hofe. Die Veröffentlichung dieses zuvor nur Freunden bekannten Manuskriptes wird von B. S. auf die dringende Bitte eines vornehmen Herrn zurückgeführt, der im Frankfurter Messekatalog auf den angekündigten Titel aufmerksam geworden war. Mit der Behauptung, er sei vor einiger Zeit „in eine vornehme Compagnie verständiger Leute“ geraten, in deren „schönen Discoursen auch der heutigen Politischen Art im Schreiben gedacht wurde“ [( 4r)], beginnt die Vorrede: Als empfehlenswerte Beispiele für diese Schreibweise werden ausdrücklich die „3. ärgsten Erznarren, die 3. Klügsten, der Politische Stockfisch u.s.f.“ genannt. Einer der Herren behauptet in diesem Zusammenhang, im Frankfurter Katalog werde *Der Politische Grillenfänger* angekündigt, worauf B. S. ungläubig widerspricht, „indem das gedachte Tractätlein meine eigene Arbeit / und noch niemals der klugen Welt offeriret worden / ohne nur / daß es ein oder der andere gute Freund sub fide silentii zusehen bekommen“ [( 4v)]. Von seinem Gesprächspartner wird der Autor nun aufgefordert, den Titel rasch zu veröffentlichen, was dieser dem „vornehmen Manne nicht füglich abschlagen“ kann, so dass er „wieder [s]einen Willen dieses Werck ans Licht“ bringt. Indem sich B. S. auf einen

<sup>1232</sup> „Wer weiß was vor ein Glück uns noch zusammen füget!“, B. S.: *Grillenfänger*. 1682, [( 3v)].

<sup>1233</sup> Vgl. den entsprechenden Abschnitt bei Weise: „Du bist es / liebster Freund / an welchen ich gedencke / Du wirst in dieser Schrift auch einmahl auffgestellt. Und also nim allhier dich selbst zum Geschenke / So lang ein Denckmahl ist / das dir und mir gefällt“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 6,24f. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 5].

öffentlichen Erwartungsdruck beruft, für den die Aufforderung des vornehmen Herrn stellvertretend steht, entlastet er sich im Sinne einer *captatio benevolentiae* von eigener Verantwortung für die vorliegende Publikation.

Die anschließende Apologie ist hybrider Natur. Wie schon in der Widmung wird gegenüber „unzeitigen Censoribus“ mit der eingeführten Metapher von der „Schale / das ist die blossen Fabeln“ und dem „Kern / d.i. die verborgenen MoralRegeln“ [( 5r)], zwischen der äußeren Gestalt und dem inneren Gehalt des Textes unterschieden. *B. S.* demonstriert Gelassenheit ob dieses in müßigen Stunden entstandenen Werkes und diskreditiert die Motive möglicher Kritiker unter Bezug auf Horaz als bloßen Neid.<sup>1234</sup> Um die gewählte Schreibart zu rechtfertigen, greift *B. S.* zunächst auf Weises Vorrede zum Roman *Die drey Ertz-Narren* zurück. Auch hier wird insinuiert, die sprachliche Oberfläche verberge tiefer liegende Botschaften. Sie gelten einem Publikum, das sich mit dem Autor etwa auf einer Stufe innerhalb der gesellschaftlichen, ständischen oder berufsständischen Hierarchie befindet. Den aggressiven Impetus der Satire formuliert *B. S.* deutlicher als Weise: Die Laster sollen gestraft und der verborgene „Schalck“ aufgedeckt werden.<sup>1235</sup> Gegen Leute, die keinen Spaß verstehen, wird auf eine ehrwürdige Tradition satirischen Schreibens verwiesen, deren Angriffen weit bedeutendere Menschen ausgesetzt gewesen seien. Die Wertschätzung solch kritischen Stils soll durch den Hinweis auf das Ansehen griechischer und römischer Satiren sowie auf die Reputation des Erasmus von Rotterdam als Autor spitz formulierter Herrschaftskritik belegt werden:

Inmittelst weil ich befinde / daß man dergleichen Schreib=Art der Alten Griechen  
und klugen Römer nicht verworffen / noch den Erasmum Roterodamum getadelt  
/ welcher bißweilen auff Fürsten und hohe Potentaten sehr stachlicht ist; wer will

<sup>1234</sup> „Auch wird Momus und Phalaris das ihrige redlich mit beytragen / welchen ich aber die Worte des Horat. I. Lib. I. Ep. 14. Mea commoda quisquam limat, non odio obscuro morsusq; venenat: und wiederum I. I. Ep. 2. Invidus alterius rebus marcescit [!] opimis“ entgegenhalte, *B. S.*: *Grillenfänger*. [( 5r)]. Der Satz ist im Original unvollständig. – Vgl. Q. Flaccus: *Briefe*. I, 14, V 37: „Wer auch immer meinen Zeitvertreib (meine Bequemlichkeit) ergründet, verletzt [ihn] nicht mit dunklem und vergifteten Haß.“ Und I, 2, V 57 lautet vollständig „invidus alterius macrescit rebus opimis“ („Neider magern sich ab, hat ein andrer fettes Besitztum“). Vgl. Flaccus: *Satiren*. 1962, S. 266, 222.

<sup>1235</sup> „Ja viele werden meinen / weil das Buch einen wunderlichen Titul / müssen auch dergleichen Sachen darinnen enthalten seyn / und hätte der Autor Zeit und Pappier sehr übel angewendet. Allein was dahinter verstecket ist / möchte ich denenselben im Hertzen wünschen / die es bedörffen. Denn hier finden die Leute ihren Text / die entweder nicht viel vornehmer als ich / oder die zum wenigsten leiden müssen / daß ich mich vor ihnen nicht entsetze. Die Laster der Menschen seind so beschaffen / daß man sie nicht öffentlich straffen darff / wo nicht eine solche Satyrische Art im Schreiben den verborgenen Schalck auffdecket. Es ist keiner gemeinet / als wer sichs annehmen will / und dem wünsche ich viel Glück zur guten Besserung.“ *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, [( 5v)]. Vgl. dazu den entsprechenden Passus bei Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 5f.]

mich verdammen / wenn ich auch mit solchen Geschichten auff gezogen komme  
/ derer sich ein oder der andere unter gemeinen Leuten wider mein Wissen und  
willen annehmen möchte.<sup>1236</sup>

An dieser Stelle ist außerordentlich interessant, dass *B. S.* die von Johannes Riemer für die Politischen Romane etablierte Präferenz für die römischen Realisationen satirischen Schreibens übernimmt und dafür die hinsichtlich der satirischen Tradition anders akzentuierende Weise'sche Vorlage dementsprechend ändert: Weise hatte pauschal auf die „bey den klugen Griechen und Römern“ herrschende Wertschätzung der Satire verwiesen. *B. S.* stellt ein Adjektiv um und fügt ein weiteres hinzu, um die römische Satire gegenüber der griechischen aufzuwerten: Nun ist von „dergleichen Schreib=Art der Alten Griechen und klugen Römer“ die Rede. Die griechische Tradition gebietet nun allein aufgrund ihres Alters Achtung, während die römische Satire als Ausdruck besonderer Klugheit betrachtet werden muss. Die konsequente Anpassung auch geringfügig erscheinender Akzente spricht für die Signifikanz selbst pauschaler Verweise auf die literarische Tradition für die Wahrnehmung des Textes und seines Gattungszusammenhangs. Dabei steht die römische Satire für eine rigidere moralische Kritik, die persönliche Angriffe nicht scheut.

Der nächste Eingriff in die Argumentation der Weise'schen Vorlage besteht in einem Verweis auf vorbildliche Gattungsexemplare und belegt das selbstreferentielle Verfahren der Gattungsbildung. Die Politischen Romane werden als aktuelle Belege der von Weise propagierten lustigen Schreibart verstanden, dessen frühe Romane namentlich genannt werden. Der pseudonyme Autor *B. S.* betont die moralische Breitenwirkung dieser populären Lesestoffe:

Überdieß habe ich 3. kluge Leute und 3. erz=Narren benebenst andern unzehlichen zu guten Vorgängern, welche durch diese lustige Schreib=Art mehr außgerichtet und verbessert / als wenn andere den Catonem mit hundert Commentariis hätten aufflegen lassen. Denn Rem notamus non homines. Ich beruffe mich mit Fleiß auf bekandte Bücher / welch ein jederselbst fleissig lesen und nachschlagen kan. ]( 6v]

Hier werden den Politischen Romanen nicht nur tatsächliche didaktische Effekte zugeschrieben, die Christian Weise lediglich zu wünschen wagte,<sup>1237</sup> sondern Wei-

<sup>1236</sup> Der Satz zieht die Argumente aus zwei verschiedenen Vorreden Weises zusammen. In der Vorrede zu den *Ertz-Narren* heißt es: „Und wer will die Satyrische Art zu schreiben der ietzigen Zeit verbieten, da solches bey den klugen Griechen und Römern mit sonderbahrer Beliebung erhalten worden?“; Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 61,29–62,2 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 6f.]. – Der legitimierende Hinweis auf Erasmus von Rotterdam stammt aus der Vorrede zum *Näscher*. Weise: *Werke*

ses Romanvorreden auch sinnenstehend zitiert und auf provozierende Art als einschlägige Materialsammlung genutzt. Auch Weises programmatischer *Bericht* ist nicht davor geschützt, als argumentativer Steinbruch missbraucht zu werden. Dabei geht es eben nicht darum, Weises Vorgaben zu befolgen, sondern darum, an seiner gelehrten und moralischen Autorität mittels einiger Versatzstücke zu partizipieren. Die multifunktionalen Topoi und Textbausteine lassen sich im gattungshistorischen Kontext als „Aggregat der Gattungsbildung“ verstehen: Die Anleihen beim gelehrten Autor wie die Auflistung seiner Romantitel fungieren als „Antizipation von Präferenzhandlungen, insofern sie Wiederholungen des Wertvollen nahelegen“, lies: die Produktion weiterer Gattungsexemplare.<sup>1238</sup>

Dazu passt, das das ausführliche lateinische Zitat aus Erasmus' *Adagia*, das Christian Weise in seine Vorrede zum Roman *Der Politische Näscher* aufnimmt, um trotz auktorialer Anonymität an gelehrter und moralischer Autorität zu partizipieren, von B. S. lediglich schlagwortartig anzitiert wird. Während Weise an dieser Stelle betont, er habe mit den *Adagia* absichtlich ein bekanntes Buch gewählt, damit jeder die zitierten Argumente nachschlagen könne,<sup>1239</sup> gilt genau dieser Hinweis in der Vorrede zum Roman *Der Politische Grillenfänger* nicht dem berühmten Werk eines anerkannten Gelehrten, sondern den anonym publizierten Politischen Romanen. Und bei ihnen handelt es sich ja um Texte, von denen man gerade nicht genau wusste, ob ihre Autoren auch Autoritäten waren.

Mit seiner Bemerkung bedient der pseudonyme Autor sicher die Erwartungen des Publikums bezüglich einer gelehrten Autorschaft der in der Nachfolge Christian Weises entstehenden Romane. Assoziationen zu Weise und auch zu Riemer werden dadurch ermöglicht, dass einige ihrer Titel genannt werden, während auf die übrigen Politischen Titel pauschal verwiesen wird. Indem B. S. auf die umstrittenen und dubiosen Texte völlig selbstverständlich als „bekandte Bücher“

---

XIX. *Romane* III. 2004, S. 7,23. Weise: *Näscher*, 1678, [Aa 7r].

<sup>1237</sup> Auch dieser Satz entnimmt seine Textbausteine den beiden genannten Romanvorreden: Zunächst wird eine Formulierung aus den *Ertz-Narren* übernommen, dann ein Passus aus dem *Näscher*, siehe unten. Vgl. die Vorrede zu den *Ertz-Narren*: „[...] vielleicht wirckt diese possierliche Apothecker-Büchse bey etlichen mehr / als wenn ich den Catonem mit grossen Commentariis hätte aufflegen lassen“, Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 61,19 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 6]. Dieses Bild des so sittenstrengen wie leserunfreundlichen bzw. lebensfremden Cato, auf das auch die Vorrede zum Roman *Der Politische Guckguck* rekurriert, ist – in diesem Falle durch Weise vermittelt – der ciceronischen Rezeption entnommen, vgl. Erler: *Römische Philosophie*. 1997, S. 543.

<sup>1238</sup> Borgstedt: *Topik*. 2001, S. 86.

<sup>1239</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,15f. [Weise: *Näscher*. 1678, [A 8r]].

rekurriert, antizipiert er einen Kanonisierungsprozess, den er zugleich generiert und an dem das eigene Werk teilhaben soll.<sup>1240</sup> Der Hinweis auf die „unzehlichen [...] guten Vorgänger [...]“ soll ein ihnen ähnliches Werk empfehlen und trägt so zur Gattungsbildung bei. Dabei überträgt sich die Autorität des gelehrten Gewährsmannes auf den Gattungszusammenhang, der per se einen moralisch unanständigen satirischen Habitus garantieren können soll.

Der anschließende Passus folgt dann dem Argumentationsgang der Vorrede zum Roman *Der Politische Näscher*; allerdings werden einige Schlüsselbegriffe ausgetauscht und damit abweichende Akzente gesetzt: B. S. geht von der Verteidigung der gewählten Gattung zum Angriff ihrer Kritiker über, indem er diese als *Politische Grillenfänger* diskreditiert, die sich „gleichsam mit Gewalt [...] in dz Grillen=Register“ drängten [( 7r]. Einerseits nimmt der Autor für sein Werk „die offenbare Freyheit in Dichten und Schreiben“ in Anspruch und präsentiert es als geeignet, „denen Unverständigen die Augen auffzuthun“, andererseits ordnet er von vornherein alle Kritiker diesen „Unverständigen“ zu. Dieser provozierende Gestus, mit dem unter Berufung auf die poetische Lizenz der Autor wie sein Text immunisiert werden, unterscheidet sich deutlich von Christian Weises Bemühungen, für das eigene literarische Experiment eine geistige Nähe zu Erasmus' christlicher Philosophie zu beanspruchen und es vor diesem Hintergrund zu profilieren. Damit sind die bekannten Erläuterungen Weises angesprochen, inwiefern das Buch *Der Politische Näscher* als „Theil von der Philosophie“ zu verstehen sei.<sup>1241</sup>

Genau an diesem Punkt der Argumentation, an dem Christian Weise den spezifischen Stellenwert des satirischen Romans gegenüber der disziplinär organisierten praktischen Philosophie genauer bestimmt, bezeichnet B. S. seinen Roman versuchsweise als „Kunststück des Politischen Wesens“ und spricht damit äußerst umstrittene machtpolitische Praktiken an.<sup>1242</sup> Faktur und Gegenstandsbereich des Politischen Romans werden hier offensichtlich überblendet, so dass der Text

<sup>1240</sup> Vgl. Borgstedts Überlegungen zum Wert einer Gattung, in: *Topik*. 2001, S. 80–86, hier S. 84.

<sup>1241</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,28 [Weise: *Näscher*. 1678, [A 8v]].

<sup>1242</sup> Die Begriffe „Kunst“, „Kunststücke“, „Kunstgriffe“ haben überaus ambivalente Konnotationen. Mit ihnen spielt beispielsweise die Titelformulierung Johann Beers: *Der Politische Bratenwender / Worinnen enthaltend Allerhand Politische Kunstgriffe / vermittelt welcher der Eigennutz heutiges Tages fast von jedermann gesucht wird* [...]. Für einen negativ konnotierten Sprachgebrauch von „Kunst“ als Synonym für Betrug vgl. die Widmung des Romans *Die Politische Mause-Falle*, dazu unten. Als „Kunstgriffe“ werden auch anrüchige Praktiken bezeichnet, so bspw. in der Vorrede zur Gesprächssammlung *Die Politische Narren-Kappe*.

selbst als raffinierter Trick erscheint. Dieser Eindruck dürfte durch provozierenden Namedropping von zwei umstrittenen Autoren, Niccolò Macchiavelli und Trajano Boccalini, noch verstärkt worden sein: Mit ihnen werden ebenso berühmte wie berüchtigte Exponenten politischer Praxis und politischer Kritik genannt, deren schillernde Faszination für den vorliegenden Text genutzt wird.<sup>1243</sup> Nur vordergründig geht es dabei um die Frage nach der Definition politischen Wissens und die Unterscheidung von Staats- und Privatklugheit:

Zward wenn ich dieses Buch vor ein Kunststück des Politischen Wesens ausgabe / so würde ohne Zweiffel ein Machiavellus oder Boccalini mir alle Staats-Regeln am Fingern herzehlen / und doch die wenigsten hierunter finden / welche solchen Grillen zuvergleichen. Was die *Politica* an sich selber ist / wollen alle Kinder wissen / wenn sie nur sagen können / es sey eine Klugheit / die Republic zu konservieren. Welche Antwort auch nicht uneben scheint. Weil nun diese Klugheit in Erhaltung des menschlichen Geschlechts bestehet / so frage ich / ob nicht auch gute Lehren vonnöten seyn / damit ein jedweder Mensch sein besondern Glücke erhalten / und allen bevorstehenden Unfällen klüglich zuvorkommen möchte?  
 ]( 7r]

Die folgenden „Grillen“ reagieren demzufolge auf ein allgemeines Interesse an politischer Praxis: Dabei geht es weniger um die Möglichkeiten staatlicher Herrschaft als um die *Policey*, das staatlich verfasste Gemeinwesen. In diesem Sinn wird die *Politica* als „Klugheit / die Republic zu conservieren“, verstanden. Als Voraussetzung für das Gemeinwohl gilt die Selbsterhaltung der menschlichen Gattung; daraus wird auch die Berechtigung persönlicher Glücksansprüche abgeleitet.

Mit dieser Argumentation sind gegenüber Weise einige kleine, aber folgenreiche Veränderungen vorgenommen worden. Nicht nur scheint ein weit verbreitetes Interesse an politischen Fragen inzwischen nicht mehr neu, sondern dieses Interesse wird auch weniger im akademischen Kontext disziplinär organisierter Gelehrsamkeit als hinsichtlich praktischer gesellschaftspolitischer Implikationen diskutiert. Ein deutliches Indiz für den Wandel des Verständnisses politischen Wissens, der durch die Gegenüberstellung dieser beiden Passagen von Weise und B. S. erkennbar wird, ist der veränderte Numerus des Begriffs der „Lehre“. Weise

<sup>1243</sup> Nach de Pol lässt sich die Rezeption Boccalinis in Deutschland seit den vierziger Jahren „als maskierte Rezeption Machiavellis begreifen“. Vgl. de Pol: *Der Teufel*. 1990, S. 121. Etwas skeptischer äußert sich Disselkamp, der aber ebenfalls die Doppeldeutigkeiten Boccalinis betont, Disselkamp: *Zweideutigkeiten*. 2002, S. 21f. Zur Darstellung Macchiavellis in den Satiren des „Tacitisten Trajano Boccalini“, außerdem zu den von ihm und seinen Zeitgenossen hergestellten Verbindungen zwischen Tacitus und Macchiavelli aus ideengeschichtlicher Perspektive vgl. Stolleis: *Arcana Imperii*. 1990, S. 45f. Dort auch weiterführende Hinweise auf die ältere Literatur.

hatte – damit die akademische Terminologie übernehmend – für eine spezifische „Lehre“ plädiert, nach deren Regeln die Menschen, insofern sie (noch) nicht ein Amt wahrnehmen, ihr Leben meistern könnten („solte nicht auch eine Lehre von nöthen seyn / darinnen ein iedweder Mensch insonderheit angewiesen würde / wie er sein Privat-Glücke erhalten / und alle besorgliche Unfälle klüglich vermeiden köndte“). Diese „Lehre“ steht durchaus in einem systematischen Zusammenhang mit der akademischen „Disciplin“ der praktischen Philosophie, gemeint ist die *Privat-Politic*.<sup>1244</sup>

Der pseudonyme Autor des Romans *Der politische Grillenfänger* akzentuiert nun – stärker als Christian Weise – Wissen als „Problemlösungsinstanz in praktischen Fragen“<sup>1245</sup>: Er fragt rhetorisch, „ob nicht auch gute Lehren“ notwendig seien, um die Selbsterhaltungs- und Glücksansprüche jedes einzelnen Menschen zu befriedigen, die ihrerseits als Voraussetzungen gesellschaftlicher wie staatlicher Stabilität gelten. Insofern wird ein gesamtgesellschaftlicher Glücksbedarf postuliert, der von den Individuen befriedigt werden muss. Der Kontext der Argumentation ist weniger akademisch als vielmehr gesellschaftspolitisch, und „Lehren“ meinen eher realitätsgesättigte Ratschläge für alle Lebenslagen, die den Lesern suggerieren, sie könnten sich mit solchen Instruktionen selbst helfen.

Dieser instruktive Impetus wird mit dem pauschalen Hinweis auf eine ehrwürdige Tradition aufgewertet, wie er sich auch bei Christian Weise findet. Der Verweis gilt nun anders als bei Weise, der an dieser Stelle die griechische Literatur präferiert hatte, der römischen Literatur („Dieses wird niemand leugnen können / so anders der alten Römer / sinnreiche Schriften gelesen / welche meistens auff Privat=Besserung gezelet haben“, ]( 7v)].<sup>1246</sup> Wie bereits dargelegt, ist die differierende literarische Traditionsbildung wie schon bei Riemer als deutliches Signal für ein gesellschaftskritisches Literaturverständnis zu betrachten. Mit dem Verweis auf die römische Literatur wird das vorliegende Werk in eine Tradition eingereiht, die sich – stärker als es ein Verweis auf die eher moralphilosophische

---

<sup>1244</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,3 [Weise: *Näscher*. 1678, [A 9r]]. Die „Privat-Politic“ wird von Weise 1691 in den *Politischen Fragen* systematisch entfaltet, vgl. Weise: *Politische Fragen*. 1698. Vgl. die instruktiven Erläuterungen zu diesem Text von Barth, vgl. Barth: Art. *Christian Weise: Politische Fragen*. 1991.

<sup>1245</sup> Vgl. Brunken: *Hintergrund*. 1991, Sp. 14.

<sup>1246</sup> Bei Weise heißt es: „Ich halte es allerdings darvor / und wenn ich der alten Griechen kluge und nachdenckliche Sprüche bey mir betrachte / so muß ich gestehen / daß sie mit allem Ernste auff solche Privat-Besserung gezelet haben.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,3 [Weise: *Näscher*. 1678, [A

und reflexive griechische Literatur vermöchte – durch einen starken Realitätsbezug, polemische Schärfe und persönliche Angriffe auszeichnet.<sup>1247</sup>

Der Roman *Der Politische Grillenfänger* richtet sich an eine eher theorieferne Leserschaft, die unterhalten werden will: „Daß aber in dieser Materia keine subtilen Definitiones und Distinctiones angehen wollen / daran ist der Unterscheid der Gemüther Schuld / wornach sich gegenwärtiges richten muß.“<sup>1248</sup> Auch der abwechslungsreiche Stil, der „allerhand lustige Inscriptiones und Verse“ in die Darstellung integriert, soll die Leser locken.<sup>1249</sup> Ihnen wird ein ganz praktischer Nutzen versprochen, wenn für das Ende des Buches erfolgversprechende Ratschläge für das Verhalten bei Hofe angekündigt werden. Sie werden als erprobte Tipps empfohlen, die dazu beitragen, an einem herrschaftlichen Hof erfolgreich zu sein. Der gesellschaftsstabilisierende Anspruch des Romans beschränkt sich damit auf die Institution des Hofes als das Zentrum politischer Macht, auf das sich die sehr persönlichen Wünsche vieler Menschen nach Erfolg und Ehre konzentrieren. Es soll sich um „die besten Hoff=Regeln aus den bewerthesten Scribenten“ handeln, die als „eigentlicher[r] Zweck dieses Werckleins“ gelten. Die kompilierten „Hoff=Regeln“ folgten dem Grundsatz, „es geschiehet nicht so viel böses / daraus ein Kluger nicht eben so viel Moralia ziehen kann“, an dem sich auch die Protagonisten des Romans orientierten. Die in diesem Zusammenhang erwähnten *Moralia* dienen der effizienteren Realisierung eigener Interessen.<sup>1250</sup> So ist der pseudonyme Autor *B. S.* weit davon entfernt, seinen Roman als propädeutische Übung für eine systematische „Fundamental-Cur“ seiner Leser darzustellen – wie dies Christian Weise in seiner Vorrede zum *Näscher* tut.<sup>1251</sup> Auch hier verzichtet *B. S.* ostentativ darauf, die Gattung durch den Hinweis aufzuwerten, dass sie sich

---

9v]].

<sup>1247</sup> Vgl. Christes: *Lucilius*. 1986, S. 113.

<sup>1248</sup> *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D( 8r). – Bei Weise wird die scholastische Methode eher aus Gründen der Sache abgelehnt, denn die Vielfalt empirischer Verhältnisse ist nicht mit methodischer Strenge zu bewältigen: „Daß aber in dieser Materie keine Scholastische Disciplin angehen wil / da man sich mit leeren Definitionibus und divisionibus herum schlagen müste / daran ist das Menschliche Leben Schuld / welches sich nach den Umständen richten muß.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,12 [Weise: *Näscher*. 1678, [A 9v]].

<sup>1249</sup> „Denn eben darum seynd allerhand lustige Inscriptiones und Verse miteingemischet / weil ich weiß wie sehr die Poesi das menschliche Gemüthe afficiret.“ *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D( 9r).

<sup>1250</sup> *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D( 8v).

<sup>1251</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 9,17. [Weise: *Näscher*. 1678, [A 10r]].

akademischen Zwecken dienstbar machen lasse.<sup>1252</sup> Ihren Nutzen sieht er vielmehr in ihrem angriffigen, kritischen Impetus: „Drum vergleiche ich solche Schrifften denen Bienen / welche mit ihren Stacheln den besten Honig samlen und eintragen.“<sup>1253</sup> Er rechnet mit den Unterhaltungswünschen der Leser, die er zu überlisten beabsichtigt, indem sie „mitten im Gelächter die besten Lehren“ erhalten:

Inzwischen weiß ich wol / das mancher in diesen Blättern seinen Zeit=vertreib suchen / und auf der Reise oder sonst bey müßigen Stunden eine Grille nach der anderen belachen wird. Wie kan nun dem Nächsten besser gedienet werden / als daß er mitten im Gelächter die besten Lehren fasset. Er meynet über etliche Possen zu lachen / und siehet was ein Mensch bedarff / wenn er nicht will zum Narren werden. Er suchet einen leeren Traum und findet lebendige Künste.<sup>1254</sup>

Der didaktische Anspruch wird hier weder unter Rekurs auf die geläufige Pillemetapher noch durch die Rede von „einer Philosophischen Schule“, in die die unterhaltsame Lektüre unversehens führe, vermittelt.<sup>1255</sup> Stattdessen unterstellt der pseudonyme Autor, dass auch die Leser, die eigentlich an flüchtiger Zerstreuung interessiert sind, hier etwas fürs Leben lernen: keine moralischen Maximen, aber erfolgversprechende Tricks.

Der pseudonyme Autor *B. S.* wechselt nun nochmals die Vorlagen und nutzt abschließend die Vorreden zu den Romanen *Die drey Ertz-Narren* und *Die Klügsten Leute*. Seine Bemerkungen betreffen die historische Situierung der Handlung, die einige Jahre zurückdatiert wird, um die Besetzung Straßburgs durch die Franzosen im September 1681 nicht thematisieren zu müssen.<sup>1256</sup> Angesichts zu

<sup>1252</sup> So aber Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 8,28ff. [Weise: *Näscher*. 1678, [A 8v ff.]].

<sup>1253</sup> *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D( 8v). – Bereits Seneca vergleicht die Wirkung moralischer Schriften, von Sinnsprüchen oder von Äußerungen weiser Männer mit Stichen oder Insektenbissen: Er schreibt in seinen Briefen, sie sollten wie die Stiche kleiner Insekten wirken, die zunächst nicht bemerkt werden, aber später stark jucken, ep. 94,41f. Vgl. Rosenbach: *L. Annaeus Seneca. Philosophische Schriften*. 1995, S. 440.

<sup>1254</sup> *B. S.*: *Grillenfänger*. 1682, D( 9r).

<sup>1255</sup> So aber bei Weise: „Über dieses weiß ich wohl / dass mancher in diesen Blättern seinen Zeit-Vertreib suchen / und auf der Reise oder sonst bey müßigen Stunden eine Näscherey nach der andern belachen wird. Wie könnte ich nun meinem Nächsten besser dienen / als dass ich ihn gleichsam zwingen / auch mitten im Müßiggange etwas zu lernen. Er meynet über etliche Possen zu lachen / und siehet / was ein Mensch bedarff / wenn er nicht wil zum Gelächter werden. Er dencket Zucker zu lecken / und schlucket die Artzney mit in die Seele hinein. Er suchet einen Comödianten / und kömmt aus einer Philosophischen Schule zurücke.“ Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 9,25ff. [Weise: *Näscher*. 1678, D( 10r)].

<sup>1256</sup> „Nur eines will ich zur Nachricht erinnern[.] Ich habe die Begebenheit also eingerichtet / als wäre sie annoch vor dem Frantzösischen Kriege geschehen. Sonst möchte sich mancher verwundern / warum ich

erwartender Fehler entschuldigt sich der Autor, er habe „die Sachen [...] meistens mit flüchtiger Feder“ verfasst und wegen großen Zeitdrucks nicht korrigieren können, denn die „Erzählung“ soll – wie anfangs gegenüber seinen Gesprächspartnern versprochen – zur nächsten Messe erscheinen. Ganz offensichtlich handelt es sich bei dem vorgelegten Titel nicht um einen Text, der bereits vor Jahren entstanden ist, sondern um eine aktuelle Arbeit.<sup>1257</sup> Anders als bei Weise fehlt jeder Hinweis auf berufliche Verpflichtungen, dagegen erwähnt *B. S.* beiläufig sein junges Alter. Das lässt sich als ein weiteres Indiz dafür verstehen, dass es sich um einen studentischen Autor handelt, der sich eifrig bemüht, es den beiden bekannten Lehrern Weise und Riemer gleichzutun und am literarischen Erfolg der von ihnen inaugurierten Gattung anzuknüpfen:<sup>1258</sup>

Hier stehet nun der Grillen=Fänger allen Liebhabern zu Dienste / und wird der Abgang an Exemplarien bezeigen / wie angenehm er der Politischen Welt gewesen. Vermercke ich / daß seine Erzählung beliebt worden / soll michs nit tauren / daß ich die müßige NebenZeit bey meinen jungen Jahren darauf gewendet habe; sondern werde hierdurch ferner Anlaß bekommen / den Politischen Guckguck künfftig G.G. [Gnade Gott, AW] Ans Licht zu bringen. )( 9v]

Zum Schluss bekräftigt *B. S.* nochmals die gute Intention, mit der die Ratschläge verfasst wurden, aber offenbar mag er sich – anders als Weise – nicht mit seinem guten Gewissen bescheiden. Ihn interessiert vor allem der Absatz seines Buches und sein persönliches „Glück“: es sind diese beiden Faktoren, von denen abhängt, ob er sein Pseudonym wird lüften dürfen.<sup>1259</sup> Schließlich habe er sich keine handwerklichen Mängel vorzuwerfen, denn so wie ein kompetenter Schuster auf

---

in Straßburg und andern Orten nichts von denen Frantzosen und ihren mächtigen Progressen erwähnt hätte.“ Vgl. *B. S.*: *Grillenfänger*. )( 9r]. – Weise rückt das Geschehen in größere Distanz: „Nur eins wil ich zur Nachricht erinnern. Ich habe die Begebenheit also eingerichtet / als wäre sie umb das Jahr 1658. vorgelauffen. Sonst möchte sich der geneigte Leser verwundern / warumb ich von Cromwels Tode viel Redens gemacht hätte“, vgl. Weise: *Lente*. 1675, [A 3r].

<sup>1257</sup> Das belegt die bereits angesprochene zeitliche Situierung der Handlung um 1680 wie auch der Umstand, dass *B. S.* den Hinweis auf die weit zurückliegende Abfassung des Textes in der Vorlage übergeht. In der Vorrede zu den *Ertz-Narren* fügt Weise der Entschuldigung für die Druckfehler erneute Hinweise auf sein arbeitsreiches Amt hinzu, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 62,33f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 9].

<sup>1258</sup> Die Schreibmotivation von Autoren niederer Romane hat jüngst Trappen analysiert und beispielsweise für Johann Beer, der bereits als *Studiosus* literarische Werke veröffentlicht hat, auch ökonomische Interessen veranschlagt. Vgl. Trappen: *Jugendtorheit*. 2003, S. 401–419. – Auch Olaf Simons nimmt an, dass die deutschsprachige Unterhaltungsliteratur um 1700, insbesondere die sogenannten Skandalromane, in vielen Fällen von Studenten verfasst worden ist, vgl. Simons: *Marteaus Europa*. 2001, S. 295–349.

<sup>1259</sup> „Immittelst ist diß mein Bitten / es wolle ein iedweder die Erinnerungen mit so guten Hertzen annehmen / als gut ist meine Intention einen jeden zu dienen. Vielleicht scheint mir das Glücke so günstig / daß ich meinen anitzo unbekandten Nahmen in bekandter Auffwartung recommendiren möge.“

gutes Leser angewiesen sei, um professionell arbeiten und gute Schuhe herstellen zu können, so gehe es auch einem Buchautor: „Im übrigen habe ich diß lange Bedacht: Gleichwie ein Schuster von schlimmen Leder keine guten Schuh machen kan; also würde ich von bösen Sachen auch kein köstlich Buch schreiben. Itzt brauche ich der gemeinen Recommendation: Lebe und urtheile wohl!“ D(10v)]<sup>1260</sup>

**k) *Bellarminus Coccyx: Der lustige Politische Guckguck* (1684)**

*Dedicatio* und Vorrede des zwei Jahre später erschienenen Romans *Der lustige Politische Guckguck*<sup>1261</sup> beziehen sich explizit auf den vorangegangenen Titel *Der Politische Grillenfänger*, insbesondere auf die vermeintlich ungerechtfertigten Urteile einiger seiner Leser: Mit spöttischem Gestus wird der *Guckguck* den Kritikern des *Grillenfängers* zu „desto besserer Erkänntnis ihres gethanen Unrechts“ gewidmet D(1v]. Damit wird eine darin enthaltene Drohung wahrgemacht<sup>1262</sup> und gleichzeitig insinuiert, das vorliegende Werk enthalte anzügliche Hinweise auf diese Personen. Der Text geriert sich als Streitschrift, und die Auseinandersetzung des Autors mit den verschiedenen Einwänden seiner Gegner macht etwa zwei Drittel der Vorrede aus. Wie schon in der Vorrede zum *Grillenfänger* zitiert der pseudonyme Verfasser virtuos Motive und Formulierungen Weises, um dessen Autorschaft anzudeuten und den Roman *Der Politische Guckguck* als Gattungsexemplar auszuweisen.

An erster Stelle wendet sich die Vorrede an „Allerseits hochzuehrende Herren Interessenten“ D(2r] und damit von vornherein an einen kleinen Kreis von Lesern, die scheinbar aus sehr persönlichen Gründen an dem Buch interessiert sind. Alle anderen Leser werden quasi über sie hinweg angesprochen und zwangsläufig zu Voyeuren einer persönlichen Auseinandersetzung zwischen dem pseudonymen Autor *Bellarminus Coccyx* und seinen vermeintlichen Gegnern. Das Publikum wird nicht nur mit provozierendem Gestus empfangen, sondern die gesamte

---

B. S.: *Grillenfänger*. 1682, D(9v].

<sup>1260</sup> Weise vergleicht sich in der Vorrede zu seinem ersten Roman mit einem Schneider, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 63,6ff. [Weise: *Ertz-Narren*, [1673] 1878, S. 9]. – Vgl. auch den Abschluss der Vorrede zu den *Drey Klügsten Leuten*. Weise: *Werke*. XVIII. Band. *Romane II*. 2005, S. 6,11 [Weise: *Lente*. 1675, 1].

<sup>1261</sup> Der Titel wird zitiert als *Coccyx: Guckguck*. 1684.

<sup>1262</sup> Vgl. B. S.: *Grillenfänger*. D(9v]. – Auch Johann Beer hatte im *Nachwort* zum Roman *Der verliebte Europäer* einen weiteren Titel angedroht, in dem seine Kritiker bloßgestellt werden sollten.

Veröffentlichung ausdrücklich als Spektakel inszeniert: *Der Politische Guckuck*, der anders als auf dem Titelblatt angegeben wohl bereits im Herbst 1683 erschienen ist,<sup>1263</sup> soll wie ein Kuckuck, der im Herbst ruft, als „Portentum oder Wunderwerck“, also als außergewöhnliches, schillerndes Phänomen große Beachtung finden.<sup>1264</sup> Bestimmender Faktor dieses Spektakels ist der Verdacht, das Werk könne persönlich motivierte Angriffe enthalten. *Bellarminus Coccyx* betont, bereits sein vorangegangener Titel habe sozusagen in ein Wespennest gegriffen: mit dem *Grillenfänger* habe er „recht crabrones irritiret, und insonderheit [soll er, AW] unterschiedene Standes- als auch Privat-Personen ihren unreifen Judicio nach / angegriffen haben“ ]( 2v).<sup>1265</sup> Die performativen Dimensionen der paratextuellen Rahmung, als da sind: Herausforderung und Aufruhr, dominieren auch hier die inhaltlichen Aussagen. Der pseudonyme Autor weist den Vorwurf der Verleumdung nur zurück, um seine Leser erneut zu provozieren: Er verweist das Publikum kurz und pauschal auf seine wiederholten Mahnungen, „daß man die Contenta nicht in einer andern Meynung / als sie geschrieben / verstehen solle“ ]( 3r]. Die anschließende Drohung wird weitaus detaillierter ausgestaltet: Sollte die ungerechtfertigte Kritik nicht unterbleiben, so wolle er für diese unbelehrbaren Leute „einen besondern Anhang des Grillenfängers“ anfertigen, „und die Restanten in ihrer Ordnung unter Conduite der drey Ertz-Narren in gewisse Zellen“ einteilen und auflisten ]( 3v).<sup>1266</sup> Auf ähnlich respektlose Weise wie bereits in der Vorrede zum Roman *Der politische Maul-Affe* von Johannes Riemer wird hier der Titel des zweiten Weise'schen Romans für eine kompromittierende und skandalisierende Schreibstrategie instrumentalisiert. Diesem Impetus dienen sämtliche rhetorische Mittel, beispielsweise auch die Metaphorik: Wenn *Bellarminus Coccyx*

<sup>1263</sup> Vgl. Abschnitt B. I.

<sup>1264</sup> „Gegenwärtiger Politischer Guckuck / fänget ausser der Zeit an zu singen / weil er mit Fleiß den Frühling über stille geschwiegen / damit man im Herbste (wie die Phoenicier zur Zeit der Ernde gethan/) auf ihn desto genauer Achtung geben möchte. Gleich wie aber / wenn bei ietziger Herbstzeit sich ein natürlicher Guckuck mit seiner bekanten Stimme hören lisse / es iederman vor ein sonderlich Portentum oder Wunderwerck achten würde; Also zweiffle ich gar nicht / daß dieser Politische Guckuck bey denenselben dergleichen Wunder=Neues erwecken wird.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, ]( 2r]. „Portentum“ ist wie „Monstrum“ ein Synonym für Missgeburt.

<sup>1265</sup> Damit wird das Motiv des Titelkupfers des Romans *Der Politische Grillenfänger* aufgegriffen: Ein Bauer klettert auf einen Baum und greift in ein Wespennest. Die sprichwörtliche Redenswendung *irritare crabones* (die Hornissen reizen) findet sich bereits bei Plautus: *Amphitruo*. II,2.

<sup>1266</sup> Vgl. eine ähnliche Drohung Johann Beers, „nach Art des Anno 1680. in Druck heraus gegebenen überaus Curiosen lustigen Büchleins der Politische Maul-Affe genannt / den albern Maul-Affen zu verfertigen / und darinne solche unverständige Tadler oben an zu setzen / damit die gantze Welt sehen möge / daß es viel leichter sey / ein Buch zu tadeln / als zu machen“, Beer: *Europäer*. 1682, S. 111,32–37.

gar die Hinrichtung („endliche Execution“) seiner Gegner als Ziel seiner literarischen Ambitionen bezeichnet, dann ist damit die ursprünglich mit den exemplarischen Figuren der „drey Ertz-Narren“ verbundene didaktische Intention völlig pervertiert.

Vor ihrer „Execution“ sollen indes die Monita der Kritiker ausdrücklich genannt und widerlegt werden:<sup>1267</sup> Man wirft dem Autor vor, er habe erstens seine Sachen zu frei behandelt, zweitens ehrliche Leute verspottet, drittens sich mehrerer Stilarten bedient und viertens sei er eher seinen Gefühlen als der üblichen Schreibweise gefolgt. Diese Vorwürfe werden nun Punkt für Punkt zurückgewiesen bzw. mit Schmähungen vergolten.<sup>1268</sup>

Zum ersten Vorwurf, der ja bereits gegenüber dem *Maul-Affen* laut geworden war,<sup>1269</sup> behauptet *Bellarminus Coccyx*, er wisse nicht, „wie er seine Schrifft verdeckter ans Licht [hätte] stellen können“. Dabei rückt er „die gesamten Hn. Urthels-Verfasser“ in die Nähe von „hirnlosen Leyten“ ]( 4v].

Zweitens könne niemand nachweisen, „daß einiger ehrlicher Mann mit dem geringsten darinen angegriffen sey“. Betrübtlich sei vielmehr, dass einige Leser „viel nachdenckliche Sachen mit Gewalt auf sich appliciren wollen“ und ihre Mitmenschen von ihrer persönlichen Betroffenheit überzeugen wollten, so dass „ihre straffbare Thorheit ja aller Welt bekand werde“.<sup>1270</sup> Der Autor habe lediglich

---

<sup>1267</sup> Der Passus im Zusammenhang: „Allein wie der Autor so wohl in der Vorrede / als am Ende besagtes Buchs unterschiedene Vermahnungen thut / daß man die Contenta nicht in einer andern Meynung / als sie geschrieben / verstehen solle. Also wil er die jenigen Nasenweisen Urthels-Sprecher auch nochmahls dahin gewiesen haben / mit dienstl. Bitte / woferne sie dergleichen unrechte Judicia von ihm weiter fällen / oder ehrliche Leute mit Gewalt in das Grillenfänger Register wieder seinen Willen setzen wollen / sie sich auch nicht werden verdriessen lassen / wenn er noch einen besondern Anhang des Grillenfängers verfertiget / und die Restanten in ihrer Ordnung unter Conduite der dry Ertz-Narren / in gewisse Zellen eintheilet. Doch weiß ich gewiß / es werden sich etliche darunter wenig bessern. Drumb ist es nöthig / ehe man die endliche Execution ergehen lasset / daß vorhero etwas zu ihren Besten hiervon erinnert wird / damit sie hernach keinen weiten Behuff zu ihrer halsstarrigen Entschuldigung vorwenden können.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, ]( 4r].

<sup>1268</sup> Eine gegen den Verfasser des *Grillenfängers* gerichtete Streit- oder Schmähschrift – wie sie beispielsweise der *Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer* oder *Der Castrirte Maul-Affe* darstellen – ist nicht bekannt. Denkbar ist, dass der Autor diverse kritische Stimmen bündelt. Dafür spräche die thetische Darstellung der Kritik. Vor dem Hintergrund der polemischen Performanz der Politischen Romane ist indes vorstellbar, dass die Angriffe fingiert wurden, um einen Anlass für die Publikation zu erhalten.

<sup>1269</sup> Vgl. die Vorrede der Replik *Der castrirte Maul-Affe*, siehe oben.

<sup>1270</sup> Das Phänomen, dass Leser sich persönlich getroffen fühlen, ist auch Gegenstand der Erzählung: Die drei Reisenden begegnen einem erregten Mann, der mit einem Politischen Roman herumfuchtelt. Er glaubt, er sei mit der Figur des streitsüchtigen Pfarrers im *Politischen Grillenfänger* gemeint. Sein Zorn erweist die satirische Darstellung, die er als persönliche Beleidigung versteht, als treffend. Die Vermutung,

„etliche eingeschlichene Laster in genere durch allerhand lustige Exempel“ strafen wollen, während sich solche Leser selbst als „nährische Grillenfänger“ entlarvten ]( 5v]. Das Sprichwort „Si tacuisses philosophus mansisses“ abwandelnd, werden für die dramatisierende Rezeption des Textes als Schmähchrift allein die Leser verantwortlich gemacht, deren Verhalten hier verspottet wird.

Hinsichtlich des dritten Einwands konzediert der Autor, in seinem Buch fänden sich durchaus unterschiedliche Stile. Einerseits handele es sich um ein kompiliertes Werk, das „quoad moralia & politica, aus den besten Politicis zusammen getragen“ worden sei, deren differierende Ausdrucksweise aus Zeitmangel nicht habe vereinheitlicht werden können ]( 6r]. Darüber hinaus verlangten die verschiedenartigen Bestandteile des Buches geradezu nach unterschiedlichen Schreibweisen: „Die Realia aber und Historica belangende / wird kein Verständiger läugnen können / daß solche nicht mit einerly SchreibArt überein stimmen“ ]( 6v]. Unter „Realia“ lassen sich Exempla, Gleichnisse und Emblemata verstehen, während Geschichten und Anekdoten zu den „Historica“ gehören.<sup>1271</sup> Die stilistische Vielfalt wird also mit den heterogenen Gegenständen der Erzählung begründet. Damit geht aber eine grundlegende Marginalisierung der Gehalte einher, denn maßgeblich für die Erzählung ist ihre Wirkung; ausdrücklich genannt wird der adressatenbezogene Effekt der Unterhaltung. So schließt die Vorrede mit der bezeichnenden „Bitte / der Geehrteste Leser werde dieses Werck bestens aufnehmen / und die Belustigung der Gemüther höher achten als die Sache/ so an sich selbst gering zu schätzen“. ]( 9v]

An diesem Punkt vermischen sich Verteidigung und Verdächtigung wieder ununterscheidbar: Der pseudonyme Autor behauptet, in seinem Buch fänden sich kaum „Privat=Affecte“, nur um mit der Vermutung fortzufahren, vielleicht errege seine Darstellung die Leser deshalb, weil sie wahr sei. Das bekannte Sprichwort „Veritas odium parit“<sup>1272</sup> macht diese Unterstellung auf suggestive Weise evident. In einer anschließenden, interessanten Bemerkung – die als beiläufig gelten soll, aber zu aufwendig ist, um wirklich nebensächlich zu sein – referiert

---

es könne sich um außerliterarische Anspielungen handeln, wird damit eher bestärkt als dementiert. Vgl. *Coccyx: Guckguck*. 1684, Cap. XXXI, S. 283ff.

<sup>1271</sup> Für die *Realia* vgl. das entsprechende Stichwort im Zedler: *Universal-Lexikon*. 30. Band [1741] 1996, Sp. 1222.

<sup>1272</sup> Das bekannte Sprichwort stammt aus einer zweigliedrigen Sentenz des Terenz: „Obsequium amicos, veritas odium parit.“ (Nachgiebigkeit schafft Freunde, die (ungeschminkte) Wahrheit Hass), vgl. Terentius: *Andria*. 68. [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 7514 (c) Directmedia]

*Coccyx* auf das Werk des prominenten Satirikers Trajano Boccalini, um sowohl eine engagierte Schreibhaltung wie persönliche Emotionen als Schreibimpuls aufzuwerten. Das Zitat lässt sich auch als allgemeiner Kommentar zum Wert der Gattung verstehen.

Der Rekurs betrifft das LX. Kapitel der bekannten Satire *Ragguagli di Parnasso* von Trajano Boccalini, in dem sich verschiedene italienische und lateinische Dichter, insbesondere Francesco Berni und Juvenal, darum streiten, wer aggressivere und schärfere Satiren zu schreiben vermöchte. Apollo, der vom Streit der Autoren erfährt, freut sich darüber und äußert sich bei dieser Gelegenheit zu den schöpferischen Impulsen gelehrter Autoren: *che tutti Lisavii [!] non scrivono niente d'importance ò die singulare senza affetti. Verche storzati da diversi affette sanno spru il loro lingenò humano.*<sup>1273</sup> *Coccyx* gibt vor, die Bedeutung des zitierten ironischen Lobes gleich wieder relativieren zu wollen: *Welches der Autor aber nicht ad imitandum, sid tantum ad probandum hier wil angeführet haben* [( 7v)].

Vorderhand dient die Gelehrtenkritik Apollos dazu, die gegen den Roman *Der Politische Grillenfänger* erhobenen Vorwürfe zu entkräften. Wichtiger scheint indes auch hier die Polyfunktionalität dieses Zitates zu sein: Mit den *Ragguagli di Parnasso* wird eine als politische Streitschrift rezipierte Satire zitiert; vor diesem Hintergrund fungiert das ironische Lob des kreativen Potentials von Emotionen als eine der Masken, die sich der pseudonyme Autor des *Guckguck* spielerisch vors Gesicht hält.

Zur Inszenierung einer schillernden Autorschaft gehört auch der wiederholte Wechsel von der ersten in die dritte Person: *Bellarminus Coccyx* spricht als homodiegetischer und heterodiegetischer Verfasser. Insbesondere die Auseinanderset-

---

<sup>1273</sup> *Coccyx: Guckguck*. 1684, [( 7r]. – Mir ist nicht bekannt, aus welcher Ausgabe das italienische Zitat stammt, in der Ausgabe von Giuseppe Rua lautet der Kontext der zitierten Passage: „Già tra i virtuosi di modo si era sparsa la nuova di questa disfida, ch'elle fino giunse agli orecchi di Apollo; il quale ne senti gusto particolare, perché il somo diletto di Sua Maestà tutto sta posto nel veder due letterati arrabbiatamente cimentarsi insieme e darsi virtuose ferite nella riputazione: perciocché a sangue freddo i virtuosi per lo piú parlano e scrivono inspidamente, ma nel calor dello sdegno, nell'ardor dell'collera, per difesa della loro riputazione e per acquistar gloria, fanno cose maggiori dell'ingegno umano.“ Boccalini: *Ragguagli*. 1910, S. 214. – In einer deutschen Übersetzung des 17. Jahrhunderts lautet der hier interessierende Abschnitt: „Es war die Zeitung von dieser Balgerey unter den Gelährten schon so weit erschollen / daß auch Apollo selbst davon gehöret hatte / wie ihm dann solches sehr wolgefiel / dann Ihre Majestat ein sonderliches Belieben unnd Wolgefallen darob haben / wann sie sehen / daß die Tugendhaffte in solchen löblichen exercitiis sich wacker miteinander herrumb wetzen / Sintemahl sie dafür halten / daß die Gelährte nichts gutes noch besonderliches außgehen lassen / wann sie nicht irritiret unnd zornig gemacht werden / dann auß Rachgier unnd Boßheit wie nicht weniger ihre Ehr unnd Reputation zuerretten / thun sie mehr als der menschliche Verstand sonst vermag“, Boccalini: *Relation*. M.DC. LV, S. 143.

zung mit den Kritikern des Romans *Der Politische Grillenfänger* wird im Namen eines Autors geführt, mit dem sich der Vorredenverfasser nirgends ausdrücklich identifiziert. Das Verfahren imitiert den Gestus, mit dem Christian Weise seinen *Bericht zum Politischen Näscher* einleitet und seine anonym erschienenen Romane rechtfertigt. Als irritierender Wechsel zwischen persönlich formulierten Aussagen und solchen, die im Namen einer gattungsspezifischen Autorrolle gemacht werden, verstärkt das Verfahren den Eindruck einer kalkulierten Uneindeutigkeit.

Es ist bezeichnend für den apologetischen Charakter der Vorrede, dass die Stellungnahme zum *Grillenfänger* an der Stelle abgebrochen wird, an der der besondere Nutzen seiner Lektüre positiv zu bestimmen wäre. Die Aufmerksamkeit für den vorgelegten Text wird nicht durch inhaltliche Momente hervorgerufen, sondern allein durch die permanente Beschwörung eines öffentlichen Skandals, als dessen Ursache er gelten soll. Am Ende dieser Replik findet sich also eine weitere Drohung. Die aggressive Haltung des pseudonymen Autors wird dabei durch einen weiteren Verweis auf Boccalinis Werk mit dem gattungsgeschichtlichen Resonanzboden der politischen Satire versehen. Bei Boccacini hatte Apollo im Parnass für jede Nation ein eigenes Spital für Narren einrichten lassen. *Coccyx* droht nun, „nach Fertigstellung eines grossen Kastens“ seine Kritiker in einem solchen Haus zu verwahren, um die „Verständigen“ vor ihren ungerechtfertigten Angriffen zu schützen:

Es wäre noch unterschiedenes mehr wegen des Politischen Grillenfängers zu erinnern / wie und auff was Weise derselbe eigentlich zu verstehen und mit Nutzen zu lesen sey. Allein der Autor wil solches verspahren/ biß der beruffene Grillen Stürmer sich mit seiner Refutation wird anmelden/ damit er hernach diesen mächtigen Grillen=König nach Fertigstellung eines grossen Kastens könne einschliessen / und in des Traj.Boccal. Cent. II Rel. XLVII. berühmten Narren=Hospithal allen Verständigen zu ewigen Gedächtnis vor weitem Grillen=Stichen verwahren lassen. )(7v]<sup>1274</sup>

Gegenüber der aggressiven Replik auf die Kritiker des vorangegangenen Romans fällt die Empfehlung des vorliegenden Werkes *Der Politische Guckguck* denkbar knapp aus. Ohne jede Binnengliederung werden dem „hochgeneigte[n] Leser“ in zwei Sätzen die angesprochenen Laster, ihre unverfängliche Darstellung und deren konkreter Nutzen kurz und bündig empfohlen. Der vorangegangene *Grillenfänger* fungiert dabei als literarisches Muster: Im vorliegenden Buch werde „die SuperKlugheit / Undanckbarkeit / Simulation, Einbildung / Arglistigkeit und

<sup>1274</sup> Das angesprochene Kapitel berichtet von der Funktion nationaler Narrenspitäler, vgl. Boccacini:

dergleichen practicable Thorheiten mehr / ohne einzigen Nachtheil des Nechsten abgemahlet werden. Welches alles / nebst einen Anhang / wie sich ein junger Mensch klüglich durch die Welt finden solle / mit artigen Moral-Reguln auf die bekandte Art eines Politischen Guckgucks [i.e. Grillenfängers, AW]<sup>1275</sup> nach vermögen appliciret wird“ ]( 8v].

Nach diesen kurzen Einlassungen in der Sache wird die Aufmerksamkeit des Publikums sofort wieder auf die gereizte Kommunikations- und Rezeptionssituation gelenkt. Der Autor bittet nochmals „alle [...] Leser insonderheit [...] die [...] Herren Urthels=Verfasser des verfolgten Grillenfängers darum, es werde keiner wie ein Guckguck weiter seinen eigenen Namen ausrufen / noch andere Leute wieder des Autoris Meynung einiger straffbarer Laster beschuldigen“. Die permanente Zurückweisung von Vorwürfen erzeugt genau die aufgeladene Atmosphäre allgegenwärtigen Verdachts, die sie negiert. Zu dieser von Verdächtigungen bestimmten Rezeption tragen insbesondere die Spekulationen über die hinter ihrem Pseudonym verborgene Person des Autors bei: *Bellarminus Coccyx* greift sie in virtuoser und perfider Weise auf, indem er seine Person als bekannt voraussetzt und beteuert, dies sei sein letzter Politischer Roman:

Doch muß er zum Beschluß noch erinnern / daß etzliche bald diesen bald jenen vor den rechten Autoren dieser Politischen Schreib-Art gehalten. Darumb wil er bey dieser Gelegenheit alle gute Freunde bitten/ sie möchten ins künfftige die Bücher von solchen Tituln nicht vor desselben Arbeit weiter halten/ noch viel weniger die Sachen zu seiner Verantwortung ausstellen. ]( 9v]

Die vertraulich erscheinende Wendung, die sich an besonders wohlgesonnene Leser wendet, ist zum einen perfide, weil diese Vertraulichkeit zitiert wird, zum anderen, weil mit dem persönlichen Bekenntnis betrügerische Absichten verbunden werden. Der plagiierte Passus stammt aus dem *Bericht vom Politischen Näscher* von Christian Weise, in dem dieser sich von seinen vorangegangenen lustigen Büchern mit folgenden Worten distanziert hatte:

Denn weil er wegen anderer Verrichtungen auf diese lustige Philosophie nunmehr keine Nebenstunden spendiren kan [...] als hat er Gelegenheit alle gute Freunde zu bitten / sie möchten ins künfftige die Bücher von solchen Tituln nicht vor seine

---

*Relation*. M.DC. LV, Centuriae II. Relatio XXXXVII, S. 372f.

<sup>1275</sup> Der Verweis macht nur Sinn, wenn damit ein anderes Werk als Muster bezeichnet wird: Gemeint ist hier die Verhaltenslehre *Kurtzer Anweiser / Wie ein Hoff=Mann sich in allen Fällen klüglich verhalten solle*, die dem *Grillenfänger* beigegeben ist, B. S.: *Grillenfänger*. 1682, S. 312–321.

Arbeit halten / noch viel weniger die Sachen selbst zu seiner Verantwortung ausstellen.<sup>1276</sup>

*Bellarminus Coccyx* schließt seine Vorrede mit dem Wunsch, „auff andere Wege“ an die Öffentlichkeit treten zu wollen, um sich um die „hochschätzbare Freundschaft“ seines Publikums zu bemühen [(10r)]. Diese vagen Andeutungen lassen sich einerseits mühelos mit der Insinuation einer Autorschaft Christian Weises verbinden, der ja weiterhin publiziert und seine vorangegangenen Publikationen des Öfteren zu autorisierten Listen zusammenstellt hat. Andererseits bleibt dem pseudonymen Verfasser *Coccyx* durchaus die Möglichkeit, selbst von der hier hervorgerufenen Aufmerksamkeit für weitere Veröffentlichungen zu profitieren.

Der Autor stellt seine Erzählung in den Rahmen einer durch den vorangegangenen Politischen Roman *Der Politische Grillenfänger* hervorgerufenen polemischen Auseinandersetzung – und bildet damit eine eigene, weder auf Johannes Riemer noch auf Johann Beer rekurrierende literarische Reihe. In der Vorrede zum *Guckguck* dominiert die Apologie gegenüber vermeintlichen Kritikern, der mittels einiger Bezüge zur politischen Satire Trajano Boccalinis ein traditionsreicher Resonanzboden verschafft wird. Die Apologie tritt an die Stelle der umfangreichen und kalkulierten Transformation Weise'scher Paratexte, aus der sich die Vorrede zum *Grillenfänger* zusammengesetzt hatte. Mit dem die Vorrede beendenden öffentlichen Bekenntnis, künftig „keine Bücher von solchen Tituln“ mehr schreiben zu wollen, versucht der pseudonyme Autor an entscheidender Stelle vom vertrauenerweckenden Ruf des berühmten Gattungsgründers zu profitieren.

Auch die beiden folgenden Politischen Romane, *Der Politische Ratten= oder Mäuse Fänger* und *Die Politische Mause=Falle*, situieren sich im Kontext betrügerischer Praktiken. Die *Mause=Falle* geriert sich als Überbietung des vorangegangenen *Ratten Fängers*, dessen Paratext verschiedene Bezüge herstellt, die zugleich parodiert zu werden scheinen. Beide Werke beziehen sich ausdrücklich auf Christian Weise, nicht aber auf Johannes Riemer oder Johann Beer und die ihren Werken geltenden Repliken. Und beide Titel werden von ihren jeweiligen Verfassern ausdrücklich als Erstlingswerke bezeichnet.

---

<sup>1276</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 260,6ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 4].

### 1) *Lorindus: Der Politische Ratten und Mäuse Fänger (1682)*

Der Roman *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger* erscheint im Jahr 1682, möglicherweise im Mai oder Juni.<sup>1277</sup> Als Autor tritt ein gewisser *Lorindus* auf: damit wird eine fiktive Ortsbezeichnung aufgegriffen, die Christian Weise im *Bericht* vorgeschlagen hatte.<sup>1278</sup> Beim Verfasser des *Ratten Fänger* handelt es sich möglicherweise um einen Buchhändler, der die einschlägigen politischen Titel gelesen hat und nun versucht, seine Erzählung mit Hilfe einiger Versatzstücke als Politischen Roman zu deklarieren: Johannes Riemer führt den Titel als Beispiel für „liederliche und des Lebens unwerthe Bücher“ an. Riemer erwähnt das Gerücht, mit dem Roman habe ein „Politischer Buchführer selbst seine verliebten Träume Tag vor Tag zu Papire“ gebracht. Um das Werk zu verkaufen, insinuiere der Buchhändler dann „durch tunckele Worte“, es habe einen gelehrten und angesehenen Autor.<sup>1279</sup>

Der paratextuelle Rahmen besteht aus einer 15-seitigen Vorrede und einem sogenannten *Extract*. Ausgangspunkt ist die Geschichte des Rattenfängers von Hameln, die – darin an das Verfahren Johann Beers im *Bratenwender* erinnernd – als historische Anekdote präsentiert wird. Daran schließt, ohne dass ausdrücklich eine Verbindung zum Titel hergestellt würde, eine gesellschaftskritische Passage an, die verschiedene Modeerscheinungen, sei es eine allgemeine Vorliebe für politische Traktate oder für galante Kleidung, als verschwenderisches Verhalten tadelt. Die Schlussfolgerung, dass Leute, die jede Mode mitmachen, wie Ratten sind, die einem Rattenfänger hinterherlaufen, liegt nahe.

Das vorliegende „Politisch Tractätlein“ sei verfasst worden, so *Lorindus*, um die „politischen Leute [...] / Manns= oder Weibs=Personen“ [a 4v] anzusprechen, die keine moralischen Skrupel kennten und ein aufwendigeres Leben führten, als

---

<sup>1277</sup> Zitate werden entweder im Text mit der Seite belegt oder in den Anmerkungen mit dem Kurztitel *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, und der entsprechenden Seite. Die Vorrede ist unpaginiert. – Der Roman erscheint nicht im Messekatalog, doch lässt sich das im *Extract* angegebene Datum des 10. Mai 1682 als ein terminus post quem verstehen. Eine Fortsetzung des vorliegenden Werkes wird bereits für die „instehende Peter Paul Messe“, also bis zum 29. Juni, angekündigt. Diese Ankündigung ist vorsichtig zu behandeln, denn aus der Vorrede ist an dieser Stelle bereits eine Selbstparodie geworden, deren Daten lediglich selbstreferentiell zu sein scheinen, vgl. [a 8r].

<sup>1278</sup> Weitere Momente dieser Skizze werden nicht aufgegriffen, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,20ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 132f.].

<sup>1279</sup> Vgl. Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,26f. Riemers Behauptungen folgt auch Bracker: *Romane*. 1975, S. 162. – Als Argument für die Annahme, es handele sich beim Autor um einen Buchhändler, lassen sich auch die präzisen Angaben zu den Kosten der Buchherstellung, die an späterer Stelle gemacht

sie sich leisten könnten. Die Lektüre des *Ratten Fängers* soll sie dazu bewegen, ihr Verhalten zu ändern. *Lorindus* belegt dann sein Wissen um die stilistischen und thematischen Erfordernisse der gewählten Gattung, indem er das Darstellungsverfahren wie den Gegenstandsbereich als *politisch* qualifiziert [a 5v]. Insgesamt lässt sich erkennen, dass diese **Vorrede** nach vorliegenden Schemata verfertigt wurde. Dabei irritiert die widersprüchliche Haltung, die *Lorindus* einnimmt, indem er quasi in einem Atemzug gattungsspezifische Aussagen macht und wieder verwirft. Hierher gehören auch die vorgetragenen Überlegungen zu möglichen Widmungsempfängern, durch die der paratextuelle Rahmen persiflierende bis groteske Züge erhält. *Lorindus* lässt nicht nur erkennen, dass es sich beim *Ratten Fänger* um seinen ersten Versuch handelt, sich des populären Stils zu bedienen, sondern er bekennt offen, das Werk wegen Papiermangels abgebrochen zu haben. Der Autor stellt sich als Lohnschreiber mit anrühiger Kundschaft dar – und warnt zugleich davor, die vorliegenden „herrlichen Scripta“ als „Maculatur“ zu verkaufen. Die offensichtlichen Widersprüche lassen sich als Versuch verstehen, eine ironische Ebene zu etablieren. Die auktoriale Glaubwürdigkeit wird mit ihnen völlig diskreditiert, und es ist nur folgerichtig, dass die Empfehlung des eigenen Werkes mit dem Eingeständnis ihrer Irrelevanz schließt.

Anfangs wird der Leser auf „eine sehr bekante / und nachdenckliche Begebung / so im Jahr Christie Ein Tausend / dreihundert / und sechs und siebentzig / am 22. Julii soll geschehen seyn“ [a 2r], hingewiesen. Angesprochen ist der Rattenfänger von Hameln, der erst Ratten und Mäuse aus der Stadt geführt, dann aber mit seiner Pfeife auch 130 Kinder entführt habe. Der Zusammenhang mit der vorliegenden „Historia“ ist indes lose. Aus persönlichen und sachlichen Gründen unterlässt es der pseudonyme Autor, die als historische Anekdote präsentierte Sage zu kommentieren.

Von dieser Begebenheit weitläufftig zu discouriren / ist vorietzo mein Vorhaben nicht / massen ich solches Gelehrtern / als ich bin / hinterlasse / auch zu meinem Vorhaben nicht dienlich. Jedoch hat mir diese Historia Anlaß gegeben / gegenwärtigen Politischen Ratten= und Mäuse=Fänger durch die Feder vorzustellen. [a2v]

Das erinnert an das von Johann Beer und *E.I.C.P.N.* gewählte Verfahren, die Romanvorrede mit einer Anekdote aus der politischen Historie einzuleiten, die als kontrastreicher Kontext des gewählten Themas wirkt und dessen Relevanz zu erhöhen verspricht. Das gewählte Geschehen, dessen Wahrheitsgehalt bereits im

17. Jahrhundert umstritten war,<sup>1280</sup> scheint jedoch ungeeignet, dem Roman einen ernstzunehmenden Assoziationshintergrund zu verschaffen. So bleibt der „Anlaß“, den die Geschichte vom Rattenfänger aus Hameln doch darstellen soll, unspezifisch. Überdies bleibt die tatsächlich vorhandene thematische Verbindung zwischen der Sage und dem vorliegenden Roman, die von einem Rattenfänger ausgeübten Betrügereien, unerwähnt.

Im nächsten Abschnitt wird zunächst der inflationäre und unspezifische Gebrauch des Epithetons *politisch* beklagt („Es ist nunmehr die Welt gewohnt / und muß alles Politisch heissen / so wohl was anlangt das Leben / den Wandel und Christenthum / als auch die Kleidung“ [a 2v]), sodann die damit einhergehenden Sachverhalte. *Lorindus* belegt mit dem Begriff des Politischen grundsätzlich ein Spektrum von Verhaltensweisen, das unbekümmert um moralische und ökonomische Grundsätze einem aufwendigen Lebensstil dient. Als Beispiele werden genannt, dass ungeachtet seines höheren Preises eher ein *Politischer Tractat* als eine billige Bibelausgabe erworben werde, und zwar auch dann, wenn dadurch „die allernöthigsten ausgaben“ warten müssen.<sup>1281</sup> Der aufwendige „Estat / so die heutige lüstere [!] Welt gebraucht und führet“, wird bemängelt, insbesondere die aufwendige Kleidung armer und gering geachteter Frauen („Klunckermutz / und Küchenpüffel“) [a 3r], denen ihr ruinöser Lebenswandel vorgeworfen wird. Ungeachtet entstehender Kosten täten sie alles dafür, für „eine galante Frau“ gehalten zu werden: „Das heist Politisch leben“ [a 3v].

Die Adjektive *politisch* und *galant* erscheinen hier beinahe als Synonyme, doch ist der Begriff des Politischen stärker mit heimlichen und betrügerischen Praktiken konnotiert: Frauen und Mägde fingen „erst recht an die Politic zu spielen“ [a 3v], wenn das bare Geld verbraucht und das Zinngeschirr verpfändet werden müsste, um den aufwendigen Lebenswandel zu finanzieren. Gegenüber dem „Kannengiesser“, der „Trödel=Frau“ und der Magd, die alle ihr Geschäft mit

---

<sup>1280</sup> Zedlers Lexikon berichtet unter dem Stichwort *Hameln* von der zeitgenössischen Auseinandersetzung, ob es sich bei der lokalen Sage um „eine wahre Historie“ oder „eine erdichtete Fabel“ handelt, und führt als Belege einige zeitgenössische Studien an, darunter Martinus Schoockius, Johann Franz Buddaeus und Samuel Schurtzfleisch. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 12. Band. 1735, Sp. 366–368, hier 367.

<sup>1281</sup> „Ein Politischer Tractat ist manchen viel angenehmer / als ein Capitel aus der Biebel [!] / und könnte man auch gleich eine Bibel vor den allergeringsten Preiß erkauffen / so wil doch das Geld nicht reichen / weil es zu nöthiger Kost / und andern höhrem Ausgaben erfodert wird / es mag bleiben / biß überley Geld vorhanden; Aber solte gleich ein Politisch Tractätlein 8. biß 12. gr. kosten / so muß sich Geld darzu finden / und solten auch die allernöthigsten ausgaben unterdeß warten müssen.“ Vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 2v].

dem Geschirr machen wollen, erscheint eine verschwenderisch lebende und um ihren guten Ruf besorgte Hausherrin als leichtes Opfer. Sie sei insbesondere durch ihre gleichfalls geltungsbedürftige und eitle Magd erpressbar.<sup>1282</sup> Geflissentlich beteuert *Lorindus* dann, er tadele nicht alle „Weibs-Personen“, sondern nur „die also politisch leben“ [a 4v]; ihre Namen kenne er nicht. Leserinnen, die sich womöglich getroffen fühlen, werden gewarnt: Sie möchten ihre Empörung für sich behalten, sonst würden „sie so bekand werden / daß sie die Jungen auff der Gassen auspfeiffen möchten“.

Dieser Passus ist für die Wahrnehmung der Gattung interessant, denn er macht deutlich, dass Invektiven gegen Frauen als programmatisches Moment der Politischen Romane oder auch nur als konstitutiver Topos ihres performativen Rahmens erscheinen. In diesem Zusammenhang erscheint der misogynen Gestus als eingeführtes Merkmal, das es den Lesern ermöglicht, populäre Lesestoffe zu identifizieren. Diese zeichenhafte Funktion des Stereotyps wird hier in besonderer Weise deutlich, weil es für die hier vorgelegte Erzählung *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger* völlig überflüssig ist: In der Geschichte kommen keine weibliche Figuren vor.<sup>1283</sup> Indem er das Publikum ausschließlich mittels gewisser Signale zum Kauf eines Buches verführen will, das die damit geweckten Erwartungen keinesfalls erfüllt, verhält sich auch der Autor selbst wie ein Rattenfänger.

Der nächste Abschnitt dient nun dazu, die eben noch geschmähte Gattung des Politischen Romans zu rechtfertigen. Als *politisch* gelten hier sowohl poetologische wie thematische Merkmale der Gattung. So ein „Politisch Tractätlein“ sei eben genau auf den Geschmack von „dergleichen politischen Leuten / Manns= oder Weibs=Personen“ zugeschnitten, um sie – kurz gesagt: dort abzuholen, wo

---

<sup>1282</sup> Auch in dieser Passage achtet *Lorindus* sehr genau auf die den Beteiligten entstehenden Kosten und Gewinne: „Ist hernach das Geldgen verzehret / so fängt man erst recht an die Politic zu spielen / da muß die Magd das Zienn [!]/ Teller und Schüsseln zu einer alten Trödel=Frau tragen / welche es dem Kannengiesser zu verkauffen bringen muß; und die weiß alsdenn die allerbeste Politic zu spielen; die kömmt / bringt Antwort / und spricht / der Kannengiesser will vor das Pfund Zinn nicht mehr geben als 3. Groschen / er könnte es allezeit darumb bekommen; Der Kanngiesser und niemand soll wissen / wem das Zinn zustehet / das Geld muß da seyn / darumb bekömt die Trödelfrau zur Antwort: wenn er nicht mehr geben will / so soll sie es nur nehmen; hiermit ist von iedem Pfund der 4te Groschen Trödelfrau / und so sie das Geld der politischen Frau bringet / muß sie ihr noch von iedem Rthlr. 2. Gr. geben / ohne da sie ein paar Pfund zu wenig angesaget / und solches Geld zurücke behalten; Hernach setzt man sich auf das Kütschgen und fährt seiner Galanterey nach. Da darff denn die Frau nichts sagen / und solte sich auch der Saurüssel ihr gleich putzen und stutzen; Warumb / sie möchte sonst vom Dienste lauffen / denn sie bekömt schon Frauen / die ihr solches verstatten / und hernach möchte sie stattlich ausschwatzen.“ *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 3v].

<sup>1283</sup> Vgl. den Überblick über die Handlung im Teil C, Kapitel I. 3. f).

sie stehen. Da solche „Tractätlein“ die Leser vergnügen, „können alsdenn ihre Gemüther ohne alle Mühe und leichter gewonnen werden / als ob man mit Knütteln unter sie würffe“.<sup>1284</sup> Um den didaktischen Zweck zu verwirklichen, seien konzeptionelle Überlegungen und erzählerische Sorgfalt vonnöten. Mit diesem Anspruch paraphrasiert *Lorindus* die Vorgaben, die Christian Weise im *Bericht* gemacht hatte, ohne freilich dessen Namen zu nennen:

Darum muß man auch vornehmlich mit solchen Bücher schreiben behutsam handeln / sie lassen sich nicht in den Tag hinein schreiben / sonderlich was das Tadeln der Laster betrifft / da muß man sauberlich mit umbgehen / daß man nicht ohne Bedacht in die Laster hinein stürme / personalia und specialia tractire und anführe / sondern es muß auch politisch tractiret und gehandelt seyn.<sup>1285</sup>

Nach *Lorindus* wird das vorliegende Werk diesen Anforderungen der Verschlüsselung gerecht. Er kommt nun auf das Thema der Erzählung und ihren Wahrheitsgehalt zu sprechen: Der Roman schildere ein verbreitetes Phänomen, er handele „von nichts / als Politischen Lügen und Betrügen“ [a 5v]. Seine aktuelle Brisanz werde durch „die Historischen Beschreibungen / so im Wercklein selbst enthalten / und warhafftige Begebenheiten“ belegt. Aufgrund einer solchen Ankündigung sind anzügliche Anspielungen, wenn nicht Passagen, die historische Personen verleumden, zu erwarten.

Eine solche Erwartungshaltung wird durch die folgenden Überlegungen zu einer möglichen Dedikation des Werkes bestärkt, insbesondere zu ihren möglichen Empfängern. Eine Widmung wird schnell wieder verworfen: Sie lohne sich wahrscheinlich weder in ideeller noch in materieller Hinsicht,<sup>1286</sup> weil geeignete Adressaten schwer zu finden seien. Als mögliche Widmungsempfänger nennt *Lorindus* zwei seiner Figuren: den alten *Ramuro*, einen berühmten Rattenfänger zu *Loretto*, und den Verwalter von *Polderhausen*. Aus unterschiedlichen Gründen

<sup>1284</sup> Der didaktische Gehalt der Geschichten scheint jedoch ein Moment neben anderen zu sein: „[...] indem sie solches lesen / ist manchemal unvermercket etwas darinnen zu finden / dadurch sie sich selbst verfärbt / und schämen / weil sie die application müssen auf sich machen [...]“, *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 5r].

<sup>1285</sup> Die Hoffnung, dass unterhaltsame Bücher sorgfältiger produziert würden, ist ein wichtiges Motiv für Weises *Bericht*. 1680, vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 260,18 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 5]. Eine weitere Quelle bildet die spätere Stellungnahme Weises: „Denn wer ohne Bedacht in die Laster hinein stürmet / der ist ein voller nährlicher Mensch“, vgl. Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 314,17f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 113].

<sup>1286</sup> „Es hätte billig gegenwärtiges Tractätlein einem oder dem andern können oder sollen dediciret werden; Aber weil heut zu tage das dediciren so gemein / und nicht mehr groß aestimiret wird / auch der recompens meist auf ein 4. Groschenstück bestehet / dafür nehrlich der Buchbinder kan bezahlet werden / als habe ich willig solches unterlassen.“ *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 5v].

scheiden jedoch beide aus. Während *Ramuro* verschollen scheint, wird vom Verwalter des Schlosses Polderhausen berichtet, er sei geizig.<sup>1287</sup> Aus diesem Grund verzichtet *Lorindus* darauf, ihm sein Werk zu widmen; anderenfalls unterliege er als Autor einer Selbsttäuschung wie der Hund in der bekannten aesopischen Fabel:

Und also habe ich das dediciren lieber wollen unterwegen lassen / als mir eine grosse / und doch vergebliche Hoffnung machen / es dürffte mir sonst gehen / wie dem Hunde bey dem Aesopo, ich dürffte meine Exemplaria so liederlich hin schleudern / und kein TrinckGeld darvor bekommen / oder den Schatten von einem Rthl. das ist / ein 4. gr. stückgen / geniessen.<sup>1288</sup>

Die den Widmungsempfängern geltende Digression lenkt die Aufmerksamkeit auf außerliterarische Bezüge des vorgelegten Werkes. In ihrer Folge scheint der pseudonyme Autor seine bisher aufgestellten literarischen Ansprüche gänzlich ad absurdum führen zu wollen. Zunächst erklärt *Lorindus*, der gewählte Darstellungsmodus sei völlig ungewohnt für ihn. Popularität und Prestige dieser Schreibweise beruhten zwar darauf, aggressive, anzügliche und anspielungsreiche Passagen in das Werk integrieren zu können,<sup>1289</sup> er selbst wolle sich aber „aller anzüglichen Reden / und bekanten Historien“ enthalten. Seine Leser möchte er sich nicht zu Feinden machen, weil er fürchte, sie möchten ihm „den Fiedel-

<sup>1287</sup> Der pseudonyme Autor gibt hier den Bericht eines Studenten wieder, der dem Verwalter anlässlich seines Geburtstages auf eigene Kosten einige Verse drucken ließ – und auf eine Belohnung hoffte. Die detaillierte Schilderung des Druckes und die genauen Kostenangaben scheinen auf Branchenkenntnisse zurückzugehen, während die unkommentierte Berufung des Autors auf einen wohl aus wirtschaftlichen Gründen Gelegenheitslyrik verfassenden Studenten die dann folgende Selbstdemontage einleitet: „Hernach besonne ich mich auf den Herrn Verwalter auf dem Schlosse Polderhausen [als möglichen Widmungsempfänger, AW] / aber ich erfuhr von einem Studioso, daß er ein karger und fültziger Mann / er hätte ihm an seinem Geburths=Tage einmahl einen Bogen Verse gemachet / dieselben auf Türckisch Pappier leimen / und auf dem Schnitt übergülden lassen / das wäre ihm mit dem Druckerlohn auf 2. Rtl. kommen; als ers nun dem Hn. Verwalter übergeben / und auf einen grossen recompens gehoffet / hätte er ihm ein 4. groschenstück gegeben / aber er habe es dem Verwalter wieder auf den Tisch geleet / und gesaget: Der Herr muß nicht meynen / daß ich ein Bettler bin / kostet michs doch bey dem Buchbinder mehr / wo kömmt das Druckerlohn her? Ihr Geitzwanst / seyds nicht werth / daß man euch so hoch aestimiret. Ho / ho / dachte ich / so lasse ichs lieber bleiben / so weiß ich gewiß / daß ich keinen Profit davon habe. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 6r].

<sup>1288</sup> *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 6v]. – Hier ist die auch bei Aesop überlieferte Fabel *Der Hund* [auch: die Hündin] und *der Schatten* angesprochen. Die gleiche Fabel zieht Weise im *Bericht* heran, um zu illustrieren, wie menschliche Torheiten durch Fabeln oder Sprichwörter getadelt werden können, ohne den Lesern, insbesondere mächtigen Herren zu nahe zu treten. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 310,15ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 105]. Vgl. die auf der *Collectio Augustana* beruhende Übersetzung von Nickel, Aesop: *Fabeln*. 2004, S. 78 [Nr. 133].

<sup>1289</sup> „Lasse sich also der geneigte Leser gefallen / diejenige Arth zu schreiben / der ich niemahls sonst gewohnt gewesen; Aber weil iederman also schreibt / und auch von iederman vor eine grosse Kunst gehalten wird / so man in dergleichen Arthen zu schreiben nur tapffer die Leute angreifen kan / und darff sie doch nicht nennen / habe ich viel lieber wollen aller anzüglichen Reden / und bekanten

bogen aus der Hand reissen / und umb den Kopff schlagen“ [a 7v]. Hier kokettiert der pseudonyme Autor mit seiner mangelnden literarischen Kompetenz, die er als Vorsprung an Aufrichtigkeit, also als moralischen Vorteil verstanden wissen will. Eine mögliche Auseinandersetzung mit gereizten Lesern veranschaulicht er derart drastisch und reduziert sie auf die Gewaltbereitschaft des Publikums, dass die Schwelle zwischen literarisch und handgreiflich ausgetragenen Streit – wie schon bei der Diskussion um den Beer’schen Roman *Der Politische Feuernäuer-Keb- rer* – in diesem Milieu äußerst niedrig erscheint. Das betrifft zwar zunächst die angesprochene Zielgruppe, färbt aber auch auf den Autor und die gewählte Gat- tung ab.

Indes stellt *Lorindus* sein vorliegendes *Tractätlein* gerade hinsichtlich des Gattungs- zusammenhangs unter einen generellen Vorbehalt und führt dafür inhaltliche Gründe an: Er glaubt, das gewählte Thema nicht angemessen behandelt zu ha- ben. Der Text habe sein Ziel verfehlt, da es sich lediglich um Präliminarien zum Thema ‚Lug und Betrug‘ handle.<sup>1290</sup> Das „gantze Haupt=Werck“ habe er „dieses mahl“ wegen Papiermangel nicht vollenden können. Jedweder literarische oder didaktische Anspruch wird auf diese Weise völlig kontingenten Umständen un- tergeordnet und diskreditiert; auch in dieser Hinsicht wird der Text zum unsiche- ren und ungeschützten Terrain.

*Lorindus* gibt sich nun als lohnabhängiger Schreiber zu erkennen und unterminiert damit seine auktoriale Autorität. Einige kleine Aufträge von eher anrühigen Kunden scheinen ihm wichtiger zu sein, als das vorliegende Buch zu vollenden: Die letzten drei Papierbögen, so *Lorindus*, habe er für „Gevatter=Briefe“ reservie- ren müssen. Für diese Schreiben anlässlich einer Geburt in der Familie eines Sauschneiders habe er „eine kluge und sinnreiche invention“ gemacht.<sup>1291</sup> Solche Bemerkungen verspotten ein Publikum, das hinter den Politischen Romanen ge-lehrte Autoren vermutet. Auch gehört es zu den geläufigen Postulaten zeitgenös- sischer Briefsteller, für die *inventio* die Gelehrtheit der Verfasser vorauszuset-

---

Historien müssig gehen [...]“; vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 7r].

<sup>1290</sup> „Ich muß zwar selbst bekennen / daß gegenwärtiges Tractätlein / so ich den Politischen Ratten= und Mäuse=Fänger genennet / annoch etwas unvollkommen / allermaßen der Scopus noch zur zeit nicht recht getroffen / sondern nur die praelimaria des Lugs und Betrugs / darauff das gantze Haupt=Werck beruhet / darinnen enthalten.“ *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 7v].

<sup>1291</sup> Neben dem Kindsvater, der als Schweinschneider (*Castrator porcorum*) rechtlich zu den „so genannten anrühigen oder nicht allzuehrlichen Personen“ (Zedler) gerechnet wird, werden als Taufpaten „eine Hechel= und Mausefallen=machers Frau / [und] ein Häscher und Schinderknecht“ genannt, *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, [a 8r].

zen;<sup>1292</sup> vor diesem Hintergrund handelt es sich hier um eine Karikatur dieses Autorenhabitus. Wenn der pseudonyme Autor sich angesichts seiner Auftragswerke für geringste Gelegenheiten selbstgefällig über das eigene Konzept äußert und später gar von seinen „herrlichen scripta“ [a 8v] spricht, kontrastiert das nicht nur deutlich mit dem vorangegangenen Eingeständnis, beim Roman *Der Politische Ratten Fänger* an den eigenen Ansprüchen gescheitert zu sein, sondern kollidiert auch mit allen Regeln des *aptum*.

Im Folgenden wird der groteske Kontrast zwischen der literarischen Selbstüberschätzung und den vermeintlich realen Lebensbedingungen dieses Autors entfaltet: *Lorindus* kündigt die übrigen Teile des „Werckleins“ für die *Peter Paul Messe*<sup>1293</sup> an, sofern *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger* von den Lesern gut aufgenommen werde. Mit anderthalb Monaten scheint der Zeitraum zwischen den Veröffentlichungen derart knapp bemessen, dass diese Ankündigungen nicht ernst zu nehmen sind. *Lorindus* verkehrt die topische Bitte um eine günstige Aufnahme des vorgelegten Werkes in eine prophylaktische, so absurd wie empört wirkende Drohung: Sollte er entdecken, dass die Bogen seines Werkes von „Tobackshändlern / oder Stercken Weibern“ als Makulatur gehandelt würden,<sup>1294</sup> droht *Lorindus* mit einem Prozess [a 8v]. Sodann erläutert er in einer weiteren ironischen Abschweifung, inwiefern er gewohnt sei, seine „Sachen hoch zuhalten“ – und zwar im dreifachen Sinn von ‚hoch hängen‘, ‚sorgfältig behandeln‘ und ‚stolz darauf sein‘:

Ich bin gewohnt / meine Sachen hoch zuhalten; wenn ich Sontags ein weiß  
Hembde anziehe / so werffe ich das schwartze nicht unter die Banck / sondern  
ich henge es allezeit in der Kammer auf den in der höhe quer überaufgezogenen

---

<sup>1292</sup> Zum Kontext vgl. die Ausführungen von Neuber: *Ich habe mich fast in keiner Sache*. 1998, S. 423.

<sup>1293</sup> Der Peter Paulstag ist der 29. Juni; das Petri und Pauli Fest wurde in der evangelischen Kirche zu Ehren der beiden von Kaiser Nero getöteten Apostel gefeiert. An diesem Tag begann die achttägige Naumburger Messe, auf der nach Auskunft des Zedler'schen Lexikons vor allem Schlesische Leinenstoffe gehandelt wurden. Als Umschlagplatz für von der Zensur verfolgte Literatur, hier das Werk *Der franzmännische Politicus*, wird die Naumburger Messe indes bereits 1677 in den Akten der Leipziger Bücherkommission erwähnt. Nimmt man nun das Datum, mit dem der *Extract* versehen ist, als glaubwürdigen Terminus post quem, so bleiben etwa anderthalb Monate für das Schreiben der übrigen Teile. Zedler: *Universal-Lexikon*. 23. Band. 1740, Sp. 1308f. – Vgl. die Akte zum *Franzmännischen Politicus*: SL TIT XLVI 153, Bl. 24.

<sup>1294</sup> Tabakshändler verkauften auch Papier für Fidibusse. Bei „Stercke-Weibern“ handelt es sich um Frauen, die Stärke, also Leim oder Kleister, für die Tuch- und Zeugmacher herstellten und dazu auch aus Lumpen hergestelltes Papier wieder einweichten. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 39. Band. 1744, Sp. 846.

Strick / damit es nicht zum Schuh=hader genommen wird. Wolte also auch nicht gerne / daß meine herrlichen Scripta so liederlich solten gebraucht werden.<sup>1295</sup>

Die Wertlosigkeit des Hemdes wie der Schriften kontrastiert deutlich mit der Wertschätzung, die ihnen seitens ihres Besitzers entgegengebracht wird. So sorgfältig wie er mit seinem dreckigen und verschlissenen Hemd umgeht, das andere für einen Schuhputzlappen halten, so sorgfältig sollen die Leser seine Schriften behandeln. Das unerwähnt bleibende Element dieses lächerlichen Syllogismus besteht nun in dem geringen literarischen Wert des vorzulegenden Buches. Angesichts der fortschreitenden Selbstdemontage als Autor ist es nur folgerichtig, dass *Lorindus* die Vorrede mit der Vermutung schließt, für sein potentiell Publikum seien seine Empfehlungen wohl irrelevant: „Ich hätte und könnte wohl mehr schreiben / auch das Wercklein recommendiren / aber meine recommendation möchte nicht viel gelten / drum will ich hiermit schliessen / und dem geneigten Leser mich aufs beste befehlen“ [a 9r].

Auf die Vorrede folgt ein fünfseitiger *Extract. Aus einem Schreiben / so de dato den 10. Maj. dieses lauffenden 1682sten Jahre von Upsall in Westphalen nach Burkardi in Spanien ist geschicket worden* [a 9v]. Hier wird zunächst zeitgenössische Zeitungsberichterstattung, insbesondere die von Kaufleuten verfassten Nachrichtenbriefe, parodiert. Als „private faktenbezogene Ereignisberichterstattung“<sup>1296</sup> gibt der *Extract* eher Klatsch als Informationen weiter. Die fiktiven Ortsangaben bilden erste Signale für die fehlende Glaubwürdigkeit des vorliegenden Berichtes.<sup>1297</sup> In dem Schreiben informieren ungenannte Händler über die vergangene Messe: Sie äußern sich zufrieden über das gemachte Geschäft, charakterisieren kurz das Messenpublikum, um dann – mangels anderer Neuigkeiten – von einem komischen Vorfall („ein lächerlicher Possen“) zu berichten.<sup>1298</sup> Es handelt sich um den merkwürdigen Fund eines Reisenden: Er hatte einige unbemerkt von einem Fuhrwagen herabgefallene Schachteln gefunden und geöffnet. Sie stammen von

<sup>1295</sup> *Lorindus. Ratten Fänger*. 1682, [a 8v].

<sup>1296</sup> Der Terminus stammt von Straßner, der damit die früheste Form der Berichterstattung charakterisiert. Vgl. Straßner: *Historische Entwicklungstendenzen*. 1999, S. 913.

<sup>1297</sup> *Upsall* könnte Uppsala meinen, das bekanntlich in Schweden liegt und bis ins 17. Jahrhundert als Residenz der schwedischen Könige gedient hat. *Burkardi* liegt wohl auch nicht wirklich in Spanien; ein Ort namens Burkartshain findet sich östlich der Leipziger Bucht, zwischen Wurzen und Grimma.

<sup>1298</sup> „Wir haben diese Messe ziemlichen Marckt gehalten / und hat sich sonderlich nichts neues begeben. Es haben viel vornehme von Adel unsere Messe besucht / so sind auch viel hohe Kriegs=Officierer hier gewesen. Sonst hat sich ein lächerlicher Possen zugetragen [...]“, *Lorindus. Ratten Fänger*. 1682, [a 9v].

einem „Schachtelmann“ – also jemandem, der hölzerne Schachteln anfertigt und mit ihnen handelt – aber auf erwähnter Messe nichts verkaufen konnte und seine Ware wieder mitnehmen musste:

[...] als er [der Reisende, AW] nun einen grossen Schatz in denenselben zu finden vermeynet / Er sie geöffnet / unnd possirliche Sachen darinnen angetroffen haben; Der Reisende soll sehr darüber erschrocken seyn / daß er nicht gewust / was er mit denen Schachteln thun sol / solche auf öffentl. Strassen liegen zu lassen / hat er nicht vor rathsam gehalten / und mit sich zu nehmen / hat er sich einer daraus folgenden gefahr besorget; drum soll er in das nechstgelegene Dorff gelaufen seyn / und solches in denen Gerichten angemeldet haben. [a 10r]

Die Andeutungen suggerieren, es handele sich um einen anstößigen, möglicherweise obszönen Inhalt: der Schreck des erwartungsvollen Mannes angesichts von Scherzartikeln, seine Scheu, die Schachteln einfach auf öffentlicher Straße liegen zu lassen, zugleich die Furcht – worum sonst als um seinen guten Ruf? –, wenn er sie an sich nähme.<sup>1299</sup> Die lokalen Richter und Schöpffen sehen sich die Schachteln an, sie lassen sie einladen und ins Gericht führen. Was in den Schachteln ist, wird nicht bekanntgegeben. Einer der Schöpffen soll aber

solches [...] auf der Bierbanck ausgeklatschet [haben, AW] welches ein Studiosus zugleich mit angehoret / auch alles fleissig in sein Schreib=Täfelein soll auffgeschrieben haben / mit Versprechen / daß er auf nechstkommende Messe den **Politischen Schachtelmann** wieder zurücke auf die Messe schicken wolle [a 11v].

Dieser der Erzählung vorangestellte *Extract* schildert also, wie aus einer schlecht verkäuflichen Ware ein geheimnisvoller Gegenstand und zuletzt ein politischer Titel wird, ohne dabei das zentrale Faktum, den Inhalt der Schachtel, preiszugeben. Die Textsorte *Extract* lässt eine faktenorientierte Darstellung erwarten, um dann Tratsch und Gerüchte zu bieten. Die Strategie, gattungsspezifische Erwartungen hervorzurufen, um ihnen dann gerade nicht zu entsprechen, kennzeichnet *Lorindus* provokative Haltung.

Darin unterscheiden sich seine Paratexte vom apologetischen Charakter der bisher analysierten Vorreden; aufgrund dieser bemerkenswerten Differenz kann der *Extract* auch als Parodie auf den Entstehungsprozess Politischer Romane verstanden werden. Die auf offener Straße herumliegenden Schachteln bilden als triviale Gegenstände<sup>1300</sup> ein poetologisches Kontrastmodell zur Pillenmetapher;

<sup>1299</sup> Ein Kästchen mit kopulierenden Figuren wird in dem Roman *Die kluge Trüdel-Frau* erwähnt, vgl. E.I.C.P.N.: *Trüdel-Frau*. 1682, S. 44f.

<sup>1300</sup> Die lateinischen Termini *trivium* und *trivialis*, auf das der neuhochdeutsche Begriff ‚trivial‘ zurückgeht,

sie sind gewissermaßen die Black Box des Politischen Romans: Wie die Schachteln, so lassen sich die Politischen Romane und ihre spezifische Aufmachung als hohle Form betrachten, mit der große Erwartungen verknüpft werden, deren Inhalt und Bedeutung indes nur wenigen Leuten bekannt zu sein scheinen, die allerdings großes Aufheben darum machen. Auch die anderen geschilderten Momente des Geschehens lassen sich in polemischer Weise auf die Produktion Politischer Romane beziehen: Darin werden nutzlose Nachrichten oder wertlose Dinge, die eigentlich niemanden interessieren (wie die verlorenen Schachteln des glücklosen Schachtelmannes), von Studenten aufgebauscht oder gar skandalisiert und im Druck veröffentlicht.

**m) *Veritanus Germanicus: Die Politische Mause-Falle* (1683)**

Der pseudonyme Autor *Veritanus Germanicus* bezieht seinen Roman *Die Politische Mause-Falle*<sup>1301</sup> aus dem Jahr 1683 bereits im Titel auf das im vorangegangenen Jahr erschienene Buch *Der Politische Ratten- und Mäusefänger*.<sup>1302</sup> In beiden Fällen soll es sich um ein Erstlingswerk handeln.<sup>1303</sup> Die *Mause-Falle* enthält eine spöttische Widmung, eine ernstzunehmende Vorrede und ein freches Nachwort.

Der Autor des vorliegenden Romans spricht den *Bericht* Christian Weises ausdrücklich als Gattungspoetik an, ohne sich auf dessen Vorgaben einzulassen. Er demonstriert ein ausgeprägtes Gattungsbewusstsein, spricht stilistische und moralische Fragen der Darstellung an und weicht bewusst vom etablierten Handlungsschema ab, wenn er den Roman als fiktive Biographie zweier junger Männer anlegt.<sup>1304</sup> Insgesamt vermitteln die Paratexte des vorliegenden Titels die Vorstellung eines ambitionierten jungen Autors, der das skandalöse Image der Gattung

---

meint auf drei Wegen, an Wegkreuzungen, auf öffentlicher Straße liegend, von daher gewöhnlich.

<sup>1301</sup> Wird in den Anmerkungen zitiert als: *Germanicus: Mause-Falle*. 1683. Das Werk ist unpaginiert, Zitate werden im fortlaufenden Text mit der Blattzählung angegeben.

<sup>1302</sup> In diesem Sinn formuliert der Untertitel, die *Politische Mause-Falle* sei *an den Neulich-heraus gegebenen Politischen Ratt- und Mausfänger bestermassen recommendiret*. Kremer hat in seiner Studie *Die Satire bei Johann Beer* für beide Titel Beer als Verfasser vermutet, vgl. Kremer: *Satire*. 1964, S. 160. Dieser Auffassung widerspricht bereits Bracker: *Romane*. 1975, S. 162f.

<sup>1303</sup> Der vorliegende Roman wird im Nachwort als „Erstling“ bezeichnet, vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [K v r].

<sup>1304</sup> Weber nimmt die Vorrede dieses Romans in seine Sammlung romantheoretischer Texte auf und verallgemeinert dessen Handlungsverlauf zu einem gattungstypischen Schema, in dem er wiederum Elemente der Robinsonaden erkennt, um zu schließen: „Politischer Roman und Robinsonade haben stofflich viel gemeinsam“. Es handelt sich bei der *Mause-Falle* jedoch gerade um eine Geschichte, die von dem von anderen Gattungsexemplaren genutzten Handlungsschema abweicht: Webers Schlussfolgerung

nutzt, um mit provokativer Geste einen ersten Roman zu lancieren – bei dessen Durchführung er dann die Lust verloren hat.

Die spöttische **Widmung** gilt dem Rattenfänger *Ranimurus* – und damit einem Betrüger, „dessen Affection [der Autor] noch ferner zu meritiren“ wünscht )(iv v]. Dieser Rattenfänger habe kein Glück „mit seinen Ratten=Pulver“ gehabt und „den gnädigen Staubbesen zum Lohn darvon getragen“: Das spielt auf die Titelfigur des Romans *Der Politische Ratten- und Mäusefänger* (die freilich *Ramurus* heißt) an, die wegen ihres betrügerischen Verhaltens schließlich öffentlich gestäubt wird.<sup>1305</sup> Dem Rattenfänger *Ranimurus* wirft *Germanicus* vor, bei seinen Betrügereien nicht sorgfältig genug vorgegangen zu sein: „Jemehr ich nun betrachte / wie öffentlich / wie unvorsichtig er mit seiner Kunst in diesen Stück umgegangen / daß michs nicht wundert / wenn die Leute hinter seinen Betrug gelanget sind“ )(iii r]. Durch diese Lektüre sei er angeregt worden,

aus den bißhero an die Hand=gegebenen Materien eine politische Mäusefalle fertig zu machen / [...] damit er [d.i. Ranimurus, AW] klärliche Proben sehe / wie immer noch ein Schalck über den andern sey / und er nicht darvor halte / er sey es alleine / der durch sein politisches Ratten Pulver das Geld aus dem Beutel gelocket habe )(iv r].

Hier werden die Prinzipien von *imitatio* und *aemulatio* als Wettstreit um die beeindruckendste Schilderung betrügerischen Verhaltens pervertiert. Mit dem *Ratten Pulver* sind zunächst die Betrügereien, von denen im Roman *Der Politische Ratten Fänger* erzählt wird, angesprochen. *Germanicus* verspricht, mit dem vorliegenden Werk zu zeigen, dass es „noch mehr Leute [gebe] / die eben diese Kunst wiewohl vorsichtiger und besser practiciren / ob sie gleich keine Privilegia auffweisen können / wie viel mahl sie ein kräftiges Probatum est über ihren Werckzeug schreiben dürffen“ )(v]. Das lässt sich auf den Inhalt des vorliegenden Romans beziehen, in dessen Episoden von zahlreichen Täuschungen erzählt wird. Der Passus kann aber auch metareflexiv verstanden werden, insofern „die Kunst“ auf die angemäße Autorschaft ungelehrter Männer hinweist, deren Bücher als Betrug am Leser zu verstehen sind. Auch auf dieser Ebene erscheint die Widmung an den *Ratten Fänger* sinnvoll, insofern sich der pseudonyme Autor dieses Romans als ärmlicher Lohnschreiber stilisiert hat. Insgesamt entsteht der Eindruck, die Widmung solle die Aufmerksamkeit auf Autor und Werk lenken, indem sie genau den

---

führt dementsprechend in die Irre. Vgl. Weber: *Texte*. 1974, S. 573.

<sup>1305</sup> Zu dem Roman Teil C: Kap. I.3.f).

argwöhnischen Verdacht heraufbeschwört, den dann die **Vorrede** in provozierender Weise denunziert:

Diese richtet sich nämlich an den „gunstgewogenen Leser“ und beginnt mit einer durch Caspar Ens überlieferten historischen Anekdote: In seiner Narrensatire *Morosophia*<sup>1306</sup> berichtet dieser von Agesilaus, dem König der Spartaner, der viele verschiedene Mausefallen gebaut habe, um sich die Zeit zu verkürzen.<sup>1307</sup> Für *Veritanus Germanicus* bestehen hinsichtlich der Schreibumstände, hinsichtlich der Funktion des Schreibens für ihn selbst und hinsichtlich des Unterhaltungsanspruchs des vorgelegten Textes Analogien zu dieser Anekdote: Wie diese von königlicher Hand hergestellten Mausefallen sei auch das vorliegende Werk in müßigen Stunden entstanden, dem Autor habe diese Beschäftigung „zum Exercitio“ gedient und schließlich solle der Leser damit unterhalten werden.

Im Anschluss wird der vorliegende Text als Gattungsexemplar bestimmt: Wenn schon das Basteln von Mausefallen eine Freizeitbeschäftigung für Könige bilden könne, so wohl erst recht das Schreiben eines solchen „Tractätgen[s]“ für den Autor.<sup>1308</sup> Auch handele es sich dabei nicht um ein völlig anspruchloses Werk, das

[...] ein geringer Bauerknecht nach schnitzeln [oder, AW] [...] ein liederlicher Hechel=Jubilirer umb schlechten Preiß verkaufen kann, sondern es ist ein solches Tractätgen / worinnen gewiesen wird / wie heute zu tage List und Betrug dahin kommen / daß es scheinet als were das siebende und folgende Gebohnte gar aus den meisten Catechismie religiret / und sey keine Sünde / heimlicher Weise seinen Nechsten zu hintergehen und umb das seinige zu bringen. ]( vi]

<sup>1306</sup> Vgl. Caspar Ens: *Morosophia*. 1620. Nach Kühlmann handelt es sich um eine Übersetzung von Antonio Maria Speltas (1559–1632) Werk: *La saggia pazzia*. 1607. Anders als Kühlmann vermerkt, ist die lateinische Übersetzung bereits 1620 erschienen. Hausmann führt eine deutsche Übertragung durch Georg Friedrich Messerschmidt von 1615 an. Vgl. Hausmann: *Bibliographie*. 1992. Band I/2, [1091]. – Das Werk Speltas bietet einen „Einblick in das politische Interesse, das der Gelehrtenkritik zugrundeliegt“; in der Nachfolge von Erasmus’ *Laus Stultitiae* werde dabei ironisch argumentiert. Spelta thematisiere den Schaden, den der Staat von falscher Gelehrsamkeit nehmen könne. Vgl. Kühlmann: *Gelehrtenrepublik*. 1982, S. 350. – Zu Caspar Ens vgl. Kühlmann, ebd., S. 237; sowie Trappen: *Grimmelshausen*. 1994, S. 233.

<sup>1307</sup> „[...] bey müßigen Stunden seine Ergetzlichkeit darinne gesucht ... allerhand Arthen von Mäusefallen zuwege [zu] bringen und verfertigen [zu] können“. Der pseudonyme Autor bezieht sich hier auf die Vorrede der *Morosophia*, in der nachgewiesen werde, dass die Torheit auch unter höchsten Herrschern anzutreffen sei: „Agesilaum temporis fallendi causa muscipulis faciundis se oblectasse ferut. Possem alios quamplurimos magni nominis viros, immò Imperatores, Reges ac Principes commemorare, qui singuli partimè mechanicis, partim etiam ridiculis studiis voluptatem sibi quaesierunt [...]“, Ens: *Morosophia*. 1620, S. 7.

<sup>1308</sup> „Ob nun solche Lust einen hohen Potentaten anständig [sic] gewesen sey oder nicht / überlasse ich vornehmen judiciis? Ich sage nur dieses: Gegenwärtige politische Mäusefalle ist gleichfals bey müßigen Stunden dem Autori zum Exercitio, und dem geneigten Leser zur Ergetzlichkeit ausgefertigt worden.“

Die geringschätzigen Bemerkungen gegenüber ungebildeten Autoren und einem kolportageähnlichen Vertrieb sollen den Politischen Roman als voraussetzungsreichen und anspruchsvollen Text ankündigen, in dem niemand verspottet wird und der seinen guten Preis hat.

Das angekündigte Thema (List und Betrug) ist nahezu identisch mit dem des Romans *Der Politische Ratten Fänger* (Lügen und Betrügen) – und mithin ein mögliches Motiv für die Widmung. Wie noch zu zeigen ist, stimmen beide Romane auch in der dezidierten Orientierung an der gesellschaftlichen Wirklichkeit überein. Anders als *Lorindus*, der pseudonyme Autor des Romans *Der Politische Ratten Fänger*, stellt *Veritanus Germanicus* seine Gesellschaftskritik indes weniger in einen ökonomischen als einen christlichen Kontext und spricht die biblischen Gebote als gesellschaftliche Normen an. Wie für Satiren üblich, wird das Thema mit einem brisanten gesellschaftlichen Missstand, genauer: mit fehlendem Unrechts- bzw. Sendungsbewusstsein ihrer Mitglieder begründet. Der gesellschaftskritische Impetus wird durch den Anspruch auf historische Wahrheit bekräftigt.

Der pseudonyme Autor behauptet, sein Buch *Die Politische Mause-Falle* enthalte keine erfundenen Episoden; vielmehr habe er die Fakten lediglich neu arrangiert und ausgestaltet: „[...] die Sprosseln und andere pertinentien zu dieser Mäusefalle / das ist / die Historien habe ich nicht gemacht / sie sind durch unterschiedliche wahre Casus freywillig überliefferd worden / daß ich also nur die Zusammenfügung und Ausstaffierung habe darzuthun dürffen“. Der Politische Roman erhält hier eine ähnliche Funktion wie zeitgenössische Klatschrelationen, die den Alltag dramatisierten: Hier wie dort wird das Gewöhnliche mit dem Gestus des geoffenbarten Geheimnisses erzählt und erhält durch den öffentlichen Druck skandalträchtige Dimensionen.<sup>1309</sup> Das satirische Spiel mit der Realität wird hier allerdings besonders brisant, weil die Romane auf das politisch verfasste Gemeinwesen und dessen Wohl bezogen werden. Die Lasterkritik dient weniger dazu, eine gottgewollte Ständeordnung aufrechtzuerhalten, als den Untertanen ihren Platz in der politischen Ordnung zuzuweisen.

Diese spezifische Mischung von Fakten und Fiktion wird von einer ebenso topischen wie lakonisch formulierten Entschuldigung gegenüber möglicherweise durch Indiskretionen betroffenen Lesern begleitet: *Veritanus Germanicus* hofft, als Autor entschuldigt zu sein, „wenn mancher“ bei der Lektüre seinen „Schaden“,

seine „Thorheit“ oder gar sein „Bubenstück“ erkenne. Die prophylaktische Verteidigung schärft die Aufmerksamkeit der Leser für mögliche Anspielungen. Auch hier liegt das in vielen Vorreden verwandte Verfahren des performativen Selbstwiderspruchs vor, indem auftretende Regelbrüche marginalisiert oder dementiert, gleichzeitig aber auch in kalkulierter Weise Regeln gebrochen werden.

Eine grundsätzlichere Rechtfertigung dieser „Arth zu schreiben“ hält der pseudonyme Autor für unnötig. Er beruft sich selbstbewusst auf die in den Vorreden vorangegangener Politischer Romane vorgetragenen Argumente, außerdem auf Christian Weise und die von ihm entwickelten Grundsätze der Gattung:

Nun sollte ich auch nohtwendig dahin bedacht seyn / wie dieses Buch eine gute defension erhalten möchte / woferne etwa ein alter Cato seine Grillenfängrische Stirn zusammen runtzeln / und die dünne Nase darüber rümpffen würde. Denn es fragt sich / ob diese Arth zu schreiben vergönnet sey? So antworte ich mit heller Stümme [!]: Ja / wenn man in seinen terminis verbleibet. Und wenn ich nicht wüste / daß ich bißhero in allen dergleichen Scriptis die meisten Vorreden mit starcken Rationibus weren angefüllet gewesen / absonderlich aber der weise Weise in den Berichte von den politischen Näscher solches raisonabel defendiret, und zugleich eine gründliche Anweisung mit beygefüget hätte / so sollte es auch keines weges daran ermangeln.)(vii]

Mittels einer Schmähung der Kritiker wird das Werk ex negativo als Gattungsexemplar bestimmt: Einwände gegen das eigene Werk werden als Einwände gegen die gewählte Gattung behandelt, die nur von so sittenstrengen wie weltfernen Vertretern einer älteren Generation stammen können. Die Verteidigung des selbstbewussten *Veritanus Germanicus* beschränkt sich auf eine knappe Anerkennung der Grenzen literarischer Darstellungsfreiheit. Ansonsten vertritt der pauschale Rekurs auf die gelehrte Autorität Christian Weise, auf dessen *Bericht* als normative Gattungspoetik sowie diverse Gattungsexemplare eine eigene inhaltliche Auseinandersetzung. Der ebenso pauschale wie erkennbar in gattungsgenerierender Absicht gemachte Hinweis darauf, dass „in allen dergleichen Scriptis die meisten Vorreden mit starcken Rationibus“ versehen worden seien, ignoriert die öffentlichen Debatten um die umstrittenen Politischen Romane wie auch die Differenzen, Widersprüche und Verfälschungen der Intentionen und Konzeptionen Weises, um dessen Prestige ungeschmälert auf die Gattung wie den nun vorgelegten Text übertragen zu können.

---

<sup>1309</sup> Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 398.

Von einem Bewusstsein für gattungsspezifische Merkmale des Politischen Romans spricht eine die Vorrede beschließende Bemerkung zur vom Schema abweichenden narrativen Struktur des vorliegenden Romans. Offenbar galt es als gattungsprägende Darstellungskonvention, die Handlung in ein allegorisches oder deduktives Verhältnis zum programmatischen Titel zu stellen, insofern sich ihre Protagonisten auf eine Reise begeben, um nach Menschen zu suchen, die gewissermaßen zum Titel passen:

Es ist sonst in dergleichen Scriptis gebräuchlich / eine lustige Reise Compagnie vorzustellen / welche aus gewissen Ursachen solche Leute zu suchen pfliget / die man mit guten Rechte unter die Classe bringen könnte / damit das Buch in den Titel bezeichnet ist. Allein es hat mir aus sonderlichen motiven diese Arth vor andern beliebt / die ohne Zweiffel dem günstigen Leser keines weges mißfallen wird.  
 )( xi]

Bemerkenswert ist, dass der allegorische Reisebericht als ein Erzählschema angesprochen wird, das von vorangegangenen Gattungsexemplaren etabliert wurde. Tatsächlich wurde das Schema von Christian Weise mit dem Roman *Die Drey Ertz-Narren* eingeführt,<sup>1310</sup> jedoch hat er den Politischen Romanen im *Bericht* kein Handlungsschema vorgegeben. Offenbar um das „curiöse Interesse“ seiner Leser anzusprechen, bezieht sich *Veritanus Germanicus* in seiner Vorrede auf ein gattungstypisches Schema, um die damit verbundenen Assoziationen auf seine abweichende Form der Erzählung, eine „Lebens=Beschreibung“,<sup>1311</sup> zu übertragen.

Sein Nachwort wird indes zeigen, dass die erzählerische Energie dieses jungen Autors nicht den durch solch selbstbewusste Regelverstöße geweckten Erwartungen auf einen eigenen Entwurf entspricht.<sup>1312</sup> Hinsichtlich der Gattungsdiskurse lässt sich konstatieren, dass sich die Traditionsbildung des Politischen Romans offenbar soweit konsolidiert hat, dass *Veritanus Germanicus* sein Publikum ausdrücklich auf Abweichungen und individuelle Merkmale des Textes hinweisen kann, ohne dessen Zugehörigkeit zur Gattung zu gefährden. Auch die folgende Bemerkung zu den Prinzipien, denen die Darstellung des Geschehens in der Erzählung folgt, gehorcht dem Gesetz der Provokation:

<sup>1310</sup> Es wird von Grimminger in historisch dekontextualisierender Weise als wichtiges Klassifikationsmerkmal statuiert: „[...] die Reise [charakterisiert] den politischen Roman nur dann, wenn sie die „Lectiones“ der Klugheit allegorisch verkörpert.“ Grimminger: *Geschichte* 1980, S. 652f.

<sup>1311</sup> So das Nachwort, dazu siehe unten. – Vgl. Brackers Bemerkung, implizit werde hier „die Vorbildlichkeit der von Christian Weise begründeten Form des politisch-satirischen Romans als eines Reiseberichtes anerkannt“, Bracker: *Romane*. 1975, S. 164.

Zwar ich muß bekennen / es ist bisweilen was in diesen Tractätgen mit unterge-  
lauffen / welches den müßgünstigen Momum zimlich offendieren wird: Allein /  
weil ich hier nicht so wohl einen spitzigen Satyricum, als treuen Historicum agiret  
habe / so konte es unmöglich so genau abgehen / daß nach Anleitung der Circum-  
stantien nicht etwas natürliches hätte mit einfallen sollen/ fürnehmlich in den Lie-  
bes-Sachen / die deswegen mit eingemischet sind / weil sie die menschlichen Gemü-  
ther am besten afficiren / und auch Casus daraus entsprungen / welche allhier  
ihre gute Accommodation gefunden haben / und dem günstigen Leser nicht wenig  
ergetzen werden. ]( vii]

Tatsächlich zeichnet sich die Darstellung des vorliegenden Romans *Die Politische Mause-Falle* durch skatologische und sexuelle Details aus,<sup>1313</sup> die genauso wie Liebesaffären als besonders publikumswirksam bewertet werden. Die prekären Passagen werden nicht mit dem kritischen Impetus des Satirikers, sondern mit dem wahrhaftigen, wenn nicht dokumentarischen Anspruch des Historikers begründet.<sup>1314</sup> In der Rolle eines wirklichkeitstreuen Dokumentaristen erweitert der pseudonyme Autor seinen Darstellungsspielraum – und entlastet sich zugleich von der Verantwortung für seine Geschichte. Diesem Zweck dient auch der Hinweis auf die allgegenwärtige Orientierung am Publikum: Der Umstand, dass „etwas natürliches“ aufgenommen wurde – womit die Schilderung sexuellen Geschehens angesprochen wird – sei vor allem auf die Integration von Liebesgeschichten zurückzuführen. Mit dem Thema Liebe ließen sich vielfältige Konflikte, Verwirrungen und Vorfälle motivieren, die die Erzählung bereichern – und solche Episoden vermöchten die Leser unmittelbar anzusprechen, das meint: „ihr Gemüt zu afficieren“.

Dass die erwähnten thematischen und stilistischen Besonderheiten nicht nur dem Vergnügen des Lesers, sondern vorrangig der Vermittlung moralischer Wahrheit dienen sollen, wird in dieser Vorrede zwar noch erwähnt, aber nicht mehr bekräftigt. Die moralische Pflicht des Autors dient *Veritanus Germanicus* dazu, seine Freiheiten zu rechtfertigen; diese aber werden nun nicht genutzt, um einer moralischen Verpflichtung Genüge zu tun. Überdies dürfte ein hoher moralischer An-

---

<sup>1312</sup> Bracker: *Romane*. 1975, S. 164.

<sup>1313</sup> Vgl. den Überblick über die Handlung in Teil C. II. 3.

<sup>1314</sup> Das hier geäußerte Selbstverständnis entspricht beispielsweise den Anforderungen an einen Historiker, wie sie Martin Zeiller in seinen *Dialogi* formuliert, vgl. das V. Gespräch: Die Historici, die in „Scheltworten“ heraus brechen, sind „deß Namens eines Geschicht=Schreibers nicht würdig / auch die nicht / welche eine Geschicht / mit ihren Umständen / wie sie an ihr selbst beschaffen / nicht erzehlen [...]“. Die *Dialogi* zieht der pseudonyme Autor weiter unten heran, um die Darstellung des Bösen zu rechtfertigen. Vgl. Martin Zeiller: *Ein Hundert Dialogi*. 1653, S. 36. – Zu Zeiller vgl. Kühlmann: *Lektüre*. 1985. Teil II, S. 925.

spruch aufgrund der Widmung seines Werkes an einen Betrüger fragwürdig erscheinen. Vielmehr, so Germanicus, sei ein kunstfertiger Autor hinsichtlich seiner adressatenorientierten Darstellungspraxis mit einem versierten Komponisten zu vergleichen:

Ists nicht war [!] ein künstlicher Componist wird selten einen gantzen Bogenvoll traurige Lamenten oder wunderliche Caprictien [!] auffsetzen? Er richtet sich vielmehr nach den Ohren seiner Zuhörer/ und machet bald eine anmuhtige Arie, bald ein lustiges Balet, bald eine hüpfende oder fugirende Gique, bald eine manierliche Sarabande &c: Also muß derjenige auch verfahren / welcher denen Leuten die Warheit so fiedeln wil/ daß sie der Music nicht überdrüssig werden. Denn es heist: [...] Citharoedus Ridetur chordá qui semper oberrat eadem. [A 2]<sup>1315</sup>

Vermutlich bot sich die Musik aufgrund ihrer emotional ansprechenden Effekte als Vergleichsebene an: Effekte freilich, die frei von referentiellen und allzu konkreten semantischen Bezügen bleiben. In diesem effektheischenden und gewissermaßen bedeutungsnivellierenden Sinn wird ein abwechslungsreicher literarischer Stil mit musikalischer Virtuosität verglichen. Als gravierendster Fehler der Darstellung gilt dementsprechend die Eintönigkeit. Festzuhalten ist, dass – wie ja übrigens schon von Christian Weise im *Bericht*<sup>1316</sup> – der publikumsorientierte Gestus als nichtreferentielle Struktur der Darstellung bestimmt wird.<sup>1317</sup>

Der folgende Passus macht schlagartig das Problembewusstsein des Autors auch für inhaltliche Fragen seiner Erzählung deutlich: Er montiert übergangslos ein Zitat von Martin Zeiller in seine Argumentation hinein. Der Hinweis auf Martin Zeiller und dessen polyhistorisches Werk *Ein Hundert Dialogi* ist für das Gattungsverständnis von *Veritanus Germanicus* in mehrerer Hinsicht aufschlussreich

---

<sup>1315</sup> Das „Lamento“ entstammt als Klagegesang einem kirchlichen Kontext: Es handelt sich um vertonte Lamentationen, womit die Lesungen in den letzten drei Tagen der Karwoche angesprochen sind, deren Text den *Klagen des Propheten Jeremias* entnommen wurden. Demgegenüber zeichnet sich das „Caprice“ oder „Capriccio“ durch große gestalterische Freiheiten aus, denn es handelt sich um eine nahezu unregelmäßige Komposition, zumeist aus heterogenen Teilen mit improvisatorischem Charakter. Als „Arie“ gilt der meist lyrische Sologesang, der sich indes vom Lied u. a. durch seine ungebundene Sprache unterscheidet. Als ein „lustiges Balet“ wird hier wohl ein kleineres, mit Vokal- und Instrumentalmusik ausgestattetes Ballett bezeichnet. Die „hüpfende [...] Gigue“ ist ein heiterer Schreittanz im Dreiertakt, während es sich bei der „Sarabande“ um einen aus Spanien stammenden, gravitätischen Volkstanz handelt. Vgl. die entsprechenden Einträge im MGG. – Das Sprichwort stammt aus Horaz: *De arte poetica* (Epistula ad Pisones), 355–356, und lautet übersetzt: Der Zitherspieler wird verlacht, der immer auf derselben Saire danebengreift [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 1369 (c) Directmedia].

<sup>1316</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, Kap. XXVI, S. 278,2ff., aber auch Kap. LXX, S. 308 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 40, aber auch S. 101].

<sup>1317</sup> Zu den historisch differierenden Funktionen rhetorischer Mittel in der Musik und in der Literatur vgl. die Überlegungen Andreas Solbachs, siehe Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 59–66, insbesondere S. 62f.

und lässt erkennen, wie umstritten die bisherige Argumentation ist. Die zitierte Passage ist von hinreichender Bedeutung für die Argumentation des pseudonymen Autors, um sein Werk damit in der Sphäre der sogenannten Buntschriftstellerei<sup>1318</sup> beziehungsweise unterhaltender Kompilationsliteratur zu situieren.<sup>1319</sup> Im zitierten Ausschnitt geht es gerade nicht um den Stil, sondern um die Sache, genauer um die Frage, ob verurteilenswerte Handlungen oder böse Eigenschaften in Büchern dargestellt, festgehalten und überliefert werden dürfen. Zu Beginn dieses XI. Gespräches war *Theophilus*, einer der fiktiven Gesprächsteilnehmer, dessen christlich fundierte Argumentation durch seinen sprechenden Namen signalisiert und beglaubigt wird, von seiner Schwester *Maria* gefragt worden, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die Gräueltaten der Soldaten zu Beginn des 30-jährigen Krieges weniger detailliert dargestellt worden wären. Diese Beschreibungen seien möglicherweise Vorbild und Anlass für spätere Grausamkeiten geworden. Ohne diesen Zusammenhang eigens herzustellen, betont *Veritanus Germanicus* einleitend die illustrierende Funktion des ausführlichen Zitats:

Zum Überflusse muß ich noch aus Herrn Zeileri XI. Dialog:p.m. 75. hiehersetzen / da Theophilus mit Maria redet. Ein Soldate wurde gleichwohl aus antrieb der Freyheit Gelegenheit und Zeit böses thun / ob er gleich keinen Lehrmeister darzu hätte. Drüm fährt er weiter fort. Es kommt mir fast für / als wenn du erachten woltest/ daß allerley böse Stücklein wohl vermitten blieben / wenn man nicht ihres gleichen in den Büchern auffgezeichnet und daraus das Buhlen / und anrds [! i.e. anders, AW] mehr / so sündlich und verbohten / erlernen thete: da doch grosse Laster und Sünden / die vorzeiten und noch ietzt begangen / nicht zu dem Ende in den Büchern auffgezeichnet seyn / daß man solche nachthun / sondern dieselbe / in Betrachtung des kläglichen ausganges/ und darauf erfolgter straffe vielmehr meiden und unterlassen solle: Sonsten aus allen Historischen auch andern Büchern / ja der Bibel selbsten/ dergleichen Beyspiel / oder Exempel ausgethan werden müsten: und würde man dennoch damit den Sünden nicht vorbauen können: Weiln die verderbte Menschliche Natur nicht wenig die Leute zu grossen Lastern angetrieben / die keine Bücher gehabt noch die selbe lesen können / oder niemals vielleicht dergleichen lesen gehöret haben. [A 2]<sup>1320</sup>

Für *Veritanus Germanicus* dient das nicht weiter erläuterte Exzerpt dazu, die Schilderung moralischen und kriminellen Fehlverhaltens im vorliegenden Roman mittels einer autorisierten Quelle zu rechtfertigen. Deren Argumentationshinter-

<sup>1318</sup> Vgl. Bowie und Krasser: Art. *Buntschriftstellerei*. In: *Der neue Pauly*. Reihe Altertum. Band 2. 1997, Sp. 850–853.

<sup>1319</sup> Der gewählt Ausschnitt ist bezeichnend: Weiter vorn findet sich bei Zeiller eine deutliche Verurteilung von Schmähschriften, insbesondere solchen ohne Impressum und ohne Verfasserangabe. Vgl. das IV. Gespräch in Zeiller: *Ein Hundert Dialogi*. 1653, S. 28ff.

<sup>1320</sup> Der Beleg für das in die *Mause-Falle* aufgenommene Zitat entspricht der Paginierung der Ausgabe von 1653. Vgl. Zeiller: *Ein Hundert Dialogi*. 1653.

grund bildet die – bis heute aktuell gebliebene – Vorstellung, die Darstellung verwerflicher Handlungen verführe zu ihrer Nachahmung. Zu ihrer Logik gehört es, die Darstellung anstößigen und bösen Verhaltens tilgen zu wollen, um anstößige und böse Taten zu verhindern. Im zitierten Gespräch hält *Theophilus* die manipulativen Möglichkeiten anstößiger Stellen für geringer als *Maria*. Seine historischen Beispiele argumentieren, freilich unter der Prämisse einer durch den Sündenfall korrumpierten menschlichen Natur, mit einem freien Willen zum Guten wie zum Bösen. Eigenständigkeit und Eigenverantwortung dieses protestantischen Menschenbildes haben indes ihre Grenzen in dem allgemeingültigen moralischen Gesetz, dass böswillige Handlungen üble Folgen zeitigen, denen die Urheber nicht entinnen. Als einzig legitimes Motiv für die Darstellung von Lastern und Sünden gilt für *Theophilus* die Abschreckung („in Betrachtung des kläglichen Ausgangs“). Es ist deutlich zu erkennen, dass allein eine präventive Intention das Darstellungsinteresse rechtfertigt.

Festzuhalten bleibt, dass der montierte Passus aus den *Dialogi* des Martin Zeiller eine eigenständige Argumentation enthält, die von *Veritanus Germanicus* weder kommentiert noch durch seine bisherigen Äußerungen gedeckt wird. Im vorliegenden Roman wird vielmehr die beruhigende Regel vom letztlich „kläglichen Ausgang“ böser Taten mehrere Male unterbrochen: Verwerfliche Handlungen sind durchaus erfolgreich oder bleiben doch straflos.<sup>1321</sup> *Veritanus Germanicus* lässt das Zitat sprechen, um den Vorwurf zu entkräften, sein Buch verführe zu verwerflichen Handlungen, bezieht aber als Autor keine Position.

Gleichwohl demonstriert der pseudonyme Autor mit dieser autoritativen Referenz große Gelassenheit gegenüber vorgeblich missverstehenden Lesern, deren Empörung er prophezeit. Gemeint sind die schon früher angesprochenen gelehrten *Herren*, die ungeachtet aller Rechtfertigungen einfach keinen Scherz verstehen: „So mögen nun die ernsthafti[gen] Herren immerhin schreyen: Vae scandalizanti [sic]! Vae scandalizandi!“ Hier ist das widersprüchliche Verfahren vieler Vorreden zu erkennen, mit der Zurückweisung erwartbarer Klagen über das Buch gerade das Ärgernis zu provozieren, das doch vordergründig vermieden werden soll. Der im wörtlichen wie im übertragenen Sinn ungreifbar bleibende Autor rechnet damit, dass sein Buch von einigen Zeitgenossen als Skandal be-

---

<sup>1321</sup> Auch richtet sich das erzählerische Interesse in einigen Fällen eher auf die dummen oder mitleiderregenden Opfer als auf die Täter, vgl. die beiden ersten Betrugsgeschichten in den Kapiteln XII bis XIX.

trachtet werden wird, doch hindert ihn diese absehbare öffentliche Unruhe nicht daran, es zu veröffentlichen. Im Gegenteil gehört die Möglichkeit, einen Skandal hervorzurufen, seit Riemers Roman *Der Politische Maul-Affe* sowohl zu den genutzten Konnotationen des Politischen wie zu denen gesellschaftskritischer Satire: Die Nähe zum Skandal geht in das Publikationskalkül der Politischen Romane ein.

Das **Nachwort** bildet das provokativste Element dieser paratextuellen Rahmung, insofern es die Leser mit der Gleichgültigkeit des Autors konfrontiert. Hier erhärtet sich der Eindruck auktorialer Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit, weil der Autor ostentativ auf eine überzeugende Begründung für das abrupte Ende der Geschichte verzichtet. Stattdessen werden eine ganze Reihe möglicher Motive vorgelegt, die alle gleichermaßen in Betracht zu kommen scheinen:

Geneigter Leser / ich weiß gar wohl / daß ich noch weiter hätte erzehlen sollen / wie es so wohl dem Virtuano, als Pamphilo ergangen: allein ich kan nicht sagen / ob mich die Intention zu einen kurtzen Tractätgen / oder der Verdruß in dieser Materie / oder ein besserer Zeitvertreib davon abgehalten hat. Doch beliebe er sich zuredulden / bis die völlige Lebens=Beschreibung dieser beyde in andern Begebenheiten und zwar unter den Titel des politischen Microscopii oder des politischen Fuchs=Schwanzes künfftig ausgeführet wird. Im übrigen nehme er mit diesen Erstlinge verlieb / und erwarte ein mehrers / dadurch er mich zu beständiger Affection verbinden wird bis an das ENDE. [K v r]

Den Bemerkungen lässt sich entnehmen, dass der Abbruch entweder programmatische Gründe („Intention zu einen kurtzen Tractätgen“) hatte, vielleicht auch der Überdruß angesichts des gewählten Stoffes zu groß geworden war oder sich dem Autor eben „ein besserer Zeitvertreib“ anbot. Die aufgeführten Motive sind offenbar gleichrangig. Bei aller demonstrativen Gleichgültigkeit bleibt erkennbar, dass auch der Autor den vorliegenden Text angesichts der gewählten Form der „Lebens=Beschreibung“ als unvollendet betrachtet. Der literarische Mangel wird indes angesichts anderer Prioritäten hingenommen, der Text ist – nicht nur für seine Rezipienten, sondern auch für seinen Autor – von vorübergehender Bedeutung. Offenbar vertrieb sich *Veritannus Germanicus* damit die Zeit, solange er das Schreiben des vorliegenden Romans als unterhaltsames *Exercitium* betrachten wollte und konnte. Noch die Ankündigung einer Fortsetzung zeugt von einer indifferenten Haltung gegenüber dem Wert seines Werkes wie gegenüber dem Urteil der Leser: Für die übrigen Episoden dieser Lebensgeschichte werden mit ‚Der politische Microscopius‘ oder ‚Der politische Fuchs=Schwanz‘ zwei alternative Titel vorgestellt, die willkürlich gewählt und dementsprechend beliebig

wirken. Das Publikum soll den kommenden Werken dieses Autors in freudiger Erwartung entgegenleben, wird aber de facto mit dem mangelhaften „Erstlinge“ abgefertigt. Hier lässt sich die geringe Bedeutung, die *Veritanus Germanicus* seinem Politischen Roman beimisst, als implizite Geringschätzung seiner Leser erkennen.

Mit den folgenden vier Romanen, *Die Politische Narren-Kappe*, *Der Politische Leyer-mann*, *Das Politische Klatschmaul* und *Der Politische Tobacksbruder*, wird der Politische Roman als Medium für mehr oder weniger fingierte Gespräche und gesellige Rituale genutzt. Den Anspielungshorizont der Texte bilden weniger gesellschaftliche Missstände als eine milieuspezifische Geselligkeit, für deren Konversationen diverses Material bereitgestellt wird.

#### n) Florentinus Trebellius: *Die Politische Narren-Kappe* (1683)

Der Politische Roman *Die Politische Narren-Kappe*<sup>1322</sup> ist eigentlich eine Sammlung monothematischer Gespräche. Diese werden von einer vermutlich flüchtig verfassten Vorrede eingeleitet werden, die aussage-logische Inkonsistenzen enthält. Der Paratext (18 unpaginierte Seiten) beginnt ohne Anrede des Lesers und ist zunächst nur an seiner Rubrizierung als *Vorrede* erkennbar. Ohne jede Einführung werden hier zwei Exempel präsentiert: Die erste Geschichte handelt von einem spanischen Höfling, den seine unerfüllbaren Ambitionen auf Macht und Ansehen krank machen (zehn Seiten); die zweite Episode demonstriert ebenfalls die desintegrierende Wirkung maßlosen Ehrgeizes (eine Seite). Der unter dem Pseudonym *Florentinus Trebellius* auftretende Autor kommentiert dann die Exempel kurz, indem er sie auf den Titel des Romans bezieht: Sie handelten von ehrgeizigen „Narren“, die *die Politische Narren-Kappe* trügen (eine Seite). Unvermittelt wechselt der homodiegetische dann in einen heterodiegetischen Sprecher, der die Kritik an der weit verbreiteten Ehrsucht und unredlichen Mitteln, den politischen Aufstieg zu befördern, fortsetzt (zwei Seiten). Wiederum aus der homodiegetischen Perspektive des pseudonymen Autors werden die Auseinandersetzung mit vorangegangenen Politischen Romanen, die vorsichtige Charakterisierung der vorliegenden Schrift als eine, die das programmatische Thema in einer für die Gattung neuen Weise aufbereitet, und die Verteidigung des satirischen Anspruches formuliert (vier Seiten).

---

<sup>1322</sup> Wird zitiert als *Trebellius: Narren-Kappe*. 1683, mit Bogen- oder Seitenzahl.

Vermutlich sind die perspektivischen Inkonsistenzen der Vorrede auf das Versetzen eines Verfassers oder Redakteurs zurückzuführen. Mit Blick auf die Produktionsumstände anderer Politischer Titel erscheint eine flüchtige Herstellung des paratextuellen Rahmens wahrscheinlich: So wäre eine mögliche Erklärung, dass für die Vorrede ein Passus aus der Gesprächssammlung herausgegriffen wurde, vermutlich aus einem der ersten Kapitel, die Thema, Figuren und Rahmensituation einführen. Der Rahmen für die zitierten Gespräche unter vier befreundeten Herren wird aus heterodiegetischer extradiegetischer Perspektive etabliert, und vermutlich wurde versäumt, den transponierten Abschnitt entsprechend der für die Vorrede gewählten homodiegetischen Perspektive umzugestalten. Holt man diesen Arbeitsschritt nach und setzt sämtliche Aussagen in die erste Person Singular, wirkt die Argumentation konsistent.

Auf ähnliche Weise ist es wohl zu den beiden einleitenden Exempeln gekommen, deren narrativer Status ungeklärt bleibt. Offenbar wurde für die Erzählung wie für deren Rahmung ein gemeinsames Korpus von Textbausteinen genutzt, ohne die einzelnen Elemente entsprechend der spezifischen Erfordernisse einer Vorrede umzugestalten, die ja den Leser ansprechen und seine Lektüre vorbereiten soll. Insgesamt ist ein schematisches Vorgehen sowie eine gewisse Vagheit hinsichtlich der literarischen Situierung des vorliegenden Werkes zu konstatieren; allerdings werden basal erscheinende Aspekte der Gattung angesprochen, indem auf ihr moralisches Thema sowie die gegenüber vorangegangenen Gattungsexemplaren abweichende Struktur des Werkes hingewiesen wird. Die bildkräftige Formulierung von der *Narren-Kappe* für das zentrale Motiv des unangemessenen Ehrgeizes wird von Christian Weise übernommen; als sprichwörtliches Synonym für ehrgeizige Narren gilt *der politische Maul-Affe*, womit auch der erste Roman Riemers in den Horizont intertextueller Anspielungen gerückt wird.<sup>1323</sup> Allerdings werden diese implizit bleibenden Verbindungen zu den Inauguratoren der Gattung nicht in eine insinuirende Argumentation integriert.

Das erste Exempel kontrastiert den Wunsch nach großer Ehre und hohem Rang mit den geringen Kompetenzen der betreffenden Person. Einen ungewöhnlichen Aspekt des Lasters bilden dessen selbstzerstörerische Folgen in Gestalt tödlicher Melancholie: Der Spanier *Don Petrejo* möchte „Hohe und Königliche Hoff-Aemter verwalten“ ]( 2v]. Aufgezählt wird dann, was er alles nicht kann – und

---

<sup>1323</sup> Vgl. *Trebellius: Narren-Kappe*. 1683, ]( 7r].

so zugleich klargelegt, was er können müsste: Er verstehe nichts von der Feder, nichts von den freien Künsten, auch den Degen könne er nicht führen. Weil er seine Jugend „in depuschiren und Courtesie liederlich genug“ verbracht habe, könne er lediglich „einen ungeschickten Brieff in seiner Mutter=sprache stilisieren“. Obwohl er weder begabt noch reich sei, verhalte er sich hochmütig ]( 2v]. Weil seine „Phantastische[n] Einbildungen“ allein zu nichts führen, bedient sich der Mann einer alten Maitresse, die sich jahrelang „umb die Grandes wolverdient gemacht“ hat. Trotz ihrer Vermittlungsversuche bleibt seine „hochtrabende Bewerbung“ beim König wirkungslos, weil sich dieser über den Kandidaten und „seine trefflichen Qualitäten“ informiert hat ]( 3v]. Nach einiger Zeit erhält er nur „einer der geringsten Schreibebedienten am Königlichen Hofe“ ]( 4r]. Aufgrund dieser Enttäuschung wird *Don Petrejo* „melancholisch“, tröstet sich aber mit der sprichwörtlichen Regel: „Grosse Sachen wolten doch Zeit haben: Rom wäre auch auf einen tag nicht gebaut worden“ ]( 4v]. Als der König nach einigen Jahren „neue Chargen an seinem Hof“ verteilt, hofft er wieder, „die grösten Ehrenämpter“ zu erhalten ]( 5r]. Doch der *Maul=Affe* wird nicht nur nicht befördert, sondern sogar vom König getadelt, denn er hätte „vorhin Diensts genug /welchen er kaum bestreiten könnte“ ]( 5v]. Nach dieser Zurechtweisung wird *Don Petrejo*, weil er „die Narren-Kappe wornach er begirig geschnappet / nicht erreicht“ ]( 5v], derart melancholisch, dass er sich selbst nicht begreift. Er probiert dann noch andere Mittel aus, um „sich groß zu machen“ ]( 5v]: *Don Petrejo* begibt sich in „vornehmer Leute Compagnie“ und gibt viel Geld aus, um sie auszuhalten („mit Fressen und Sauffen zu gewinnen oder zu unterhalten“) ](6r]. Auf diese Weise entstehen jedoch keine stabilen Bindungen, vielmehr werden solche Beziehungen mit Verdauungsvorgängen analogisiert: „massen dan bei vielen die zuabend durch essen und trincken eingennomme Freundschaft früh morgens öffters durch den Stuelgang wieder mit fortgeschicket wird“ ]( 6r]. Schließlich ist *Don Petrejo* hochverschuldet, und die Gläubiger fordern ihr Geld. Auch der König will wissen, wie er solche Ausgaben hat machen können. *Don Petrejo* ist zutiefst darüber verbittert, „daß er so viel auf die Narrenkappe gewendet / und nicht erlanget / sondern sich vielmehr deßhalber ruiniret hätte; kurtz darauf wurde er bettlägerig / und starb vor Unmuth“ ]( 6v].

Das Exempel bleibt unkommentiert und ein unvermittelt auftauchender homodiegetischer Sprecher, den man für den Autor halten mag, fügt gleich ein weiteres, allerdings wesentlich kürzeres Beispiel für den unangemessenen Wunsch nach größerer Ehre an:

Bey diesen seltzamen Exempel fiel mir eben bey / daß einsmahl ein ander dergleichen Ehrsuchtiger Phantast vor denen Vornehmsten gerne den Rang gehabt hätte; weil ihm aber solches iederzeit disputirlich gemachet wurde / also unterfieng er sich einst par force den Vergang [!] zu maintainiren / alleine er wurde durch eben dergleichen Mittel von seiner vermeinten Narrenkappe abgetrieben.

Der närrische Kerl vermeinte es wäre ihm grosser Schimpff und Unrecht dadurch geschehen / gieng mit höchstem Unwillen nach hause / und verredete / sein lebtag wieder in Compagnie zu kommen / wo er nicht mit seiner Person die Oberstelle vertreten sollte: so gar hatte sich dieser politische MaulAffe in die politische Narrenkappe vergaffet / daß ihm sonder dieselbe weder essen noch trincken unter Leuten schmeckete. )( 7r]

Der *Politische Maul-Affe* steht hier unkommentiert als sprichwörtliches Synonym für einen Narren. Die *politische Narren-Kappe* versinnbildlicht die ungerechtfertigten Ansprüche auf ein Amt bei Hofe. Solchen „Narren auf der Welt“ gelten auch die folgenden Überlegungen des Autors )( 7v]. Es seien gerade „die Incapabelsten und schlechtesten Gemüther“, die sich auf betrügerische Weise „vor der Welt ein Ehrsehen machen wollen“ )( 8r]. Offenbar kannten sie ihre ungenügenden Fähigkeiten sehr wohl, denn solche Leute seien „in ihren Gewissen überzeugt [...] /daß sie anderer Gestalt sonst wenig meritiren“ )( 8r].

Bis hierher ließen sich beide Exempel quasi als Sequenzen eines inneren Monologs des pseudonymen Autors verstehen, doch der folgende Abschnitt fährt unvermittelt mit der spöttischen Gesellschaftskritik aus heterodiegetischer Perspektive fort:

Dannenher muste jener aus stoischer Verächtlichkeit über solche Ehrsuchtige Schwachheiten lachen [...] Es verdroß ihm doch dabey / daß er so viel Zeit und Fleiß auf Geschicklichkeit und Tugend gewendet / nach dem er je länger je mehr sahe daß diese heutiges eben die ordentl. Mittel nicht mehr wären / oder zum wenigsten davor gehalten würden / wodurch man zu Ehren und Glücke gelangen könne / sondern man müsse durch umwege und andere so genante politis. Kunstgriffe mit denen Maul=Affen nach Geld und Glück schnappen / so dann erfolgte auch eine wolmondirte Narrenkappe / welche von so vielen gesucht / und offters so wunderlich gefunden wird / wie solches die Erfahrung gnugsam bezeigt. )( 8r]

Diese Äußerungen lassen sich als verbitterte Gesellschaftsanalyse eines fleißigen und begabten Mannes verstehen, dessen „ordentl. Mittel“ angesichts „politisch. Kunstgriffe“ unbegabterer Konkurrenten erfolglos bleiben. Ihre unvermittelte Platzierung in der Vorrede lässt vermuten, dass sein Standpunkt derjenigen Haltung entspricht, aus der heraus die für den Roman zusammengestellten Geschichten von der *Narren-Kappe* erzählt werden. Legt man das verächtliche, wohl

auch verbitterte Lachen dieser Figur in den Mund des pseudonymen Erzählers, so ergibt sich eine mögliche Motivierung der Erzählsammlung.<sup>1324</sup>

Die anschließenden Abschnitte erfüllen erkennbar konventionelle Zwecke: Zunächst wird das vorliegende Werk gegenüber den vorangegangenen Politischen Romanen positioniert – und das heißt eben, von ihnen abgegrenzt: „Weil nun bißhero unter den Titul POLITISCH viel seltzame und zu weilen ungereimbte Schrifften ans Liecht kommen seyn“ [( 9r)], distanziert sich der pseudonyme Autor von ihnen. Er nennt vor allem zwei Gründe: Die Beliebigkeit des einschlägigen Epithetons („inzwischen aber muß es alles Politisch heissen / solten es auch allerhand Lappalien aus der Schule / oder auf dem Trödel=Marckt zusammen gelesen seyn“ [( 9r)],<sup>1325</sup> sowie die Diskrepanz zwischen Titel und Gehalt der Texte: „Und kommen mir etliche solche Titul mit dem Inhalt vor / als wenn ein Schuster zum Zeichen seins Handwerks ein göldnen Hut ließ aushängen und vor die Thür malen“ [( 9v)]. Es fällt auf, dass der Gehalt vorangegangener Gattungsexemplare zwar als belanglos bezeichnet wird, nicht jedoch auf ihren skandalisierenden Gestus eingegangen wird.

Das vorliegende Werk trage dagegen seinen Titel *Die Politische Narren-Kappe* mit vollem Recht, weil die dargebotenen Geschichten dessen programmatischen Hinweisen entsprechen („massen wenig darinne vorkömmt / welches mit diesem / nemlich der Politischen Narren-Kappe nicht übereinstimmt“). Für die Publikation der Gesprächssammlung werden kursorisch zwei Gründe angeführt: Zunächst die „Veranlassung etlicher guter Freunde“, was als topische Bescheidenheitsformel zu verstehen ist, mit der die wohlwollende Aufnahme des Werkes auch durch das anonyme Publikum befördert werden soll. Wichtiger ist der zweite Grund, ein sachliches Argument: Beim vorliegenden Text handele es sich um ein außergewöhnliches Werk („sonderlich aber aus der Ursachen [...] weil

---

<sup>1324</sup> Transponiert in die erste Person Singular würde die Passage lauten: „Dannenher muste ich aus stoischer Verächtlichkeit über solche Ehrsuchtige Schwachheiten lachen [...] Es verdroß mich doch dabey / daß ich so viel Zeit und Fleiß auf Geschicklichkeit und Tugend gewendet / nach dem ich je länger je mehr sahe daß diese heutiges eben die ordentl. Mittel nicht mehr wären / oder zum wenigsten davor gehalten würden / wodurch man zu Ehren und Glücke gelangen könne / sondern man müsse durch umwege und andere so genante politis. Kunstgriffe mit denen Maul=Affen nach Geld und Glück schnappen / so dann erfolgte auch eine wolmondirte Narren-Kappe / welche von so vielen gesucht / und offers so wunderlich gefunden wird / wie solches die Erfahrung gnugsam bezeigt.“ Gegen die Plausibilität einer solchen Transposition lässt sich einwenden, dass diese Äußerungen, liest man sie als Bekenntnisse des pseudonymen Autors, nicht so bescheiden wirken, wie es nötig erscheint, um das Wohlwollen der Leser zu erreichen.

<sup>1325</sup> Hier könnte auf Titel wie *Die kluge Trödel-Frau* oder auch *Der Politische Ratten- und Mäuse-Fänger*

vielleicht dergleichen besondere Schrifften / und zwar auf diese Arth eingerichtet / bishero wenig herauskommen“) D( 10r]. In der Tat unterscheidet sich die Durchführung des Themas im Rahmen der vorliegenden Gesprächssammlung von den bisher für die Politischen Romane genutzten Handlungsschemata. Ähnlich wie in der Vorrede zum im gleichen Jahr erscheinenden Roman *Die Politische Mause-Falle* werden diese Differenzen indes nur angedeutet, nicht entfaltet.

Gleichwohl lässt sich sagen, dass der Text weniger aufgrund seiner Ähnlichkeit mit vorangegangenen Titeln, sondern eher aufgrund abweichender Eigenschaften empfohlen wird. Er wirbt für sich nicht so sehr als Fortsetzung einer Folge erfolgreicher Bücher, sondern aufgrund seiner Differenzen als exklusives und neuartiges Buch, das den im Titel erhobenen politischen und thematischen Anspruch erst eigentlich verwirklicht. Sein Verhältnis zu den vorangegangenen Politischen Romanen ist eines der Überbietung, die indes auch neue Merkmale in den Gattungszusammenhang integriert. Es ist nochmals zu betonen, dass die vorliegende Vorrede auf einen anspielungsreichen Gestus völlig verzichtet; es werden weder außerliterarische Bezüge etabliert, noch wird eine gelehrte Autorschaft insinuiert.

Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht als eine Gegenreaktion zur reißerischen Attitüde vorausgegangener Vorreden zu bewerten, wenn auch auf die bestehende Verbindung zu Christian Weises Roman *Die drey Ertz-Narren* nicht ausdrücklich hingewiesen wird. Immerhin stammen von dort das zentrale Thema, der unangemessene Ehrgeiz, sowie dessen bildkräftige Formulierung als Griff nach der *Narren-Kappe*: Weise motiviert die Handlung seines Romans, also die gemeinsame Reise der Protagonisten bekanntlich aus ihrem Unvermögen heraus, zu entscheiden, wer die drei größten Narren auf der Welt seien. Sie schrecken vor der Aufgabe zurück, diese in drei Emblemen zu fixieren, weil zu befürchten sei, dass „man einen praecedentz-Streit umb die Narren=Kappe / oder wol gar einen Injurien-process möchte an den Halß bekommen / nach dem bekannten Sprichwort: Qvo Stultior, eò superior“.<sup>1326</sup>

Diese Bezüge bleiben implizit; ein abschließender Passus erläutert kurz die moralkritische Absicht und schließt mit einer knappen Bemerkung persönliche Angriffe aus. Mit seiner Narrensatire will der pseudonyme Autor keinesfalls den „ein oder andern damit an[...]stechen / worwieder höchlich protestiret wird“ D( 10v]. Absicht des Werkes sei es vielmehr, „die alberne und unbezaumbte Sucht der

---

angespielt worden sein, siehe dort.

heutigen Welt=Kinder nach der so genannten Narren=Kappe etlicher massen abzubilden und vor augen [!] zu stellen“ ]( 10v]. Die Vorrede bleibt ohne Unterschrift.

Insgesamt gesehen soll der paratextuelle Rahmen Differenzen zu vorangegangenen Gattungsexemplaren markieren, dabei aber an als programmatisch betrachtete Prinzipien der Gattung anknüpfen, wofür implizit auf Weises Vorgaben rekurriert wird. Es handelt sich um einen Versuch, die Gattung zu erneuern, der als eigentliche Realisierung ihrer moralischen Vorgaben wahrgenommen werden will.<sup>1327</sup>

**o) *Sincerus Candidaens: Der Politische Leyermann (1683)***

*Sincerus Candidaens*, der pseudonyme Autor des Romans *Der Politische Leyermann*,<sup>1328</sup> äußert sich in seiner Vorrede zuallererst kritisch gegenüber dem verbreiteten Interesse für politische Fragen, was ihn indes nicht davon abhält, sich für sein Werk explizit auf Christian Weise und dessen *Bericht* zu beziehen. Hier ist durchaus das Bemühen spürbar, den vorliegenden Text als „Gedancken über den Eigen=Nutz“ thematisch zu bestimmen. Als autorisierende und gattungsgenerierende Referenzen fungieren die gebotenen „Politischen Materien“, der einlässliche Verweis auf Christian Weise und dessen *Disposition* für einen Text unter dem Titel *Der politische Leyermann* sowie der moraldidaktische Anspruch, normwidriges Verhalten korrigieren zu wollen. Mit diesem Impetus, der durchaus auch aktuelle politische Kritik (an der französischen Besatzung in der Pfalz) mit sich führt, will sich der Autor mit dem bezeichnenden Namen *Sincerus Candidaens* zum Sprachrohr von „allen rechtschaffenen Patrioten“ machen. Der Patriot ist, so Lohmeier, „das positive bürgerliche Gegenbild“ zum inkompetenten, gleichwohl politisch rasonierenden Untertan – wie ihn die Politischen Romane verspotten.<sup>1329</sup>

<sup>1326</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 66,19–22 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 12].

<sup>1327</sup> Allgemein zum Verhältnis von Tradition und Innovation in der Frühen Neuzeit: Barner: *Tradition*. 1989; außerdem Stöckmann: *Vor der Literatur*. 2001.

<sup>1328</sup> Wird zitiert als: *Candidaens: Leyermann*. 1683, [A 2v].

<sup>1329</sup> Vgl. Dieter Lohmeier zur deutschen Rezeption einer Komödie Holbergs, die unter anderem auf die Mode der Politischen Romane rekurriert. Lohmeier: *Untertanenverstand*. 1979, S. 24.

Die ungewöhnliche Adressierung reflektiert auf diskrete Weise, dass die Handlung anders als in allen bisherigen Romanen nicht in Sachsen, sondern auf pfälzischem Terrain unter französischer Herrschaft angesiedelt und recht deutlich lokalisiert ist. Nicht in der Vorrede, sondern zu Beginn der Erzählung werden die Leser aufgefordert, aktuelle Bezüge herzustellen: durch das ausdrückliche Verschweigen des genauen Ortes unter Hinweis auf die lokalen Herrschaftsverhältnisse – weil der Ort „unter meines gnädigsten Königs von Franckreich Gebiete“ läge.<sup>1330</sup> Bei den Protagonisten handelt es sich um ortsansässige „Freunde / meistens Leute von guten Stande und ziemlichen Mitteln“, die implizit oder explizit als *Politici* eingeführt werden. Insgesamt indiziert der performative Rahmen des Textes eine gewisse Distanz gegenüber den Weißenfelser Pasquillen.

Die **Vorrede** beginnt mit einer Distanzierung, die die stände- und geschlechterübergreifende Inanspruchnahme politischer Bedeutung als Verfälschung eines am gemeinen Wohl orientierten Politikverständnisses, ja geradezu als gesellschaftliche Verfallserscheinung begreift:

Hochgeneigter Leser! Es ist nicht gnugsam zu verwundern / wie hoch heute bey Tage der Titul Politisch gestiegen / so daß fast kein Junge oder Magd nicht zu finden / die nicht etwas Politisches an sich zu haben vermeinet / oder nur zum wenigsten unter dem Deckmantel der Politic an sich selber ein solches nutzbares Thun / ohne welche das gemeine Wesen nicht bestehen könnte; alleine weil solche heutiges Tages sehr mißbrauchet wird / heist es billich mit ihr nach dem gemeinen Sprüchworte: Omne nimium vertitur in vitium.<sup>1331</sup>

Mit der Popularität des Begriffs gehe ein gesteigertes Bewusstsein von der eigenen gesellschaftlichen Bedeutung einher, so dass auch völlig unbedeutende Leute ihre Tätigkeiten für politisch bedeutsam hielten. Das verbreitete Interesse an allen möglichen gesellschafts- und staatspolitischen Fragen wird als anmaßendes Verhalten diskreditiert. Der Missstand wird auf das „Laster“ der *Curiositas*, einer „allzugrossen Neugierigkeit“ zurückgeführt, wobei das politische Interesse auch politisch unbedeutender Untertanen als geradezu paradigmatische Ausprägung

<sup>1330</sup> Der homodiegetische Erzähler situiert das Geschehen in einer kleinen Stadt, unweit von *Philips-Burg, Candideus: Leyermann*. 1683, S. 9. Einige Episoden gelten der besonderen Besatzungssituation dort: Philippsburg, das noch Anfang des 17. Jahrhunderts Udenheim genannt wurde, war ab 1615 von Philipp Christoph von Sötern zur Festung ausgebaut und 1623 nach ihm benannt worden. Die Stadt war bis 1723 Residenz der Bischöfe von Speyer. Zum zeitgenössischen Hintergrund und den wechselnden Herrschaftsverhältnissen in und um Philippsburg vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 1958f.

<sup>1331</sup> *Candideus: Leyermann*. 1683, [A 2 r]. Das lateinische Sprichwort geht auf Quintilian zurück, vgl. Quintilian: *Institutio oratoria* 11. 1,91. – Knight zitiert möglicherweise eine andere Ausgabe des gleichen Jahres, die ich nicht ermitteln konnte: Das Satzende variiert: „[...]“ oder nur zum wenigsten unter dem

dieses Lasters erscheint. Das belegen auch die über fünfzig Jahre später erscheinenden Einlassungen zur *Neugierigkeit* in Zedlers Universallexicon, die unstandesgemäße Neugierde interessanterweise vor allem als ungehörig erscheinendes politisches Interesse verstehen:

Überhaupt ist die allzugrosse Neugierigkeit in grosser Fehler. [...] Auch die Handwercks=Leute sind mit diesem Laster beschmutzet. Viele Schuster, Schneider ec. müssen sich nothwendig um den Staat bekümmern und bezahlen jährlich vor die politischen Tage=Bücher, Zeitungen u.d.g. vieles Geld, wobey sie überdem noch durch Lesung dergleichen Schrifften und durch den Umgang mit ihres gleichen in der Absicht, um mit ihnen ihre Glossen über das gelesene oder die sonst erschnappten Erzehlungen machen zu können, viele Zeit verschwenden.<sup>1332</sup>

Der pseudonyme Autor des Romans *Der politische Leyermann* hebt nun besonders zwei kritische Aspekte des populären Politikverständnisses hervor: Erstens würden persönliche Maximen eigennützigem Handelns als grundlegende politische Prinzipien ausgegeben: Die meisten Menschen suchten „unter den Schein der wahren Politic [ihren] eigenen Nutzen“,<sup>1333</sup> so dass „nothwendig Machiavellus [als] der beste Politicus“ gelte.<sup>1334</sup>

Zweitens wird die Publikationswelle politischer Schriften angesprochen: Es wird von „den überhäufften Politischen Büchern“<sup>1335</sup> gesprochen, die indes nicht weiter spezifiziert werden. *Sincerus Candidaeus* enthält sich hier ausdrücklich eines Urteils; er tut dies allerdings in einer Weise, die nahelegt, dass er die Auseinandersetzung um diese Titel missbilligt.<sup>1336</sup>

Der Autor motiviert indes zugleich seine eigene Veröffentlichung mit dieser Publikationswelle: Offenbar bot ihm der literarische Markt damit eine geeignete Gattung, um sowohl gesellschaftspolitisch relevante Beobachtungen wie auch

---

Deckmantel der Politik ihre Schalckheit verbergen will“, vgl. Knight: *Populärliteratur*. 1985, S. 940.

<sup>1332</sup> Art. *Neugierigkeit*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 172–174, hier Sp. 173. Das anmaßende Interesse ungebildeter Bürger für politische Fragen behandelt auch die dänische Komödie *Der politische Kannengießer* von Ludvig Holberg, dazu unten.

<sup>1333</sup> *Candidaeus: Leyermann*. 1683, [A 2v].

<sup>1334</sup> *Candidaeus: Leyermann*. 1683, [A 2v].

<sup>1335</sup> *Candidaeus: Leyermann*. 1683, [A 2v].

<sup>1336</sup> „[...] von den überhäufften Politischen Büchern zu geschweigen / welche ich alle in ihren Werth und Unwerth beruhen lasse. Denn mea quod nihil refert, percontari desinam“, *Candidaeus: Leyermann*. 1683, A 2v. – Das lateinische Sprichwort geht zurück auf Terenz: *Tua quod nil refert, percontari desinas!* (Höre auf zu erforschen, was dich nichts angeht.) Terenz: *Heeyra*. 810. [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 11393 (c) Directmedia]

studentische Streiche innerhalb eines Gesprächsrahmens zu präsentieren. Der Bezug auf die Politischen Romane bleibt jedoch prekär, und *Sincerus Candidaeus* grenzt sich, ohne einzelne Titel zu nennen, von den darin vorherrschenden Verleumdungen und Skandalierungen ab:

Dannenhero ich auch bewogen worden / gegenwärtiges Tractätlein betitelt der Politische Leyermann ans Licht zu geben. Zward nicht / wie offtermal in dergleichen Politischen Materien geschicht / meinen Nechsten und Neben=Christen weidlich durchzuziehen / und ihm seiner begangenen Fehler halben öffentlich zu straffen; sondern vielmehr mich meiner eignen überflüssigen Gedancken über den Eigen=Nutz der heutigen Welt in etwas zu erleichtern.<sup>1337</sup>

Als gattungskonstitutives Merkmal werden hier die gebotenen „Politischen Materien“ betrachtet, die nur ansatzweise positiv bestimmt werden. Demgemäß umfasst der Gegenstandsbereich der Politischen Romane alle Verhaltensweisen, die für das staatlich verfasste, gesellschaftliche Leben sowie das Gemeinwohl als bedeutsam gelten, ohne dabei einzelne Mitmenschen bloßzustellen.

Der Bezug auf Christian Weise ist an dieser Stelle indes deutlich markiert: Indem die Gattung als gute Gelegenheit betrachtet wird, die „eigenen überflüssigen Gedancken“ zu einem aktuellen Laster zu verschriftlichen, wird nicht nur auf einen bekannten Titel Christian Weises – *Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken* (1668) – angespielt, sondern das eigene Schreiben auch im Sinne Weises als nicht notwendig, aber darum nicht zwecklos gerechtfertigt.<sup>1338</sup> Es ist zu betonen, dass das Verhältnis zu Christian Weise ausdrücklich als eines der *imitatio* verstanden wird:

Ubrigens weiß ich gar wohl / daß ein gar vornehmer Mann in einen sonderlichen Berichte des Politischen Leyermanns gedencket / auch eine artige Disposition in besagten Tractätgen bereits vorgeschrieben; doch wird niemand hierüber unzeitig judiciren / gestaltsam ich mirs vor eine sonderliche Ehre halten wolte / besagten vornehmen Manne nach seiner artig eingerichteten Meinung zu imitiren.<sup>1339</sup>

*Sincerus Candidaeus* spielt hier auf einige Passagen im *Bericht* an, in denen Christian Weise einige Titelvorschläge für *lustige Bücher* macht, deren allegorische Dimensionen erläutert<sup>1340</sup> und die Themen disponiert.<sup>1341</sup> Weises *Bericht* wird als normative Vorgabe begriffen, deren Regeln dieser Autor zu genügen sucht.

<sup>1337</sup> *Candideus: Leyermann*. 1683, [A 3r].

<sup>1338</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, Kap. LXIX, S. 307,2ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 98f.].

<sup>1339</sup> *Candideus: Leyermann*. 1683, [A 3v].

<sup>1340</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 316,23f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117].

Für die vorliegende Erzählung scheinen die strukturellen, inhaltlichen und formalen Verbindungen mit Weises *Bericht* sehr viel bedeutsamer zu sein als ein skandalisierender Gestus, wie er die Vorreden anderer Titel prägt. Es ist sogar zu überlegen, ob der Hinweis auf die besondere, also von vorangegangenen Titeln abweichende Strukturierung des *Leyermann* hier ausbleibt, weil *Sincerus Candidus* diese Texte nicht im Einzelnen kennt. In diesem Fall würde fehlende Lektürekennntnis den unmittelbaren Rückgriff auf den gelehrten Inaugurator der Gattung erleichtern.

Die Unvollkommenheiten des vorliegenden Werkes werden in einer *captatio benevolentiae* ohne polemische Untertöne mit mangelnden Fähigkeiten und mangelnder Zeit erklärt, sollen aber durch eine „gute Intention“ kompensiert werden.<sup>1342</sup> *Sincerus Candidus* schließt seine Vorrede mit einigen Hinweisen auf den Inhalt, seine Absichten und auf die erwünschte Rezeption:

Hiermit mag der Politische Leyermann mit seiner närrischen Music eine kluge Lust erwecken. Und obschon die Musicverständige / ihren Spott damit treiben werden / nichts destoweniger lebe ich der guten Zuversicht / daß die unanständige und böse Manier einen andern schlechten Gewinns halber durch allerhand albere und verächtliche Mittel gefallen wollen unser Leyermann mit seinen scharffen Klange allen rechtschaffenen Patrioten zu Ehren ziemlich corrigiren wird.<sup>1343</sup>

Für die Charakterisierung der Erzählung und das damit angesprochene Fehlverhalten werden zentrale Formulierungen Weises übernommen.<sup>1344</sup> Übernommen wird auch die Adressierung an ungelehrte, wenn auch nicht ungebildete Leser. Der Unterhaltungsanspruch wird, darin Weises Formulierung ergänzend, als „kluge Lust“ [Hervorhebung von mir, AW] spezifiziert, was vor allem Vergnügen

<sup>1341</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 322,9–324,9 [Weise: *Bericht*. 1680, S. 128–131].

<sup>1342</sup> *Candidus: Leyermann*. 1683, [A 4r].

<sup>1343</sup> *Candidus: Leyermann*. 1683, [A 4r].

<sup>1344</sup> Weise erläutert im XIV. Kapitel: „Ein Politischer Leyermann müßte also verstanden werden. Ein Leyermann ist ein Kerl der mit eitlen Klange / und mit einer recht närrischen Music denen Leuten eine Lust erwecken / und sich dadurch etliche Groschen erwerben wil: ob schon die Music verständigen ihren Spot damit treiben / und zum wenigsten etliche einfältige Bauren durch solchen Orpheus-Gesang bezaubert werden. Nun wird ein Politischer Leyermann seyn / welcher sich mit schlechten Sachen hervorthut / davon die Welt keinen Nutzen hat / und daran endlich die wenigsten ihre Vergnügung erlangen.“ Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 316,23ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117f.; Hervorhebung von mir, AW].

Weiter unten formuliert Weise: „Das [durch den Titel *Der Politische Leyermann* veranschaulichte, AW] Laster hiesse an sich selber Sordidum & ineptum placendi Studium (ein schlechter und unschicklicher Eifer zu gefallen). Sordidum weil es auf einen schlechten Gewinn hinaus läufft / Ineptum weil es durch alberne und verächtliche Mittel gesucht wird.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 322,13f. [Weise:

an einer entschlüsselnden Lektüre zu versprechen scheint. Den Subtext der Darstellung bilden ausnahmsweise nicht die lokalpolitischen Verhältnisse des sachsen-weißfelsischen Herzogtums, sondern die Lebenssituation der pfälzischen Bevölkerung unter französischer Herrschaft. Hierher passt auch, dass die Objekte der moralsatirischen Kritik nicht mit den Adressaten („rechtschaffenen Patrioten“) identisch sind, zu deren „Ehren“ die Darstellung ja gereichen soll. In diesem Zusammenhang ist das gegenüber Weises Vorgaben betont kritische Auftreten („mit [...] scharffen Klange“) gegen die militärischen Besatzer und gegen die Bevölkerung, die sich mit diesen zu arrangieren sucht, gerichtet. Anders als viele andere Politische Romane hat diese Satire also konkret zu identifizierende, aktuelle politische Implikationen.

**p) *Jacques Gervaise Ecuienne: Das politische Klatschmaul (1683)***

Ebenfalls 1683 erscheint die Erzählung *Das politische Klatschmaul*; damit liegt ein Politischer Roman vor, der vor allem der Dokumentation von geselligen Ereignissen für eine kleine Gruppe zu dienen scheint. Die Vorrede umfasst lediglich drei Seiten; ihre Kürze spricht dafür, dass die literarhistorische und gattungsgemäße Situierung des Romans nur geringe Bedeutung hat.<sup>1345</sup> Der pseudonyme Autor *Jacques Gervaise Ecuienne*, dessen Pseudonym wohl authentisch wirken und auf eine Person französischer Herkunft hinweisen soll, benutzt einerseits einen apologetischen Stil und verlässt sich damit auf die etablierte Rezeption Politischer Titel als verschlüsselte Texte. Andererseits scheint seine Geschichte derart in Rituale außerliterarischer Geselligkeit eingebunden zu sein, dass es sekundär erscheint, die gewählte Gattung vor einem literarhistorischen Horizont zu rechtfertigen und das Wohlwollen eines größeren Publikums zu erhalten.

Was sich als *Bericht an den geneigten Leser* [Hervorhebung von mir, AW] präsentiert, dient allererst dazu, unverständige Leser abzuwehren. Damit einher geht der Hinweis auf einige dem Autor vertraute Freunde, auf die die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes zurückgehe – und die darin auch aufträten. Die Wert- bzw. Geringschätzung der gewählten Gattung erscheint auch in dieser Vorrede durch indiskrete Rezipienten geprägt, die nach Enthüllungen suchen:

---

*Bericht*. 1680, S. 128; Hervorhebung von mir, AW].

<sup>1345</sup> Wird zitiert als *Ecuienne: Klatschmaul*. 1683, oder im fortlaufenden Text mit der entsprechenden Seitenangabe. Der Titel erscheint nicht im Messekatalog.

Hier präsentiret sich abermal ein Politisches Tractätigen [!] / das zwar wohl nimmer dem unzeitigen Urtheil eines unverständigen Lesers wäre unterworfen worden / wo nicht in neulichster Versammlung der darinnen enthaltenen Compagnie ein ieden [!] was zu verfertigen versprechen müssen. Denn dem Autori gar wohl bewust / daß aus sothanen Büchern einieder was heraus klauben will / so zum Nachtheil des Nechsten gereicht; (3)

Der Gattungszusammenhang erscheint vor allem als ein durch den einschlägigen Titel hervorgerufener Rezeptionzzusammenhang übler Nachrede. *Ecuienne* relativiert pflichtschuldig das vorherrschende Gattungsverständnis durch die topische Behauptung persönlicher Unschuld: Er sei „in Generalibus geblieben / und niemahls Personalia zu tractiren gesonnen gewesen“ (5). Offenbar hat sich die Rezeption der Politischen Romane als Pasquillen inzwischen derart verselbständigt, dass *Ecuienne* gar nicht mehr weiter versucht, seine Intentionen gegenüber den von der satirischen Kritik vermeintlich persönlich getroffenen Lesern zu verteidigen. Vielmehr werden nun solche Leser zurechtgewiesen, die den Text zu entschlüsseln versuchen und in lästerlicher Absicht nach Anspielungen auf Dritte suchen. Dieses Setting entspricht einer für Skandale typischen, aufgeheizten Kommunikationssituation:

Manche sündliche Lästertzunge ziehet also balden ein oder das andere eingeführte Exempel auf diesen und jenen ehrlichen Menschen / und kützelt sich in der Seele damit / daß seinen einfältigen Gedancken nach / des Nechsten so statlich durchgezogen worden / ob schon der Übersetzer in Generalibus geblieben / und niemahls Personalia zu tractiren gesonnen gewesen. Ist also ein solches Buch gleich einen Mahler / welcher mit Farben ein Gesicht an die Wand mahlet / und kömt eben ohngefehr ein fremder dahin / dem das Gesichte naturel gleich siehet / da weiß iederman / daß der Mahler deswegen nicht die Ursache des Conterfeyes sey / sondern derjenige selbst / der dem Gesichte gleich siehet. Diß ist die Ursach warum ich hier beweisen wollen / daß man nicht alsobald diese und jene Begebenheit mit Haaren auf seines Neben=Christen begangene Fehler ziehen / sondern vielmehr alles aufs beste auslegen soll. (5f.)

*Ecuienne* präsentiert *Das Politische Klatschmaul* also als beispielhafte Erzählung über die Nachteile übler Nachrede und die Vorteile eines wohlwollenden Umgangs miteinander. Dies geschieht innerhalb eines dem literarischen Werk vorausgehenden Rahmens geselliger Rituale, denen der Text vor allem als flüchtiges Element eines gemeinschaftlichen Spiels dient. Dementsprechend wird er eher beiläufig als Gattungsexemplar angesprochen.

Doch die Veröffentlichung wird ja nicht nur aus einer geselligen Runde heraus motiviert – das entspricht den Regeln der *captatio benevolentiae* – sondern es soll auch von eben dieser *Compagnie* erzählt werden. Der Roman wird also nur für einen vertrauten Kreis völlig verständlich sein, während die übrigen Leser offen-

bar daran gehindert werden müssen, falsche Schlüsse zu ziehen. Dabei erscheint die Darstellung nicht nur derart an reales Geschehen gebunden, dass der Autor lediglich als dessen „Übersetzer“ fungiert, sondern die literarische Repräsentation scheint der geselligen Präsenz auch nachgeordnet zu sein.

Die ausgeprägte Orientierung an außerliterarischer Realität sowie die exemplarische Anlage der Erzählung stimmen dabei durchaus mit Darstellungskonventionen des Politischen Romans überein. Auf dessen kritischen, satirischen Impetus rekurriert *Jacques Gervaise Ecuienne* indes nur beiläufig, um sich zugunsten seiner unterhaltsamen Absichten davon zu distanzieren: „Zwar gleicht dieses Tractätlein von aussen ziemlich einer Satyren / doch hält der Autor denjenigen vor das größte Politische Klatschmaul / daß sich über ihn offendirt befinden wird / die weil sein Scopus auff lustige Materien / nicht aber zu eines ärgerlichen Menschens Praejuditz ziele“ (6). Es ist dies die einzige Stelle innerhalb der Vorrede, an der die Titelformulierung – bezeichnenderweise als vorauseilender Angriff auf kritische Leser – ausdrücklich aufgegriffen wird. Die Begriffskombination *Politisches Klatschmaul* wird im Verlauf der Erzählung eher situativ gebraucht und bezeichnet sowohl jemanden, der seinen privaten Angelegenheiten öffentliche Bedeutung beimisst (S. 22f.), als auch das unbedachte Mundwerk eines jungen Mannes (S. 56); außerdem wird ein apodiktisches, widersprechenden Argumenten unzugängliches Diskussionsverhalten als das eines *politischen Klatschmaules* verstanden (S. 28). Mit einer solchen Formulierung werden also unüberlegte oder unangemessene Äußerungen in verschiedenen Kontexten angesprochen. Dieser Sprachgebrauch lässt sich zwar lose mit der anfänglichen Ankündigung verbinden, der Text demonstriere die nachteiligen Wirkungen voreiliger Verdächtigungen, doch hat der Titel offensichtlich keine exemplarische Bedeutung.

Es bestätigt diesen Befund wie auch die geringe Bedeutung eines literarischen Gattungszusammenhangs für die Rezeption dieses Textes, dass *Ecuienne* sich nicht bemüht, die Diskrepanz zwischen moralsatirischer Aufmachung und unterhaltsamen Gehalt des Buches mit didaktischen Absichtserklärungen zu kompensieren. Im Gegenteil: Ohne auf die spektakulären Wirkungen des Epithetons verzichten zu wollen, korrigiert er die dadurch hervorgerufenen Erwartungen zugunsten einer reinen Unterhaltungsabsicht („lustige Materien“). Zum Schluss sollen die in dieser kurzen Vorrede versammelten Publikumsbeschimpfungen als Versuche eines aufrichtigen Autors verstanden werden, seine „geringe Schrift“ vor Missverständnissen zu schützen. Ein biblisches Bekenntnis menschlicher

Unzulänglichkeit aufgreifend (vgl. Lukas 5,8 und Apg. 10,26), bittet *Jacques Gerlaise Ecuienne* um wohlwollende und nachsichtige Lektüre:

Solches lasse sich der geehrte Leser zum vorhergehenden Unterricht dienen / auf daß er diese geringe Schrift nicht in einer andern Meinung lese / als sie geschriben worden. Hiermit recommendirt sich der Autor in eines ieden beharliche Affection, und bittet / weil er ein Mensch ist / daß ihm auch die menschlichen Fehler möchten zu gute gehalten werden. Adjeu!

Insgesamt stehen in dieser Vorrede ein apologetischer Ton und unerbittliche Unterhaltungsabsichten nebeneinander, ohne durch moralische Absichtserklärungen miteinander vermittelt worden zu sein.

**q) *Michael Kautzsch: Der Politische Tobacks-Bruder (1685)***

Die Vorrede des Romans *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder*, der, anders als auf dem Titelblatt angegeben, bereits in der ersten Jahreshälfte 1684 erschienen sein muss,<sup>1346</sup> ist mit einem Umfang von 15 Seiten nicht nur ungewöhnlich lang, sondern als Erfahrungsbericht eines studentischen Autors „mit dergleichen Bücher=schreibe=Art“ auch ungewöhnlich angelegt. Die Beziehung zwischen dem Vorredenverfasser *Musander* und dem auf dem Titelblatt als Romanautor firmierenden *Michael Kautzsch* bleibt unbestimmt, lässt sich aber vielleicht mit der Ablehnung eines galanten Pseudonyms für das Titelblatt eines Politischen Romans erklären. Insgesamt ist die paratextuelle Rahmung dieses Buches als Versuch zu werten, den kommunikativen Kontext der Gattung zu verändern und sie zu studentischer Gesellschaftsdichtung umzufunktionieren. Hier gehören Autor und Leser zum gleichen sozialen Milieu; ein aggressiver Impetus gegenüber dem Publikum entfällt dementsprechend.

Die **Vorrede** gibt die Erfahrungen eines Studenten namens *Musander* wider, der den Auftrag eines Verlegers, ein Buch unter dem Titel *Das politische Bier-Glas* zu verfassen, aus finanziellen Gründen annimmt, von dieser Aufgabe aber völlig überfordert ist. Es scheint dem für die Paratexte Politischer Romane bereits bekannten distanzierenden Gestus zu entsprechen, wenn sich *Musander* anfangs erstaunt über die Menge „politische[r] Tractätlein“ zeigt. Dieser topische Bereich wird indes sofort wieder verlassen. Noch größeres Staunen erregt nämlich die thematische Fülle solcher Bücher:

---

<sup>1346</sup> Zur Vordatierung vgl. Teil A. I.

Geneigt gesinnter Leser!

Mir zweiffelt nicht / du werdest mit mir bekennen / daß man sich billig verwundern müsse / über die vielfältig heut zu Tage zum öffentlichen Druck beförderte politische Tractätlein: Aber noch mehr wundert mich / woher doch einer so viel Materie nimmet. Ich bekenne frey / ich wüste nicht einen Bogen auff dergleichen Art voll zu schreiben.<sup>1347</sup>

Das Bekenntnis eigenen Unvermögens ist sicher als *captatio benevolentiae* zu verstehen, hat aber darüber hinausgehende Funktionen. Mit dem Beginn der Vorrede steht dieses Bekenntnis an ungewohnter Stelle, gemeinsam mit dem anschließenden Erfahrungsbericht eröffnet es den nötigen Spielraum, um unter dem eingeführten Label der Gattung nicht nur andere Texte als bisher veröffentlichten zu können, sondern diese auch auf andere Weise zu präsentieren.

*Musander* berichtet von einer kürzlich stattgehabten Begegnung mit einem Verleger, der bereit gewesen sei, für die Anfertigung eines Politischen Romans gut zu zahlen. Der Student hatte das für eine leichte Aufgabe gehalten und auf schnellen Gewinn gehofft, doch das Schreiben drohte ein Verlustgeschäft zu werden:

Vergangene Neu=JahrsMesse wurde ich in einen Weinkeller mit einen Verleger bekennt; und gab die Gelegenheit / von dergleichen Politischen Tractätlein zu reden. Hey sprach er /ein tutzend Reichsthaler solten mir nicht zu lieb seyn / wenn ich einen bekommen könnte / welcher mir ein dergleichen Tractätlein schriebe /und nennete es /das Politische Bier=Glas. Ho / ho / dachte ich bey mir selbst / das tutzend [!] Reichsthaler kanstu auch einstecken / so bald / als du nacher Haus kömmt / wilstu dich drüber her machen / und das Politische Bier=Glas concipiren / auch hernach solches diesen Freund communiciren / so hastu ein dutzent Thaler / die sind warlich zu dieser Zeit nicht zu verwerffen: Aber / ach! ich armer elender Teufel / acht Tage / Tag und Nacht hatte ich gesessen / und nicht einmahl eine Zeile concipiret, 6. Bogen Pappier hatte ich verderbet / 1. Pfund Liecht / und 1½ Pfund Baumöhl verbrennet / vor 1. Thaler 16. Groschen Bier darzu ausgetruncken / und vor 8. Groschen Toback dabey geschmauchet / ohne was sonst meine Versäumnis in Studieren und andern Verrichtungen ware.<sup>1348</sup>

Gerade als sich endlich „wunderliche Grillen von Politischen Bierglasse“ einstellen und *Musander* anfängt, das Papier voll „zu schmiehren“, wird er von seinem Freund *Philander* gestört. Dieser warnt ihn, „dergleichen Bücher=schreibe=Art“ zu leicht zu nehmen, in inhaltlicher wie in stilistischer Hinsicht fehlten *Musander*

<sup>1347</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*, 1685, [A 2r]. – Eine ähnliche Bedeutung mag die Bemerkung von *Kautzsch* in der Vorrede zum *Bier=Glaß* haben, wo er im Hinblick auf die lange Produktionszeit, aber wohl auch -umstände andeutet, dass es nicht ganz einfach gewesen sei, ein Thema derart zu entfalten bzw. einen Text von ausreichendem Umfang zu verfassen, wie er für ein Buch nötig ist: „Es war eine wunderliche METAMORPHOSIS, aus einem Brandtwein=Glaße ein Bier=Glaß zu machen.“ *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, ](2r).

<sup>1348</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 2v].

die nötigen Voraussetzungen.<sup>1349</sup> *Philander* deutet die schlechte Qualität vieler vorliegender *Politischer Tractätlein* an, die er vor allem auf den ungenügenden Sachverstand „politischer Bücherschreiber“ zurückführt.<sup>1350</sup>

Als *Musander* darum bittet, „etwas Nachricht von dieser Art politisch zu schreiben“ zu erhalten, weist *Philander* zuerst darauf hin, dass die vorgesehene Titelformulierung *Das Politische Bier=Glas* falsch sei. Als spezifisches Sujet der Gattung gilt allein der Mensch als soziales Wesen:

Stellte mir auch vor / wie ungeräumt es wäre / daß man auch so gar denen leblosen Dingen / das Wort politisch zueignete / da es doch einig und allein den Menschen / und sonst nichts nicht mehr / könne zugeeignet werden / der wehre ζων πολιτικόν [zoon politikon, AW]. Und wolte hier einer gleich die Analogiam vorschützen / so wird er sich weniger damit können retten / als ein Kruppel mit einem zerbrochenen Stecken. Ich liesse mir diesen Unterricht wohlgefallen / und nahm zur Lehre mit an / daß auch mein Bier=Glas nicht politisch hätte können genennet werden.<sup>1351</sup>

An dieser Vorrede interessieren vor allem die „Reformulierungen“<sup>1352</sup> der konstitutiven Prämissen der Gattung. Sie werden hier ohne einen Rekurs auf einen gelehrten Inaugurator, sondern allein im Hinblick auf die Texte formuliert. Dementsprechend beginnt *Musander* nach diesem Gespräch mit der Lektüre Politischer Romane. Das ist ein autodidaktischer Versuch, sich die Eigenheiten der Gattung anzueignen:

<sup>1349</sup> Auf Musanders Geständnis, „ein Buch wil ich schreiben / dessen Titul soll seyn / das Politische Bierglas“, reagiert *Philander* spöttisch: „Ho / ho / antwortete mir *Philander* / mein Freund / ich wil nicht hoffen / daß du dich auch mit dergleichen Bücher=schreibe=Art wirst bemengen: thue es nicht / zumahl du der Sache noch nicht erfahren / weniger dieser Schreibe=Art gewohnet bist [...] es läst sich nicht alsbald schreiben / wie du wohl meynest / es gehöret ein gut Pferd vor den Schlitten / sollen anders nicht die Jungen bey solcher angestellten Schlittenfarth / Haber / Haber / schreyen.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 5r]–[A 6r].

<sup>1350</sup> „Es seind sehr viel Politische Tractätlein vor ietzo in offenen Drucke hausen / sprach er ferner / aber / ob manche des Durchblätterns / geschweige des Durchlesens werth / lasse ich diejenige urtheilen / die einen bessern Verstand / als ich / hiervon haben; der Titul hat offters ein grosses Ansehen / aber / wenn man die Materie durchlieset / so räumt sichs zusammen / wie Speck zur Märthe. Und mögte wohl ein dergleichen politischer Bücherschreiber zuvorhero erkunten / die Natur und Qualität eines Dinges / ehe er die Materie davon wolte ausführen.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 6r]. – Die Wendung vom Speck und der Märthe weist das Deutsche Wörterbuch als obersächsische, thüringische Redensart aus, mit dem erläuternden Beispiel: „dieses schickt sich hieher, wie eine Faust auf ein Auge, wie Speck zur Märthe.“ Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 6. Band, 1885, Sp. 1468. Als Märthe wird eingeweichtes Backwerk bezeichnet. – Von diesen Äußerungen beeindruckt, vergisst *Musander* seine ersten Schreibversuche, die er als „mein politisch Brandeweinglas“ bezeichnet. In der Vorrede zum im nächsten Jahr erscheinenden *Bier=Glas*, das dann tatsächlich nicht mehr als *Politisches* tituliert wird, greift der pseudonyme Autor *Kautzsch* die metaphorische Rede vom „Brandeweinglas“ als Bezeichnung für den zugrundeliegenden Stoff der Erzählung wieder auf, vgl. *Kautzsch: Bier=Glas*. 1685, I(2v).

<sup>1351</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 7r].

<sup>1352</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 386.

[...] damit ich nun die Art zu schreiben recht erlernen möchte / satzte ich mich ie zu weilen in langen Winternächten zu gewissen Stunden an den warmen Ofen / nahm ein und ander Politisch Tractätlein vor die Hand / laß solches bey einer Pfeiffe Toback mit Verstande durch und befand / daß es war sey / was mein Hertzens=Freund Philander von dergleichen Büchern öffters geurtheilet hatte.<sup>1353</sup>

*Musander* äußert seinen Ärger über die Diskrepanz zwischen dem *Titul* und der *Materie* der Politischen Romane, ohne einzelne Titel zu nennen. Das vorliegende Werk wird dann dem Publikum quasi als Frucht seiner Lektüre wie seiner Bemühungen präsentiert, ohne dass dessen Verhältnis zu den vorangegangenen Politischen Romanen näher bestimmt würde. Die Hinweise für den Leser kommen ohne den Verweis auf etablierte Gattungsexemplare, ohne eine Bezugnahme auf einen der bekannt gewordenen Autoren, ohne die Insinuation gelehrterer als studentischer Autorschaft und ohne lokalpolitische Anspielungen oder persönliche Verleumdungen aus. Sie dienen dazu, den vorliegenden Text der Gattung zuzuordnen und ihn zugleich in neuartiger Weise zu präsentieren:

Dieses / was du / geneigter Leser / anietzo von mir an statt des Politischen Bierglases empfähest / ist der politische und lustige Tobacks=Bruder / welcher dir zu einen sattsamen Zeit=vertreib angenehme Toback=Schwänckgen offenbahren wird; gebrauche dich dessen zu deiner Gemüths=Ergötzlichkeit / und bleibe ingedenck des alten Spruchs:

Wer nicht mit macht /

Wird ausgelacht.

Bistu gleich kein Liebhaber des Tobacks / gleichwie ich auch bin / so laß dir nicht misfallen / wenn du in einer Toback=Compagnie sitzt / und man dir das Pfeiffgen praesentiret / schlags nicht aus / pro Compagnie mache eins mit / hilffts nicht mehr / so hilffts doch so viel / daß du des Geruchs gewohnest / pfeiffen kanstu bald lernen.<sup>1354</sup>

Indem das einschlägige Epitheton *politisch* um ein weiteres (*lustig*) ergänzt und der Text als thematische Sammlung von „Schwänckgen“ präsentiert wird, werden die Erwartungen der Leser vom etablierten Vorverständnis der Gattung als Personal satire weggelenkt. Hierher gehört auch, dass sich die an die Leser gerichteten Rat schläge sehr konkret auf ihr Verhalten innerhalb „einer Toback=Compagnie“ beziehen. Mit den lustigen Geschichten sollen sie in geselliger Runde die Zuhörer unterhalten können. Damit erhält *Der Politische und lustige Tobacks=Bruder* zunächst eine Funktion, die bereits die Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts beanspruchten. Darüberhinaus mutiert der Text gewissermaßen zur Dokumentation einer Jugendszene mit spezifischen Verhaltenserwartungen, hohem Anpassungs-

<sup>1353</sup> Kautzsch: *Tobacks-Bruder*. 1685, [A 7v].

<sup>1354</sup> Kautzsch: *Tobacks-Bruder*. 1685, [A 8r].

druck und besonderen Ritualen, zu deren gemeinsamem Vollzug er zugleich animieren will. Das Buch bietet seinen Lesern eine Handreichung, an Ritualen studentischer Folklore teilzuhaben, denen sich niemand, der nicht isoliert und verspottet werden will, entziehen darf – und ist zugleich ihr unterhaltsamer Bestandteil. Das „ewig gleichbleibende jugendliche Bedürfnis nach Freundschaft und Konnexion, Geselligkeit und Radau“,<sup>1355</sup> das als wesentlicher Impuls für die Bildung studentischer Vereinigungen gilt, bildet hier auch den Schreibimpuls. Der Anspruch einen Politischen Roman zu schreiben, wird aufgegeben, der vorgelegte Text als Dokumentation studentischer Folklore entliterarisiert.<sup>1356</sup>

Überblickt man nun die Paratexte und die Erzählung, so bleibt das Verhältnis des pseudonymen Autor *Michael Kautzsch* zum intradiegetischen homodiegetischen Vorredenverfasser *Musander* ungeklärt. Es ist für das Verständnis der eigentlichen Erzählung auch nebensächlich, spielt aber als Parameter für die Wahrnehmung der Gattung eine Rolle: Vermutlich muss man *Michael Kautzsch* als Herausgeber einer Dokumentation studentischer Geselligkeit verstehen, die von einem der Studenten unter dem Pseudonym *Musander* verfasst wurde.<sup>1357</sup> Dieses Pseudonym erschien indessen für den Kontext des Politischen Romans als zu galant, werden doch solche eleganten Pseudonyme erst zwei Jahrzehnte später mit *Menantes'* alias Hunolds Romanen üblich.<sup>1358</sup> Das gewählte Pseudonym *Michael Kautzsch* unterscheidet sich nicht nur deutlich von den bei den Politischen Romanen häufig gebrauchten sprechenden Namen, sondern ignoriert auch den damit verbundenen und selbst in seiner Parodie noch anerkannten belehrenden Anspruch.<sup>1359</sup> Ebenso fehlt ihm die geheimnisvolle Aura von Initialen.<sup>1360</sup> *Michael Kautzsch* ist semantisch neutral, das Pseudonym bildet eine leere Projektionsfläche für die Person des Autors.

---

<sup>1355</sup> Schoeps: *Zur Geschichte*. 1949/50, S. 264. Hier zitiert nach: Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990, S. 216.

<sup>1356</sup> Vgl. die Überlegungen von Assmann: *Schriftliche Folklore*. 1983, S. 186f.

<sup>1357</sup> Im Werk *Bier=Glas* verzichtet *Kautzsch* auf solch eine vermittelnde Figur.

<sup>1358</sup> Vgl. die Überlegungen zur Wahl eines Pseudonyms und deren Zusammenstellung bei Simons: *Marteaus Europa*. 2001, S. 298ff.

<sup>1359</sup> Vgl. beispielsweise die von Johann Beer gebildeten Pseudonyme *Antonio de Caminero*, *Amando de Bratimero*, *Amandus de Amanto*.

<sup>1360</sup> Wie beispielsweise *E.I.C.P.N.* oder *B. S.*

Die beiden letzten in diesem Kapitel anzusprechenden Titel sind hybride Konstruktionen: Es handelt sich um *Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopf* und *Der Politische und Lustige Passagier*. Ihre Autoren und/oder Verleger versuchten, die Texte als Politische Romane zu verkaufen. In beiden Fällen offenbart der paratextuelle Rahmen der Texte jedoch eine gewisse Verlegenheit hinsichtlich ihrer möglichst publikumswirksamen Etikettierung.

r) ***Erasmus Grillandus: Der Politische Hasen-Kopff* (1683)**

Der Roman *Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff*<sup>1361</sup> wird – das indiziert schon der mehrere Adjektive versammelnde Titel – mehrfach gerahmt. Eine ausführliche Widmung, eine Vorrede sowie eine thematische Einführung empfehlen den Text sowohl als Schlüsselroman wie auch als Liebesgeschichte und Verhaltensratgeber.

Es handelt sich um eine als Schlüsselroman gestaltete Liebesgeschichte,<sup>1362</sup> deren Handlung und deren adelige Protagonisten vorbildlich für gesellschaftlich gewandtes Verhalten sind. Im Mittelpunkt steht die sozial unterlegene, aber aufgrund ihres geschickten Verhaltens in Liebesdingen erfolgreiche männliche Figur. Das positiv bewertete Konzept des *Politicus* (das hier nicht mit dem eines Höflings konvergiert) steht für eine umfassende Verhaltenssicherheit – auch in prekären Liebesangelegenheiten. Anders als in anderen Politischen Romanen dient die Verschlüsselung hier nicht als Vorwand für polemische Zwecke, sondern der Diskretion gegenüber einer geliebten Frau.

Die *Zuschrift* des Romans ist in Prosa gehalten und umfasst zehn Seiten; angehängt ist ein anderthalbseitiges Widmungsgedicht in jambischen Rhythmen mit umschließendem Reim.<sup>1363</sup> Es ist für den kommunikativen Gestus dieses Schlüsselromans bezeichnend, dass die **Widmung** mehr als doppelt so viel Raum einnimmt wie die – in kleinerer Type gedruckte – Vorrede an den Leser.<sup>1364</sup> Sie beginnt mit einer auf die sprichwörtliche Bedeutung der Rede vom *Hasen-Kopff*

<sup>1361</sup> Der Titel wird zitiert als *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978.

<sup>1362</sup> Mayer argumentiert, man müsse das Werk als Mischform verstehen, um „seine Eigenart“ zu würdigen, ignoriert aber völlig, dass für diese „Mischform“ und ihre „Romanwelt“ das Prinzip der Verschlüsselung zentral ist, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 70–97.

<sup>1363</sup> *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 5–16.

<sup>1364</sup> *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 17–22.

rekurrierenden Sentenz, die als Motto gelten kann: „Ein Schichtrer und Verzager / Gibt keinen guten Wager“ (5).<sup>1365</sup> Wie bereits im Titel des Romans dient die Kombination „possierlich und doch manierlich“ dazu, das Werk zu charakterisieren. Mit ihr sollen vordergründig einander widersprechende Eigenschaften verbunden werden: Die Integration von Possen ist offenbar doppeldeutig und erläuterungsbedürftig, weshalb die Unanständigkeit der vorliegenden Unterhaltungslektüre gegenüber der Widmungsempfängerin, einer ungenannten Dame „hochreifen Verständnuß und guten Gemüths“, betont wird (5). Dabei wird die Widmung als kühner Akt verstanden, der demonstrieren soll, dass der pseudonyme Autor selbst weder schüchtern noch verzagt, sondern hoffnungsvoll und mutig handelt.<sup>1366</sup>

Für die Figuren des Romans wie für seine Handlung wird ein konkreter Realitätsbezug behauptet: So bestehen zwischen der Widmungsempfängerin und der weiblichen Hauptfigur, der „fürtrefflichen *Bellerisen*, Harmonische / [...] Sympathetische und Magnetische“ Beziehungen (7). Auch soll das Verhältnis zwischen dem pseudonymen Autor und der Adressatin mit der Figurenkonstellation des Romans übereinstimmen. Es sei dem Autor, der die Widmung als *Der Verschwiegene und Einsame* zeichnet, mit der Adressatin ähnlich ergangen wie der männlichen Hauptfigur namens *Fortunio* mit *Bellarisis* (7f.). Beide habe eine „lange verborgene Geheim=Liebe“ verbunden, die erst nach „allerhand obstehenden Hindernissen“ und Eifersüchteleien<sup>1367</sup> mit gegenseitigen Küssen und gemeinsamem Glück belohnt worden sei (8f.). Der Adressant ist sich sicher, dass die verehrte „Nympe“ sehr leicht wird „errathen können, wohin der Zweck meiner Meynung ziele. Und was ich mit diesen stummen Gleichnissen sagen wolle“.<sup>1368</sup>

<sup>1365</sup> In analoger Weise versuchte auch Riemer den Protagonist seines Romans mit Hilfe des sprichwörtlichen Titels *Der Politische Stock-Fisch* als beispielhaft zu charakterisieren.

<sup>1366</sup> „Und solcher Gestalt nun [aufgrund seiner mutigen Dedikation, AW] / will er auch kein schichterer Zager / sondern viel lieber ein zuversichtlicher Wager ihrer so ruhmwürdigen höflichen Aufnahm daher billig sich erweisen und heissen“, *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 6.

<sup>1367</sup> *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 13.

<sup>1368</sup> Als Beleg für das eigene Wissen und den realen Hintergrund der Handlung weist der pseudonyme Autor auf verbindende Gefühle und gemeinsam ausgestandene Gefahren hin: So die Sehnsucht der liebenden Frau, die während „verdrießliche[r] lange[r] Weile“ so manche Stunde „in dem Nacht=Rock“ am Fenster stand, um sich „an denen Constellationen der Sternen [...] zobelusten“. Ein intimes Zwiegespräch wird sogar datiert: Die „wohlbewuste gar liebeiche Conversation [...] an dem Dreykönigs=Tag“ endete überstürzt „durch einen unglücklichen Stiegen=Abfall“. Trotzdem sei „die Unterredung [...] glücklich“, und die Schmerzen seien vor lauter Liebe nicht zu spüren gewesen. *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 8–11.

Neben dem Versuch, mittels literarischer Verschlüsselung eine persönliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die eigentlich nicht gesprochen werden darf, wird ein allgemeines Interesse für das Thema, die „Politische / und künstlich=verdeckte Liebe“ (11), beansprucht.<sup>1369</sup>

Um die wahre Bedeutung des Themas zu erkennen, wird die Adressatin – und mit ihr das Publikum – zu deutender Lektüre aufgefordert. Dazu wird die herkömmliche Semantik der Pillenmetaphorik hinsichtlich des hier geforderten entschlüsselnden Lesens zur Nussmetaphorik transformiert. Den eigentlichen Genuss bereitet bei dieser Form einer narrativen Allegorie also nicht die Schale, sondern der Kern:

Den süßen Kern einer Nuß / kan man nicht ehender geniessen / bevor man die Schalen desselben erbreche. Tugendsittliche Nymphen=Zierdel! Es findet sich in diesem Hasen=Kopff / mancher guter Lehr=Kern also verborgener in einer Politischen Schale verwickelt / welcher / wann diese recht gebrochen / und durch die gute Vernunft oder kluges Nachsinnen genossen wird / zweiffelsfrey auch manches annehmliches Gusto / und süßen Geschmack / dem Gemüth geben / und verursachen kan. (6f.)

Es ist bemerkenswert, wie sich mit der gewandelten Metaphorik die poetologischen Akzente verändern: Zwar werden hier wie beim Vergleich des Textes mit „ApothekerBüchsen“ und verzuckerten Pillen eine oberflächliche und tiefere Bedeutung verschiedenen Zwecken, analog zu *delectare* und *prodesse*, zugeordnet. Doch die Rede von der Nuss dient dazu, die Leser zur deutenden Lektüre aufzufordern, quasi die Nuss zu knacken. Dies bedarf zusätzlicher Anstrengungen („durch die gute Vernunft oder kluges Nachsinnen“), doch der Kern, der dabei entdeckt werden kann, verspricht weniger Belehrung als vielmehr den eigentlichen Genuss. Wie für Schlüsselliteratur charakteristisch, besteht der besondere Reiz „im Kalkül des vom Leser zu leistenden Rückbezugs auf den eigentlich gemeinten Sachverhalt“.<sup>1370</sup> Zentrale Funktion der Widmung scheint es zu sein, den Text quasi über die Angesprochene hinweg als Schlüsselroman zu präsentieren und das Publikum neugierig zu machen.<sup>1371</sup> Indem der pseudonyme Autor *Erasmus Grillandus* beteuert, er hätte die beständige Liebe seiner „Nymphe“ ausführlicher beschrieben, wenn nicht „der Schlüssel zu dem Mund= und Zun-

<sup>1369</sup> Dazu allgemein Rösch: *Clavis scientiae*, 2004.

<sup>1370</sup> Kanzog: Art. *Schlüsselliteratur*, in: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III, S. 380.

<sup>1371</sup> Zum gewählten Gestus, den Leser indirekt anzusprechen, vgl. Genette: *Paratexte*. 1989, S. 188.

gen=Schloß verloren“ gegangen wäre und er nicht fürchte, als „Schul=Schwätzer[...] zu gelten“ (14), fällt nun den Lesern die Aufgabe zu, die Liebesgeschichte zu entschlüsseln.<sup>1372</sup>

Das **Widmungsgedicht** verstärkt den Eindruck, das vorliegende Buch erlaube zwei Lesarten, eine esoterische und eine exoterische: Der Widmungsempfängerin wird der vorliegende Roman als treuer „Spiegel“ ihrer Liebe empfohlen; zugleich gilt der verschlüsselte Text gegenüber der Öffentlichkeit als „Siegel“ ihres gemeinsamen Geheimnisses. Dementsprechend dient das literarische Verfahren, „Ernst und Schertz“ zu mischen, weniger einem didaktischen als einem verrätselnden Zweck:

Sie [die Widmungsempf., AW] sehe sich hierinn / gleich als in einem Spiegel /  
 Es weiß doch niemand nicht / wohin die Meinung zielt;  
 Weil beydes Ernst und Schertz / hier untermischt Spielt /  
 Dies Büchlein ist wohl recht / geheimer Liebe Siegel.  
 Es stellt Gedicht=weis vor / was im Geschicht geschehen  
 Nur bloß zu diesem End: daß man aus solchem Faß  
 Was gut; und was nicht schön / hergegen unterlaß [...]. (16)

Das Buch wird von der für einen Schlüsselroman konstitutiven Verquickung von faktischen und fiktiven Momenten geprägt. Indem es „Gedicht=weis“ vorstellt, was faktisch geschah, ist das Werk an die aktuelle Kommunikationssituation zwischen Adressant und Adressatin gebunden, wie sie die Widmung etabliert hat, um entschlüsselt werden zu können. Die verschlüsselte Geschichte kann auch anderen Lesern „zur Nachricht“ dienen, insofern sie mit „Liebes=Griff“ und „Finden“ [i.e. Finten] bekannt macht. Gemeint sind damit eher Fragen des taktischen Verhaltens als der Moral. Bezeichnenderweise soll das Publikum erkennen, was in Sachen Liebe „gut“ und was – nicht etwa böse, sondern – „nicht schön“ ist (16).

Die **Vorrede** an den „lust=liebende[n] Leser“ unterscheidet sich von allen bisher besprochenen Vorreden vor allem durch ein entspanntes Verhältnis zu den angesprochenen, erwartungsfreudigen Adressaten. *Erasmus Grillandus* empfiehlt das vorliegende Buch als Sammlung vorbildlicher Verhaltensmodelle für gesellige, gemischtgeschlechtliche Treffen.<sup>1373</sup> Dem instruktiven Impetus entspricht die

<sup>1372</sup> Einer Aufforderung zur Entschlüsselung entspricht auch die Datierung der Widmung auf den *Tag der Verschwiegenheit*, als der der 11. Januar 1683 gilt, vgl. *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 15.

<sup>1373</sup> Vgl. die abschließenden Empfehlungen der Vorrede: „[...] denen groben und ungeselligen Gesellen zum Beyspiele und Bespieglung oder Nach=Ahmung / die Korn-Hammerey zu vermeiden / und sich der sittlichen Höflichkeiten / oder manierlichen und zierlichen Aufdienungen und höflichen Discursen und Courtesien zu gebrauchen / und in Übung zu seyn.“ *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978, S. 21f.

konstruktive Haltung, die der pseudonyme Autor einnimmt. Als Verhaltensideal gilt auch hier der *Politicus*, ein Rollenideal freilich, das viele für sich beanspruchen und das zunächst vor seiner Reduzierung auf Kleiderfragen in Schutz genommen werden muss:

Es sind nicht alle Köch / welche lange Messer tragen / auch sind diese nicht alle Politici / welche in Politischen Kleider=Habit auf das prächtigste aufziehen und daher stützen; und so folgig sind auch diese nicht alle ausgestochne Hof=Narren / welche einen lustigen Possen / und lächerlichen Schwanck zur bequemen Zeit und Gelegenheit / wissen an= und manierlich vorzubringen.<sup>1374</sup>

Im Rahmen eines höfischen Verhaltenskodexes, in dem Schweigsamkeit und Ernsthaftigkeit als Synonyme erscheinen, gelten konversationelle Gewandtheit und geschickte Scherze leicht als närrisches Verhalten. Der pseudonyme Autor differenziert und betont die Vorteile, über ein vielfältiges Repertoire erheiternder Gesprächsbeiträge zu verfügen:

Dann gleichwie nach des weisen Haus=Lehrers Ausspruch: **Ein Wort geredt zu seiner Zeit / ist wie ein güldner Apffel in einer silbern Schalen.** Also ist auch ein wohl= und höflich angebrachter Schertz / wie ein köstliches Gewürtz / oder wohl=geschmacktes Saltz / welches einem gantzen Gespräch und **Discurs** / die beste Annehmlichkeit / absonderlich bey Gesellschafftten und erbaren Zusammenkünfften / (so lang man in den Schrancken der sittlichen Mässigkeit verbleibet /) giebet und zueignet. Zumalen man ohnde dis / bey Compagnien junger **Purschen** / absonderlich so irgend sich auch Jungfern darbey mit einfinden / nicht immer traurig seyn kan/ sondern zuweilen auch etwas kurtzweiliges / die lange Weil oder verdrießlichen Abend=Stunden zu vertreiben / erfordert wird. (17f.)<sup>1375</sup>

Bei öffentlichen Anlässen unterschiedlicher Art sind kommunikative Fähigkeiten, gepaart mit sittlichem Maß gefragt. Nachdem einige Beispiele schlechten Benehmens geschildert worden sind,<sup>1376</sup> wird allen jungen Männern, die aus unterschiedlichen Gründen „ungeschickt und unbrauchbar in erbaren Compag-

<sup>1374</sup> Das Sprichwort „Es sind nicht alle Köch / welche lange Messer tragen“, findet sich bereits in den Sprichwörtersammlungen von Johannes Agricola (Nr. 26), wo es wie folgt erläutert wird: „Das ist / sie können nicht alle das / dafür sie sich außgeben. [...]“, in: Agricola: *Sprichwörtersammlungen*. 1971. Band 1, S. 31f.

<sup>1375</sup> Das Sprichwort „Ein Wort geredt zu seiner Zeit / ist wie ein gülden Apffel in silbernen Schalen“ ist wohl dem biblischen Buch *Jesus Sirach* entnommen, der auch häufig als Hauslehrer bezeichnet wird; vgl. die Belege bei Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 10. 1877, Sp. 678.

<sup>1376</sup> Junge Männer, die entweder gar nichts sagen oder nur grobschlächtige Scherze vorbringen oder aber anderen alles nachmachen, hinterließen einen schlechten Eindruck. Es gehört zu ihren Aufgaben, für eine gelungene Unterhaltung in geselliger Runde zu sorgen. Sie sollten „Inventios / einen nützlichen Discurs oder Kurtzweil bey Compagnien auf die Bahn [...] bringen [können]. Doch darbey auch so / daß man die Civilität und Höflichkeit daraus vermercken und abnehmen könne.“ *Grillandus: Hasen-Kopff*. [1683] 1978,

nien“ sind, der Typus des „Politischen Hasen=Kopfes“ gegenübergestellt. Das Titelstichwort ist wie bei Johann Riemers Roman *Der politische Stock-Fisch* gebildet: Hier wie dort wird ein eher negativ konnotierter Begriff (*Stock-Fisch, Hasen=Kopff*) mittels des Epithetons in dem Sinne umgedeutet, dass nun damit das männliche Vermögen bezeichnet wird, die eigene Schüchternheit und Befangenheit geschickt zu verbergen.<sup>1377</sup> Es geht also um einen so verhaltenssicheren wie unbeirrbar Mann, der es versteht, freundliche wie feindselige Menschen unterschiedlichen Ranges für sich einzunehmen:

[...] ein solcher / welcher Höflichkeit / und doch darbey unvergreifflichen Schertz speisen / und auf widriges Ereignen sich so Politisch zu stellen weis / als ob man Ihme nicht meine / oder verstehe / bis er also die Gemüther überhärtet / bezähmt und gleichsam durch seine höfliche Beharrung und verträgliche Leutseligkeit / gewonnen und ihme geneigt gemachet. (20)

Alle diese Fähigkeiten soll nun der Protagonist des vorliegenden Romans verkörpern, der als junger Mann vorgestellt wird, der ausdauernd, höflich, beherrscht und zurückhaltend, schlau und listig ist. Mit diesem vorbildlich agierenden Helden haben die entweder prekären oder weitgehend passiven Protagonisten der Politischen Romane wenig gemein. Nun lautet der übercodierte Titel des Romans *Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen=Kopf* [Hervorhebung hier von mir, AW]. In der Vorrede sind alle Epitheta bereits in irgendeiner Form aufgegriffen worden, bis auf dieses letzte: Der hier entworfene Held erscheint in der Tat kaum als simplicianische Figur. Von einem vagabundierenden Schelm trennen ihn Welten. *Erasmus Grillandus* begründet den Gebrauch des Signals, das Grimmelshausen und eine erfolgreiche Tradition simplicianischer Schriften assoziieren lässt, mit den zahlreichen „Widerwärtigkeiten“, die *Fortunio* zustoßen (21). Indes liegt der Akzent in der vorliegenden Erzählung nicht auf kontingenten und chaotischen Umständen, sondern auf den Kompetenzen des Helden, diese zu bewältigen. Vermutlich sollen mit der Berufung auf *Simplicissimus* die lustigen Momente der Geschichte betont werden, ohne dafür auf das Konzept *lustiger Schriften* von Christian Weise rekurrieren zu müssen. Das hat dann rezeptionsgeschichtliche und gattungstheoretische Gründe: Der *Bericht Weises* ist aufgrund seiner illegitimen Inanspruchnahme nicht nur zur zweifelhaften Quelle

---

S. 18–20.

<sup>1377</sup> Anders als Riemers Protagonist *Solande* ist *Fortunio* indes eine uneingeschränkt positive Gestalt. Die Gliederung des paratextuellen Rahmens beider Romane scheint indes nach analogen Prinzipien zu erfolgen.

geworden, sondern steht auch für ein Gattungskonzept, dem sich der vorliegende Schlüsselroman eigentlich nicht zuordnen lässt.

Vor dem eigentlichen Beginn der Handlung, die anders als in anderen Politischen Romanen nicht in Kapitel gegliedert ist, findet sich nochmals eine in mehrere Abschnitte gegliederte **Einleitung**, die mittels verschiedener Vergleiche und Metaphern den jungen „Manns=Personen“ die Vorteile höflichen Verhaltens vor Augen führen (23). Deutlich wird dabei, dass Höflichkeit gegenüber „Damen“ zwar von Sympathie getragen, aber in durchaus eigennützig Weise instrumentalisiert wird: Sie gehört als Mittel des sozialen Erfolgs zum Verhaltensrepertoire politischer Klugheit:

Die sittliche Höflichkeit bey Manns=Personen / wann sie wohl und manierliche angebracht / und ein wenig Liebe untermenget / auch mit Klugheit gespielt und practiciret wird, ist [...] ein starcker Arm / wordurch mancher geringer gleichsam aus dem Sand / oder schlechten Stand / [...] zu hohen Ehren und **Dignitäten** erhaben und befördert wird. Ja / sie ist gleichwie ein anderer **Cupido** / durch deren wohl=angebrachte Pfeile / die Hertzen der Damen / wann sie einmal beschossen / oft gantz erhitzt / und so Flammen=heis gemacht werden / daß sie alle andere hohe Liebe ausschlagen / und auf einen solchen **Qualificirten Höfling** / alle **Intention** ihrer Hertzens=Neigung auf einmahl hinwerffen. (23)

Für die bei Hofe angesiedelte Handlung wird Höflichkeit indes vor allem als breites Spektrum verbaler, habitueller und ritueller Gesten der Ehrerbietung verstanden, die den Affekt der Liebe zu sublimieren vermögen. Im positiv konnotierten Kontext galanter Liebe werden genau die opportunistischen Fähigkeiten verlangt und gutgeheißen, die das Rollenmodell des *Politicus* so umstritten haben werden lassen:

Ist demnach die sittliche und manirliche **Höflichkeit** / heut zu Tage / aller **Politischen** Aufwärter und **Damen=Diener** / schönstes **Kleid**. Darinnen sie Ihnen am gefälligsten / und bey der Glücks-Göttin zum besten beliebt und eingeschrieben werden. Ohne dieses Kleid ist die Liebe nur eine lächerliche **Haserey** und **Simpli-cität** / derjenige aber ein recht **Politischer Hasen=Kopff** / welcher sich in solches **Kleid** zu schicken / selbiges auf der rechten Seiten anzulegen / mit höflichen Schertz / sittlichen Gebärden und zierlichen Reverentz=Neigungen sich angenehm und bekant zu machen / oder den **Mandel** [!] **nach den Wind** zu hängen weis.

Als Verkörperung dieser politischen Fähigkeiten wird schließlich *Fortunio* eingeführt (25f.), der als einfacher „Hof=Cavallier“ sowohl seiner geliebten Herzogin *Bellarisis* als auch seinem königlichen Konkurrenten sozial unterlegen ist, aber aufgrund seiner persönlichen Fähigkeiten sozial aufsteigen wird.

An diesem Titel lässt sich – wie bereits im Falle des Romans *Der Politische Stock-Fisch* – zeigen, wie verschiedene Bedeutungsebenen des Werkes von verschiedenen Paratexten vorbereitet werden, um ein je spezifisches Verständnis zu gewährleisten: Titel und Vorrede akzentuieren den instruktiven Nutzen des Buches, während die Widmung den besonderen Charakter als Schlüsselroman und das Thema Liebe betont. Die die Handlung einleitenden Abschnitte bilden dann die verhaltensethische Folie für den exemplarischen Helden.

s) ***M.J.R.: Der Politische und Lustige Passagier (1684)***

Beim pseudonym erscheinenden Titel *Der Politische und Lustige Passagier* handelt es sich um eine tendenziöse Abenteuergeschichte. Der Text wird auf widersprüchliche Weise gerahmt: Er wird einerseits vom Verleger Christian Weidmann aus höchstwahrscheinlich kommerziellen Gründen als Politischer Titel angekündigt, aufgemacht und mit den Initialen Johannes Riemers versehen.<sup>1378</sup> Andererseits bereitet die Vorrede auf einen für die Politischen Romane ungewöhnlichen ideologischen Hintergrund vor, nämlich den des antifranzösischen Ressentiments. Hier finden sich weder Verbindungen zu Johannes Riemer noch zu Christian Weise noch zu vorangegangenen Politischen Titeln; auch gibt es keine Hinweise auf personalisierende oder lokalisierbare Anspielungen. Thematische Verbindungen bestehen hinsichtlich der im Text geäußerten Kritik an gedankenlos übernommenen Verhaltensweisen und Moden.

Die **Vorrede** beginnt mit dem an die deutsche Nation gerichteten Vorwurf gedankenloser und maßloser Übernahme fremder Sitten und Gebräuche. Unter den Deutschen herrsche einerseits eine „allzugrosse Neugierigkeit gegen ausländische Sachen“, andererseits „die aemulation oder unbezaumte Nachähmung“ ]( 2]. Als Motiv für die Kritik erscheint die Diskrepanz zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Interessen: Befangen in dem Wunsch, andere übertreffen zu wollen, achte niemand darauf,

ob so wohl dem gemeinen als Privat-wesen Schaden oder Nutzen daraus erwachse; welches dann so wohl nicht consideriret wird / wenn man nur seine vermeynte Freyheit und neugierige Affecten, ob schon mit vielen Geldverlust und Nachtheil des Vaterlandes / dabey auslassen und stillen kan. ]( 2]

---

<sup>1378</sup> M.J.R.: *Der Politische Passagier*. 1684. Zu den variierenden Ankündigungen dieses Titels im Messekatalog vgl. die Ausführungen unter I. 3.

Betont wird der moralische und materielle Schaden, der der staatlich verfassten Gemeinschaft durch das lust- und triebbestimmte Verhalten ihrer Bürger entsteht:

[...] welches eine grosse Thorheit ist / wodurch vielmahl einer gantzen Republicque unersetzlicher Schaden zugezogen worden. Und wird solcher gestalt eine merckliche Unvollkommenheit oder unachtsame Verletzung guter Policey in einem Reiche oder Land verspühret / wenn man solchen Gebrechen und Unwesen nicht mit ernstern Einsehen abhelffen will oder kan / sondern einem iedweden seines Gefallens hierinne thun läst / was er will. )( 3]

Die jegliche Maßstäbe verlierende *aemulatio* wird nicht nur als „Zeichen fehlender Traditionsverbundenheit“,<sup>1379</sup> sondern als große Gefahr für Staat und Gesellschaft gedeutet. Als Beleg für ihre schädlichen Wirkungen werden die „Frantzösischen Trachten / Moden und dergleichen Vanitäten“ angeführt, von denen Deutschland „überschüttet“ sei. Seitdem die französische Mode nicht mehr nur den „Vornehmen“ als Mittel der sozialen Distinktion diene, sondern als „Galanterie-sucht von einem Stande auf dem [!] andern gebracht“ werde, seien der deutschen Wirtschaft große Verluste entstanden, so „daß numehro gantz Teutschland seine alte ehrbare Trachten / einländische Wahren und Nahrung hat darüber in Abnehmen gerathen lassen / sein Geld aber in frembde Länder tragen“ )( 4]. Die Nähe dieser Argumentation zu kameralistischen Vorstellungen ist offensichtlich.<sup>1380</sup>

Vor diesem kulturkritischen und innenpolitischen Hintergrund werden nun vor allem die „allzugemeinen Reissen der Teutschen in Franckreich und andere Länder“ getadelt. Gemeint sind mehrjährige Auslandsreisen junger Kavaliere, die als Begleiterscheinung der kritisierten Vorliebe für französische Sitten und Gebräuche betrachtet werden. Dementsprechend wiederholen sich die Argumente: Innerhalb der letzten hundert Jahre sei aus vereinzelt Reisen mit durchaus unterschiedlichen Motiven<sup>1381</sup> ein allgemeines Phänomen kulturellen Verfalls geworden, weshalb gegenwärtig „grosse[r] Mißbrauch“ herrsche )( 7]. Anfangs sei bei jungen Leuten, die aus Frankreich zurückgekehrt seien, eine besondere „Ge-

<sup>1379</sup> So Stanneks Argumentation, die hier unzureichend bleibt, vgl. Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 167.

<sup>1380</sup> So auch Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 167.

<sup>1381</sup> Es sei „seltzam und ungewöhnlich gewesen, daß ein Teutscher bloß aus Curiosität / und Neugierigkeit oder auch der Exercitien halber in Franckreich / Italien oder der Oerter solte gewesen seyn; Er wäre dann an derer Uhrsachen halber / entweder aus Andacht und Wahlfahrt nacher Rom / oder in Franckreich dem Kriege nachgezogen.“ *M.J.R.: Der Politische Passagier*. 1684, )( 5].

schicklichkeit und augenfüllende[ ] Vanitäten vermuthet“ worden, sie seien „wohl vor andern consideriret und angesehen“ worden, man mache „von solchen herum gewanderten Leuten gleichsam Wunder“ )( 5].

Die verbreitete Überschätzung französischer Sitten, Moden und Gebräuche wird auf eine die Deutschen kennzeichnende Manipulierbarkeit durch Äußerlichkeiten zurückgeführt. Das Stichwort dafür lautet „Vergaffung“; gemeint ist der Umstand, dass die Deutschen eher ihre Augen „als das Gemüthe und Verstand zu Rathe ziehen / daher dieser leicht von jenen eingenommen und verleitet wird; welches denn die Grundwurtzel ist aller Vergaffung“.<sup>1382</sup> Hier erhält der nationalistische und kulturkritische Impetus eine affektfeindliche Grundierung, die sich aus dem *Curiositas*-Verdikt nährt. Die Neugierde und das Vergaffen werden – wie noch im entsprechenden Artikel des Zedler’schen Universallexikon – als „Schwachheiten des menschlichen Willens [behandelt, AW], weil das Absehen auf eine blossе Belustigung und Veränderung gehet“.<sup>1383</sup>

Auf diese Variante der „gemeinen Curiösität“<sup>1384</sup> lassen sich nach Meinung des pseudonymen Autors nicht nur veränderte Umgangsformen, sondern der Verlust kultureller Identität zurückführen: „[...] gantz Teutschlant [hat] fast sich an Sitten / Sprachen / Trachten / Kleidung und dergleichen so gar verändert / daß / wo es gegen die vorigen Zeiten betrachtet wird / man dasselbe nicht wohl mehr kennen oder finden solte“. Insbesondere der Verlust „teutscher Treue und Redlichkeit“ wird beklagt: Da sich die jungen Leute an der „verkehrten Galanterie-

---

<sup>1382</sup> Eben diese beiden Momente – ein starker sinnlicher Reiz, der als oberflächlich getadelt wird, und mangelnde rationale Motive – akzentuiert auch das Grimm’sche Wörterbuch unter dem Stw. *vergaffen*: „sich in staunendem anschauen verlieren, insofern aber, als die allzu starken ungezügelten affecte eines fein durchgebildeten menschen unwürdig erscheinen mit verächtlicher nebenbedeutung [...]. dieselbe wird noch dadurch vermehrt, als man geistige und tiefere eigenschaften eines dinges als weniger verblüffend wirkend ansieht, somit die das gaffen erregenden eigenschaften äusserliche sind [...]“, Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 12, I. Abteilung. 1956, Sp. 369f.

<sup>1383</sup> Art. *Neugierigkeit*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 172–174. Der Artikel diskutiert ebenfalls den Vorwurf, ob „uns Deutschen vor andern Nationen eine die gehörigen Gräntzen übersteigende Curiosität zuzuschreiben sey“. Die Frage wird vorsichtig verneint und als traditionsreiches – u.a. auf Luther zurückgehendes – Vorurteil beschrieben, ebd., Sp. 174.

<sup>1384</sup> Zedlers *Universal-Lexikon* unterscheidet hinsichtlich der Objekte der Neugierde, hinsichtlich des Anteiles der beteiligten Sinne und der des Verstandes zwischen „gemeiner“ und „gelehrter Curiösität“: „Die gemeine Erkänntniß kommt auf die Sinnen, aufs Gedächtniß und Ingenium an, und bey der gemeinen Curiösität ergötzet man sich an solchen Dingen, welche die äusserliche Sinnen, das Gedächtnis und Ingenium angehen, als wenn man immer gern was sehen, angenehme Histörischen hören, sinnreiche und lustige Schrifften lesen will.“ Vgl. den Art. *Neugierigkeit*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 173. Diese Einschätzung verbindet sich mit der Vorstellung von den ihren Sinnen ausgelieferten Unterschichten – und trägt das ihre dazu bei, dass populäre Literatur gering geschätzt wird.

und Staats=Welt“ Frankreichs orientierten, wo eben „eine ganz andere Politique“ herrsche, seien von ihnen „allerhand Untreu und Falschheit wieder zurücke gebracht worden/ welches die tägliche Erfahrung gnugsam bezeigt“ ]( 7).

Zur gesamtgesellschaftlichen Kosten-Nutzen-Analyse gehören die wirtschaftlichen Folgen: Die Investitionen deutscher Reisender im Ausland werden als wesentliche Ursache dafür betrachtet, „daß Teutschlands Vermögen und Geldmittel bißhero so mercklich abnehmen / hingegen Franckreich und andere Länder reich und mächtig werden“ ]( 8]. Dabei wird auch deutlich, dass der Verlust materiellen, moralischen und intellektuellen Kapitals kaum voneinander zu trennen ist. Mit bitterer Ironie wird vermerkt,

daß unsere Teutsche Passagier auf Reisen jährlich so viel Tonnen Goldes verwenden und in fremde Länder tragen; der grosse Nutzen aber ist vielmahls nichts mehr als etwa eine Galanterie, theuer Kleid / ausländische Manier und Complementen; damit kan Teutschland wohl wieder aufgeholfen werden / wenn seine ausgeschickte Jugend und andere / solche Ausbeute nach Hause bringen. <sup>1385</sup>

Der hinter den Initialen *MJR* verborgene Autor führt abschließend und zur Erzählung überleitend aus, inwiefern die in jungen Jahren gemachte Reise in persönlicher Hinsicht das weitere Leben der betreffenden Männer bestimme. Das persönliche Vermögen schwinde, die eigenen Güter seien hoch und lebenslang verschuldet, und die jungen Männer brächten sich nicht selten um ihre geistige und körperliche Gesundheit, wenn sie „sich durch das süsse Zucker=Gift der Liebe in Franckreich einnehmen / daß sie öfters darüber in das Netze ihres Verderbens gerathen / und an ihrer Wohlfart Schiffbruch leyden“; insgesamt sei Frankreich ein „Irrgarten“ mit vielen „schlüpferige[n] Irrwege[n]“ ]( 9]. Die Lasterkritik dient nun weniger dazu, eine gottgewollte Ständeordnung aufrechtzuerhalten, sondern den Untertanen ihren Platz in der politischen Ordnung zuzuweisen. Die Metapher vom „Irrgarten“ dient insgesamt als Matrix für die vorliegende Erzählung: Das Labyrinth ist Vorlage für die ziellosen Bewegungen der auf dem Titelkupfer abgebildeten reisenden Herren wie für das tragische Geschehen. Die Handlung besteht aus den Abenteuern zweier deutscher Adelsöhne in Frankreich, von denen einer als Sklave in die Türkei verkauft wird, während der andere schließlich auf stürmischer See ertrinkt – und kontrastiert darin

---

<sup>1385</sup> Stannek versteht den Roman als Versuch des Verfassers, „die Söhne verarmter Adelsgeschlechter von einer Auslandsreise ab[zuh]alten“, vgl. Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 52.

deutlich mit den aus den Politischen Romanen bisher bekannten Handlungsverläufen.<sup>1386</sup>

Gleiches gilt für die Motive, die zum Schluss der Vorrede für die Veröffentlichung des vorliegenden Romans angeführt werden, wobei dieser – das ist zu betonen – nicht als Politischer Titel angesprochen wird. Der pseudonyme Autor, der seine eigene Rolle in einer für Politische Romane ungewöhnlichen Weise vernachlässigt, fasst abschließend die vielfältigen Impulse des Schreibens als Ausdruck einer patriotischen Gesinnung:

Wie solches auch aus gegenwärtigen so genannten **Abentheurlichen Passagier** / gnugsam zu ersehen ist / welchen man zu dem Ende / und auf Veranlassung in Druck verfertigt / damit doch Teutschland den geringen Nutzen / hingegen aber den vielfältigen Schaden und Geld=Verlust / welchen es bißhero dem allzumeynen Reissen sonderlich nach Franckreich / empfunden / mercklich sehen / und dißfals änderung treffen oder solche unnöthige Neugierigkeit einschräncken und abstellen möge; diese Schrift gereicht zu niemands Anzögligkeit / sondern bloß zu des gemeinen Teutschen Vaterlandes Besten; Vielleicht seyn noch in selbigen viel rechtschaffene Gemüther / welche solches wohl aufnehmen / und sich samt denen Ihrigen auf bessere Gedancken und Wege dißfals bringen lassen.

Als übergeordneter Zweck der Veröffentlichung wird ein national definiertes Gemeinwohl beschworen. Als Adressaten gelten deutsche Bürger, insofern sie „rechtschaffene Gemüther“ sind. Es entspricht dieser vorsichtigen, aber grundsätzlich positiven Hinwendung zu den Lesern, dass der Autor anstößige oder zweideutige Intentionen nur cursorisch dementiert. Nicht nur in diesem, sondern auch in anderen Punkten ignoriert die Vorrede zum Roman *Der Politische Passagier* zentrale Topoi der bereits behandelten Vorreden: Wie bereits erwähnt, fehlt jede Anspielung auf die Person des Autors, ferner aggressive Wendungen gegen implizite oder explizite Adressaten. Die Aktualität des Romans wird nur hinsichtlich seines Themas betont, nicht aber auf einen allgemeinen Publikumsgeschmack oder eine Mode bezogen. Die genaueren Umstände der Produktion bleiben unerwähnt. Es findet sich auch kein Hinweis auf vorangegangene Politische Titel oder eine satirische Tradition, in die sich der vorliegende Text einreihen ließe. Das die Paratexte der Politischen Romane kennzeichnende Spiel mit Fakten und

---

<sup>1386</sup> Die Handlung weist viele Merkmale des Abenteuerromans auf, die zugleich als Differenzkriterien zur Handlungsführung Politischer Romane gelten können. Die naiven Helden erfahren ihre Umgebung unmittelbar, ohne einen vermittelnden Begleiter, bzw. sie lehnen ihn als Autorität ab; sie erleben ihre Umgebung als verwirrend und befremdlich; ihre persönliche Entwicklung ist nicht durch Perfektibilität, sondern durch völlige Korruptierbarkeit gekennzeichnet; der Handlungsverlauf hat tragische Züge; der fiktive Status der Geschichte wird nirgends in Zweifel gezogen. Vgl. die von Schmiedt im Art. *Abenteuerroman* zusammengestellten Aspekte. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I, S. 2–4.

Fiktionen entfällt: Der fiktive Status der vorgelegten Geschichte wird nirgends in Zweifel gezogen.

Die Vorrede lässt insgesamt auf einen Text schließen, der von einem anonymen Autor als exemplarische Erzählung angelegt, indes vom Verleger als Politischer Roman publiziert worden ist. Die paratextuelle Rahmung des *Politischen Passagiers* bestätigt die gattungskonstitutive Bedeutung der Strategie, die Texte mittels ihrer Paratexte als anspielungsreiche Erzählungen zu inszenieren, damit ex negativo, insofern sie vor Augen führt, dass der ausbleibende Gattungsbezug seitens des Autors mit dem Fehlen der für den Gattungsdiskurs charakteristischen Elemente einhergeht.

### Zusammenfassung

Die Gattungsgeschichte der Politischen Romane ist zunächst stark von außerliterarischen Faktoren geprägt: Vor dem Hintergrund des Weißenfelder Skandals ist sie als Versuch der Autoren und Verleger aufzufassen, die Aufmerksamkeit des Publikums mittels einer einheitlichen Aufmachung, einer skandalisierenden Rhetorik sowie impliziter und expliziter Bezugnahmen auf Riemers Roman *Der Politische Maul-Affe* wachzuhalten. Zum historischen Hintergrund gehören ebenso die Verbindungen zwischen dem *Gymnasium illustre Augusteum* und dem Weißenfelder Hof wie die Spannungen zwischen diesem und der kurfürstlichen Regierung in Dresden. Auch die Verfolgung Politischer Romane durch die Zensur ist zu berücksichtigen, fungiert doch die Zensur als eine Institution, die den Gattungsdiskurs in ambivalenter Weise beeinflusst. Jedenfalls ist die Rezeption der Politischen Romane zu Beginn der 80er Jahre von einer gereizten Atmosphäre allgegenwärtiger Verdächtigungen geprägt, in der jede Äußerung als Anspielung gilt. Historisch gesehen hat die Gattung einen zwielichten Status, der für sie konstitutiv ist und deshalb von der Forschung nicht außer Acht gelassen werden sollte. Von diesem Status, der die Gattung zum *genus anceps* werden lässt, wird die rhetorische Faktur ihrer paratextuellen Rahmung geprägt.

Ausgehend von der Rezeption des Romans *Der Politische Maul-Affe* und Riemers anschließenden Standortbestimmungsversuchen wird der Rekurs auf die literarische Tradition der Pasquillen (*Die Politische Colica*, *Der Gute Mann*), auf den aggressiven gesellschaftskritischen Impetus römischer oder menippeischer Satiren (*Der Politische Grillenfänger*, *Die Andere Ausfertigung*, *Die kluge Trödel-Frau*) oder eben auf die Invektiven des Riemer'schen Romans zum gattungsgenerierenden Topos.

Wie traditionsbildend Riemers Roman *Der Politische Maul-Affe* gewirkt hat, lässt sich neben Titeln wie *Der castrirte Maul-Affe* oder *Die andere Ausfertigung neu gefangener Politischer Maul-Affen*, die den sprichwörtlichen Begriff direkt aufgreifen, gerade an solchen Paratexten erkennen, die sich von der Gattung absetzen. Ein Beispiel dafür ist das Nachwort des Romans *Der verliebte Europäer*, worin Johann Beer eine Polemik nach *nach Art des Anno 1680. in Druck heraus gegebenen überaus Curiosen lustigen Büchleins der Politische Maul-Affe genannt* ankündigt, besser: androht, hingegen für den vorgelegten Roman selbst einen politischen Titel ablehnt, weil er darin „gantz andere Principia“ gebraucht habe.

Die Bezugnahme auf Christian Weise dient demgegenüber deutlich differierenden Zwecken: Sie soll seine gelehrte Reputation auf die jeweiligen Texte übertragen und deren moralisch nützliche Wirkung beglaubigen. Da sich der Autor einer Satire und der eines Pasquills nur in ihren Absichten unterscheiden, ist es für die Verfasser wichtig, sich auf vertrauenswürdige Intentionen berufen zu können. Die Berufung auf den Zittauer Rektor fungiert als persönliches Bekenntnis der anonym oder pseudonym bleibenden Autoren, deren eigene Aussagen nicht überprüfbar sind und dementsprechend wenig glaubwürdig wirken. Überdies gilt der Verweis auf Christian Weise dem gelehrten Ursprung der Gattung wie deren poetologischer Reflexion im *Bericht*, die den Wert der jeweiligen Gattungsexemplare zu steigern vermögen. Dabei scheuen die Autoren der Politischen Romane nicht vor einem stark dekontextualisierenden, um nicht zu sagen, gegen die Intentionen ihres Verfassers gerichteten Gebrauch der Weise'schen Vorgaben zurück: So nutzt der Autor der Romane *Grillenfänger* und *Guckguck* die Vorreden Christian Weises für seine Paratexte in parasitärer und perfider Weise, um seine Texte als Gattungsexemplare auszuweisen und sie zugleich durchaus doppelsinnig als „politisches Kunststück“ zu präsentieren. Vollends werden die Titel *Der Politische Ratten Fänger* und *Die Politische Mause-Falle* den Lesern als Skandalon präsentiert, wozu auch gehört, sie als Erstlingswerke zu bezeichnen.

Die Wahl des Themas wird in vielen Romanvorreden nach dem Muster populärer moralischer Satire als Kritik eines Lasters gefasst (*Der gute Mann*, *Die Politische Narren-Kappe*, *Der Politische Leyermann*, *Der Politische Ratten Fänger*, *Die Politische Mause-Falle*, *Der böse Mann*, *Die Andere Ausfertigung*). Dieser Topos lässt sich leicht mit misogynen Stereotypen verbinden, wenn mit der Erzählung voreheliche Sexualität oder eheliche Untreue getadelt werden sollen (*Der Gute Mann*, *Der Politische Stockfisch*, *Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, *Der Politische Bratenwender*, *Der Politische*

*Ratten Fänger*). Allgemein werden traditionelle moralsatirische Strukturen, Motive und Argumente für das demonstrative Interesse der Autoren instrumentalisiert, einen Verhaltenskodex zu etablieren, der „politisch-staatlich wirksam werden sollte“.<sup>1387</sup>

Als provokative politische Kontextualisierung der Texte fungieren beispielsweise Bezüge auf Tacitus, Boccacini und Machiavelli. Dabei werden auch solche Übernahmen, die als Zitate gekennzeichnet sind, weniger als Argumente eingebunden als zum Namedropping gebraucht und damit als allgemeinverständliches, starkes Signal (*Der Gute Mann*, *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer*, *Der Politische Leyermann*, *Der Politische Grillenfänger*, *Der Politische Guckguck*).

Viele Vorreden werden mit einer Anekdote aus der politischen Geschichte eingeleitet: Hier handelt es sich um einen dispositionellen Topos. Der Verständnisrahmen wird mit einer gesellschaftskritischen Bemerkung in Gestalt einer historischen Anekdote aus der politischen Historie eröffnet, um denn *per contrario* oder *per analogia* zum eigentlichen Thema überzuleiten. Auf diese Weise wird der Anspielungshorizont der vorgelegten Erzählung erheblich erweitert. So ist die Anekdote, die Johann Beer nutzt, um seine Vorrede zum Roman *Der Politische Bratenwender* zu eröffnen, als Beispiel für verhüllendes Sprechen, für einen politischen Modus der literarischen Darstellung zu verstehen. Auf dieses Verfahren greift auch der Verfasser des Romans *Die Kluge Trödel-Frau* zurück, der mit seiner Anekdote auf den Beer'schen Roman, aber auch auf die literarische Auseinandersetzung referiert, als deren Beitrag sich der *Bratenwender* inszeniert hatte. Daraus entwickeln sich eigene Strukturen, die gattungsindizierenden Charakter haben (*Die Politische Mause-Falle*, *Die Politische Narren-Kappe*).

Als signifikanter Topos, um einen Gattungszusammenhang zu behaupten, ist auch die Beteuerung zu verstehen, die Romanfiktion rekurre auf historische Fakten. Diese Bemerkung zur Schreibstrategie fungiert selbstverständlich auch als Anweisung an die Leser, die Texte zu entschlüsseln (*Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, *Die Politische Mause-Falle*, *Der Politische Ratten Fänger*, *Die Andere Ausfertigung*, *Der Politische Guckguck*, *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer*, *Der Castrirte Maul-Affe*, usw.). Für die doppeldeutige Inszenierung der Texte ist dabei der Topos von ihrer doppelten Struktur grundlegend. Es ist die gemeinsame Funktion der verschiedenen poetologischen Metaphern, sei es die der Pille, der Nuss, des *spiritus*

---

<sup>1387</sup> Mauser: *Konzepte*. 2000, S. 20.

*familiaris* und anderer, diese allegorische Struktur zu verdeutlichen. Hinsichtlich der Aspekte, die eine entschlüsselnde Lektüre zu berücksichtigen hat, setzen sie indes sehr unterschiedliche Akzente (*Der Gute Mann*, *Der Politische Bratennwender*, *Die Andere Ausfertigung*, *Der Politische Hasen-Kopff*). Erwähnt sei nur die Beschreibung der auf offener Straße herumliegenden Schachteln des Schachtelhändlers im Paratext des *Politischen Ratten Fängers*, die sich als poetologisches Kontrastmodell zur Pillenmetapher deuten lässt.

Hierher gehört auch das Postulat eines programmatischen beziehungsweise emblematischen Verhältnisses von Titel und Handlung: Die Handlung soll dazu dienen, die allegorischen Bezüge des Titels zu entfalten (*Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer*, *Die Politische Mause-Falle*, *Die Politische Narren-Kappe*, *Der Politische Leyermann*, *Der Politische Tobacksbruder* u.a.). Wie die Berufung auf eine topische Handlungsstruktur stellt dieses Postulat traditionsheischende Verbindungen zum Gattungsvorbild *Die drey Ertz-Narren* von Christian Weise her.

Ein bedeutsamer Topos dieser Jahre ist auch der skandalierende Stil. Zu seinen Elementen gehören der polemische Angriff auf vermeintliche Kritiker ebenso wie der apologetische Gestus, mit dem der Vorwurf persönlicher Verleumdungen zurückgewiesen wird. Viele Verfasser greifen auf eristische Techniken zurück, indem sie Hyperbeln, Metaphern und rhetorische Fragen nutzen, um zu skandalisieren. Die Leser sollen veranlasst werden, sich über Missstände zu entrüsten, und sich zu einem aktuell reagierenden Publikum formieren (*Der Gute Mann*, *Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, *Das Politische Klatschmaul*, etc.). Die Autoren sind in besonderer Weise auf die Empfindungen der Leser angewiesen, insofern sie mit ihren Texten zwar einen Skandal auslösen wollen, dieser aber erst durch die Rezeption, sprich: die aufgeregten Leser realisiert wird.

Zum polemischen Gestus gehört auch die Empörung über vorangegangene Skandale: So wird ein neuer Titel des Öfteren mittels einer Distanzierung zu vorangegangenen Politischen Romanen allererst als legitimiertes Gattungsexemplar eingeführt (*Der Politische Feuermäuer-Kehrer*, *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer*, *Der Castrirte Maul-Affe*, *Der Politische Ratten Fänger*, *Die Politische Mause-Falle*, *Die Andere Ausfertigung*, *Der Politische Tobacksbruder*, *Die kluge Trödel-Frau*). Diese paradoxe Überbietung führt dazu, dass sich die Legitimierung der Gattung als gattungsinterne Distanzierung vollzieht. Es ist einsichtig, dass ein solches Verfahren nicht unendlich wiederholt werden kann, weil es mit jedem Mal an Glaubwürdigkeit verliert.

Zu den Behauptungen, die einen Gattungszusammenhang stiften sollen, gehört eine ausgeprägte Publikumsorientierung. Auch dieser Topos wird in ambivalenter und widersprüchlicher Weise gebraucht. Eine Orientierung an bestehenden und verbreiteten Erwartungen wird einerseits mit mehr oder weniger didaktischen Argumenten behauptet, andererseits werden populäre Rezeptionsmodi denunziert (*Das Politische Klatschmaul*, *Der Politische Ratten Fänger*, *Die Andere Ausfertigung*, *Der Politische Grillenfänger*, *Der Politische Guckguck*, *Der Politische Leyermann*, *Der Politische Tobacksbruder*). Während sich der Autor des Romans *Der gute Mann* aufgrund des prekären Status der Gattung gegen die populäre Titelformulierung entscheidet, nutzt Johann Beer ungeachtet der in solchen Büchern offenbar gemachten *Streiche* die politische Titulatur, um eine *Mode* zu begründen, also Bücher zu publizieren, die sich dezidiert am aktuellen Geschmack eines Publikums orientieren.

Zu diesem popularisierenden Gestus gehört es, intrinsische Motive für das Schreiben des Textes zu marginalisieren. Um das Schreiben des Textes wie seinen unvollkommenen Zustand zu begründen, werden häufig extrinsische Gründe angeführt, beispielsweise die knappe Zeit des Autors, die bevorstehende Messe, Papierknappheit oder auch der erwartete Lohn (*Der Politische Ratten Fänger*, *Der Politische Feuermänner-Kehrer*, *Der Politische Tobacksbruder*, *Der Politische Stockfisch*, *Die Andere Ausfertigung*, *Die Politische Mause-Falle*, *Der Politische Grillenfänger*). Die Veröffentlichung Politischer Romane wird von der Aufnahme des vorliegenden Werkes durch die Leser abhängig gemacht.

Insgesamt wechseln die Aspekte, die für die Inszenierung des Textes zentral erscheinen. Übergreifend wirkt eine ausgeprägte Durchlässigkeit hinsichtlich realer Kontexte, seien es gesellschaftliche Missstände oder gesellige Rituale. Die Texte lassen sich auch hinsichtlich dessen unterscheiden, was ihre Autoren als Stein des Anstoßes oder auch nur sublitterarisches Milieu präsentieren und zugleich verbergen wollen. Dieser Subtext bildet den semantischen Mittelpunkt der paratextuellen Vermittlungsversuche. Die Rezeption als Schmähschriften bleibt ein prägendes Moment; darauf greift beispielsweise auch ein Titel wie *Das Politische Klatschmaul* zurück, der sich ansonsten eher als Dokumentation gruppenspezifischer Geselligkeit präsentiert. Gleiches gilt für *Den Politischen und Lustigen Tobacksbruder*, dessen Paratexte dabei ohne apologetischen Gestus auskommen.

Die bereits beim *Guckguck* wie beim *Tobacksbruder* vorgenommene Ergänzung des einschlägigen Titelephitons *Politisch* um ein weiteres, nämlich *Lustig*, kann als Rückbesinnung auf die Weise'sche Konzeption der Gattung und damit als Ver-

such verstanden werden, die Texte aus einem skandalierenden Rezeption-zusammenhang zu lösen. Die nach drei Jahren einsetzende Kombination der Epitheta *Politisch* und *Lustig* soll die Texte als Gattungsexemplare durch gattunginterne Differenzierung aufzuwerten. Dabei entstehen hybride Konstruktionen: Auch der Autor des *Hasen-Kopff*, der seine Erzählung ansonsten als galanten Schlüsselroman präsentiert, kombiniert die Epitheta. Und der geschäftstüchtige Verleger Christian Weidmann bedient sich dieser Möglichkeit, um den *Passagier* – einen Text, der von seinem Autor als Abenteuerroman mit ausgeprägter antifranzösischer Tendenz konzipiert worden war – unter politischem Label zu verkaufen. In diesem Fall konfligiert der verlegerische Peritext mit dem auktorialen Paratext. Doch wollten offenbar weder Autoren noch Verleger darauf verzichten, mit dem einschlägigen Epitheton *politisch* die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums zu wecken. Auf die rufschädigenden Folgen dieser Titelflut reagiert Christian Weise im Frühjahr 1684 in der Vorrede zum *Neu erleuterten Politischen Redner* in Gestalt einer deutlichen Distanzierung von den Politischen Romanen, insbesondere auch von den Werken seines Weißenfelder Amtsnachfolgers Johannes Riemer. Davon ist im nächsten Kapitel die Rede.

#### 4. Eine Gattung auf Widerruf?

Seit Anfang des Jahres 1680 bis Ende 1684 wurden jedes Jahr durchschnittlich vier einschlägige Titel veröffentlicht, die als Politische Romane wahrgenommen werden wollten. Im Frühjahr 1684 erscheinen nun distanzierende Stellungnahmen – sowohl von Christian Weise als auch von Johannes Riemer: Beide Autoren negieren ihre Autorschaft und widersprechen dem Gattungs- und Geltungsanspruch der Politischen Romane. Weise verurteilt insbesondere die Rolle von Riemer und Beer für die Entwicklung der Gattung. Beide Stellungnahmen befördern maßgeblich den generellen Bedeutungsverlust der Gattung während der kommenden Jahre.

Christian Weise nutzt die Vorrede zum *Neu=Erleuterten Politischen Redner* im April 1684, um sich ausdrücklich von der populär gewordenen Gattung zu distanzieren. Weise konstatiert darin, die zahlreichen anonymen Titel hätten seiner „Existimation einen ziemlichen Fleck angeschmieret“, weil sie in den meisten Fällen „vor [s]eine Arbeit verkaufft“ worden seien.<sup>1395</sup> Eine solche Rufschädigung lässt sich meist schwer fixieren, erst recht aus heutiger Perspektive, denn Imageschäden werden selten dokumentiert. Hier nun lässt sich indes einmal direkt belegen, dass Weises guter Ruf als Gelehrter und Pädagoge durch das populäre Phänomen der Politischen Romane nachhaltig beschädigt ist: Der Beleg ist umso aussagekräftiger, als es sich bei seinem Verfasser um Jakob Thomasius (1622–1684) handelt, einen ehemaligen Lehrer Christian Weises, der von diesem sehr geschätzt wird.<sup>1396</sup> Er notiert seine Bemerkungen nur wenige Wochen vor dem Erscheinen des *Neu=Erleuterten Politischen Redners*. Überdies ermöglicht das von Höflichkeiten und Rücksichtsnahmen entlastete Medium – es handelt sich sozusagen um das dienstliche Tagebuch Thomasius' – den direkten Ausdruck seiner persönlichen Meinung als Pädagoge.

---

<sup>1395</sup> Weise: *Neu=Erleutertes Politisches Redner*. [1684] 1974, ]( 5r].

<sup>1396</sup> Noch in Zittau hat Weise mit ihm korrespondiert, vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 149. In der Vorrede zu seiner in staats-theoretischer Hinsicht einflussreichsten Schrift *Politische Fragen* (1690), die sich an professionelle Politiker, Beamte und solche, die es werden wollen, richtet, betont Weise die Vorteile einer guten logischen und rhetorischen Schulung sowie die Notwendigkeit der Fähigkeit, politische Exempel in seine Rede einzubeziehen. Für sich selbst betont er, „in allen dreyen Stücken“ an der Universität Leipzig gut ausgebildet worden zu sein, und erwähnt dabei an erster Stelle Jakob Thomasius: „XXIII. [...] Und die Vornehmen Leute / welche mir mit getreuer Manuduction an die Hand gegangen sind / habe ich vielmahl gelobet / und doch mercke ich allemahl / daß ich von ihren Lobe noch viel zurücke gelassen habe. Ich habe ihrer offft in Lateinischen Schrifften gedacht / ich werde Sie den jenigen zu gefallen auch in dieser deutschen Schrifft nennen / welche vielleicht in in solchen Worten meine deutsche Redligkeit erkennen wollen. XXIV. Der gelehrte Thomasius in Leipzig war Oratoriae Professor, von dem lernte ich die Logica. [...]“ Vgl. Weise: *Politische Fragen*. 1690, [b 3r].

Zu dieser Zeit ist Jakob Thomasius Schulrektor an der Leipziger Thomasschule; am 18. Februar 1684 ertappt er den Schüler Gotfrid Hunger bei der heimlichen Lektüre des *Politischen Näschers*. Hunger, ein Tertianer und ungefähr vierzehn Jahre alt,<sup>1397</sup> hätte eigentlich gerade das Glaubensbekenntnis („symbolum Nicenum“) lesen sollen. Der Junge behauptet, das Buch, dem auch der *Kurtze Bericht* beigegeben ist, gehöre nicht ihm, sondern einem Schneidersjungen, der es ihm habe verkaufen wollen. Thomasius sorgt daraufhin dafür, dass der Band dem Schneidersjungen zurückgegeben wird, nicht ohne diesem zu verbieten, „vnsern schülern der gleichen schriffthen“ anzubieten. Beim nächsten Mal, so droht Thomasius, wolle er „solch buch gar verbrennen“.<sup>1398</sup> Der Vorfall veranlasst den erfahrenen Lehrer zu einer harschen und ausführlichen Kritik an ‚solchen Büchern‘ und an Christian Weise, die in den *Acta Scholae Thomanae Lipsiensis*<sup>1399</sup> dokumentiert ist:

„Non impune hoc tulit, baculo castigatus et in genua procumbere jussus; liber ipse a me inspectus, licet patronum talium scriptorum agat Weisius, ex eorum esse numero videbatur, quos praestat damnare tenebris, quam luci exponere. Non plane damno libros animorum recreationi et jocos destinatos: sed horum tamen aliquis habendus esse delectus videtur, sic ut alii non sint contemnendi, quales Aesopi fabulae, alii, qui subdolum quid habent tectum (qualis nescio an et hic (*der Politische Näscher*), quo instillentur animi) fraudes, nequitiae, invectivae in alios, aut quid tale proscribendi potius aut tenebris damnandi. Quicquid sit, ferendum non est, ut seriis lectionibus inferantur hi tales jocos. Itaque ut pravae huic consuetudini, seriis lectionibus ineptos et scurriles libros miscendi, obicem ponerem, non modo alumnum sic jam peccantem increpui, sed et reliquos seria oratione monui, abstinerent plane a lectione librorum non modo lascivorum, contumeliosorum, scurrilium, sed et commatis hujus jocosorum, ac tempus fallerent legendis aliis potius ad pietatem, probitatem morum, eruditionem facientibus etc.“<sup>1400</sup>

<sup>1397</sup> Hungers Alter wird nicht angegeben. Nimmt man an, dass die Schüler im Alter zwischen sieben und neun Jahren in die erste Klasse (*Septima*) kamen, wird ein Schüler der *Tertia* etwa 14 Jahre alt gewesen sein.

<sup>1398</sup> *Acta Nicolaitana*. 1912, S. 671.

<sup>1399</sup> Zu den Akten aus buchhistorischer Perspektive vgl. Lehmstedt: *Buchhandel*. 1993, S. 321f.

<sup>1400</sup> „Das liess man ihm nicht ungestraft durchgehen: er wurde mit dem Stock gezüchtigt und man befahl ihm auf die Knie zu fallen; Das Buch selbst, welches von mir eingesehen wurde, schien zur Zahl derjenigen zu gehören, die man besser ins Dunkel verbannen sollte, als dem Licht [wohl: der Öffentlichkeit, A.W.] zu zeigen – mag sich auch Weise als Schutzherr derartiger Schriften ausgeben. Ich verurteile die Bücher, die der Erholung der Gemüter und den Scherzen gewidmet sind, nicht völlig: aber unter diesen scheint doch irgendeine Auswahl getroffen werden zu müssen in der Weise, dass ein Teil nicht zu verachten ist, [nämlich] solche, die wie die Fabeln Aesops beschaffen sind, [aber] ein anderer Teil, der etwas Hinterlistiges, Verborgenes an sich hat, wie auch wohl dieses hier (*der Politische Näscher*), womit die Gemüter tröpfchenweise erfüllt werden, [ferner] trügerische Reden, Leichtfertigkeiten, Schmähungen gegen andere und was es sonst noch von dieser Art gibt, eher anzuprangern [gemeint ist vielleicht: auf die Liste von der Zensur verbotener Bücher zu setzen] oder ins Dunkel zu verbannen ist. Was auch immer es sei, es ist unerträglich, dass diese Scherze von solcher Art in den ernsthaften Unterricht hineingebracht werden. Um dieser verkehrten Gewohnheit, unter ernsthafte Lektüre alberne und lächerliche Bücher zu mischen, einen Riegel vorzuschieben, habe ich nicht nur den Zögling, der in dieser Weise schon gefehlt hatte, gescholten, sondern auch die übrigen mit einer ernsten Rede ermahnt, sie möchten sich der Lektüre nicht nur von leichtfertigen, beleidigenden, lächerlichen [Büchern] völlig

Thomasius dokumentiert zunächst die Züchtigung des Schülers, um dann seinen ehemaligen Studenten Christian Weise scharf anzugreifen. Er hält Weise offenbar nicht nur für den Autor des *Näschers*, sondern für einen allgemeinen Befürworter und maßgeblichen Protektor derartiger Bücher, die seiner Meinung nach gar nicht ans Licht der Öffentlichkeit hätten gelangen sollen.

Die darauf folgende Stellungnahme zur unterhaltenden Literatur ist von grundsätzlicher Art. Sie lässt vermuten, dass Thomasius damit nicht nur auf die Störung seines Unterrichts reagiert, sondern die Gelegenheit wahrnimmt, einmal ausdrücklich aktuelle literarische Phänomene zu kommentieren, die ihm anstößig erscheinen. Der aktuelle Vorfall scheint nur der Tropfen zu sein, der das Fass zum Überlaufen bringt. Dazu passt auch, dass Thomasius nicht nur den ertappten Gottfried Hunger, sondern sämtliche Schüler streng vor der Lektüre derartig ausschweifender, schimpflicher und possenhafter Bücher warnt („librorum non modo lascivorum, contumeliosorum, scurrilium“).

Gegenüber den Schuljungen betont er, ihnen werde so die Zeit genommen, um bessere Bücher lesen zu können, die ihrer religiösen und moralischen Erziehung sowie ihrem Allgemeinwissen dienen. Allerdings will Thomasius mit seiner Strafpredigt vor allem sein Hausrecht als Schulrektor durchsetzen und verhindern, dass solche Bücher in den Unterricht gelangen. Anfangs betont er, er sei kein Gegner von unterhaltsamer Lektüre, die der Erholung diene, beharrt aber hinsichtlich der Kritik wie der Komik auf deren allegorischer Struktur. Als das Muster unterhaltsamer Literatur werden nun ganz in der Tradition lutherischer Orthodoxie die Fabeln des Aesop gesehen.<sup>1401</sup> Weises Roman *Der Politische Näscher* hält er dagegen für einen der Texte, die moralisch anstößige und juristisch strafbare Begebenheiten, außerdem personenbezogene Schmähungen als verschlüsselte Anspielungen präsentieren. Er selbst plädiert hier entweder für eine offene Anklage – oder für Stillschweigen; jedenfalls hält er Provokation für das eigentliche Ziel von Büchern wie dem *Politischen Näscher*.

---

enthalten, sondern sogar von den lustigen [Büchern, die] von seinen Langhaarigen [verfasst sind], und sich die Zeit lieber mit dem Lesen von anderen [Büchern] vertreiben, die zur Frömmigkeit, Anstand und Sitte sowie der Bildung beitragen.“ *Acta Nicolaitana*. 1912, S. 671. Ich danke Julia Wildberger (Frankfurt am Main) für ihre freundliche Hilfe bei der Übersetzung.

<sup>1401</sup> Freilich rekurriert Weise in seinem *Bericht*, Abschnitt IV u. ö., durchaus auf diese Tradition. Den Darstellungsmodus der Fabeln hält er aber für ungeeignet, Leser anzusprechen, eben weil das Interesse für Fabeln gerade durch deren häufigen Einsatz in der Schule erstickt worden sei. Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 310, 14ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 105f.]. Thomasius hat vermutlich das inkriminierte Buch, das ja auch den *Bericht* enthält, nicht gelesen und nicht lesen wollen, sondern urteilt aufgrund des allgemeinen Images, das die Politischen Romane haben.

Vermutlich steht Thomasius unter gelehrten Zeitgenossen sowohl in der Einschätzung der Rolle Weises für die Politischen Romane als auch in der pauschalen Verurteilung der Gattung nicht allein. Seine Aktennotiz demonstriert, wie sehr die Popularität der Politischen Romane die Reputation Christian Weises nicht nur gefährdet, sondern ihr bereits geschadet hat. Als Leiter des Zittauer Gymnasiums ist sein Ruf direkt mit dem der Schule verknüpft.

**a) Weises Stellungnahme: *unpolitische Chartecken***

Christian Weise nimmt die Publikation seines *Neu=Erleuterten Politischen Redners* zur Ostermesse 1684 zum Anlass, sich zur populär gewordenen Gattung der Politischen Romane zu äußern, und nutzt die Vorrede zu einer außergewöhnlich deutlichen Stellungnahme in eigener Sache. Seine Äußerungen sollen offenbar eine möglichst große, bildungsorientierte Öffentlichkeit erreichen, denn er wählt zu diesem Zweck ein Medium, das von einschlägigen Institutionen, Multiplikatoren und Individuen gleichermaßen genutzt wird: ein Lehr- und Schulbuch, das sein bereits veröffentlichtes, sehr erfolgreiches Werk, den *Politischen Redner* von 1677, fortführt. Tatsächlich wird der *Neu=Erleuterte Politische Redner* noch im selben Jahr am Zittauer Gymnasium und bald auch an anderen Ritterakademien und protestantischen Gymnasien eingeführt.<sup>1402</sup> Damit lässt sich für seine Stellungnahme ein überregionales Publikum voraussetzen, das Professoren und Studenten, Lehrer und Schüler, Eltern und Söhne und ihre jeweiligen Bekanntenkreise umfasst.<sup>1403</sup>

Weises neue Rhetorik ist mit Friedrich Benedict Carpzov (1649–1699)<sup>1404</sup> einem exemplarischen Gelehrten gewidmet: Carpzov ist Angehöriger einer bekannten sächsischen Gelehrtenfamilie, Jurist und Ratsbaumeister, außerdem Vorsitzender der Leipziger Bücherkommission. Er besitzt die größte Privatbibliothek Leipzigs, korrespondiert mit zahlreichen Vertretern der europäischen *res publica litteraria* und hat gemeinsam mit Otto Mencke 1682 die *Acta eruditorum*, die erste wissenschaftliche Zeitschrift Deutschlands, gegründet.

<sup>1402</sup> Neben anderen Büchern Weises wird der *Neu erleuterte Politische Redner* bis ins erste Drittel des 18. Jahrhundert im Unterricht eingesetzt, vgl. Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 124, 181.

<sup>1403</sup> Die Vorrede richtet sich ausdrücklich an die „Jugend“ und ihre „Informatores“, vgl. Weise: *Neu=Erleutertes Politisches Redner*. [1684] 1974, D(4r).

<sup>1404</sup> Zu Friedrich Benedict Carpzov und zur Leipziger Bücherkommission vgl. zuletzt Döring: *Druck*. 1996, S. 177f. Allgemein informiert Jöcher: *Gelehrten-Lexikon*. Band I. 1750, Sp. 1693f.

Weise hat diesen angesehenen Widmungsempfänger gewählt, um seinem Versuch, die eigene Reputation als Gelehrter wiederherzustellen und zu verteidigen, den größtmöglichen Nachdruck zu verleihen. Ein Brief an Carpzov vom 2. Mai 1684 zeigt, dass Weise sich der Heteronomie persönlicher Ehre sehr bewusst ist. Darin begründet Weise seine Widmung und betont, wie sehr die Bekanntschaft mit einem gelehrten Widmungsempfänger die Vertrauenswürdigkeit des Autors verstärkt: „Mundus laborat opinionibus: ipse honor constat in opinione: habeamus saltem Fautores [...] vix pollicetur successum, nisi mei credant, viris eruditus notum me esse vel acceptum.“<sup>1405</sup>

Es ist bemerkenswert, dass Weises deutliche Distanzierung erst gut vier Jahre nach Erscheinen des *Politischen Maul-Affen* erfolgt. Vermutlich hat Weise aufgrund seines ehemals freundschaftlichen Verhältnisses zu seinem Weißenfelder Amtsnachfolger Riemer<sup>1406</sup> gezögert, sich deutlicher zu äußern, als er es im *Bericht* bereits getan hatte. Je länger sein Schweigen indes währte, umso selbstverständlicher ist es wohl als Zeichen der Duldung, der Unterstützung, wenn nicht gar als Indiz für die Verfasserschaft von Politischen Romanen ausgelegt worden. Weise wählt nun ein Medium, das gleichermaßen die Leser, Autoren und Kritiker der Politischen Romane zu erreichen verspricht.<sup>1407</sup> Er stellt einen Zusammenhang zwischen dem Erfolg seiner politischen Rhetorik und der Popularität der Gattung her und geht offensichtlich davon aus, dass der Kreis des durch das rhetorische Lehrbuch angesprochenen Publikums auch die Leser der Politischen Romane einschließt:

---

<sup>1405</sup> Weise: *Epistolae Selectiores*. 1715, S. 64f. Zitiert nach Horn: *Christian Weise*. 1966, S. 270 (Anm. 5). Frei übersetzt lautet der Passus: ‚Die Welt bekümmert sich um Meinungen. Sogar die Ehre beruht auf Meinung: Auch wenn wir Gönner haben [...], so verspricht das kaum Erfolg, wenn man mir nicht glaubt, dass ich den gelehrten Männern bekannt und von ihnen anerkannt bin.‘

<sup>1406</sup> Die überlieferten Belege für eine Freundschaft der beiden Gelehrten konzentrieren sich auf den Moment, in dem Weise Weißenfels verlässt (diese Überlieferungslage ist durchaus erklärlich, hat aber auch ihre ironische Seite), vgl. die Ausführungen zum Ursprung der Gattung (B. II. 1.). Zeugnisse, die eine Freundschaft nach 1678 belegen, sind meines Wissens nicht bekannt – im Gegenteil: Weise bezieht sich in seinen Zittauer Schriften auffällig selten auf Riemer. Vgl. Barner: *Christian Weise*. 1984, S. 706. Falsch ist Krauses Einschätzung, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 63.

<sup>1407</sup> In der Schulkomödie *Der Politische Quacksalber*, die bereits am 17. Februar 1684 in Zittau aufgeführt worden ist, aber erstmals 1693 im Druck erschien, nutzt Weise die Figurenrede zu vernichtender Kritik an Johannes Riemer (V, 11). Hier finden sich kritische Äußerungen zu den beiden exemplarisch genannten Riemer’schen Titeln *Der Politische Maul-Affe* und *Der Politische Stockfisch: Mischmasch*, der lustige Diener des Arztes, lässt sich von einem Staatsmann erklären, warum er ein „politischer Wurm“ sein soll. Gegenüber der bloßen Behauptung des Staatsmannes *Solipso* bemerkt er skeptisch: „Ich gläube es nicht eher / als biß ihr mich laßt in Kupffer stechen. Ich habe neulich einen politischen Maul-Affen / einen politischen Stockfisch / und viel solche Wunder-Thiere gesehen / wo ihr den Wurm nicht besser trefft / so schreibe ich darunter: STULTUS SCULPSIT, STULTUS DELINEAVIT.“ Weise: *Quacksalber*. [1684] 1986, S. 222,8ff.

„Allein weil die Buchführer diese Wahre an viel Orte verschicken möchten / so werde ich itzo Gelegenheit nehmen an etwas zu gedencken welches ich vielleicht gar zu lang verschwiegen habe. Denn es sind etliche Jahre unterschiedene Bücher in der Welt herum geflogen / die auff dem Titel die Lieberey des Politischen Redners / oder des Politischen Näschers geführt haben; Und da hat kein Hechelmacher / kein Bratenwender / kein Maul=Affe können hingeschmieret werden / er hat müssen Politisch heißen.“<sup>1408</sup>

Anders als im *Kurtzen Bericht*, in dem er seine eigenen und die noch zu schreibenden Werke als *lustige Bücher* mit politischen Titeln zu charakterisieren versucht hatte, negiert Weise hier jede gattungsspezifische Identität der Politischen Romane. Er reduziert ihre Gemeinsamkeiten auf das basale Medium, betont ihre verwirrende Heterogenität und ihre schwer fassbaren Vertriebswege („unterschiedene Bücher in der Welt herum geflogen“), ihre schnelle Entstehung ohne jegliche Sorgfalt („hingeschmieret“). Für die minderwertigen Produkte nennt er nur ein äußeres Identifikationsmerkmal, ihre Aufmachung („Lieberey“). Damit verbunden ist der Vorwurf, die äußere Gestalt der Texte sei von seinen eigenen politischen Titeln *Der Politische Redner* und *Der Politische Näscher* übernommen worden. Ein erster Titel ist mit *Hechelmacher* nur vage benannt,<sup>1409</sup> vielleicht in der Absicht, damit gleichzeitig alle derartigen Werke als derbe und höhnische Texte zu charakterisieren; die anderen beiden Titel, *Maul-Affe* und *Bratenwender*, stammen bekanntlich von Johannes Riemer und Johann Beer. Es handelt sich hier um deutliche Vorwürfe an die beiden Weißenfelser Autoren, deren Werke mit ihren anspielungsreichen, ja personalsatirischen Variationen der Weise'schen Vorgaben ihrerseits gattungsprägenden Mustertexte bildeten. Weise macht sie für die skandalträchtige Dynamik der Gattung verantwortlich, von der er selbst sich an dieser Stelle deutlich distanziert.

Weise betont, dass derartige Veröffentlichungen eigentlich keines Kommentars wert wären, wenn sie nicht als seine Werke ausgegeben und verkauft worden wären:

„So wenig aber mich das Lumpenwesen angehet / was andere Papier=Verderber vor Grillen fangen; so sehr muß ich mich über die unverschämte Leute beklagen / die alle unpolitische Chartecken / vor meine Arbeit verkaufft / und hierdurch an vornehmen Orten meiner Existimation einen ziemlichen Fleck angeschmieret haben [...].“<sup>1410</sup>

<sup>1408</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 5r).

<sup>1409</sup> Vermutlich ist der Roman *Die politische Mause-Falle* (1683) angesprochen, der sich seinerseits bereits im Titel auf den vorangegangenen *Politischen Ratt- und Mausfänger* (1682) bezieht. Ein Hechelmacher stellt sowohl Hecheln als auch Mausefallen her.

<sup>1410</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 5r). Weises Wortwahl erinnert hier an seine

Mit der Bezeichnung als „unpolitische Chartecken“ widerspricht Weise sowohl der Gattungsbehauptung der Politischen Romane als auch ihrem grundsätzlichen Anspruch, als politische Schriften wahrgenommen zu werden. Unter den jahrelangen Gerüchten, es handele sich dabei um von ihm verfasste Bücher, habe sein guter Ruf in gelehrten und herrschaftlichen Kreisen erheblich gelitten. Nun geht der Zittauer Schulleiter, von dessen Autorität und Ansehen viel abhängt, darunter auch und gerade der Ruf der von ihm vertretenen Bildungsinstitution und deren Zulauf durch zahlende Schüler, in die Offensive. Um die nur unter dem Schutz der Anonymität möglichen Insinuationen zu beenden, listet Weise seine bisher anonym erschienenen Titel in chronologischer Folge auf und autorisiert sie.<sup>1411</sup> Seine umfassende Erklärung hinsichtlich seiner Autorschaft<sup>1412</sup> verbindet er mit einer Drohung gegenüber allen „Ehrendfeinden“:

„[...] damit ich nun dem unverantwortlichen Handel möglicher massen begegnen und solchen Ehrendfeinden das unziemliche Handwerck legen möchte; als habe ich hier meine Schrifften specificiren wollen / mit der ausdrücklichen Erklärung / daß den jenigen / der mir andere Anonyma zuteilen würde / entweder vor einen simplen und betrogenen Menschen / oder wo er den Betrug wieder sein beßeres Wissen fovieret / vor einen leibhaftigen Kerl von sechs Buchstaben halten wil.“<sup>1413</sup>

Weise berücksichtigt zwar die Möglichkeit, dass einige diese Bücher im guten Glauben für seine Werke halten, aber er droht denjenigen deutlich mit einer Retorsion,<sup>1414</sup> die ihm wider besseres Wissen Politische Romane zuschreiben. Die Wirkung einer solchen Androhung schwerwiegender „Gegen=Schimpfung“<sup>1415</sup>

---

zwölf Jahre vorher formulierte Vorrede zu den *Ertz-Narren*, Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 62,4ff. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 7].

<sup>1411</sup> Weise nennt „die drey Ertz=Narren / die drey klügsten Leute / und die drey Hauptverderber“, außerdem „den Politischen Näscher“ und den „kurtzen Bericht“, Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 6r).

<sup>1412</sup> Weise äußert die bescheidene Hoffnung, „es werde nichts wieder GOTT und die Erbarkeit darin geschrieben seyn“, vgl. Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 6r).

<sup>1413</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 6r). Der „leibhaftige[] Kerl von sechs Buchstaben“ ist der Teufel. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Lieferung 21,2, Sp. 265ff. [Der digitale Grimm®]; Röhrich: *Lexikon*. 1991, S. 1608–1621, insb. 1612.

<sup>1414</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 5r). Siehe weiter unten: „Ausser diesen angeführten wenigen Tractätgen bekenne ich mich zu keinem Anonymo scripto, würde auch demselben seinen Verdienste nach mit einer wichtigen Retorsion begegnen / der mir nur eine Zeil abfordern wolte / darüber ich nicht meinen Nahmen gesetzet hätte.“ Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, D( 6r). Weise beruft sich hier auf das Retorsions- oder Vergeltungs-Recht, „wodurch ein Geschmäher dem Schmäher die ausgestossenen Schmah=Worte wieder in seinen Busen zurück schiebet, oder in den Hals, daraus sie gefahren und ausgespien worden, einzuschlucken anheim gibt“, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 31. Band. 1742, Sp. 848. Zu den verschiedenen zeitgenössischen Möglichkeiten „Ehre und Würde definieren und zur Geltung bringen zu können“, insbesondere für herrschaftstragende Gruppen vgl. den Beitrag von Weber: *Honor*. 1998.

<sup>1415</sup> Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 10. Band. 1735, Sp. 593.

ist nur gewährleistet, wenn deren Adressaten erkennen, dass der Adressant sie kennt, auch wenn er sie nicht nennt. Es ist deshalb kein Zufall, dass Weise beinahe ausschließlich auf Werke Riemers und Beers rekurriert, wenn er Beispiele für die von ihm inkriminierten Bücher nennt. Dass er um deren Autorschaft wusste, kann aufgrund seiner anhaltenden Kontakte nach Weißenfels und Leipzig,<sup>1416</sup> der durch die genannten Titel ausgelösten Zensurmaßnahmen und nicht zuletzt seiner demonstrativen Widmung an den Vorsitzenden der Bücherkommission als sehr wahrscheinlich gelten.

Weise charakterisiert den *Kurtzen Bericht* als Epitext des *Politischen Näschers*, insofern er darin den von ihm vorgelegten Roman erläutert, und bemerkt dann bitter, „daß sich mancher nach dieser Lehre hätte richten mögen / der bald darauff mit neuen Stockfischen / Feuermäuer-Kehrnern u.d.g. ist auffgezogen kommen“.<sup>1417</sup> Es handelt sich hier um zwei bereits bei der Leipziger Bücherkommission aktenkundig gewordene Titel, deren Autoren der Kommission ebenfalls bekannt sind.<sup>1418</sup> In diesem Zusammenhang ist Weises Widmung an deren Vorsitzenden eine außerordentlich ausdrucksstarke Demonstration seiner großen Distanz zum Milieu der Politischen Romane; sie legt außerdem die Vermutung nahe, dass er über Insiderkenntnisse aus den Zensurverfahren verfügt. So ist es wohl kein Zufall, dass Weise aus der Fülle der Politischen Romane fünf Titel auswählt, von denen nach heutigen Kenntnissen zumindest drei (*Maul-Affe*, *Stock-Fisch* und *Feuermäuer-Kehrer*) zensorische Maßnahmen ausgelöst haben, in deren Verlauf die Autoren identifiziert werden konnten.<sup>1419</sup>

Weise lässt sich allerdings – anders als später Rieme – weder auf pauschale Verdächtigungen noch auf pauschale Verurteilungen ein: Vier der fünf genannten Titel stammen von Rieme und Beer – und das heißt doch wohl, dass er vor allem diese beiden Autoren für den Wandel der Politischen Romane von lustigen Büchern zu „unpolitische[n] Chartecken“ verantwortlich macht. Gleichwohl

<sup>1416</sup> Belege für solche Kontakte finden sich bei Richter: *Das Zittauer Gymnasium*. 1963, S. 21–132. Auf die ungeklärte Bedeutung der Weise'schen Einlassungen für die Gattungsgeschichte der Politischen Romane wies Forssmann 1977 hin, vgl. Forssmann: *Baltasar Gracián*. 1977, S. 329f. Es ist merkwürdig, dass die germanistische Forschung Weises Stellungnahme nicht ausgewertet hat.

<sup>1417</sup> Weise: *Neu=Erleuteter Politischer Redner*. [1684] 1974, D(6r).

<sup>1418</sup> Vgl. die Leipziger Akten SL TIT XLVI 152, Bl. 83ff. (zum *Stock-Fisch*) und SL TIT XLVI 153, Bl. 45ff. (zum *Feuermäuer-Kehrer*).

<sup>1419</sup> Vielleicht ein Indiz dafür, dass die überlieferten Bestände der Bücherkommission so lückenhaft nicht sind: Politische Romane, hinter denen Schüler des *Augusteums* vermutet wurden, wurden wohl in der Geheimen Kammer der Weißenfelder Regierung verhandelt, vgl. das Visitationsdekret von Johann Adolf I.

nennt er keine Namen: Weise nutzt seinerseits die anonyme Publikationspraxis, um zunächst mit Hilfe einschlägiger Titel so klar wie nötig, zugleich aber auch so diskret wie möglich zwei Autoren vorzuwerfen, seine eigene Anweisungspoetik ignoriert und die skandalöse Dynamik der Gattung begünstigt zu haben. Darüberhinaus spricht er allen in den vergangenen vier Jahren erschienenen Politischen Romanen ihren Status als Gattungsexemplare ab.

Weises knappe, nur aufgrund seiner Publikationsliste dreieinhalb Oktavseiten umfassende Stellungnahme argumentiert sachorientiert und spricht eine deutliche Sprache. Ihre ganze Bedeutung können indes nur diejenigen verstehen, die wissen, wer die Autoren der genannten Titel sind. Ihnen droht er, stellvertretend für alle an der Verbreitung Politischer Romane beteiligten Personen, mit weitergehenden Konsequenzen.

In diesem Sinn wendet sich der Zittauer Schulrektor abschließend an alle ihm wohlgesonnenen Leser. Er gibt zu verstehen, dass er in dieser Sache auf öffentliche Unterstützung angewiesen, aber durchaus entschlossen ist, Freund und Feind an ihrer Haltung gegenüber wahrheitswidrigen Gerüchten zu messen:

„Ergeheth also an meine Freunde und theils unbekandte Gönner mein dienstliches Suchen / sie wollen mir die Höfflichkeit nicht versagen / und auff begebenden Fall dasjenige treulich wiederlegen helffen / was meinem Nahmen zu ungebührlicher Kränckung nochmahls möchte erdichtet werden.“<sup>1420</sup>

## b) Riemers Widerruf: *Treck-Tätgen*

Riemer reagiert bereits drei Wochen später,<sup>1421</sup> und seine prompte Reaktion zeigt, dass Weises Äußerungen ernst genommen und von ihren Adressaten verstanden worden sind. Riemers Position ist prekär, insofern er auf Weises Vorwürfe nicht direkt reagieren, sie aber – anders als der Hofmusiker Johann Beer – aber auch keinesfalls auf sich beruhen lassen kann. Der soziale und institutionelle Kontext der Autoren unterscheidet sich deutlich: Aals Hofangehöriger ist Beers Prestige nur mittelbar von einer etwaigen Verurteilung durch Angehörige der *res publica*

<sup>1420</sup> Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, )( 6v. Weises Einlassungen – und damit die Vorrede – schließen mit dem so friedfertigen wie frommen Wunsch, sich nicht mehr um solche Händel kümmern zu müssen, sondern wieder völlig auf die Sache, das ist: die ungestörte Produktion und praxisorientierte Rezeption nützlicher Bücher, konzentrieren zu können: „Hiermit bitte ich den Gnadenreichen GOTT / er wolle uns friedliche Zeiten geben / dabey wir Bücher schreiben / Bücher lesen / und Bücher nützlich anwenden mögen.“ Ebd.

<sup>1421</sup> Weise datiert seine Widmung an Carpzov auf den 20. April 1684, Weise: *Neu=Erleuterter Politischer Redner*. [1684] 1974, )( 3r], Riemer sein Widmungsgedicht auf den 7. Mai desselben Jahres, Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 24.

*litteraria* betroffen; dagegen muss Riemer sich als Nachfolger Weises und als Professor mit Ambitionen auf eine geistliche Laufbahn öffentlich zu Weises Stellungnahme verhalten.

In der Vorrede zu einer Postille mit dem sprechenden Titel *Blaße Furcht und Grünende Hoffnung* macht er vor allem Buchhändler für die verkaufsfördernden Gerüchte über die gelehrte Verfasserschaft der Politischen Romane verantwortlich. Riemer kann nicht vom symbolischen Kapital einer gelehrten Widmung profitieren, und er kann auch nicht an der Sache orientiert argumentieren, ohne sich selbst zu entlarven. Also vermeidet er es, seine Angaben überprüfbar zu halten: Weder nennt er die Titel seiner anonym veröffentlichten Schriften, noch äußert er sich eindeutig zu seiner zukünftigen Publikationspraxis. Riemer weicht auf personenbezogene Argumente aus, sucht individuelle Qualitäten zu betonen, um als Autor vertrauenswürdig zu wirken. Seine Ehrenrettung umfasst beinahe drei Quartseiten und ist damit deutlich umfangreicher als Weises Stellungnahme. Bezeichnend ist auch die von ihm gewählte Gattung religiöser Gebrauchsliteratur, denn dem religiös geprägten Medium entspricht ein Vokabular lutherischer Glaubensgewissheit, mit dessen Hilfe Riemer seinen moralischen Standpunkt demonstriert.<sup>1422</sup>

Wie Riemer später wiederholt betont, ist die Postille *Blaße Furcht und Grünende Hoffnung* nicht „vor die Cantzel gemacht“<sup>1423</sup>, sondern es handelt sich um eine für die private Lektüre und oratorische Übung gedachte lexikalische Sammlung von geistlichen Exempeln.<sup>1424</sup> Gewidmet ist sie Herzogin Johanna Magdalena (1656–

<sup>1422</sup> Mit Riemers Argumentation setzt sich Krause bereits 1977 detailliert auseinander, vgl. Krause: *Mutmaßungen*, 1977, S. 147–169. Krause reagiert auf Hans-Dieter Bracker, vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 138–166, und will Riemers „ethische Glaubwürdigkeit“ verteidigen; er hält ihn in „geistlichen Angelegenheiten für bedingungslos aufrichtig“, S. 152. Mir scheint Riemers Aufrichtigkeit ein Effekt zu sein, der auf den kalkulierten Einsatz spezifischer rhetorischer Mittel zurückzuführen ist. Gegen Krauses Auffassung spricht auch, dass Riemer die Titel der von ihm geschriebenen *Satyren* sehr wohl absichtsvoll verschweigt, freilich wiederum aus anderen Motiven heraus, als Bracker annimmt.

Im 20. Jahrhundert bietet der Gebrauch des Ehrenwortes in der politischen Kommunikation Beispiele für eine ähnlich angelegte Rhetorik, vgl. die Barschel-Pfeiffer-Affäre, in der Uwe Barschel als Ministerpräsident Schleswig-Holsteins 1987 wider besseren Wissens mit Hilfe eines Ehrenwortes seine persönliche Verantwortung für eine Verleumdungskampagne in Abrede gestellt hat. Dazu Berking: *Das Ehrenwort*. 1989.

<sup>1423</sup> Riemer reagiert empört auf die Auffassung, es handele sich um eine Postille für den gottesdienstlichen Gebrauch, vgl. seine Einlassungen in der Vorrede zum *Apophthegmatischen Vormund*. [1687] 1987, S. 292f. Krause dokumentiert die Zweifel der Osterwiecker Räte im Vorfeld der 1687 erfolgten Berufung Riemers auf die Oberpfarrstelle, ob Riemer verständlicher predigen könne, als es seine Postille nahelege, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 68f.

<sup>1424</sup> Die ausgewählten Evangelientexte richten sich nicht nach der Perikopenordnung, sondern folgen dem Lebenslauf Christi. – Die Auffassung Krauses, die Publikation der *Blaßen Furcht und Grünenden Hoffnung* signalisiere das verstärkte Interesse Riemers an einer geistlichen Laufbahn, muss wohl dahingehend

1686)<sup>1425</sup> und Herzogin Sophie Marie (1661–1712),<sup>1426</sup> also an der Herrschaft in Weißenfels und Eisenberg beteiligten Damen. Sie werden als ideale Leserinnen angesprochen, die in der Lektüre Erbauung suchen.

Unter Berücksichtigung „dieser heiligen Arbeit“, so Riemer, soll jedem Leser völlig einsichtig sein, dass deren Verfasser zu „solchen leichtsinnigen Schrifften“ wie den Politischen Romanen gar nicht fähig ist.<sup>1427</sup> Vorab betont er, sein Gemüt sei „viel zu JOVIALisch“<sup>1428</sup>, um derartige Satiren zu verfassen. Das suggeriert Offenheit und Wohlwollen gegen jedermann. Solche Behauptungen lassen sich nur um den Preis persönlicher Beleidigung widerlegen.

Riemer hatte bereits 1682 eine distanzierende Stellungnahme unter dem Titel *Johann Riemers Scribenten Perspectiv, dadurch ein iedweder augenscheinlich sehen kan, daß die bisshierigen verwirreten unreinen Satyren keineswegs von ihm sondern gantz aus andern Köpffen herkommen*<sup>1429</sup> veröffentlicht, die wohl nicht die gewünschte Wirkung hatte. Auf diese Schrift verweist er hier mehrmals, negiert nochmals seine Autorschaft hinsichtlich der Politischen Romane, konzidiert aber, auch er habe Satiren geschrieben: „Drey Satyren habe ich vor diesen in meiner Jugend gemacht / welche /

---

differenziert werden, dass Riemer sich alle Optionen offenhält. Das indiziert auch der Umstand, dass Riemer noch nach der vollzogenen Wahl zum Oberpfarrer (1. April 1684), unmittelbar vor seinem Amtsantritt in Osterwieck, die Vorrede zu einer *Gründlichen Regierungskunst* beisteuert und in seiner Weißenfelser Funktion als *Professor Publicus* unterzeichnet. Es handelt sich um eine der Forschung bisher nicht bekannte Einleitung zu einer von Georg Rudolph Marschall auf alten Gottern (auch: Marschall-Altengottern) angefertigten Übersetzung aus dem Italienischen. Vorlage ist das Werk *Ricordi ovvero ammaestramenti, ne i quali si ragiona di tutte le materie onorate che si ricercano ad un vero Gentiluomo* von Sabba Castiglione (1494–1554), einem Johanniter-Ritter. Riemer empfiehlt die *Gründliche Regierungskunst* zunächst unter sprachlichen, dann unter sachlichen Gesichtspunkten sowohl Regenten, Hofleuten wie Hausvätern zur Lektüre. Vgl. *Sabba di Castiglione*. 1687, ]( 3v].

<sup>1425</sup> Johanna Magdalena ist Herzogin von Sachsen-Weißenfels; sie ist verheiratet mit Herzog Johann Adolf I., vgl. Junghans: *Sekundogenitur-Fürstentümer*. 1996, S. 28. Vgl. Schwennicke: *Stammtafeln*. N. F. Band I.1. 1998, Tafel 171 (Die Herzoge von Sachsen-Weißenfels 1657–1746, Albertinischer Linie).

<sup>1426</sup> Sophie Marie ist Herzogin von Sachsen-Eisenberg; sie ist verheiratet mit Herzog Christian, vgl. Schwennicke: *Stammtafeln*. N. F. Band I.1. 1998, Tafel 158 (Die Herzoge von Sachsen-Gotha 1641–1732, Ernestinische Linie).

<sup>1427</sup> Riemer bittet den idealen Leser („der Gelehrte Mann“) geradezu darum, dem Werk die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen und es nicht gleich wieder „wie ein anderer Sinn= und Vernunft=loser Einfall / dergleichen bißher zu Verdruß und Schimpff der gelehrten Welt / genug herfür kommen“ aus der Hand zu legen. Riemer: *Blaffe Furcht*. [1684] 1987, S. 28f.

<sup>1428</sup> Riemer: *Blaffe Furcht*. [1684] 1987, S. 28,2f.

<sup>1429</sup> Die Schrift wird im Herbstmessverzeichnis 1682 angekündigt, vgl. *Catalogus Universalis*, H MV 1682, Bl. E 3v. Das *Perspectiv* konnte leider noch nicht gefunden werden; weder Hirsch noch Krause weisen ein Exemplar nach, und auch eigene Recherchen blieben bisher ergebnislos. Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 136. Krause: *Feder*. 1979, S. 422f. Denkbar wäre, dass Riemer damit auf den Druck der Weißenfelser Regierung unter Herzog Johann Adolf I. reagiert, der das *Augusteum* reformieren will. Möglicherweise hat Riemer im *Perspectiv* hinsichtlich der Politischen Romane seine eigene Autorschaft in Abrede gestellt, die eigenen Werke aber weder benannt noch insgesamt Weises Verfasserschaft ausgeschlossen. Vor einem solchen Hintergrund bliebe auch Weises Stellungnahme plausibel.

weil sie Mores Aevi zum Zweck haben / ich keinem Menschen leugne.“<sup>1430</sup> Die naheliegende Möglichkeit, die von ihm verfassten Titel aufzulisten, verbietet sich aufgrund Weises aktueller Distanzierung: Riemer würde sich damit als Autor des *Maul-Affen* und des *Stock-Fischs* offenbaren, also der Werke, die von Weise gerade zum „Lumpenwesen“ namenloser „Papier=Verderber“ gezählt worden sind.<sup>1431</sup> Riemer weicht deshalb aus: Zunächst stellt er eine große zeitliche Distanz zu seinen satirischen Werken her, indem er, der 36-jährige Professor, fälschlicherweise behauptet, diese als wesentlich jüngerer Mann verfasst zu haben.<sup>1432</sup> Tatsächlich ist er bereits fast 32 Jahre alt, als sein erster Politischer Roman erscheint; und dass der letzte dieser Titel, der *Politische Stock-Fisch*, herausgekommen ist, ist kaum drei Jahre her. Die zitierte Verteidigung Riemers diskreditiert in ihrer lakonischen Formulierung schon jede Verdächtigung. Auch die inhaltliche Rechtfertigung seiner satirischen Produktion fällt mit „Mores Aevi“ denkbar knapp aus. Umso ausführlicher wird dann die eigene Empörung über die seither erschienenen Politischen Romane entfaltet.

Vorher rekonstruiert Riemer indes kurz die Motive für deren Entwicklung zum populären Lesestoff: Dabei konzidiert er durchaus die gattungsgenerierende Bedeutung seiner eigenen Satiren, wenn er vermutet, gewinnsüchtige Buchhändler hätten an deren Erfolg anknüpfen wollen und ungelehrte Autoren beauftragt, derartige Bücher zu schreiben.<sup>1433</sup> Ein solcher Buchhändler sei offensichtlich „der Meynung / wenn er den Titul solcher Lappalien mit dem Worte politisch über-tünche / er könne den ABORTUM STULTITIAE zehntausend mal drucken laßen“.<sup>1434</sup> Die Genese der Gattung wird also ausschließlich auf das Treiben geschäftstüchtiger Händler zurückgeführt; Riemer spricht weder endogene Faktoren an, noch thematisiert er die Gründe für den außerordentlichen Erfolg seiner Satiren.

---

<sup>1430</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,2f.

<sup>1431</sup> Weise: *Neu=Erleuteter politischer Redner*. [1684] 1974, I)(5r].

<sup>1432</sup> Es ist unwahrscheinlich, dass in Riemers Fall – wie für Christian Weise angenommen wurde – Produktion und Publikation weit auseinander lagen: Zumindest hinsichtlich des *Maul-Affen* und der *Colica* lässt sich belegen, dass die Texte aufgrund aktueller Anlässe geschrieben und gleich gedruckt wurden.

<sup>1433</sup> „Ob nun diese / weil sie so gar unterschiedlich mal wieder aufgeleget / auch auswärtig nachgedrucket worden / vielleicht einen Dünckel=klugen Buchführer bewogen / daß er aus Gewinn=Sucht / bey Ungelehrten dergleichen auszuwürcken gesucht“, Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,7.

<sup>1434</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,8.

Sodann werden die Politischen Romane als „Scelera Ignorantiae“<sup>1435</sup>, als „Treck-Tätgen“<sup>1436</sup>, als „Krafft=lose Dinge“ und „Mumien / da weder Blut / Fleisch / Bein noch Safft drinnen ist“<sup>1437</sup>, als „liederliche und des Lebens unwerthe Bücher“<sup>1438</sup> und „Miß=Geburt“<sup>1439</sup> verunglimpft. Riemer kritisiert die Diskrepanz zwischen Titel und Text, insbesondere den ungerechtfertigten Anspruch der Politischen Romane, zur politischen Literatur gehören zu wollen:

„Der Titul PROMITTiret einen Elephanten. Und der Inhalt bringet kaum ein Mäußgen zu Marckte. Das erste Blat PRAESENTiret eine hochkluge POLITIQUE: das übrige CORPUS aber / ein lausichtes Pasquill. Oder wo das nicht / dennoch abscheuliche biß in die Hölle verdammte Zoten.“<sup>1440</sup>

Die Kritik am Missbrauch „mit dem Worte politisch“ und am Umstand, dass die Titel lebenspraktische Klugheitsregeln versprechen, die Texte indes aus persönlichen Verleumdungen, anstößigen Szenen oder derbkomischen Streichen bestehen, ist nicht falsch. Und sie wird von Zeitgenossen wie von der späteren Forschung über die Jahrhunderte stereotyp wiederholt. Warum diese Bücher Bestseller waren, lässt sich damit allerdings nicht erklären. Und was Riemer betrifft, hat diese Kritik überdies den Schönheitsfehler, dass sie auch auf seine eigenen Werke zutrifft.

Riemer braucht die Kaskade der vorangegangenen Schimpfnamen indes dazu, um auf rhetorischem Wege eine vollständige Verdammung der Gattung vorzubereiten. Das Schreiben, die Herstellung und die Verbreitung der Politischen Romane hält er gleichermaßen für eine Todsünde wie für ein Kapitalverbrechen. Riemer zufolge vergehen sich die mit den Politischen Romanen befassten Männer stärker als bei einer vorehelichen Entjungferung:

„Wodurch Verleger / Drücker und Autor mehr ärgern und die Erbarkeit schänden / als ein Bube / der da leiblich eine Jungfrau schwächt. Denn solche Leute sind ewige Sünder / als welche auch nach ihren Tode die Menschen ärgern / wie die Mahler / durch unzüchtige Bilder.“<sup>1441</sup>

<sup>1435</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,11.

<sup>1436</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,12.

<sup>1437</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,13.

<sup>1438</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,24f.

<sup>1439</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,30.

<sup>1440</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28,16f.

<sup>1441</sup> Riemer: *Blafse Furcht*. [1684] 1987, S. 28, 10f.

Behauptet wird hier, eine faktisch vollzogene Schändung richte geringeren Schaden an als das medial auf Dauer gestellte unzüchtige Treiben in diesen „Treck-Tätgen“. Riemers Darstellung identifiziert faktisches und fiktives Geschehen miteinander, er betont dessen dauerhafte Präsenz aufgrund der medialen Vermittlung und rückt die Romane in die Nähe von Pornografie.

Erst nach ihrer pauschalen Verurteilung kommt Riemer schließlich auf Gerüchte zu sprechen, die politischen Romane seien von angesehenen Gelehrten verfasst. Hier stellt er sich gemeinsam mit Christian Weise als das Opfer solcher Gerüchte dar. Riemers Darstellung verrät eine große Vertrautheit mit dem zeitgenössischen Literaturbetrieb,<sup>1442</sup> demonstriert dabei aber deutliche Distanz und beruft sich durchweg auf Angaben dritter.<sup>1443</sup>

Als besonders aussagekräftigen Beleg für die Irrwege der Gattung zitiert er das Gerücht, dass ungelehrte Buchhändler nicht nur andere aufforderten, Bücher zu schreiben, sondern es sogar selbst täten: „[M]ancher politischer Buchführer [bringt] selbst seine verliebten Träume Tag vor Tag zu Papire“, um dann „um die Meß=Zeit“ seinen Politischen Roman verkaufen zu können.<sup>1444</sup>

Als Beispiel nennt Riemer den *Politischen Ratten= oder Mäuse Fänger* (1682). Damit sich das unter Pseudonym publizierte Buch teurer und besser verkaufen lasse, werde darin eine gelehrte Autorschaft insinuiert: „Auch wol durch tunckele Worte SIMULIret / als rühre solche Miß=Geburt von einen ehrlichen Manne her / deßen Gedancken vor diesem etwa bey der Welt=Weißheit in gütiger Opinion gestanden.“<sup>1445</sup>

Hier und in der Folge gelingt es Riemer auf suggestive Weise, sich den unangefochtenen Ruf eines ehrlichen Gelehrten zuzuschreiben, ohne diesen ausdrücklich für sich zu beanspruchen, weil er dabei die Machenschaften eines Buchhändlers darstellt. Dabei gebraucht er wiederholte Male die Bezeichnung „ehrli-

---

<sup>1442</sup> Riemers polemische Bemerkung, er „betaure das stückgen Brodt / welches zu Ausziehung der Fettigkeit bey der Drucker-Farbe gebraucht wird / womit solche liederliche und des Lebens unwerthe Bücher gedrucket werden“, beschreibt in ihrem ersten Teil treffend die bis ins 18. Jahrhundert übliche Herstellung der Druckfarben. Vgl. die Darstellung bei Ernst Wilhelm Kircher: *Anweisung* [1793] 1983, S. 147f., so zitiert bei Hanebutt-Benz: *Gutenbergs Erfindungen*. 2000, S. 174f.

<sup>1443</sup> Vgl. Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,38

<sup>1444</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28, 26–29.

<sup>1445</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,30.

cher Mann“ und andere Attribuierungen,<sup>1446</sup> mit denen auch Christian Weise angesprochen wird. Wenn er dann die Effekte solcher paratextuellen Inszenierungen beschreibt, spielt Riemer noch stärker auf Weise an. Es sei soweit gekommen, dass die närrischen Texte träumender Buchhändler für Werke gelehrter Autoren gehalten würden:

„Daher ist es durch solche stumme Verleumbder so weit kommen / daß wenn dem Träumenden einmal eine MOROLOGI entfähret / so ist bey dem Halb=Gelehrten kein anderer Autor als ich / oder sonst ein guter Freund in der Schlesien.“<sup>1447</sup>

Es hat taktische Gründe, dass Riemer Christian Weise nicht nur als Freund betrachtet, sondern vereinnahmt. Riemer ignoriert Weises Verurteilung der Politischen Romane, und er muss sie ignorieren: Weder die angesehene Stellung Weises noch seine eigene prekäre Situation erlauben es ihm, an zwei Fronten zu kämpfen. Seine eigene Rechtfertigung wirkt überzeugender, wenn er seine Leser davon überzeugen kann, zwischen ihm und dem rundherum als „sehr berühmte[n] Schulmann“<sup>1448</sup> bekannten Weise bestünden persönliche Beziehungen.<sup>1449</sup> Überdies lässt Riemers Vorgabe, als Opfer von Gerüchten mit Weise ein

<sup>1446</sup> Im Namen der Wahrheit tritt Riemer ja bereits in der Vorrede zum *Maul-Affen* an. Dass der dadurch hervorgerufene Weißenfelder Skandal den Ruf Riemers nachhaltig geprägt hat, ist indes noch einem Lobpreis von Erdmann Neumeister zu entnehmen, das wohl während der Hildesheimer Jahre entstand. Neumeister kommentiert ausführlich zu Riemers Kritiker, bevor er dessen „Redlichkeit“ loben kann. Dabei übernimmt Neumeister zwar Riemers Selbstdarstellung als einen unerschrockenen Verfechter der Wahrheit, doch belegt der Text von Riemers stark umstrittenen Ruf: „Zu Herrn D. Riemers, Superint. in Hildesheim, ebedessen Profess. in Weissenfels, Gemähld. Du Held in Israel, du theurer Gottes=Mann, / Es tadelt deinen Gang, wer nichts als Tadeln kan. / Ich ehre deinen Fuß, von welchen Myrrhen fließen, / Und küsse deinen Tritt, aus welchem Rosen spriessen. / Du hast das Feigen=Blat der Heuchler aufgedeckt, / Und deiner Redlichkeit dadurch viel Noth erweckt. Doch du hast recht gethan, daß du behertzt gezeigt, / Wer viel Cameel verschluckt, und denoch Mücken fänget. / Hat doch der Warheit schon vom Anfang, in der Welt, / Ein Welt=Kind Netz und Strick, und Fallen aufgestellt. / Was Wunder nun, wenn du den Neid nicht kanst vermeiden, / Und manche Streiche must um Warheit warheit willen leiden? / Jedoch der wahre GOTT, der Recht und Warheit schützt, / Ist auch dein Schirm und Schild, wenn Neid und Falschheit blitzt. / Sein Geist und Eyfer schilt solch Schlang= und Molch=Gezüchte, / Und macht die Heucheley noch durch sich selbst zu nichte. / Nun, dein Gedächtnis bleibt im Segen, theurer Mann. / Im Buch der Redlichen steht solches oben an. / Und wenn die Warheit muß vor GOTT und Himmel gelten. Sey Welt und Teufeln Trotz, die Riemern wollen schelten.“ Hunold [*Menantes*] (Hrsg.): Neumeister: *Die Allerneueste Art*. 1728, S. 248. – Krause vermutet, bei dem angesprochenen Gemälde handle es sich um ein Porträt Riemers von 1694, das sich im Weißenfelder Museum befinde. Vgl. Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 153.

<sup>1447</sup> Riemer ersetzt das eigentlich in idiomatischer wie in inhaltlicher Hinsicht zu erwartende Wort durch ein anderes, das hier fehl am Platze ist, aber in anderer (geographischer) Hinsicht doch naheliegt: Während die Formulierung „in der Lausitz“ durchaus üblich ist, heißt es „in Schlesien“. Die verrätselnde Formulierung sichert der Anspielung auf Christian Weise noch größere Aufmerksamkeit.

<sup>1448</sup> So das Zedler'sche Universallexikon über Weise, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 54. Band. 1747, Sp. 1057.

<sup>1449</sup> Prinzipiell verfährt Riemer wie Weise, der mittels Widmung auf eine persönliche Bekanntschaft mit dem Gelehrten Friedrich Benedict Carpzov verweisen und vor diesem Hintergrund auch Geltungsanspruch und Überzeugungskraft seiner Stellungnahme erhöhen wollte. Im Falle Riemers ist

gemeinsames Schicksal zu teilen, Fragen nach seiner eigenen Rolle als Gerüchtemacher kaum aufkommen.

Riemers vieldeutige Formulierungen sind daher Kalkül. Sie imitieren quasi die unbegründeten Verdächtigungen, unter denen ihrer beider Ansehen leidet, doch profitiert Riemer dabei von Weises Reputation. Gemeinsam erscheinen beide Gelehrte als unschuldige Opfer, deren guter Ruf um des buchhändlerischen Profits willen geschädigt wird: „Der Verkäuffer hört es [die Vermutung, entweder Riemer oder Weise sei der Autor, A.W.] an und läst um drey Grosschen Gewinnst / geschehen / daß ein ehrlicher Mann in seinen guten Klänge eine DISSONANZ leidet.“<sup>1450</sup> Seine eigene Betroffenheit betont Riemer anschließend umso stärker, wenn er vorgibt, das wahre Ausmaß der ihm geltenden Verleumdungen rücksichtsvoll verschweigen zu wollen:

„Dergleichen mir viel von vertrauten vornehmen Freunden geschrieben worden. Ich mag nicht alles nennen / wozu man wieder das selbstrichtende Gewißen / und wieder die Liebe des Nechsten / meinen Nahmen gerne gebraucht hätte: daran aber niemand schuldig ist / als etwa ein unbedachtsamer Buch=Händler / welcher gerne solche Bücher führet [...] ja / man hätte mir gar lieber die falschen Witterungen aufgedrungen.“<sup>1451</sup>

Sein öffentliches Bekenntnis, so Riemer, habe nun aber einen Gesinnungswandel herbeigeführt, und dafür dankt er an erster Stelle Gott. Wenn Riemer betont, „daß Gelehrte aufrichtige Leute durch mein öffentliches Darthun ein anders [als die falschen Gerüchte, A.W.] erfahren haben“,<sup>1452</sup> dann rekurriert er nochmals auf seine vorangegangene Apologie, das 1682 veröffentlichte *Perspectiv*. Es kommt ihm hier wohl vor allem darauf an, den Eindruck zu erwecken, er sei bereits vor Weise an die Öffentlichkeit getreten, denn damit kann der Verdacht, er reagiere lediglich auf Weises Stellungnahme, entkräftet werden.

In seinen Dank gegenüber Gott schließt Riemer auch den für das hier vorgelegte Werk ein, das durch seine pure Präsenz für seinen Autor spricht. Die an rhetorischen Figuren reiche Sammlung von „geistlichen Gedanken“ zu Sonn- und

---

indes davon auszugehen, dass Weise ohne sein Wissen als Kronzeuge für Riemers moralische und intellektuelle Integrität benutzt wird.

<sup>1450</sup> An späterer Stelle zeichnet Riemer von sich selbst das Bild „eines ehrlichen Mannes / welcher andere lehret“, Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 29, 15.

<sup>1451</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 28,36ff.

<sup>1452</sup> Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 29,4. Riemers Äußerungen zum *Perspectiv* und dessen Wirkung sind widersprüchlich, anfangs motiviert er seine erneute Stellungnahme ja gerade damit, dass die „jüngs=heraus=gegebene Vertheidigung“ nicht jeden Verdacht zu zerstreuen vermochte.

Festtagen<sup>1453</sup> soll belegen, dass Riemer schon seit langer, langer Zeit überhaupt nicht mehr an satirischem Tadel, sondern vielmehr an der „Erbauung der Jugend“<sup>1454</sup> interessiert sei:

„Und daß auch nunmehr dieses Werckgen ein Zeuge seyn kan / wie ich lange Zeit daher an keine Satyr gedacht / auch in Zukunfft nicht dran dencken werde: wenn ich das / was ich zur Erbauung der Jugend gelobet / mit beyständiger Gnade Gottes ausführe. Derowegen / hochgeehrter Leser / ersuche ich dich hiermit / und bitte dich um der Allwißheit Gottes willen / als welcher meine Berufs=Arbeit bekandt ist / prüfe die Geister. Nimm den Verstand zum Perspectiv / wenn du dergleichen unbenahmte Schrifften siehest. Doch hastu den Vorsatz von mir / daß ohne Unterschriebenen meinen Nahmen / ich dir nichts zu lesen geben will.“<sup>1455</sup>

Mit der Berufung auf Gottes Allwissenheit (die implizit gegen die beschränkten Möglichkeiten des menschlichen Verstandes ausgespielt wird) und einem persönlichen Vorsatz könnte Riemers Exkurs zu den anonym erschienenen Politischen Romanen enden. Er enthielte dann immerhin eine klare Aussage, mit der sich allen gegenteiligen Gerüchten überzeugend widersprechen ließe: die Absicht, nicht mehr anonym zu publizieren.

Riemer will sich aber das ganze Spektrum publizistischer Artikulationsmöglichkeiten erhalten, und so behält er sich doch vor, auf „eine noch unbekandte Ursache“ mit „einer Schrifft ohne Nahmen“ zu reagieren.<sup>1456</sup> In einem solchen Fall sollen „die Gedancken eines ehrlichen Mannes / welcher andere lehret“, eindeutig an ihren stilistischen, rhetorischen, gelehrten und moralischen Qualitätsmerkmalen erkannt werden können. Die derart unbescheidene Charakterisierung der eigenen Werke wird von dem Bekenntnis beschlossen, auch in Zukunft ausschließlich um der Erbauung willen schreiben zu wollen.<sup>1457</sup>

<sup>1453</sup> So die erläuternde Bezugnahme in der *Standes-Rhetorica*. Vgl. Riemer: *Standes-Rhetorica*. [1685] 1987, S. 242,38.

<sup>1454</sup> Riemer: *Blasse Furcht*. [1684] 1987, S. 29,7.

<sup>1455</sup> Riemer: *Blasse Furcht*. [1684] 1987, S. 29,5ff.

<sup>1456</sup> Möglicherweise bildet die geplante Publikation der beiden unter dem Titel *Amor der Tyranne* zusammengefassten Schuldramen *Asphalides* und *Eginhard und Imma* das Motiv für sein Ausweichen: Riemer versah den 1685 erscheinenden Druck lediglich mit seinen Initialen. Das Spruchband des Titelpupfers *Die Politische Renterei* charakterisiert den Text als Politischen Titel, und als solcher wurde er offenbar auch rezipiert: Dem Wolfenbütteler Exemplar sind *Die drey lasterhaftigsten Leute* und *Weises Politischer Academicus* beigegeben, vgl. zum Druck die Angaben von Krause in: Riemer: *Werke* II. 1984, S. 653f. Zu den beiden Schauspielen vgl. die Ausführungen bei Krause: *Feder*. 1979, S. 201ff.

<sup>1457</sup> Riemer: *Blasse Furcht*. [1684] 1987, S. 29,12ff. Zu ähnlichen Aussagen Riemers in der Vorrede zur Rhetorik *Kurzweiliger Redner*, die dem Nachweis seiner „literarischen Seriosität“ dienen sollen, vgl. Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 154f.

Sodann folgt eine parataktische Reihe apodiktischer und prophetischer Äußerungen, in denen Autoren wie Verlegern, die sich durch „unnütze Worte“ versündigten, ihr „Verderben / der Zeit und der Ewigkeit“ versprochen wird.<sup>1458</sup> Das letzte Wort in dieser Sache richtet Riemer indes an die weltliche Obrigkeit – und hier sind wohl auch die Widmungsempfängerinnen als Vertreterinnen der Herrschaft angesprochen: So steht am Schluss seiner Stellungnahme der erneute Ruf nach obrigkeitlicher Reglementierung, formuliert als feste Zuversicht, die fürstliche Regierung werde angesichts dieser „Schande unseres Vaterlandes“ mit großer Entschlossenheit gegen „solche Prostituenten der edlen Literatur endlich“ vorgehen.<sup>1459</sup> Dieser Aufruf dient sicher dazu, der Weißenfelder Regierung unter Herzog Johann Adolf I. seine Unschuld zu demonstrieren. Die Protektion des Riemer'schen Romans *Der Politische Maul-Affe* durch dessen Vater, Herzog August, auch Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft (1667–1680), wird dagegen nicht erwähnt. Das erhellt den Zweck dieser Übung: Riemers Verurteilung der Gattung mitsamt seiner Aufforderung zu zensorischen Maßnahmen soll sowohl von den anonym schreibenden Autoren, unter denen sich sicher auch Weißenfelder Schüler befinden, als auch von den einschlägigen Verlegern als deutliches Signal dafür verstanden werden, dass der Weißenfelder Professor nicht mehr bereit ist, die Publikation Politischer Romane zu fördern oder auch nur zu dulden.

### Zusammenfassung

Die beiden Stellungnahmen nehmen Autoren wie Verlegern ihr wichtigstes Argument, um Leser von der gelehrten Provenienz der Politischen Romane zu überzeugen. Ihren Insinuationen wird sowohl durch die Sachargumente Weises als auch durch das die wahren Verhältnisse verschleiernde Ehrenwort Riemers die Grundlage entzogen. Da der maßgebliche Topos des Gattungsdiskurses in der Insinuation gelehrter Autorschaft besteht, bewirken die Widerrufe Weises und Riemers das Verebben der Gattung in den folgenden Jahren. Den Politischen Romanen wird nun vom Publikum nur mehr geringer Wert beigemessen. Die Institutionalisierung dieses populären Lesestoffs als literarische Gattung scheint damit gescheitert.

---

<sup>1458</sup> „Wer nur die Welt zu lachen machen will / der thue es. Unnütze Worte / erfordern schwere Rechenschaft. Auch der Unsegen wird von einem solchen Verleger nicht bleiben. Der Mühlstein der Aergernis ist schwer. Er zieht ins Verderben / der Zeit und der Ewigkeit.“ Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 29,20f.

<sup>1459</sup> Vgl. Riemer: *Blaße Furcht*. [1684] 1987, S. 29,24f.

## 5. Das Verebben einer literarischen Mode

Es ist offensichtlich, dass die Popularität Politischer Romane nach 1684 sinkt. Die auslösenden Faktoren für das Verebben der literarischen Mode sind die öffentlichen Stellungnahmen von Christian Weise und Johannes Riemer im Frühjahr des Jahres, hinzu kommt ein verändertes Geschäftsverhalten der Verleger.

Der Erfolg der Politischen Romane als populärer Lesestoff hängt davon ab, dass von ihnen gesellschaftlich und politisch relevantes, durchaus auch pikantes Insiderwissen erwartet wird. Diese Publikumserwartung ist nur solange plausibel, wie den Texten eine gelehrte und/oder herrschaftsnahе Autorschaft unterstellt werden kann. Es ist dieser Konnex zur gelehrten und herrschaftlichen Sphäre, der die in den kleinen Büchern enthaltenen Anspielungen wichtig werden lässt. Mit Weises und Riemers Widerruf im Jahr 1684 verlieren das schillernde Epitheton *politisch*, der satirische Impetus und solche Anspielungen quasi ihren Resonanzboden.

In den folgenden Jahren verebbt die Gattung: Bis zur Jahrhundertwende erscheinen etwa so viele Titel wie bisher in zwei Jahren. Insgesamt wird ihr paratextueller Rahmen redimensioniert, werden die Vorreden, der entscheidende Ort für die Inszenierung der Texte, nun kürzer. Auffällig ist auch, dass der institutionelle Ort der Gattung verwischt wird: Auf den Titelpuffern der zu diskutierenden Romane erscheinen Verlagsangaben noch seltener als vorher. Der Spielraum für die Verleger ist offensichtlich kleiner geworden, nachdem die anonyme Publikations- und Insinuationspraxis von Weise ausdrücklich nicht mehr geduldet wird und Riemer diese Haltung ebenfalls öffentlich eingenommen hat.<sup>1462</sup> Die Verleger sind der institutionelle Ort dieser Gattung; sie haben ihren Erfolg befördert, und der markante Rückgang der Publikationen ist auch auf ein verändertes Geschäftsverhalten der Verleger zurückzuführen.<sup>1463</sup> Der deutliche Faszinationsverlust der Gattung hinterlässt in den Paratexten der Titel, die nun zu besprechen sind, durchaus unterschiedliche Spuren.

---

<sup>1462</sup> Einzig Christian Weidmann, der seit Erscheinen von Weises *Bericht* ohnehin die meisten Politischen Romane verlegt hat, gibt den pseudonymen Veröffentlichungen des *Guckguck* und des *Passagier* im Jahr 1684 noch seinen Verlagsnamen bei.

<sup>1463</sup> Soweit eruierbar, handelt es sich bei den Verlagen der Politischen Romane um einen kleinen Kreis sächsischer Verleger, vgl. die Ausführungen unter B. I.

a) ***Crinioaldus Celidonius: Die Drey Lasterhaftigsten Leute***

Der fiktive Autor *Crinioaldus Celidonius* verteidigt die Veröffentlichung der *Drey Lasterhaftigsten Leute der gantzten Welt* mit einer aus den geläufigen Topoi zusammengesetzten Vorrede: Die Titelformulierung kontaminiert Elemente der Titel der ersten drei satirischen Schriften Christian Weises, *Die drei Hauptverderber*, *Die drei ärgsten Ertz-Narren*, *Die drei klügsten Leute*, und hat dazu geführt, das Erscheinen des undatierten Textes um 1680 anzusetzen.<sup>1464</sup> Aufgrund bisher übersehener, textinterner wie textexterner Hinweise ist allerdings von einer späteren Veröffentlichung, wahrscheinlich im Jahr 1685 auszugehen.<sup>1465</sup> Mit unterschiedlichen Strategien werden Verbindungen zu Weise und Beer insinuiert. Eine ungewöhnliche Typographie markiert die Eigennamen beider Autoren, die als homonyme Begriffe gebraucht werden, und löst sie aus ihrem syntaktischen Zusammenhang.<sup>1466</sup> Das Pseudonym *Crinioaldus Celidonius* hat die gleichen Initialen wie das von Christian Weise für die *Ertz-Narren* genutzte *Catharinus Civilis*.

<sup>1464</sup> *Celidonius: Leute*. Die Vorrede ist unpaginiert, daher werden die folgenden Zitate nicht einzeln nachgewiesen. Im Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vermerkt ein dementsprechender Bleistifteintrag das Jahr 1680 als Erscheinungsjahr. Weber und Mithal datieren ebenfalls auf „um 1680“ (Weber / Mithal: *Originalromane*. 1983, S. 191). Hirsch gibt mit Verweis auf Hayn und Gotendorf Frankfurt und Leipzig als Erscheinungsorte, als Erscheinungsjahr 1685 an, Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 79. Hayn und Gotendorf, denen das – verschollene – Exemplar der Dresdener Bibliothek vorlag, das offenbar einen doppelblattgroßem Kupfertitel enthielt, verweisen für die Verlagsangabe Friedrich Chr. Cölius auf das OMV 1685, D 2b; vgl. Hayn / Gotendorf: *Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa*. 1912. Band I, S. 591. Die Württembergische Landesbibliothek datiert ihr Exemplar [Signatur D.D.oct. 1409] auf „um 1700“.

<sup>1465</sup> Zunächst spricht die Vorrede davon, „dergleichen Bücher“ seien „in Haß gerahten“: Das lässt sich 1680 schlicht aufgrund fehlender Masse noch nicht schlechtweg behaupten. In der Erzählung wird außerdem ein Pass erwähnt, der auf das Jahr 1685 datiert wird. Aufgrund des Wahrhaftigkeits-, aber auch Aktualitätsanspruchs der Texte halte ich es für unwahrscheinlich, dass diese Angabe weit in die Zukunft ausgreift. Die Geschichte enthält außerdem Anspielungen auf den *Feuer-Mäuer-Kebrer* (1681), den *Grillenfänger* (1682) und Übernahmen aus dem *Stock-Fisch* (1681). – Als außerliterarischen Hinweis auf ein späteres Erscheinungsdatum als bisher angenommen werte ich den Kaufvermerk und die Beibindungen des Exemplars der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Es handelt sich um einen Band aus der Bibliothek des Herzogs Ferdinand Albrecht. Er wurde vom Herzog, der eine Vorliebe für literarische Neuerscheinungen besaß, mit dem Kaufvermerk „Hamburg 1685“ versehen – und mit zwei anderen kleinformatigen Titeln politischer Literatur zusammengebunden, die beide ebenfalls 1685 erschienen sind. Dabei handelt es sich um eine Ausgabe des *Politischen Academicus* von Christian Weise (EA 1684), außerdem um die Erstausgabe von Johannes Riemers Komödie *Die Politische Reuterei* (so der Kupfertitel) alias *Amor, der Tyranne*. Vgl. Dünnhaupt: *Personallbibliographien*. VI. 1993, S. 4219 [90.I] und V. 1991, S. 3336 [52]. Herzog Ferdinand Albrechts überliefertes Kaufverhalten sowie diese Beibindungen legen – neben den erwähnten textinternen Hinweisen – die Vermutung nahe, dass es sich bei dem im Jahr 1685 erworbenen Roman *Die Drey Lasterhaftigsten Leute* ebenfalls um eine literarische Neuerscheinung gehandelt hat.

<sup>1466</sup> Der Hinweis auf so manchen inkompetenten Kritiker, der der Gattung geschadet hat, erscheint als Hinweis auf die mangelnde Kenntnis basaler Anstandsregeln: „bey manchen aber dem es noch nöthig wäre seine Weise Nase mit dem Helleboro zu saubern / aus unreiffen Judicio“ (unpag. Vorrede). Der Hinweis auf den emblematischen, ja sprichwörtlichen Verweisungszusammenhang, der von einem arg zerstochnen „Bär der in einem Immen-Stock honig suchen wolte“ (ebd.) spricht, gilt sicher Johann Beers Satiren. Beers Name erscheint auch in zeitgenössischen Dokumenten als *Bär*; vgl. SL TIT XLVI 153, Bl.

*Celidonius* will, so sagt er, weder einen Fleck in der Sonne suchen noch als „Splitterrichter“ missverstanden werden, wenn er Kritik übt. In diesem Zusammenhang stellt er eine nur ironisch zu verstehende Verbindung zu gattungspoetischen Anweisungen her:

Das heist bey weiten nicht den Zweck ergriffen haben welchen der hochgelehrte Autor der politischen Schrifften / denen so in seine Vestigia treten wollen vorgeschrieben / daß ich mich unternehmen wolte / von hohen gelehrten und wackern Männern einig und allein anzumercken / was ihnen übel anstehet / und aber nicht betrachten ihre herrliche Tugenden / erudition und Geschicklichkeiten / gegen welchen billig solche kleine Fehler nicht zuachten sind.<sup>1467</sup>

Der pseudonyme Autor distanziert sich vordergründig von einer falsch verstandenen *imitatio* des Weise'schen *Bericht*, doch der Gestus der Distanzierung gerät unter der Hand zur spöttischen Anspielung auf kleine Schwächen bedeutender Männer.

Die Vorrede bezieht sich anfangs auf den schlechten Ruf der Gattung: Teilweise sei der Hass auf diese Bücher gerechtfertigt und selbst verschuldet, teilweise werde die Gattung „aus unreifen Judicio“ heraus verurteilt. Denn ein derartiger Widerwille des Publikums betreffe alle satirischen Schriften, die die „Thorheit bekant machen“ und „Laster straffen und verbessern“ wollten; dieses Rezeptionsverhalten belege lediglich die Gültigkeit der Sentenz: „Die Welt höret nichts ungerner als die Warheit“. Die Auffassung, der Autor müsse leiden, weil er die Welt verbessern will, soll das emblematische Gleichnis vom Bären illustrieren, der beim Versuch, Honig zu finden, von Bienen zerstoichen wird.<sup>1468</sup> Wären die „Alten Satyrici in dieser Zeit gebohren worden“, wären sie sicher aus dem Land getrieben oder mit einem Stein um den Hals ins Meer geworfen worden. Gleichwohl suggeriert der Autor, der gegenwärtige Zustand der Welt, in der „man nicht nur allerhand grobe Laster treibet/sondern Ihnen noch darzu ein schönes Tugens=Mäntlein umbzuhengen pflęgt“, erfordere dringend öffentliche Kritik. So will er eben „dergleichen Begebenheiten [...] der gantzen Welt zu unpartheyischer

---

45r. Beer selbst hat die Homonymie in der Vorrede zum *Bratenwender* genutzt, sie taucht ebenfalls in der Vorrede des *Kleider-Affen* auf, vgl. Beer: *Bratenwender*. [1682] 1997, S. 143,25f. Außerdem Beer: *Kleider=Affe* [1685] 1997, S. 151,38f.

<sup>1467</sup> Klarstellungen Weises, in seinen lustigen Büchern gehe es nicht darum, hohe Herren zu kritisieren, finden sich sowohl in der Vorrede zum *Näscher* (Weise: *Näscher*. 1678, S. 5) als auch im X. Kapitel des *Berichts*, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 314,15ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 113].

<sup>1468</sup> Vgl. das Emblem Nr. 23 bei Gabriel Rollenhagen: *Nvclvs / emblematum se=/lectissimorum, qvae / itali vulgo impresas / vocant prinata in=/ dustria studio sun=/gulari, vndique / conquisitus, / non paucis venustis in=/ uentionibus auctus, / additis carminib., / illustratus / a Gabriele Rollenbagio / Magdeburgense. E Musaeo coelatorio / Crispiani Passaei*. [Arnheim 1611], hier nach Henkel / Schöne (Hrsg.): *Emblemata*. 1996, Sp. 445.

Censur offeriret“. Die konstatierte Perversion der Sitten, in einer dreigliedrigen Kette präsentiert, gipfelt in durch vermeintlich höhere Interessen legitimierter Schamlosigkeit: „Geitz heisset eine Nahrhaftigkeit; Ungerechtigkeit eine kluge Practic oder Invention; Huren und Buben eine politische Kurtzweil.“

*Celidonius* betont, seine Kritik gelte ausschließlich den Lastern; er hoffe, niemanden persönlich beleidigt zu haben. Allerdings weist er jede Verantwortung zurück, wenn sich Leser von seiner Geschichte getroffen fühlen sollten. Sein Werk sei wie ein Spiegel, der auch denen, deren Gewissen oder Ehre beschmutzt seien, ihr eigenes Bild zeige: „Was kan der Spiegel darvor / daß er mir / wann ich mit besudelten Antlitz hineinsehe / eine unangenehme Gestalt präsentiret.“ Auf diesen metaphorischen Vergleich hatte bekanntlich auch Christian Weise für die paratextuelle Rahmung seines *Berichts* zurückgegriffen, dessen Titelkupfer das widerspiegelnde Verfahren und den exemplarischen Anspruch der sogenannten lustigen Bücher betont. Es enthält einen Spiegel, in dem sich ein Engel und ein Teufel spiegeln. Durch eine Banderole mit der Aufschrift „Purus purum impurus impurum“ wird die Szene kommentiert.<sup>1469</sup> *Celidonius* knüpft daran an, verbindet diese indes mit einer zweiten Allusion, nämlich der Ankündigung, die Reaktionen der Leser zu beobachten. Denn auch dieser Text speist sich aus der Beobachtung seiner Zeitgenossen, in deren Mitte der Autor sich – unerkant – befindet: „In übrigen stehe ich wie Apelles hinder seiner Taffel / allerley Judicia der Leute zu beobachten.“<sup>1470</sup> Der Autor scheint ständig bereit, das Verhalten seines Publikums mittels seiner medialen Möglichkeiten zu fixieren und zu veröffentlichen. Insofern ist der letzte Satz dieser Vorrede durchaus auch als an die Leser gerichtete Warnung zu verstehen, wie sie in den Politischen Romanen häufig begegnet.

### b) *Casparo Lolivetta: Das Teutsche Gespenst (1684)*

Ein anschauliches Beispiel für die bedeutende Rolle der Verleger bei der Entwicklung der Gattung ist Johann Friedrich Gleditsch (1653–1716), ein Leipziger Großverleger,<sup>1471</sup> obwohl bei ihm bis dato lediglich ein Politischer Titel erschienen ist, der sich überdies kritisch mit den Politischen Romanen auseinander-

<sup>1469</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 256 [Weise: *Bericht*. 1680 (Titelkupfer)].

<sup>1470</sup> Möglicherweise wird auf das Widmungsgedicht im *Grillenfänger* angespielt, vgl. B.S.: *Grillenfänger*. 1682, D( 3v).

<sup>1471</sup> Zu Johann Friedrich Gleditsch vgl. Goldfriedrich: *Geschichte*. 1908, S. 202ff. Vgl. auch die Angaben zu den Verlegern in B. I.

setzt.<sup>1472</sup> Gleditsch verzichtet gleichwohl nicht darauf, von der Popularität der Gattung profitieren zu wollen. In seinem Hause werden zur Michaelismesse 1684 auch die beiden ersten satirischen Romane Christian Weises, die *Ertz-Narren* und *Die klügsten Leute*, erstmals unter dem authentischen Namen ihres Autors angekündigt.<sup>1473</sup> Im Messekatalog wird die Gruppe der von Gleditsch verlegten kleinformatigen Bücher, die allesamt unter „Deutsche Politische / Historische / Philosophische und Kunstbücher“ rubriziert werden, angeführt von *Casparo Lolivetta: Das Teutsche Gespenst*. Dieser Titel ist bereits ein Jahr vorher, also noch vor Erscheinen der öffentlichen Stellungnahmen Weises und Riemers, von Gleditsch angekündigt worden. Zu diesem Zeitpunkt, zur Michaelismesse 1683, lautete der Titel allerdings noch *Das politische Gespenst*, ein Autor wurde nicht genannt.<sup>1474</sup> Dieses Beispiel für die Einflussnahme der Verleger auf die paratextuelle Präsentation der Bücher belegt ebenso wie die bereits diskutierten Fälle,<sup>1475</sup> dass deren ökonomische Orientierung an Absatzchancen und Marktentwicklungen sich innovativ auf die Gattungsgestalt auswirken konnte.<sup>1476</sup>

*Das Teutsche Gespenst* ist ein kurzer Titel,<sup>1477</sup> ohne jeden erläuternden Untertitel, dessen pseudonymer Autor gleich auf der ersten Seite seiner Vorrede auf die Politischen Romane zu sprechen kommt – und dabei jeden literarischen Zusammenhang mit diesen Büchern abstreitet. Das vorgelegte *Gespenst* verdanke sich zunächst dem Zufall – und dem geschäftlichen Interesse eines Verlegers.<sup>1478</sup> Der Autor geriert sich als unerfahrener Schreiber, der

<sup>1472</sup> Noch unter der Firmenbezeichnung „Fritzische Erben u. J. F. Gleditsch“ erschien 1682 die anonyme Kritik *Der Ausgekehrte Politische Feurer-Mäuer-Kehrer*.

<sup>1473</sup> *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1684, [(D 1r)]. Nicht bei Dünnhaupt, der für die *Ertz-Narren* eine Ausgabe von 1688, ebenfalls von Gleditsch verlegt, als erste namentliche Ausgabe anführt. Für das Jahr 1684 kennt Dünnhaupt überhaupt keinen Druck der *Ertz-Narren*; dagegen führt er einen von Gleditsch verlegten Druck von 1683 an, vgl. Dünnhaupt: *Personalbibliographien*. VI. 1993, S. 4191 (23.8), hier allerdings auch der Hinweis auf Bechtolds Katalog *Wertvolle Bücher*. 1957, der unter Nr. 744 ein Exemplar für das Jahr 1684 angebe. – *Die klügsten Leute* sind nach Dünnhaupt erstmals 1691 unter dem Namen ihres Autors erschienen, vgl. S. 4195 (32.5); die Ausgabe von 1684 dagegen trägt noch das Pseudonym im Titel. Möglicherweise wurde die Angabe eines Pseudonyms auf dem Kupfertitel trotz namentlicher Ankündigung im Messkatalog beibehalten.

<sup>1474</sup> „Das Politische Gespenst 12. verlegt Johann Friedrich Gleditsch.“ *Catalogus Universalis*. Michaelismesse 1683, [(E 2r)].

<sup>1475</sup> Vgl. die Ausführungen zu Titel und Vorrede des *Tobacksbruders* oder des *Passagiers* in den entsprechenden Kapiteln von Teil B.

<sup>1476</sup> Vgl. Borgstedt: *Topik*. 2009, S. 71f.

<sup>1477</sup> *Lolivetta: Gespenst*. 1684.

<sup>1478</sup> Im weiteren Verlauf der Vorrede legt ein allegorisches Gespräch zwischen Wind, Wasser und Schamhaftigkeit, die fehlende Scham unter den Menschen als moralisches Motiv nahe. Die allegorische Passage wird indes kaum in eine Argumentation eingebunden, vgl. *Lolivetta: Gespenst*. 1684, S. 4–7.

gelegentlich mit dem Herrn Verleger (als ohngefähr in dessen Buchladen ein und anders mit dem Epitheto **Politisch** außgeziertes Tractätgen liegen sehen) von unterschiedlichen Welthändeln / und in dem Menschlichen Leben sich ereignenden Zufällen geredet / und schertzweiß eines Teutschen Gespensts gedacht;<sup>1479</sup>

Die Gattung des Politischen Romans bildet den assoziativen Hintergrund für eine erste Erzähl- und Titelidee, auf die der Verleger sehr interessiert reagiert.<sup>1480</sup> Der Autor sieht sich indes nicht nur außerstande, die Politischen Romane zu beurteilen (er beteuert, sie nicht gelesen zu haben), sondern weist auch jeden Vergleich mit den ihnen zugrundeliegenden Intentionen oder ihren Inhalten von sich:

Ich gestehe auch gern / daß ich meine Feder mit derjenigen ihrer nicht vergleichen will / die bald den Politischen Schornsteinfeger / bald die Politische Gauckeltasche / dann auch ein anders / unter obgemeldetem Titul Politisch / an Tag gegeben; Dann ich weder von deren Nützlichen Inhalt / noch tugendhaften End=Zweck urtheilen kan / sondern zum kräftig und feyerlichsten sincerire / deren keins jemals noch zur Zeit gelesen zu haben.<sup>1481</sup>

Die beiden genannten Titel enthalten zunächst eine vermutlich kalkulierte Paraphrasierung des *Feuermänner-Kehrsers*, sodann mit der Gauckeltasche einen willkürlichen Titel der als Anspielung auf Grimms gleichnamiges Werk wie als Synonym für gesellige Unterhaltung überhaupt verstanden kann. Beide Titel spielen damit auf das einschlägige Korpus an, ohne eine Debatte um bestimmte Titel oder den Wert der Gattung fortsetzen zu wollen. Ausschließlich aufgrund verlegerischen Interesses sei das vorliegende Werk entstanden, den Wunsch nach einer *aemulatio* der Politischen Romane verneint der Autor ausdrücklich, wenn er fortfährt: „Es erhellet demnach / dass ich weder einer aemulation noch imitations=Begierde / sondern enig und allein durch des Herrn Verlegers geneigtes Ansuchen hierzu veranlasset worden“.<sup>1482</sup> Nach Weises und Riemers Stellungnahmen erscheint es offenbar beiden, Autor wie Verleger opportun, einen Gattungszusammenhang mit den Politischen Romanen zu negieren.<sup>1483</sup>

<sup>1479</sup> *Lolivetta. Gespenst*. 1684, S. 1.

<sup>1480</sup> „Er mich sehr inständig und zum öfftern schriftlich ersuchet / solches der Neugierigen Welt mitzuthellen.“ *Lolivetta. Gespenst*. 1684, [A 2r].

<sup>1481</sup> *Lolivetta. Gespenst*. 1684, S. 2.

<sup>1482</sup> *Lolivetta. Gespenst*. 1684, S. 2.

<sup>1483</sup> Was die Erzählung betrifft, so findet sich darin die Rollenverteilung zwischen einem eher unbeteiligten Protagonisten namens *Lucidas* und einer diesen führenden Figur, wie sie auch in Politischen Romanen praktiziert wurde; ungewöhnlich ist indes, diese als wiedergehendes – nota bene französisches, nicht, wie der Titel suggeriert, deutsches – Gespenst zu gestalten. Die Erzählung wird durch dessen Versprechen motiviert, *Lucidas* „durch so vielerley Dienstbezeugungen und Vorstellung artiger

c) ***Pamphilus Castimonius: Das Politische Hof-Mädgen (1685)***

Der Roman *Das Politische Hof-Mädgen* (1685) wird durch den pseudonymen Autor *Pamphilus Castimonius* mit einer ungewöhnlichen Vorrede eingeleitet, insofern darin konkret auf das erzählte Geschehen eingegangen wird.<sup>1484</sup> Vorher werden die durch den politischen Titel möglicherweise hervorgerufene Erwartungen, es handle sich bei diesem Buch entweder um einen Verhaltensratgeber oder um Lasterkritik, korrigiert und differenziert:

Geneigter Leser / Der Titul dieses politischen Büchleins möchte vielleicht bey dem ersten Anblicke dich auf die Gedancken bringen / als wolt ich dem Frauen-Zimmer vorschreiben/ oder zum wenigsten Anleitung geben / wie sich dasselbe heut zu Tage / da recht eine politische Welt / und alles / ja auch die geringste Vieh-Magd politisch seyn soll / bey Hofe zu verhalten habe. Allein / wie dörfte ich mich eines solchen unterfangen? massen ich mich auf die itzige politice / sonderlich die / so bey Hofe im Gebrauch / gar nicht verstehe. Viel weniger ist mein Zweck den Hof-Damen etwas abzugeben / oder dieselben dieses oder ienen Lasters zu beschuldigen [...].

*Castimonius* distanziert sich durchaus von dem auch unter Mägden verbreiteten Wunsch, zur politischen Welt zu gehören, und damit von der Popularisierung des Politischen. Anders als in vielen vorangegangenen Vorreden geht es aber nicht darum, bereits publizierte Politische Romane zu kritisieren, um damit den Gattungsanspruch des eigenen Werks erst eigentlich zu rechtfertigen. Vielmehr werden die angesichts des Titels möglicherweise hervorgerufenen Erwartungen der Leser angesprochen, um sie in eine neue Richtung zu lenken und das neue Buch als Variation vorhandener Konventionen vorzustellen. Beim *Politischen Hof-Mädgen* handelt es sich nämlich weder um Anstandsliteratur noch um eine Satire auf

---

Begebenheiten“ zu unterhalten, bis es durch diese Wohltaten erlöst werde (S. 73). Dieser Zusammenhang wird jedoch nicht wieder aufgegriffen. Die Erzählung endet mit einem Besuch bei einem „sonst wackern Mann“, der nun aber aufgestiegen und stolz geworden ist. Von ihm hofft *Lucidas*, von dem zu Beginn vage gesagt wird, er sei einer „von denen / die nichts seynd“ (S. 14), befördert zu werden. Nach diesem Treffen verlieren sich *Lucidas* und das Gespenst einfach aus den Augen; eine Fortsetzung wird seitens des homodiegetischen extradiegetischen Erzählers für möglich gehalten (S. 355). – Insgesamt wird aus dem Umstand, dass beide Figuren unsichtbar werden können, verhältnismäßig wenig gemacht. Die Verbindungen zur *Gyges*-Erzählung sind gering, die beiden Protagonisten werden kaum aktiv, eher geht es – wie dann im 18. Jahrhundert beispielsweise in der moralischen Prager Wochenzeitschrift *Die Unsichtbare* – um Voyeurismus und einen gesteigerten Authentizitätsanspruch. Das mir vorliegende Exemplar des Romans *Das Teutsche Gespenst* in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel ist von Herzog Ferdinand Albrecht mit anderen antifranzösischen Schriften zusammengebunden worden. Dafür war die thematische Verbindung, nicht die Gattungszugehörigkeit der Schriften ausschlaggebend.

<sup>1484</sup> Wird zitiert als *Castimonius: Hof-Mädgen*. 1685; die Vorrede ist unpaginiert, daher werden die folgenden Zitate nicht einzeln nachgewiesen. Unklar bleibt, wo Weber dieser Vorrede entnimmt, dass der pseudonyme Autor des vorliegenden Romans auch der Verfasser des – bisher nicht ermittelten – Werkes *Das Politische Kleppel-Mädgen* sei, dessen Erscheinen auf das Jahr 1688 datiert wird. Vgl. Weber: *Texte*. 1974, S. 576.

Hofdamen.<sup>1485</sup> Vielmehr erklärt sich der Autor hinsichtlich der aktuellen Politik, hier verstanden als höfischer Verhaltenskodex, für inkompetent. Auch interessiert *Castimomius* weniger gesellschaftliches als elterliches Fehlverhalten, denn er beschreibt seine Intentionen folgendermaßen:

[...] mein Vorhaben gehet einzig u. allein dahin / die Thorheit derer Eltern vorzustellen / so aus ihren Kindern / wenn sie noch in der Wiege liegen / diß oder ienes machen wollen / da ihnen doch nicht bewust / worzu sie ihre Inclination einstens treiben werde.

Unangebrachtes elterliches Verhalten ist ein traditionelles Thema der Satire;<sup>1486</sup> hier führt es indes zu einer geringeren Reichweite des satirischen Anspruchs. Es ist ungewöhnlich, dass in der Vorrede eines Politischen Romans, der als Jugendlektüre insgesamt eher persönliche Perfektibilität voraussetzt, die Eltern maßgeblich für verfehlte Lebensperspektiven ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden.<sup>1487</sup> Die Darstellungsperspektive wird damit entschieden psychologisiert, auch wenn das erzählte Geschehen zunächst wie gehabt über seine exemplarische Dimension legitimiert wird:

Dergleichen nährische Eltern stellen Herr Mirandel und Damalia vor / die aus ihrer Tochter/ ehe sie noch 3. Tage alt war / ein politisches Hof-mädgen haben wolten. Allein ihre Hofnung fiel ziemlicher massen in Brunn // indem Cyrilis gantz falschlich vermeinte / ein politisches Hof-Mädgen müsse an stat der Jungfräulichen Tugenden aus lauter Uppigkeit bestehen / und also wegen dieser nährischen Einbildung den Titul eines rechtschaffenen politischen Hof-Mädgens verlohren / und vielmehr eine politische Hure worden / wie der geneigte Leser aus folgendem Tractätchen zur Gnüge ersehen kan.

Es ist bemerkenswert, dass der Begriff des Politischen im Zusammenhang mit einer Protagonistin seine politisch ambivalenten Konnotationen verliert und stattdessen als Synonym für ein galantes Verhaltensideal gebraucht wird. Aus *Cyrlis* wird keine gesellschaftlich gewandte Hofdame, sondern eine Maitresse, die keine moralischen Maßstäbe kennt. Das Thema verspricht anzügliche Szenen, wird aber, wie gezeigt, ganz anders charakterisiert als in den Politischen Romanen. Dieses „politische Büchlein“ verspricht weder gesellschaftlichen Erfolg

<sup>1485</sup> In analoger Weise werden auch in den *Monatsgesprächen* zwischen den privatpolitischen Gattungen politischer Schriften unterschieden, siehe A. II. 1.

<sup>1486</sup> Als prominentes Beispiel seien nur die Kapitel *Von ler der kind* [6] und *Bos exempel der eltern* [49] in Sebastian Brants *Narrenschiff* genannt. Die Kapitelzählung nach der Ausgabe von Manfred Lemmer: Brant: *Das Narrenschiff*. 1986.

<sup>1487</sup> In den Episoden der Politischen Romane wird dieser Aspekt allerdings wiederholt thematisiert, vgl. die Übersichten in Teil C.

noch bedeutungsvolle Anspielungen, mit denen Leser affrontiert werden.<sup>1488</sup> Die Erzählung wird im 18. Jahrhundert aktualisiert und mit einem an mehrere Gattungen anschlussfähigen paratextuellen Rahmen versehen, der Konnotationen zur Robinsonade, zu Politischen Schriften und zur Weibersatire auslöst.<sup>1489</sup>

**d) *Ignatius Franciscus à Clausen: Der Politischen Jungfern Narren-Seil (1689)***

Wie die Verwandlung des *Hof-Mädgen* in *Madame Robunse* [...] Oder *Die Politische Standes=Jungfer* belegt der Roman *Der Politischen Jungfern Narren-Seil*,<sup>1490</sup> dass misogynen Topoi in verschiedene Gattungen integrierbar und in unterschiedlichster Aufmachung verkäuflich sind. Beim *Narren-Seil* handelt es sich um eine Variation der Beer'schen Satire *Bestia Civitatis*.<sup>1491</sup> Aus dieser Satire werden auch für die Vorrede Passagen herausgegriffen und in einen neuen Zusammenhang gestellt. Der Roman, der im Jahre 1689 erscheint, präsentiert sich als Weiberschelte und hilfreiche Abschreckung für junge Männer. Verbindungen zu den Politischen Romanen werden erst innerhalb der Erzählung hergestellt.

Der Roman wird zudem, ebenfalls ungewöhnlich für die Politischen Romane, ohne Titelkupfer publiziert.<sup>1492</sup> Dieser Umstand ist besonders auffällig, weil der Romantitel einem bereits Mitte des Jahrhunderts erschienenen Flugblatt namens *Der Jungfrauen Narren-Seil* entnommen ist.<sup>1493</sup> Das Bildmotiv wurde wohl nicht für

<sup>1488</sup> Die Vorrede wird von der Ankündigung eines weiteren Titels beschlossen, dessen Formulierung sich vielleicht Christian Weises missbilligender Rede von den „unpolitischen Chartecken“ verdankt. Sollte „diese Art zu schreiben“ auf Zustimmung des Publikums stoßen, so der Autor, werde er demnächst „den Un-politischen Politicum“ veröffentlichen.

<sup>1489</sup> Am Ende der stark erweiterten Vorrede, die die vorgelegte Erzählung freilich als vielfach anschlussfähig auszuweisen sucht, werden die bürgerlichen Leserinnen aufgefordert, „die galante Frauenzimmer=Moral“ oder „das galante Frauenzimmer=Lexicon“ zu lesen, um ihre „Lecton in der Sitten=Lehre“ besser zu lernen [A 5r]. Zuvor wird der Text als Frauenschelte präsentiert, insbesondere als Kritik an Bürgerstöchtern in Universitätsstädten, die sich „ein gantz Dutzend Freyer auf einmahl“ halten [A 3v], sich aber für keinen entscheiden können, oder so lange auf ihren „Hof=Juncker“ warten [A 4r], bis sie zu alt werden und den ersten besten nehmen müssen. Unter dem Vorwand der Kritik am studentischen Liebesleben richtet sich der Roman vor allem an Studenten, *Pfeiffenthal: Madame Robunse*. Vgl. Wicke: *Moden*. 2009.

<sup>1490</sup> *Clausen: Narren-Seil*. 1689. Das Werk ist unpaginiert, die folgenden Zitate werden nach den alphabetisch gekennzeichneten Lagen, deren Blätter ich durchgezählt habe, belegt.

<sup>1491</sup> Wird zitiert als Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991.

<sup>1492</sup> Die folgenden Passagen zum *Narren-Seil* sind teilweise bereits in einem Beitrag zur *Querelle des Femmes* publiziert, vgl. Wicke: „... heute zu Tage“. 2004.

<sup>1493</sup> Harms: *Flugblätter*. Band I, 1. 1985, S. 90, S. 198. Das Flugblatt *Der Jungfrauen Narren-Seil* variiert seinerseits das Blatt *Der Brler Spiegell* (vor 1596). Zu diesem Blatt und den Abweichungen vgl. Coupe: *Broadsheet*. Band 1. 1966, S. 50f. – Vgl. die Abbildung des Flugblattes in Wicke: „... heute zu Tage“. 2004, S. 205.

eine Titelillustration genutzt, weil allzu exemplarische Verweisungszusammenhänge vermieden werden sollten. Auch die Romanvorrede rekurriert deutlich auf das Flugblatt, ohne es indes als Quelle zu nennen. Erst in der Mitte der Erzählung wird dann auch das titelgebende Flugblatt selbst beschrieben. Das Bild gehört dort zu mehreren Gemälden, mit denen ein Herbergszimmer ausgemalt wurde und beeindruckt den Erzähler besonders:

Unter andern aber wurde ich gewahr eines artigen Bildes; Es ward aufgespannet ein Seil / wie die Seiltänzer zu thun pflegen, auf welchen eine wohlgeputzte Jungfer stund / welche an einem Seil allerhand Manns=Personen / so wohl nach den Stand als Alter hinauf an sich zog / hinter sich aber in eine auf der Erde weit ausgespannte Narren=Kappe fielen [...] Ich kunte mich des Bildes kaum gnug satt sehen / wenn ich daran betrachtete / wie bald ein reicher / bald ein hoher / bald ein niedriger / bald ein alter / bald ein junger / auf diesen Narren Seil gefället / und in die Narren=Kapp gestossen wurde.<sup>1494</sup>

Die Darstellung dient innerhalb des Romans als ein besonders hervorgehobenes Beispiel für das zentrale Thema: „der Jungfern Unbestand“.<sup>1495</sup>

Die Vorrede spricht die Leser an, um die Leserinnen zu provozieren: Der Autor kokettiert mit einer gewissen Furcht im Hinblick auf des „Frauen=Volcks eifferiges Gemüth und erhitztes Geblüth“, das in der Schrift „durchgehends ihnen unangenehme und nichtgefällige Dinge“<sup>1496</sup> finden werde. Da aber bereits die „Feeder [...] geschärffet / und das Papier gehefftet [war] / muste also unumbgänglich das Aufschreiben seinen Fortgang gewinnen“.<sup>1497</sup> Mit dieser selbstreferentiellen Begründung werden die eben geäußerten Skrupel ironisiert. Sodann werden Titel und Thema des Buches damit gerechtfertigt, dass viele Frauen „das arme verliebte und buhlerische Mannsvolck öffters bey der Nase herumb ziehen / und über das Narren=Seil herab in die Narren=Kappe werffen und stürzten“.<sup>1498</sup>

Der Text präsentiert sich als Weiberschelte, deren Berechtigung jedem Leser, insbesondere den Junggesellen unter ihnen, evident erscheinen muss. Seine Botschaft ist so schlicht, dass sie trotz entstellender Druckfehler klar bleibt:

Die tägliche Erfahrung bezeugets / wie manche Jungfer einen Junggeesellen so lange charisieret / so lange noch die solbernen Knöpffe auf den Rocke diechen [!]

<sup>1494</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [B 9r].

<sup>1495</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [B 11v]

<sup>1496</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 2r].

<sup>1497</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 2r].

<sup>1498</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 2v].

/ hernach ist nichts mehr vorhanden / bekommt Er den Abschied / und muss ein anderer an dessen Stelle / biß auch so lange kein Heller in Beutel;<sup>1499</sup>

Die jungen Männer werden deutlich davor gewarnt, sich von den Frauen an der Nase herumführen zu lassen. Hier setzt die Metapher vom *Narren-Seil*, zu dem das *Liebes=Seil* allzu oft gerate, an:

Aber mancher junger Mensch ziehet mehr als zu sehr an den Liebes=Seil / daß er statt dessen durch eine unvermuthete Verwechslung das Narren=Seil in Hände bekommt / und daran zu ziehen nicht nachlässet / biß ihm die Schlinge umb den Halß gezogen / und die Narren=Kappe über den Kopff gestülpet worden.<sup>1500</sup>

Das vorliegende „Tractätlein“ richtet sich gegen solche liederlichen Praktiken der „leichtsinnigen Jungfern“ – und verspricht zugleich, diese „mit lebendigen Farben“ darzustellen. Die Gefährdung, die von den weiblichen „Fallstrick[en]“<sup>1501</sup> ausgeht, wird mittels einer parataktisch gegliederten Reihe metaphorischer Vergleiche evoziert. Deren sich steigernde Drastik hat auch die Funktion, die voyeuristische Neugier der Leser zu erregen:

Denn wer seine keusche Unschuld zu würgen verlanget / kan sie hier in einen Augenblick würgen. Wer verlanget sein Hertz vor der Zeit zu durchstechen / hier bekommt er darzu einen Dolch. Wer verlangt einen tödtenen Tranck / hier wird ihnen der Gifft=Becher nicht nur zugebracht / sondern auch gar in die Hände gegeben. Wer da Gelegenheit zu sündigen suchet / hier werden ihn Mittel gnug an die Hand gegeben. Ja / wer auch endlich verlanget sein Leben zu verlieren / hierdurch kan er nur nicht nur umb das zeitliche / sondern auch gar umb das ewige gebracht werden.<sup>1502</sup>

Für diese Passage greift *Clausen* auf einen Passus aus Beers Satire zurück, den er für seine Zwecke modifiziert.<sup>1503</sup> Auch die folgenden Passagen, in denen Lesern, die ihre „Begierden nicht zäumen“ können, unter Rekurs auf antike Legenden und Sprichworte ihr drohendes Verderben vor Augen geführt wird, greifen auf Beers Text zurück. Für diejenigen, die bereit sind, sich ins Verderben zu stürzen,

<sup>1499</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 2v].

<sup>1500</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 3r].

<sup>1501</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 3v].

<sup>1502</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 3v].

<sup>1503</sup> Bei Beer spricht der Zwerg über eine freizügige Frau, die als *Bestia Civitatis* verschrien ist: „So du deine keusche Unschuld zu würgen verlangest / diese ist der Strück / sihe sie nur mit unreiner Lust an / so bistu schon gewürget. Verlangstu dein Hertz vor der Zeit zu durchstechen / sie ist der Dolch. Wilstu einen tödtenen Tranck? Sie hält den Gifft=Becher in Händen. Suchestu Gelegenheit zu sündigen / diese wird dich reitzen. Wird dein Gang des Verderbens durch ein und anders Mittel gehemmet / sie wird die Thor auffsperrn. Suchestu dein Leben zu verlihren / sie wird dich tödten.“ Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 112,34ff.

um „der zeitlichen Lust zu geniessen“ steht die Gestalt des Curtius.<sup>1504</sup> Denjenigen, die ihr Verhalten zu spät bereuen, wird die sprichwörtliche Weisheit „[...] sero sapiunt Phryges“<sup>1505</sup> entgegengehalten. Insgesamt fungiert das Pathos, mit dem die Gefährdung der Leser beschworen wird, als literarische Lizenz:

Wem solte nun nicht grauen / seinen eigenen Unglück in die Arme zu lauffen;  
 Von Curtio wird gemeldet / daß er sich freywillig in die Flammen=scheinende  
 Glut gestürztet. Was ist es mit solchen und dergleichen Leben anders: Carnis mol-  
 litiem qvi qvaerit, antra petit. d.i. Wer seine Begierden nicht zäumen kan / der muß  
 auf einen ungezäumten Pferd noch endlich in die Hölle springen / facilis descen-  
 sus averni, und dahin kan einer gar leicht ohne grosse Kosten kommen. Wie viel  
 tausend sind mit Curtio in diesen Fall gleich / daß sie mit ihnen der zeitlichen Lust  
 zu geniessen / sich liederlich der ewigen Flamme übergeben / und sich dahinein  
 stürzten. Aber / da heists manchmahl /sero sapiunt Phryges, endlich kömt die  
 Reue / aber hernach zu spat / wenn das Gewissen verletzt / der Beutel geleeret /  
 und die Gesundheit verschertzet ist / da heists wieder / ex inferno nulla redemp-  
 tio.<sup>1506</sup>

Durch die Lektüre des Romans *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* sollen die Leser also gewarnt werden, bevor es zu spät ist. Sie werden am Schluss der Vorrede mit biblischen Mahnungen zu größter Wachsamkeit aufgefordert:

Wer demnach Ohren hat zu hören / Augen hat zu fühlen / Füsse hat zu gehen;  
 Der gehe von diesen Unglück bey Zeiten ab / weil er noch gehen kan / er fühle  
 die scharffe Lauche / so ihn sein Gewissen durchbeissen kan / er rieche den ver-  
 branten Braten vorhero / er sehe sein Unglück zuvor / und höre / wie ihm sein  
 Unglück zuvor verkündiget wird.<sup>1507</sup>

Die Vorrede bereitet also auf eine misogynne Satire mit obszönen und vulgären Szenen vor. Sie trägt mit biblischem Pathos misogynne Topoi vor, die „Jungfern“ als Betrügerinnen, also als „Politische Jungfern“ darstellen. Diese Verbindung wird freilich nirgends explizit. Überhaupt wird eine Verbindung zu den Politischen Romanen erst einige Seiten später innerhalb der Erzählung hergestellt.

<sup>1504</sup> Zum sogenannten Lacus Curtius, einem bekannten Ort auf dem Forum Romanum, wo früher ein Sumpf oder Teich gewesen sein soll, wurden mehrere mythische Gestalten erfunden, um den Namen zu erklären: Marcus Curtius soll im Jahre 362 v. Chr., als sich auf dem Forum in der Gegend des Lacus Curtius eine große Erdspalte auftat, in voller Rüstung hineingeritten sein. Die Erdspalte habe direkt zur Unterwelt geführt. Vgl. Grant/Hazel: *Lexikon der antiken Mythen und Gestalten*. 1976, S. 104.

<sup>1505</sup> Die Übersetzung lautet: Zu spät kommen die Phryger (d. h. die Trojaner) zur Besinnung, vgl. Cicero: *Ad familiares* 7. 16,1 [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 10415 (c) Directmedia]

<sup>1506</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 4r]. Die von Beer übernommenen Passagen entstammen einem Gespräch, in dem der Zwerg und der homodiegetische Erzähler die Embleme auslegen, mit denen das Haus der sogenannten *Bestia Civitatis* bemalt ist, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 115, 25f.

<sup>1507</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 4v]. Der Beginn („Wer demnach Ohren hat zu hören“) paraphrasiert die Offenbarung des Johannes, vgl. *Offenbarung* 2,7,17.

Der homodiegetische Erzähler – eingeführt als ein junger Mann, der auf Kosten seines Vaters bereits vier Jahre unterwegs ist und nun noch weitere zwei Jahre reisen darf, um Beobachtungen und Erfahrungen zu machen – behauptet im ersten Kapitel von sich, er habe auf seinen Reisen:

so mancherley Arten der Menschen / mit ihren Sitten und Leben gar genau observiret und angemercket [...] / daß gleich wie ich in anderen Orten und Städten Politische Maul=Affen / an einen andern Ort Leute die an der Politischen Colica kranck darnieder lagen / aber anderswo tausenderley / ja gar unzehliche Arten der bösen Weiber antraff / so waren auch sonderlich allhier zu finden mancherley Arten der Politischen Hof= und Kleppel=Mägdgen.<sup>1508</sup>

Er habe darauf geachtet, „derer Sitten / Humor und Gebräuche / Leben und Wandel“ genau zu beobachten, und seine Beobachtungen in seinem „Diarium und Tagebuch“ notiert, das ihm allerdings von einem Kammerdiener gestohlen worden sei. Dieser Kammerdiener habe „soche rari- und narritäten nicht vor sich behalten / sondern auch der lüsternen Welt durch öffentlichen Druck particulariter communiciret“.<sup>1509</sup> Auf die Möglichkeit, dass sich Leser durch die publizierten Notate persönlich getroffen fühlen könnten, reagiert der junge Mann mit dem lapidaren Hinweis: „Die Warheit thut wehe“.<sup>1510</sup> Hier werden die Politischen Romane herbeizitiert, um den Erzähler als ihren virtuellen Verfasser zu präsentieren. Die Bezugnahme dient nicht dazu, einen Gattungsanspruch zu erheben, sondern den Erzähler als schonungslosen Beobachter zu charakterisieren und der folgenden Darstellung damit dokumentarische Qualitäten zuzuschreiben.

e) **Michael Kautzsch:**  
***Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß* (1685)**

Ebenfalls 1685 erscheint *Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß*<sup>1511</sup> von Michael Kautzsch, dem pseudonymen Verfasser des *Tobacks-Bruders*. Das zweigeteilte Titelpuffer zeigt im unteren, größeren Bild eine Runde Studenten, in der getrunken, geraucht, gespielt – und erbrochen wird. Oben steht ein einzelner, kleiner Student vor dem Rektor, der mit pelzbesetztem Mantel auf einem mächtigen Stuhl sitzt und deutlich größer gehalten ist. Der Student wird offensichtlich vom Rektor gemaßregelt. Die Vorrede ist in ungewöhnlich großer Type gehalten und

<sup>1508</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 6r].

<sup>1509</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 6v].

<sup>1510</sup> Clausen: *Narren-Seil*. 1689, [A 6v].

<sup>1511</sup> Wird zitiert als *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685.

umfasst sieben Duodezseiten, ist also relativ kurz. Ungewöhnlich ist auch, dass *Kautzsch* seine Leser sofort duzt, er rekurriert auf „das längst versprochene Bier=Glaß“, das er nun endlich im „öffentlichen Druck praesentiere“. Unter Anspielung auf die Vorrede zum *Tobacks-Bruder*<sup>1512</sup> wird der Herstellungsprozess des vorliegenden Buches als wunderbare Verwandlung beschrieben: „Es war eine wunderliche METAMORPHOSIS, aus einem Brandtewein=Glaße ein Bier=Glaß zu machen.“<sup>1513</sup> *Kautzsch* verhält sich als Autor demonstrativ geringschätzig gegenüber seinem Werk: Einerseits assoziiert er es mit betrügerischen Bemühungen, „aus einem Esel ein Pferd zu machen“,<sup>1514</sup> andererseits lässt sich eine grobianische Szene als Ankündigung eines gleichartigen Sujets verstehen. Insgesamt werden innerhalb der Vorrede eher Versatzstücke montiert als ein Argumentationsgang entwickelt. Ausgehend vom metaphorischen Titel werden Lesen und Trinken enggeführt, so dass *Kautzsch* das Publikum vor einem Rausch warnen und seinen nächsten Titel als Fortsetzung einer Prügelei unter Säufern mit satirischen Mitteln ankündigen kann:

Nimm vor dieses mahl mit diesem schlechten **Bier=Gläblein** vor lieb / sauffe dir aber bey Leibe dabey keinen Rausch / es dürffte sonst was Gebackens setzen / daß ich hernach genöthiget würde / **Dir die Politisch=Neugebackenen und Ausgetheilten Mauschellen** zum Truncke zu verehren.<sup>1515</sup>

Kollektive Trinkrituale und literarische Praxis werden miteinander amalgamiert, und in diesem Zusammenhang spricht *Kautzsch* auch das populäre Phänomen der Politischen Romane an:

Laß dich aber nicht verdrüssen / daß des Qvarges so viel heraus kömmt / und sprich nicht / **die Zeit könnte auf beyden Theilen / so wohl bey den Conci-pirten solcher Narren=Bücher / als auch auf Seiten des Lesers / besser angewendet werden.** Wäre die Welt nicht so neubegierig / und wolte immer was Neues / Lustiges / und Kurtzweiliges lesen / sehen und hören; Je wer wolte doch ie zuweilen seinen Cornelium / und seine Melancholische Langmüthigkeit zu vertreiben / nicht ein Stündgen des Tages an dergleichen Materie zu schreiben wenden.<sup>1516</sup>

Damit werden die Politischen Romane als derart unbedeutende Schriften betrachtet, dass es sich kaum lohnt, sich darüber aufzuregen. Stattdessen wird auf

<sup>1512</sup> Die Vorrede zum *Tobacks-Bruder* erzählt von einem Studenten, der vergeblich nach einem passenden Stoff für ein Buch mit dem Titel *Das Politische Bier=Glas* sucht, schließlich aufgibt und die vorhandenen Notizen als sein „politisch Brandeweinglas“ bezeichnet, vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 6v].

<sup>1513</sup> *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, D(2r).

<sup>1514</sup> *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, D(2r).

<sup>1515</sup> *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, D(3v).

<sup>1516</sup> *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, D(3v)–D(4v).

die Bedeutung anthropologischer Konstanten und des Gesetzes von Angebot und Nachfrage verwiesen. Das Argument lautet: Solange die Menschen derartige Bücher lesen, wird es Menschen geben, die derartige Bücher schreiben. Als angenehmer Nebeneffekt stellt sich bei den Autoren immerhin eine deutliche Stim- mungsverbesserung ein. Von *Kautzsch* werden die Politischen Romane an keiner Stelle in eine Verbindung mit Christian Weise oder Johannes Riemer gebracht.

Freilich weiß auch er, dass die solchen Schriften üblicherweise zugrundeliegende „Materie“ zu einem guten Teil aus Anspielungen besteht. An die eben zitierte Passage schließt *Kautzsch* eine Einladung an seine Leser an, die sich gleicher- maßen als intertextueller Verweis wie als Ortsneckerei verstehen lässt:

Ich habe vor ieszto eine Wiese an einem wolgelegenen Ort von einem Bauer an mich erkauffet / die habe ich mir nach meinem Kopff angerichtet / und da sie vorhin einen andern sehr bekanten Nahmen hatte / habe ich sie genennet die **Esels=Wiese** / thue mir einmahl die Freundschaft / und sprich mir zu / wir wollen hinaus spatzieren gehen / du solst dich verwundern / was vor vor eine grosse Menge **Politischer Esel** du darauf sehen wirst / ich schwere / die meisten solstu kennen.<sup>1517</sup>

Wenn der Autor seine Leser einlädt, sich von ihm auf einer von ihm bestückten „Esels=Wiese“ ganze Herden „Politischer Esel“ zeigen zu lassen, dann ist das als motivische Verknüpfung mit vorangegangenen Politischen Romanen und somit als Hinweis auf gemeinsame satirische Intentionen zu verstehen.<sup>1518</sup> Tatsächlich gab es in Sachsen einen überregional bekannten Ort namens „Esels=Wiese“, so dass die Einladung auch als Aufforderung zu referentialisierender Lektüre ver- standen werden kann.<sup>1519</sup> In jedem Fall ist die Rede vom Esel derart anschluss- fähig, dass sie zeitgenössische Leser zu allen möglichen Vermutungen und Ver-

<sup>1517</sup> *Kautzsch: Bier=Glaß*. 1685, D(4v).

<sup>1518</sup> Im Roman *Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen* taucht die „Esels-Wiese“ als metaphorischer Wohnort eines Schulmeisters auf, der einen lächerlichen Bittbrief verfasst, vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 123f. Deutlicher referiert eine Passage in einer wie die *Andere Ausfertigung* unter dem Pseudonym Florianus de Francomonte erschienenen *Disputatio curiosa* auf reale Begebenheiten, vgl. *Francomonte: Disputatio Curiosa*. [A 4v]. Vgl. Bracker: *Romane*. 1975, S. 153, der beide Werke fälschlich Riemer zuschreibt.

<sup>1519</sup> Zedlers Universallexikon widmet dem Ort und seiner Legende immerhin einen eigenen Eintrag, der seinerseits auf Zeillers *Reichs=Geographia* (1689) als Quelle verweist. Es dürfte sich also um einen auch dem überregionalen Publikum verständlichen regionalen Bezug handeln. Im Zedler heißt es: „**EselsWiese**, heist ein gewisser grüner Platz oder Anger nahe bey der Stadt Querfurt, welcher wegen eines Jahrmarckts, so jährlich in der Oster=Woche daselbst gehalten wird, in der umliegenden Gegend berühmt ist.“ Nach der Legende ist der Esel eines christlichen Missionars aus Querfurt, der die ungläubigen Preußen zum Christentum habe bekehren wollen, auf dieser Wiese stehengeblieben und habe „durchaus nicht weiter fort gewollt“. Als der Missionar später in Preussen hingerichtet wird, wird das Geschehen auf der Wiese bei Querfurt als Voraussage gedeutet. Eine Kapelle wird gebaut, die auf Wallfahrten besucht wird. Die Wallfahrten gelten als Vorläufer des im 17. Jahrhundert stattfindenden Jahrmarktes. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 8. 1734, Sp. 1889.

dächtigungen angeregt haben dürfte – und damit ihren Zweck erfüllt hätte. *Kautzsch* schließt die Vorrede, indem er sie auf außerliterarische Kontexte hin öffnet: Er hofft auf ein persönliches Treffen mit dem Leser und verspricht, ihm dann mehr – als der bereits publizierte Text – zu erzählen.<sup>1520</sup>

#### f) *Seladon Gynaecophilus: Der Politische Freyersmann (1686)*

Der *Politische Freyersmann* (1686)<sup>1521</sup> enthält Widmung und Vorrede. Der Autor bekennt offen, noch nicht so viele Bücher geschrieben zu haben;<sup>1522</sup> vordergründig spricht er ehemalige Studienkollegen an. An die Stelle des gelehrten Insiders tritt hier die Ingroup. Damit herrscht, anders als in früheren Politischen Romanen, ein grundsätzlich positives Verhältnis zum Publikum vor. Eine gegenüber dem Publikum wie auch immer privilegierte Autorschaft – sei es moralisch, akademisch oder sozial – wird nirgends behauptet. Tendenziell gehören Autor und Leser zum gleichen Milieu: Das vorgelegte Werk speist sich aus gemeinsamen Erlebnissen oder Gesprächen und ist der sozialen Gruppe, zu der der Autor gehört und der er sich verbunden fühlt, gewidmet. Dadurch wird auch das anonyme Publikum personalisiert, insofern es sich qua verständiger Lektüre dieser Ingroup assoziieren kann. Absichten des Autors oder Passagen des Textes, die die Leser möglicherweise treffen oder entlarven könnten, werden nirgends erwähnt.

Gewidmet ist der Roman vier Freunden; er gehört zu mehreren Politischen Titeln, deren Verfasser sich auf eine – gemeinsam mit den Adressanten verbrachte – Studienzeit in Straßburg beziehen.<sup>1523</sup> Aus dieser Zeit datieren die Freundschaften, deren Beschwörung das Buch dient.<sup>1524</sup> Ähnlich wie Weise im *Näscher* spricht

<sup>1520</sup> Die Erzählung besteht aus der Schilderung studentischer Vergnügungs- und Saufrituale, aus Trinksitten und Liedern, außerdem wird ein Gesetzestexte parodierendes Regelwerk für das „Sauf-Collegium“ abgedruckt (S. 65ff.). Das gesellige Geschehen wird ohne distanzierende Bemerkungen des Erzählers dokumentiert und erst auf den letzten beiden Seiten als „liederlich Leben“ qualifiziert (S. 90). Es folgt eine knapp zweihundert Seiten umfassende pikarische Erzählung unter dem Titel *Die verderbte Jugend*, deren Erzähler am Ende von seiner eigenen Hinrichtung berichtet. Vgl. auch Becker: *Christian Weises Romane*. 1910, S. 111f., 118.

<sup>1521</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686.

<sup>1522</sup> Wie bereits *Michael Kautzsch*, der Autor des *Tobacks-Bruders*, vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, [A 5v]. *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, ]( 7v].

<sup>1523</sup> Vgl. *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer, Der Politische Grillenfänger, Das politische Klatschmaul, Der lustige Politische Guckguck*. – In der Widmung zum *Freyersmann* ist davon die Rede, dass „das sonderbahre Vertrauen“ unter den Freunden „in der preißwürdigen Isis=Stadt [...] seinen erwünschten Anfang“ genommen habe, *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, ]( 4v].

<sup>1524</sup> Mit ihm wird „ein unumstößliches Zeugnis unseres ungefärbten Vertrauens“ veröffentlicht.

die Widmung den Freundeskreis als Kreis bevorzugter Leser an. Hier dient die Erzählung weder der Belehrung, noch drohen Verleumdungen, sondern sie ist ein „Papiernen gratial“,<sup>1525</sup> ein Geschenk aus Dankbarkeit an die abwesenden Freunde, das ihnen ihre „verdrießliche[ ] Entsonderung“<sup>1526</sup> erleichtert. Der Autor firmiert als *Seladon* und ist zuversichtlich, dass *Damon*, *Pythias*, *Camillo* und *Philander* seine Geste verstehen und sich seinen „guten Willen so lange / biß das Vermögen weiter hinreichen kan / gefallen lassen werden“.<sup>1527</sup> Damit werden Autor und Werk in einer geselligen Sphäre „freundliche[r] affection“<sup>1528</sup> situiert. Das Buch scheint als freundschaftliche Gabe ausreichend legitimiert und wird „unter Gottes Schutz“<sup>1529</sup> gestellt.

Auch die an den „hochgeehrten wohlwollenden Leser“ gerichtete Vorrede stellt in den Vordergrund, dass das Buch „auf Veranlassung etlicher guten Freunde“ entstanden ist.<sup>1530</sup> Der Autor konzidiert zwar Mängel des vorliegenden Werkes, rechtfertigt indes dessen Politischen Titel. In diesem Zusammenhang wird aber auf apologetische Passagen verzichtet und stattdessen zur genauen Lektüre aufgefordert. Der Vorwurf, es handle sich lediglich um ein weiteres unnötiges Buch, wird knapp zurückgewiesen: Der Autor hält sich zugute, kein göttliches Gesetz übertreten zu haben. Mit dem genügsamen Hinweis auf das persönliche Vergnügen, das das Schreiben dem Autor bereitet habe, schließt die Vorrede. Satirische und didaktische Intentionen werden zwar erwähnt, spielen aber kaum eine Rolle dabei, das Werk zu legitimieren: Es wird als Produkt einer angenehmen Verpflichtung des Autors gegenüber einem Kreis von Vertrauten präsentiert. Ob das Buch öffentliche Aufmerksamkeit erregt, scheint sekundär. Folgerichtig entfällt die Ankündigung weiterer Werke.

Der Autor charakterisiert sich selbst als „Person / die viel von Aufrichtigkeit hält“<sup>1531</sup> und sich ihren Freunden verpflichtet weiß. Die derart skizzierte Kommunikationssituation scheint wichtiger als das vorgelegte Buch selbst: Letzteres ist „unter vielen Verrichtungen eiligst / und nur bey wenig müßigen Neben-

---

*Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 5v].

<sup>1525</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 5v].

<sup>1526</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 4v].

<sup>1527</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 6r].

<sup>1528</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 5v].

<sup>1529</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 6r].

<sup>1530</sup> *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, D( 7r].

stunden / geschrieben und zusammen getragen worden“.<sup>1532</sup> Unter Hinweis auf die knappe Zeit und seine geringe Erfahrung bittet *Gynaecophilus* um Verständnis für die unzureichende Ausgestaltung der „Historien und discurse“.<sup>1533</sup> Hier ist die Reihenfolge der Argumente bemerkenswert: Die moralische Dignität des Autors, seine Integration in einen Freundeskreis, der diese Publikation wünscht, genießt gegenüber deren literarischem, gelehrtem oder belehrendem Anspruch den Vorrang.

Die Rechtfertigung des Titels nimmt den größten Raum innerhalb der Vorrede ein: Hier setzt sich der Autor mit den Politischen Romanen auseinander. Mit *Bratenwender*, *Feuermäuer-Kehrer* und dem sogenannten *Hechelmacher* nennt er dabei die gleichen Titel wie Christian Weise in seiner Stellungnahme von 1684.<sup>1534</sup> Überhaupt werden Weise'sche Vokabeln geschickt in die eigene Argumentation integriert, ohne allerdings dabei seine Autorschaft zu insinuieren. In der folgenden Passage wird die Kenntnis der Weise'schen Vorrede zum *Neu=erleuterten Politischen Redner* wie auch des *Kurtzen Berichts* dann ganz deutlich:

Den Titul betreffend / so wehre zwar zu wünschen / daß dieser Freyersmann denselben nicht mit denen Bratenwendern / Feuermäuerkehrern / Hechelmachern und andern liederlichen Purschen mehr gemein hätte / massen diese anstatt sie dem Leser einige Lust oder Lehre geben solten / anders nichts thun / als daß sie nur die Leute durchhecheln / und / zu eines iedweden verständigen Lesers größtem Verdruß und Wiederwillen / mehrmahlen gar zu unverschämt aufziehen. Worbey denn höchlich zubeklagen / daß die von einem berühmten Manne vor einigen Jahren aufgebrachte Satyrische Art Lust=und Lehr=reiche Bücher zuschreiben / nunmehr so übel angewendet und mißbrauchet wird. Es hätte auch dieser **Freyersmann** deßwegen schier bedencken getragen / sich unter einen **Politischen** Nahmen aufführen zu lassen / zumahl er sich besorgete / man möchte Ihn seiner äuserlichen Liberey halber ohne sonderliches Bedencken mit unter die liederliche Compagnie der Hechelmacher und Bratenwender zehlen; Allein gleichwie ins gemein der usus propter abusum keinesweges aufgehoben wird / vielweniger die Bienen sich abschrecken lassen / ihren Honig aus den Blumen zu ziehen / weil aus eben denenselben die Spinnen ihren Gift zubereiten pflegen: Also ist er der guten Hoffnung / man werde viel glimpflicher von ihm judiciren / und sich mit ihm zuförderst in fleißigem und bedachtsamen durchlesen etwas näher bekant machen / da er dann hoffentlich / wo nicht überflüßig / doch Nothdürftig erwei-

<sup>1531</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 7r).

<sup>1532</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 7v).

<sup>1533</sup> „Dahero sich der geehrte Leser nicht groß verwundern wolle / wenn die hierinn angeführte Historien und discurse hin und wieder nicht nach Gebühr und dergestalt ordentlich eingerichtet sind / als es billig seyn sollen / und ein anderer / der mehr Bücher geschrieben / vielleicht würde gethan haben.“ *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 7v).

<sup>1534</sup> *Gynaecophilus* nennt allerdings nicht alle der von Weise angeführten Titel: Die Riemerschen Romane werden – absichtlich oder unabsichtlich – nicht erwähnt.

sen wird / daß ihme der Titul eines **Politischen Freyersmanns** mit allem Fug und Recht zukomme.<sup>1535</sup>

Von Weise wird die Verurteilung der Politischen Romane übernommen; sie gelten insgesamt als Schmähchriften. Trotz des Missbrauchs der satirischen Schreibweise und trotz des schlechten Rufs der Gattung bleibt *Gynaecophilus* bei der Behauptung, der Politische Titel seines Textes sei berechtigt. Der Gattungsanspruch wird freilich mit wesentlich geringerer Vehemenz und apologetischer Energie als vor 1684 vorgetragen. Insofern direkt auf den eigentlichen Text verwiesen wird, der die Gattungszugehörigkeit „wo nicht überflüssig / doch Nothdürftig“ nachweisen können soll, nimmt die Bedeutung des paratextuellen Rahmens ab. Die Bedeutung der Gattungszugehörigkeit wird durch die lakonische Formulierung bereits wieder ironisiert.

Das letzte Drittel der Vorrede dient dem Autor dazu, sich vorab gegen Vorwürfe zu wehren, er habe mit dem *Freyersmann* lediglich die „Zahl unnöthiger Bücher“ vermehrt.<sup>1536</sup> Nochmals konzidiert *Gynaecophilus*, das Werk „hätte besser ausgeziehret werden können“, doch habe „ohnnöthige Weitläufftigkeit“ nicht in seinem Interesse gelegen, denn er habe die Leser nicht verdrießen wollen.<sup>1537</sup> Grundsätzliche Vorwürfe werden durch die Aufforderung an die Kritiker, „etwas bessers zu Marck [!] zu bringen“ gekontert.<sup>1538</sup> Solange das nicht geschehe, verweist der Autor gelassen auf das Lukasevangelium, um seine Kritiker und sich selbst gleichermaßen als gehorsame Gläubige gelten zu lassen.<sup>1539</sup> Ungeachtet möglicher Angriffe bleibt dem Autor das eigene Vergnügen an der Abfassung des Textes erhalten.<sup>1540</sup> Diese „Belohnung“ genügt ihm, denn er sieht sich hier in guter Gesellschaft mit gelehrteren Verfassern, deren Arbeiten die öffentliche Anerkennung oft ebenfalls versagt bleibt.<sup>1541</sup> Insgesamt steht die Bedeutung des publi-

<sup>1535</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 7v)–D( 9v]. Aus Weises Stellungnahme wird die Beurteilung des Treibens der Autoren Politischer Romane als „unverschämt“ und die Rede von der „äuserlichen Liberey“ übernommen, vgl. Weise: *Neu=erleuterter Politischer Redner*, 1684, D( 5r].

<sup>1536</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 10r].

<sup>1537</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 9v].

<sup>1538</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 10r].

<sup>1539</sup> „So lange ich nun dessen keinen Beweis habe / werde ich ihn in das Evangelium / Luc. am 6. weisen [...]“, *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 10v]. Der 6. Vers des Lukasevangeliums lautet: „Sie waren aber alle beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig“.

<sup>1540</sup> *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, D( 10v].

<sup>1541</sup> „Welches denn auch dasjenige ist / was viele vornehme und wohl sehr gelehrte Bücherschreiber von aller ihrer Arbeit einzig und allein davon bringen / daher auch ich nicht absehen kan / warum mir eine solche Vergelt= und Belohnung zu gering oder unanständig seyn solte.“ *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686,

zierten Textes für die eigene Person und deren vertrautes Milieu im Vordergrund. Eine eigene Begründung für die Gattung, die satirische Schreibweise oder das Thema der Erzählung erscheint in diesem dominanten kommunikativen Kontext überflüssig.

**g) Johann Christoph Ettner: *Medicinischer Maul=Affe* (1694)**

Wenn sich Johann Christoph Ettner oder Johann Kuhnau in den 90er Jahren auf die Politischen Romane beziehen, dann – hier wird man wieder auf die Schwierigkeiten des literaturwissenschaftlichen Terminus gestoßen – beziehen sie sich auf einen besonderen, von einem „Romaine“<sup>1542</sup> unterschiedenen Stil, der sich durch didaktische Intentionen, die „mit wahrhaftigen Historien“, aber nicht „erdichtete[n] Historien“<sup>1543</sup> illustriert werden, auszeichnet.<sup>1544</sup>

Johann Christoph Ettner<sup>1545</sup> versucht 1694 die inzwischen aus der Mode gekommene Gattung zu rehabilitieren, indem er deren gelehrtes Konzept gegen seine populäre Rezeption verteidigt. Ettner rekonstruiert in der Vorrede des ersten Bandes seiner – sechs Romane und einen Appendix umfassenden – Kompilationsschrift *Der Medicinische Maul=Affe*<sup>1546</sup> die Genese der Gattung aus einem didaktischen Impuls heraus, um das eigene Werk in diese Tradition stellen zu können. Dazu nimmt er die Rolle *des getreuen Eckbarts* ein, der als fiktiver Autor vermeintlich alte deutsche Tugenden wie Wahrhaftigkeit repräsentiert: Mit den Politischen Romanen hätten gelehrte Autoren versucht, populäre, aber skandalträchtige Lesestoffe durch angenehm belehrende Schriften zu ersetzen. Diese Rekonstruktion der Gattungsgeschichte erscheint bei Ettner eingebunden in eine in die Antike zurückreichende Geschichte der Motive für das Schreiben, insbesondere für das Bücherschreiben. Dieser Überblick demonstriert nicht nur einen

---

)]( 10v].

<sup>1542</sup> Wird hier zitiert als Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, ]( 6v].

<sup>1543</sup> Kuhnau: *Schmied*. [1695] 1992, ]( 8v].

<sup>1544</sup> An anderer Stelle habe ich Ettners Vorrede zum *Medicinischen Maul=Affen* diskutiert, um darauf hinzuweisen, wie wichtig es für den literarischen Wert der Gattung zu sein scheint, das Schreiben pädagogisch zu motivieren, vgl. Wicke: *Gelehrte Autorschaft*. 2002; daraus sind Passagen in das vorliegende Kapitel eingegangen.

<sup>1545</sup> Zu Ettners Biographie vgl. den Artikel von Telle, in: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Band 3. 1989, S. 301f. Zu seinem Werk siehe die Bibliographie von Hardin: *Johann Christoph Ettner*. 1988. Zum Erzählwerk und der Frage nach der Gattungszugehörigkeit des Zyklus vgl. Heßelmann: *Zur Rezeptionsgeschichte*. 1990, S. 229–266.

<sup>1546</sup> Der Zyklus umfasst folgende (Kurz-)Titel: 1. *Der entlarvte Marcktschreyer* (1694), 2. *Entlauffener Chymicus* (1696), 3. *Umwürdiger Doctor und Anhang* (1697), 4. *Verwegener Chirurgus* (1698), 5. *Ungewissenhafter Apotecker* (1700), 6. *Unvorsichtige Heb=Amme, Appendix Allamodische Artzney=Affen*. Hier nach Heßelmann: *Zur*

gelehrten Literaturbegriff, sondern führt mittels der Identifizierung von Autorität und Autorschaft auch vor, wie eng die Textproduktion mit dem Streben nach Reputation verbunden ist: Dieser Darstellung zufolge liegen dem Schreibimpuls von Anfang an der Wunsch nach Ruhm und Ehre zugrunde; berechtigt ist er indes nur als männlicher Wunsch, Wissen weiterzugeben. Wissensvermittlung wird als Aufgabe des Autors, nicht als Bedürfnis der Leser gerechtfertigt. Die große Bedeutung des Autors für die Rechtfertigung des Schreibens zeigt die Nähe zu gelehrten Konzeptionen von Literatur und lässt vermuten, dass *der getreue Eckhart* als fiktiver Herausgeber seinem Roman eher belehrende als aufklärerische Funktionen zubilligte.<sup>1547</sup>

Seit der Antike, so resümiert *Eckhart*, hätten gelehrte Männer geschrieben, um sich unsterblich zu machen und um ihre Erkenntnisse wie ihre Erfindungen weiterzugeben. Die Verfasser gedruckter Bücher werden von ihm in drei Typen eingeteilt: Es gebe kluge und verständige Autoren, die sich die tradierten Kenntnisse derart aneigneten, dass sie für den „Schatz eigener Wissenschaft“<sup>1548</sup> gehalten würden. Dann fänden sich Autoren, die ihre Erkenntnisse mit zahlreichen Zitaten anderer Verfasser anreicherten und bereichern wollten, sie dabei jedoch völlig verunklärten. Neben diesen Autoren, die sich mehr oder weniger effektiv der Pflege der *litterae*, der philologisch und antiquarisch verfahrenen, an der Antike orientierten, in Büchern fixierten Gelehrsamkeit widmen, lassen aber auch ungelehrte Männer ihre Texte drucken: Aus unerfindlichen Gründen wollten sie „der Nach=Welt ihre Klug= oder vielmehr Thorheit“<sup>1549</sup> vorlegen und „auch ein Andencken“<sup>1550</sup> hinterlassen. Sie schrieben „allerhand ärgerliche Possen / Narrentheidungen und Zoten; unter den Titul: Lustiger Garten=Gesellschaftten / Rollwagen / und dergleichen“<sup>1551</sup>. Es seien Gespräche und Geschichten, die „von alten Weibern und Mägden“<sup>1552</sup> handelten und immer wieder in geselliger Runde vorgelesen würden. Die Lektüre würde von „Cameraden“

---

*Rezeptionsgeschichte*. 1990, S. 233f.

<sup>1547</sup> Vgl. Voßkamp: *Romantheorie*. 1973, S. 85f.

<sup>1548</sup> Ich zitiere nach der Ausgabe von 1720, weil sie gegenüber der Erstausgabe von 1694 die gelehrte Genese der Politischen Romane stärker betont. Es handelt sich vor allem um folgende Änderungen: Statt „vortrefliche Leute“ (1694): „vortrefflich gelehrte Leuthe“ (1720); statt „Schreibart“ (1694): „dergleichen Schreib=Arth“ (1720), gemeint als Rekurs auf einen Gattungszusammenhang. Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4r].

<sup>1549</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4r].

<sup>1550</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4v].

<sup>1551</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4v].

<sup>1552</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4v].

zwar „mit grossen Gelächter“<sup>1553</sup> begleitet, sei indes für integre und angesehene Männer anstößig.

Die stimulierende Funktion folkloristischer Texte wird hier mittels einer Geringschätzung ihrer Schreibmotive, ihrer Stoffe und und ihrer kollektiven Rezeption diskreditiert. Vor diesem Hintergrund erscheint der Versuch gelehrter Autoren, solche skandalösen Bücher durch erbauliche, eigens für ungelehrte Leser verfasste Schriften zu verdrängen und zu ersetzen, als lobenswerte Initiative:

Weil nun dergleichen Schrifften mehr Aergerniß als Erbauung verursachten / wolten dieser Thorheit zu steuern / vortrefflich gelehrte Leuthe in einer sittsamen Arth die Tugend=Bahn so wohl durch das Wider=spiel / als Gleichheit der Sachen zeigen; nahmen dahero Anlaß einen denen Leuthen angenehmen Titul ihren Schrifften vorzusetzen / umb durch solche Annehmlichkeit die Lesenden desto begieriger zu machen; Es wurden aber dergleichen Scripta von vielen gantz ungleich gelesen / und mehr auf das Jucundum als Utile, mehr auf die Schaale als den Kern gesehen. Wie nun andere vermerckten / daß diese Schreib=Arth denen Leuthen gefiel / wurden von lustigen Purschen unter allerley Tituln mehr und mehr heraus gegeben / daß dannenhero / die wohlgemeynten Patrioten genöthiget wurden / ihre Schreib=Arth gantz zu ändern / und was sie bey denen Neugierigen nicht durch Schertzhaffte Schrifften verrichten kunten / mit Ernsthafftten ausrichten musten. So wurde der Grund=gelehrte Mann / der den Politischen Maul=Affen der Welt vorgezeigt hatte / durch andere von andern ausgeworffene Politische Stock=Fisch ec. gereizet folgender Zeit dergleichen Schreib=Arth auszusetzen.<sup>1554</sup>

Folgt man der Argumentation *des getreuen Eckharts*, so wurden die Politischen Romane von ehrenwerten Männern mit ehrenwerten Motiven konzipiert, aber gegen ihre Intentionen rezipiert. Eine attraktive Oberfläche ermöglichte eine genussreiche Lektüre der Texte, beförderte ihre Popularität, ging aber mit einem vermeintlich unzureichenden Verständnis einher. In dem Moment aber, in dem weniger ehrenwerte Männer mit weniger ehrenwerten Motiven am Publikumserfolg zu partizipieren versuchten, sei aus einer defizitären Rezeption ein gattungsgenerierendes Missverständnis entstanden. Durch das Treiben der „lustigen Purschen“, die jeden behrenden Anspruch aufgaben und publikumswirksame Titel nutzten, um reine Unterhaltungsliteratur zu verfassen, hätten die Autoren mit gemeinnützigen, patriotischen Absichten ihre Reputation gefährdet gesehen. Sie hätten ihren Stil geändert und der neuentstandenen Gattung ihre Protektion entzogen. Insbesondere der „Grund=gelehrte Mann“ bekannte öffentlich, nie wieder „dergleichen Schreib=Arth“ praktizieren zu wollen.

<sup>1553</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 4v].

<sup>1554</sup> Vgl. Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*. 1720, D( 5r].

Es ist sehr wahrscheinlich, dass damit Christian Weise angesprochen wird, denn im Gattungszusammenhang ist es ein Topos für Anspielungen auf den Zittauer Rektor geworden, diesen als gelehrten Mann anzusprechen; für Riemer lässt sich das nicht in gleicher Weise behaupten.<sup>1555</sup> Auch die Ettner'sche Romanvorrede ist ein Beleg für das Rezeptionsphänomen, das sie verurteilt: Johann Christoph Ettner alias *der getreue Eckarth*, der mit seinem Titel das erfolgreiche Idiom vom *Maul-Affen* aufgreift, schreibt Christian Weise fälschlich den *Politischen Maul-Affen* zu – und wertet sein eigenes Werk mit dem Hinweis auf eine gelehrte Autorschaft in literarischer Hinsicht auf. Behauptet wird weiter, es seien solche Werke wie *Der Politische Stock-Fisch* gewesen, die diesen Gelehrten bewogen hätten, seine Produktion zu unterbrechen. Nun stammen bekanntlich beide Titel von ein und demselben Autor, aber eben nicht von Weise, sondern von Johannes Riemer. Die vermeintliche oder vorhandene Unkenntnis ist ein bezeichnendes Beispiel für die Wahrnehmung populärer Literatur und der Gattungsgeschichte des Politischen Romans: Der Politische Roman wird zunächst auf vorhandene populäre Gattungen, hier: Schwanksammlungen bezogen, doch werden die Grenzen des Komischen enger gezogen und an erbauliche Intentionen gebunden. Der neu zu etablierenden Gattung wird anders als in der folkloristischen Überlieferung über ihre gelehrten Verfasser literarische Würde verliehen.

Bei Ettner scheint ein diffuses Wissen darum vorgelegen zu haben, dass der Ursprung der Gattung nicht nur auf einen gelehrten Autor zurückgeht.<sup>1556</sup> Doch die anonyme Publikationspraxis führt dazu, dass die Zuschreibung an den einzig namentlich bekannten Inaugurator der Gattung, der sich öffentlich zu diesen *lustigen Büchern* bekannt und ihre Poetik formuliert hat, zur maßgeblichen, leicht zu suggerierenden und schwer zu widerlegenden Gattungsbehauptung werden kann.

Ettners Beispiel zeigt auch, dass dieser ubiquitäre Gattungsanspruch gleichwohl nicht wirkungslos ist; offenbar glaubt auch er, dass sein Text vom demonstrativen Rekurs auf eine Tradition unterhaltsam belehrender Literatur mit plakativen Titeln und gelehrter Verfasserschaft profitieren kann: Sein *Medicinischer Maul=Affe* soll in genau dieser doppelt konnotierten Weise als Literatur wahrgenommen

---

<sup>1555</sup> Krause bezieht diese und die folgenden Äußerungen Ettners auf Johannes Riemer, freilich ohne mitzuteilen, dass jener diesem im nächsten Atemzug den *Stock-Fisch* abspricht, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 417. In diesem Sinn vereindeutigt auch Heßelmann die Vorrede, vgl. Heßelmann: *Zur Rezeptionsgeschichte*, 1990, S. 240, 243.

<sup>1556</sup> Er scheint aber nur von einem Widerruf zu wissen und wohl keinen gelesen zu haben. Weise verurteilt ja den *Maul=Affen* und den *Stock-Fisch* ausdrücklich, während Riemer in seiner Stellungnahme keinen seiner Politischen Romane beim Namen nennt, siehe oben.

werden.<sup>1557</sup> Neben der paratextuellen Präsentation bietet er dem Leser zum Abschluss seiner Vorrede von 1720 zum ersten Band des Zyklus eine weitere Möglichkeit an, seine Texte zu verstehen, nämlich als Reiseerzählung, in der Wissen dialogisch präsentiert und vermittelt wird: „Mit diesen Itinerario Dialogico nicht aber einer Romaine, wie man mir der unnöthigen Meynung (die mir niemahln in Sinn kommen / auch mit solcher dieser Modus Scribendi nicht übereintrifft) nach aufbürden wollen, nimm geneigter Leser vor gut“, so bittet sein „getreuester Freund“,<sup>1558</sup> der pseudonyme Autor.

#### h) Johann Kuhnau: *Der Musicalische Quack=Salber* (1700)

Johann Kuhnau, der in den Jahren 1680 bis 1682 in Zittau lebte, als Kantor wirkte und bei Weise studierte,<sup>1559</sup> wurde möglicherweise durch die ersten Titel der Ettner'schen Serie ermutigt und griff mit dem Titel seines Romans *Der Musicalische Quack=Salber*<sup>1560</sup> einen allegorischen Titelvorschlag auf, den Christian Weise in seinem *Bericht* entworfen hatte.<sup>1561</sup> Das „Gleichniß vom Quacksalber“ leitet Kuhnau aus dem umgangssprachlichen Gebrauch durchaus im Weise'schen Sinn für seine spezielles Thema, die Musik, ab:

„Denn wie sonst alle Prahler und Betrüger in gemeinen Leben Politische Quacksalber genennet werden; Also kan man auch vor einen solchen ungeschickten Prahler und dergleichen Betrüger in der Music keinen bessern Nahmen finden / als wenn man ihn mit diesen erwehnten Titul beehret / und in specie einen musicalischen Quacksalber heisset.“<sup>1562</sup>

<sup>1557</sup> Zur Gattungskonvention der Politischen Romane gehört es auch, die Texte als „Tractätlein“ zu bezeichnen. Die Bezeichnung „Tractat“ oder „Tractätlein“, die Ettner beispielsweise in den Vorreden zum *Chymicus* [a 4v], [a 5r], [a 6v], oder zur *Heb=Amme* [( 3v), [( 4r)], benutzt, ist ein durchaus stimmiges Etikett, das anders als der Hinweis auf die satirische Schreibart die unverfänglichen Momente der Tradition der Politischen Romane betont. Ettner muss sich ja auch mit der Rezeption seiner Schriften als Pasquillen auseinandersetzen, vgl. die Vorrede zum *Chymicus*, [a 2r] und die beurkundeten Beispiele bei Wastl: *Ettner von Eiteritz*, 1940, S. 10 und 15. Anders Heßelmann, der Ettners Bezeichnung „Tractat“ nicht zuzuordnen vermag und seltsam findet, vgl. Heßelmann: *Zur Rezeptionsgeschichte*, 1990, S. 243. Vgl. Ettner: *Chymicus*, 1697; außerdem Ettner: *Heb=Amme*, 1715.

<sup>1558</sup> Ettner: *Medicinischer Maul=Affe*, 1720, [( 6v)]

<sup>1559</sup> Zu Kuhnau's Biographie vgl. Hardin in der *Einleitung* zu Kuhnau's Werken, Kuhnau: *Ausgewählte Werke*, Band I, 1992, S. 9\*–27\*. Den *Musicalischen Quack=Salber* behandelt auch Stöpfunghoff in ihrer den Musikerromanen Printz' und Kuhnau's gewidmeten Dissertation: Kuhnau überwinde mit diesem Werk die „Gattungszwänge[ ]“ der picaresken Tradition; das Verhältnis zu Weises Vorgaben im *Kurtzen Bericht* diskutiert sie ebenfalls, vgl. Stöpfunghoff: *Musikerromane*, 1960, S. 228, S. 234.

<sup>1560</sup> Wird zitiert als Kuhnau: *Quack=salber*, [1700] 1992.

<sup>1561</sup> Vgl. Abschnitte XII und XIII, Weise: *Werke* XIX, *Romane* III, 2004, S. 315,16–316,21 [Weise: *Bericht*, 1680, S. 115–117].

<sup>1562</sup> Kuhnau: *Quack=salber*, [1700] 1992, S. 525f.

Hier und in der Vorrede gibt es deutliche Verbindungen zu Weises Anweisungspoetik; gleichwohl werden aber keinerlei Versuche unternommen, sich auf diesen zu beziehen oder einen Gattungszusammenhang mit den Politischen Romanen herzustellen. In der Vorrede entwickelt Kuhnau das Thema seiner Erzählung aus dem Titel und charakterisiert sie als Satire auf einen ignoranten Musiker.<sup>1563</sup> Er wendet sich nicht nur an Musiker und Musikliebhaber, sondern an ein breites Publikum,<sup>1564</sup> dem mit einer „lustigen Erzählung“, die auch „viel gutes und moralisches“ enthalte, anspruchslose Unterhaltung geboten werden soll.<sup>1565</sup> Dabei siedelt Kuhnau seine Schrift selbstverständlicher als Christian Weise innerhalb eines Spektrums diversifizierter Künste an, das keiner weiteren Legitimation bedarf. Mehrfach betont er, dass es sich beim *Quacksalber* um ein älteres Manuskript handelt. Vermutlich soll damit dem Verdacht begegnet werden, das Buch enthalte aktuelle Anspielungen. Auch auf Mängel des vorliegenden Druckes, die indes als vernachlässigenswert betrachtet werden, wird wiederholt hingewiesen.<sup>1566</sup> Interessant ist dabei der implizite Hinweis auf die relativ flüchtige Bedeutung des gesamten Buches, insbesondere auf die geringe Rolle, die die fehlerfreie Gestalt des vorliegenden Textes für die Realisierung seiner unterhaltsamen Zwecke spielt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Kuhnau sich jeglicher Anspielungen auf seinen ehemaligen Lehrer und jeglicher Gattungsansprüche enthält. Allein sein Abschiedsgruß an den Leser lässt – sehr deutlich – erkennen, dass er Weises nun bereits sechzehn Jahre zurückliegende Stellungnahme zu den Politischen Romanen gelesen hat: Er formuliert den Schluss seiner Vorrede<sup>1567</sup> analog zu Weises Ausführungen im *Neu=erleuterten Politischen Redner* und signalisiert mittels dieser Analogie eine gleichgesinnte Haltung – nicht mehr und nicht weniger.<sup>1568</sup>

<sup>1563</sup> Kuhnau: *Quack=salber*. [1700] 1992, S. 4f.

<sup>1564</sup> Kuhnau: *Quack=salber*. [1700] 1992, S. 6.

<sup>1565</sup> Kuhnau: *Quack=salber*. [1700] 1992, S. 7.

<sup>1566</sup> Kuhnau: *Quack=salber*. [1700] 1992, S. 8.

<sup>1567</sup> „Ich wünsche von GOtt / daß er uns ferner solche glückselige Zeiten verleihen wolle / daß wir der edlen Music imerdar mit höchstem Vergnügen zuhören / und stets was angenehmes und fröliches davon schreiben mögen.“ Kuhnau: *Quack=salber*. [1700] 1992, S. 8. Bei Weise heißt es: „Hiermit bitte ich den Gnadenreichen GOtt / er wolte uns friedliche Zeiten geben / dabey wir Bücher schreiben / Bücher lesen / und Bücher nützlich anwenden mögen.“ Weise: *Neu=erleuteter Politischer Redner*. [1684] 1974, [( 6v)].

<sup>1568</sup> Dies gegen Hardins Versuch, für Kuhnau und Weise eine analoge erzählerische Grundhaltung und Zielsetzung zu behaupten und daraus auf einen Gattungszusammenhang zu schließen. Die Politischen Romane konstituieren sich vor allem aufgrund einer spezifischen Performanz, für die verschiedene Topoi und Argumente, darunter auch Weise'scher Provenienz, aktualisiert werden. Das Ziel dieses spezifischen kommunikativen Verhaltens, das Riemer etabliert hat, ist es, Skandal zu erregen. Vgl. Hardin: *Jobann Kuhnau's „Der Schmid seines eigenen Unglücks“*: 1984, hier S. 448. Hardin hält mehr oder weniger alle drei Romane Kuhnaus für Politische Romane. Dabei geht er von der falschen Annahme aus, dass allein Weise

Kuhnau knüpft in seinen Erzählungen durchaus auch an Weises Vorgaben aus dem *Bericht* an,<sup>1569</sup> vermeidet es jedoch demonstrativ, durch ihre paratextuelle Rahmung eine Verbindung zu den Politischen Romanen herzustellen. Aus historischer Perspektive ist die Gattungsbezeichnung Politischer Roman für Kuhnaus Werke deshalb unzutreffend.

i) ***Stephen Andräs: Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff (1705)***

Nach 1700 wird auf Titelkonventionen des Politischen Romans rekuriert, um die unangemessenen Neigungen kleinbürgerlicher Untertanen zu politischen Urteilen und gesellschaftlicher Mitsprache zu verspotten. Für diese Gruppe stehen

---

es war, dessen *Bericht* die große Zahl der Politischen Romane stimuliert hat. Zur Gattung zählt er zwar die Romane von Printz und Ettner, erwähnt deren meist anonyme Titel aber nur beiläufig: „Weise’s book stimulated a large number of political novels in the 1680s and 1690s written by Johann Beer, Wolfgang Caspar Prinz, Johannes Riemer, J.C. Ettner, Kuhnau and others“, Hardin: *Tradition*. 1993, S. 82. Die vorliegende Studie hat gezeigt, dass Weises *Bericht* gegen die Intentionen seines Verfassers zur Popularität von Romanen nach dem Modell des Riemer’schen *Maul-Affen* beigetragen hat. Kuhnaus *Schmid seines eignen Unglücks* (1695) stellt keinen Zusammenhang mit Weises oder Riemers Werken her; die Vorrede knüpft demonstrativ an gelehrtes Wissen an, distanziert sich am Beispiel von Christian Georg Bessels *Schmiede des politischen Glücks* ausdrücklich von politischer „Finesse [...] dadurch einer oder der andere / bey der gesuchten Beförderung seiner zeitlichen Wohlfart bißweilen den Vogel abgeschossen hat“ ]( 8r], vor allem aber unterscheidet sich der Stil von anderen politischen Ratgebern, so der Autor: „Der mercklichste Unterscheid aber thut sich in dem Stylo herfür. Denn dort sind die Praecepta mit warhafftigen Historien illustriret: Hier aber findet man die Reguln meistens in erdichtete Historien eingekleidet. Und zu diesen letzten Worten bekenne ich mich mit allem Fleisse [...]“ ]( 8v]. Auch Kuhnau gebraucht die Pillenmetapher, das sieht Hardin richtig, aber diese gemeinsame Zweckbestimmung ist für einen Gattungszusammenhang keineswegs hinreichend – zumal Hardin die von Kuhnau vorgenommenen Differenzierungen ignoriert: Kuhnau nutzt sowohl die Pillen- als auch die Spiegelmetapher, bringt allerdings charakteristische Nuancierungen an, die der paratextuellen Präsentation der Texte gegenüber den Politischen Romanen einen anderen Akzent verleihen: *Julius Kunstlieb*, so der pseudonyme Autor, der mit dem authentischen die Initialen gemein hat, will „keinem den Kopff mit allzuscharffer Lauge [...] waschen“, ]( 10v]. Er hält seinen Lesern keinen unerbittlichen Spiegel vor, sondern führt sie lediglich „zu einem schlechten Flußwasser“, in dessen Strom „er sich bespiegeln / und zugleich den Fleck abwaschen kann“, ]( 11r]. Er betrachtet seinen Text zwar als Arznei, aber er thematisiert sofort deren therapeutische Grenzen: „Ich suche denen Moralien durch artige Historien eine Anmuth zu geben wie die Medici, welche denen Patienten die bittren Arzeneyen in einem lieblichen Säfftgen beyzubringen pflegen. Ist nun gleich im übrigen meine Cur schlecht und geringe / so hoffe ich doch / sie soll bey denjenigen noch anschlagen / wo sich nur ein Anfang der Kranckheit mercken lasset“, ]( 11r]. Sollte das Gift den Menschen bereits durchdrungen haben, braucht es „stärckere Mittel“, die entweder in der Offenbarung Gottes oder in den weltlichen Gesetzen zu finden sind. Vgl. Kuhnau: *Der Schmied*. [1695] 1992. Hardin hält den Titel für „ein Paradebeispiel eines politischen Romans“, ebd. S. 41\*.

Kuhnaus Schrift über *Des klugen und Thörichten Gebrauches Der fünf Sinnen* präsentiert sich in der Vorrede als populärwissenschaftliches Werk, das zunächst die Gelehrsamkeit des Autors ]( 3r], dann dessen „manierlichen und ungezwungenen Styl[um]“ ]( 5r], schließlich ex negativo seine Fähigkeit zur metaphorischen Darstellung anstößiger Details ]( 6r] präsentiert, um sich abschließend in der Rolle des Hercules, der „mit seiner Keule unter denen abscheulichen Monstris derer Laster herum gefochten“, als kräftig zuschlagender Satiriker vorzustellen. Vgl. Kuhnau: *Des klugen und Thörichten Gebrauches Der fünf Sinnen Erster Theil*. [1698] 1992. Hardin hält den Titel für einen „schlecht ausgeführte[n] politische[n] Roman“, ebenda, S. 12\*.

<sup>1569</sup> Motivische Verbindungen bestehen beispielsweise auch zu den Musikerromanen von Wolfgang Caspar Printz, vgl. die Beispiele bei Krausse. In: Printz: *Ausgewählte Werke*. Band III (*Realien*). 1993, S. 84.

exemplarisch die Handwerker. Ihr ungehörig erscheinendes politisches Interesse kritisiert auch Zedlers Universallexikon unter dem Lemma *Neugierigkeit*:

Überhaupt ist die allzugrosse Neugierigkeit in grosser Fehler. [...] Auch die Handwercks=Leute sind mit diesem Laster beschmutzet. Viele Schuster, Schneider ec. müssen sich nothwendig um den Staat bekümmern und bezahlen jährlich vor die politischen Tage=Bücher, Zeitungen u.d.g. vieles Geld, wobey sie überdem noch durch Lesung dergleichen Schrifften und durch den Umgang mit ihres gleichen in der Absicht, um mit ihnen ihre Glossen über das gelesene oder die sonst erschnapten Erzehlungen machen zu können, viele Zeit verschwenden.<sup>1570</sup>

Vor diesem Hintergrund ist die fiktive Autobiographie eines Bürstenbindergesellen zu sehen, die 1705 unter dem Titel erscheint: „*Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff Oder Reisebeschreibung von Ihm selbst ans Tages=Licht gegeben*“.<sup>1571</sup> Die Vorrede des fiktiven Verfassers *Stephen Andräs* rechtfertigt ironisch den eigenen Wunsch, ein *Politicus* zu werden:

Weil heut zu Tage fast alle Stall=Buben politisch seyn wollen / je warumb soll ich denn auch nicht ein Politicus seyn können? Da ich doch meine Jungen=Jahre in der Welt=berühmten Bürstenbinders=Kunst redlich und ehrlich ausgestanden / und (ich wol nicht liegen) fast bey jeder Verfertigung einer Bürste / ein Dutzend Politische Klugheiten in meinem Gehirne inscribieret.<sup>1572</sup>

Die Publikation des vorliegenden Lebenslaufs wird aus der Selbstüberschätzung eines einfältigen Bürstenbindergesellen heraus motiviert. Wird dieser von den Lesern gewürdigt, so soll der Lebenslauf seines Vaters, also ein Buch vom *Politischen Wind=Müller* folgen.<sup>1573</sup> Außer diesem provozierenden Rekurs auf ein populäres politisches Interesse<sup>1574</sup> stellt der *Politischen Bürstenbinder* auf der Hand-

<sup>1570</sup> Art. *Neugierigkeit*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 173.

<sup>1571</sup> Wird zitiert als *Andräs: Lebens-Lauff*. 1705. Eine Zusammenfassung des Handlungsverlaufs von Olaf Simons findet sich unter [www.pierre-marteau.com/library/g-1705-0003.html](http://www.pierre-marteau.com/library/g-1705-0003.html) (11.03.03).

<sup>1572</sup> *Andräs: Lebens-Lauff*. 1705, [A 2r].

<sup>1573</sup> *Andräs: Lebens-Lauff*. 1705, [A 2r].

<sup>1574</sup> Das anmaßende Interesse unbedeutender und ungebildeter Bürger für politische Fragen behandelt auch die dänische Komödie *Den Politiske Kandstober* (1722) von Ludvig Holberg (1684–1754), die auch in Deutschland sehr erfolgreich war. In der Übersetzung von Georg August Detharding wurde *Der politische Kannengießer* 1742 in den 1. Band von Gottscheds Sammlung *Die Deutsche Schaubühne* aufgenommen. Ludvig Holberg (1684–1754): *Der politische Kanngießer*. [1722] 1742, S. 407–494.

Die Komödie verspottet einen Kannengießer, der sich Gedanken darüber macht, wie „die Regierung [...] am besten könnte eingerichtet werden“ (S. 431), und selbst Bürgermeister werden will. Seine Verhaltensprinzipien als Politiker beruhen auf der Lektüre politischer Bücher wie – und hier schließt sich der Kreis – *Der Politische Stockfisch*. Dem *Politischen Stockfisch* will er beispielsweise den Rat entnommen haben, sich selbst zu beherrschen. Bei Zornesausbrüchen zählt er nun vorher bis zwanzig und schlägt auch seine Frau nicht mehr. Als er aufgrund eines Streichs am eigenen Leib erfahren hat, wie voraussetzungsreich die Aufgaben eines Bürgermeisters sind, will er „hinführo kein Politiker mehr sein“ (S. 492) – und schlägt auch seine Frau wieder. Damit ist die Welt wieder in Ordnung. Auf das ‚obrigkeitliche Argumentationsmuster‘ dieser Komödie hat bereits Lohmeier hingewiesen; der Funktion des querellistischen Topos wie der intertextuellen Verweise auf die Politische Literatur des späten 17.

lungsebene innerhalb eines pícarischen Rahmens durch die Verbindung einer Reise mit dem Sammeln, Beobachten und Kommentieren schlechter Charaktere seitens des Protagonisten weitere Verbindungen zur Gattung her.

### Zusammenfassung

Der Roman *Die Drey lasterbaffigsten Leute* von *Crinioaldus Celidonius* (1685) ignoriert die nach den Widerruften Weises und Riemers veränderte Situation völlig und behält das bewährte Verfahren der Insinuation mittels Pseudonym oder Titel bei. Ein anschauliches Beispiel für die deutliche Distanznahme eines Verlegers gegenüber der Gattung, der gleichwohl nicht darauf verzichten will, von ihrer Popularität zu profitieren, bietet der Titel *Das teutsche Gespenst* (1684). Das Buch wird als „teutscher“ Titel mit antifranzösischer Tendenz rezipiert. Der Autor des *Politischen Hof-Mädgens* (1685) verzichtet auf jeden gattungsgenerierenden Wetteifer und bedient die durch die Titelformulierung hervorgerufenen Erwartungen mit pikanten Szenen innerhalb des eher sentimental Rahmens der Lebensbeschreibung einer bekehrten Sünderin. Die Geschichte vom *Politischen Hof-Mädgen* wird im 18. Jahrhundert aktualisiert und mit einem neuen paratextuellen Rahmen versehen, der den Text sowohl an Robinsonaden als auch an Weibersatiren anschließt.<sup>1575</sup> Bei diesem wie dem folgenden Titel bestätigt sich, dass misogynen Topoi für die verschiedensten Gattungskontexte und Kommunikationssituationen aufbereitet werden. Für ein männliches Publikum bietet das Geschlechterverhältnis sozusagen thematische „hot spots“,<sup>1576</sup> wo etablierte Ordnung und neue Lebensverhältnisse unaufwendig verhandelt werden können, hier unter der Rubrik der „politischen Jungfern“: So stellt der Titel *Der politischen Jungfern Narren-Seil* (1689) eine weiterführende Variation einer Satire von Johann Beer, der *Bestia Civitatis* (1681), dar. Die Weiberschelte wurde gemäß der Gattungskonventionen des Politischen Romans neu aufgemacht, zudem wurde eine Vorrede hinzugefügt, die Erzählung in Kapitel unterteilt und nach dem Prinzip der *variatio* erwei-

---

Jahrhunderts darin wäre indes noch genauer nachzugehen, vgl. Lohmeier: *Untertanenverstand*. 1979, hier S. 18.

<sup>1575</sup> Pfeiffenthal: *Madame Robunse* [o.J.]. Ort und Erscheinungsjahr werden in der SUB Göttingen, deren Exemplar mir vorlag, mit „Leipzig 1724“ bestimmt. Vgl. Weber / Mithal: *Deutsche Originalromane*. 1983, S. 228, sprechen missverständlich von einer „Neuaufgabe“.

<sup>1576</sup> Die Metapher stammt von Hassauer: „Heiße“ *Reserve*. 2004, S. 13. Die Debatten im Kontext der Querelle des Femmes werden ihr als „heißes Wissen“ bestimmt. Innerhalb des sozialen Wissens über Geschlechterverhältnisse bilden die topischen Streitkerne sogenannte „hot spots“, an denen „veränderungsresistente Wiederholung von Toposwissen“ und „spezifische argumentative Performanz des Topos“ zu bestimmen sind, ebd. Hassauers Toposverständnis changiert zwischen einer thematischen und einer intentionellen Kategorie; zur Kritik am unreflektierten Gebrauch des Toposbegriffs vgl. Neuber: *Topik*. 1994, S. 274.

tert. In der Vorrede des *Freyersmann* (1686) von *Seladon Gynaecophilus* bekennt der Autor offen, noch nicht so viele Bücher geschrieben zu haben,<sup>1577</sup> und spricht vor allem eine Gruppe von Freunden, ehemalige Studienkollegen, an. Hierher gehört auch das *Bier=Glaß* (1685), das vor allem die Rituale eines studentischen „Sauff-Collegiums“ dokumentiert. Beide Titel stammen wohl von (ehemaligen) Studenten und sind deutlich für den studentischen Markt bestimmt. Man könnte sie mit Simon als „deutschsprachige urbane Schlüsselromane“<sup>1578</sup> bezeichnen, die ihre Leser mit literarischem Understatement und „privaten Materien“<sup>1579</sup> locken. Um 1700 knüpfen Johann Christoph Ettner und Johann Kuhnau mit ihren jeweiligen *Quacksalber*-Romanen dann positiv an Christian Weises Konzept der unterhaltsamen Vermittlung von Informationen an, distanzieren sich dabei aber implizit und explizit von der populären Rezeption der Politischen Romane in den 80er Jahren.<sup>1580</sup> Schließlich wird im 18. Jahrhundert auf die signifikanten Titelfor-

<sup>1577</sup> *Kautzsch*: *Der Politische Tobacks-Bruder*. 1685, [A 5v]. *Gynaecophilus*: *Freyersmann*. 1686, D( 7v).

<sup>1578</sup> So der Titel eines Kapitels in Simons kompendiöser Studie: *Marteaus Europa*. 2001, S. 295–349.

<sup>1579</sup> Simons: *Marteus Europa*. 2001, S. 300.

<sup>1580</sup> Als popularisierende Vermittlung von Information ist auch das alltagspraktische Kompendium *Der politische Halbfisch* (1681) gedacht: Als Halbfische werden noch nicht völlig ausgewachsene Plattfische, junge schollenähnliche Fische bezeichnet. Das Werk enthält ein aufklappbares Titelkupfer, das eine Fischverkäuferin in einer Bude zeigt. Sie hält einem Mann, der bereits über und über mit Plattfischen behängt ist, anpreisend einen weiteren Fisch entgegen. Im Hintergrund steht ein Haus mit Butzenscheiben, vor dessen Fassade ein Spruchband mit dem Buchtitel flattert. Die auf dem Titelkupfer abgebildete Fischmarkt- und Verkaufssituation persifliert möglicherweise den Handel mit derartigen Büchern. Der Band enthält keine Vorrede. Für die Wortbedeutung von Halbfisch vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 10, Sp. 200, 38 [Der digitale Grimm®], außerdem Zedler: *Universal-Lexikon*. 4. Band. 1733, Sp. 1885.

Es handelt sich um keinen Politischen Roman; mit dem Titel wird versucht (vermutlich seitens des Verlegers Forberger) über eine analoge Struktur und ähnliche Wortwahl wie beim Riemer'schen Roman *Der Politische Stock-Fisch* einen Gattungszusammenhang zu insinuieren, vgl. dazu weiter oben B. I. 3 b). *Der Politische Halbfisch* präsentiert auf über hundert Seiten zahlreiche Fragen und Antworten zu medizinischen, philosophischen und diätetischen Themen. Der Text beginnt mit der Frage „Warumb haben die Alten das Glück mit doppelter Stirn / nemlich auff der einen Seiten kahl / und auff der andern mit Haarzöpffen gemahlet?“ Antwort: „Die kahle Seit / hat Wiederwertigkeit / und die Haarzöpffe bedeuten Wohlfahrt / welches das Glück uns sendet wann es ihm gefellig ist.“ (S. 1) Der Band endet mit dem Hinweis auf eine leicht zu praktizierende Diagnose, mit der aus dem Verlauf einer Krankheit auf Genesungsaussichten geschlossen werden kann: „Wenn ein Mensch an einem Sontag krank wird / wie ist es zu erkennen / ob er des Lagers wiederum aufkomme oder nicht?“ Antwort: „Wenn der 9. Tag kommt / und daß es sich nicht gebessert hat / so stirbt er / wird es aber besser zwischen den 9. Tagen / so bleibt er leben“ (S. 136). Dazwischen werden nicht nur die unterschiedlichsten Wissensgebiete angesprochen, sondern auch aus verschiedenen Perspektiven erörtert: Während die Frage nach dem Wesen der „Fuchschwänzerey“ lediglich moralisch, nicht inhaltlich beantwortet wird („Es ist ein Laster / welches liederlichen Leuten anhengig ist.“), wird der Frage „Was ist Unschuld?“ ausschließlich in rechtlicher Hinsicht nachgegangen (Antwort: „Wenn man fälschlich böse Laster auf jemandes legt / welche nicht können erwiesen werden.“) (S. 16). Die bibliographische und literaturwissenschaftliche Literatur hat sich des Werkes bisher nur beiläufig angenommen: Von Dahlmann wird das Werk zu den misslungenen Nachahmungen des Weise'schen Modells gezählt, Dahlmann: *Schauplatz*. 1710, S. 678. Hirsch sondert das Werk kommentarlos aus dem Korpus der Politischen Romane aus, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. <sup>2</sup>1957, S. 72; Dünnhaupt bezeichnet es als „kuriose populärwissenschaftliche Unterhaltungsschrift“ – und schreibt es ohne Angabe von Gründen Johannes Riemer zu, vgl. Dünnhaupt:

mulierungen der Politischen Romane zurückgegriffen, um kleinbürgerliche Untertanen, insbesondere Handwerker, mit politischen Ambitionen zu verspotten.

## C. Themen und Strukturen der Politischen Romane

*Es ist sonst in dergleichen Scriptis gebräuchlich ...*

Dieses Kapitel bietet eine Synopse aller Politischen Romane und ermöglicht so erstmals einen Überblick über das der Gattung zugrundeliegende Korpus. Damit soll vor allem die Beurteilung der Politischen Romane auf eine breitere Basis gestellt werden, die kompendiöse Darstellung will die einzelnen Texte aber auch diesseits eines interpretatorischen Zugriffs überhaupt erst für die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung erschließen.

Die folgenden Zusammenfassungen sind durch ein literatur- und gattungshistorisches Interesse motiviert, so dass vor allem der Handlungsverlauf, die Struktur der erzählten Geschichte, spezifische Kennzeichen ihrer narrativen Vermittlung und die damit verbundene Funktionalisierung berücksichtigt werden. Ausführlichkeit und Intensität der Auswertung sind dabei durchaus unterschiedlich und hängen von verschiedenen Faktoren ab: Der Zugänglichkeit des Textes, seiner historischen oder gattungsgeschichtlichen Bedeutung, dem jeweiligen Stand der Forschung.<sup>1</sup> Gleiches gilt für die Bemerkungen zu den Titeln, die den Handlungsverläufen vorangestellt sind. Für die Synopse waren vor allem fünf Aspekte der Gattung zentral:

1) Die Politischen Romane gehörten im späten 17. Jahrhundert zu den populären Lesestoffen; deshalb soll auf „Markierungen“, die eine populäre Rezeption nahelegen, hingewiesen werden.<sup>2</sup> Hierher gehören besondere „Verfahren der Verarbeitung“<sup>3</sup> literarischen Materials, also der Umgang mit anderen kommunikativen Gattungen wie Sprichwörtern, Apothegmata, Anekdoten, aber auch Schwanksammlungen. Auf diese Weise lassen sich gattungsspezifische „Strategien des Gebrauchs“<sup>4</sup> von Vorgaben bestimmen: Ein gutes Beispiel dafür bilden Aktualisierungen misogynen Topoi, die aus anderen populären Medien übernommen werden.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Grundsätzlich sind Bemerkungen zu Romanen, die durch Reprints oder neuere Editionen zugänglich gemacht worden sind, knapper gehalten; es sei denn, der Überblick ermöglicht neue Einsichten für den Gattungszusammenhang.

<sup>2</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 382.

<sup>3</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 386.

<sup>4</sup> Chartier: *Volkskultur*. 1985, S. 386.

<sup>5</sup> Vgl. die Adaption von Novellen aus dem *Decamerone* im Roman *Der Gute Mann*, außerdem die Übernahme querellistischer Topoi in *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* und *Die Politische Narren-Kappe*, vgl. dazu Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemütbe“. 1997; Wicke: „... heute zu Tage“. 2004, S. 203–219.

Die Politischen Romane sind zwar als Texteinheiten wahrgenommen worden, aber die Struktur der meisten Texte ist eher offen.<sup>6</sup> Neben der Adaption heterogenen Materials und einer lockeren, oft additiven Fügung der Episoden wird ein Werk auch durch seinen nicht oder nur peripher aus dem Geschehen heraus motivierten Schluss als offene Einheit bestimmt. In vielen Politischen Romanen bricht die Handlung ab oder wird an einem beliebig wirkenden Punkt stillgestellt.<sup>7</sup> Diese offene Struktur charakterisiert die Politischen Romane als folkloristische Texte,<sup>8</sup> deren außerliterarische Bezüge zuweilen wichtiger als eine literarische Dramaturgie zu sein scheinen.<sup>9</sup>

2) Das intertextuelle Profil der Gattung soll deutlicher werden:<sup>10</sup> Ein besonderes Augenmerk gilt typologischen und referentiellen Bemühungen, die die Texte als Gattungsexemplare auszuweisen sollen. Dazu gehört der Umgang mit historischen Anekdoten, Sprichwörtern, Schwänken oder gelehrten Referenzen; hier gibt es viele Ähnlichkeiten mit kompilierender Literatur, insofern hier die Praetexte gewissermaßen als „Materialbestandteile“ betrachtet werden.<sup>11</sup> Ein besonderes Augenmerk gilt der Bezugnahme auf andere Gattungsexemplare,<sup>12</sup> vor allem, aber nicht nur auf die Romane Christian Weises.

Schon jetzt sei gesagt: Intertextuelle Verweise treten sehr viel häufiger auf und sind vielfältiger, als bisher gesehen. In diesem Zusammenhang wird die in der Forschung geläufige Vorstellung, allein das aus Weises Romanen übernommene

---

<sup>6</sup> In diesem Sinn auch Volkmann: *Romantitel*. 1967, Sp. 1289.

<sup>7</sup> Dafür seien nur drei beliebige Beispiele genannt: Am Schluss des Romans *Der Politische Freyersmann* ist weder eine den Roman überspannende Handlung, noch ein Argumentationsgang abgeschlossen worden. *Der politische Tobacks-Bruder* endet aus rein referentiellen Gründen, denen keine erzählerischen korrespondieren: Die Saison für die Treffen der rauchenden Studenten ist vorbei; weil der Sommer lange vergangen ist und die Kommilitonen abreisen. Die Handlung des Romans *Der politische Ratten Fänger* bricht ab, das letzte Gespräch über halbgebildete Pfarrkandidaten verfolgt sicher außerliterarische Absichten.

<sup>8</sup> Nach einer von Assmann aus dem angelsächsischen Sprachgebrauch entlehnten Formulierung, vgl. Assmann: *Folklore*. 1983, S. 185.

<sup>9</sup> Immanent argumentierende Interpretationen, die die Romane aus der extratextuellen oder intertextuellen Kausalität herauslösen, führen zu unbefriedigenden Ergebnissen, weil die erzählte Welt in vielen Fällen inkonsistent bleibt.

<sup>10</sup> In vielen Fällen können nur erste Hinweise gegeben werden.

<sup>11</sup> So Braungart für das Apophtegma. Einige seiner Merkmale gelten auch für die hier aufgeführten kleineren textuellen Einheiten. Vgl. Braungart: *Ferment*. 1997, S. 466. Dabei verwischen die Grenzen zwischen *inventio*, *dispositio* und *elocutio*. Das Interesse barocker Theoretiker „an mikrostrukturellen Vertextungsschemata“ betont auch Armin Sieber – und belegt es insbesondere mit Weises *Neu=erleuterten Politischen Redner*. Vgl. den Artikel *Dispositio* im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, hier Sp. 861.

<sup>12</sup> Hierher gehören beispielsweise die *Die Kluge Trödel-Frau* als Paraphrase des *Politischen Bratenwenders* oder *Der castrirte Maul-Affe* als Modifikation des *Politischen Maul-Affen*.

Erzählverfahren der Reise fungiere als gattungsgenerierendes Modell, differenziert und deutlich relativiert.

3) Die gattungsgenerierende und erzählerische Bedeutung außertextueller Bezüge soll stärker in den Blick gerückt werden: Die Politischen Romane sind insgesamt durch ihren paratextuellen Rahmen wie durch interne Strategien als Erzählungen identifizierbar, denen ihr historisches Milieu eingeschrieben ist. Die hohe Frequenz wirklichkeitsreferierender Momente wurde zuweilen auch von der Forschung bemerkt – und entweder als Randphänomen oder defizitäres Merkmal bewertet. Diese Einschätzung ist aus zwei Gründen unbefriedigend: Erstens wird damit der Blick auf einen konstitutiven Faktor des historischen Gattungszusammenhangs verstellt. Zweitens gibt es starke Indizien dafür, dass gerade die ubiquitäre Verschlüsselungspraxis als Katalysator eines erzählerischen Modernisierungsschubs in Sachen Anschaulichkeit fungiert. Es handelt sich dabei um ein ästhetisches Phänomen, das oft als beginnender Realismus – und damit als Indikator für eine gern bürgerlich genannte Progressivität der Darstellung – qualifiziert worden ist und insbesondere für die ältere Forschung ein wichtiges Motiv bildete, sich mit den Politischen Romanen zu beschäftigen.<sup>13</sup>

An der Geschichte der Politischen Romane lässt sich nicht nur beobachten, wie eine dezidiert an lebensweltlichen Belangen ausgerichtete Belehrung der Leser eine ihrer Erfahrungswelt verpflichtete Erzählweise forciert, sondern auch, dass für die Dynamik von auktorialer Verschlüsselung und rezeptiver Entschlüsselung erzähltechnische Mittel wichtig werden, die die Distanz zwischen Erzählen und Erzähltem vermindern und Unmittelbarkeit suggerieren. Die erzählte Welt wird durch illusionsfördernde Mittel wie Detailfülle, einen oft an den Rande des Geschehens gerückten Erzähler und häufige, langanhaltende direkte Rede der Figuren – in einigen Fällen lässt sich geradezu von einer Dialogisierung der Texte sprechen – geprägt.<sup>14</sup> Es scheint mir deshalb sinnvoll, auch dann auf „Gebärden

---

<sup>13</sup> Die realistische Darstellung galt als literarischer Beleg für ein erwachendes bürgerliches Selbstbewusstsein; zu dieser Argumentation vgl. den Forschungsüberblick in der Einleitung dieser Arbeit.

<sup>14</sup> Die genannten erzähltechnischen Mittel charakterisieren das Erzählverfahren des Showing, vgl. den Art. *Diegesis* von Weimar in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. 1997, S. 360–363. Eine Dialogisierung der Texte setzt bereits in den beiden großen Gesprächsrunden des Weise'schen Romans *Der Politische Näscher* ein; das Verfahren wird vom *Castrirten Maul-Affen* ebenso genutzt wie vom *Politischen Guckguck* oder *Der Politischen Narren-Kappe*, siehe dazu auch die entsprechenden Abschnitte.

des Textes“<sup>15</sup> gegenüber außerliterarischen Kontexten aufmerksam zu machen, wenn sie heutigen Lesern unverständlich bleiben.<sup>16</sup>

4) Die historische Funktion der Politischen Romane als populäre Lesestoffe lässt sich präzisieren: Es handelt sich hier in erster Linie um Jugendliteratur, und noch genauer: um Literatur für männliche Jugendliche, die in großer Nähe zu sogenannten sekundären Sozialisationsinstanzen wie Schule, Universität, aber auch *peer group* entsteht. Bemerkenswert ist der Umstand, dass das Textkorpus sowohl „Modelle für *künftiges* Rollenverhalten“ (die Romane *Weises*, *Der Gute Mann*, *Der Politische Grillenfänger*, *Der Politische Guckguck*, etc.) als auch „altersbezogene Verhaltensmuster“ bietet (*Der Politische Maul-Affe*, *Der Politische Tobacks-Bruder*, *Das politische Klatschmaul*).<sup>17</sup> Schließlich gehören das Liebsthema, die Kritik an verfrühten Eheschließungen sowie Ratschläge für die Partnerwahl auch in diesen Kontext, insofern die Heirat das Ende der Jugend markiert.

Zunächst werden in zahlreichen Episoden Themen aufgegriffen, die in gleicher Weise für die sogenannten Flegeljahre wie für die Studienzeit – die dabei eher als

<sup>15</sup> Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 22.

<sup>16</sup> Eine Möglichkeit, innerhalb des Textes auf historische Personen anzuspielden, bilden verschlüsselte Namen, die stets auf die Person hinter der fiktiven Figur verweisen. Hier sind weniger solche Namen wie *Pamphilo* oder *Virtuano* (die beiden glücklosen Protagonisten aus dem Roman *Die Politische Mause-Falle*) gemeint, die der allegorisierenden Tradition der Moralsatire entstammen. Eher handelt es sich um ein anagrammatisches oder spöttisches Spiel mit Namen, verbunden mit einer mimetischen Figurenzeichnung: Ein Anagramm liegt offenbar dem Namen des grobianischen Kommandanten *Frohdel* im Roman *Der gute Mann* zugrunde. Aufgrund intertextueller Referenzen lässt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass diese Figur die denunzierende Karikatur eines in der Weißenfeller Region dienstverpflichteten Kommandanten darstellt. *Der ausgekehrte Politische Feuermäuer-Kebrer* kritisiert im Kapitel *Die ungebührlichen Personalien* die anagrammatischen Verdrehungen der Namen fiktiver Figuren an diesem Beispiel, allerdings ohne den Roman zu nennen, so dass der falsche – und bisher nie überprüfte – Eindruck entsteht, die Figur des Kommandanten käme bei Beer vor. [Riemer:] *Feuermäuer-Kebrer*. [1682] 1996, S. 93–100.

Ein weiteres Beispiel ist der verbummelte Theologiestudent namens *Peterus Fattersack*, der den Lesern im *Politischen Maul-Affen* begegnet, und dessen Name wohl an die Faulheit und Gefräßigkeit seines Trägers denken lassen soll; jedenfalls behauptet ein Landschullehrer mit dem sprechenden Namen *Pulsins* im *Castrirten Maul-Affe*, er sei mit dieser Figur gemeint. Vgl. *Turchetto: Der castrirte Maul-Affe*. 1682, S. 98–136. Vgl. dazu die Kapitel XXV. – XXX. in Riemers *Politischen Maul-Affen*.

Ein drittes, beliebiges Beispiel für Verschlüsselungsverfahren ist der in verschiedenen Romanen anzutreffende Rekurs auf übereinstimmende Gegebenheiten bzw. persönliche Eigenschaften, die einer Figur zugeschrieben werden: So tritt sowohl im *Politischen Grillenfänger* aus dem Jahr 1682 wie im ein Jahr später erscheinenden Roman *Das politische Klatschmaul* ein von sich selbst sehr eingenommener Wirt auf, der sein Straßburger Haus mit einem protzigen Altan versehen hat. B.S.: *Der Politische Grillenfänger*, 1682, S. 215f. *Ecuienne: Das politische Klatschmaul*, 1683, S. 10. – Damit ist ein weiterer Schwerpunkt referentieller Hinweise angesprochen, nämlich regionale Aspekte der Darstellung; es bestehen nicht nur vielfältige Bezüge zur mitteldeutschen Region, in mehreren Politischen Romanen wird das Geschehen auch im Elsass situiert. Besonders Straßburg und seine Umgebung werden als Gegenden angesprochen, in der die Autoren und ihre Freunde sich auskennen, weil sie ihre Studienzeit dort verbracht haben. Zu diesen Romanen gehören *Der Politische Grillenfänger*, *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kebrer* und *Der Politische Leyermann*. Allgemein zur doppelten Konnotation von Figuren und Handlung vgl. Rösch: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 32f.

<sup>17</sup> Brunken: *Der pädagogische Hintergrund*. 1991, Sp. 2 [Hervorhebung im Text, AW].

Zeit jugendlicher Freiheiten denn als Berufsausbildung begriffen wird – typisch sind.<sup>18</sup> Überdies thematisieren in auffällig vielen Fällen die Rahmenerzählungen den Übergang vom Jugend- in das Erwachsenenalter. Dies geschieht zum einen mittels des auffälligen Motivs des elterlichen Erbes, das die Protagonisten antreten sollen und dessen sie sich auf die eine oder andere Weise würdig erweisen müssen; darüber wird die gelingende oder misslingende Orientierung von Individuen gegenüber der Tradition thematisiert. Und zum anderen über das vielfach adaptierte Motiv der *peregrinatio academica*, das wohl eher ein Ritual denn eine psychologische Entwicklung repräsentiert,<sup>19</sup> und oft mit der Übernahme einer sozialen Rolle oder eines bestimmten Amtes endet, womit insbesondere auf die spezifischen Zukunftserwartungen junger Akademiker reagiert wird.

5) Die politische Bedeutung der Politischen Romane schließlich liegt einerseits darin, dass sie der sozialdistinguierenden Selbstverständigung junger Männer innerhalb des akademischen Milieus dienen; andererseits in der damit einhergehenden Übernahme ideologischer Positionen der zentralen Staatsgewalt.

In den meisten Fällen werden die in den Erzählungen verhandelten Probleme aus der Perspektive von *Politici* oder Kavalieren präsentiert. Die Popularität dieser Verhaltensmodelle liegt sicher gerade in ihrer mangelnden ständischen Spezifik begründet, insofern es die Orientierung an mit Angehörigen des Adels grundsätzlich geteilten Normen bedeutet.<sup>20</sup> Die satirische Stoßrichtung der Darstellung richtet sich gegen unprofessionelle Vertreter und ineffektive Verfahren kommunaler Herrschaftsorganisation; nur unter diesem Aspekt werden Nepotismus, Patronage und Korruption bei der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten kritisiert.

Für die synoptische Darstellung wird das Korpus der Politischen Romane nach ihren Rahmenerzählungen untergliedert. Die Rahmenerzählungen strukturieren den Handlungsverlauf und perspektivieren die intradiegetischen Erzählungen und Episoden in entscheidender Weise. Ihre Bedeutung für den Gattungszusammen-

---

<sup>18</sup> Bspw. exzessives Trinken, daran anschließendes Randalieren; Betrügereien und Streiche insbesondere gegenüber Wirten; das gespannte Verhältnis der Studenten zu den Stadtbürgern sowie das erotisch aufgeladene zu deren Töchtern; die Rivalitäten mit Handwerks- und Kaufmannsjungen; die Praxis, dass junge Studenten ihren älteren Kommilitonen aufwarteten; die Gefährdung durch Duellforderungen; die Begehungen mit Prostituierten; etc.

<sup>19</sup> In ihrer Studie über die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts interpretiert Stannek den Grand Tour unter anthropologischen Prämissen als Übergangsritus, vgl. Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 19f.

<sup>20</sup> Zum Begriff des *Politici* vgl. Weber: *Erfindung*. 2004. Zur Bezeichnung als Kavalier: Berns: *Peregrinatio academica*. 1988, S. 175 (Anmerkung 8). Vgl. auch Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 15.

hang haben bereits Zeitgenossen erkannt. Das zeigt die Bemerkung, mit der *Veritanus Germanicus* in der Vorrede zu seinem Roman *Die Politische Mause-Falle* einen von der Gattungskonvention abweichende Handlungsrahmen ankündigt:

Es ist sonst in dergleichen Scriptis gebräuchlich / eine lustige Reise Compagnie vorzustellen / welche aus gewissen Ursachen solche Leute zu suchen pflaget / die man mit guten Rechte unter die Classe bringen könnte / damit das Buch in den Titel bezeichnet ist. Allein es hat mir aus sonderlichen motiven diese Arth vor andern beliebt/ die ohne Zweifel dem günstigen Leser keines weges mißfallen wird.<sup>21</sup>

Der Roman wird dann als Lebensgeschichte angelegt, freilich nicht durchgeführt.<sup>22</sup> *Germanicus'* Bemerkung lässt deutlich erkennen, dass dem von Weise übernommenen Schema einer programmatischen Rahmenhandlung nicht der Status eines gattungskonstitutiven Kriteriums zukommt. Weises Verfahren, im Motiv der Reise einen bestimmten Handlungsverlauf mit einer bestimmten erzählerischen Zielsetzung zu verbinden, war ohne Zweifel etabliert – dafür spricht, dass beinahe zwei Drittel der Politischen Romane an dieses Modell anknüpfen; keineswegs aber hat es als notwendiges Merkmal gegolten, um die Texte als Gattungsexemplare auszuweisen.<sup>23</sup>

Drei größere Gruppen Politischer Romane lassen sich unterscheiden: Die erste und größte Gruppe bilden Romane, in denen das Handlungsschema der Reise dominiert; die zweite besteht aus Romanen, die entweder von der Liebe oder gleich das ganze Leben ihrer Protagonisten erzählen wollen; zur dritten Gruppe gehören ausschließlich Werke, deren Geschehen in einem geselligen Rahmen situiert und von ihm geprägt wird.

<sup>21</sup> *Germanicus: Die politische Mause-Falle*. 1683, unpaginierte Vorrede.

<sup>22</sup> Dass *Germanicus* sich mit dieser Bemerkung gerade ermächtigt, vom etablierten Schema abzuweichen, ohne den Gattungsanspruch aufzugeben, unterschlägt Hirsch, wenn er den Passus zur „Bestimmung des Politischen Romans als Gattung“ heranzieht, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 72.

<sup>23</sup> In ähnlicher Weise verfährt auch der Verfasser der *Politischen Narren-Kappe*, der nach der Verteidigung des programmatischen Titels das Erscheinen der Gesprächssammlung mit ihrer Unkonventionalität, also Originalität begründet („weil vielleicht dergleichen besondre Schrifften / und zwar auf diese Arth eingerichtet / bishero wenig herauskommen“), *Trebellius: Narren-Kappe*, I( 10r).

## I. Reisen

Insgesamt umfasst diese erste Gruppe siebzehn Titel, aus denen – je nach Gestaltung des Reisemotivs – vier Untergruppen gebildet wurden. Dass für drei der vier Untergruppen ein Roman Weises als zugrundeliegendes Textmodell fungiert, zeigt die Bedeutung von Einzeltextreferenzen für die Konstituierung einer neuen Gattung.

Die auf Weises *Ertz-Narren* rekurrierenden Romane werden aufgrund ihrer expliziten Programmatik als „soziomoralische Recherchen“ zusammengefasst; dagegen folgen die Protagonisten der beiden als „kleine Fluchten“ charakterisierten Romane *Die drey Klügsten Leute* und *Der Gute Mann* einem negativen Impuls. Eine dritte, als „Varianten der Stellensuche“ bezeichnete Gruppe variiert das Oberthema von Weises *Politischen Näscher*, insofern die Suche nach einer angemessenen oder auch nur neuen Anstellung den narrativen Rahmen dieser Romane bildet. Als „pervertierte Peregrinationes“ wird schließlich eine vierte Gruppe von Erzählungen bezeichnet, weil bei deren Beginn zwar behauptet wird, es handele sich um eine Reise, aber dieses Modell aus ideologischen, literarischen oder kontingenten Gründen im weiteren Verlauf verworfen oder vergessen wird.

### 1. Soziomoralische Recherchen

#### a) Christian Weise: *Die drey ärgsten Ertz-Narren* (1672)

Zum Titelkupfer:

Das Werk erschien in mehreren Ausgaben und wurde mit verschiedenen Titelkupfern ausgestattet. In ungewöhnlicher Weise rekurriert das Titelkupfer der Erstausgabe (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:250107M>, 29.03.12) auf den programmatischen Rahmen der Erzählung: Dargestellt werden die Wandgemälde mit den drei *Ertz-Narren* in den Innenräumen des Schlosses. Von dem Erben *Florindo* wird anfangs verlangt, die drei größten Narren malen zu lassen. Diese Aufgabe motiviert den Aufbruch der vier Protagonisten. Seit der Ausgabe von 1673 wird das Verhältnis der Reisenden zu den närrischen Menschen, die ihnen begegnen, wie auch das des Lesers zum Buch im Sinnbild politischer Klugheit gefasst: Den Reisenden wie dem Leser werden Sphären erschlossen, die man sonst nicht zu Gesicht bekommen hätte. Diese werden aus einer gewissen Distanz heraus beobachtet und zur Orientierung für das eigene Verhalten genutzt.<sup>22</sup>

<sup>22</sup> Die historischen Bezüge des Begriffs *Prudentia* hat Kintzinger gegenüber den exemplarischen Momenten betont. Für den Bedeutungskontext von *Prudentia* sei, so Kintzinger in ihrer Studie zur Titelblattikonographie historiographischer Werke, die Bezugnahme auf die drei Zeitebenen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) signifikant. Das Titelkupfer dieses Romans zeigt gegenwärtiges Geschehen, aus dem der Betrachter für sein zukünftiges Verhalten lernen kann. Hier tritt die historische zugunsten der gegenwärtigen Dimension zurück. Damit wird *Prudentia* in einer die Politischen Romane insgesamt betreffenden Weise anders akzentuiert: Für diese Erzählungen ist ein umfassender, auch ungewohnte soziale Sphären umgreifender Zugriff auf die Gegenwart charakteristisch, Kintzinger: *Chronos*. 1995, S. 104.

Braune beschreibt das Titelkupfer der Erstausgabe (1672): „In einem gewölbten Saale sind an der Rückwand drei männliche Figuren abgemalt, darüber steht auf einer Tafel: *Die drey Ertz=Narren in der gantzzen Welt*; – darunter: *Leipzig In den Schürischen und Götzischen Buchladen bey Johan Fritzschen zufinden*.“<sup>23</sup>

Das Kupferbild zur Ausgabe 1673 (<http://www.gbv.de/vd/vd17/1:000098L>, 29.03.12) zeigt eine „Baumallee, im Vordergrund ein Mann, welcher durch ein Fernrohr einen am Ende der Allee sich drängenden Menschenknäuel beobachtet, über diesem im Hintergrunde eine Burg, oben steht: *Die Drey ärgstn Ertznarrn der Weld*.“<sup>24</sup> In beiden Ausgaben wird das Titelkupfer nicht weiter erläutert. Die Implikationen des Fernrohrs als Sinnbild politischer Klugheit hat Frühsorge entfaltet.<sup>25</sup>

Zum Handlungsverlauf:

Das programmatische Thema der Reise wird in einem *Eingang* motiviert (1673, S. 10–15).<sup>26</sup> Die Erzählung ist additiv strukturiert. Der Aufbruch der vier Protagonisten (*Florindo*, ein junger reicher Erbe; *Gelanor*, der Hofmeister; *Eurylas*, der Verwalter und ein namenloser Maler; außerdem drei Diener) wird durch die Auflagen eines Testaments motiviert, das von dem künftigen Besitzer des Schlosses unter anderem fordert, „die drey ärgsten Ertz-Narren“ in Wandgemälden darzustellen (S. 12). Diese sollen und müssen auf einer Reise gefunden werden; der künftige Besitzer ist darüber verärgert, vor allem, weil er „seine Liebste“ verlassen muss, bricht aber auf, um das Erbe nicht zu verlieren (S. 14).

Die Erzählung wird eher abgebrochen als abgeschlossen; der Protagonist *Florindo* macht keine Entwicklung durch, sondern erwartet bis zum Ende ungeduldig seine Rückkehr. Die Moral entwickelt sich nicht aus den Erfahrungen der Reisenden, sondern diese holen vor ihrer Heimkehr den Rat einiger Experten ein, nach deren Vorgaben die vom Testament geforderten Embleme dann gestaltet werden.

Die ersten Episoden bilden anschauliche Belege für die Adaption querellistischer Topoi in die Politischen Romane. Die Erzählung setzt nach achttägiger Reise ein, als die Reisegruppe bei einem ungleichen Wirtshausehepaar einkehrt: die Frau beansprucht die Herrschaft, und der Mann lässt sich demütigen. Am nächsten Tag kommen sie durch ein Dorf, in dem eine größere Volksmenge einen Streit zwischen zwei Eheleuten verfolgt. Ein Spitzenhändler verprügelt seine Frau, die sich weigert, ihn für sein jüngstes Geschäft zu loben.<sup>27</sup> Am Abend kommen die

<sup>23</sup> Vgl. Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. VI.

<sup>24</sup> Vgl. Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. VI.

<sup>25</sup> Frühsorge: *Körper*. 1974, S. 23, S. 109ff.

<sup>26</sup> Die *Ertz-Narren* werden nach der Ausgabe von Braune zitiert als Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878. Dabei wird die Paginierung von 1673 angegeben. Braunes wie auch Roloffs Ausgaben geben die Seitenzählung der Ausgabe von 1673 in eckigen Klammern wieder. Die entsprechenden Seiten- und Zeilenangaben in der Werkausgabe, Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, wurden nach Fertigstellung der Dissertation nachgetragen.

<sup>27</sup> Gleich die ersten Episoden bilden anschauliche Belege für die popularisierende Funktion querellistischer Topoi für die Politischen Romane. Weiblicher Ungehorsam wird hier mittels eines

Reisenden in einem Städtchen mit einer warmen Quelle bei einem Pfarrer unter, der bereits einen vornehmen Kavalier und seine Geliebte beherbergt. Die Frau gibt sich sehr besorgt um ihren Geliebten, dominiert ihn aber dabei. Offenbar hat der Kavalier die Quelle aufgesucht, um die Fruchtbarkeit seiner Frau zu befördern. *Gelanor* und *Eurylas* können darüber nur spotten, weil die Frau „wie ein alter Meer=Affe“ aussehe (offenbar hat sie das gebärfähige Alter überschritten) (S. 29). Dieses Erlebnis gibt Anlass für „viele Historien auf diesen Schlag“, die vom Verwalter *Eurylas* („der alte durchtriebene Susannenbruder“) erzählt werden (S. 29). Es handelt sich um jeweils nur einen Satz umfassende Anekdoten über absurde Versuche, doch noch schwanger zu werden. *Florindo* hofft, die Reise sei bereits beendet, doch *Gelanor* weist ihn darauf hin, dass er aufgrund der bisher beobachteten drei „Weiber-Narren“ noch nicht die „ärgersten Narren in der Welt“ beurteilen könne (S. 31).

*Florindo* verwechselt die Welt mit seinem Dorf: Er sucht sich einen bereits besetzten Platz und verlangt, der andere Mann solle den Platz räumen. Daraufhin kommt es zum Duell, doch *Florindo* verletzt den unbekanntenen Mann im dritten Gang – glücklicherweise – am Arm (S. 34). Zurückgekehrt ins Haus des Pfarrers diskutieren die Reisenden über das Duellwesen, erhalten dann die Nachricht, sie würden von der lokalen Obrigkeit gesucht – und fliehen. [Kap. I–II, S. 16–39]

Der Pfarrer gibt ihnen ein Empfehlungsschreiben an einen Gelehrten mit. In der nächstgelegenen Stadt kehren sie ins beste Wirtshaus ein; dort verspotten sie einen eingebildeten Menschen, der sich als Politicus geriert. Am nächsten Tag besuchen die Reisenden den erwähnten Gelehrten, der mit seinen Büchern prahlt, aber keine Sachkenntnis besitzt. *Gelanor* vergleicht ihn mit einem Arzt, der 1000 Apothekerbüchsen besitzt, aber deswegen kein guter Arzt sein müsse. Auf einem abendlichen Spaziergang begegnet ihnen ein junger Stutzer mit Perücke und Degen, ein „Muster von allen perfecten Politicis“ (S. 54f.). Später erfahren sie vom Wirt, dass es sich dabei um einen Bürgersohn handelt, der nach dem Willen des Vaters demnächst studieren soll, um innerhalb von zwei Jahren zum Doktor zu werden.

Am nächsten Morgen belauschen *Florindo* und *Gelanor* ein Gespräch unter drei alten Herren, die ihr bisheriges Leben bereuen. Einer hat in den 20er und 30er Jahren lange Zeit mit Reisen verbracht; seine Rückkehr liege nun auch schon zwanzig Jahre zurück, aber es gebe niemanden, der ihm dafür „einen Pfifferling gebe“ (S. 65). Er skizziert seine Reisetage, außerdem seine Erfahrungen und seine Lektüre. Der zweite Mann war im Krieg, der dritte ein verwöhnter Junge, der nie irgendeine Belehrung annehmen wollte, aber nun dreißig Jahre jünger sein möchte (S. 82). *Gelanor* formuliert anlässlich dieser Biographien einige Lebensregeln für *Florindo*, die aber vom extradiegetischen Erzähler ausgespart werden, weil sie als persönliche Anspielungen verstanden werden könnten.

Bei einem Besuch in einem berühmten „Lustgarten“ begegnen sie einem Mann, der möglicherweise bei Hofe Minister ist; im Gespräch stellt sich heraus, dass er aus politischen Gründen zum Katholizismus konvertiert ist; daraus entwickelt sich ein Disput zwischen *Gelanor* und dem Adligen. [Kap. III–VII; S. 39–90]

Nach ihrer Rückkehr ins Wirtshaus belauschen sie die Gespräche einiger *geringer Kerle*, die von prächtigen Häusern träumen. Am nächsten Morgen findet *Florindo* in einer Schublade einige Liebesbriefe. Sie werden zitiert – und kritisiert. Der Wirt erzählt ihnen dann, dass der frühere Bewohner des Gastzimmers ein Tanzmeister sei, der ein Mädchen namens *Amaryllis* liebe. Später begegnet *Gelanor* einem alten Bekannten aus seiner Studienzeit. In einem anderen Wirtshaus beobachten die Reisenden einen geizigen Mann, der sich vor lauter Geiz weigert zu heiraten. In die Wirtsstube kommt auch ein Mann, der von sich behauptet, nicht nur Kopist, sondern auch Schreiber zu sein. Bei ihm handelt es sich um einen Sprachpuristen, der Begriffe wie *Fenster* durch *Tageleuchter* ersetzen will; dagegen betont *Gelanor* die kommunikative Funktion der Sprache.<sup>28</sup> [Kap. VIII–XI; S. 90–120]

---

Schwankmotivs demonstriert, das sich unter dem Titel *Sein weib schlecht ein körbleinmacher* bereits bei Martin Montanus findet, vgl. Montanus: *Wegkürztzer* [1557] 1972. Nr. 23, S. 48, 571f.

<sup>28</sup> Weise kritisiert hier erkennbar patriotisch motivierte Vorstellungen zur Pflege der deutschen Sprache wie sie beispielsweise Philipp von Zesen vertritt, vgl. Blume: *Zur Beurteilung*, 1972.

Die Reisenden beobachten eine Gartengesellschaft, zu der auch ein alter Mann namens *Chremes* und ein junges Mädchen namens *Lisgen* sowie der bereits erwähnte Tanzmeister *Storax* und *Amaryllis* gehören. Die Gespräche beider Paare werden von den Reisenden belauscht – und zitiert. Im Wirtshaus treffen sie wieder auf *Storax*, der sich sehr verliebt verhält; *Florindo* verspottet ihn, wird aber von *Gelanor* belehrt, dass solche Tändeleien altersgemäß seien.<sup>29</sup> [Kap. XII–XIII; S. 120–139]

Die Compagnie reist weiter und erlebt viele Torheiten, aber nicht alle sind bemerkens- und notierenswert. Sie begegnen einem Advocaten, der mit der privaten Ausbildung seines 12-jährigen Sohns prahlt; dieser kann zwar ex tempore eine lateinische Rede halten, weiß aber mit seinem Wissen nichts anzufangen. Anhand des Buches *Orbis pictus* von Amos Comenius entsteht eine Auseinandersetzung über pädagogische Prinzipien. Später setzt sich das Gespräch im Wirtshaus mit einer Kritik an der schulischen Ausbildung fort. *Gelanor* betont besonders, dass das Interesse an solchen Fragen, aber auch der Ehrgeiz der Schüler größer wäre, wenn sowohl der gesellschaftliche als auch der persönliche Nutzen der Ausbildung erkennbarer wäre.<sup>30</sup> Währenddessen sind *Eurylas* und *Florindo* Zeugen des unverhältnismäßigen Wutausbruchs eines Gastes geworden, ausgelöst durch die Nachricht von einer vermeintlichen Gefangennahme des Königs von Schweden. Die Reisenden besichtigen Sehenswürdigkeiten; später reisen sie in eine kleine Stadt, in der gerade ein Jahrmarkt abgehalten wird, und beobachten einen Quacksalber; *Gelanor* überträgt das Gebaren des Händlers auf die *Politici*, weigert sich aber, weitläufiger von „Politischen Staatshändeln“ zu sprechen, da *Florindo* dazu zu jung sei; stattdessen verweist er ihn auf ein Buch mit dem Titel *Der Politische Quacksalber* (S. 164). Später liegen *Gelanor*, *Florindo* und der Wirt im Fenster des Wirtshauses und beobachten die Vorübergehenden. Sie verspotten einen närrischen Aufschneider, der sich geehrt fühlt, zum Taufpaten des Hausknechts zu werden. [Kap. XIV–XIX; S. 139–182]

Auf der Weiterreise begegnen sie zwei Männern, von denen der ältere den jüngeren auf seiner *peregrinatio* begleitet. Der junge Mann ist etwa 25 Jahre alt, hat in Paris nichts gelernt und äußert viele verschiedene wirklichkeitsferne Berufswünsche. Im Wirtshaus der nächsten Stadt treffen sie auf verschiedene Messegäste, darunter ein Student, der sich „einen trefflichen Extract von allerhand wunderschönen Tractätgen außgesucht [hat], darauß er sich in allen Facultäten perfectioniren wolte“ (S. 190). Dort begegnet ihnen auch ein Hochstapler: ein französischer Kaufmannssohn, der sich als reisender Fürst ausgibt. Später beansprucht ein junger Stutzer am Wirtshaustisch die Oberstelle, obwohl hier freie Platzwahl herrscht. Ein „Näscher“ trinkt Glühwein aus der Trinkschale seines Tischnachbarn. *Gelanor* kommentiert mit den Worten Melanchtons „was mir nicht werden kan, da wende mir Gott mein Hertz davon“; außerdem erwähnt er das handschriftlich vorliegende Buch eines guten Freundes mit dem Titel *Der Politische Näscher* (S. 215).<sup>31</sup>

In der Nacht beobachtet *Eurylas* die sexuelle Annäherung eines Gastes an eine Magd; *Gelanor* tadelt später insbesondere den Wirt, weil er seine hausväterlichen Pflichten vernachlässige. Die Reisenden warten auf einen Schneider, der sie beim Kleiderkauf beraten soll; währenddessen beobachten sie den Empfang des regierenden Fürsten durch die Bürger. Der Schneider kommt

<sup>29</sup> Anders als spätere Autoren Politischer Romane lässt Christian Weise den Hofmeister *Gelanor* hier eine differenzierte Position zum äußerst populären Thema jugendlicher Liebe formulieren: Es helfe nicht, den Liebesdrang zu unterdrücken, sondern schade der Entwicklung. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 140,24 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 138f.].

<sup>30</sup> Hier wird deutlich für eine stärkere Professionalisierung der Beamten plädiert; *Gelanor* betont die demotivierende Wirkung bildungs- und leistungsfremder Beförderungskriterien: „Jetzt da mancher zehnmahl besser fort kömmt, der nichts studiert hat, kann man es dem hundertsten nicht einbilden, dass die Gelehrsamkeit selbst ihr bester Lohn, und ihre reichste Vergeltung sey.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 151,12f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 157].

<sup>31</sup> Hier findet sich eine allgemeine Kritik an illegitimen Nachdruckern, insbesondere am Nachdruck von Weises Roman *Die drey Haupt-Verderber*. Das Schriftbild lenkt die Aufmerksamkeit auf die Namen „GUTE“ und „GUTH“, Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 185,17 und 20 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 215f.].

sehr spät, er ist zunächst umgekehrt, weil ihm eine alte Frau begegnet ist, was Unglück verheiße. Ein Tischgespräch über den Aberglauben schließt sich an. Eurylas gibt vor, einen Mann heilen zu können, der darunter leidet, kein R aussprechen zu können, weil es seine Attraktivität mindert; er wird als „Schnarrpeter“ verspottet. Es folgen Kleidereinkäufe und ein Besuch im Buchladen. [Kap. XX–XXVIII: S. 182–248]

Während der Weiterreise speisen die Reisenden mittags auf dem Schloss eines Landadeligen, sie begegnen dessen halbgebildetem Hauslehrer und sprechen über den unangemessenen Stolz der Geistlichen. In einer vornehmen Stadt kehren sie im vornehmsten Wirtshaus ein, wo sie einem führenden Beamten begegnen, der sich über Kleinigkeiten erregt. Es entsteht ein Gespräch über das verantwortungslose Verhalten von Amtsinhabern; *Gelanor* beharrt darauf, solche Missstände seien darauf zurückzuführen, dass „die Gemeine oder das Land keines bessern werth gewesen“ seien, und empfiehlt den betroffenen Untertanen, für ihre Obrigkeit zu beten (S. 263): ein deutlich protestantisches Obrigkeitsverständnis. Die Gefährten beschließen, die Reise zu unterbrechen, um eine Beerdigung und eine Hochzeit abzuwarten. Ein Nachbartisch, an dem betrunkenere Kerle sitzen, veranlasst eine Diskussion über das Trinken; später folgt eine Debatte über das Rauchen. Bei einem Spaziergang begegnen sie einem geldgierigen Richter. Die Beerdigung eines bösen Menschen gibt ebenfalls Anlass zu diversen Kommentaren. Auf der Hochzeit beobachten die Reisenden die tanzenden Gäste – und erörtern verschiedene Tanzveranstaltungen sowie das Heiratsverhalten junger Leute. [Kap. XXIX–XXXIII: S. 248–287]

Sie reisen in einer Landkutsche weiter; in der Reisegesellschaft befinden sich zwei Studenten, die in einen abstrakten philosophischen Streit geraten. Später fällt einem schlafenden Mann der Hut vom Kopf; ein Straßenhund schnappt ihn. Das gibt Anlass, über Hunde und andere Haustiere, schließlich über die höfische Tierhaltung, zu sprechen. Im städtischen Wirtshaus befindet sich bereits eine andere Reisegesellschaft, darunter ein junger Spaßvogel, „der wolte mit gantzer Gewalt ein Narr seyn“ (S. 298); *Gelanor* verurteilt sein Verhalten scharf und warnt ihn mit biblischen Worten. Ein anderer Gast namens *Siegmund* ist melancholisch, weil seine Karriere missglückt scheint; nachdem seine Kenntnisse von *Gelanor* geprüft worden sind, wird er – bis sich für ihn eine bessere Gelegenheit bietet – in die Compagnie aufgenommen. Ihre Weiterreise verzögert sich, weil *Florindo* übel ist. Ärzte und Kräuterweiber stellen verschiedene Diagnosen, schließlich heilt sich *Florindo* selbst mit Sauerkraut. Um seine Genesung nicht zu gefährden, darüber hinaus auch, weil der Winter einbricht, beschließen die Reisenden, einige Monate zu pausieren. Es ereignen sich verschiedene Torheiten; insbesondere beobachten sie in der Vorweihnachtszeit merkwürdige Bräuche, sich zu verummummen.<sup>32</sup> In das Gespräch mischt sich ein vornehmer Hofrat ein, der ihnen mehrere Bewerbungsschreiben für den Pfarrdienst vorliest; in diesem Zusammenhang wird auch über die unterschiedliche Qualität von Probepredigten diskutiert. Sie werden durch das Streiten der Mägde und der Wirtin unterbrochen. Alle Mägde wollen in die Kirche, so dass die Wirtin kaum eine dazu bewegen kann, im Hause bei den Kindern zu bleiben – allerdings nicht wegen der Predigt, sondern wegen der in der Kirche gebotenen „Kirchen-Gauckeley“ (S. 337). Spätere Gespräche in dem Wirtshaus behandeln das Schlittenfahren in der Stadt, den schwierigen Umgang mit Melancholikern und Präzedenzstreitigkeiten unter verheirateten Frauen. *Florindo* wird einige Tage später von einem Schlittenfahrer wegen Beleidigung verklagt, doch der Stadtrichter spricht ihn frei – und unterhält die Reisenden den gesamten Abend mit lustigen Rechtsstreitigkeiten. Bei einem späteren Besuch treffen sie bei dem Richter einen eingebildeten Lautenisten; außerdem eine Frau, die glaubt, ihr bei einem Streit unter Nachbarn mit Ochsenblut bespritzter Mann sei erschossen worden. *Florindo* findet später ein Buch mit dem Titel *Die närrische Welt* – und notiert sich daraus seitenweise kurze Anekdoten. Während des Winters langweilen sich die Reisenden, harren aber bis Ostern aus. *Florindo* wechselt Briefe mit seiner geliebten Silvia und möchte zurückkehren. [Kap. XXXIV–XLV: S. 287–380]

<sup>32</sup> *Gelanor* kritisiert heftig den Brauch, sich zu verkleiden und als Nikolaus und Knecht Ruprecht in die Häuser einzukehren, um die Kinder zu prüfen, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 248,7f. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 323ff.] Auf den Brauch wird auch im Roman *Das Politische Klatschmaul* referiert.

Nach Ostern brechen sie wieder auf und reisen über Leipzig in die Niederlande, dann nach England, dann nach Frankreich, Spanien und Portugal, dann nach Italien, schließlich über Tirol nach Wien. Der Krieg macht ihren Plan zunichte, nach Polen weiterzureisen. Das geraffte Erzähltempo wird mittels einer fiktiven Frage aus dem Publikum erläutert: die Reisebeschreibungen, die den übrigen europäischen Ländern gelten, sollen in den entsprechenden National-sprachen verfasst und mit Kupferstichen illustriert werden (S. 383). Die Reisenden sind nun uneins über ein angemessenes Ergebnis der Reise; schließlich schicken sie *Siegmund* in ein „Collegium Prudentium“, um die strittigen Fragen durch Gelehrte beantworten zu lassen (S. 384). Während sie auf die Antwort warten, sehen sie sich die nähere Umgebung an. Schließlich erhalten sie eine Antwort auf die Frage, „Wer der gröste Narr sey?“; sie wird zitiert (S. 397–403). Es werden drei Arten närrischen Verhaltens unterschieden; verurteilt werden insbesondere Entscheidungen wider besseres Wissen für scheinbare gegenwärtige Güter, die dem zukünftigen wahrhaftigen Gut abträglich sind. Dementsprechend lassen sie nach ihrer Rückkehr die emblematischen Tafeln gestalten. *Florindo* nimmt daraufhin die Herrschaft ein, belohnt alle seine Begleiter und freut sich seiner Zweisamkeit mit *Sibia*. [Kap. XLVI–L; S. 380–406]

## b) Johannes Riemer: *Der Politische Maul-Affe* (1679)

Zum Titelpuffer:

Das Bild vom stolzen Esel inmitten lauter Affen (<http://www.gbv.de/vd/vd17/1:666340H>, 29.03.12) verspottet eine sich nicht an den Gegebenheiten orientierende, vermessene Selbst- und Weltwahrnehmung. Die Metaphorik dieses Titelpuffers rekurriert deutlich auf die Tradition der Schandbilder.<sup>33</sup>

In den beiden oberen Ecken des Bildtitels befindet sich je eine Vignette; in der linken ist ein Harlekin, in der rechten ein Eber zu sehen. Dazwischen steht der Obertitel *Politischer Maul-Affe*. In einer baumbestandenen Landschaft liegt ein Esel, um ihn herum sind sieben Affen zu sehen; zwei von ihnen blicken dem Betrachter entgegen. Drei sitzen auf dem Esel; einer davon rückwärts, dieser hält einen Stock. Ein weiterer Affe füttert den Esel und ein bebrillter Affe hebt prüfend seinen Schwanz; ein weiterer Affe befindet sich im Vordergrund des Bildes.

Als „Bedeutung des Kupfer-Blats“ werden Hochmut und Einfalt des Esels genannt, der glaubt, in Arkadien, dem Schauplatz glückseligen Lebens, zu sein. Das Tier meint, von allen bewundert zu werden, obwohl es nur von Affen umgeben ist. Der vernünftige Betrachter („Weise“) erkennt gleich, „daß es dem Narren“, gemeint ist der Esel, „[n]och fehlt an einem Sparren“.<sup>34</sup> Es findet sich aber ein sogenannter „Maulaff“, der „ihm von hinten nein mit einer Brillen siehet“, obwohl dem Esel die Unvernunft quasi auf die Stirn geschrieben steht.<sup>35</sup> Dieser Affe hält sich (mit einer Brille) für besonders klug, schenkt dabei aber nicht nur dem Falschen (nämlich einem Narren) seine Aufmerksamkeit, sondern sucht auch am falschen Ort (am After) nach dessen Fähigkeiten. Anders als das titelgebende Stichwort *Maul-Affe* erwarten lässt, steht der Esel im Mittelpunkt des Bildes und der Erläuterung.

<sup>33</sup> Vgl. die zahlreichen und bei aller Variation stereotypen Beispiele, in denen die Geschmähten in Verbindung mit einem Esel oder einem Schwein dargestellt werden, für dessen After und dessen Exkreme sie sich interessieren, etc. So sitzt ein Geschmähter umgekehrt auf einem Esel oder Pferd und weitere geschmähte Personen halten den Schwanz des Tieres hoch und drücken ihr Siegel oder Petschaft an den After des Tieres, vgl. den illustrierten Katalog von Schmähbriefen und Schandbildern bei Lentz: *Konflikt*. 2004, beliebig herausgegriffen hier S. 310f. (Nr. 166 mit Abb. im Farbteil) und passim. Dazu auch Wicke: *Grenzen*. 2008.

<sup>34</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 4,19f.

<sup>35</sup> Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 4,24f.

Durch die beiden oberen Ovale, die einen lustigen Harlekin und den für sein wütendes Verhalten bekannten Eber<sup>36</sup> zeigen, wird das Geschehen zusätzlich perspektiviert: Der Rahmen deutet darauf hin, dass es sich bei diesem Text um eine pointiert komische und aggressiv überzeichnete Darstellung handelt. Thema des Titelpuffers sind – neben der als töricht bewerteten Verbindung von Hochmut und Einfalt – falsche wechselseitige, aber einander gegenseitig bestärkende Einschätzungen.<sup>37</sup>

Zum Handlungsverlauf:

Der Roman hat eine episodische Struktur; der Verlauf der Reise ist geographisch kaum nachzuvollziehen; je nach Bedarf werden neue Figuren eingeführt, im Mittelpunkt stehen die zwei mittellosen Studenten *Philurt* und *Tamiro*;<sup>38</sup> hinzu kommt ein ehemaliger katholischer Mitschüler namens *Dion Nysi*. Schließlich gibt es den nachträglich eingeführten intradiegetischen und homodiegetischen Erzähler mit Namen *Sylvanissus*, dessen konfessioneller – anders als sein sozialer – Hintergrund (Lutheraner) wohl besonders betont wird, um der kritischen Darstellung von Missständen innerhalb des geistlichen Standes, die ein wiederkehrendes Moment der Erzählung bildet, größere Glaubwürdigkeit und größeren Nachdruck zu verleihen. Allgemein belegen mehrere erzählerische Inkonsistenzen, dass die Gestaltung der Figuren nicht im Mittelpunkt der Darstellung steht,<sup>39</sup> sondern die außerliterarischen Anspielungen, die in das Geschehen integriert werden müssen. Es gibt mehrere Aufbrüche, deren Beweggründe von unterschiedlicher Bedeutung sind: Anlässlich des Wechsels von der Schule auf die Universität verlassen die sechzehnjährigen Jungen *Philurt* und *Tamiro* ihre Stadt, allerdings erst nach einer Phase, in der sie ihren Liebschaften nachgehen;<sup>40</sup> doch kommen sie erst ganz am Ende des Romans überhaupt dazu, das Studium aufzunehmen.

Zunächst reisen sie nach Löwen, doch bereits vor den Toren der Stadt erzählt die Wirtin einer Kneipe von *Politischen Maul-Affen* und definiert sie; daraufhin ändern die beiden Helden ihre Zukunftspläne und beschließen, für ein Jahr solche Maulaffen zu suchen. Diese Suche dient von Anfang an ihrer Unterhaltung: sie wird als „lustiges Vorhaben“ (S. 49,9) bezeichnet, dessen Dauer von vorneherein feststeht. Es handelt sich eher um eine Wette als um das Streben nach Selbster-

<sup>36</sup> Vgl. die Embleme bei Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1966, Sp. 479f.

<sup>37</sup> Allerdings setzt die Vorrede andere Akzente als diese Bilderläuterung, indem sie einerseits auf Weises Romane referiert, andererseits zu einer wirklichkeitsreferierenden Lektüre auffordert. Zu Riemers skandalisierender Traditionsbildung vgl. das Kapitel B. II. 1. b).

<sup>38</sup> Zu ihrer Charakterisierung vgl. auch Krause: *Feder*. 1979, S. 345.

<sup>39</sup> Krauses Versuch, eine „[p]sychologische Motivierung des Geschehens“ herauszuarbeiten, scheint mir der kasuistischen Erzählhaltung nicht angemessen, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 368f., 374.

<sup>40</sup> Zu der Bedeutung, die diese Liebesepisoden am Beginn des Romans für die Figuren haben, vgl. Krause, Krause: *Feder*. 1979, S. 344f.

kenntnis. Vorrangig ist der Wunsch, andere zu entlarven. Ein Motiv, nach persönlicher Reife zu streben, wird nicht artikuliert, am Ende der Erzählung wird allerdings durchaus ein Reifungsprozess als Ergebnis der Reise behauptet.

Zunächst ermöglichen sich die beiden Jungen ihre Reise allerdings mittels verschiedener Betrügereien; sie nehmen es hin, für die Dauer der Reise selbst zu Politischen Maulaffen zu werden (S. 48f.). Damit orientiert Riemer die erzählte Welt durchgängig an den moralisch relativierenden Maßstäben der Adoleszenz und der Rituale von Schülern und Studenten. Auch der Schluss folgt dieser Logik, insofern *Philurt* und *Tamiro* in Narbonella vor allem studieren wollen, um sich auch des „Universitätslebens“ rühmen zu können. Mit dem Studium beginnen sie erst spät, es wird äußerst gerafft dargestellt, der plötzliche Fleiß der Figuren wird nicht motiviert, aber innerhalb eines Jahres können sie erste Ämter antreten. Betont wird, dass *Philurt* und *Tamiro* vor allem aufgrund ihrer Erfahrungen bei der „Erkundigung der Politischen Maulaffen“ die erforderlichen Schlüsselqualifikationen erworben haben (S. 158).

Die ersten Kapitel füllen die Liebesgeschichten von *Philurt* und *Amalia* sowie *Tamiro* und *Evlinde*; da diese Verhältnisse zwischen den *Secundanern* und den Kaufmannstöchtern geheim gehalten werden müssen, entstehen Verwicklungen und sind Betrügereien gegenüber den Eltern der Mädchen und der städtischen Wache nötig. Darauf basiert die hier vorherrschende Situationskomik; so wird *Evlindens* Hund als Bote geheimer Briefe genutzt; muss sich *Philurt* auf dem Sekret vor dem heimkehrenden Kaufmann verstecken; wird die Stadtwache durch ein vermeintliches Gespenst vertrieben;<sup>41</sup> bei einem nächtlichen Besuch vertauscht *Philurt* versehentlich die Betten und umarmt den Vater *Amalias*.<sup>42</sup> Hinzu kommen Rivalitäten unter Schülern und Prügeleien.<sup>43</sup> [Kap. I–XXIV]<sup>44</sup>

*Peterus Futtersack*, ein 38-jähriger Theologiestudent, schließt sich *Philurt* und *Tamiro* an. Obwohl er vom Propst protegiert wird, muss er die eben angetretene Stelle eines Landpfarrers fluchtartig verlassen, weil er eine Magd geschwängert hat. Geschildert wird die unangemessene Reaktion des Probstes auf ein Pasquill, das seine Personalentscheidungen verspottet.<sup>45</sup> Bei ihrer Abreise

<sup>41</sup> Der angehende Akademiker *Philurt* nutzt den unter der ungebildeten Stadtwache verbreiteten Gespensterglauben, um den Wachleuten solche Angst einzujagen, dass sie die Straße, in der seine geliebte *Amalia* wohnt, künftig bei ihren Rundgängen meiden, vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, Kapitel XIIIff. Die völlige Instrumentalisierung des Gespensterglaubens und seine Diskreditierung als Unterschichtenphänomen kontrastiert stark mit der Funktion dieses Motivs in dem Roman *Der böse Mann*.

<sup>42</sup> Dabei handelt es sich um die Übernahme eines Handlungselements aus Boccaccios *Decamerone*, aus der 6. Geschichte des IX. Tages. Eine entsprechende Bettentauschszene findet sich auch im Roman *Der Gute Mann*; zu den Vorgaben Boccaccios vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemüthe“. 1997, S. 135ff.

<sup>43</sup> Eine Handlungskonstellation, die bekanntlich noch Erich Kästner in seinem Schülerroman „Das fliegende Klassenzimmer“ nutzt, um ihn für Jugendliche attraktiv zu gestalten.

<sup>44</sup> Ich verzichte hier auf Seitenangaben, da die Seitenzahlen der Werkausgabe ohnehin keinen Eindruck vom jeweiligen Umfang der zusammengefassten Passage und ihres Anteils am Gesamtumfang des Textes in der Originalausgabe vermitteln.

<sup>45</sup> Vgl. dazu auch Krause: *Feder*. 1979, S. 356ff. Seine Einschätzung, es handle sich hier um die „sympathische Darstellung eines negativen Helden“ (S. 358) scheint mir die personalsatirische Intention

hinterlassen die beiden Studenten viele Schulden; beide versuchen, ihre Gläubiger zu täuschen. Sie wollen auf die Hohe Schule nach Löwen, wo schon Lipsius lehrte. Vor der Stadt kehren sie in ein Wirtshaus ein; sie beobachten einen Streit zwischen dem alten Wirt und seiner triebbestimmten Frau. [Kap. XXV–XXXIII]

Während eines Wortwechsels beschimpft die Wirtin ihre Magd als „Maul-Affen“; die Redensart erläutert sie den lachenden Gästen folgendermaßen:

Indem sie sagte / dieses Wort habe bey ihr keinen andern Verstand / als den / wann jemand in einer Sache politisch und klug sich bezeigen wolle / und sey doch so alber / und einfältig / daß wann man gleich mit einem solchen Menschen wegen seines Verstandmangels Barmhertzigkeit haben wolte / man dennoch über dem Zorne / so aus des einfältigen Menschens Hoffarth entstanden / nicht dazu gelangen könnte. Mit kurtzen / sie meinete so viel / ein Maulaffe sey nichts anders alß ein einfältiger und dennoch hocheingebildeter Mensch. (S. 42,33ff.)

Man beschließt, solche Menschen zu suchen und aufzulisten; die ersten Exemplare finden sich gleich im Wirtshaus: Eine Magd, die ihrem nun frisch verwitweten Herrn als Gespenst erscheint, um ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten: ein Motiv aus den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts; ein ungarischer Adliger, der bei Tisch unbedingt tranchieren will; schließlich die Wirtin selbst, die ständig behauptet, Hochwild zu servieren, obwohl sie sich nur noch Hasen leisten kann. [Kap. XXXIV–XL]

*Philurt* und *Tamiro* beschließen, für ein Jahr durch die Welt zu reisen, um so viele verschiedene *Politische Maulaffen* wie möglich zu finden.<sup>46</sup> Gleich darauf folgt die Karikierung eines katholischen Priesters; mit dem empörten Kommentar zum Gottesdienst dieses Priesters führt sich unvermittelt ein homodiegetischer, intradiegetischer Erzähler ein, der sich als „teutscher Lutheraner“ bekennt (S. 56,13). Trotz dieses autoritativen Signals handelt es sich um einen unzuverlässigen Erzähler,<sup>47</sup> der eben das Amt eines „Inspektor[s] der Praezedenzstreitigkeiten“ für 6000 Taler gekauft hat (S. 58,26). Er stellt sich als Student vor – erst an späterer Stelle nennt er auch seinen Namen: *Sylvanissus* –, dem die Gesellschaft von *Tamiro* und *Philurt* so angenehm ist, dass er sich spontan entschließt, mit ihnen zu reisen. Sie diskutieren alle drei mit einem anderen katholischen Priester, der heimlich geheiratet hat, der sie aber auch auf Missstände unter lutherischen Geistlichen hinweist, indes weniger auf moralisch verwerfliches Verhalten als auf unwürdige Arbeitsverhältnisse, die durch eine unzureichende Besoldung verursacht werden. Die drei jungen Leute reisen weiter und kehren im Haushalt eines lutherischen Pfarrers mit drei Töchtern ein, wo sich *Tamiro* als potentieller Bräutigam ausgibt [Kap. XLI–LVIII].

Sie gelangen in die kleine, aber reichsfreie Stadt Pürstekam: Die Amtsinhaber werden karikiert, insbesondere die Familie des Bürgermeisters mit ihren fünf unverheirateten Töchtern.<sup>48</sup> Aus Furcht, die Älteste heiraten zu müssen, bricht *Tamiro* mit seinen Freunden überstürzt auf. Gegen

---

der Darstellung zu verkennen. Vgl. auch den Rekurs auf diese Passagen in der Replik *Der castrirte Maul-Affe*, *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 98–136.

<sup>46</sup> Hier findet sich die interessante Charakterisierung der beiden als „Politische Maul-Affen“ auf Zeit; ihre zukünftigen Betrügereien werden dabei zugleich als „Studenten=List“, also als milieuspezifisches und juveniles Verhalten verharmlost: „In Summa / es war ihnen gar nicht leid / mit allerhand Studenten=List durch die Welt zukommen. Alleine darein ergaben Sie sich absonderlich / daß sie beyde auch Politische Maul=Affen seyn müsten. Jedoch nur auf eine Zeit / und so lange / biß Sie ihre Reise vollendet / und die mancherley Arten der Maul=Affen erkennen hätten.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 48,36ff.

<sup>47</sup> Vgl. das Kapitel XCIV, wo der homodiegetische Erzähler zur Figur wird, von der ein anderer, nichteingeführter homodiegetischer Erzähler berichtet, ihr werde nun von ihrem Vater jegliche finanzielle Unterstützung untersagt. Die Rolle des neuen Erzählers unterscheidet sich indes nicht von der des *Sylvanissus* – der vor allem gegen Ende stillschweigend und ohne dass sein Name noch einmal gefallen wäre, wieder eingeführt worden zu sein scheint.

<sup>48</sup> Dazu auch Krause, der diese Passagen gegenüber Huala zu Recht als satirische (und nicht humoreske) Sequenz qualifiziert, vgl. Krause: *Feder*, 1979, S. 385.

Abend erreichen sie ein Vorwerk, dessen Verwalter sie einlädt, bei ihm zu übernachten. Mit gemeinsamem Trinken wird eine fäkalische Episode motiviert; mit seinem grobianischen Verhalten orientiert sich der unqualifizierte Verwalter an Adligen, da diese ihre Gäste unter den Tisch zu trinken pfl egten.<sup>49</sup> [Kap. LIX–LXXXI]

Wieder verlassen die Freunde ihren Gastgeber heimlich; auf der Weiterreise begegnet ihnen ein lutherischer Pfarrer, der sich wegen geringfügiger Vergehen vor dem Konsistorium verantworten muss. Vor der großen Stadt Mora begegnen sie einem katholischen Schulfreund namens *Dion Nysi*, der ihnen die katholisch geprägte Stadt zeigt. Sie beobachten, wie ein Mönch ein Stelldichein mit einer jungen Messebesucherin einfädelt. *Tamiro* verkleidet sich als Petrus und durchkreuzt ihr Treiben. [Kap. LXXXII–XCIII]

*Sylvanissus* erhält einen Brief von seinem Vater, der ihm seine finanzielle Unterstützung entzieht, so dass die gesamte Gruppe in Geldnot gerät. Die jungen Männer überlegen, in der Stadt Mora Wechsel zu fälschen. Wegen des großen Risikos verwerfen sie den Plan und reisen aufs Land, in die Nähe ihres Vaterlandes. Dort geraten sie auf einer Kirchmesse unter junge Leute, die teilweise zu früh geheiratet und deshalb kaum ein halbes Jahr studiert haben – und nun bei Landgeistlichen gegen Lohn unterrichten. Ihre Gelehrsamkeit demonstrieren sie durch den Gebrauch weithergeholter Vergleiche [Kap. XCIV–CV].<sup>50</sup>

Die Freunde reisen mit einem alten Pfarrer weiter, der das Geschehen zunächst treffend kritisiert, bei der nächsten Kindstaufe aber die Rolle des kleinlichen, geizigen und zornigen Alten erhält. Bei mehrtägigen Tauffeierlichkeiten auf dem Lande versuchen einige Gäste die dort gereichten Delikatessen zu horten und heimlich davonzutragen.<sup>51</sup> Bereits kurz nach der Taufe stirbt das Kind; der Praeceptor des lokalen Steuereintreibers soll die Abdankung sprechen, der Praeceptor wird als rothaariger und bösertiger Herr Bachutius vorgestellt. Später begegnen die Reisenden einem eingebildeten Schulrektor, der von allem, aber auch allem etwas verstehen will; sie kommen durch eine katholische Landgemeinde, deren Bauern ein Altargemälde stiften wollen, um „ihre Personen in Gestalt der Jünger“ malen zu lassen; aber keiner will Judas sein. Im gleichen Dorf beobachten sie einen prügeln den und egozentrischen Schulinspektor, dessen ungerechtfertigte Strenge großen Schaden unter den ihm anvertrauten Schülern anrichtet. Er treibt darüber hinaus ein junges Paar auseinander, vor Gram sterben die beiden jungen Leute. [Kap. CVI–CXXXV]

In der freien Reichsstadt Ranza begegnen die Reisegefährten einem eingebildeten Sprachmeister. Dann folgen Impressionen aus dem kleinstädtischen Regierungsalltag, insbesondere von wichtigtuertischen Schöffen und unvermögenden Bürgermeistern. Die Ratsmitglieder ruinieren durch ihr Verhalten die Gemeinde; auch juristische Spitzfindigkeiten dienen als Stoff, um die Inkompetenz der lokalen Institution zu demonstrieren.<sup>52</sup> Mit großer Wahrscheinlichkeit sind dies die

<sup>49</sup> Krauses Urteil, hier werde „das Laster Trunksucht sinnbildlich und sinnfällig vor Augen“ geführt, bedarf der Differenzierung, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 361.

<sup>50</sup> In diesem Zusammenhang lobt der (neue) Erzähler ausdrücklich die territorial gegliederte Theologenausbildung, insbesondere die „sorgfältigen CONSTITUTIONES“ in Sachsen, Thüringen und Meiß en, die es solchen jungen Maulaffen verwehrten, „die Cantzel auch in der kleinsten Gemeine zubesteigen“, vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, Kap. CIII.

<sup>51</sup> Riemer nutzt die gemeinsame Mahlzeit für eine zwischen Misogynie und Obszönität angesiedelte Darstellung, die die Kapitelgrenzen transgrediert: Ein „Bauren Weib“ will sich bei Tisch für ihr eigenes Frühstück versorgen und hat sich „einen Leinwand Strumpff mit einem Schurtzebande sich um den Leib gebunden / also daß er unter dem Rocke im Schoße herunter hienge“. Diesen mit gebratenem und gekochten Fleisch gefüllte Sack riechen die Hunde des Schäfers, die die Frau anfallen; es dauert lange, bis sie befreit wird: „Endlich aber wurde Sie doch dem Rasen der Hunde entnommen / nach dem Sie keinen gantzen Lappen mehr an Hembde hatte. Ich halte dafür / daß das arme Weib wol gar an geheimbden Orten beschädiget war / wo man sonst nicht gerne die jungen CHIRURGOS und Ehelosen MEDICOS curiren läst.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 102f.

<sup>52</sup> Ein Advokat wird vom Rat aufgefordert, Schnee wegzuschippen, den er von seinem Hof auf die Gasse hat tragen lassen. Zwar untersteht der Advokat nicht der Jurisdiktion des Rates, aber sein Grundbesitz.

Passagen, in denen Riemer die Mitglieder des Weißenfelder Rates verunglimpft hat.<sup>53</sup> [Kap. CXXXVI–CLXIV]

Während ihrer Weiterreise beobachten sie auf dem freien Feld ein schäferliches Techtelmechtel; als sie dann in Norbonella in ein Wirtshaus einkehren, preist der Wirt, der auch Stadtschulze ist, die Treue seiner (abwesenden) Frau. Dann entpuppt sich die Wirtin als die zuvor auf dem Feld beobachtete vermeintliche Schäferin. Im Lustgarten von Norbonella begegnen sie einem merkwürdigen Gärtner und einem eingebildeten Mediziner, dessen Patienten ausschließlich junge Frauen sind. [Kap. CLXV–CXCII]

Den Reisenden gefällt die Universitätsstadt Norbonella; durch einen eintreffenden Wechsel für *Dion Nysi* können sie sich für eine Weile dort einquartieren; vage äußern *Tamiro* und *Philurt* den Wunsch nach einem „Universität=Leben[ ]“ (S. 152). Die vier Freunde mieten sich bei einem ehrlichen Wirt ein, der seiner Frau ungerechtfertigter Weise ständig misstraut. Tatsächlich verlieben sich *Dion Nysi* und die Wirtin ineinander, dieses Verhältnis liefert den Stoff für die folgenden Episoden; nach dem plötzlichen Tod des Wirtes wird das Verhältnis dann legalisiert. Als Wirt lässt *Dion Nysi* seine Freunde ein ganzes Jahr seine Gäste sein; diese nehmen die glückliche Gelegenheit wahr, um „mit unverrücktem Fleisse“ zu studieren (S. 159,21). Danach kann sich *Tamiro* mit gutem Gewissen um einen Pfarrdienst bewerben; *Philurt* wird Anwalt im Konsistorium der Universität; der homodiegetische Erzähler *Sylvanissus* schließlich verzehrt das väterliche Erbe. Alle leben vergnügt; ihr beruflicher Erfolg wird ihrer großen Lebenserfahrung zugeschrieben, die sie auf ihrer „Erkundigung der Politischen Maulaffen“ (S. 159,25) erworben haben. Abschließende Kommentare betonen nicht nur den referentiellen Charakter des Geschehens, mehr noch: Die Unterscheidung zwischen homodiegetischem Erzähler und Autor wird durch eine über den vorliegenden Text hinausweisende Warnung völlig verwischt. Der Politische Roman erscheint als steigerungsfähige Form der öffentlichen Bloßstellung gemeingefährlicher Inkompetenz.<sup>54</sup> [Kap. CXCIII–CCVI].

### c) B. S.: *Der Politische Grillenfänger* (1682)

Zum Titelkupfer:

Mit Bezug auf das sprichwörtliche *Grillen fangen*<sup>55</sup> veranschaulicht das Titelkupfer (\*\* nicht im Netz zu recherchieren\*\*), dass närrisches Verhalten einem selbst und anderen schaden kann. Ein politischer Grillenfänger ist einer, der glaubt, Honig zu finden, während er in ein Wespennest greift – und gemeingefährliche Unruhe verursacht. Politische Implikationen entstehen auch durch die ständische Konstellation des Bildpersonals. Hier werden in bemerkenswerter Weise politische und literarische Bedeutungszusammenhänge überblendet und kontaminiert.

Das Bild zeigt eine hügelige Landschaft, vorne rechts einen Baum, an den eine Leiter gelehnt ist. In der Baumkrone ist eine breite Banderole mit dem Obertitel des Buches zu sehen: *Der Politische Grillenfänger*. Auf der Leiter steht ein einfach gekleideter Mann mit Tasche, der in ein Wespen-

---

Daraufhin bittet der Advokat die Ratsmitglieder, ihm eine sogenannte „Sächsische Frist“ von sechs Wochen und drei Tagen zu gewähren: Damit hat sich das Problem erledigt, denn innerhalb dreier Tage schmilzt der Schnee, vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 125.

<sup>53</sup> Damit lässt sich Krauses Befund präzisieren, der allgemein von „Invektiven gegen das Kleinbürgertum“ als möglichen Anlass für die Empörung der Weißenfelder gesprochen hatte, Krause: *Feder*. 1979, S. 60f. Vgl. dazu die Überlegungen zu den Ursprüngen der Gattung B. II. 1.

<sup>54</sup> Als Drohung mit öffentlicher Bloßstellung versteht auch Krause den Passus, beharrt allerdings darauf, dass mittels solcher „Distanzierungstechniken“ der Leser zur kritischen Reflexion angeregt werden solle, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 387.

<sup>55</sup> Vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 2. 1991, S. 581–584. Die kunsthistorischen Zusammenhänge erläutert Bredekamp: *Grillenfänge*. 1989, S. 169–180.

nest greift. Zahlreiche Wespen umschwirren den Baum, aber auch einen vornehm gekleideten Herrn, der links am Fuß der Leiter steht und auf den Mann zeigt. Unter dem Bild stehen die Worte „Simplicitas nocet“.

Die als Sonett gestaltete *Erklärung des Kupffer=Blats* richtet sich an den „Bauers=Mann“ auf der Leiter: Er solle das Nest, in dem er Bienenhonig zu finden hofft, in Ruhe lassen. Es handle sich nicht um ein Bienen-, sondern um ein Wespennest, so dass der Bauer sich und andere („den Ritter“) in Gefahr bringt. Daran knüpft der Appell an: „Was dir nicht nutzen kan / Da dencke nicht daran: / Und wiltu weise seyn / So meide klugen Schein. Es schwärmt das gantze Nest / halt inne Bauersmann!“<sup>56</sup> Die Aufforderung variiert das Motto zum Titelpuffer des *Politischen Näschers* von Christian Weise „Was dir nicht werden kann / da dencke nicht daran [...]“<sup>57</sup> und weist zusätzlich auf die schädlichen Folgen lediglich vorgetäuschter Klugheit hin. Klugheit gilt als praktische Fähigkeit, zu erkennen und zu unterscheiden, was der eigenen Person nutzen bzw. schaden kann. Ihr Mangel hat indes nicht nur persönliche, sondern darüber hinaus auch soziale Folgen. Durch das unkluge Verhalten des Bauern entsteht Aufruhr. Versteht man das Titelpuffer vor dem Hintergrund emblematischer Darstellungen, in denen gemeinnütziges Verhalten (insbesondere der gelehrten und politischen Elite) im Bild von Bienen, die Honig sammeln, gefasst wird, dann impliziert die Illustration auch ständische Kritik. In diesem Zusammenhang lässt sich der Versuch des Bauern, sich Honig anzueignen, als illegitimes und anmaßendes Verhalten verstehen. Die Unterzeile *Simplicitas nocet* akzentuiert den Schaden, der durch solche Einfalt entstehen kann.<sup>58</sup> Zu den schädlichen Folgen gehört, dass der Aufruhr unter den Wespen auch den unbeteiligten *Ritter* gefährdet. Das einfältige Verhalten des Bauern bedeutet eine gesellschaftspolitische Gefahr,<sup>59</sup> insofern damit höherrangige Personen mit größerer gesellschaftlicher Verantwortung in Mitleidenschaft gezogen werden.

#### Zum Handlungsverlauf:

Die Erzählung knüpft stilistisch und strukturell an die mit Weises *Ertz-Narren* gegebenen Vorgaben an, erweitert um Szenen von sexueller und fäkaler Drastik. Die Bildungsreise des adligen *Chrisantho* mit dem Hofmeister *Musander* und dem Verwalter *Philos* ist hinsichtlich der Figuren, des Handlungsverlaufs und der verhandelten Themen ein ausgesprochen interessantes Beispiel für einen Politischen Roman.

Die politische Stoßrichtung ist deutlich gegen die Freie Reichsstadt und deren kommunale Organisation lokaler Gewalt gerichtet, in der die politische Partizipation auf alle Vollbürger ausgeweitet ist.<sup>60</sup> Grundlegendes Thema ist das vielfältige – persönliche, soziale und politische – Unglück, das Menschen verursachen, die

<sup>56</sup> B.S.: *Der Politische Grillenfänger*. 1682, I( 2r).

<sup>57</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 4,9 [Weise: *Näscher*. 1678, [A iij r]].

<sup>58</sup> Anders als in Grimmelshausens erstem simplicianischem Roman *Simplicissimus Teutsch* wird *Simplicitas* hier nur negativ gefasst.

<sup>59</sup> Ein aufgestörtes Wespennest als Bild für den Aufruhr eines Volkes zeigen die *Emblemata Moralia* (1615) von Jacob von Bruck. Vgl. Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1996, Sp. 929. Ein Schwarm fliegender Insekten gehört in Sebastian Brants *Narrenschiff* zum Sinnbild für „nyd und has“, vgl. Brant: *Narrenschiff*.<sup>3</sup>1986, S. 129.

<sup>60</sup> Zur Charakterisierung frühneuzeitlicher Stadtgemeinden vgl. Reinhard: *Geschichte*.<sup>2</sup>2000, S. 243f.

sich von ihren Affekten beherrschen lassen. Mittels zitierter Schriftstücke (bspw. Bewerbungsschreiben) wird mehrfach fehlgeleitete Schriftsprachlichkeit vorgeführt. Bemerkenswert ist, dass die moralischen Kommentare im Verlauf der Erzählung immer häufiger als innere Stimme einzelner Figuren gestaltet werden. Das lässt sich möglicherweise als Ausdruck eines verringerten Geltungsanspruchs der *Moralisatio* verstehen. Ungewöhnlich für einen Politischen Roman ist auch die französische Provenienz der Protagonisten.

Der 22-jährige adelige *Chrisantho* hat in Toulouse Jura studiert und ist bereits ein vollendeter Gesellschafter, als er von seinem altgewordenen Vater gebeten wird, am Hof von Marseille die Stelle eines Hofrats anzutreten. *Chrisantho* zögert und will vor einem solchen Stellenantritt die Welt erst genauer kennenlernen. In einem Gespräch mit *Philo*, dem Verwalter des väterlichen Anwesens, „allwo sie unter andern Discoursen auch von denen vielen heutigen Scriptis Satyricis zureden kamen“ (S. 5),<sup>61</sup> betont dieser außerdem, wie wichtig es sei, „wenn einer in der Welt herum zöge und allerhand Politische Grillen auffinge / welche hernach in Vita Communi guten Nutzen schaffen dörrften“ (S. 6). Daraufhin entschließt sich *Chrisantho* zu einer Reise durch Deutschland und Italien, wo er die politischen Fehler anderer kennenlernen will, „damit er hernach am Hofe selbige nicht mit Schaden erfahren müste“ (S. 7). Bemerkenswert ist der für einen Politicus vorbildliche Konnex zwischen dem Interesse für das Gemeinwohl und den eigenen Ambitionen, an der Herrschaft teilzuhaben. Der Vater stimmt widerstrebend zu und lässt *Chrisantho* von einem erfahrenen Hofmeister namens *Musander*, dem Verwalter *Philo* als Sekretär und zwei Laqueien begleiten. Beim Aufbruch trennt sich der frisch verheiratete Verwalter nur schwer von seiner geliebten Frau *Kunigunda*. [Kap. I, S. 1–12]

Sie reisen mit der Landkutsche nach Deutschland: Drei Wochen sind vergangen, als sie abends in ein Wirtshaus einkehren, wo sich ein schlechter, aber eingebildeter Maler unter den Gästen befindet. *Chrisantho* und *Philo* verspotten ihn während ihres Aufenthaltes auf vielfältige Art und Weise, wofür *Musander* die beiden tadelt. Sie sollten dem Maler mit Mitleid begegnen, weil Gott und die Natur ihre Gaben unterschiedlich unter die Menschen verteilt hätten. Gemeinsam mit dem Wirt reiten *Chrisantho*, *Musander* und *Philo* zum Jahrmarkt in ein benachbartes Städtchen. Das namenlose Städtchen wird von dem ehrenamtlichen Bürgermeister und anderen Ratsmitgliedern schlecht regiert; so werden beispielsweise grundlegende Vorsichtsmaßnahmen gegen die Pest nicht beachtet. Während ihres Stadtrundgangs läuft *Philo*, der sich eigentlich für die hiesigen „Staats-Händel“ interessiert (S. 38), versehentlich gegen die Bude eines Quacksalbers. Um die umgefällene Bude entsteht eine blutige Prügelei, in die *Chrisantho* mit gezogenen Pistolen eingreift. Später erfahren sie, dass der Bürgermeister von ihnen fordert, den entstandenen Schaden mit über 600 Gulden zu entschädigen. Die Reisenden entziehen sich dieser maßlosen Forderung durch Flucht. Auf ihrem Rückritt zur Herberge begegnen sie einer Gruppe von Bäuerinnen und Bauern, die zwei Männer und ihre Hunde verfolgen. Die Bauern wollen sie erschlagen, um den Tod einer Sau zu rächen, die von den Hunden der Männer gerissen wurde, lassen sich dann aber von *Musander* mit etwas Geld besänftigen. In diesen Kapiteln werden der niedere Stand der Figuren, ihr jäher, gewalttätiger Zorn und politische Unvernunft in einen engen Zusammenhang gebracht. [Kap. II–IV, S. 12–56]

Am nächsten Tag reisen *Chrisantho*, *Musander* und *Philo* weiter. Abends finden sie Unterkunft bei einem ärmlichen Dorflehrer, der allerdings die Bedingung stellt, dass keiner der Gäste mit seiner – zur Zeit noch abwesenden – Frau ein Wort wechselt. Der Mann prahlt mit seinen Lehr-

<sup>61</sup> Die grundsätzliche Forderung, dass Autoren der Welt „auf eine gemeine oder ungemeine Art im Schreiben“ dienen und die Menschen erbauen sollten, bildet den Hintergrund für eine Kritik an Johann Beer als Autor des *Narrenspitals* und des *Jungfer=Hobels*. Der Verwalter *Philo* bemerkt, „wo sich auch Ungelährte und Semi-docti mit ihren Saupossen untermengen / wird hierdurch die gelehrte Welt beschimpfet / und die unschuldige Jugend geärgert.“ *B. S.: Grillenfänger*. 1682, S. 5f.

büchern und Unterrichtsmethoden, die großen politischen Nutzen hätten (S. 58). Das Abendessen besteht lediglich aus Brot und Käse. Die Frau des Dorflehrers kehrt später betrunken von einer Bauernhochzeit heim, sie hat Fleisch und andere Lebensmittel unter ihrer Schürze versteckt und mitgebracht. In der Nacht werden die Gäste zu unfreiwilligen Zeugen eines heftigen Ehestreits. *Musander* vertritt die Auffassung, trinkende und hurende Weiber seien eine Schande, und *Philo* heftet heimlich spöttische Bemerkungen über die desolaten häuslichen Verhältnisse des Dorflehrers an die Tür. [Kap. V, S. 56–68]

Auf ihrer Weiterreise kommen die Reisenden in die hübsche Stadt Gonzaga (S. 107), wo *Musander* einen alten Bekannten aus Studienzeiten namens *Vasmundus* wiedertrifft, der sich ihnen anschließt. Diese Figur erweitert die von Weise vorgegebene, triadische Konstellation vom zukünftigen Politicus, seinem erfahrenen Lehrer und einer lustigen Figur; sie stellt möglicherweise eine außerliterarische Anspielung dar. Auf Bitten *Musanders* erzählt *Vasmundus* „von allerhand lustigen Schwäncken“ (S. 71) und zitiert zunächst die unprofessionellen Bewerbungsschreiben zweier Männer um das Amt des Stadtrichters (S. 72–76, 76–79). Solche Dokumentation fehlerhafter Beispiele verbindet die Politischen Romane mit den zeitgenössischen Rhetorikern, von denen sie sich allerdings durch die unsystematische Darstellung und den fiktionalen Rahmen unterscheiden. Das gesellige Gespräch mit dem ehemaligen Studienfreund findet im Wirtshaus statt, wo sich zahlreiche

„von den Teutschen Höfen abgedanckte[] Cavallier, Musicanten und andere[] Hoffbediente[] [eingefunden haben, die] biß an diesen Ort gereiset / weil ein Junger Fürst allhier seines verstorbenen Herrn Vaters Regierung wolte antreten / und eine starcke Hoffhaltung anrichten. Nun discourirten dieses frembde stets von grossen Staats Geheimnüßen / daß Chrisantho und Musander sie sämbtlich admiriren muste. Alleine die Musicanten sassen sehr tieffsinnig / redeten wenig und liessen stets viel Seufftzer von sich hören an stadt der vorigen Saitenspiele / so anitzo weil die Qvartal-Gelder nicht mehr klungen / auch ferner nicht klingen wolten.“ (S. 69f.)

Hier wird wohl auf den Regierungsantritt von Herzog Johann Adolf I. 1680 in Weißenfels angespielt.<sup>62</sup> Auffällig ist die besondere Beachtung, die die Musiker finden. Vielleicht enthält diese Passage Anspielungen auf den Hofmusiker und Satiriker Johann Beer; jedenfalls erzählt *Philo* später, einer der Musiker habe sich im Garten „in eine alldort verborgne stinckende Erd=beere“ (S. 80), sprich: in einen Haufen menschlichen Kots gesetzt. Dieser sei von den anderen verspottet worden, worauf eine Prügelei begonnen habe, in der alle Musiker einander mit Kot beschmiert hätten.

Nach Tisch gehen alle auf ihr Zimmer, nur *Chrisantho* will Karten spielen. Das der Gruppe zugewiesene Gästezimmer wird bereits von einem der versammelten Staatsmänner bewohnt: Seine „häuffigen Grillen“ (S. 82) lassen ihn nicht schlafen, so dass *Musander* nachfragt und der Mann „seinen gantzen Lebens=Lauff mit einer sonderlichen Esproit [!]“ erzählt (S. 82–87). Es ist das Leben eines überaus erfolgreichen Günstlings, der eher persönliche als staatspolitische Interessen verfolgt hat und nach dem Tod des Fürsten von dessen Sohn entlassen worden ist. Hier geht es nicht um herrscherliche Willkür, sondern um den verantwortungslosen Egoismus eines Mannes, der an der Herrschaft teilhat. *Musander* diskutiert mit ihm auch darüber, welche und wie viele Räte ein Herrscher zur Herrschaft brauche.<sup>63</sup> Ihr Gespräch wird durch einen Tumult unterbrochen, der unter den Kartenspielern entstanden ist. *Chrisantho* meint, beim Spielen betrogen worden zu sein, und *Musander*, *Philo* und *Vasmundus* springen ihm mit gezücktem Degen bei. Der Streit kann vorläufig beigelegt werden, doch am nächsten Morgen erhält *Chrisantho* eine Aufforderung zum Duell. *Musander* begleitet ihn, denn „der Karn war einmahl in Koth gestossen / und

<sup>62</sup> Nach dem Tod Herzog Augusts übersiedelte sein Sohn Herzog Johann Adolf I. 1680 von Halle nach Weißenfels. Schloss Augustusburg war bereits im November 1679 in Anwesenheit des gesamten Hofes feierlich eingeweiht worden. Vgl. den Ausstellungskatalog Museum Weißenfels (Hrsg.): *300 Jahre*. 1994, S. 81.

<sup>63</sup> Das sind geläufige Fragen der Herrschaftslehre in der zeitgenössischen Politikwissenschaft, vgl. Weber: *Prudentia gubernatoria*. 1992, S. 199ff.

ohne Mühe konte man nicht zurücke“ (S. 100).<sup>64</sup> Hier und an anderer Stelle ist die ambivalente Einschätzung des Duells auffällig: Es gilt als ungeeignetes und illegales Mittel, Streitfälle zu entscheiden, gleichzeitig gibt es aus Gründen der Standesehre keine Möglichkeit, sich diesem Waffengang zu entziehen. *Chrisantho* gelingt es, seinen Gegner am rechten Arm zu verletzen, womit die Angelegenheit erledigt scheint; doch bei ihrer Rückkehr ins Gasthaus erfahren sie, dass die Duellanten in der Stadt gesucht und verhaftet werden sollen, und flüchten. [Kap. VI–VII; S. 69–107]

Während sie weiterreiten, erzählt *Vasmundus* von einer adligen Straßburger Hochzeit, auf der sich eine Handwerksfrau als prachtvolle Dame ausgegeben und unter die Gäste gemengt habe. Sie sei erkannt und gedemütigt, die Begebenheit später in mehreren Sinnbildern und einem Spottgedicht festgehalten worden. Die Reisenden begegnen dann einem streitbaren, ständig prozessierenden Pfarrer, der sie einlädt, in seinem Hause zu übernachten. Dort zeigt er ihnen stolz eine der von ihm verfassten Klagen und seine Antiquitäten, darunter eine vergoldete Schreibfeder Luthers. In der Nacht sucht *Chrisantho* vergeblich nach einem Nachttopf und kotet schließlich in einen Stiefel. Am nächsten Morgen reitet der Pfarrer, ohne sich zu beklagen, barfuß in sein Filial. *Musander* rügt das Verhalten *Chrisanthos*; sie reisen weiter nach Straßburg. Unterwegs kommentiert *Musander* das vermessene Verhalten des prozessierenden Priesters: „Nesutor ultra crepidam, ein jeder bleibe in seinen Beruf und greiffe keinen in sein Handwerck / wo er nicht entweder als ein Lumen mundi will angesehen / oder als ein Politischer Grillen=fänger gestraffet werden“ (S. 143). Unterdessen erblicken die Reisenden in einiger Entfernung zwei Reiter von Adel, die miteinander kämpfen. Als einer vom Pferd fällt, flieht der andere. Die Reisenden helfen dem Verletzten, bringen ihn im nächsten Dorf ins Haus des Lehrers und lassen einen Bader holen. Der verletzte *Courtani*, so sein erst viel später mitgeteilter Name (S. 236), erzählt ausführlich, wie es zu diesem Duell kam: Sein Gegner, der Kavaliere *Klairange*, habe ihm die Gunst der schönen *Neriske* missgönnt. Dieser habe sich gedemütigt gefühlt, als eines späten Abends das *Courtani* zuge dachte Taschentuch *Neriskes* am Gitter vor *Klairanges* Fenster hängen geblieben war. Daraufhin sei er, *Courtani*, von *Klairange* zum Duell aufgefordert worden. Im ersten Treffen unterlag *Klairange* – und forderte erneut Satisfaktion. *Courtani* habe nur widerstrebend in das zweite Duell mit Pistolen und ohne Zeugen eingewilligt – jenes Duell, dessen Zeugen die Reisenden nun geworden sind (S. 152f.) Seine Erzählung beschließt *Courtani* mit einem die Zuhörer ergreifenden Lied „von der Beständigkeit seiner Marilis“ (S. 154). *Musander* ist der Meinung, die Liebe sei ein einzigartiger menschlicher Affekt und dulde – darin einem König ähnlich – keine Nebenbuhler neben sich. Unterdessen ist *Chrisantho* im erwähnten Haus auf mehrere Kalender mit Aufzeichnungen des Dorfschullehrers gestoßen, von denen die Jahrgänge 1665–1668 im Text zitiert werden: Darin werden der Stuhlgang der Ehefrau, das Wetter, die Geburten von Hennen, Ziegen und Schweinen, Kneipenbesuche, die erste Predigt des Sohnes und die Wirkungen verschiedener Mondphasen und Sternkonstellationen notiert (S. 159–190). Als die Reisenden den verletzten Duellanten gut versorgt wissen, reisen sie weiter. Unterwegs rügt *Musander* den falschen Gebrauch, den einfache Leute von Kalendern machten, wenn sie „allerhand Narren=Possen“ darin eintrügen, die es nicht wert seien, aufgezeichnet zu werden. Die Kritik gilt hier ebenso der falschen Gewichtung von Fakten wie dem unsachgemäßen Gebrauch des Mediums Kalender.

Kurz vor Straßburg suchen die Reisenden ein Dorfwirtshaus auf, in dem *Vasmundus* ein alter Bekannter ist. Hier kommt es zu einer eher ungewöhnlichen, weil die ständische Hierarchie ignorierenden Patenschaft: *Vasmundus* wird vom Wirtsehepaar gebeten, zum Gevatter ihrer neugeborenen Tochter zu werden. Er willigt ein und beauftragt einen Knecht, als Geschenk für die anderen Taufpaten in Straßburg Konfekt zu besorgen. Auf dem Rückweg kommt der Knecht

<sup>64</sup> Das Duell und die Diskussion über das Duellwesen sind aus Christian Weises *Die drey ärgsten Ertz-Narren* übernommen, aber in einen anderen situativen Kontext übertragen worden: Bei Weise provoziert der unerfahrene *Florindo* in einem Badeort einen Streit, der sich dann zum Duell auswächst, dessentwegen sie die Stadt verlassen müssen. Sein Hofmeister *Gelanor* versucht vergeblich, das Duell zu verhindern: „Was wolte der Hoffmeister thun, der Karren war in den Koth gestossen, und ohne Müh konte man nicht zurücke“, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 79,28 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, Kap. II, S. 32ff., hier S. 34].

mit einer Bettlerin ins Gespräch, die ihm gegen Geld sexuelle Handlungen gewährt. Beide koi-tieren „auff öffentlicher Strasse“ (S. 195), werden aber von einer vorüberfahrenden Kutsche aufgestört. Der flüchtende Knecht ergreift versehentlich den Korb der Bettlerin anstelle seines eigenen. Die Verwechslung bleibt bis zur Tauffeier, bei der plötzlich verschimmeltes Brot an-stelle köstlichen Konfektes auf dem Tisch steht, verborgen. Nun wird der Knecht befragt und gesteht schließlich „den gantzen Handel“ (S. 197). Alle Gäste lachen über diese Geschichte, außer *Musander*, der „des Gesindes schändliche Hurerey“ (S. 198) kritisiert, worauf der Knecht in Tränen ausbricht und sein Verhalten bereut.<sup>65</sup> *Chrisantho* und *Philo* gratulieren *Vasmundus* mit einem spöttischen Gedicht zu seiner Patenschaft. Am nächsten Morgen brechen die Reisenden nach Straßburg auf. [Kap. VIII–XI, S. 107–208]

Ihre Ankunft in Straßburg dient dazu, die politischen Verhältnisse in der Freien Reichsstadt zu verspotten. Schon am Stadttor kommt es zu Missverständnissen: Als sie einreiten, werden die Soldaten herausgerufen, sich mit dem Gewehr aufzustellen, aber diese Maßnahme gilt entgegen dem ersten Eindruck nicht der adligen Reisegesellschaft, sondern einem Gärtner mit Mistkarren, der Mitglied des Straßburger Rates ist. Den aufbrausenden *Chrisantho* hält *Vasmundus* mit dem Hinweis zurück, sie seien nun nicht mehr in Frankreich, sondern in einer Freien Reichsstadt, „da ein iedweder thäte was ihn gut dünckete“ (S. 209). An dieser Stelle erläutert der Erzähler kurz die besondere Zusammensetzung des Straßburger Rats. In dem von *Vasmundus* empfohlenen Straßburger Gasthaus werden die Reisenden ehrerbietig empfangen. Am nächsten Tag zeigt ihnen der Wirt stolz einen „neu=angelegten Altan“, dessen Architekt er zugleich ist (S. 215f.).<sup>66</sup> *Vasmundus* und *Musander* bemerken später, die außergewöhnliche Bautätigkeit des Wirtes sei eine nutzlose Art, sein Geld anzulegen. Sie unternehmen eine Bootsfahrt auf der Ille, begleitet vom Wirt, der die Pauke schlägt, und einigen Trompetern. Das Musizieren endet jedoch im Streit, und unter den Schaulustigen, die sich am Ufer versammeln, ist auch ein ehemaliger Diener von *Vasmundus*. Von dem neuen Herrn dieses Dieners, der als *Monsieur Chambray* firmiert, werden die Reisenden auf ein Bankett geladen, das „zu gloeur seines Königs“ für den Rat der Stadt Straßburg veranstaltet wird. Während des Festes werden die vielen Gesundheit, die auf den franzö-sischen König ausgesprochen werden, zum Anlass, über unterschiedliche Trinkgewohnheiten bei Deutschen und Franzosen zu sprechen. Unter den fröhlichen Gästen sitzt ein trauriger Ratsherr, der dann seine wechselvolle Lebensgeschichte erzählt (S. 225–237). Dabei stellt sich heraus, dass es sich bei dem Ratsherrn um den verwitweten Vater jener *Neriske* handelt, von der der im Duell verletzte *Courtani* voller Liebe gesprochen hatte. *Neriske* hält ihren Geliebten für tot und hat bereits mehrfach versucht, sich das Leben zu nehmen. Als ihr Vater hört, dass *Courtani* lebt, schöpft er für seine lebensmüde Tochter neue Hoffnung. *Musander* kritisiert später die große Trauer des Ratsherrn um seine verstorbene Frau und hält auch *Neriskes* Verzweiflung für Allüren eines verzogenen Einzelkinds. Als die vier Reisenden das Fest verlassen, stoßen sie vor ihrer Herberge auf den betrunkenen Wirt, der sich im Kot wälzt. [Kap. XII–XIV, S. 208–243]

Eines Tages schreibt *Philo* seiner Ehefrau Kunigunda einen Brief. *Musander* und *Chrisantho* finden das Original und spotten über *Philos* liebevolle Gefühle und seinen Schreibstil. *Musander* warnt *Philo* vor besitzergreifender Liebe und besitzergreifenden Ehefrauen, worauf dieser antwortet, „es könnte ein Unerfahner viel vom Ehestande und wie man sich in selbigem verhalten solte / aus denen Autoribus herschwatzen / doch wenn er hernach selber solches practiciren wolte / wiese sichs viel anders“ (S. 253). Seine Bemerkung bleibt unwidersprochen, da das Gespräch von *Vasmundus* unterbrochen wird. Die Szene ist signifikant für die Rolle des Verwalters *Philo*, der sich auf seine praktische Lebenserfahrung beruft und damit die gelehrten Belehrungen des Hofmeisters *Musander* relativiert. Später besuchen sie eine Disputation, die unter dem Titel *De Osculis Virginum* („Von den Küssen der Jungfrauen“) angeschlagen ist (S. 254f.), werden aber enttäuscht. *Musander* beklagt die Unsitte, originelle Themen für Disputationen zu wählen, die die Kandidaten gar nicht bewältigen (S. 255). Zum Essen kehren sie in ihre Herberge zurück, wo

<sup>65</sup> Eine vergleichbare Episode findet sich in der *Klugen Trödel-Frau*, deren Tochter sich ebenfalls in aller Öffentlichkeit zu ihrem außerehelichen Geschlechtsverkehr zu bekennen hat, dabei allerdings keine Scham über das Geschehene äußert, *E. I. C. P. N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 46f. Vgl. dazu C. I. 3. e).

<sup>66</sup> Der bauwütige Wirtes tritt im Roman *Das Politische Klatschmanl* (1683) wieder auf, dazu C. III. 5.

der Wirt aus mehreren Briefen aus Nürnberg vorliest, die „voller neuen Zeitungen“ seien (S. 257–259): Berichtet wird, dass der Papst eine Messe gelesen, in Lissabon vier Schiffe aus Westindien angekommen seien, sich in Kopenhagen zwei Bootsknechte geprügelt haben, etc. Angesichts solcher irrelevanter Nachrichten, kritisiert *Musander*,

„es wolte in diesen itzigen Seculo ein jedweder Pferdcknecht sich umb die Staats=Händel bekümmern: Doch thäten sie denen Politicis schlechten Schaden / sie sähen nur den Schatten / das Ebenbild aber bliebe ihnen verborgen“ (S. 260).<sup>67</sup>

Gegenüber dem Wirt behauptet er allerdings, dass der Schreiber „sonderliche Arcana Politica“ mitgeteilt habe (S. 260). Auf einem Spazierritt durch die Straßen Straßburgs fallen *Philo* an den Fassaden vieler Häuser fromme Sprüche auf. Er denkt sich dabei, dass derartige Sprüche nicht von frommen Menschen stammen; gegen jede Erzähllogik wird diese Passage als innere Reflexion gestaltet. Für den Wirt verfasst *Philo* später eine spöttische Inschrift für dessen neu errichteten, protzigen Altan (S. 263–268). Dieser erkennt den Spott darin nicht und nimmt sie hoch erfreut entgegen. *Musander*, *Vasmundus* und *Chrisantho* sind unterdessen ausgegangen, als der wartende *Philo* eine Sprichwörtersammlung auf einem Sims entdeckt. Das Buch trägt den Titel *Die Grillenbafte Speisekammer*; aus ihm werden mehrere Spruchweisheiten zitiert (S. 272–275). Als die Reisegefährten von ihrem Spaziergang zurückkehren, erzählen sie von zwei Männern, die aus ihrem Erkerfenster am Markt kostbare Mandeln und teure Rosinen hinunter auf die Straße würfen; *Musander* hält diese Männer für rechte Grillenfänger. – Nach einigen Wochen bekommen die Reisenden Post aus Marseille: *Chrisanthos* Vater fordert sie auf, sich nicht länger in Straßburg aufzuhalten und ihre Reise durch Deutschland und Italien zu beschleunigen. *Philo* erhält einen Brief von seiner Frau, den *Vasmundus* und *Chrisantho* schließlich finden, lesen und kommentieren (S. 276–278). *Vasmundus* äußert, der Brief sähe aus, „als wenn er mehr aus den Amadyß als aus den Herten geschrieben. Rechte Liebe braucht andere Reden / welche mehr zu Herten gehen“ (S. 278).<sup>68</sup> Hier ist festzuhalten, dass das Misstrauen gegenüber den Gefühlen *Kunigundas* vom weiteren Verlauf der Erzählung nicht bestätigt wird. Dieser Umstand kann als weiteres Indiz dafür gelten, dass sich das private Glück der gelehrten Kommentierung entzieht. Nach wenigen Tagen verabschieden sich *Chrisantho*, *Musander* und *Philo* vom Straßburger Wirt, aber auch von *Vasmundus*, der seinerseits nach Paris weiterreist. [Kap. XV–XVII, S. 243–280]

Einige Tage später kehren die Reisenden in ein Wirtshaus ein, wo eine junge Frau („ein junges Weibchen von gar guten Wesen“) und zwei schwermütig wirkende Männer an einem Tisch sit-

<sup>67</sup> Diese Einschätzung hat der Autor des *Politischen Grillenfängers* offenbar seinen Exzerpten entnommen: In Weises *Die drey klügsten Leute* heißt es anlässlich eines ähnlichen Briefes, der „neue zeitungen“ erwarten lässt, dann aber von zwei Mönchen berichtet, die in Venedig ertrunken seien, und einem Wunderzeichen am Himmel Polens: „Es ist itzo ein kluges seculum, ein jedweder hausjunge bekümmert sich umb die welt=händel; doch man muß den leuten die freude lassen / sie nehmen doch nur die schalen / und lassen den kern dahinten: also thun sie denen Politicis schlechten schaden.“ Die Diskussion über die unangemessene Urteilsfreude der Menschen, was politische Fragen und Herrschaftsangelegenheiten betrifft, beschließt *Florindo* in den *Klügsten Leuten* mit einer gelassenen Bemerkung, die als Kriterium für eine überlieferenswerte Nachricht die Neuigkeit und Neuartigkeit eines Geschehens nennt: „Es mag seyn. Ein jedweder sey vor sich ein Politicus. Doch über dieses muß ich noch lachen / dass der schreiber mit seinen neuen raritäten so elend aussieht. Diese sachen dürfften nicht geschrieben werden / man weiß sie ohne dem wohl.“ Vgl. Weise: *Leute*. 1675, S. 115ff.

<sup>68</sup> Diese Passage variiert nur geringfügig den Kommentar des Informators *Gelanor* aus Weises *Ertz-Narren* zu einem Brief, den sein Zögling *Florindo* von seiner geliebten *Silvia* erhält: „Gelanor sagte zu Sigmunden, das Frauen=Zimmer hat das Ansehen, als wenn sie ihre Brieffe mehr auß Alamode=Büchern, als auß dem Herten schrieben. Rechte Liebe braucht andere Reden, welche mehr zu Herten gehen.“ *Gelanor* äußert den bösen Verdacht: „Und wer weiß, wo sie einen Tröster hat, der diesen Brief zu erst aufgesetzt.“ Die beiden wühlen weiter in *Florindos* Reisekoffer und finden noch das Konzept eines Antwortschreibens, „darin hat er den Senecam, Tacitum, Curtium und andere zuverteutschen oder doch zu imitiren versucht“, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 280,11–20 [Weise: *Ertz-Narren*, [1673] 1878, S. 378]. Einen solchen Brief und dessen gelehrten Impetus kann *B. S.* an dieser Stelle natürlich dem Verwalter nicht zumuten.

zen.<sup>69</sup> Auf Nachfrage der Frau erzählt einer der Männer seine Lebensgeschichte: Die Erzählung nimmt beinahe zwanzig Seiten ein und handelt davon (S. 281–299), wie er vom betrogenen zum betrügenden Liebhaber wurde, später heiratete, von seiner Ehefrau wiederum betrogen wurde und schließlich sie und ihren Geliebten im Affekt erstach.<sup>70</sup> Angesichts dieser Geschichte denkt sich *Musander*, „wie der Mensch seine Sachen / angefangen also ergieng es ihm auch“ (S. 299); die junge Frau hingegen versucht den trübsinnigen Mann mit einer artigen Liebesgeschichte zu trösten.<sup>71</sup> Die Gesprächsrunde wird jedoch durch die Abfahrt der Landkutsche unterbrochen. Zum Mittagessen kehren die drei Reisenden in ein Gasthaus ein, wo sie zwei Lehrer, einen Rector und einen Conrector antreffen, die über ihre Lateinkenntnisse und ihre Lehrmethoden streiten. *Musander*, der sich schließlich zur währenden Auseinandersetzung äußert, hält ein puristisches Verständnis der lateinischen Sprache in der Schule für unangemessen, da gegenwärtig die meisten Schüler weder Lehrer noch Professor werden wollten, sondern mit ihren Sprachkenntnissen pragmatische Zwecke verfolgten. *Chrisanthos*, *Musander* und *Philo* kommen gerade in Frankfurt am Main an, als sie schon brieflich von dem gebrechlich werdenden Vater *Chrisanthos* aufgefordert werden, ihre Reise zu beschleunigen. Damit steigt auch das Erzähltempo, so dass die folgenden Stationen nur noch stichwortartig referiert werden: Nach Wien und Tirol erreichen die Reisenden Italien, von Genua aus fahren sie mit dem Schiff in die Niederlande, später zurück nach Paris, und nach einigen weiteren Aufenthalten gelangen sie wieder nach Marseille, wo sie voller Freude empfangen werden. *Chrisanthos* Vater fragt nach ihren Beobachtungen während der Reise und *Musander* verweist auf die von *Philo* gemachten Aufzeichnungen. Sie enthalten als Anhang eine gegliederte Antwort auf die Frage: „Wer der gröste Grillen=Fänger sey?“ (S. 310). Grundsätzlich gilt ein Grillenfänger als das Gegenteil eines klugen Menschen: Grillenfänger seien wankelmütig, ungesellig, unbeherrscht und stolz. „[D]ie gröste Grille“ sei unter den Politischen Grillenfängern zu finden: Hierbei handle es sich vorwiegend um stolze Menschen, die ihre eigenen Fehler kennen, aber dennoch für „klug / gelehrt / standhaftig / bescheiden“ gehalten werden wollen (S. 312). Unterdessen hat auch der Fürst von *Chrisanthos* Rückkehr gehört und ist bereit, ihn als Hofmeister für seinen Sohn einzustellen. *Chrisanthos* willigt nun ein, bittet *Musander* aber, ihm „vorhero etliche gute Lehren“ (S. 312) mitzugeben, damit er bei Hofe nicht zum Politischen Grillenfänger werde. Innerhalb von drei Tagen hat *Musander* unter dem Titel *Kurtzer Anweiser / Wie ein Hoff=Mann sich in allen Fällen klüglich verhalten solle* über vierzig Regeln zusammengestellt, die mitsamt einem abschließendem Lied zitiert werden (S. 312–321). Während *Chrisanthos* sein Amt antritt, soll *Musander* so lange bei *Chrisanthos* Vater bleiben, bis „eine anständige Stelle / zu Hoffe“ frei wird (S. 321). So sind alle zufrieden, vor allem das wiederver-

<sup>69</sup> Diese Szene paraphrasiert eine Episode aus Weises *Politischem Näscher*, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 168,19–182,27 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 264–291], indessen erzählt der Melancholicus eine völlig andere Geschichte, nur der Erzählrahmen – und mit ihm die Konstellierung des Kommentars – wird übernommen.

<sup>70</sup> In die Lebensgeschichte ist u. a. das Schwankmotiv von den Schlafhosen des Geliebten am Bettpfosten integriert. Vgl. *Die Hosen des heiligen Franciscus*. In: Poggio Bracciolini: *Schwänke*. 1905, S. 157f. – Zu den verschiedenen Überlieferungssträngen vgl. Johannes Bolte im Kommentar zum Schwank 87: *Von sanct Franciscen bruoch, wie die uff einer fraven beth funden worden*. In: Frey: *Gartengesellschaft* [1556] 1896, S. 102ff., 248ff. Eine Zusammenstellung von Varianten bei Klaus Roth: *Ehebruchschwänke*. 1977, S. 57. – Ein mögliche Vorlage, aus der sich der pseudonyme Romanautor bedient haben könnte, liefert die Geschichte vom Seiler und seiner Frau in der von Marquart von Stein ins Deutsche übertragenen Exempelsammlung *Ritter vom Thurn*, die seit dem 15. Jahrhundert immer wieder bearbeitet und gedruckt wurde, zuletzt 1682 durch die Brüder Endter in Nürnberg: [Marquart von Stein] *Ritter vom Thurn*. 1682, Bl. F vij r.

<sup>71</sup> Ähnlich bei Weise, wo *Crescentio* den Erzähler für einen ‚sehnsüchtigen Näscher‘ hält. Er meint, es sei unnötig und gefährlich, wegen einer einzigen Jungfrau zum Märtyrer zu werden, wo es doch so viele gebe. Der extradiegetische Erzähler betont dagegen, das „junge Weibgen hatte besser Gedanken“ – und will den traurigen Mann von seinen „Grillen“ abbringen – und „eine Liebes-Historie“ erzählen, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 182,24 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 291f.]. Sie erzählt dann eine lustige und keusche Verwechslungs- und weitläufige Eheanbahnungsgeschichte (S. 291–300).

einte Ehepaar *Philo* und *Kunigunde* genießt sein Glück.<sup>72</sup> Abschließend wendet sich der Erzähler an seine Leser und warnt sie davor, zu Grillenfängern zu werden. Er wehrt sich gegen den erwarteten Vorwurf, sie seien „mit Fleiß erwähnt [worden,] da doch den Autori dergleichen niemahls in den Sinn kommen“ (S. 322). Mit einem – seinerseits von Christian Weise übernommenen – Zitat aus den *Adagiorum chiliades* des Erasmus von Rotterdam legt er ihnen „noch einmal“ eine angemessene Rezeptionshaltung nahe: „Rursum admoneo, neminem his offendi oportere, cum nullius designetur nomen. Si quis hujusmodi non est, nihil ad se pertinere cogitet: Sin agnoscit suum malum, ad monitum se putet“ (S. 322).<sup>73</sup> Eine pauschale Entschuldigung für mögliche Druckfehler beschließt das Werk. [Kap. XVIII–XXIII, S. 280–322]

#### d) Florianus de Francomonte: *Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen* (1683)

Zum Titelkupfer:

Das Titelkupfer demonstriert, wie leicht närrische und kluge Leute zu verwechseln sind (<http://www.gbv.de/vd/vd17/39:138434A>, auch <http://www.pierre-marteau.com/library/g-1689-0002.html>: Ausgabe von 1689, 29.03.12, ).

Das (am linken Rand beschädigte) Bild zeigt vor einer Hügellandschaft einen Harlekin und einen vornehmen Herrn. Der Harlekin scheint auf einem Bein zu hüpfen, die Arme auf die Hüften gestützt. Er trägt eine zweizipflige Narrenmütze mit Schellen und langen Federn, außerdem eine breite Halskrause. Rechts steht ein vornehm gekleideter Herr mit Schnallenschuhen, Jacke und weitem Umhang, einem aufwendigen Spitzenkragen und voluminöser Perücke. Diagonal über beide Gestalten verläuft je ein Spruchband: Über dem Harlekin ist [„Multi videmus] et non sunt“, bei dem vornehmen Herrn „Multi sunt et non videmus“ zu lesen. Oben steht eine mit Früchtegirlanden, Muschelornamenten und einer lachenden Maske gerahmte Vignette mit dem Obertitel *Die andere Ausfertigung Politischer [!] Maul=Affen*.

Das Titelkupfer wird als Anhang zur Vorrede mit einem ausführlichen Zitat aus dem *Satyrischen Menippus* von Johann Valentin Andreae erläutert.<sup>74</sup> Dabei handele es sich um „Schertz=Worte / mit welchen daselbst der so=genannte Buratin, von dem Theatro seine Spectatores anredet / und die klugen Leute von denen Maul=Affen zu unterscheiden sich bemühet / wodurch auch das diesem Büchlein vorgesezte Kupffer=Blättchen guten Theils erklärt wird [...]“.<sup>75</sup> Dem Zitat zufolge, das lateinisch und deutsch gegeben wird, wollen sich kluge nicht von närrischen Leuten trennen, sind andererseits schwer zu unterscheiden. So hält sich *Buratin* respektive der satirische Autor *Florianum de Francomonte* für entschuldigt, „wenn ich mich / vergreiffe / und einen klugen Herrn vor einen Maul=Affen ertappe“.<sup>76</sup> Die Leser dürfen davon ausgehen, dass in der Erzählung auch angesehene Leute als törichte Menschen entlarvt werden.

<sup>72</sup> Dieses Detail der Rahmenhandlung ist aus Weises *Ertz-Narren* übernommen worden, wo es allerdings den Protagonisten *Florindo* und seine geliebte *Sylvie* betrifft: Nach ihrer Rückkehr war niemand „vergñüger, als Florindo, daß er nunmehr in den Armen seiner angenehmsten Sylvie sich entschuldigen könnte, warumb er so lang aussen blieben. Wer dergleichen Süßigkeit empfunden hat, wird desto eher des Florindo Glückseligkeit errathen, die andern mögen zusehen, daß sie nicht zu Narren werden, ehe sie darzukommen [...]“; Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 296,9f. [Weise: *Ertz-Narren* [1673] 1878, S. 406].

<sup>73</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 8,10ff. [Weise: *Näscher*. 1678, A 8r]. Dazu B. II. a).

<sup>74</sup> Johann Valentin Andreae: *Menippus*. [EA 1617] 1676.

<sup>75</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 15.

<sup>76</sup> [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 15.

Zum Handlungsverlauf:

Der Roman beginnt *medias res* mit dem Aufbruch *Fidelindos*: Weder der Aufbruch noch die Figur werden weiter charakterisiert; doch schon im II. Kapitel wird deutlich, dass *Fidelindo* eine Identifikationsfigur für ehrgeizige und musikalisch begabte Studenten sein soll.

*Fidelindo* ist arm, trägt aber ein prächtiges Kleid – und will verbergen, dass er wenig Geld hat. Er gelangt in die Stadt Bruckorna, indem er sich und seine musikalischen Fertigkeiten einem dortigen Leutnant empfehlen lässt. Es folgen Episoden mit dem Leutnant und dortigen Soldaten (Kap. I–XVI). *Fidelindo* reist weiter und trifft unterwegs einen Bauersknecht, der Soldat werden will (Kap. XVIII). Dann begegnet er einem ehemaligen Studienkameraden, der mit einigen Leuten in die nächste Kleinstadt reist, um deren lächerlichen Bürgermeister zu sehen: Es folgen Geschichten von Bürgermeister *Matthes*, der zugleich Fleischhacker ist (Kap. XIX–XXXI). Die angesprochenen Themen reichen dabei vom Würsthemachen aus Erbrochenem bis zu Parodien des zeitgenössischen Nachrichtenwesens und der städtischen Chronik. Während seiner Weiterreise trifft er auf zwei fahrende Schüler, die eine lateinische Disputatio über das Geschlecht des Wirtshaus Hundes führen (Kap. XXXII–XXXIII).

In der berühmten Stadt Tilietta schließt sich *Fidelindo* seinem ehemaligen Stubengenossen *Critino* an: Dieser will, sobald er seinen nächsten Wechsel erhalten hat,

„den Rest des angenehmen Sommers und erfolgenden Herbstes drauff [...] spendiren / und mit Fidelindo Politische Maulaffen / oder auff grob=Teutsch / eingebildete Narren zu fangen; angesehen er vor ein grosses Stück der heutigen Politic hielte / an ander Leute Schaden klug zu werden / oder aus frembder Narren Thorheit seine Klugheit zu Studiren“ (S. 71).

Den beiden jungen Männern schließen sich zwei weitere Studenten namens *Libandor* und *Milenio* an. Bei Tisch amüsieren sie sich mit einem anzüglichen Spottgedicht über die Physis und das Verhalten einer Frau (Kap. XXXV). Sie werden dann auf englische Komödianten aufmerksam, die zur „schöne[n] lustige[n] Tragoedie von dem Ehr=vergeßnen Schelm“ einladen. Während der Theateraufführung, die die vier Studenten mit vielen anderen Leuten besuchen, fallen mehrere Schauspieler, insbesondere der „Pickelhering“, wiederholt aus ihren Rollen (Kap. XXXVI–XXXVIII). Es folgen einige spöttische Geschichten über Schneider, die auch doppeldeutige Bemerkungen zum Autor des *Politischen Bratenwenders* enthalten (Kap. XXXIX–XL).<sup>77</sup>

Als der erwartete Wechsel eingetroffen ist, reisen die vier Studenten mit dem Postwagen nach Curstattenburgk, um weitere „Hauptfantasten“ zu beobachten (S. 86). Während der Reise erzählt *Critino* von seiner Kindheit (Kap. XLI–XLII). Im Wirtshaus schlägt sich *Milenio* mit einem ungerechtfertigt eifersüchtigen Knecht, der ein Gespräch mit der Magd über Wäsche für den Beginn einer unzüchtigen Beziehung hält; daran knüpft ein „Discours von der unzeitigen Eyfersucht“ an (Kap. XLIII–XLVIII). Vor dem Schlafengehen spötteln die vier Herren noch ein wenig über das Gesinde, insbesondere über faule Mägde (Kap. XLIX). In der Wirtsstube sitzt am nächsten Morgen ein Mann, der lauter Lügen erzählt: So kenne er Gegenden, in denen es so kalt sei, dass einem die Worte vorm Munde einfrören; erst im Frühling seien sie zu hören (Kap. L–LII).<sup>78</sup> Später wohnen die vier Studenten der Hinrichtung eines Diebes bei, an der neben den beiden gewöhnlichen Geistlichen ein sogenannter „Galgen-Prediger“ mit ungebetenem und

<sup>77</sup> Neben anderen, weiter oben genannten Momenten spricht auch diese Passage, in der Beer nicht namentlich genannt, aber als *Tellerlecker* und *eines Schneiders Gemächte* verunglimpft wird, gegen eine Verfasserschaft desselben. Vgl. [Beer:] *Andere Ausfertigung*. [1683] 1997, S. 83. Dazu auch Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 169ff.

<sup>78</sup> Hier handelt es sich um einen deutlichen Verstoß gegen Weises Bestimmung im *Bericht*, nach der keine Lügengeschichten in *lustige Bücher* gehören. Als Negativbeispiel führt Weise eine nahezu gleichlautende Erzählung an, vgl. Weise: *Bericht*. 1680, S. 15.

unangebrachtem Trost auffällt (Kap. LII).<sup>79</sup> Wegen allgemeiner Unpässlichkeit sucht *Critino* am Nachmittag einen Arzt auf, der von Helmont schwärmt und gegen Galen polemisiert (Kap. LIII).<sup>80</sup> Während *Critino* das Haus hütet, belauscht er hinter einem Fenster verborgen zahlreiche Gespräche, die an der naheliegenden Wegkreuzung von verschiedenen Mägden geführt werden.<sup>81</sup> Durch Andeutungen hindurch sprechen die Mägde von der Schwängerung anderer Mägde: Klatsch wird hier als „Sozialform der diskreten Indiskretion“ vorgeführt; die Dialoge werden zitiert (Kap. LIV–LVII).<sup>82</sup>

Als die übrigen Freunde nach Hause kommen, bringen sie ein neues Buch mit, getitelt *Der Epistolische Maul=Affe / oder der possierliche Briefschreiber*, aus dem sie gleich einige Briefe lesen und diskutieren: Darin finden sich sowohl einfältige Briefe, die ihr Anliegen doch erreicht haben, als auch „Mauläffische [...] Schreiben“, die vergeblich blieben (Kap. LVIII–LXIV). Der letzte Brief stammt von einem jungen Studenten, der von der Theologie zum Jurastudium wechseln will, und regt ein Gespräch über Stümperer unter Predigern und Praeceptoren an (Kap. LXV).

Am anderen Tag sitzen sie bei Tisch neben anderen mit einem Advokaten zusammen, der geheiratet hat, um befördert zu werden und nun eine unglückliche Ehe mit einer unzüchtigen Frau führt (Kap. LXVI–LXVII). Ein anwesender Kaufmann erzählt die Geschichte eines deutschen Studenten in Paris, der sich mit einem französischen Kaufmann angefreundet hatte, und ihm seine Liebesabenteuer erzählt, ohne zu wissen, dass es sich bei seiner raffinierten Geliebten um die Frau seines Freundes handelt. Nachdem der Kaufmann mehrere Male vergeblich versucht hat, die beiden zu ertappen, offenbart er sich dem Studenten und bittet ihn, die Stadt zu verlassen, um selbst nicht zum Spott der Stadt zu werden (Kap. LXIX–LXXVIII).

Mit dieser ausführlichen Erzählung einer Randfigur endet der Roman, ohne dass einer der vier Protagonisten *Critino*, *Fidelindo*, *Libandor* und *Milenio* nochmals erwähnt worden wäre. Das (vermutlich nichtintendierte) Phänomen, dass für die Handlung eigentlich marginale Figuren, deren Viten und Geschichten ausführlich zitiert werden, die eigentlichen Protagonisten oder auch Erzähler an den Rand des Geschehens und gewissermaßen aus der Erzählung hinausdrängen, findet sich immer wieder in den Politischen Romanen. Daraus resultiert eine faszinierende Multiperspektivität der Darstellung, die indes nicht leicht zu deuten ist.<sup>83</sup>

Es folgt ein kurzer Abschnitt *An den Leser*, in dem der Abbruch der Handlung mit fehlendem Papier und fehlenden Abstimmungsmöglichkeiten mit der Druckerei begründet wird. Ein Politisches Programm der Reise (vgl. S. 71) wird nicht wieder erwähnt. Für die nächste Messe wird die Fortsetzung des vorliegenden Werkes unter mehreren möglichen Titeln angekündigt: als *Kunst aus Narren kluge Leute zu machen* oder als *Buch der Verschönerung* (S. 139).

<sup>79</sup> Die Beobachtung, dass Leute aus Scheinheiligkeit Hinrichtungen aufsuchen, um Mitleid zu heucheln, wird auch im nächsten Roman des Autors wieder verarbeitet, vgl. die Hinrichtung einer Kindsmörderin in: *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 86.

<sup>80</sup> Dieser satirische Seitenhieb auf Johann Baptist van Helmont belegt, wie rasch aktuelle wissenschaftliche Debatten in die Politischen Romane eingingen. Helmonts *Aufgang der Artzney-Kunst* ist ebenfalls 1683 von Christian Knorr von Rosenroth übersetzt und herausgegeben worden. Für die hier vorliegende Episode ist die Kenntnis der deutschen Fassung des *Ortus medicinae* freilich keine Voraussetzung. Zu Helmonts medizinischem Konzept vgl. Stolberg: *Die Vision*. 2003.

<sup>81</sup> Die Passage amplifiziert Weises Entwurf für eine solche Szene aus dem *Kurtzen Bericht*, Weise: *Bericht*. 1680, S. 23. Vgl. dazu Teil B, Kapitel II. 2 der vorliegenden Untersuchung. Das Gespräch selbst ist deutlich einer analog gebauten Komödienszene im *Politischen Bratenwender* verpflichtet. Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, Kap. XX, S. 175f.

<sup>82</sup> Fauser kommentiert die Mägdeszene in der Beer'schen Fassung, vgl. Fauser: *Klatschrelationen*. 1997, S. 393f. Die Formulierung entstammt dem Titel von Bergmann: *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. 1987.

<sup>83</sup> Es ist von Solbach für die Beer'schen Romane konstatiert worden. Vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 7 und passim.

### e) Bellarminus Coccyx: *Der lustige Politische Guckguck* (1684)

Zum Titelkupfer:

Der Kupfertitel kritisiert unter Rekurs auf vorangegangene Romantitel Verstellung, Egoismus, Untreue und Maßlosigkeit (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:667549S>, 29.03.12).

Das Bild zeigt eine baumbestandene hügelige Landschaft; vorne links steht ein großer Laubbaum, vorne rechts ein sprießender Baumstumpf. Oben ist eine flatternde Banderole mit dem Obertitel *Der Politische Guckguck* zu sehen. Auf einem Ast des Baumes sitzt ein Kuckuck, der von einem kleineren Vogel gefüttert wird. Auf gleicher Höhe rechts ist ein Vogel, der fliegend eine überdimensionale Grille erhascht. Vor dem Baum sitzt ein Affe in vornehmer Kleidung, der sich dem Betrachter zuwendet und einen Spiegel vor sich hält, der sein Gesicht zeigt.

Die *Bedeutung des Kupfer-Titels* bilden verschiedene menschliche Laster, die von den abgebildeten Tieren verkörpert werden: Am sprichwörtlich gewordenen Verhalten des Kuckucks, der seine Ziehmutter frisst<sup>84</sup> und sich gierigen Geiern anschließt, lässt sich erkennen, „Was simuliren sey / was Untreu nach sich ziehet / Wann die Undankbarkeit bey stoltzer Klugheit steht“. Ein Affe kann kein Maß halten, er liebt die „übergrosse Ehre“. Der eine Grille erhaschende Vogel soll einen *Geyer* darstellen; in ihm sollen sich Leute erkennen, die vorschnell mit „Haß und Neid“ reagieren. Gemeint sind hier vor allem die Leser des 1682 erschienenen *Grillenjägers*, der vermutlich vom selben Autor stammt; sie sollen sich selbst prüfen: In diesem Spiegel werde jeder von ihnen erkennen, ob er ein Kuckuck oder ein Affe ist. In jedem Fall gehörten sie zu denen, die „[g]edanckenreich“ eine größere Meinung von sich haben, als angemessen ist.<sup>85</sup> Damit wird das Buch als exemplarischer Spiegel, insbesondere für die Kritiker des *Grillenjägers* verstanden, das ihnen menschliche Schwächen vorführt, damit sie sich darin wiedererkennen und sich bessern.<sup>86</sup> Damit wird zwar eine traditionsreiche Metapher für exemplarische Geltungsansprüche aufgegriffen, allerdings ist ihr Geltungsbereich so spezifisch, dass daraus keine allgemeinen moralischen Regeln abgeleitet werden können. Es handelt sich beim *Guckguck* gewissermaßen um Spartenliteratur.

Das Titelkupfer weist außerdem ausgeprägte Bezüge zu anderen Politischen Romanen auf: Während der titelgebende Kuckuck im Laub des Baumes verborgen ist, fallen der herausgeputzte Affe und sein Spiegel gleich ins Auge. Das Tier spielt auf eine ganze Reihe vorangegangener Romane an, für die es bereits titelgebendes Stichwort und/oder Titelbildmotiv war: *Der politische Maul-Affe*, *Der politische Bratenwender*, *Der castrirte Maul-Affe*, *Die politische Narren-Kappe* und *Die andere Ausfertigung Politischer Maul=Affen*. Schließlich verweist der Gebrauch des Spiegels auf Weises *Kurtzen Bericht*, die Grille auf den *Grillenjäger*, während die aus der Undankbarkeit des Kuckucks zu ziehende Lehre „Drum wer liebkosen wil / der fasse diese Lehre: Zu viel ist ungesund“ eine Variation eines allgemeinen, in der prudentistischen Literatur häufig wiederkehrenden Appells zur Mäßigung ist.<sup>87</sup>

<sup>84</sup> Die Belege gehen auf Plinius' *Naturalis historia* zurück, vgl. dazu den Art. *Kuckuck*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 8. 1996, Sp. 543–548, hier Sp. 545. Vgl. auch das Emblem ΠΙΣΤΟΝ ΑΗΙΣΤΟΙΣ ΟΥΔΕΝ (*Die Treulosen kennen keine Treue*) bei Nicolas Reusner: *Emblemata*. 1581, II, Nr. 7. Nach Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1996, Sp. 870.

<sup>85</sup> *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 1. Hier liegt ein früher Beleg für eine neuhochdeutsche Verwendung von „gedankenreich“ vor. Demgegenüber gibt das Grimm'sche Wörterbuch an, der Begriff „gedankenreich“ sei „erst im 18. Jahrhundert neu gebildet“ worden. An dieser Stelle ist wohl weniger „tiefsinnig“ als „eingebildet“ oder „verstiegen“ gemeint. Vgl. Grimm: *Wörterbuch*. Band 4. 1878, Sp. 1978.

<sup>86</sup> Grabes: *Speculum*. 1973, S. 84 und S. 98.

<sup>87</sup> Vgl. die Subscriptio zum Titelkupfer des *Bratenwenders: Zu wenig und Zu viel ist des Teuffels Spiel*, Beer: *Bratenwender*. 1682.

Zum Handlungsverlauf:

Der Roman hat eine ähnliche Rahmenhandlung wie der *Politische Grillenfänger*, aber hier sind die zentralen Figuren bürgerlichen Standes; bildungsbürgerliche Interessen scheinen auch in die Erzählperspektive integriert zu sein.<sup>88</sup> Ein eher schematischer Aufbau, innerhalb dessen das während einer Reise erlebte Geschehen nachträglich von den daran eher unbeteiligten Protagonisten kommentiert und der intradiegetische Kommentar wiederum vom extradiegetischen Erzähler beurteilt wird, weicht später einer flexibleren Handlungsführung: Einerseits agieren die drei Protagonisten hier eigenständiger (es gelingt ihnen beispielsweise aufgrund ihres klugen Verhaltens, einen gefährlichen Raubüberfall unbeschadet zu überstehen),<sup>89</sup> andererseits überwuchern die Binnenerzählungen (seien es Trauerreden oder Lebensläufe)<sup>90</sup> ihre jeweiligen Anlässe und die sie begleitenden Kommentare.

Der extradiegetische Erzähler spricht oft in der ersten Person Singular oder auch Plural; er bietet die Geschichte von entrückter Warte aus dar. Der Roman zeichnet sich durch eine differenzierte Haltung gegenüber der französischen Kultur und ihrer Bedeutung für die deutsche Bevölkerung, durch moderate nationale Selbstkritik, sowie durch eine nuancierte Beurteilung der zeitgenössischen Reismode aus. Kritik gilt der katholischen und der calvinistischen Konfession.

Der reiche Kaufmann *Alphonso* aus „einer bekandten deutschen Reichs=Stadt“ veranstaltet zu Ehren seines Sohnes *Conrad* ein Bankett. Dieser soll demnächst auf einer längeren Reise

---

<sup>88</sup> Ich benutze den Begriff des Bildungsbürgertums hier pragmatisch; inhaltlich orientiere ich mich dabei an den entsprechenden Erläuterungen von Hardtwig, der die Frage nach der Herausbildung einer soziokulturellen Gruppierung, deren Bildung das wesentlichste Merkmal ihrer sozialen Distinktion bildet, mit der Frage nach sich wandelnden Kommunikationsformen von Studenten verbindet, vgl. Hardtwig: *Sozialstruktur*. 1986, S. 305f.

<sup>89</sup> Raubüberfälle marodierender Soldaten oder Räuber werden in mehreren Politischen Romanen als Probe gebraucht, um die politische Klugheit oder Lebenserfahrung der Protagonisten vor Augen zu führen: In den Romanen *Der Politische und Lustige Passagier* (S. 140) und *Die drei lasterhaftigsten Leute* (S. 9) wird das Motiv eingesetzt, um die mangelnden Kompetenzen der/s Protagonisten zu demonstrieren. Dagegen erweist sich im Roman *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder* in solchen Augenblicken der Gefahr die besondere Geschicklichkeit der studentischen Figuren; die Szene ist dort gerade angesichts des sonst eher stationären Geschehens bemerkenswert (S. 226). Zu den jeweiligen Szenen vgl. auch die entsprechenden Abschnitte dieses Kapitels.

Im vorliegenden Roman *Der lustige Politische Guckguck* lässt sich die besondere Funktion dieses Reiseüberfalls damit belegen, dass diese Episode relativ aufwendig gestaltet ist, insofern ein kontrastives Geschehen analog geführt wird: Die Leidensgeschichte der Hofdamen, deren Männer sich völlig unklug verhalten haben und beim Überfall erschossen wurden, wirkt als negative Folie.

<sup>90</sup> Beispielsweise umfasst eine bei Tisch vorgetragene Trauerrede (S. 302ff.) achtzehn Seiten, ihr Kommentar hingegen kaum eine Seite; der an einem Abend erzählte Lebenslauf des Mannes (S. 329ff.), der sich durch seine unglückliche Jugendliebe um sein Glück gebracht hat, nimmt über dreißig Seiten ein, *Platanos* Kommentar lediglich fünf Seiten.

„fremde Länder besuchen / und darinnen die Staats=Vortheile einer Republicq begreifen“ (S. 2), also ein Verständnis für herrschaftliche bzw. staatliche Interessen entwickeln. *Conrad* wird von seinen beiden Freunden *Platano* und *Edward* begleitet, beide „vornehmer Leute Kind“ (S. 3).<sup>91</sup> Während des Bankettes ist der Ruf eine Kuckucks zu hören, woraufhin dieser Vogel und seine sprichwörtlichen Eigenschaften zum allgemeinen Gesprächsthema werden. *Edward* geht auf die gesellschaftspolitische Bedeutung des Kuckucks ein:

„[W]enn ich diesen Vogel Politice appliciren will / so weiß ich nicht wie die Undanckbarkeit / Einbildung / großes Prellen und Pralen / verschlagene Arglistigkeit und furchtsame Simulation der heutigen Welt mit was bessers / als mit einem Guckguck könne verglichen werden“ (S. 3f.).

Die drei Freunde beschließen, unterwegs „alle Politische Guckgucke auff's genaueste zu observiren“. *Platano* legt ein Buch an, um Loci Communes zu sammeln: Es enthält vier Rubriken, die von Emblemen eröffnet werden, die jeweils die für einen *Politischen Guckguck* typischen Eigenschaften und Verhaltensweisen thematisieren. Genannt werden *ingratitude*, *iactantia*, *vana calliditas* und *timida similitio* (Undankbarkeit, Prahlerei, leere Verschlagenheit, furchtsame Simulation). Nach einigen Tagen reisen die drei Freunde, begleitet von einem Maler und zwei Dienern, ab. [Kap. I–II, S. 2–8]

In der ersten Herberge, in die sie einkehren, wird gerade eine Hochzeit gefeiert. Während des feuchtfröhlichen Festes ohrfeigt ein Sohn versehentlich seinen Vater, und ein Pärchen küsst sich heimlich in einer Kutsche.<sup>92</sup> Während der erste Vorfall als *ingratitude* rubriziert werden kann, muss für das Liebespärchen bereits eine neue Rubrik gefunden werden: *innocens stoliditas* (harmlose Albernheit). Am nächsten Tag begegnen sie einer „Abentheuerliche[n] Person“ zu Pferde, die merkwürdig gekleidet ist (S. 15). Der Mann stellt sich als „Nieder-Sachse“ vor und erzählt unaufgefordert sein Leben, vor allem seinen Bildungsgang: Trotz lauter abgebrochener Studien lobt der Mann seine eigenen Fähigkeiten außerordentlich. Laut einer Vocation, die zitiert wird, ist er nun von einem vornehmen Fürsten „zum Legation-Rathe der überflüssigen Gedanken“ gemacht worden (S. 23). *Conrad* meint hinterher, dieser Mann sei ein rechter *Guckguck*, für den man mindestens zwei weitere Rubriken benötige. Unter dem Titel *impiae stoliditas* (frevelhafte Torheit) entwirft der Maler ein entsprechendes Emblem. Die drei Freunde erreichen eine Stadt; während ihre Pässe kontrolliert werden, zeigt ihnen ein ebenfalls wartender Bauer sein Gedicht: Er glaubt, er sei „billich dem Opitio und Flemming vorzuziehen“ (S. 30). [Kap. III–VI, S. 8–33]

Sie kehren in ein am Markt gelegenes Wirtshaus ein, dessen Zimmer mit Sinnbildern zum Thema Ehebruch versehen sind:<sup>93</sup> Der Hausknecht erzählt den neuen Gästen, dass die Wirtsfrau ihren Mann vor einiger Zeit mit dem Hauslehrer betrogen habe. Der Wirt habe daraufhin die Sinnbilder malen lassen, um seiner Frau und seinen Gästen zu zeigen, dass Undank und Ehebruch die größten Laster seien (S. 40). Bei Tisch flirtet die Wirtin mit „unverschämte[r] Kühnheit“ mit ihren Gästen (S. 41). Bei einem abendlichen Spaziergang werden die drei

<sup>91</sup> Die Formulierung gibt wohl absichtlich nur allgemeine Hinweise auf die soziale Herkunft, sie ist vor allem nicht standesspezifisch: „Vornehm“ ist hier in der „Bedeutung von höherem rang und stand, edler herkunft, hoher gesellschaftlicher stellung [gebraucht], die auch durch reichthum erworben werden kann, wenn sie mit feiner lebenshaltung verbunden ist“. Vgl. Grimm: *Wörterbuch*. Band 26, Sp. 1344, 61 [Der digitale Grimm®]. Dort ist die Wendung auch als zeitgenössische Übertragung aus dem Italienischen *figliuolo di buona casa* belegt.

<sup>92</sup> Mit einem Hochzeitsfest, auf dem in einem Versteck ein Paar bei verbotenen Zärtlichkeiten entdeckt wird, leitet auch *Celidonius* die Rundreise seiner Protagonisten ein, vgl. *Celidonius: Leute*. S. 49–92. Dort ist die Darstellung des Geschehens indes von einem größeren Interesse an fäkalischen und erotischen Doppeldeutigkeiten geprägt.

<sup>93</sup> Vgl. das Wirtshaus bei *Clausen: Narren-Seil*, in dessen Zimmern der homodiegetische Erzähler den titelgebenden Kupferstich von der Jungfer mit dem Narrenseil entdeckt. Das entdeckte Sinnbild wird nicht nur auf die Handlung appliziert, sondern in sie integriert. Seine Entstehung wird – wie die der Sinnbilder hier – durch ein den aktuellen Ereignissen vorangegangenes Geschehen motiviert (vgl. *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 10r]).

Freunde Zeugen eines musikalischen Ständchens, die dabei vorgetragene Liebesarie wird zitiert. Das Stelldichein endet in einer Prügelei. Die Freunde kehren ins Wirtshaus zurück, wo ein heftiger Streit zwischen dem eifersüchtigen Wirt und seiner herrischen Frau stattgefunden hat. Doch schon wenig später läuft der Wirt „wie ein brünstiger Bock der geilen Ziege nach“, ohne seine Frau ins Bett holen zu können. Schließlich will er „mit Gewalt den aufgeweckten Begierden Ruhe schaffen“, doch seine Frau entwindet sich seinen Armen (S. 50f.). Bei ihrer Abreise hinterlassen die drei Freunde in ihrem Zimmer ein neues Sinnbild: Es zeigt den Wirt als nackten Vulkan mit Hörnern, nach denen ein Kuckuck hackt. Noch in der Landkutsche sprechen *Platano* und *Edward* über diesen „nährischen Hanrey“ (S. 55). Mittags steigen sie in einer Gaststube ab, in der einige überheblich wirkende Gäste speisen, so „daß unsere Reisenden nicht anders meyneten / es wären Leute / Keyserl. und Königl. Gevollmächtigte / so mit den Frantzosen wegen der Grentzcheidung tractiren solten“ (S. 56). Tatsächlich handelt es sich nur um den Bürgermeister einer kleinen Stadt, außerdem seinen Stadtschreiber, der offenbar auch juristische Aufgaben erfüllt, und einen fürstlichen Kammerdiener. Ihre „politischen Guckgucks-Gespräche“ (S. 56) demonstrieren ihre „nothdürfftige Erudition“ (S. 60) – und werden zitiert. Über die Frage, ob Ludwig XI. „in einen Jahre das gantze Jus begriffen“, geraten die drei halbgebildeten Herren in einen handfesten Streit (S. 58). *Conrad* listet später ihre Wissenslücken und Argumentationsfehler auf (S. 63). Der Wirt zeigt ihnen einige zurückgelassene Akten aus den Jahren 1678–1681, die den Schriftverkehr des Stadtgerichtes dokumentieren (S. 64–73). Darin werden Nebensächlichkeiten akribisch notiert, so dass *Edward* sich wundert, warum diese Richter nicht „zum Schöppeinstüle nacher Butstädt befördert“ worden seien (S. 73). Der Hinweis auf das thüringische Städtchen Buttstädt und seinen berühmten Viehmarkt<sup>94</sup> sowie weitere für die Handlung überflüssige Details dieser Szene lassen Anspielungen auf lokale Amtsträger vermuten. Damit knüpft der Roman an vorwiegend mündlich überlieferte Ortsneckereien an, in denen die Bewohner benachbarter Orte verspottet wurden. [Kap. VII–XI, S. 34–73]

Anspielungen enthält wohl auch die nächste Episode: Hier begegnen die weiterreisenden Freunde einem Küster, der dem Festungskommandanten einer nahegelegenen Festung einen Korb voller Krebse überbringen soll. Die drei Freunde lassen ihn in ihre Kutsche steigen und sich von ihm einige Schwänke über seinen Herrn, den Prior des benachbarten Klosters, erzählen. Dass dieser Prior die Krebse in einem Bach gefangen habe, der nicht dem Kloster, sondern einem Landadeligen gehöre, und ihm dabei seine am Ufer liegende Kleidung gestohlen wurde, gilt als „[a]llegorische Geschichte“ (S. 74). Eine weitere Geschichte zeigt ihn als egoistischen und unbarmherzigen Seelsorger; der Prior wird in die Rubrik der Undankbaren eingetragen (S. 83). Als sie die Stadt erreichen, steigt der Küster aus; die Reisenden kehren in den „Gasthofe zum rothen Dollfuß“ ein (S. 84). An diesem Nachmittag findet in der Stadt die Hinrichtung einer Kindsmörderin statt; die Freunde beobachten die Veranstaltung. Dabei fällt ihnen ein städtischer Wachtmeister auf, von dem der Wirt sagt, dass er „allezeit auch wieder [!] der Priester willen / nur aus bloser Scheinheyligkeit die armen Sünder zu begleiten“ pflegt (S. 86). Der Maler wird auf den Markt geschickt, um das Gespräch zwischen den beiden Priestern, dem Wachtmeister namens *Abasverus* und der Delinquentin zu verfolgen. Das Gespräch wird zitiert (S. 87–93). Während die Schaulustigen noch über „diesen Politischen Sünden-Tröster hertzlich“ lachten, wird die Hinrichtung vollzogen (S. 94). Nun gehen die Freunde zu Tisch, wo bereits drei Soldaten sitzen. Sie geraten mit ihnen, die alle einst andere Lebenspläne hatten, ins Gespräch: Einer gibt sich als gelehrter Geograph aus, erzählt von seinen Reisen und zeigt ihnen stolz die von ihm verfasste, kompendiöse Reisebeschreibung. Darin finden sich Kuriositäten wie die zwölfmonatige Schwangerschaft einer französischen Witwe oder der penetrante Fußgeruch des Papstes, der über die Alpen reicht. Mangels anderer Möglichkeiten ist der erfolglose Geograph nun zum Soldat und zum Auditeur<sup>95</sup> geworden (S. 100–114). Als zweiter erzählt ein

<sup>94</sup> Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 4. Band. 1733, Sp. 2043. Der Ort erhielt auch den Necknamen *Pferdebüttstädt*, vgl. den Hinweis auf die Gruppe von nach ihren Viehmärkten benannten Städten nördlich von Weimar, zu der auch Buttstedt gehört, Rosenkranz: *Ortsnecknamen*. 1968, S. 60.

<sup>95</sup> Die Tätigkeit des intradiegetischen Erzählers wird im Roman nicht weiter entfaltet. Ein Auditeur hat neugeworbene Leute zu vereidigen und bei Verfahren, seien sie zivilrechtlicher oder militärischer Art, die

ehemaliger Kaufmann aus seinem wechselvollen, von großem Reichtum und finanziellen Verlusten geprägten Leben. Auch er, der früher einen „grossen Staat“ mit Pferden und Kutschen, Pelzen und Perlen führte, hat nun „Keyserliche Kriegs-Dienste“ angetreten, um sich als Wachmeister sein „kümmerlich Leben“ zu erhalten (S. 115–120). Anschließend ergreift der dritte Mann das Wort, um – wie er es formuliert – „in einer Summa den gantzen Faden meines geführten Lebens auff die kurtze Spindel der Wohlredeneit zu winden“ (S. 121). Während diverser akademischer Studien hat er das Erbe seiner Eltern für „Bachus & Venus“ ausgegeben – und muss sich nun als Soldat verdingen (S. 120–126). Nach der Mahlzeit gehen die Gäste gemeinsam spazieren und besuchen auch eine Kirche, in der ihnen eine große Marienstatue aufgrund ihrer Pracht auffällt. Der Aufenthalt dauert nur kurz, weil die drei Soldaten die kirchliche Atmosphäre als bedrückend empfinden. Sie erfahren jedoch vom Küster, dass ein Ratsherr zu Arimathia<sup>96</sup> die Marienstatue gestiftet habe, und zwar eher, um seinen eigenen Ruhm als den Gottes zu befördern. *Edward* hält eine solche Stiftung für scheinheilig:

„Das ist eine scheinheilige Politic, [...] daß der kluge Guckguck sich vor der Welt so stellen kan / als wenn er aus blosser Andacht GOtt zu Ehren diese gegossene Marien-Bild hätte verfertigen lassen / und dannenhero verlanget er von iedermann vor die Heiligkeit selber ausgerufen zu werden“ (S. 127).

Als die drei Freunde und ihr Maler am Abend unter sich sind, kommt *Platano* nochmals auf die Lebensläufe der drei Soldaten zu sprechen und unterscheidet dabei „erbarmens-“ und „strafwürdiges“ Verhalten. Wie üblich werden die intradiegetischen Kommentare abschließend vom extradiegetischen Erzähler – wohlwollend – kommentiert: Schließlich wird nach „solchem reifen Betrachten des eiteln Prahls und [der] Thorsüchtigen Super-Klugheit“ das Licht gelöscht (S. 131–134).

Am nächsten Morgen will *Edward* sein Gebet verrichten und stößt auf ein calvinistisches „Pest-Gebethsbüchlein“, in dem sich keine trostspendenden Gebete, sondern lauter „Albertäten“ finden, die auszugsweise zitiert werden (S. 135–137). In der Tischschublade finden sich weitere Briefe,<sup>97</sup> darunter der Liebesbrief eines Mädchens und ein höhnischer Glückwunsch für einen Rentmeister; sie werden ebenfalls zitiert (S. 138–140). Vom Wirt erfahren die Reisenden dann, dass ihre Stube üblicherweise vom lokalen „Geleits-Schreiber“ benutzt wird.<sup>98</sup> Er gilt als „stolzer Hasen-Kopff“ (S. 146), der gern Rentmeister geworden wäre; auch laufe ihm eine verliebte Bürgerstochter nach. Als der Schreiber eintrifft, beschließen die drei Freunde, sich „noch eine bessere Lust“ mit ihm zu machen (S. 150): Sie fälschen Briefe und lassen den Maler als verliebte Bürgertochter auftreten, die ihren Spott mit dem eitlen Schreiber treibt; zum Schluss schütten sie dem Schreiber „Kammer Lauge“ über den Kopf (S. 152). Der wütende Mann wirft daraufhin die Fenster des Hauses ein und wird von der städtischen Wache für einige Tage in Arrest genommen. Einige Tage später wird in ihrer Herberge eine Hochzeit zwischen einem „geringe[n] Mensch / ohne einige qualitäten und Ansehen“ und einer „Dame von sonderer Condition und grossen Reichthum“ gefeiert (S. 162). *Conrad* lässt sich die Geschichte dieses ungleichen Paares vom Wirtsohn erzählen: Die adlige Dame hat die Heirat mit dem sich als Alchimisten ausgebenden, mittellosen Mann durchgesetzt, den sie auch in den Adelsstand erheben und zu einem „Hoffrath von Hauß“ aus machen ließ. Während der Hochzeit führt sich der Bräutigam lächer-

---

Zeugen zu verhören und ihre Aussagen zu protokollieren. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 2. Band. 1732, Sp. 2123ff.

<sup>96</sup> Arimathia ist der Name des Geburtsortes von Josef aus Arimathia, der Christus vom Kreuz genommen und ihn in ein Grab gelegt haben soll. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 2. Band. 1732, Sp. 1415. Unklar bleibt, ob hier auf eine bestimmte Stadt in der thüringisch-sächsischen Region angespielt wird – und wenn ja, welche.

<sup>97</sup> Die Situation, in der die Briefe gefunden werden, ist – auch wenn die Rollen anders verteilt sind – ähnlich angelegt wie in den *Drey ärgsten Ertz-Narren*, wo *Florindo* im Gastzimmer einige Liebesbriefe findet. Später stellt sich dann heraus, dass das Zimmer vorher von einem Tanzmeister benutzt worden war, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 115f. [Weise: *Ertz-Narren*, [1673] 1878, Cap. 9, S. 95f.]

<sup>98</sup> Es handelt sich um einen Schreiber von sogenannten Geleitbriefen. Vgl. das Stichwort *Geleit*. In: Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 10. 1735, Sp. 731.

lich auf; auch die sogenannte „Brautsuppe“, also das zur Suppe vorgetragene Gedicht des Bräutigams auf die Braut ist lächerlich; schließlich wird das Paar durch das mit allegorischen Wachsfiguren bestückte „Schaussen“ verspottet (S. 182). [Kap. XII–XXII, S. 74–182]

Kurz vor ihrer Abreise geschieht ein weiterer „lächerlicher casus“ (S. 183): Einige Leute, die in einer Kutsche ein mannsgroßes geschnitztes Kruzifix mit sich führen, werden von zahlreichen – katholischen – Bürgern verfolgt, die durch ihren Priester aufgehetzt worden sind: Sie halten die Leute für „Ketzer, so mit dergleichen Heylighümern einigen Spott zu treiben suchten“ (S. 184). Tatsächlich handelt es sich bei dem Kruzifix um ein Geschenk an eine glaubensverwandte Gemeinde. Hier hat nun „der leichtgläubige Pöbel“ einen „Politischen Guckguck“ abgegeben. Die drei Freunde wundern sich sehr darüber, dass ein „ein einziger einfältiger Meß-Pfaffe bey denen Catholiquen so eine grausame Auffruhr erwecken“ könne (S. 186). Die Compagnie reist zu Pferde weiter und begegnet auf dem Lande einer größeren bewaffneten Volksmenge, bestehend aus Bauern und Zigeunern; letzteren wird Betrug und Diebstahl vorgeworfen. Den drei Freunden gelingt es, die blutige Schlägerei zu schlichten. Unter wählender Diskussion über das allgemeine Verhalten und den rechtlichen Status der Zigeuner reiten sie weiter (S. 190–193).<sup>99</sup> Die Nacht bricht an, ohne dass die Reisenden eine Herberge gefunden hätten; in der Nähe hören sie wiederholt Schüsse. Nach längerer Suche werden sie schließlich in einem kleinen Schloss aufgenommen, wo sie zufällig zu Zeugen eines heftigen Streits zwischen dem verschüchterten Verwalter und seiner herrischen Hausfrau werden. Später erfährt *Conrad*, der Verwalter sei vor seiner Heirat ein Schreiber gewesen und durch seine jetzige Frau, einem ehemaligen „Hoff-Mädgen“, zu dieser Stelle gekommen. Am nächsten Morgen bezahlen die Freunde dem Verwalter ihre Unterkunft großzügig und lassen sich von ihm – der sich aus Furcht, seine Frau zu wecken, noch nicht angekleidet hat – wieder auf den rechten Weg führen.<sup>100</sup> Nach einer Weile gelangen sie in ein zerklüftetes Tal und werden von gut zehn Räubern überfallen.<sup>101</sup> Nach einigem Überlegen rät *Edward*, sie müssten hier selbst „die rechte Eigenschaft eines Politischen Guckgucks annehmen, dieweil unser Leben vorietzo drauf beruhet“ (S. 213f.).<sup>102</sup> In dieser Situation greift er aktiv in die Handlung ein und demonstriert vorbildliches politisches Verhalten: *Edward* rät seinen Freunden, keine Furcht zu zeigen und die Räuber durch ein ständig wechseln-

<sup>99</sup> Während *Conrad* sich wundert, „daß man in Deutschland dergleichen gottloses Gesindlein duldet“, weist *Platano* auf ihren besonderen rechtlichen Status hin: „Doch weil es personae vagabundae, und als bald hier bald da ihr domicilium unter freyen Himmel aufschlügen / liesse das Jus Gentium nicht wohl zu / ohne sonderbares Staats-Interesse / reisenden Personen das Land zu verbiethen / zumahl iemahls auch einiger Nutzen durch sie geschaffet worden.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 193. Derartige juristische Kenntnisse setzen wohl eine akademische Ausbildung des Autors voraus.

<sup>100</sup> Hier liegt eine Variation der ungleichen Ehe vor, deren Ehestreitigkeiten die Reisenden auf der Suche nach den *Drey ärgsten Ertz-Narren* gleich anfangs begegnen. Weise lässt die Reisenden zu Zeugen eines demütigenden Streites eines Wirtsehepaars werden. Bereits bei Weise hat der Mann seine jetzige Stellung offenbar nur durch seine Heirat erlangt. Die Reisenden hatten den Wirt gebeten, sie zum nächsten warmen Bad zu geleiten, doch die Wirtin versteckt ihrem Mann die Schuhe, woraufhin sich dieser die Waden schwarz malt, um diesen Umstand zu verdecken. In den *Ertz-Narren* äußert der Wirt Vorwände, um die Reisenden nicht begleiten zu müssen – und weitere Auseinandersetzungen mit seiner Frau zu vermeiden, vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 71,24ff. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 21].

<sup>101</sup> Diese Episode übernimmt einzelne Charakteristika, Handlungselemente und den groben Handlungsverlauf aus Weises Roman *Die drey klügsten Leute*, Weise: *Leute*. 1675, S. 64ff. Dort werden *Florindo* und *Lysias* nebst ihren Begleitern und anderen Reisenden Opfer eines nächtlichen Überfalls auf die Postkutsche. Während sich die anderen Opfer über ihre Verluste grämen, gehen die vier Protagonisten offensiv vor und versprechen den Räubern eine Belohnung, sofern sie „höflich mit ihnen umgehen“. Auf diese Weise erreichen sie eine bevorzugte Behandlung, ähnlich den Protagonisten des *Guckgucks*, vgl. Weise: *Leute*. 1675, S. 66.

<sup>102</sup> Auch in den *Drey klügsten Leuten* wird der Überfall als Probe auf die eigene Klugheit verstanden. Vgl. *Sigmunds* Kommentar: „Was hilffts / wir sin in einem zustande / da wir etliche proben von unser klugheit ablegen sollen. Im glücke kan ein iedweder klug seyn! Itzt ist es eine kunst“, Weise: *Leute*. 1675, S. 67.

des Verhalten uneinig zu machen. Er selbst gibt sich als Prinz von Parma aus<sup>103</sup> und heuchelt Verständnis für die Situation der Räuber.<sup>104</sup> Die Räuber reagieren verlegen und verschaffen der Compagnie eine bessere Unterkunft. Am nächsten Morgen werden weitere Opfer ins Versteck geführt: Es sind zwei Frauen, von ihrem Knecht begleitet, deren Männer beim Überfall von den Räubern getötet wurden. *Edward* hat unterdessen das Lösegeld um die Hälfte heruntergehandelt: In einer Frist von vier Tagen soll *Conrad* eine Summe von 300 fl. im nahegelegenen Leipzig beschaffen.<sup>105</sup> Unterdessen finden die zurückgebliebenen Freunde ein erbeutetes Felleisen voller Briefe,<sup>106</sup> und sie lesen einander einige Schreiben vor, um sich die Zeit zu verkürzen (S. 230–241): Ein erster Brief stammt von einem Jura-Studenten, der seinem Vater in einer detaillierten Tabelle auch die geringfügigsten Kosten seines Studiums und seines Studentenlebens auflistet. Das zweite Schreiben ist der Bericht eines Rates an die fürstliche Regierung über eine Ehestreitigkeit: Ein Mann beschuldigt seine Frau des Ehebruchs und führt alle vermeintlichen Anklagepunkte auf; er wertet dabei nachbarschaftliches Handschütteln oder eine freundliche Begrüßung als Belege für getriebene Unzucht.<sup>107</sup> Als Nächstes lesen sie einen einfältigen Liebesbrief, dessen Verfasser eben aus London wieder nach Holland zurückgekehrt ist – und nun bar aller geographischen Kenntnisse meint, eine Weltreise gemacht zu haben. Beim vierten Schreiben handelt es sich um eine völlig ungerechtfertigte Aufforderung zum Duell. Die gemeinsame Brieflektüre wird durch eine Schießerei unterbrochen, die zwischen den Räubern und zwei Compagnien angreifender Soldaten ausgebrochen ist. Dabei werden dreißig Räuber erschossen, darunter ihr Hauptmann, und alle Gefangenen befreit. Während der Maler nach Leipzig geschickt wird, um *Conrad* zu benachrichtigen, fahren *Edward* und *Platano* mit den beiden befreiten Frauen, bei denen es sich um Hofdamen handelt, zum nahegelegenen fürstlichen Schloss. Eine der Hofdamen erzählt ausführlich, wie sie von den Räubern überfallen und ihre Männer erschossen worden sind; *Edward* versucht vergeblich, sie zu trösten. Ihre Geschichte ist als negative Folie für das vorbildliche Verhalten der Protagonisten angelegt; unterdessen erzählt *Platano* dem Rittmeister „ihr gehabtes Unglück und die darbey gebrauchte Politic“ (S. 260). Der Fürst, der nun endlich entschlossen gegen die Räuber vorgegangen ist,<sup>108</sup> hat inzwischen von dem „politische[n] Guckguck-Stückgen“ der Freunde erfahren und bittet sie „an die Beytaffel“ (S. 292 [i.e. 262]). *Edward* und *Platano* geben weder ihre persönliche noch ihre ständische Identität preis und werden von den Hofangehörigen als „frembde Cavallier“ angesehen. Hier treffen die Freunde den merkwürdigen Mann wieder, dem sie zu Beginn ihrer Reise (vor etwa zwölf Wochen, so

<sup>103</sup> *Edward* insinuiert damit, ohne dass dieser Zusammenhang im Roman ausdrücklich angesprochen würde, er sei ein Mitglied der ehemals mächtigen italienischen Adelsfamilie der Farnese, die das neugeschaffene Herzogtum Parma und Piacenza seit 1545 innehatte, und deren repräsentative Kunstsammlungen berühmt waren.

<sup>104</sup> *Edward* bemerkt, in diesen Zeiten werde „mancher rechtschaffener Kerl [...] gezwungen [...] / sein Glück und Unterhalt auf allerhand Art zu suchen / in dem kein Soldat richtigen Sold / kein gelehrter Beförderung / kein Handwerker gnugsame Arbeit bekömt / und dem Bauer fast gar bey wohlfeilen Jahren die Haut über die Ohren gezogen wird“, *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 215.

<sup>105</sup> In den *Drey klüsten Lente*n wird Sigmund losgeschickt, um das erforderliche Lösegeld von 12000 thl. innerhalb von 14 Tagen zu beschaffen, vgl. Weise: *Lente*. 1675, S. 139f.

<sup>106</sup> Weises Protagonisten vertreiben sich ebenfalls mit der Lektüre von erbeuteten Briefen die Zeit, allerdings ist ihr Handeln eine Spur weniger indiskret, weil die Briefe bereits lose am Boden liegen – und ihnen von den „schelmen“ [!] vorgeschlagen wird, sich mit ihrer Lektüre zu unterhalten. Im *Guckguck* finden und öffnen *Edward* und seine Freunde das Felleisen und holen die Briefe heraus. Der Gedanke, das Briefgeheimnis zu wahren, spielt nirgends eine Rolle. Vgl. Weise: *Lente*. 1675, S. 66f. Zu möglichen Vorlagen vgl. Becker: *Romane*. 1910, S. 74.

<sup>107</sup> Dies ist ein Beispiel für unbegründete und unvernünftige männliche Eifersucht: „Der Mann / versetzte *Edward*, will / sehe ich wohl / mit Gewalt ein Hanrey heissen. Wenn der Narre keinen gründlichern Nachricht von seiner Frauen Ehebruch weiß / als diesen / möchte er lieber stille schweigen / als ohne Schuld seine eigene Schande ausrufen“, *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 244f.

<sup>108</sup> Die Darstellung lässt sich als diskrete Kritik an der mangelhaften Durchsetzung herrschaftlicher Gewalt verstehen. Zur Unsicherheit auf den Bildungsreisen vgl. auch Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 67.

*Platano*) begegnet sind und der behauptet hatte, zum „Legations-Rat der überflüssigen Gedanken“ berufen worden zu sein (S. 266). Die Vocation hat sich als gefälscht erwiesen, und der Mann ist nun quasi zu einem Hofnarren geworden. Gespräche zwischen ihm und dem hiesigen Hofmeister wurden unter dem Titel „die kurtzweiligen Staats-Reden“ aufgezeichnet und werden den beiden Freunden nun vorgelesen (S. 267–272). *Edward* und *Platano* verabschieden sich am nächsten Morgen formvollendet vom gastgebenden Rittmeister, ohne indes ihr Inkognito zu lüften. Hier liegt der interessante Versuch vor, das Inkognito für verhaltenssichere, aber nicht adelige Kavaliers zu funktionalisieren!<sup>109</sup> [Kap. XXIII–XXIX, S. 182–275]

Der extradiegetische Erzähler wendet sich nun den beiden anderen Reisegefährten zu, *Conrad* und dem Maler: Dieser war losgeschickt worden, um *Conrad*, der sich ja in Leipzig um Lösegeld hatte kümmern sollen, von der geglückten Befreiung seiner Freunde zu berichten. Unterwegs versucht der Maler, der kein Geld mit sich führt, mit einer List im Gasthaus davonzukommen, ohne bezahlen zu müssen (S. 276–278): Er gibt sich als Hoffurier aus, der für eine angemessene Unterkunft seiner vornehmen Herrschaft zu sorgen hat – und diese vergeblich erwartet. Am nächsten Morgen gibt er vor, dem Hofstaat entgegenzureiten, tatsächlich reitet er dem Wirt ohne Bezahlung davon. In Leipzig schwärmt *Conrad* von der prächtigen, reichen und wohlgeordneten Stadt: Er genießt „das galante Frauenzimmer und die Annehmlichkeit der reinen Sprache“ so sehr (S. 278), dass er dort bleiben und die Freunde nachholen möchte. So gibt er dem Maler zehn Taler und schickt ihn zurück, um *Edward* und *Platano* nach Leipzig kommen zu lassen. Auf seinem Rückweg offenbart sich der Maler dem betrogenen Wirt und bezahlt ihn nachträglich; in der Herberge trifft er auch auf *Edward* und *Platano*. Auf ihrem Weg nach Leipzig begegnen sie einem merkwürdigen Mann, der ein Buch in der Hand hält und mit sich selbst zu streiten scheint. *Platano* spricht ihn an, worauf der Mann behauptet, „[s]ein ehrlicher Name [sei] in diesem politischen Buche handgreiflich geschimpft worden“ (S. 283). Er weigert sich indes, den Freunden die entsprechenden Stellen zu zeigen, weil er „nicht selbst gerne seine eigene Schande ausrufen“ wolle, kritisiert aber grundsätzlich die gegenwärtigen politischen Traktate:

„Ich weiß nicht, was man mehr mit dem Wort Politisch anfangen soll? Denn jeder Idiot heutiges Tages was Politisches in Druck giebet / nur daß er sich an seinen Neben-Christen rächen und den andern weidlich durch die Hechel ziehen kan“ (S. 284).

Er werde in diesem Buch als zänkischer Charakter dargestellt, dabei sei er zu den zahlreichen Prozessen, die er geführt habe, gezwungen worden (S. 286). Diese dienten allein der Selbstverteidigung. Nun wolle er nicht ruhen, bis er sich für diesen Schimpf gerächt, den Autor identifiziert und angeklagt habe. Der Mann wird von den Freunden als *Politischer Guckguck* qualifiziert, weil er „seine begangene Thorheit [...] vor jedermann ausrufet“ (S. 290).<sup>110</sup> Anlässlich dieser Begegnung äußert sich *Platano* ausführlich zu den zeitgenössischen Politischen Romanen. Er konzidiert, dass viele politische Traktate mehr versprechen als sie hielten; darin fänden sich „lauter Narren-Possen und anzügliche Sachen“. Oft werde „das Wort Politisch abusivé gebraucht / und zu allerhand wunderlichen Titeln sine applicatione angewendet“ (S. 289), doch sei „der gelehrte Erfinder dieser curieusen und lustigen materie“ für diesen Missbrauch nicht verantwortlich zu machen. Grundsätzlich sei so „ein Buch / wenn es gute moralia in sich hält“, wirkungsvoller als Catos kommentierte Schriften.<sup>111</sup> In Leipzig treffen sie *Conrad* im Garten des

<sup>109</sup> Vgl. die Einführung *Edwards* und *Platanos* als „vornehmer Leute Kind“ (S. 3). Hier ist die Rede von einer Einladung der *patriciorum* (S. 262); auch an späterer Stelle werden die Protagonisten als Patrizier bezeichnet (*Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 384), dazu unten.

<sup>110</sup> Es könnte sich um den streitbaren Pfarrer im *Politischen Grillenfänger* handeln, siehe oben; vgl. *B. S.: Grillenfänger*. 1682, S. 117ff.

<sup>111</sup> *Platanos* intradiegetischer Kommentar geht anfangs auf die aktuelle Gattungsentwicklung ein. Sie sei durch ein grundlegendes Missverhältnis zwischen den Gattungsnormen und den tatsächlich gebotenen „Bagatellen“ gekennzeichnet, die auf mangelnde Fähigkeiten und fehlende gelehrte Kompetenzen der Autoren zurückgeführt werden. Die Autoren werden für ihre „verhastete Schreib-Art“ verantwortlich gemacht. *Platano* weiß auch von der distanzierten Haltung, die „der gelehrte Erfinder“ – gemeint ist natürlich Christian Weise – inzwischen gegenüber der Gattung eingenommen hat. Die missbräuchliche

Wechselgebers „mitten unter dem galantesten Frauen-Zimmer“ an (S. 292). Der Kaufmann lädt die Freunde ein, und so verbringen sie den Abend „in ziemlicher Lustigkeit“ mit den Damen (S. 293). Nach einigen Tagen reisen die Freunde nach Dresden weiter, dessen prächtige „Kunst=Kammer“ sie besonders beeindruckt. Sie besteigen ein Schiff und fahren auf der Elbe nach Hamburg. Die Schiffsreise wird von einem Sturm unterbrochen; die Compagnie ist gezwungen, eine Nacht an Land zu verbringen. In der Stadt, in der sie übernachteten, bricht ein gefährliches Feuer aus. Es kann lange nicht gelöscht werden, weil die städtischen Feuerlöschgeräte an einen benachbarten Ort verliehen worden sind und überdies der Bürgermeister den widersinnigen Befehl gibt, die Bürger sollten sich bewaffnen und die Stadttore sichern. Schließlich werden „die Bürger rebellisch“, treiben den Bürgermeister in sein Haus zurück – und löschen endlich die Brände. Der Widerstand gegen die Obrigkeit wird – angesichts solcher Gefahr – befürwortet: Die Reisenden betonen, der Bürgermeister sei „aus gerechtem Eyffer wie ein Guckguck von dem Pöbel [...] verfolgt“ worden (S. 297). [Kap. XXX–XXXII, S. 275–298]

Nach ihrer Ankunft in Hamburg kehren sie in der Nähe des Hafens ein. In der Herberge geraten sie mit weiteren Gästen „in einen weitläufftigen Discurs von den ieszigen Staats-Messures des Königs in Franckreich“ (S. 299). Einer der Männer sitzt schweigend und seufzend dabei: Er hat sich auf die Stelle eines verstorbenen *Professoris Eloquentiae* beworben und soll nun auf dessen Beerdigung die Trauerrede halten. Nach „künstlicher Art eines perfecten Redners“ nimmt er schon jetzt eine trauernde Haltung ein, um beeindruckender zu wirken (S. 302). Man lässt ihn die vorbereitete Abdankung vortragen, deren gewagte Bilder, assoziative Sprünge und spöttische

---

Verwendung des gattungsheischenden Epithetons politisch habe nun ihren Höhepunkt erreicht. Diese Feststellung wird begleitet von der Meinung, solche satirischen Bücher hätten grundsätzlich ihre Berechtigung; um diese Behauptung zu belegen, rekurriert *Platano* nun auf die antike römische, außerdem pauschal auf die französische und italienische Tradition der Satire. Namentlich nennt er zwei italienische Satiriker des 16. Jahrhunderts, nämlich Francesco Berni (1497–1535) und Pietro Aretino (1492–1556). Berni kultivierte in satirischen Gedichten insbesondere das literarische Lob auf unangenehme oder banale Dinge. Aretino war für seine Schmähungen bekannt, berühmt geworden sind seine *Ragionamenti* (1533–36), die sogenannten Kurtisanengespräche. *Platano* schließt sein Plädoyer mit der bekannten Warnung an die Leser, die sich angegriffen fühlen, sie möchten ihre eigenen „Torheiten“ nicht aller Welt bekannt machen.

Die Stellungnahme lautet im Zusammenhang: „Ich möchte gerne wissen / sprach er [d.i. *Platano*] / in was vor einem Politischen Tractate er eigentlich angegriffen worden / damit man könnte entweder ein Mitleiden mit ihm haben / oder seine Schwachheiten belachen helffen. Zwar ists nicht ohne / daß heutiges Tages sehr viele Politische Chartequen in Druck kommen / darinnen lauter Narren-Possen und anzügliche Sachen zu befinden: Und wundert mich / warumb man solche handgreiffliche bagatelles verlegt und zum Druck befördert. Denn ich alle Franckfurter Messen fast erschrocken bin / vor den närrischen und abgeschmackten Politischen materien. Es muß alles im Titul lustig und Politisch klingen / da doch das Werck an sich selbst ausweist / daß der Autor weder Ethicam noch Politicam jemahls gelernet / sondern in genere einen guten Teutschen Idioten abgiebt. Ich will dergleichen Schrifftten allhier öffentlich nicht melden / weil mich niemand zum unpartheyischen Censore gesetzt; sondern vielmehr einem ieden solche verhaste Schreib-Art zu seiner gewissenhaften Verantwortung ausstellen. Einmahl ists gewiß / daß der gelehrte Erfinder dieser curieuses und lustigen materie von etzlichen unverständigen Nachfolgern / wie ich vielmahl zu Franckfurt von denen anwesenden Buch-Händlern gehöret / abgeschreckt worden / noch mehr gergleichen nützliche Schrifftten ans Liecht zu geben / in dem man stracks das Wort Politisch abusivé gebraucht / und zu allerhand wunderlichen Tituln sine applicatione angewendet. Und trifft recht hierinnen ein: Daß alles aufs höchste kommt. Es kann aber ein Buch / wenn es gute moralia in sich hält / oft mehr verrichten / als wenn einer den Catonem mit 100. Commentariis aufs neue auflegen liesse. Welches auch die klugen Röhmer wohl verstanden / in dem sie dem Juvenali und Horatio in ihren Satyrischen Schrifftten viel zu gute hielten / das sonst niemand öffentlich sagen durffte. Und ob sie schon gewisse Censores morum angeordnet / so blieben dieselben nur in den Schrancken vorgeschriebener Gesetze / die privat-Laster aber wurden von obgedachten Satyricis mit weit grössern Nutzen abgemahlet und gestraffet. Von denen Italiänischen und Französischen / darunter Franciscus Berni und Aretinus den Vorzug haben / zugeschweigen / weil derselben scharffsinniger Geist bereits in aller Welt bekandt. Wenn nun solche Schrifftten einer und der andere sich getroffen befindet / seine begangene Thorheit aber vor iedermann ausruffet / und solche mit lauter injurien und bedraulichen Worten zu defendiren suchet / der ist der gröste Narr. Denn die gantze Welt ihn heimlich auslachet / und zur guten Besserung anmahnet.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 288–291.

Bemerkungen weniger den Verstorbenen als den Redner empfehlen sollen (S. 302–320 [!]). *Platano* bemerkt, die Rede sei „etwas dunckel“ und bezweifelt, dass die Zuhörer „alles genau penetrieren würden“ (S. 320). Der Redner ist jedoch nicht an Verständlichkeit interessiert, sondern will durch „allerhand neue Inventiones [, mit] schönen Floribus und nachdenklichen Allegorien“ die Herren beeindrucken, die über die zu besetzende Professur zu entscheiden haben (S. 321). Unterdessen werden die Reisenden auf einen jungen Mann aufmerksam, der immer wieder „mit verliebten Minen“ die Gasse auf und ab geht. Der Wirt erzählt ihnen, den mit bunten Bändern verzierten und gespreizt gehenden, dabei hübschen Buben nenne man insgeheim den „Schäfer Corydon“. Er habe sich in eine Jungfer aus dieser Gasse verliebt, die ihren Spott mit diesem „Spaß-Galan“ treibe (S. 323).<sup>112</sup> Während der Mahlzeit werden unterschiedliche Themen „pro & contra“ diskutiert, darunter auch studentische Duelle. Einer der Gäste bemerkt dazu, „es [sei] eine schlechte Ehre / umb eine Frauen=Zimmer / ohne Beleidigung seines ehrlichen Nahmens / sich herumb zu schlagen“ (S. 329); seine eigene Geschichte sei dafür ein Beispiel. Er wird daraufhin gebeten, „mit solcher Erzählung den Abend [zu] verkürzten“ und erzählt, er sei vor fünf Jahren auf eine benachbarte Akademie geschickt worden, wo er zwei Jahre fleißig studiert habe (S. 329, S. 329–361 [!]). Mit dem Tod seines Vaters sei er zur Waise geworden und habe 10000 Reichstaler geerbt. Zunächst sei er zur Universität zurückgekehrt, „in Willens das Studium juris zu absolviren und hernach einen gradum zu acceptiren“ (S. 330), habe sich aber auf einem Hochzeitsfest in ein Mädchen mittleren Standes verliebt (S. 333).<sup>113</sup> Von dieser Liebe seien die folgenden Jahre geprägt gewesen: Der Vater sei ihm nicht abgeneigt gewesen, habe die Tochter aber schon einem anderen Bewerber versprochen gehabt. Es sei zu einem ersten Duell gekommen, nachdem er sich für ein halbes Jahr außer Landes begeben habe. Bei seiner Rückkehr sei die Geliebte wieder einem andern Mann versprochen gewesen. Zwischen diesem Kaufmann und ihm sei es zum Streit gekommen, und eines Abends sei er vor dem Haus seiner Geliebten hinterrücks angegriffen worden: Ihm sei „mit einer Stilletklinge ein[ ] gefährliche[r] Stoß“ versetzt worden. In den darauffolgenden Wochen sei er im Haus seiner Geliebten gesundgepflegt worden, und auch deren Eltern hätten nun einer Heirat zugestimmt. Der Kaufmann sei unterdessen gefasst, verhört und verurteilt worden, 1000 Reichstaler zu zahlen. Dann, so der intradiegetische Erzähler weiter, habe er einen Tag vor dem ersehnten Verlöbniß ein „Chartell von einer unbekandten Person“ erhalten, worin er aufgrund einer Beleidigung zum Duell aufgefordert worden sei. Obwohl er nicht gewusst habe, worum es sich handelte, habe er sich darauf eingelassen. Bei diesem Duell seien zwei Menschen getötet, ein weiterer verletzt worden. Von dem Verletzten habe er erfahren, dass der gedemütigte Kaufmann zwei Oberoffiziere dafür bezahlt habe, sich mit ihm zu duellieren. Nach seiner erneuten Flucht sei seine Geliebte „aus grosser Schwermuth und heimlichen Bekümmernüß“ (S. 360) gestorben; er selbst sei für das Duell mit einer Strafe von 400 Reichstalern und lebenslangem Landesverweis belegt worden. Nach dieser Geschichte herrscht betroffenes Schweigen, bis *Platano* „seine Meinung von der Wahnsinnigen Liebe und dem Straffbaren Duellieren“ vorträgt (S. 361–366). Er legt dar, dass „die rechte Ehre [...] gantz andere Taten“ erfordere, und empfiehlt ein ständisch geregeltes Schlichtungsverfahren nach französischem Vorbild (S. 362). Grundsätzlich solle „ein junger Student die Liebe wie eine schleichende Pest meiden“ und zwar, das ist wichtig und wird

<sup>112</sup> Die Episode geht zurück auf die ausführliche und spöttische Schilderung eines Stutzers in den *Ertz-Narren* (1673, S. 54ff.), des Musters „von allen perfecten Politicis“, dem *Florindo* und *Gelanor* auf einem abendlichen Spaziergang begegnen, und entfaltet daraus einzelne Details. So wird zum Beispiel aus der bei Weise zu findenden Bemerkung über den als *Teutschen Franzosen* bezeichneten jungen Mann, „Wann sich etwas an einem Fenster regte / es mochte gleich eine Muhme mit dem Kinde / oder ein weisser Blumen=Topff / oder gar eine bunte Katze seyn / so muste der Hut vom Kopffe [...]“ (1673, S. 58), im *Guckguck* ein weiterer Aspekt der lächerlichen Verehrung für eine Bürgerstochter: „Er gehet Tages über 30. mahl vor ihrem Hause vorbey / machet allezeit tieffe Reverenze, wenn er nur etwas im Fenster erblicket / und ist ihm wohl ehemahls begegnet / daß er die Katze im Fenster an statt der Damoisellen mit seinem Hute und freundlichen Minen beehret/ darüber offtermahls dasselbe Frauen-Zimmer ihre innerliche Hertzens-Freude gehabt/ massen sie den öfffters / wenn sie ihn von ferne sehen kommen / die Katze ins Fenster gesetzt.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 327.

<sup>113</sup> Vom Vater wird gesagt, er sei „Mittelstandes / ein guter frommer / ehrlicher Mann“, *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 333.

erläutert, „umb seine[r] zeitliche[n] Wohlfart“ willen (S. 363). *Platano* warnt seine Geschlechts-genossen:

„Ja wenn ein solcher geiler Bock die beste Blüthe seiner Jahre / in allerhand sündlichen Wollüsten zugebracht / muß er hernach aus Noth heyrathen wer ihn haben will. Da dann gemeiniglich nach dem gemeinen Sprich-Wort: Finninger Speck und stinckende Butter zusammen kommen“ (S. 366).<sup>114</sup>

Der lehrreiche Kommentar *Platanos* ermuntert die Reisegefährten. Sie verbringen noch einige Tage mit Besichtigungen, dann segeln sie nach Holland weiter. *Conrad* erläutert dem reisemüden Maler, aus welchen Gründen und auf welche Weise „ein Politicus und zukünftiger Hoffmann nothwendig fremde Länder“ besuchen sollte (S. 368): Er müsse nicht nur „Sprachen und Exercitia“ erlernen, „sondern auch den statum Rerum publicarum auff's genaueste observieren / damit er künftigt seines Herrn Staats=Maximen darnach einrichten könnte“ (S. 369). In Amsterdam erfährt *Conrad*, dass sein Vater *Alphonso* gestorben ist, und man beschließt, „nach geendigter Trauer“ nach Hause zurückzukehren (S. 372). Die anschließenden Stationen der Reise werden nur stichwortartig resümiert: Von den Niederlanden fahren sie nach Frankreich, wo sie sich ein dreiviertel Jahr in Paris aufhalten; danach durchqueren sie die Champagne, Lothringen und Schwaben, kehren dann nach Deutschland zurück (S. 372f.) und sind bald wieder in der nicht namentlich genannten Heimatstadt *Conrads*. Das rapide gestiegene Tempo der Erzählung rechtfertigt der Erzähler mit der Beobachtung, dass die „Teutschen mit ihrer Super=Klugheit“ und ihrer unüberlegten Nachahmung anderer Nationen „die grösten Politischen Guckgucke“ gewesen seien. Doch auch in den übrigen durchreisten Ländern habe der Maler die entsprechenden Kuckucksexemplare in zwei Katalogen verzeichnet, die demnächst in illustrierter Form veröffentlicht werden sollen.<sup>115</sup> [Kap. XXXIII–XXXVI, S. 298–374.]

<sup>114</sup> Eine redensartige Formulierung, mit der verächtliche Geringschätzung zum Ausdruck gebracht wird. „Finniger Speck“ ist ungenießbar gewordener Speck, der von Finnen, den Larven eines parasitären Wurms, befallen wurde. In ähnlicher Weise werden die *Politischen Jungfern* im *Narren-Seil* gewarnt, vgl. die Vorrede bei *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [A 2v]. Es fällt auf, dass gegenüber jungen Männern Kritik und Warnungen differenzierter begründet und ausgeführt werden als gegenüber jungen Frauen. Diesen gegenüber werden mehr moralische Argumente gebraucht, deren Überzeugungskraft nicht belegt zu werden braucht. Jenen gegenüber wird mit einem wohlverstandenen Eigeninteresse argumentiert.

<sup>115</sup> Die erläuternden Bemerkungen des Erzählers werden durch eine fingierte Frage eines imaginären Publikums provoziert: „Nun möchte einer fragen / ob denn in so vielen und weitläufftigen Provinzien keine Politische Guckgucke mehr als in Teutschland zu finden gewesen? deme ist aber zuantworten / daß der Mahler noch 2. Catalogos von dergleichen Gattung aufgezeichnet / welche er nach Abgang dieser Exemplarien mit den schönsten Kupferstücken ans Liecht zu geben / promittiret. Jedoch hat man observiert / daß in Teutschland die grösten Politischen Guckgucke anzutreffen gewesen: Gestaltsam die Teutschen mit ihrer Super=Klugheit und thorsüchtigen Einbildung der Franzosen / Italiäner / Holänder und anderer Fremden Nationen rechte Affen zu nennen / welche in Kleidung Sprachen / Exercitiis Facons und Geberden ihnen alles nach thun wollen / und also jenen la glorie d'invention gutwillig über lassen.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 373.

Eine ähnliche Formulierung wird bereits im *Politischen Grillenfänger* gebraucht; hier werden Weises *Ertz-Narren* paraphrasiert: „Nun möchte aber einer fragen / ob sie denn in so weiten und grossen Ländern keiner Grillen=fänger mehr als in Teutschland wahrgenommen [...]“ *B. S.: Grillenfänger*. 1682, S. 309.

Vgl. schließlich die analog formulierte Frage, mit der die Reise im Roman *Die drei lasterhaftigsten Leute* (1685) abgebrochen wird: „Möchte einer fragen. Ob sie denn auff solcher Passage keine Lasterhafte Leute mehr angetroffen hötten; Den sey zur Antwort / das zwar dieses zur Gnüge geschehen. Alleine unser Pasagier alles auff zuzeigen endlich überdrüßig worden“, *Celidonius: Leute*. S. 228.

Alle diese Schlüsse gehen zurück auf Weises Verfahren aus den *Ertz-Narren*, wo der Erzähler seine Reisenden auf einer halben Seite ganz Europa durchqueren lässt: „Nun möchte aber einer fragen, ob sie denn in so weiten und grossen Ländern keine Narren observirt? doch es ist zu antworten, daß solches zwar mit eben so grossem Fleiß geschehen, als in Teutschland. Gleichwohl haben sie vor gut angesehen, einen iedweden in seiner eigenen Sprache zu beschreiben. Wie der Sigmund diese müß auf sich genommen und die Frantzösische, Spanische, Englische, Italiänische Reysebeschreibung fleissig in Ordnung zu bringen, und mit Kupfferstücken herauß zu geben versprochen hat. Ob es wird geschehen, das stehet bey der Zeit. Ohne Zweiffel wird er seinen Fleiß nicht sparen. Sollte auch ein Liebhaber

Zu Hause werden die drei Freunde voller Freude von ihren Eltern empfangen. *Conrad* allerdings ist fassungslos vor Trauer über den Tod seines Vaters. Er wird von seinen beiden Freunden getröstet und gebeten, sich zu beherrschen. Auch in dieser Situation gilt, dass „man dergleichen Personen / so in allen Dingen ihren Affecten den Zaum liessen vor Thorsüchtige Guckgucke hielte“ (S. 374). Die „nothwendige Erinnerung“ seiner Freunde bewirkt, dass *Conrad* „seine gefaste Traurigkeit temperirte / und in allen Stücken / wie einem Politico gebühret / moderation seiner Affecten an sich nahm“ (S. 375). Unterdessen fragen Verwandte, Freunde und Bekannte, ob die drei Freunde auf ihrer Reise „in frembden Landen was rechtschaffenes gelernet“ hätten (S. 375). Insbesondere wollen sie wissen, was eigentlich ein *Politischer Guckguck* sei. *Platano*, der schon vor ihrer Abreise „das gantze Geschlechte unter gewisse Titel“ gebracht hat, will „eine Probe seiner Erfahrenheit ablegen“ und trägt als Antwort eine kleine Abhandlung vor (S. 376–383). In mehreren Abschnitten entfaltet er die vier Eigenschaften – also „Undankbarkeit“, „Super=Klugheit“, „Verschlagenheit“ und „Schmeichelei“ –, die als typisch für einen *Guckguck* gelten; die grundlegende Definition lautet demnach:

„Also muß derjenige ein Politische Guckguck heissen / der (1.) vor erzeugte Gutthaten undanckbar (2.) überall das größte Ansehen suchet / und in allen Dingen sein unreiffes judicium fället / (3.) durch allerhand verbothene Mittel sein Glücke befördert und (4.) jedermann nach dem Maule redet / und mit simuliren andere ehrliche Leute verunglimpffet“ (S. 376f.).

Nach *Platanos* Erläuterungen gratulieren zahlreiche Leute den Reisenden, „daß sie ihre zurück gelegte Tour mit so stattlichem Nutzen vollbracht / welche dermahleins zu des Vaterlandes besten / der gesamten Freundschaft Ehren und ihren größten Ruhme ausschlagen würde“ (S. 383). Der gute Ruf der drei Freunde erreicht schon bald auch einen vornehmen adligen Herrn, dessen Namen der Erzähler aus Rücksicht auf seine bedeutenden politischen Verdienste verschweigt – um mit dieser Anspielung den Wahrhaftigkeitsanspruch des Romans zu verstärken.<sup>116</sup> Der vornehme Herr lädt die drei Freunde neben anderen gelehrten Leuten eines Tages zu sich ein und bringt das Gespräch auf die Frage, warum deutsche Jugendliche auf ihren Reisen in fremden Ländern meistens verdorben würden. Die anschließende Diskussion entscheidet *Platano* mit dem Argument, für den fatalen Verlauf der Reisen seien vor allem die Hofmeister, als schlecht ausgebildete Begleiter der jungen Männer, verantwortlich. Ein solcher Hofmeister sei oft weder akademisch gebildet, noch spreche er die Landessprachen, noch sei er „ein expediter Politicus [...] / so sich geschwinde in alle vorfallende Händel zu schicken weiß“ (S. 384 [i.e. 386]). *Platanos* „rationes von Aufferziehung unserer Teutschen Jugend“ beeindruckten den vornehmen Herrn so sehr, dass er ihm anbietet, zum Hofmeister seiner beiden Söhne zu werden (S. 386 [i.e. 388]). Als *Platano* höflich, aber bestimmt ablehnt, bittet ihn der vornehme Herr um schriftliche Instruktionen. So verfasst *Platano* innerhalb weniger Wochen einen Ratgeber für junge Leute mit dem Titel *Nützlicher Unterricht / wie sich ein junger Mensch durch die Welt finden und in allen vorfallenden Begebenheiten ohne seines Nachtheil und Schaden klüglich verhalten solle* (S. 387 [i.e. 389]–409). Der Ratgeber listet über sechzig Verhaltens- und Bekleidungsregeln während des Studienaufenthaltes, konkrete Ratschläge zur Wohnungswahl, zur Karriere und zur Heirat, aber auch allgemeine Lebensregeln auf.<sup>117</sup> Bald werden allen drei Freunden aufgrund von Empfehlungen

---

gefunden werden, der seine Curiosität nicht länger befriedigen könnte, so ist es umb eine kleine Nachfrage zuthun. Massen die Compagnie so discret ist, daß sie einen iedweden mit richtiger Antwort versehen wird“. Nach diesem raffenden Bericht folgt auch bei Weise der die Erfahrungen synthetisierende und ordnende „vollkommene Schluß“ der Erzählung, Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 283,3–16 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 383].

<sup>116</sup> „Ein vornehmer von Adel / dessen Nahmen ich allhier billich verschweige / weil er dem Reiche jeder Zeit gute Dienste geleistet / hatte gleichfalls von den herrlichen qualitäten unserer Patriciorum gehöret / wannenhero er selbige einsmahl neben noch andern gelehrten Leuten zu sich bathe / umb in Person dasjenige zu vernehmen / was andere so vielfältig von ihnen gerühmet.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 384.

<sup>117</sup> Es handelt sich um ein außerordentlich interessantes Propädeutikum, das deutlich auf Weises Entwurf eines *Tractats vom Rechtschaffenen Studenten* im Bericht zurückgreift und dessen politisches Verhaltensideal übernimmt (Gleichgewicht zwischen Waghalsigkeit und Verzagtheit, zwischen Hochmut und

weiterer vornehmer Freunde verantwortungsvolle Stellen bei Hofe angeboten: *Edward* und *Platano* sollen Hofräte, *Conrad* soll „Printzliche[r] Informator“ werden. Dieser zieht jedoch das „Privat=Leben denen gefährlichen Hof=delicatessen“ vor (S. 410), so dass sich die Freunde trennen müssen. Zum Abschied lässt *Edward* ein selbst verfasstes „Drama von den eingeschlichenen Lastern der Politischen Welt“ aufführen (S. 411): Das Stück unter dem Titel *Des Politischen Guckgucks Einfältige Thorheiten* besteht aus einem emblematischen Vorhang, einer Folge lebender allegorischer Bilder, einer Komödie vom „unglückliche[n] Glücke“, die vor „eingeschlichenen Hoff=Lastern“ warnt, und einem Possenspiel, „in dem lauter lustige Personen die Schwachheiten der heutigen Welt vorstellten“ (S. 411–417). Einige Tage nach der gelungenen Vorstellung verabschieden sich die beiden „designierten Hoff=Räthe“ von *Conrad* mit dem Wunsch, er möge seine Entscheidung für das Privatleben bald revidieren und ihnen folgen. *Conrad* beharrt darauf, das „spitzige [] Hoff=Leben“ meiden zu wollen, will aber „gleichwohl mit der Zeit in seinem Patria zu Ehren kommen“ (S. 418). Mit dem gegenseitigen Schwur lebenslänglicher Freundschaft entlässt der Erzähler seine Figuren – und beendet den Roman. [Kap. XXXVI–XL, S. 374–418]

Schüchternheit, etc.), teilweise auch Weises Argumentation; Übereinstimmungen und Differenzen müssten noch im Einzelnen untersucht werden, vgl. Weise: *Bericht*. 1680, S. 148ff.

Der *Nützliche Unterricht im Guckguck* empfiehlt den zukünftigen Politici bspw., sich nicht zu lange „in Philologicis & Philosophicis“ aufzuhalten (S. 388), demgegenüber werden die Bedeutung der „Sprachen und Exercitia“ (S. 389) sowie einer allgegenwärtigen Höflichkeit „nach Standes=Gebühr“ (S. 392) betont. Vor Tratsch und Klatsch wird des Öfteren gewarnt. So sei es vorteilhaft, sofern man es sich leisten könne, ohne „Stuben=Gesellen“ zu wohnen, weil „die meisten unter dem Schein wahrer Freundschaft unser Thun ausforschen / und hernach unter die Leute tragen“ (S. 392). Zum eher vorsichtigen Umgang mit „Lands-Leuten“ wird geraten. Schließlich solle man sich „Patronen“ suchen, um „zu Ehren“ zu kommen (S. 400). Das Reisen wird ausdrücklich als bestes Mittel zur Steigerung der Weltkenntnis empfohlen (S. 401). Nach der Rückkehr solle man sich, sofern bessere Gelegenheiten fehlen, um eine „Hoffmeister=Charge bei einem vornehmen Herrn“ bewerben (S. 402). Auch für diese Aufgabe werden diverse Ratschläge erteilt. Vor allem aber wird den jungen Männern dringend empfohlen, selbst aktiv zu werden – und sich „bekandt“ zu machen. Hier findet sich eine Bemerkung, die auf die allgemeine Atmosphäre für stellensuchende Akademiker reflektiert; der Konkurrenzkampf unter qualifizierten Politici ist in den 80er Jahren härter als früher: „Wenn ein junger Mann sich nun endlich geschickt gemacht / Gott und seinem Vaterlande zu dienen / muß er sich äusserst bemühen / daß er bey Fürsten und Herren bekandt werde / und durch allerhand Verdienste ihre Gnade suche: Denn es ist nicht mehr umb dieselbe Zeit / da geschickte und gelehrte Leute gesucht werden / sondern man muß sich selbst hervor zu tun / stnd [] neben seiner Geschicklichkeit sich umb die Beförderung noch sauer werden lassen.“ (S. 404f.) In diesen Zusammenhang gehört dann die berüchtigte Empfehlung, man müsse „mit allen Winden wissen zusegeln“, um Herr seines Glücks zu sein (S. 405). Betont wird dabei auch, dass man bereit sein müsse, zunächst geringe Ämter anzunehmen; dann solle man sich durch sein „Wohlverhalten“ für weitere Beförderungen empfehlen (S. 406). Habe schließlich „ein junger Mensch sein Glücke so weit stabilieret“, dass er „in einem Ehren=Ampte sitze“, dann könne er daran denken, zu heiraten (S. 407); auch hier gebe es vieles zu bedenken. Der *Unterricht* schließt dann mit einigen Bemerkungen zur Publikationslage solcher Ratgeber für Fragen quasi professioneller Lebensführung und einer abschließenden Formulierung des anempfohlenen Verhaltensideals für angehende „Helfer der Herrschaft“: „Mehrere Grund=Reguln von dem Leben eines jungen Menschen anzuführen / und wie er sich hernach in Officio publico zuverhalten habe / ist unnähig / gestaltsam viel volumina von diser materie bereits am Tage / wohin ich den geneigten Leser wil gewiesen haben / auch ich selbst mit meinem Exempel keinen Beytrag hierinnen thun kann. Doch sage ich zum Beschluß kürztlich / daß sich ein junger Mensch soll dienstfertig gegen jedermann erzeigen / köhn und großmüthig / bescheiden und freundlich seyn / kein verzagtes und servilisches oder Geldsüchtiges Gemüthe haben / treu und fleissig in seinem [] Verrichtungen sich erweisen / patience tragen / und geringe oder unverständige Leute schwatzen lassen was sie wollen.“ *Coccyx: Guckguck*. 1684, S. 409.

**f) Crinioaldus Celidonius: *Die Drey Lasterhaftigsten Leute der gantzen Welt***

Ohne Titelpuffer.

Zum Handlungsverlauf:

Der Roman übernimmt die von Christian Weise in den *Ertz-Narren* eingeführte Figurenkonstellation (erfahrener Herr und unerfahrener Mann mit lauterer Absichten reisen mit einem Mann gemischten Charakters, der ihre Beobachtungen aufzeichnet) und Handlungsverlauf (Aufbruch vom Elternhaus, Reiseepisoden) formal. Während die intradiegetischen Geschichten meist die Biographie ihrer Erzähler thematisieren, ist das erzählte Geschehen stark von fäkalischen und obszönen Anspielungen durchsetzt.

Die Geschichte bricht ab, nicht ohne ihre Fortsetzung anzukündigen. Der Titel, der Weises Titelformulierungen imitiert, bleibt der Handlung äußerlich; auf eine mit ihm verbundene erzählerische Zielsetzung wird nur cursorisch gegen Ende rekuriert. Das Programm der Politischen Romane ist auf einige Schlagworte reduziert. Dabei wird offenbar die Fähigkeit, die eigene Geschichte erzählen zu können, als Zeichen eines vollzogenen Reifungsprozesses gewertet. Es wird pauschal davon ausgegangen, dass die jeweiligen Erzähler durch Schaden klug geworden sind. Ihre Erfahrungen – seien sie lästerlich oder leidvoll – machen sie zu legitimen Anwärtern auf ein respektables Amt. Gegenüber der satirischen Kritik scheint damit das Ziel bedeutsamer geworden zu sein, den Lesern zur Identifikation geeignete Vorbilder zu bieten.

Auf seiner Rückreise aus Italien rettet *Floridan*, ein junger französischer Herr, den jungen *Soisson* aus den Händen einiger Räuber. Der adlige *Soisson* ist völlig unerfahren im Umgang mit Menschen, weil sein alter Vater so geizig ist, dass er seinen Kindern jegliche sozialen Kontakte vorenthält, um sie nicht standesgemäß ausstatten zu müssen. So fehlt *Soisson* die nötige gesellschaftliche Erfahrung, um Freund und Feind unterscheiden zu können – aber auch um einen standesgemäßen Habitus auszubilden. Seine schöne Schwester wird im elterlichen Haus versteckt, empfängt aber heimlich einen schönen jungen Mann. *Floridan* will Vater und Sohn miteinander ausöhnen und tadelt den unstandesgemäßen Geiz des alten Herrn. Daraufhin ändert dieser sein Verhalten völlig und verheiratet seine Tochter mit ihrem adligen Liebhaber. [Kap. I–VI]

Auf der Hochzeitsfeier befindet sich unter den Gästen ein Mönch, der sich als adliger Herr ausgibt. *Floretto*, so sein Name, erzählt seine abenteuerliche Geschichte: Er wurde als junger Mönch zum Geliebten der jungen liebeshungrigen *Clorinde*, die mit einem greisen, argwöhnischen Mann verheiratet war. Ihr Liebesbrief wird zitiert (S. 61). *Florettos* Erzählung wird unterbrochen, weil die Hochzeitsgesellschaft im Garten spazieren gehen möchte. Dort belauscht *Floridan* ein Gespräch, das die „vollkommene Flore“ mit einem unbedarften, aufdringlichen Galan führt, der „seinen Limmel“ bei ihr anbringen will (S. 75). Währenddessen verabredet der betrunkene Reitknecht des adligen Herrn ein Stelldichein mit einer Zofe. Die beiden werden auf dem Abort entdeckt – und entlassen. Beim gemeinsamen Abendessen erzählt *Floretto* weiter: Eines Tages sei er bei seiner Geliebten in flagranti entdeckt und nackt davongejagt worden. Er habe sich als Soldat durchgeschlagen, sei im Krieg verwundet worden und habe dann mangels anderer Per-

spektiven beschlossen, wieder ins Kloster zurückzukehren. Auf seiner Rückreise habe er sich als als abgedankter Offizier ausgegeben, um „auff denen Adlichen Höffen einen Zehr-Pfennig oder doch zum wenigsten Essen und Trincken“ zu erhalten (S. 92). [Kap. VII–XIV]

Einige Tage nach der Hochzeitsfeier brechen *Floridan* und der junge *Soisson*, begleitet von *Floretto* und einem Pagen zu einer Tour auf – offenbar mit dem Einverständnis des bekehrten Vaters. Als Motiv der gemeinsamen Reise formuliert *Floridan* den Wunsch, kulturelle Praktiken zu durchschauen, erfolgversprechende Regeln für das eigene Verhalten sowie für einen souveränen Umgang mit anderen Menschen kennenzulernen:

„[D]aß wir nemlich derer Personen / mit welchen wir könfftig möchten umbgehen Sitten erforschen und etwas genau durch suchen / ob sie Tugendhafft oder Lasterhafft seyn jene auch ihnen abzulernen / vor diesen aber uns ernstlichzuhüten oder so wir dergleichen an uns befinden / möglichst abzu gewehnen uns aus allen Kräfften befeissigen. Wann wir dieses thun werden/ so werden wir denn erst recht klug und Politisch werden und nicht allein von uns selbst sondern auch von andern weißlich judiciren oder censiren können.“ (S. 94)

In der ersten Herberge begegnen sie dem jungen *Valerius*, der ihnen sein beklagenswertes Schicksal erzählt. Der Sohn reicher Eltern, die früh verstorben sind, ist von seinen Vormündern betrogen worden und durch korrupte Anwälte und Prozessniederlagen ist er vollends verarmt. Jetzt hat er sich als Schreiber und Verwalter eines adligen Herrn verdingt. *Floretto* notiert seine Geschichte, *Floridan* kommentiert sie und verspricht *Valerius* – wie vorher schon *Floretto* – ein angemessenes Amt zu vermitteln. Später kehrt der Wirt dieser Herberge von einer Hochzeit zurück und erzählt von einer ehrgeizigen Jungfrau namens *Selinde*, der ihr bürgerlicher Stand nicht genüge. Auch ihre Mutter versprache sich größeres Ansehen von einer Heirat mit einem Adligen. Indessen wird die Tochter von einem adligen Liebhaber geschwängert – und muss schließlich einen Gewürzhändler heiraten. In der Nacht werden die Reisenden durch laute Prügeleien geweckt: Auf der Straße randalieren Betrunkene. Es sind einige Musikanten, die einer verheirateten Frau ein nächtliches Ständchen bringen, und mit deren Mann aneinandergeraten; [Kap. XV–XXV].

Während der Weiterreise erkrankt der junge *Soisson*, so dass die Compagnie in einem kleinen Städtchen einkehrt, um dort seine Genesung abzuwarten. Im Wirtshaus richtet der Wirt für seine Mume eine Hochzeitsfeier aus – und bittet die Reisenden dazu. Ihnen fällt eine aufgeputzte Jungfrau auf, der zu Hause das tägliche Brot fehlen soll. Über die Rang- und Gangfolge der Hochzeitsgesellschaft auf dem gemeinsamen Weg zur Kirche entsteht großer Streit. Am zweiten Festtag werden die Brautleute in ihrer Kammer und die aufgeputzte Jungfrau mit einem Kerl im Keller bei Intimitäten beobachtet. [Kap. XXVI–XXVIII].

Während der Weiterreise erzählt in der Postkutsche „ein lustiger Kopf“, er habe als Student viele Affairen mit verheirateten Frauen gehabt, die ihn ausgehalten hätten. Eines seiner amourösen Abenteuer erzählt er: Eines Tages kam unverhofft der Ehemann heim, während er mit seiner Geliebten zusammenlag. Der Student konnte sich noch unters Bett retten und die Frau stellte sich krank. Sie bittet ihren Mann, ihr einige Stücke auf dem *Citbringen* zu spielen. Der Ehemann verlässt den Raum, um das Instrument zu stimmen, was der Student so kommentiert:

„[...] ich aber durfte der Mühe nicht / sondern weil der Wirbel recht stunde kunte ich unterdessen eins nach ein andern ungehindert auff machen. Wir certirten gleichsam mit einander wer am besten spielen könnte / er auff seinen Citringen, oder ich auf meinen heimlichen Seiten Spiel / und ich wil ein Heber Toffel seyn wenn die Frau hette den außspruch thun sollen / gelt ich hette gewonnen“ (S. 194)<sup>118</sup>

<sup>118</sup> Es handelt sich um ein wanderndes Schwankmotiv, das auch im Roman *Der Gute Mann* aufgegriffen wird, dort allerdings aus heterodiegetischer Perspektive; vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, Cap. 11, S. 26ff. Der in den *Lasterhaftigsten Leuten* vorgenommene Wechsel zur homodiegetischen Erzählweise verstärkt in provozierender Weise die anstößige Dimension des Geschehens.

Irgendwann wurde der junge Mann dann doch erwischt und landete im Gefängnis. Durch die Hilfe einiger Freunde wurde er befreit und ließ sich dann in einem Kloster eine Tonsur scheren, um sich als Mönch dem Zugriff weltlicher Gerichte entziehen zu können. Tatsächlich wurde die Anklage gegen ihn niedergeschlagen, und er macht sich nun mit „zwei Groschen und sechs Pfennigen“ und einem Gefährten auf die Reise: [Kap. XXIX–XXXI].

Die Erzählung des Studenten wird durch den Halt der Reisekutsche in einem Dorf unterbrochen. Die Reisenden besuchen den örtlichen Friedhof und unterhalten sich mit der Lektüre der Inschriften auf den Grabsteinen. Das Lob auf einen verstorbenen Priester, dessen Name genannt wird, fällt ihnen besonders auf.<sup>119</sup> Für ihre Weiterreise nach Straßburg lassen die Reisenden vom dörflichen Schulmeister einen Pass ausstellen. Der Text ist geschraubt formuliert und enthält zahlreiche grammatische und sprachliche Fehler; *Floridan* bezeichnet den Schulmeister als *Politischen Grillenfänger*, [Kap. XXXII–XXXIII].<sup>120</sup>

In Straßburg begegnen sie einem eingebildeten Wirt, der behauptet, studiert zu haben. Dessen Mittagstisch sucht ein weiterer Angeber auf, der sich als Korporal ausgibt. Seine hochtrabenden Reden werden durch seine verdrehte Erscheinung und altertümliche Kleidung konterkariert. Floretto erkennt in ihm einen der Musikanten wieder, die einer verheirateten Frau ein nächtliches Ständlein hatten bringen wollen und verprügelt worden waren. Die Reisenden belachen die „narrische Phandasia“ [!] dieses Mannes (S. 227). Damit bricht die Erzählung ab; dazu wird innerhalb eines Satzes das Erzähltempo rapide beschleunigt: Die Reisenden besichtigen die Sehenswürdigkeiten Straßburgs, darauf die anderer deutscher Städte und Höfe, die weder namentlich genannt noch näher beschrieben werden. Der abrupte Schluss des Romans wird notdürftig durch die fingierte Frage eines imaginären Lesers kaschiert:

„Möchte einer fragen. Ob sie denn auff solcher Passage keine Lasterhaffte Leute mehr angetroffen hötten. Den sey zur Antwort / das zwar dieses zur Gnüge geschehen. Alleine unsere Pasagier alles auff zuzeigen endlich überdrüßig worden. Sie setzen sich derohalben zusammen umb den Schluß zumachen / welches wol die Drey-Lasterhafftigsten-Leute der gantzen Welt seyn möchten und erinnerten daß Niemand verhasserter als ein Geitziger / Niemand schändlicher als ein Wohlüstiger / und endlich Niemand ärger als der so der Ungerechtigkeit so gar ergeben / daß er auch in Außübung solcher weder GOTT noch Menschen scheuet. Was ihnen künfftig und auff der Rück-Reise begegnen möchte / wofern gegenwertige Erzählung des geneigsten Lesers Wolgefallenheit meritiren mag ist Floretto resolvieret unter den Titul die 3. Tugendhaffigsten Leute der gantzen Welt ans Licht zugeben.“ (S. 228): [Kap. XXXIV–XXXVI].

Der Roman wird mit dieser Ankündigung lakonisch beendet. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass das mit den *Ertz-Narren* übernommene serielle Erzählverfahren als flexibles formales Schema fungiert, das es erlaubt, diverse derbe, fäkalische und erotische Geschichtchen zu präsentieren. Die Reise liefert dabei einen beliebig erweiterbaren und beliebig reduzierbaren Erzählrahmen für Abenteuer. So wird die anfangs skizzierte Rahmenerzählung, nach deren Vorgaben der junge *Soisson* auf der Reise wichtige Erfahrungen hätte sammeln soll, um nach seiner Rückkehr ein standesgemäßes politisches Amt zu übernehmen, nicht wieder aufgegriffen. Die Gruppe reisender junger Männer hält die Episoden als Stichwortgeber und fiktive Berichterstatter zusammen, aber ihre selbst gestellte Aufgabe, die eigenen Beobachtungen zu analysieren und aufzuzeichnen, wird ihnen eingeständenermaßen lästig.

<sup>119</sup> Er lautet *Stephan Hätyme*, vermutlich liegt hier eine Anspielung vor; vgl. *Celidonius: Leute*. S. 203.

<sup>120</sup> Der Name des Schulmeisters wird ebenfalls genannt: *Hanß Naumann*, der Pass ist mit „Vitzlipulli den 6. Julij Ao. 1685“ gezeichnet; *Celidonius: Leute*. S. 203.

## 2. Kleine Fluchten

### a) Christian Weise: *Die Drey Klügsten Leute* (1675)

Zum Titelpuffer:

Das programmatische Bild ([www.gbv.de/vd/vd17/23:250297A](http://www.gbv.de/vd/vd17/23:250297A), 29.03.2012) zeigt die *Veritas* als *nuda puella*, die über drei gravierende menschliche Schwächen (*Stultitia*, *Simulatio*, *Imprudencia*) richtet, die ihr zu Füßen liegen. Es handelt sich um eines der wenigen Titelpuffer, die das erzählte Geschehen völlig dekontextualisieren – und repräsentiert den höchsten Grad an bildlicher Abstraktion. Der hier artikulierte exemplarische Anspruch ist indes von den Titelbildern späterer Politischer Romane kaum aufgegriffen worden.<sup>121</sup>

Es handelt sich um eines der wenigen architektonisch gestalteten Titelpuffer. Man blickt auf eine halbrunde, von zwei Bögen gerahmte Nische, von der vier Treppen herabführen. Über der Nische ist eine Vignette mit dem Obertitel *Die Drey klügsten Leute der Welt* zu sehen, die von ornamentalen und floralen Verzierungen gerahmt wird. An einer der unteren Treppen ist eine über die gesamte Breite gehende Banderole mit Ringen befestigt, darauf ist zu lesen: *Leipzig. Verlegt Johann Fritzsche*. In der Nische sitzt auf einem Thron eine miserabel proportionierte Frau mit nacktem Oberkörper und einem Tuch um die Lenden, die von der über ihr schwebenden Banderole als *Veritas* gekennzeichnet ist, in ihrer rechten Hand hält sie ein Zepter mit der Sonne. Der Kopf wird von Sternen gerahmt. Zwei Stufen tiefer liegen ihr drei deutlich kleiner gehaltene Figuren gewissermaßen zu Füßen: links ein Narr mit Schellenkappe, als *Stultitia* gekennzeichnet, in der Mitte ein Mischwesen, mit menschlichem Oberkörper und Kopf, aber mit Eselsohren und dem Unterleib eines Bocks, das als Verkörperung der *Simulatio* gelten soll, rechts geht ein kleines nacktes Kind, das die *Imprudencia* darstellen soll. Das Titelpuffer ist von Johann Linck signiert.<sup>122</sup>

Hier wird ein grundlegendes Motiv satirischer Darstellung veranschaulicht: Menschliche Laster sollen vor den Richtstuhl gezogen und den Maßstäben moralischer, ewigen Werten – darauf deuten Sonnenzepter und Sternenhimmel hin – verpflichteter Wahrhaftigkeit unterworfen werden.

Zum Handlungsverlauf:

Die Erzählung ist als Fortsetzung der Handlung der *Drey Ertznarren* konzipiert. Der Aufbruch der Figuren ist weiter nach hinten verlegt; ihm gehen gegenseitige Besuche von *Lysias* und *Florindo* voraus: Die beiden Männer scheinen von ihren geliebten Ehefrauen (*Sylvie* und *Belise*) betrogen zu werden, sind aber klug genug, ihre Gefühle vor ihnen zu verbergen.<sup>123</sup> Dieser Situation entsprechend ist der

<sup>121</sup> Auch die thronende Personifikation, die Weise des Öfteren in den Mittelpunkt seiner Kupfertitel stellt, vermittelt den exemplarischen Anspruch. Aus dem näheren literarischen Umfeld vgl. nur *Die drey Hauptverderber* (1671) und *Der grünenden Jugend nothwendige Gedancken* (1675). Diese Bildtradition wird von den Politischen Romanen nicht aufgegriffen.

<sup>122</sup> Johann Linck, der als Medailleur und Münzstempelschneider bekannt ist, hat auch das Titelpuffer von Jacob Daniel Ernst: *Das neuauferichtete Bilderhaus I–II*, 1675, Band 2, gestaltet. Das Buch wurde in Altenburg gedruckt. Aus demselben Jahr stammt auch das Porträt von Gottfried Sigismund Peisker, einem Zwickauer Theologen. Möglicherweise hat sich Linck, der vorwiegend für die pfälzischen Kurfürsten arbeitete, 1675 in Sachsen aufgehalten. Seine Signatur ist zwischen 1669 und 1711 belegt. Vgl. Berns: *Erzählte Welt*. 1993, S. 160. Timmermann: *Ziele*. 1994, Band 2, S. 102. Hollstein: *German Engravings*. Band 22. 1978, S. 111–115; Thieme / Becker: *Lexikon*. Band 23. 1929, S. 233f.

<sup>123</sup> Bei Weise bemüht sich *Florindo* um *Lysias*, so „daß er sich in alles unglück gedultig begab“, vgl. Weise: *Werke*. XVIII. Band. *Romane II*. 2005, S. 20,21 [Weise: *Leute*. 1675, S. 25].

gemeinsame Aufbruch primär negativ motiviert: Beide Protagonisten meiden die Nähe ihrer Frauen und wollen sich ablenken, aber sie wissen nicht so recht, wohin sie reisen sollen. Das Ziel der Reise wird nun – anders als im *Politischen Freyermann* – nicht durch den Zufall bestimmt, sondern durch einen Rekurs auf die zurückliegende Suche „nach den ärgsten narren“. Lysias schlägt vor, sie wollten nun in gleicher Weise „mit einander herumb ziehen / und nachsehen / **ob wir die drey klügsten leute antreffen können**“ (1675, S. 25). Der geographische Verlauf ihrer Reise ist sekundär gegenüber ihrer inhaltlichen Bestimmung. Aufgrund ihrer negativen Motivation handelt es sich eher um eine Flucht als um eine Expedition. Hierher gehört, dass sich die beiden Protagonisten nicht verabschieden und ihren Weg geheim zu halten versuchen.<sup>124</sup> Die gesamte Reisegruppe besteht aus *Florindo* mit *Sigmund*, einem namenlosen Maler und zwei Dienern, dann *Lysias* und einem Junker namens *Polemon*, einem possierlichen Rat namens *Deutrias* und drei Dienern.

Der Roman ist in vier Bücher gegliedert, diese wiederum in Kapitel unterteilt. Das dritte Buch zitiert ausschließlich Epiktet; einen weiteren Traktat von der in der Welt zu praktizierenden dreifachen Klugheit setzt ihnen ein Pfarrer auf (1675, S. 354–365); thetische Passagen nehmen im Verlauf der Erzählung zu, dabei werden die Fäden der Handlung nur notdürftig zusammengeführt. Der Schluss bietet die aufeinanderfolgenden Wiedervereinigungen der anfangs getrennten Paare, der die Reise motivierende Verdacht gegenüber den Frauen stellt sich als Irrtum heraus. *Lysias* und *Florindo* lassen sich abschließen ihre Zimmer in identischer Weise ausmalen: Sie enthalten drei Embleme, auf denen der richtige Umgang mit dem Glück, mit den eigenen Emotionen und die siegreiche Kraft der Liebe versinnbildlicht wird.

## b) Archierus Cornemicus: *Der Gute Mann* (1680)

Zum Titelpuffer:

Betrogene Ehemänner, sogenannte Hahnreie, werden für ihre *Narrheit* getadelt. Ihre unvernünftigen Zornesausbrüchen kontrastieren mit einer Liebe, die himmlischen Ursprungs ist ([www.gbv.de/vd/vd17/39:120276](http://www.gbv.de/vd/vd17/39:120276), 05.07.12).

Der Bildtitel enthält oben auf einer Banderole den Obertitel *Der Gutte Mann* und zeigt einen angeschnittenen Innenraum mit Fenster: Im Zimmer liegt auf einem Tisch ein Kissen mit einem Herzen darauf. Der Putto rechts davon trägt auf dem Rücken einen Köcher, in der linken Hand

<sup>124</sup> Weise: *Werke*. XVIII. Band. *Romane* II. 2005, S. 21,9 [Weise: *Lente*. 1675, S. 26].

einen Bogen; mit der rechten hält er ein Vergrößerungsglas, das das einfallende Licht der Sonne bündelt und auf das Herz lenkt. Auf dem Lichtstrahl ist zu lesen: „Ein ander Licht Entzünd Mich nicht“. Eine Sonne, von Wolken umgeben, blickt missbilligend auf zwei Männer, die auf Hähnen reiten und miteinander kämpfen.<sup>125</sup> Sie tragen Rüstungen, auch Helme mit Federn, und greifen einander mit ihren Schwertern an.<sup>126</sup>

Die dem Bild beigegebenen Erläuterungen erwähnen weder das Herz noch den Putto, sie beziehen sich nur auf die streitenden „Hanen-Ritter“: Es soll sich um betrogene Ehemänner handeln, die um ihre Ehre streiten. Ihnen wird vorgeworfen, ihre Situation selbst verschuldet zu haben: „Wer solche Hengste [die Hähne, A.W.] reiten muß / Hat oft die gröste Schuld an seinem Ritter-Stande / Und krigt den Federpusch zur Narrheit Unterpfande.“ Anschließend spielt der Autor mit den Mehrdeutigkeiten des Epithetons *gut* und spricht die Hoffnung aus, dass seine Leser zur „Zahl der guten Männer“ gehörten; sie seien wohl nicht so dumm, ihn anzugreifen. Der Autor bezeichnet sich als Feind der Laster und Freund der Leser: „Die Furcht [vor Angriffen] verschwindet / Weil ich der Laster Feind / Mit jederman es habe gut gemeint.“<sup>127</sup>

Die *inventio* für das Titelkupfer stammt vermutlich vom Autor, der es auch erläutert hat, ohne das vom Stecher ausgeführte Bild zu kennen. Dass der Stecher mit dem Herzen, dem Putto und der Lichtmetaphorik eher amouröse als satirische Bildelemente in den Vordergrund rückte, ist bemerkenswert. Aufgrund der dominierenden Thematik von Liebe und Liebesverrat hielt er das zu illustrierende Werk womöglich eher für ein galantes als für ein politisches Buch. Jedenfalls signalisiert die Titelillustration,<sup>128</sup> dass sich das menschliche Herz nur von aufrichtiger, gottesfürchtiger Liebe entzünden lassen solle, und nicht von ungerechtfertigter Eifersucht wie es die lächerlichen Gestalten im Hintergrund. Die Thematik des Ehebruchs interessiert hier eher hinsichtlich der Zivilisierung männlichen Verhaltens und nicht so sehr als Ausdruck des Geschlechterkampfes.<sup>129</sup>

### Zum Handlungsverlauf:

Der Roman integriert populäre Liebes- und Eheszenen, wie sie auch aus Schwanksammlungen bekannt sind, in den Rahmen einer Reise.<sup>130</sup> Handlungsrahmen und Motiv des Aufbruchs sind deutlich durch Weises Roman *Die drey kligs-*

<sup>125</sup> Ich danke Karin Sellge für Ihre Initiative, das Titelkupfer in VD 17 einzustellen. Eine ähnliche Darstellung zeigt das Flugblatt *Der Hanrey werde ich Genandt* (um 1650). Vgl. Bolte: *Bilderbogen*. 1909, S. 79. Allgemein dazu Werner Wunderlich: Art. *Hahnrei, Hahnreiter*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 6. 1990, Sp. 378–383, und Röhrich: *Lexikon*. Band 2. 1991, S. 626–628.

<sup>126</sup> Anders Bolte: *Bilderbogen*. 1909, S. 51.

<sup>127</sup> *Cornemicus: Mann*, 1680.

<sup>128</sup> Ein Emblem aus Johann Arndts *Paradiesgärtlein* nutzt eine ähnliche Bildsprache: Dort veranlassen Sonnenstrahlen eine Rose, sich zu öffnen. Das Motto lautet *Non nisi de super* – das entspricht der hier vorliegenden, volkssprachlichen Inscriptio *Ein ander Licht entzünd mich nicht*. Die Subscriptio: „Kommt nicht ein Gnadenstrahl / von oben her geschossen, / so bleibt das Hertz verstockt, / die Blume zugeschlossen.“ Hier werden sinnliche Natur, geistlicher Sinn und philosophische Weisheit verschränkt, im Titelkupfer des *Guten Mannes* lässt sich zumindest das Bemühen erkennen, das profane Geschehen zu transzendieren. Vgl. Arndt: *Paradiesgärtlein*, [EA Frankfurt 1605], hier: Nürnberg o.j. [1720], S. 40 (Figur 4), das Emblem wird abgebildet bei Schmidt-Biggemann: *Leistungsfähigkeit*. 1993, S. 181.

<sup>129</sup> Im Kontext des Geschlechterkampfes argumentiert beispielsweise das Flugblatt *Insignia Aquariolorum*. Hier wird der Ehemann ungewollt zum *Kuppler* und *Hahnrei*, weil er ‚durch die Finger sieht‘, also: seiner Frau vieles nachsieht. Vgl. Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 232f. [Nr. 107]. So schon bei Sebastian Brant in der Illustration des Kapitels *Vom eebruch*, vgl. Brant: *Narrenschiff*. <sup>3</sup>1986, S. 81.

<sup>130</sup> Die folgenden Überlegungen gehen teilweise auf einen bereits publizierten Beitrag zum *Guten Mann* zurück. Vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemütthe“. 1997.

*ten Leute* inspiriert: Ein (wie sich dann zeigen wird: ungerechtfertigter) Ehebruchsverdacht gegenüber seiner Frau lässt den Protagonisten fliehen. Die Handlung wird freilich gegenüber Weise mit Personen geringeren Ranges bestückt – und verläuft dementsprechend derber, einzelne Momente bilden eine Kontrafaktur der Weise'schen Vorlage. Generell wird der Rahmen aber meist mit anders gearteten Episoden bestückt. Der kompilierende Charakter des Textes ist deutlich, doch lässt sich ein übergreifendes Darstellungsinteresse der Erzählung feststellen. Hinsichtlich der erzählerischen Grundhaltung und Zielsetzung unterscheidet sich dieser Roman deutlich von einer Schwanksammlung, und zwar auch dann, wenn Handlungsschemata einzelner Schwänke übernommen werden. Diese Differenz gilt offenbar als gattungskonstitutives Merkmal des Politischen Romans: Insgesamt dient die Darstellung der Figuren und ihrer Handlungen im *Guten Mann* dazu, einen gelingenden persönlichen Reifungs- und gesellschaftlichen Integrationsprozess zu demonstrieren. Anfangs verliert *Cornuto* bzw. der *Gute Mann* jegliche Autorität, weil er sich und seine Gefühle nicht beherrschen kann:<sup>131</sup> Er reagiert unüberlegt und mit roher Gewalt auf den Verdacht, seine Frau *Scortulinde* habe die Ehe gebrochen. *Cornutos* Zornesausbruch ist umso schwerwiegender, als er es ist, der den „Schimpff [...] in der ganzen Stadt“ verursacht – vor dem er selbst dann flieht. Gegen Ende illustrieren *Cornutos* Begegnungen mit einem jähzornigen Korporal, der sich rechtswidrig verhält, dass das pädagogische Ziel der Reise erreicht ist und der Protagonist nun fähig ist, flexibel und angemessen zu reagieren. Von *Cardistio*, bezeichnenderweise ein junger Licentiat der Recht, der an den literaturkritischen Gesprächen im *Ausgekehrten Feuer-Mäuer-Kebrer* teilnimmt, werden die hilfreichen Instruktionen, die in der Geschichte enthalten seien, gelobt: Das Buch gilt männlichen Zeitgenossen durchaus als instruktiver Ratgeber, insofern die Satire „*è loco contrariorum*“ demonstriert,<sup>132</sup> wie Ehebrüchen vorzubeugen ist.<sup>133</sup>

Der Roman ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert angelegt: Die Reise des Protagonisten wird aus der Handlung, nicht aus einem Gespräch heraus entwi-

---

<sup>131</sup> Der Zorn des *Guten Mannes* unterscheidet die Figur beispielsweise grundlegend von den beiden positiv konnotierten Protagonisten Weises, die sich gegenüber ihren Frauen zu beherrschen wissen, siehe oben. Angesichts mehrfach hergestellter Verbindungen zur italienischen und römischen Literatur mag es nicht völlig abwegig erscheinen, auch den stoischen Philosophen Annaeus Cornutus, Lehrer des Satirikers Aulus Persius Flaccus, in den Anspielungshorizont der Namensgebung einzubeziehen. Die Propagierung stoischer Ideale in diesem Roman ist kein hinreichendes Indiz für eine solche Vermutung, passt indes gut dazu.

<sup>132</sup> So Weises Vorschlag im *Bericht*. 1680, S. 139f.

<sup>133</sup> Vgl. [Riemer]: *Feuer-Mäuer-Kebrer*. [1682] 1996, S. 66.

ckelt. Ihr Impuls ist weniger ein Bedürfnis nach Bildung, sondern Leidensdruck,<sup>134</sup> darüber hinaus der Wunsch, Leidensgenossen zu finden. Zwar wird das erzählerische Bemühen deutlich, verschiedene Episoden kausal miteinander zu verknüpfen, doch das Interesse an den Figuren bleibt inkonsistent. Der homodiegetische Erzähler, der sich grundsätzlich außerhalb des Geschehens befindet, ändert mehrere Male den Winkel und die Reichweite seiner Perspektive. Viele Episoden werden auseinandergerissen und in mehreren Versatzstücken präsentiert, ohne dass sich die Handlungsstränge miteinander verschränken: Deutlich ist allein der Versuch, ein abwechslungsreiches Erzählverfahren zu praktizieren.

Die Geschichte beginnt in medias res: Eines Nachts bemerkt *Cornuto* den vermeintlichen Liebhaber seiner Frau *Scortulinde* und verfolgt ihn vergeblich.<sup>135</sup> *Scortulinde* gelingt es jedoch, den von seinen Affekten eingenommenen Mann unglaublich erscheinen zu lassen und ihn vor Zeugen zu demütigen.<sup>136</sup> Für den Ehemann erscheint der Verlust seines gesellschaftlichen Status unabwendbar. In dieser Situation mutiert der eifersüchtige „Hörner-Träger“ zu einer reflexions- und handlungsfähigen Gestalt: Um dem öffentlichen Spott zu entfliehen, verlässt *Cornuto* noch in derselben Nacht sein Haus, um

„die Welt so lange zu durchreisen / biß er die meisten Arten Actaeonisirter Hörner-Träger erlernen hätte / und also einen Trost in seinem Elende / welches gemeinlich durch Erfindung seines gleichen gelindert wird / schöpfen könnte“ (S. 15).

Zunächst reist er in einer Postkutsche, in der Kaufleute und Studenten von betrogenen Männern, also sogenannten Hahnreien, erzählen. Bald begegnet *Cornuto* einem jungen Jurastudenten namens *Mirlindo*, mit dem er in „schleunige Verträuligkeit“ gerät (S. 36). *Mirlindo* hat bereits eine einschlägige Schmähschrift verfasst, musste deshalb die Universität verlassen und wagt nun nicht, seinem Vater unter die Augen zu treten. Er soll *Cornuto* „in seinem Vorhaben die ärgsten Hahnreye zu untersuchen mercklich dienen“ (S. 40). Die Freunde werden wieder getrennt, als *Mirlindo* während der Fahrt die Kutsche verlässt, um Eichhörnchen zu jagen. [Kap. 1–14; S. 1–42]

Die folgenden Episoden, die ein gutes Viertel des Romans einnehmen, sind ausschließlich *Mirlindo* und seinen Erlebnissen gewidmet. Dieser hat sich während der Jagd im Wald verirrt und träumt in der Nacht vom Heiligtum des gehörnten Vulkans. In Analogie zu Krönungsfeierlichkeiten finden dort sogenannte Hörnungen statt, mit denen zahlreiche Männer ausgezeichnet werden, die aus verschiedensten Gründen ihre hausherrliche Autorität gegenüber ihren Ehefrauen verloren haben (S. 44–57). Ein satirisches „Wald-Geschrey“ (S. 57–61) beschließt den Traum. Am nächsten Morgen findet *Mirlindo* aus dem Wald heraus – und begegnet *Celimene*, der Frau des Festungskommandanten *Frobdel*. Sie stellt *Mirlindo* als Hauslehrer ihrer Tochter ein. Vom Schreiber *Pantagruel* wird *Mirlindo* in die problematischen Familienverhältnisse im Hause

<sup>134</sup> *Cornemicus* transponiert und variiert in geschickter Weise wesentliche Handlungselemente aus Weises Roman *Die Drey klügsten Leute*. *Scortulinde* reist ihrem Mann in Männerkleidern nach, so wie *Sylvie* und *Belise* es tun. Das Wiedererkennen der Ehepartner gestaltet *Cornemicus* anders, es wird allerdings wie bei Weise – dort geht es um *Belise* und *Lysias* – durch ein persönliches Liebeslied veranlasst, das nur den beiden bekannt sein kann. Vgl. Weise: *Leute*. 1675, S. 234ff.

<sup>135</sup> Die Rahmenhandlung geht auf eine Novelle Boccaccios, die 8. Geschichte des siebten Tages im *Decameron*, zurück. Zu den signifikanten Änderungen, die *Cornemicus* vornimmt, vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemütthe“. 1997, insbesondere die Seiten 127–135 und 145–147.

<sup>136</sup> Anders als Boccaccio interessiert *Cornemicus* nicht so sehr, dass eine Frau ihre Ehre listig und erfolgreich schützt, sondern dass der Mann sich entehren lässt.

des Kommandanten eingeweiht: *Celimene* sei in die Ehe gezwungen worden, *Frohdel* kenne keine Manieren und lege „viehische[ ] Unachtsamkeit“ an den Tag (S. 70). *Celimene* flüchte in ein Verhältnis mit *Picciolo*, einem Vetter ihres Mannes. *Mirlindo* grübelt in der ersten Nacht lange darüber nach, warum es so viele unglückliche Ehen gibt. Schließlich unterbricht der homodiegetische Erzähler, der außerhalb des Geschehens steht, die Überlegungen seiner Figur mit der Begründung, dem Leser sei „ein blosser Roman versprochen worden“, kein moralischer Traktat (S. 75). Später fragt *Mirlindo* seine neue Herrin diskret nach den Motiven ihres ehebrecherischen Verhaltens, und sie erzählt ihm, wie sie von ihrer Mutter in diese Ehe gezwungen worden sei (S. 80–85).<sup>137</sup> Der Erzähler fügt dann die weitaus umfangreichere Lebensgeschichte ihrer kupplerischen Mutter *Dorimene* ein: *Dorimene* sei Maitresse an einem berühmten Hof gewesen. Um sie von dort zu entfernen, sei sie mit dem alten Kriegshelden *Castruccio* verheiratet worden. *Dorimene* habe ihren Mann mit mehreren Liebhabern betrogen<sup>138</sup> und schließlich mit Hilfe des Arztes *Vicodurus*, der *Celimenes* Vater sein soll, vergiftet (86–122). Der homodiegetische Erzähler, der ausdrücklich um „stetige Abwechslung der Personen und deroselben Begebenheiten“ bemüht ist, um „den Lesenden besser zuvergnügen“ (S. 122), wendet sich wieder *Mirlindo* zu: Dieser erhält einen Brief von *Cornuto* (es bleibt ungeklärt, woher *Cornuto* weiß, wo *Mirlindo* sich aufhält) mit der Bitte, sich mit ihm in der Stadt Benevent zu treffen und ihre gemeinsame Suche nach „Hörner-Träger[n]“ (S. 125) fortzusetzen. *Mirlindo* nimmt seinen Abschied, der Schreiber *Pantagrue* begleitet ihn. Nun reicht der Erzähler ohne weitere Begründung noch eine Geschichte von „der Hörnermachenden *Celimene*“ nach, die bereits „etliche Jahr“ zurückliegt: Erzählt wird von ihrer ersten außerehelichen Affaire mit dem Schreiber ihres Mannes, „einem unwürdigen Stümper“ namens *Cattomarino*. Das amouröse Verhältnis erregt öffentlichen Spott (S. 127–133). [Kap. 15–25; S. 43–133]

Auf ihrer Reise nach Benevent kehren *Mirlindo* und *Pantagrue* bei einem alten Dorfbürgermeister ein, dessen häusliche Verhältnisse wenig ehrenhaft sind.<sup>139</sup> Zu ihnen stößt ein junger Landadeliger namens *Damio*; dieser wird offensichtlich nur eingeführt, damit das Personal für die folgende Episode ausreicht, ohne die Figur des *Mirlindo* in das Geschehen verwickeln zu müssen. Dieser, so wird erläutert, hat „das Ammt eines Zusehers [zu] verwalten / damit er *Cornuto* desto mehr Begebenheiten erzehlen könnte“ (S. 137). Wie in Weises *Bericht* vorgesehen, gelten ein distanzierter Standort und eine übergeordnete Perspektive als Voraussetzung, um von den Ereignissen erzählen zu können. Was hier für die Rolle des Beobachters formuliert wird, gilt auch für die Haltung eines exemplarischen Helden: Seine Vorbildlichkeit wird offensichtlich dadurch belegt, dass er sich kaum in das Geschehen verwickeln lässt oder, wie an dieser Stelle von *Mirlindo* gesagt wird: dass er „sich in dieser Sache nicht interessiret“ (S. 138). Erzähler und Protagonist des Politischen Romans ähneln sich darin, dass sie unbeteiligt bleiben, weil sie keine persönlichen Interessen verfolgen. In dieser Episode vereint *Mirlindo* beide Rollen in sich: Er zieht es vor, allein auf dem Heuboden zu schlafen, während sich der greise Hausherr, seine Familie und die Gäste in einem Raum drei Betten teilen müssen. In der Nacht vertauschen *Pantagrue* und die Bürgermeisterin, absichtlich und unabsichtlich, ihre Betten: Bald liegen *Pantagrue* und die sechzehnjährige Tochter, *Damio* und die Bürgermeisterin beieinander. Aufgrund einer Verwechslung

<sup>137</sup> *Celimene* liest gerade den „Teutschen Hercules“, als *Mirlindo* sich unter einem Vorwand in ihrem Zimmer zu schaffen macht, vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, S. 79f.

<sup>138</sup> In diese Erzählung wird eine weitere verwirrende Verwechslungsgeschichte eingearbeitet, die auch in Schwanksammlungen begegnet: Eine Frau betrügt ihren Ehemann. Dieser erfährt zufällig von dem Verhältnis, er täuscht und schädigt daraufhin den Geliebten, der sich wiederum an der Frau rächen will. Der Geliebte gibt sich als ein anderer aus, bittet um ein Treffen – und verprügelt die Frau dann. Diese hat den Geliebten nicht erkannt und hält dementsprechend einen anderen Mann für den Täter, so dass sie bei einer Begegnung mit diesem Mann, der sich keiner Schuld bewusst ist, furchtbar zornig reagiert.

<sup>139</sup> Zu den Details dieser Episode, deren Vorlage die 6. Geschichte des neunten Tages aus Boccaccios *Decameron* bildet, vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemütbe“. 1997, S. 135–139. – Die Geschichte übernehmen bereits Michael Lindener und Martin Montanus für ihre Schwanksammlungen aus der Übersetzung Arigos, vgl. Lindeners *Rastbüchlein* (1558), Nr. 24. In: Lindener: *Schwankbücher*. 1991, Band 1. S. 39–43; Band 2. S. 38, 69f. – Außerdem Montanus' *Anderer Teil der Gartengesellschaft*, Nr. 86. In: Montanus: *Das ander Theyl*. 1972, S. 347–350, S. 620.

erzählt *Pantagruel* am nächsten Morgen nicht *Damio*, sondern dem Hausherrn von den erotischen Reizen des sechzehnjährigen Mädchens. Der väterliche Zorn kann nur durch ausgreifende Lügengeschichten besänftigt werden. (Kap. 26, S. 334 [i.e. 134]–148).

Nach dieser Episode verabschiedet sich *Pantagruel* aus der Geschichte;<sup>140</sup> dagegen treffen *Mirlindo* und *Cornuto* einander voller Freude in der Stadt Benevent wieder. Nachdem sie sich ausgetauscht haben, gibt *Cornuto* seinem Freund eine Ehelehre zu lesen, die sich an heiratswillige Männer richtet. Unter dem Titel „Horn-Salbe / oder Unvorgreifliches Bedencken / wie die ehliche Einigkeit könnte erhalten werden“, werden Verhaltensratschläge aufgelistet. Sie werden auszugsweise zitiert (S. 149–159). *Mirlindos* Lektüre wird indes durch einen Vorfall unterbrochen, der seinerseits belegt, wie wichtig solche Regeln sind. Im Hof des Gasthauses, genauer: beim Abort, streiten die beiden Wirtsleute. Der fäkalische Kontext verdeutlicht das unangemessene Verhalten der Figuren; ihre zerrüttete Ehe rührt daher, dass der Wirt seine hausherrliche Autorität an die vermögendere Wirtin verloren hat.<sup>141</sup> Bei Tisch betrinkt sich der Wirt und erzählt seinen beiden Gästen, wie sich der Arzt *Palaemon* in seine Familie eingeschlichen hat. *Palaemon* habe angeblich um die Tochter werben wollen,<sup>142</sup> sei aber zum Geliebten der Wirtin geworden und schließlich vom Wirt hinausgeworfen worden (S. 162–166). Der Hausknecht, der den Gästen in der Nacht auf ihr Zimmer leuchtet, weiß von weiteren Episoden dieses Ehebruchs zu berichten.<sup>143</sup> Als *Cornuto* erkrankt, verweigert der eifersüchtige Wirt dem herbeigeholten Arzt *Palaemon* den Zutritt zu seinem Haus – und zu dem Patienten. Angesichts „dieses unvernünftige[n] Verfahren[s]“ ziehen die beiden Freunde aus, sobald es *Cornutos* Erkältung erlaubt (S. 176). [Kap. 27–30; S. 148–177]

Sie kommen im Hause des Arztes unter und gehen beim Postmeister zu Tisch. Dieser Postmeister namens *Sarpetto* ist ein „ansehnlicher geschickter Mann“ (S. 180), der sich durch seine vielfältigen Begegnungen größere Kenntnisse angeeignet hat als andere Menschen aus Büchern. Indem er „Wissenschaft und Geschicklichkeit“ in sich zu vereinen weiß, wird *Sarpetto* gewissermaßen als Politicus charakterisiert. Leider führt auch er eine unglückliche Ehe und hat in seinem Haus – trotz „seiner ungemainen Qualitäten“ keine Autorität (S. 183). An seinem Beispiel soll *Cornuto*, so der Erzähler ausdrücklich, sein eigenes „kleines Unglück [...] mit grösserer Standhaftigkeit [...] verachten lernen.“ (S. 179). *Sarpetto* hat als junger Mann über seinen Stand geheiratet und wird nun von seiner adeligen Frau *Velinda* und deren Verwandtschaft bevormundet. Schon seit einiger Zeit betrügt *Velinda*, von ihrer Mutter gedeckt und einer Magd unterstützt, den „ehrlichen Sarpetto“ (S. 185) mit dem adligen *Bevuto*.<sup>144</sup> Während *Cornuto* weiterhin das Bett hüten muss, schreibt *Mirlindo* für den Arzt *Palaemon*, der sich neu verliebt hat, „Liebes-Lieder auf unterschiedliche Fälle“ (S. 198). Um die Kaufmannstochter *Labelle* konkurriert *Palaemon* mit *Caubosda*, einem „Pseudo-Academicus“. *Caubosda* stellt *Labelle* nach und hinterlegt in der Kirche auf ihrem Platz einen langen Liebesbrief und eine Liebesarie; beide Texte sind inhaltlich und stilistisch völlig unangemessen, sie werden zitiert (S. 207–216) und von *Labelle* verbrannt. Eines

<sup>140</sup> Von *Pantagruel* war gesagt worden, er sei in die Tochter des Bürgermeisters verliebt. Seine Begleitung diene wohl lediglich dazu, diese Episode zu vervollständigen. Vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemüthe“. 1997, S. 136f.

<sup>141</sup> Die eben zitierte Ehelehre hatte deutlich davor gewarnt, zum „Kost-Gänger“ der eigenen Frau zu werden, vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, S. 152f.

<sup>142</sup> Der Arzt wird vom Wirt in diesem Zusammenhang als ein ‚wichtiger Stockfisch‘ bezeichnet (S. 164). Damit kann einerseits jemand gemeint sein, der steif und starr ist, also wenig flexibel im Umgang mit anderen; andererseits jemand, dessen Absichten sich – hinter einer eher unbeweglichen Miene – nicht erkennen lassen. Auf dieses Bedeutungsspektrum (vgl. auch *Cornemicus: Mann*. 1682, S. 205) greift auch der 1681 erscheinende Titel *Der Politische Stock-Fisch* von Johannes Riemer zurück.

<sup>143</sup> Dabei wurde wiederum ein bekanntes Schwankmotiv verarbeitet: Die Wirtin serviert ihrem geliebten Arzt einen calecutischen Hahn, der Wirt kehrt aber früher als erwartet von der Kirmes zurück, woraufhin sie ihn davon überzeugt, das außergewöhnliche Festessen für ihn vorbereitet zu haben.

<sup>144</sup> Ein weiteres aus Schwänken bekanntes Moment bilden hier die Hosen des Geliebten, die noch am Bettpfosten hängen, als der Ehemann zurückkehrt, vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, S. 188f.

Abends belauscht *Palaemon* ein Gespräch zwischen *Caubosda* und *Labelle*, die ihn spöttisch abweist. *Palaemon* erzählt *Mirlindo* von diesem Dialog und bittet ihn, aus diesem Material ein Spottgedicht zu machen (S. 220). Das „ungereimte Reimen-Gespräche“ wird zitiert (S. 220–228) und „alsobald von mehr als hundert Händen abgeschrieben“, um *Caubosda* zu verhöhnen (S. 228). Der Erzähler wendet sich nun wieder *Sarpetto* und *Velinda* zu: Eines Nachts hat *Sarpetto* einen schrecklichen Traum, in dem *Velinda* durch einen Wolf verwundet wird.<sup>145</sup> Beunruhigt sucht er daraufhin das Zimmer seiner Frau auf, deren Bett bricht unter einer plötzlichen Bewegung *Sarpettos* zusammen und erschlägt den darunter versteckten *Bevuto*. *Velinda* gesteht ihr Verbrechen und bittet ihren Mann, sie zu töten. Der Postmeister reagiert jedoch „als ein sehr verständiger Mann“ und damit als vorbildlicher Politicus, denn er „wuste so wol den Zorn wie auch alle andere menschliche Begierden mächtiglich zuzäumen / und ließ es biß auff den folgenden Tag bewenden“ (S. 237). Am nächsten Tag wird der Vorfall „von der Obrigkeit [...] gerüget“ und das Ehepaar solange unter Hausarrest gestellt, bis die Todesumstände geklärt sind.

Nun wird die Dreiecksgeschichte von *Caubosda*, *Palaemon* und *Labelle* mit der Schilderung eines ungebetenen Geburtstagsständchen zu nächtlicher Stunde fortgesetzt: Beide Herren lassen ihre Musikanten vor dem Haus der Kaufmannstochter antreten, so dass erst fürchterlicher Lärm, dann eine Schlägerei entsteht. *Caubosda* und *Palaemon* werden schließlich von der Nachtwache abgeführt (S. 239–247). Wenige Tage später lässt *Palaemon* seinem Konkurrenten durch *Labelles* Mutter eine wunderschöne Rose zukommen, angeblich im Namen ihrer Tochter. *Caubosda* schreibt zunächst ein vierseitiges Dankesgedicht (S. 248–252), dann riecht er an der mit Niespulver gefüllten Blume und wird durch einen heftigen Niesanfall erschüttert. [Kap. 31–38; S. 178–252]

Der Erzähler unterbricht nun diesen Erzählstrang. Er überlässt *Palaemon*, *Caubosda* und *Labelle*, aber auch den Postmeister *Sarpetto* und seine Frau *Velinda* ihrem Schicksal, weil *Mirlindo* und der wieder genesene *Cornuto* abreisen wollen. Der homodiegetische Erzähler gibt vor, seinen beiden Figuren folgen zu müssen (S. 253f.). Allerdings wird der Vorfall im Hause *Sarpettos* von den Reisenden in der Postkutsche wiederaufgegriffen: An ihrem Gespräch nimmt ein promovierter Jurist teil, der sich das Geschehen schildern lässt und es so gelehrt wie ausführlich kommentiert. In diesem Zusammenhang wird auch der hypothetische Fall diskutiert, dass *Sarpetto* den Geliebten seiner Frau im Affekt ermordet hätte; außerdem erläutert der Jurist das sogenannte „Haggestolzen-Recht“, das verhindern soll, dass Leute aus eigennützigen Gründen unverheiratet bleiben – und ihr Leben lang Verheiratete verführen. Er schließt mit dem Wunsch, dass es viele Menschen geben möge, die wie der antike Maler *Clesides* „der gantzen Welt in einem deutlichen Gemählde“ die Abscheulichkeit ehebrecherischen Verhaltens vorführten (S. 254–262). Damit wird das Thema des Romans durch eine der Figuren gerechtfertigt; es handelt sich zwar nur um eine Nebenfigur, doch wird ihren Äußerungen besonderes Gewicht beigemessen, bemerkenswerterweise wird die Kompetenz dieser Figur vor allem professionell und weniger moralisch motiviert. Am nächsten Tag ihrer Reise erreichen die beiden Freunde eine berühmte Festung, deren Name nicht genannt wird. Am Stadttor weist sie der wachhabende Korporal aus unerklärlichen Gründen brüsk zurück, er beschimpft insbesondere *Cornuto*. Angesichts der faktischen Machtverhältnisse verzichtet *Cornuto* trotz seines „guten Gewisens“ darauf, sich „einer höhern Gewalt zuwidersetzen / und sich an einem Orte des Rechtes zubedienen / wo sich dasselbe vor dem Degen zuentsetzen schiene“ (S. 264). Die beiden Freunde beschließen deshalb, vor den Toren der Stadt in ein Wirtshaus einzukehren. Während *Mirlindo* einen abendlichen Spaziergang unternimmt, stößt *Cornuto* in der Gaststube auf ein Buch mit Gedichten, deren Texte ihm wohlbekannt sind. In der handschriftlichen Sammlung findet sich auch ein vierstrophiges Hirtenlied, das sich an eine gewisse *Phillis* richtet; es wird zitiert (S. 266–269).<sup>146</sup> Später zeigt sich, dass das

<sup>145</sup> Der Traum, ein zentrales Motiv dieser Binnenerzählung, ist aus der 7. Geschichte des neunten Tages aus dem *Decameron* übernommen. Zu den Details dieser Episode vgl. Wicke: „... und wird mir verhoffentlich mein freyes Gemütthe“. 1997, S. 139–144.

<sup>146</sup> *Cornuto* liest „das verliebte Lied mit großer Bestürzung“ durch – und überlegt „hin und her“, „wie es doch möglich wäre / daß er dasselbe an einem Ort / wo er es nimmermehr gesucht hätte / antraff“, vgl. *Cornemicus: Mann*. 1682, S. 269. Das Motiv geht auf Weises Roman *Die Drey klügsten Leute* zurück. Dort

Buch eben jenem Korporal gehört, von dem *Cornuto* am Stadttor beleidigt worden ist. *Cornuto* weigert sich, das Buch zurückzugeben und schließlich duellieren sich die beiden auf freiem Feld. Anders als bisher scheint der Erzähler für diese Episode nur über eine beschränkte Perspektive zu verfügen, deren Reichweite stark situativ bestimmt ist. So rechtfertigt er den merkwürdig wirkenden Streit um das Buch damit, dass beide Kontrahenten

„Ursache genug hatten sich ihres Rechtes zu bedienen: denn *Cornuto* hatte das vorgesetzte Lied selbst gemacht / als er zum erstenmahle in *Scortulinden* verliebet worden / und ihr solches in einer wohlgesetzten Melodey bey später Nacht vor dem Kammer=Fenster absingen lassen. Anders theils hatte sich der Corporal das gantze Lieder=Buch mit eigener Hand zusammen geschrieben / und konnte sich dasselbe gewaltsamer Weise nicht nehmen lassen“ (S. 271).

Während des dramatischen Kampfes gibt sich der Korporal schließlich als *Cornutos* Ehefrau *Scortulinde* zu erkennen. Sie ist bereit, „von ihres ungerechten Mannes Händen“ (S. 273) zu sterben und gesteht, sie habe den „Vorsatz“ gehabt, ihre „vergnügte Ehe mit schändlicher Untreu zubeflecken“ (S. 275). Es sei jedoch zu keinem Ehebruch gekommen und sie bereue ernsthaft ihre Absichten. *Scortulinde* beteuert: „Ich kann mit gutem Gewissen bezeigen / daß meine *Cornuto* einmahl geschworne Treu stetig unbeflecket blieben“ (ebd.). Das Ehepaar versöhnt sich, *Cornuto* gibt „der bekehrten *Scortulinde* [...] unzehliche hertzerquickende Liebes-Küsse“ (S. 275). *Mirlindo*, der von seinem Spaziergang zurückkehrt, wundert sich über das zärtliche Verhältnis der vermeintlichen Feinde, wird aber sogleich ins Geschehen eingeweiht. *Scortulinde* bewirkt ihre Entlassung als Korporal, alle kehren frohen Mutes nach Hause zurück, und auch der exmatrikulierte *Mirlindo* wird von seinem Vater gnädig aufgenommen. [Kap. 39–40; S. 253–277]

---

sucht der seiner vermeintlich untreuen *Belise* entflozene *Lysias* einen versierten Lautenisten – und *Belise*, die ihm in Männerkleidern nachgereist ist, bewirbt sich. Als Probe singt sie ihm ein Lied, das *Lysias* ihr einst schrieb: „*Lysias* verstarrete über diesem liede. Denn als er sich die damals hochgeschätzte *Belise* beygeleget hatte / und ihre wunderliebliche wangen einer bleichen rosen zu vergleichen pflegte / war ihm dieses kurtze gedichte eingefallen / und wuste sich zu erinnern / daß *Belise* solches in ihren tiefsten schatz=kästgen verwahret hatte. Drum wuste er nicht / ob dieses nicht der unglückselige liebhaber wäre / welcher mit seiner gemahlin in unverantwortliche gekandschafft gerathen / u. hierdurch zu dem liede selbst hätte gelangen können.“ Weise: *Lente*. 1675, S. 235.

### 3. Varianten der Stellensuche

In den folgenden sechs Romanen sind die Figuren unterwegs, weil sie entweder noch keine angemessene Stellung gefunden oder ihre bisherige Stelle verloren haben (*Der Politische Bratenwender*). In den Romanen *Die kluge Trödelfrau* und *Der Politische Ratten- und Mäusefänger* wird die titelgebende Formulierung an verschiedenen Stellen der Erzählung erwähnt, ohne dass ihr eine privilegierte oder programmatische Bedeutung für das Geschehen zukäme.

#### a) Christian Weise: *Der Politische Näscher* (1678)

Zum Titelpuffer:

Emblematisches Bild (<http://www.gbv.de/vd/vd17/12:651470H>, 29.03.12) und erläuternder Text rügen das Naschen fremder Trauben als anmaßendes Verhalten.<sup>147</sup> Ein solches Verhalten wird auf den gesellschaftlichen Umgang übertragen und verurteilt; wieder wird mittels emblematischer Reduktion ein exemplarischer Anspruch der Erzählung formuliert.

Der Bildtitel ist zweigeteilt. Unten ist eine Vignette mit der Angabe des Verlagsortes, des Verlegers und des Erscheinungsjahres zu sehen. Drei Viertel der Fläche nimmt der quasi emblematisch gestaltete Bildteil ein. Oben ist eine Vignette mit dem Obertitel *Der Politische Näscher* platziert; darunter steht in einer hügeligen, mit Büschen versehenen Landschaft eine sogenannte Butte, also eine Rückentrage für Trauben, wie sie bei der Weinlese gebraucht wird.<sup>148</sup> Die Butte ist voller Trauben; von rechts nähert sich ihr eine Hand, als wolle sie von den Trauben nehmen; links hält eine Hand einen Stecken über die Butte.

Die auf das Titelblatt folgende Erklärung des Bildes hat die Funktion einer Subscriptio: Sie erläutert das an sich rätselhafte Bild und bezieht es auf den Titel des Buches. Darin wird davor gewarnt, von den Trauben in der Butte naschen zu wollen. Man möge sich mit anderen Dingen begnügen, da „dieser Trauben Wein“ für „beßre Leute“ bestimmt sei.<sup>149</sup> Die Erläuterungen münden in die Regel: „Was dir nicht werden kann / da dencke nicht daran / Und was dir nicht gehert / Daß laß' auch unverseert“<sup>150</sup> In diesem Titelpuffer wird durch emblematische Reduktion und eine völlige Dekontextualisierung des erzählten Geschehens erreicht, was bei den *Klügsten Leuten* mittels architektonischer Rahmung und durch allegorische Gestalten erreicht wird: die deutliche Artikulation eines exemplarischen Anspruchs.

Zum Handlungsverlauf:

Die sechzehnjährige Waise *Crescentio* bricht mit ihrem Vetter *Philander* auf, um eine berühmte Messe zu besuchen und dort einen neuen Herrn zu finden; unterdessen wird sein Erbe von seinem Vormund aufgebraucht. Aus dieser Situation heraus – der Vormund verbraucht Mittel, die ihm nicht zustehen – wird der Begriff des Näschers entwickelt, wie ihn *Philander* erläutert:

<sup>147</sup> Abbildung der Ausgabe 1693 (Titelpuffer identisch mit der Erstausgabe).

<sup>148</sup> Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 2. Sp. 578,58 [Der digitale Grimm®].

<sup>149</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 4,5 und 8 [Weise: *Näscher*. 1678, [A ii v]].

<sup>150</sup> Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 4,9–12 [Weise: *Näscher*. 1678, [A ii v]].

„Ein Politischer Näscher ist / der sich umb ein Glücke / umb eine Lust/ oder sonst umb einen Vortheil bekümmert / der ihm nicht zukömmt / und darüber er sich offft in seiner Hoffnung betrogen findet. Wollet ihr nun in dergleichen Unglück nicht gerathen / so werdet mit frembden Schaden klug / und gebt Achtung / wie andere betrogen werden.“ (1678, S. 11)

Insgesamt orientiert sich die Erzählung an den Fortschritten *Crescentios*, der sich für eine Stelle bei Hofe qualifizieren will. Eingelagert sind zwei große Erzählrunden; einmal unter den Gästen einer ländlichen Taufe (1678, S. 144–215), ein andermal in einem kleinstädtischen Wirtshaus (1678, S. 264–341). Das letzte Drittel dominieren die Aussagen eines fürstlichen Informators deutlich das Geschehen; er steuert auch den Traktat *Weg zu der Wahren Glückseligkeit* bei. Der Schluss ist deutlich vorläufiger Art, insofern *Crescentio* zwar in Hofdienste gelangt, aber sein Abschied von dort voraussehbar ist.

Die Reise beginnt mit verschiedenen Begegnungen, darunter die mit einer Wirtin, die von ihrem Schwiegersohn erzählt. Dieser wollte dem Bürgermeister einen Wolfspelz verehren; tatsächlich handelt es sich um das Fell eines Schäferhundes. *Philander* sieht darin den illegitimen Wunsch gemeiner Leute, sich einer näheren Bekanntschaft mit Amtsinhabern rühmen zu wollen [Cap. II]. *Crescentio* lässt sich von einem Wirt erzählen, in der nächsten Dorfkirche gebe es ein bemerkenswertes Echo; er lässt *Philander* vorausfahren – und verfehlt mangels Erfahrung den richtigen Weg. Erst nach Umwegen erreicht er nachts das Wirtshaus, in dem *Philander* mit den anderen Insassen der Kutsche eingekehrt ist.

Sie erreichen die ungenannt bleibende Messestadt, *Crescentio* findet einen Juristen, der einen Jungen für die „Schreiberey“ braucht. *Crescentio* verabschiedet sich von *Philander*, der ihm gute Ratschläge gibt – und ihn auffordert, seinem Namen gerecht zu werden. *Crescentio* lernt nun nicht nur zu kopieren, sondern hilft seinem Herrn auch während des Kartenspiels bei Schummeleien. *Crescentio* verliert den Respekt vor seinem Herrn, weil er von dessen Betrügereien weiß. Der Jurist schickt *Crescentio* mit einem „Unter-Verwalter“ auf ein abgelegenes Dorf, um dort im Rahmen einer „Gerichts-Bestallung“ für Ordnung zu sorgen.

Damit dient *Crescentio* einem „nährischen Herrn“ als Kopist; insofern der neue Verwalter trotz seiner untergeordneten Stellung meint, das Leben in diesem Dorf durch alle möglichen obrigkeitlichen Maßnahmen völlig reformieren zu müssen. In völliger Unkenntnis der bäuerlichen Lebensverhältnisse erregt er Unruhe im Dorf und greift zu illegalen Mitteln, um seine Autorität zu sichern. Beispielsweise lässt er die Bauern schwören, ohne sie vorher über mögliche Konsequenzen zu belehren. Schließlich erreichen die Beschwerden den adligen Gerichtsherrn sowie den städtischen Juristen; beide reisen an und verweisen dem Unterverwalter sein anmaßendes Verhalten als Amtsmissbrauch; er wird entlassen. Ein Lied eines anonym bleibenden Freundes, fungiert als „Glosse“, es wird zitiert (1678, S. 70). Am Abend dieses Tages finden sich zufällig vorüberreisende Hofleute, Offiziere und Gelehrte zu einer Gesprächsrunde zusammen, in der über das schlechte Regiment dieses Verwalters diskutiert wird. [Cap. VIII–XI, 1678, S. 53–79]

*Crescentio* ist wieder ohne Stelle, bis ein Pfarrer ihn als Lehrer seines achtjährigen Sohnes einstellt. Der Pfarrer wird häufig von seiner weitläufigen Familie aufgesucht und „beschmauset“; der Pfarrer lässt sich von einem Bauern, dessen Katechismuskennntnisse er prüfen soll, zu einem unangemessen günstigen Urteil verführen, weil er hofft, für diese Nachsicht den Hasen geschenkt zu bekommen, dessen Ohren aus dem Mantel des bäuerlichen Kandidaten ragen. Er geht dann leer aus – und erntet Spott von seinen Gästen, als er von diesem „Possen“ erzählt. Es werden Verbindungen zwischen Menschen und Hasen hergestellt; *Crescentio* singt ein Lied dazu; später wird auch ein Scherz erzählt, bei dem die ahnungslosen Bewohner eines Dorfes eines Morgens alle einen Stockfisch vor ihrer Tür hängen hatten. Weil er nach seinem spöttischen Lied befürchtet, seine Stelle zu verlieren, bemüht *Crescentio* sich um ein besonders gutes Verhältnis zur Pfarrerin. Dabei gerät der unerfahrene junge Mann in „grosse familiarität“ mit der Frau

(1678, S. 94), schließlich werden beide vom Hausherrn bei zärtlichen Scherzen erwischt, und *Crescentio* wird hinausgeworfen. [Cap. XII–XIII; 1678, S. 79–95]

Nun wird *Crescentio* zum Kammerdiener eines Goldschmiedes namens *Strepbon*, der sich während einer Reise als Adliger ausgeben will, um bei den Frauen größeren Erfolg zu haben. Seine Anbandelungsversuche werden geschildert. *Crescentio* wird bald zum Komplizen zweier Studenten, die dem jungen *Strepbon* einen Streich spielen und ihn blamieren. [Cap. XIV–XV, 1678, S. 95–117]

Die Studenten wollen das dabei entwendete Geld in *Crescentios* Ausbildung investieren; sie verschaffen ihm eine Stelle als Diener bei einem gelehrten Philologen, um dort für die sprachlichen Fundamente für das Studium der höheren Disziplinen zu sorgen. *Crescentio* studiert die griechische Sprache und vertrackte Feinheiten des lateinischen Sprachgebrauchs jedoch nur widerwillig, weil das aufwendige Lernen in keinem Verhältnis zum praktischen Nutzen dieser Kenntnisse steht. So ergreift er die erstbeste Gelegenheit, seine studentischen Gönner darum zu bitten, sein Studium in andere Bahnen zu lenken. So kommt *Crescentio* als Diener zu einem Magister, der „ein guter Metaphysicus, feiner Disputator [war, A.W.] und hatte noch ziemliche progressus in Mathematicis“ (1678, S. 129); er ist nur sehr eingebildet. Beispielsweise bestellt er anlässlich seines Namenstages bei *Crescentio* ein Lobgedicht für sich selbst. Ein um Hilfe gebetener Freund verfasst ein doppeldeutiges Carmen, das zitiert wird. [Cap. XVI–XVIII; 1678, S. 117–143]

Bei einem gemeinsamen Ausflug aufs Land anlässlich einer Kindstaufe stoßen sie auf „eine wunderlich Compagnie“, deren angeheiterte Mitglieder am zweiten Tag des Festes reihum ihre Jugendsünden erzählen:

- 1.) Es beginnt der „Freysasse in seinem Hirschfänger“ (1678, S. 145–162), der als junger Mann sein Studium abgebrochen hat, um einer älteren Frau den Haushalt zu führen – in der Hoffnung, sie zu beerben. Dieser und ähnliche Versuche, das eigene Leben zu sichern, schlagen fehl. Später bleibt eine Heirat die einzige Möglichkeit für diesen Mann, doch noch was zu werden.<sup>151</sup> Sein „Freygütgen“ nebst wertvollem Wald und Wiesen ist der materielle Gewinn aus zwei Ehen, der in der Erzählung quantifiziert wird. *Crescentio* äußert beiläufig seine Verwunderung über die „Näscherei“ dieses Menschen, als bereits die nächste „Erzählung“ beginnt (1678, S. 162).
- 2.) Ein ehemaliger Soldat erzählt von Kriegsabenteuern, von Beutezügen, von Streichen anderer Soldaten (1678, S. 162–198). Eine Weile versichert er Schiffe und wird dadurch reich. Mit seiner späteren Ehe wird die Erzählung eines auf Verwechslungen basierenden Schwankes motiviert, der vermutlich aus einer Schwanksammlung des 16. Jahrhunderts übernommen – und auch in späteren Politischen Romanen wieder aufgegriffen wurde: Die Frau des intradiegetischen homodiegetischen Erzählers verliebt sich in ihren Arzt; der Ehemann entdeckt das Verhältnis, als er ihre Korrespondenz abfängt; er gibt vor, für einige Tage das Haus verlassen zu müssen, kehrt aber abends in Gestalt des Arztes zurück und verprügelt seine untreue Frau; nach seiner Rückkehr lässt er seine Gattin und den Arzt in seiner Gegenwart aufeinander treffen und freut sich über das wütende Gebaren der Frau. Nach dieser Episode bleibt sie bis zu ihrem Tod treu. Die Gerade, die die Haushalts- und Gebrauchsgegenstände der Frau umfasst, fällt nun nicht an ihn, sondern an ihre Verwandtschaft, obwohl sie alles während der Ehe von seinem Geld angeschafft hat. Um die Erbschaft beginnt ein Prozess, den der Mann aufgrund seines unbeherrschten Verhaltens verliert. Wieder verarmt, wird er erneut zum Soldaten; inzwischen ist er zum Cornet geworden – und erwartet nur noch den Tod.
- 3.) Als dritter Erzähler fungiert ein Pächter (1678, S. 199–224), der in seiner Jugend als Sohn eines Rates verwöhnt worden ist und sich nach dem Tod seines Vaters adeln lässt, um „einen Vorzug vor den Bürgersleuten [zu] haben / und absonderlich bey den Frauenzimmer den

<sup>151</sup> „Allein ich wäre gern ein Herr gewesen / dazu lag mir der H. Ehestand im Sinne / und über dieses hatte ich nichts gelernet / darauf ich mich verlassen kunte / so muste ich meinen Angel weiter außwerffen / ob etwa ein tummer Fisch anbeissen wolte.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 104,24. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 154]. Die Situation und deren Formulierung haben einige Gemeinsamkeiten mit der Situation, in der sich Solande, der Protagonist von Riemers Roman *Der Politische Stock-Fisch* nach seiner Rückkehr nach Taranta befindet. Anders als Weise lässt Riemer allerdings in der Schwebe, wie das Verhalten seiner Figur beurteilt werden soll.

Respect“ zu erhöhen (1678, S. 212). Er zieht an einen Hof, wo er den Junkern spendiert, bis er das Erbe seines Vaters verbraucht hat. Daraufhin heiratet er eine reiche Bauerntochter, mit deren Hilfe er nun das „Leben so kümmerlich hinzubringen“ gedenkt (1678, S. 215). [Cap. XIX–XXII; 1678, S. 143–215]

Durch die Erzählungen kann *Crescentio* „in Erkänntniß der Politischen Näscherey bessere progressen“ machen, die indes nicht näher bestimmt werden. Unterdessen hat sich der gelehrte Magister in ein junges Mädchen verliebt; die Verbindung zerschlägt sich durch einen studentischen Streich. Kurz darauf werden dem Magister bereits konzipierte Gedichte durch einen Kaufmannsdieners gestohlen, der damit ein anderes vornehmes Mädchen beeindrucken will. Er verwendet die Gedichte aber in ungeeigneter Weise und wird später von Studenten mit einer alten und hässlichen Magd verkuppelt, die sie geschminkt haben. Die Heirat kann nur durch einen Advokaten verhindert werden, *Crescentio* hilft dem sein Verhalten bereuenden Kaufmannsdieners, den materiellen Schaden möglichst gering zu halten. [Cap. XXIII; 1678, S. 215–241]

Bei seinen studentischen Gönnern trifft *Crescentio* auf einen Mann, der an einem fürstlichen Hof Informator ist. Er prüft, ob sich *Crescentio* als Sekretär eines geheimen Rates eignet, doch *Crescentios* fehlen Kenntnisse in der praktischen Philosophie.<sup>152</sup> Der Informator hatte die jungen Leute eingeladen, dem fürstlichen Beilager beizuwohnen und will ihnen nun in der Kutsche erläutern, wie sie zur nötigen Lebensklugheit gelangen. Vorher wird von spöttischen „Brautsuppen“ und anderen, übleren studentischen Streichen mit Fäkalien und faulen Eiern bei einer Hochzeit erzählt. Ein guter Freund des Informators erscheint, man diskutiert über diverse Vorschläge, wie die Staatseinnahmen zu erhöhen seien. Der Informator betont, es sei vor allem wichtig, gut zu haushalten, den allgemeinen Luxus einzuschränken und durch Zucht- und Spinnhäuser dem „Müssiggange“ zu begegnen (1678, S. 263). [Cap. XXIV–XXV; 1678, S. 241–263]

*Crescentio* begleitet den Informator und dessen Freund ins Wirtshaus, wo sie anderen Gästen begegnen, die aus ihrem Leben erzählen. Es folgen insgesamt sechs Geschichten:

1.) Zunächst die eines Melancholikers, der aus kleinen Verhältnissen stammt; er verliebt sich früh in die Tochter des Kanzlers eines gräflichen Hofes. Es folgt eine leidvolle Liebe voller Schwierigkeiten; sie heiraten zwar schließlich, aber bei der Geburt des ersten Kindes stirbt die Frau. *Crescentio* hält den Mann für einen *Näscher*, weil er wegen einer einzigen Frau so viel gelitten habe (1678, S. 265–290)

<sup>152</sup> „Denn in Latein war er [d.i. *Crescentio*, A.W.] wohl versirt/ die Zunge war ihme so wohl in der Muttersprache als in vernacula Eruditorum ziemlich gelöset/ das Disputiren floß ihm zierlich vom Munde weg/ er hatte in Jure einen guten Anfang/ die Historien waren ihm nicht unbekandt/ in dem er nach Anleitung der obgedachten Pursche oft Collegia Chronologica, Geographica und Genealogica abgeschrieben / welche ihm als einem Menschen vom fähigen Ingenio sonderlichen Nutzen geschafft haben. Doch als der kluge Examinator etwas genauer ad Praxin schreiten wolte/ schien das artige Haus noch nicht in seinen vornehmsten Zimmern wohl außgebaut. Er solte Rechenschafft gaben/ wie weit er in der Philosophia Practica kommen wäre: Allein er wuste gnung definitiones und distinctiones, hingegen wie man zu einem tugendhafften Leben/ ingleichen zu einem guten Gewissen durch solche distinctiones gelangen solte/ das war ihm so wenig bekandt/ als die Strasse von Lemberg nach Moßkau. Er disputirte de Affectibus, aber wie er seine Affecten könte im Zaum halten/ und wie er andere nachdrücklich anmahnen solte / davon hatte er nichts gehöret noch gelernet. Er sagte viel de Fortitudine, aber wie sich die Furcht aus dem Gemüthe schlagen / und der Mittelweg zwischen der thumkühnen Verwegenheit klüglich finden liesse / darinn bekandte er seine Unschuld. Derhalben fieng der offerwehnte Informator an: Mein Freund / ihr habt viel gelernet / und seyd doch nicht gelehrt worden. Eurer Kopf ist mit viel theoretischen Händeln angefüllet / doch was ihr damit thun sollet / das bleibt euch noch verborgen. Ach was vor schädliche Leute werden aus den besten Juristen/ aus den schönsten Historicis, aus den fertigsten Disputatoribus, wenn sie weder die Affecten bezwingen / noch das Gewissen verwahren lernen. Und wie unverantwortlich gehen die Leute mit ihren Untergebenen umb / welche diesen Grund der Erudition, und diesen Mittel=Punct der gemeinen Wohlfarth so gar unberühret lassen!“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 157,15–158,12 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 242–244].

- 2.) Ein „junges Weibgen von gar guten Wesen“ (1678, S. 264) erzählt eine aufheiternde Liebesgeschichte, voller Verwechslungen (1678, S. 290–300).
- 3.) Ein älterer Mann kennt ebenfalls eine „possierliche Begebenheit von Heyrathen“. Sie geht nicht so gut aus, weil einem einfältigen Pfarrer die Braut entführt wird. (1678, S. 300–302).
- 4.) Die nächste Geschichte spielt in der Studentenzeit des Erzählers, der damals einem Medizinstudenten diene (1678, S. 302–322). Dieser entdeckt durch Zufall, dass sein Zimmer an das eines eingesperrten verwaisten Mädchens grenzt. Durch ein Loch in der Wand beginnen sie einander kennenzulernen, nach der Promotion hält der Mediziner ordentlich um die Hand des Mädchens an, was ihm der Vormund jedoch abschlägt. Der Mediziner entführt das Mädchen mit dessen Einwilligung – und verklagt dann den Vormund. Doch das Mädchen verliebt sich in dem Haus, in dem sie untergebracht ist, erneut. Nach ihrer Hochzeit kommt es zu einer Aussprache zwischen ihr und dem Mediziner, der danach ein Schiff der Ost-Indien-Compagnie besteigt. Von der Frau weiß der Erzähler noch zu berichten, dass sie mehrere Kinder gebiert, aber einen groben und untreuen Mann bekommen hat.
- 5.) Die bereits erwähnte junge Frau erzählt von einem reichen Bauer aus der Gegend, dessen Haushalt die Tochter seines verstorbenen Bruders geführt habe, weil die Bäuerin selbst keine gute Haushälterin gewesen sei (1678, S. 322–335). Um ihre Hilfe im Haus nicht zu verlieren, will sie die Heirat des jungen Mädchens verhindern und vertreibt einen um sie werbenden Gutsbesitzer. Dieser kehrt aber nach einigen Wochen heimlich zurück und schwängert die junge Frau ohne ihr Wissen im Schlaf. Erst nach leidvollen Erfahrungen erkennt die junge Kindsmutter, dass es der Bäuerin nur um ihre Arbeitskraft geht, und heiratet den Vater des Kindes.
- 6.) Auch der Freund des Informators will nun noch „von einer Hochzeitlichen materie communiciren“ und liest den Brief eines vermeintlichen Buchhändlers an den fürstlichen Bräutigam vor, der alle erheitert (1678, S. 335–338).<sup>153</sup> Die Gesprächsteilnehmer glossieren den allgemeinen Hang, zu übertreiben. [Cap. XXVI–XXXII; 1678, S. 254–341]

Diese Erzählungen werden dann im abendlichen Gespräch im Zimmer des Informators nachbereitet; außerdem differenziert dieser den Begriff des Näschers weiter. Er nennt einige Beispiele für geistliche Näscher und bereitet *Crescentio* darauf vor, dass er erst bei Hofe erkennen werde, „was ein Politischer Näscher ist“ (1678, S. 342). Mit den studentischen Patronen *Crescentios* reisen sie am nächsten Morgen in der Postkutsche davon; mittags gibt es einen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen, das einem Grafen gehört. Weil dort ein Mann versucht hat, sich das Amt eines Amtmannes zu kaufen, drehen sich die Gespräche im Wirtshaus bald um die Zulässigkeit des Ämterkaufes. Später geht es um recht und unrecht erworbenes Geld und Gut; da holt ein Student ein *Die drey Ertz-Narren* aus der Tasche, um aus dessen 18. Kapitel zum Thema zu zitieren. Bald wird über die Berechtigung solcher Bücher diskutiert; der Informator schweigt dabei. [Cap. XXXIII–XXXVI; 1678, S. 341–372]

Auf der Weiterreise diskutiert der Informator dann mit *Crescentio* über philosophische Fragen; grundlegend für moralische Fragen ist die Theologie. Die Ethik dient lediglich der Begriffsbestimmung; außerdem gibt sie Verhaltensregeln für jedwede Situation, innen- und außenpolitischer Art.<sup>154</sup> Heidnische *Principia* dienen nur zur Intensivierung christlicher Tugendideale; dagegen verspricht sich der Informator durchaus eine größere Verbindlichkeit ethischer Regeln, wenn sie ausdrücklich auf einem christlichen Fundament stünden. Als die Studenten um eine

<sup>153</sup> Dem Absender wird überdies der Titel eines Buchhändlers abgesprochen, denn in Wirklichkeit sei er nur „ein Handelsmann / der mit Eulenspiegeln/ Ritter Pontius / Melesina [sic] und mit Bauer-Calendern / auf den Bauer-Kirmessen herumb läuft / und der zur Noth bißweilen eine alte neue Zeitung in artigen Reimen auf dem Marckte zu singen pflegt.“ Wie so viele Menschen wolle er einen „stolze[n] Nahmen haben“, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 209,25ff. [Weise: *Näscher*. 1678, S. 340].

<sup>154</sup> „Zum andern ist die Philosophia Moralis nicht allein bemühet / wie der Mensch innerlich im Gewissen solle zu frieden seyn / sondern sie giebt uns auch Anleitung / wie eine Republic in ihrem äusserlichen Wandel könne glücklich gemacht werden / und wie ein Fürst und ein Volck mit dem andern recht und nützlich umgehen solle. Das ist: man lernet so wohl de Ratione Status, als auch de Jure inter Gentes unterschiedene Principia, welche GOTT noch gleichsam unserm freyen Willen und der natürlichen Klugheit überlassen hat.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 231,15–23 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 376f.].

Probe bitten, holt der Informator ein kleines Buch hervor. Es handelt sich um einen Fürstenspiegel in sehr kleiner Auflage, der an die Erzählung angehängt werden soll. Der extradiegetische homodiegetische Erzähler identifiziert sich mit den Lehren des Informators und versucht die Leser in eher hilfloser Weise davon zu überzeugen, dass es auf seine Lektüre in besonderer Weise ankomme. Der Traktat *Weg zu der Wahren Glückseligkeit* ist in 84 Punkte gegliedert (1678, S. 380f.). Die Studenten lesen darin, bis ihnen etliche Reiter begegnen, denen der Informator bekannt ist; deren Konversation unterbricht die Lektüre. Später wird Crescentio nach einer Probe in die Dienste des Hofes aufgenommen. Er erfährt Glück und Unglück, bis er endlich den Hof verlassen – und auf andere Weise sein Glück suchen muss. Der Erzähler kündigt vage eine Fortsetzung an; er betont abschließend die potentielle Betroffenheit aller Leser, insofern alle Menschen „Begierden“ empfinden und sich sicher jeder „zum wenigsten einmahl auf dem Näscher-Theatro einen Pickelherings-Possen gemacht“ habe (1678, R 12v). [Cap. XXXVII; 1678, S. 372–380, Traktat: R 1v–R 12v]

## b) Johann Beer: *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* (1681)

Zum Titelpuffer:

Das Titelpuffer demonstriert die Allgegenwart von Schornsteinfegern in einer kleinen Stadt (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:251428C>, 29.03.12). Die starke Präsenz der dunklen Gestalten steht in scharfem Gegensatz zu ihrer brüskten Ablehnung durch die dargestellten Frauen.

Der Kupfertitel enthält oben eine Banderole mit dem Obertitel *Der Politische FeuermäuerKehrer* und zeigt im Vordergrund eine städtische Straßenszene, im Hintergrund eine Gebirgslandschaft. Vorne links kniet im Profil ein geharnischter, verrußter Schornsteinfeger vor einer vornehm gekleideten Dame, die sich – aus dem Bild herausblickend – mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Stirn tippt. Dahinter erscheinen am rechten und linken Bildrand Wohnhäuser, in der Mitte ein Stadttor. Darin steht ein zweiter Schornsteinfeger, der von einem Hund angebellt wird. Aus dem Schornstein des linken Hauses heraus winkt ein weiterer Schornsteinfeger mit seinem Besen.

Zu diesem Titelpuffer liegt keine Erklärung vor. Die Dame verhält sich hochmütig gegenüber dem sich dienstfertig nähernden Feuermäuerkehrer; auch sexuelle Konnotationen sind wahrscheinlich.<sup>155</sup> Wie unbeliebt die verschmutzten Schornsteinfeger sind, die gleichwohl überall (drei Mal im Bild) auftauchen, verdeutlicht auch der bellende Hund. Das Bild kontrastiert diese Männer, die im Text als omnipräsente Voyeure fungieren werden, mit der demonstrativen Abweisung durch die Frauen. Es sind die Frauen, von deren lästerlichen Machenschaften im Text erzählt werden wird – und die deshalb unbeobachtet bleiben wollen.

Zum Handlungsverlauf:

Als die Erzählung einsetzt, hat der Aufbruch bereits stattgefunden: Die Waise *Veruzzo* wird von ihrem Onkel, einem Schneider, in die Stadt geführt, um bei einem *Feuermäuer-Kehrer* in die Lehre zu gehen. Hier trifft *Veruzzo* auf Kugelman, der das Geschehen von nun an für *Veruzzo* kommentiert. Nach einer Weile bricht *Veruzzo* die Lehre ab, mehrere Fluchten schließen sich an, doch bereits im ersten Viertel des Romans wird er auf dem abgelegenen Schloss „eines wackeren

<sup>155</sup> Für diese Bedeutung finden sich in Beers Text zahlreiche Belege, überdies hat der Beruf des Schornsteinfegers immer wieder erotische Anspielungen provoziert, vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 4. 1991,

Adligen“ als Page (mit Livree!) angestellt; dieses Arbeitsverhältnis bleibt über das Ende der Erzählung hinaus bestehen.

Die Episoden erscheinen additiv, werden aber oft von hinten her motiviert und erst damit verständlich; auf diese Weise wirken sie, als seien sie ineinander verschachtelt. Geschildert werden diverse Paarverhältnisse, gemeinsames Thema ist „die sexuelle Leidenschaftsverfallenheit“,<sup>156</sup> wobei die Frauen gewissermaßen als Werkzeuge des Teufels fungieren.<sup>157</sup>

Es wird zunächst kein politisches Motiv für die Handlung formuliert, allerdings am Ende eine *Politica*: Unter diesem Titel formuliert *Veruzzo* die für ihn und seinen Freund nun geltenden Lebensregeln.<sup>158</sup> Diese stehen zwar mit dem Roman-titel in einen Verweisungszusammenhang, doch gehen die allegorischen Bezüge nicht über die Satzgrenzen hinaus. Erzählt wird lediglich, dass Kugelmann und Veruzzo nach einer Ermahnung durch ihren Dienstherrn fleißiger werden, so dass sie „endlich mit Ehr und Ruhm bestehen können“ (S. 123). Nur insofern sie die ihnen von Amts wegen aufgetragenen Arbeiten als Schreiber und Kopisten gewissenhafter ausführen und sich ihnen gewachsen zeigen, handelt es sich um *Politici*.

Der Rekurs auf ihre beruflichen Aufgaben und das Resümee ihrer gewonnenen Erfahrungen ist ein Reflex auf die Gattung des Politischen Romans, dessen Auf-machung Beer ja – wie er gleich im ersten Satz der Vorrede formuliert hat – aus modischen Gründen übernommen hat, ohne „gleiche Streiche“ ausführen zu wollen.<sup>159</sup> Ich verstehe diese Formulierung als Absage an die lokalpolitische Stoß-richtung der Riemer’schen Satire; gleichwohl will Beer von dem Interesse für die neue Gattung zu profitieren und deren Popularität explizit weiter steigern. Hin-sichtlich der Themen und verhandelten Probleme handelt es sich beim *Politischen Feuermänner-Kehrer* um eine der für Beer typischen misogynen Satiren, deren Ziel-setzung mit der eines Politischen Romans kompatibel gemacht worden ist, inso-

---

S. 1397. Zur Darstellung sexueller Momente bei Beer vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 175, S. 383 und passim.

<sup>156</sup> Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 174f.

<sup>157</sup> Solbach fasst den erzähltheoretischen Status der Beer’schen Frauenfiguren als „Schrift des Teufels“, die domestiziert bzw. kontrolliert werden müsse, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 383f.

<sup>158</sup> „Was war dann nun unsere POLITICA? Es ware warhafftig kein weltlicher Kunst=Griff / sondern vielmehr eine eyfrige Andacht / durch welche wir alldiesem Unheil entflohen. Dieses und nichts anders hat uns zum politischen Feuermaur=Kehrer gemacht/ nemlich/ daß man die Welt heimlich und in den Hertzen wohl betrachten / ihre Hoheit verachten / und sein Heil in Zeiten bedencken lernet. Hier steckt der Zweck der Zeitlichen Glückseligkeit / weil ein solcher Weg zu dem ewigen Leben führet.“ Beer: *Feuermänner=Kehrer*. [1682] 1997, S. 132.

<sup>159</sup> Vgl. Beer: *Feuermänner=Kehrer*. [1682] 1997, S. 13.

fern das Geschehen gegen Ende in Form einer Lebenslehre der beiden Protagonisten resümiert wird.<sup>160</sup> Die Themen der Erzählung werden dabei indes nicht in pragmatische Handlungsanweisungen überführt, sondern in eine fromme Haltung, die sich am „ewigen Leben“ orientiert.<sup>161</sup>

### c) Johannes Riemer: *Der Politische Stock-Fisch* (1681)

Zum Titelpuffer:

Mit Bezug auf die Ikonographie der *Prudentia* wird insinuiert, dass sich das Lebensglück eines jungen Mannes sowohl seinen Fertigkeiten wie einer gewissen *Thorheit* verdankt (<http://www.pierre-marteau.com/library/g-1681-0001.html>, 29.03.12).

Der ausklappbare Bildtitel wird links von einem angeschnittenen Baum gerahmt und zeigt einen Strand; im Hintergrund ist eine Küstenlandschaft zu sehen. In der oberen Hälfte erscheint eine Banderole, die aus Wolken heraus gehalten wird, mit dem Kurztitel *Der Politische Stock-Fisch*; dahinter ist ein geflügelter Lorbeerkranz platziert. Im Vordergrund ist ein vornehm gekleideter Mann zu sehen, der auf einem gezäumten länglichen Fisch, dem im Obertitel erwähnten *Stock-Fisch*, reitet. Der Fisch wird an den Zügeln von Pallas Athene und einem lachenden Narren, die sich beide dem vornehmen Mann zuwenden, an Land gezogen. Der Mann mit prächtiger Perücke und Degen hat den Blick gesenkt und die linke Hand in einer eher ratlosen Geste erhoben; mit der rechten greift er sich an die Nase.

Diese Geste lässt sich als Aufforderung des *nosce te ipsum* verstehen, die zur Ikonographie der *Prudentia* gehört.<sup>162</sup> Die Erläuterung hebt auf die Orientierungslosigkeit dieses sogenannten Ritters ab, der damit offenbar im sprichwörtlichen Sinn als Stockfisch gilt:<sup>163</sup> „Er weiß noch nicht, wohin das Glück ihn möchte weisen“, hat aber sein Vermögen schon verbraucht.<sup>164</sup> Es sind wi-

<sup>160</sup> Solbach, den Gattungsfragen freilich kaum interessieren, bezeichnet das Titlepitheton schlicht als „unzutreffend“. Er ordnet den *Feuermäuer-Kebrer* den misogynen Satiren Beers aus den Jahren 1680 bis 1685 zu, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 171–191.

<sup>161</sup> Ich folge hier Solbachs These, dass Beer – anders als Weise oder Riemer – „die sexuelle Leidenschaftsverfallenheit nicht als soziales Ordnungsproblem guter *Policy* und säkulares Politikum [fasst], sondern [...] es [sic] eindeutig vor den Hintergrund religiöser Grundsätze“ stellt, Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 175.

<sup>162</sup> Einen ähnlichen Bild- und Argumentationsaufbau weist das Emblem von Bocchius zu einer Sentenz Berguncius' auf: „Acumine, Ratione, Diligentia Bearier Quvis Potest“ („Durch Scharfsinn, Verstand und Umsicht kann jeder glücklich werden“) Hier reitet *Prudentia* auf einem Delphin dem Hafen und dem Olymp entgegen. Vgl. Achilles Bocchius: *Bonon. Symbolicarum*. 1555. IV. Nr. 108; zitiert nach Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1996, Sp. 1553f. – Die Darstellung des auf dem gezäumten Fisch reitenden jungen Mannes ähnelt auch der Personifikation der *Prudentia* auf einem kleinen Holzschnitt, der zum Fluglatt *Ecce prodit in lucem, et videbit* (ca. 1555) gehört: Eine geflügelte Gestalt mit Szepter und Spiegel reitet dort auf einem gezäumten Krokodil. Ein Spruchband mit der Aufschrift EYΔOKIA (Wohlgefallen) verdeutlicht die Wirkungen, die diese Gestalt bei anderen Menschen hervorruft. Vgl. Harms: *Flugblätter*. II. 2. 21997, S. 20f. [II, 10]. – Vgl. auch die nackte Jungfrau mit Speer und Spiegel auf dem Drachen reitend, vgl. Grabes: *Speculum*. 1973, S. 58 [Abb. 26: Henry Peacham: *Minerva Britannia* (1612)].

<sup>163</sup> Als *Stockfische* werden insbesondere verliebte junge Männer bezeichnet, die sich nicht zu helfen – aber auch: nicht zu benehmen – wissen. Riemer interpretiert das Sprichwort in der Vorrede durchaus eigenwillig, was auch im entsprechenden Artikel des Grimm'schen Wörterbuchs erstaunt vermerkt wurde, vgl. Art. *Stockfisch*. In: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 19. Spalte 96, 36 [Der digitale Grimm®].

<sup>164</sup> Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 328,6.

derstreitende Befindlichkeiten wie „Hoffnung / die Gefahr und Armut“, die ihn dazu bewegen, sich von der Göttin der Künste und der personifizierten Torheit führen zu lassen. In diesem Zusammenhang gilt es als *Kunst*, auch Erfolge, die sich „lächerliche[r] List“ – und das meint wohl auch: dummen Scherzen – verdanken, auf die eigene *Klugheit* zurückzuführen.<sup>165</sup> Sein Glück finde man nicht allein mittels Scharfsinn, sondern auch durch gesellige Scherze: „Das Glück will Thorheit haben; Die Klugheit kann allein nicht ihre Kinder laben.“<sup>166</sup> Die zentrale Bedeutung der Lebensklugheit scheint hier in doppelsinniger Weise relativiert. Es wird so getan, als könnten durch die Lektüre auch stocksteife und unbegabte Personen befähigt werden, ihr Glück (insbesondere, so der Titel, hinsichtlich einer erfolgreichen Eheschließung) zu machen. Diesen Aspekt greifen Titel und Illustration eines im gleichen Jahres erscheinenden Nachdrucks verstärkend auf (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:248809W>, 29.03.12); das Titelpuffer besteht aus einem vergrößerten und spiegelverkehrt gegebenen Ausschnitt des Titelpuffers der Erstausgabe.

Das neue Titelpuffer mehrerer Nachdrucke mit geändertem Titel, die in den Jahren 1687–1717 erscheinen,<sup>167</sup> situiert Riemers Werk mittels der Spiegelmetapher stärker im Kontext der Ratgeberliteratur: Zentrales Stichwort des neuen Titels (*Der verliebte Solande, und die gegenliebende Floramene, das ist: Hellpolierter Liebes-Spiegel, darinn sich ein noch ungeübter Liebhaber wol besehen [...] könne*) wie Mittelpunkt des neuen Kupfers ist nun der Spiegel, der indes nicht die vor ihm stehenden jungen Herren, sondern das Ziel ihrer Wünsche zeigt – eine Frau (<http://www.gbv.de/vd/vd17/12:646067B>, 29.03.12).<sup>168</sup>

Zum Handlungsverlauf:

Protagonist des Romans ist *Solande*, der Sohn des Statthalters zu Taranta. Nach dem plötzlichen Tod seiner Eltern verpachtet er deren Güter, um selbst nach Frankreich zu reisen, „sich allda geschickt zu machen / dermaleins zu Hofe einen Bedienten abzugeben“ (S. 337,41). Der Roman wird in der Einführung als erster Teil einer – wie in Weises *Näscher* – dreiteiligen Lebensgeschichte angekündigt;<sup>169</sup> im ersten Teil soll es um *Solandes* „Liebe und überaus schwere Heyrath“ (S. 335,13f.) gehen. Auf diesen vorgängigen Rahmen wird indes am Ende der Erzählung nicht mehr rekurriert, sondern den Lesern wird das nächste Werk unter dem Titel die *Politische Mutter Beschwerung* angekündigt.<sup>170</sup> Diese Ankündigung

<sup>165</sup> Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 328,8f.

<sup>166</sup> Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 328,10f.

<sup>167</sup> Es handelt sich nach Krause um die Drucke (b<sup>1</sup> – d) des *Politischen Stock-Fisches*, vgl. Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 505ff.

<sup>168</sup> Der Bildaufbau weist eine gewisse Ähnlichkeit mit Albertinus' *Neu-gefaßten und Polirten Hof=Spiegels* (1683) auf. Vgl. auch Timmermann: *Ziele*. 1994. Anhang, S. 76.

<sup>169</sup> Zu diesem Roman vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 43–69, dort auch die Auseinandersetzung mit der älteren Forschungsliteratur. Zum Beginn des Romans und zur Handlungsführung vgl. auch Krause: *Feder*. 1979, S. 348f. und passim. Er nimmt vage eine „fremdländische Quelle“ der Erzählung an, ebenda, S. 375.

<sup>170</sup> Ein gleichlautender Titel wird auch im Katalog zur Ostermesse 1682 angekündigt, vgl. *Catalogus Universalis*. OMV 1682, [F 2r]. – Allgemein zu den Inkonsistenzen der Darstellung, insbesondere was die Orts- und Zeitangaben betrifft, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 373f. Hier auch der Hinweis darauf, dass sich in der näheren Umgebung des fiktiven Tarantas zwei bei Leipzig gelegene Orte finden, die den zeitgenössischen Studenten sicher bekannt waren.

verweist auch auf die fingierte Schwangerschaft von *Solandes* Braut zurück,<sup>171</sup> die im letzten Drittel des vorliegenden Romans zum spektakulären, geheim gehaltenen Mittelpunkt des Geschehens wird – und letztendlich der Beleg für die die Klugheit *Solandes* ist.<sup>172</sup>

Der Aufbruch des jungen und schönen, darüber hinaus gut ausgebildeten Mannes und reichen Erben findet vor einem konfliktträchtigen politischen Hintergrund statt, insofern die Mitglieder des städtischen Rates von Taranta dem königlichen Statthalter und seiner Familie feindlich gesonnen sind. Das Geschehen wird im Rahmen eines spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen dem regionalen Vertreter eines ungenannt bleibenden Herrschers, d.i. der Vater *Solandes*, Gouverneur *Attalio* (S. 336), und der kommunalen Selbstverwaltung situiert.<sup>173</sup> Gemeinsam mit einem verantwortungslosen Verwalter fungiert diese für *Solandes* Biographie quasi als böse Schicksalsmacht, insofern der städtische Rat von Taranta sein reiches Erbe veruntreut und damit seine Zukunft zu zerstören scheint.<sup>174</sup>

Nachdem er bereits zahlreiche (Liebes-)Abenteuer überstanden hat, hilft sich der nach sechs Jahren aus Paris zurückgekehrte und völlig verarmte *Solande* durch eine von langer Hand eingefädelte Heirat mit *Floramene*, der einzigen Tochter des begüterten königlichen Residenten in Taranta, aus seiner misslichen Lage. Dabei folgt die zwischen *Solande* und *Floramene* entstehende Liebe deutlich dem Kalkül *Solandes*, sich zu saturieren. Trotz seines schlechten Rufes erreicht er schließlich mittels einer von seiner Geliebten simulierten Schwangerschaft nicht nur die

<sup>171</sup> *Floramene* will ihre vielfältigen Schwächeanfalle, mit denen sie eine Schwangerschaft simuliert, als „Mutterbeschwerung“ verstanden wissen, vgl. Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 457,10.

<sup>172</sup> Zu diesem Roman vgl. auch Krause: *Feder*. 1979, S. 310.

<sup>173</sup> Diesen Aspekt bemerkt auch Krause, der Riemer sogleich gegen den Verdacht einer „antibürgerlichen Bewußtseinshaltung“ zu verteidigen sucht, indem er – für alle drei Romane – betont, „[d]ie satirischen Ausfälle gegen die lokalen bürgerlichen Gewalten [...] befürworten vielmehr die ökonomischen Prinzipien des bürgerlichen Nationalstaates, der auf den wirtschaftlichen und administrativen Zentralisationsbestrebungen des Absolutismus aufbaute.“ Demgegenüber ist zunächst einmal darauf zu beharren, dass Riemer mit seinen Angriffen auf lokale bürgerliche Institutionen die ideologische Perspektive der zentralen Staatsgewalt und eben auch die der (zukünftig) in ihrem Dienste stehenden Beamten einnimmt. Während festzuhalten ist, dass Riemer damit auch den Bedürfnissen seiner Schüler und Studenten nach sozialer Distinktion nachkommt, scheint mir die Einrichtung eines bürgerlichen Nationalstaats außerhalb seines Argumentationshorizontes zu liegen. Krause: *Feder*. 1979, S. 308f.

<sup>174</sup> Als Motiv für das Verhalten des Rates wird anfangs angeführt, *Attalio* hätte in seiner Funktion als regionaler Statthalter der Staatsgewalt dem Rat „manchmal die Politischen Daumensücker angeleget / daß Geld und Respect springen müssen“ (S. 338,8f.); aus diesem Grund schwört ein Ratsmitglied gleich zu Beginn der Erzählung der Familie *Attalios* lebenslange Feindschaft. Gegen Ende wird jedoch kein persönliches Motiv mehr gebraucht, sondern auf ein „wieder die Gerechtigkeit der Völker“ gehendes Gesetz verwiesen, mit dem der städtische Rat solches Einziehen von Gütern allgemein zu legitimieren suche (Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 415,42).

Zustimmung ihres Vaters in die Ehe, sondern verhindert auch die Enterbung seiner Braut.

Riemer hat seinen Roman mit vielen erfolgsversprechenden Ingredienzien gespickt: mit über den Text verteilten Anspielungen, die sich aus dem Ressentiment gegen lokalpolitische Institutionen speisen; mit misogynen, anzüglichen und kriminellen Stimuli, die im Einflussbereich des französischen Hofes situiert werden; und mit einem bei den weiblichen Figuren äußerst begehrten Protagonisten aus adliger Familie, der nicht studiert, sondern Theater spielt und schließlich kühl kalkuliert, um sich mittels einer äußerst vorteilhaften Heirat erfolgreich aus allen Schwierigkeiten des Lebens zu helfen.

Der Roman beginnt mit *Solandes* abenteuerlicher Reise nach Paris, wo er des Mordes verdächtigt und verurteilt wird. Das Geschehen wirkt verworren, wahrscheinlich sollten zu viele Aspekte faktischer und literarischer Provenienz integriert werden: Der Diebstahl des mit ihm reisenden Dieners *Lappman*; Falschaussagen und Bereicherungsabsichten des heimischen Verwalters *Furarius*; die eigene Dynamik sich ausbreitender Gerüchte, *Solande* sei als Widersacher des Königs und Verräter hingerichtet worden, die dazu führen, dass der städtische Rat seine Güter an sich zieht, um diese – notabene gegen Wein – zu verkaufen.

Tatsächlich ist *Solande* durch unglaubliche Zufälle freigekommen, die Gerüchte, die sich nun um seine Person ranken, machen ihn allerorten, besonders unter den Französischen und am Hofe des französischen Königs, zum gern gesehenen Gast. Hinzu kommt der Kontakt mit einer „Compagnie vortrefflicher Comoedianten“; *Solande* schließt sich ihnen an, agiert auf der Bühne „einen Liebhaber“ und gewöhnt sich insgesamt ein „unordentliches Leben“ an (S. 346).<sup>175</sup> Er spielt die Rolle des „verliebten Roderico“ so überzeugend, dass er von den Zuschauerinnen Liebesbriefe erhält. Einige der Briefe werden zitiert; bei dieser und anderen Gelegenheiten verweist Riemer die interessierten Leser an seinen *Lustigen Redner* weiter.<sup>176</sup> Anfangs sucht *Solande* nicht die „Wollust [...], sondern vielmehr [...] nur sein Auskommen“ (S. 350,26). Ein anderer Schauspieler namens *Stolbio*, „ein loser Gast“ (S. 363), verkleidet sich als *Solande* und schwängert eine seiner Verehrerinnen, die Magd *Kunckelia*.

Die Truppe zieht zum königlichen Beilager nach Driali, wo *Solande* sich in *Castrette*, die junge Gattin eines 60-jährigen, verliebt. Hier und an anderen Stellen diskutiert Riemer mittels anzüglicher Metaphern die sexuellen Aspekte derartiger Verhältnisse.<sup>177</sup> Durch die Begegnung mit

<sup>175</sup> Die Schwächen *Solandes* und seine Aktivitäten als Schauspieler verführen Krause zu der irreführenden und den Text dekontextualisierenden Behauptung, „der Politische Stock-Fisch berührt sich in wesentlichen Punkten mit Goethes Wilhelm Meister“, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 370.

<sup>176</sup> In diesem Zusammenhang findet sich auch das „mit allen Mitteln der Häßlichkeitstopik“ gestaltete Portrait einer Absenderin namens *Moirette*, von dem Krause aus unerfindlichen Gründen behauptet, hier und an anderer Stelle gehe es Riemer darum, „per contrarium das Liebesideal der Empfindsamkeit zum Ausdruck“ zu bringen. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 386.

<sup>177</sup> Von *Castrettes* Mann bemerkt er, dass er zwar noch am Ringrennen bei Hofe teilnehmen konnte, „[a]lleine bei denen Exercitiis welche dem Frauenzimmer an meisten belieben / mochte sein Vermögen nicht allerdings zulangen. Auf die Reutschule konte er gar nicht mehr kommen / viel weniger alleine zu Pferde steigen: Darinnen er seiner Castrette sehr mißfällig worden / als welche von einer dergleichen geschwinden und öffteren Resolution, gar viel hielt.“ (Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 373,19ff.) – Auch Krause bemerkt, dass Riemer „mit einer unterschwelligten Erotik“ arbeitet, hält diese aber lediglich für ein Mittel, um „das empfindsame Geschehen“ zu grundieren. Demgegenüber scheinen mir die gebotenen „erotischen Schwingungen“ wesentlich zu den erfolgsversprechenden Faktoren dieser studentischen Unterhaltungsliteratur zu gehören. Insofern muss die von Krause hinsichtlich Riemer'scher Figuren gemachte Feststellung, Jugendlichen werde „durchaus erotische Lizenz zugestanden“ eben auch

*Castrette* wird *Solandes* bisherige „Keuschheit“ bedroht. Nach einigen retardierenden Momenten landet er in ihrem Bett, allerdings so betrunken, dass *Castrettes* Zärtlichkeiten ihn nicht zu wecken vermögen. Der Ehemann *Castrettes* kehrt heim, bevor es zum Beischlaf kommen kann, *Solande* wird von ihr in einer Geldtruhe versteckt. In der Nacht bricht ein Feuer aus, und der Hausherr befiehlt, die Kiste im Keller des Hauses in Sicherheit zu bringen. Das Haus stürzt über *Solande* zusammen, bewusstlos wird er nach dreizehn Tagen aus den Trümmern gerettet. Nach seiner Genesung bricht *Solande* zwar den Kontakt zu *Castrette* ab, nimmt aber durchaus Geld und Geschenke als Entschädigung an.

*Solande* reist nun nach Malvi, um seinem Vaterland näher zu kommen. Ihm ist indes die Rückkehr verwehrt, da die Mohren in Taranta wüten. In Malvi trifft er *Stolbio* wieder; *Solande* liest erbauliche Schriften und bereut seine Fehler, sie besuchen eine katholische Messe. In der Kirche lernt *Stolbio* *Furantine* kennen, von der er sich verführen und berauben lässt.<sup>178</sup> *Solande* gelingt es dann, *Furantine* zu überlisten – und ihr etwas von ihrem Diebesgut wieder abzunehmen. Daraufhin verlassen *Stolbio* und *Solande* fluchtartig die Stadt, weil sie von *Furantines* Räuberbande verfolgt werden.

*Solande* kommt seinem Vaterlande wiederum etwas näher, doch müssen *Stolbio* und er aufgrund eines Waffenstillstandes in einem Grenzort namens Triviamba verweilen. Es folgen unterschiedliche Episoden: *Solande* begegnet einem einfältigen Ratsherrn namens *Wurmius*, der bei seinen Entscheidungen im Rathaus „keine Verantwortung“ übernimmt, weil er „nichts als Ja“ sagt (S. 407,34f.). Während einer Tauffeier wirbt ein einfältiges Mädchen um *Solande*; später wird das Haus von Banditen brutal angegriffen. Sie handeln im Auftrag *Furantines* und können nur mühsam in die Flucht geschlagen werden. Einem verlorenen Brief ist zu entnehmen, dass *Furantine* befiehlt, *Solande* weiter zu verfolgen und eine Belohnung auf seinen Tod ausgeschrieben hat. Daraufhin lässt sich *Solande* als „ein Weiber=Trauerkleid“ machen, verbindet das Gesicht wegen vermeintlicher Zahnschmerzen und gibt sich als eine „Lieutenantin aus Taranta“ aus (S. 413,27). In weiblicher Gestalt besteigt *Solande* ein Schiff, um nach Taranta zu gelangen. Während der Schiffsreise verliebt sich der oberste Räuber zu Triviamba in die stattliche „Lieutenantin“; es kommt zu kämpferischen Auseinandersetzungen unter den Reisenden.

Nach sechsjähriger Abwesenheit erreicht *Solande* schließlich wieder Taranta, wo durch den König von Cavette inzwischen auch die Mohren erfolgreich zurückgeschlagen worden sind. *Solandes* Güter sind indes aufgrund eines „wieder die Gerechtigkeit der Völker lauffenden“ Gesetzes vom Rat eingezogen und verkauft worden (S. 415,42), so dass er völlig verarmt ist. Er kehrt in einem städtischen Gasthof ein, lebt von dem übriggebliebenen Geld, das er von *Castrette* erhalten hatte, ärgert sich über die allgegenwärtige Verachtung seiner Person und trinkt „manche Kanne Wein aus Desperation“ (S. 416,32). Seine Zukunftschancen sind gering, insofern sich mit seinen erworbenen Fertigkeiten kaum Geld verdienen lässt:

„Denn seine Künste waren so beschaffen / daß sie zwar eine Person angenehm und beliebt machen / von ihm aber zu keiner Profession, ausser Hoff=Diensten / konten gebraucht werden. Tantzten / fechten / Lautenspielen / stund ihm sehr wohl an; Alleine damit konte er weder Brodt noch Wein verdienen.“ (S. 416f.)

In dieser Situation verfällt *Solande* auf den „wunderlichen Vorsatz [...] seine Hülffe in einer Heyrath zu finden“ (S. 417,10f.).<sup>179</sup> Damit beginnt die letzte Phase des Romans: *Solande* wirft sein Auge auf *Floramene*, die Tochter des königlichen Residenten von Taranta. Er investiert sein restliches Geld, um bei der nächsten Hochzeit, veranstaltet für die Tochter eines königlichen Hof-

---

hinsichtlich des jugendlichen Publikums dieser Texte gelten. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 317f. An anderer Stelle konzidiert Krause durchaus, dass „diese Episoden nur lose mit der Thematik des Erwerbs von Lebenserfahrung verbunden“ sind, ebenda, S. 351f.

<sup>178</sup> Auf diese Episode wird im Roman *Die Politische Mause-Falle* verwiesen, vgl. Teil C, Kapitel II. 3.

<sup>179</sup> Das folgende Geschehen entwickelt sich also aus der Absicht *Solandes* heraus, einen Statusverlust zu verhindern und seine Existenz gleichermaßen materiell und sozial abzusichern. Krause beurteilt diese Handlungsmotivation falsch, wenn er bemerkt, *Solande* und *Floramene* betrieben „aktiv ihre Selbstverwirklichung gegen die gesellschaftlichen Widerstände“. Krause: *Feder*. 1979, S. 323.

rates, einen glänzenden Brautdiener abgeben zu können. Bereits am ersten Tag des Festes gelingt es *Solande* vor allen anderen Kavalieren, bei *Floramene* einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Am frühen Morgen des zweiten Tages überzeugt *Solande* seine adeligen Neider im Duell. An diesem Tag versprechen *Floramene* und *Solande* einander ihre Liebe, *Floramene* schenkt ihm einen Ring.

Nach dem Ende der Hochzeit sind *Solandes* finanzielle Mittel erschöpft; doch einige Zufälle verketteten sich nun in günstiger Weise: Beispielsweise fallen ihm bei der Lektüre von Lipsius' *De Constantia* drei Dukaten entgegen, mit denen sich ein Geschenk für *Floramene* finanzieren lässt. Beide wechseln Briefe – und es kommt zu einem weiteren Treffen, doch dann häufen sich die Schwierigkeiten, auch aufgrund des schlechten Rufes, den *Solande* hat: Die Mutter *Floramenes* begünstigt die Werbung eines weiteren Freiers namens *Arundell*. Bei einem Ausflug in einen Lustgarten prügelt und duelliert sich *Solande* mit einigen arroganten Kavalieren, die ebenfalls um *Floramene* werben wollen; die Auseinandersetzung fordert ein Todesopfer. Später entsteht das Gerücht, *Floramene* sei von ihm durch einen Liebestrank bezwungen worden. Als die Eltern ihre Tochter bei einem Treffen mit *Solande* ertappen, lässt *Floramenes* Vater *Solande* für ein Jahr heimlich gefangen setzen. *Floramene* beginnt währenddessen an *Solandes* Treue zu zweifeln; als ein neuer Freier namens *Armatim* erscheint, verfasst *Floramenes* Vater ein fingiertes Trauergedicht auf *Solande*, um die Chancen dieses reichen adligen Witwers zu befördern. Nach vierwöchiger Trauer willigt *Floramene* in die Bindung ein.

An dem Tag, an dem in Taranta das Beilager zwischen *Armatim* und *Floramene* vollzogen werden soll, entlässt *Floramenes* Vater *Solande* aus der Haft. *Solande* begegnet in der Kutsche nach Taranta einer Konkubine namens *Calmitosa*, die Anklage gegen *Armatim* erhebt, weil er bereits mit ihr verheiratet sei. Das Beilager wird aufgeschoben. *Solande* schreibt *Floramene*; aufgrund der sich überstürzenden Ereignisse erleidet *Armatim* einen tödlichen Schlaganfall. Die Familie des königlichen Residenten weigert sich weiterhin, *Solande* als Bräutigam ihrer Tochter zu akzeptieren; lieber sähen sie *Floramene* in einem Kloster. *Floramene* gelingt es nun nicht nur, Zeit zu gewinnen, sondern auch, *Solande* während einer unverhofften Kur ihrer Eltern ins Haus kommen zu lassen. *Solande* kommt und verbringt die Nächte auf einem Stuhl, wo er „eine Klugheit [ersinnt]/ um welchen er verdienet / daß ich ihn einen listigen und klugen Stock=Fische nenne“ (S. 455,30): Nun folgt mit der vermeintlichen Schwängerung der Geliebten ein in den Politischen Romanen mehrfach variiertes Motiv, mit dem die Eltern der Geliebten erpresst werden sollen.<sup>180</sup> *Solande* vereinbart mit *Floramene*, sie möge vorgeben, von ihm geschwängert worden zu sein; er setzt ihr einen Brief auf, in dem sie darum bittet, den Kindsvater heiraten zu können. *Solande* kommt bei einem mit ihm verwandten Geistlichen namens *Avarus* unter; in dessen Haus der königliche Resident keine Gewalt hat (S. 464,8f.). *Avarus* gelingt es dann schließlich, von dem widerstrebenden Vater eine schriftliche Zustimmung zur Ehe zwischen *Solande* und *Floramene* zu erhalten, bei Beibehaltung ihres Erbenspruchs.<sup>181</sup>

Es kommt zu einem unglaublichen Sinneswandel der Eltern und zu einer prächtigen Hochzeit. Doch einen Tag vor der Heirat erscheint die Magd *Kunckelia*, die einst ohne ihr Wissen von *Stolbio* geschwängert wurde, mit einem dreijährigen Sohn – und verklagt *Solande*. *Stolbio* bekennt die Tat; die Magd wird mit 50 Talern entschädigt. *Stolbio* verbindet sich nun mit *Calmitosa*, der ehemaligen Konkubine. Außerdem meldet sich *Bastinna*, eine treue Magd *Floramenes*, die den Gärtner ehelichen will. So können am Ende drei Hochzeiten gefeiert werden, wobei gleich bemerkt wird, dass alle drei Frauen nach einem Vierteljahr einen gesunden Sohn gebären.

<sup>180</sup> Dieser Plan gilt auch darum als klug, weil er den materiellen Interessen Solandes eher entspricht als beispielsweise eine Entführung, die zu einer Enterbung *Floramenes* geführt hätte, vgl. Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 455,21. Dazu auch Krause: *Feder*. 1979, S. 311.

<sup>181</sup> Die Episode variiert die niederländische Erzählung in Philipp von Zesens *Adriatischer Rosemund*, vgl. Zesen: *Sämtliche Werke*. Unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid herausgegeben von Ferdinand van Ingen. IV/2. Band: *Adriatische Rosemund*, Berlin/New York 1993, S. 1-281, hier das VI. Buch, S. 265ff.

Abschließend empfiehlt der Autor „Solandens Klugheit zur Heyrath“ seinen Lesern (S. 467,39). Die formulierte Lehre, „daß ungekränckte Keuschheit und rein Gewissen eines unbefleckten Lebens“ es erleichtern, zu persönlichem Glück zu gelangen, lässt sich allerdings gerade nicht mit dem Exempel *Solandes* belegen; das konzidiert auch der extradiegetische Erzähler. *Solandes* vor-eheliches Verhalten wird indes vor allem den Frauen angelastet, insofern er sich „durch geiler Weiber süß Gethöne [...] in das Netz der Wollust“ habe verstricken lassen (S. 468,6).

#### d) Johann Beer: *Der Politische Bratenwender* (1682)

Zum Titelpuffer:

Unter Rekurs auf die sprichwörtliche Redensart vom Teufelsbraten und auf die Ikonographie des Indianers wird listenreiches wie einfältiges Verhalten gleichermaßen verurteilt.<sup>182</sup>

Das theatrale Elemente aufnehmende Titelpuffer zeigt einen angeschnittenen Raum mit großem Fenster, das den Blick auf eine Gebirgslandschaft freigibt. Innen wendet ein schwarzer Teufel einen aufgespießten Teufel über dem Feuer. Davor ein kleiner Teufel mit Blasebalg. Rechts vom Feuer ein Mann mit Spitzbart und in eher verlumpter Kleidung, ein Schwert an der Hüfte, einen Hut mit langen Federn auf dem Kopf. Er weist mit der rechten Hand zum Fenster hin, auf dessen Sims ein Affe sitzt. Draußen ist durch das Fenster ein dunkelhäutiger, mit Lendenschurz und Federkopfschmuck bekleideter Mann zu sehen, der mit Pfeil und Bogen nach einer Zielscheibe schießt, deren Zentrum ein Herz bildet. Ganz oben flattert ein Vorhang, auf dem der Obertitel *Der Politische Bratenwender* zu lesen ist. Unter das Bild ist der Spruch gesetzt: „Zu wenig und Zu viel Ist des Teuffels Spiel.“<sup>183</sup>

Es geht erkennbar um die Verurteilung extremen Verhaltens, in diesem Zusammenhang stünde die Figur des nackten, wilden Indianers, der nach dem Herzen zielt, gemäß ihrer seit Columbus' Bericht topisch gewordenen Konnotation für eine „negativ besetzte Leidenschaftlichkeit“.<sup>184</sup> Die Figur des teuflischen Bratenwenders wie das Motiv des Teufelsbratens selbst rekurren auf die Vorstellung von der Hölle als Teufelsküche; eine Vorstellung, die das Höllenfeuer und die darin büßenden Verdammten veranschaulicht.<sup>185</sup> Zum allgemeinen Bildhintergrund gehört die Aufforderung, *Mediocrität* zu üben, wie sie auch bei Christian Weise und in zeitgenössischen Verhaltenslehren zu finden ist, doch bleibt deren genauer Bezug zum Bildinhalt unklar. Immerhin lässt sich festhalten, dass politisches Verhalten in einen teuflischen Kontext gestellt wird.<sup>186</sup>

<sup>182</sup> Das Titelpuffer findet sich u. a. in: Beer: *Werke*. Band 6. Bern [usw.] 1997, S. 140.

<sup>183</sup> Vgl. die frappierende Ähnlichkeit mit der Darstellung der Heiden und Kannibalen bei Abraham Roger: *Offene Thür*. 1663. Nach Kunze orientiert das von Christoph Arnold übersetzte und erstmals 1651 in Leiden erschienene Werk über fremde Länder und speist sich aus einer „Mischung von Wissensdrang, Freude am Gruseln und christlich-abendländischer Überlegenheit über andere Religionen“, Kunze: *Geschichte*. 1993, hier Band I, S. 472; Band II, Abb. Nr. 333f., S. 358.

<sup>184</sup> Ich folge hier der Argumentation Neubers, der am Paradigma der Figur des Indianers weiter ausgreifende Überlegungen zur Theorie der Emblematik formuliert, vgl. Neuber: *Zur Topik*. 1990, hier S. 255.

<sup>185</sup> Vgl. den bei Röhrich (leider ohne Herkunftsnachweis) abgebildeten Kupferstich zu den Redewendungen *In des Teufels Küche kommen* und *Teufelsbraten*. Hinten rechts ist eine gespickte menschliche Gestalt am Bratspieß über dem Feuer zu erkennen, Röhrich: *Lexikon*. Band 5. 1991, S. 1614 (untere Abbildung). Zur ikonographischen Tradition der Bratenmetaphorik vgl. das bei Harms abgebildete politische Flugblatt *Des Teuffels Gar kuchen* aus dem 16. Jahrhundert, Harms: *Flugblätter*. II.2. 21997, S. 90f. [II, 45a].

<sup>186</sup> Auch der Affe scheint eher teuflischer als närrischer Provenienz zu sein. Zur Identität von Affe und Teufel bzw. zum Affen als „Zerrbild des sündigen Menschen“ vgl. Schenda / Schenda: Art. *Affe*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 1. 1977, Sp. 137–146.

Zum Handlungsverlauf:

Bei Beginn der homodiegetischen Erzählung hat der Aufbruch des Protagonisten bereits stattgefunden; er ist negativ motiviert, denn *Schmutzküttel* hat seine Stelle verloren. Bald folgt eine weitere Flucht, auf der er den Pagen *Habenicks* trifft. Dieser (nicht der Protagonist, der von nun an *Bratimerus* genannt wird und damit das Pseudonym des Autors übernimmt) beschließt, die Leute genauer zu beobachten, weil er genauer verstehen will, wie Arme von Reichen ausgenützt werden und wovon die Reichen profitieren. Die Explikation dieses Erzählzwecks erfolgt spät, vorrangig scheint die pikareske Perspektive. Dabei folgt die Handlung generell dem unterprivilegierten *Schmutzküttel* alias *Bratimerus* – der entweder hinausgeworfen wird oder meint, fliehen zu müssen – auf mehreren Stationen seines Weges. Ein Stellenangebot für *Bratimerus* durch einen Kaufmann hat sich bereits als illusorisch erwiesen, als das Geschehen schließlich unvermittelt mit der Gegenwart dessen kongruiert, der erzählt. Damit erscheint der Schluss des Romans auf demonstrative Weise kontingent: Für den Erzähler ist es Zeit, schlafen zu gehen – und damit bricht die Erzählung ab; diesem äußeren Beweggrund korrespondiert kein inhaltliches Motiv. Die abschließende Bitte des Erzählers rekurriert beiläufig auf einen gattungsgenerierenden didaktischen Impetus, insofern sich die Leser „mit diesen Tractätgen von der Ausmargeley des Fettes / so aus den Armen gesogen“ belustigen sollen.<sup>187</sup>

### e) E. I. C. P. N.: *Die Kluge Trödel-Frau* (1682)

Zum Titelkupfer:

Das Titelkupfer zeigt, wie eine Trödlerin vor ihrer Bude sitzt und einer jungen Kundin eine Herrenhose verkauft (<http://www.gbv.de/vd/vd17/7:645633E>, 12.03.12). Die Szene ist doppeldeutig: Der Griff der vornehmen Kundin nach der Hose drückt auch ihr sexuelles Verlangen aus; die alte Trödlerin bietet mit der Herrenhose zugleich ihre kupplerischen Dienste an.<sup>188</sup>

Gezeigt wird eine an einer Hauswand aufgestellte Bude, vorne rechts sitzt eine bucklige ältere Frau mit Brille und Stock auf einem Schemel. Darunter ist ein kleiner Ofen zu sehen, der sie wärmt. Die Trödlerin verkauft einer jungen Frau, die sich mit einem Fächer frische Luft zufä-

<sup>187</sup> Zu diesem Roman zuletzt Solbach, der auch die vorangegangene Forschungsliteratur nennt. Solbach interessieren vor allem erzähltheoretische Fragen, vgl. Solbach: *Johann Beer*. 2003, S. 191–202.

<sup>188</sup> Vgl. auch das Flugblatt *Satyrisches Gesicht*, das einen Kampf unter Frauen um den ersehnten Mann als Kampf um eine Männerhose darstellt. Harms: *Flugblätter*. Band I, 1. 1985, I, 148 S. 306. Bei Harms und Coupe weitere Beispiele für diese Darstellungstradition, vgl. Coupe: *Broadsheet*. 1966–67. Band II. Abb. 124f. Diese Darstellungstradition spielt mit der metaphorischen und metonymischen Bedeutung der Männerhose und setzt somit die Wünsche imaginerter Frauen nach Sexualität, Potenz und Macht ins Bild.

chelt, gerade eine Männerhose. Eine weitere Frau, vom linken Bildrand angeschnitten, steht im Hintergrund. Vor der Trödelbude liegen verschiedene Schuhe, unter dem Dach hängen einige Zupf- und Streichinstrumente, an Stangen hängen Hüte, Mäntel, Hosen, Stiefel. Oben links ist eine Banderole mit dem Obertitel *Die Kluge Trödel-Frau* zu sehen.

Die Illustration wird nicht erläutert, obwohl sich eine solche Erklärung angeboten hätte, um Bezüge zu Christian Weise herzustellen, von dem die Idee zu einem Buch mit dem Titel *Die Politische Trödel-Frau* ja stammt.<sup>189</sup> Möglicherweise war die grundlegende Referenz auf Weises Werk für das Publikum der Politischen Romane so selbstverständlich, dass sie nicht mehr eigens thematisiert werden musste; die Illustration bereitet die Leser jedenfalls gegen Weises ausdrückliche Intentionen vor allem auf sexuelle Konnotationen der Darstellung vor; sie ist damit ein Beispiel dafür, dass Weises Vorlagen in gattungsgenerierender Absicht – im wortwörtlichen Sinne – gebraucht werden, ohne in inhaltlicher oder typologischer Hinsicht an sie anzuknüpfen.

Zum Handlungsverlauf:

Die ersten drei Kapitel der Erzählung bilden eine Kontrafaktur zu Johann Beers im gleichen Jahr erschienenen Roman *Der Politische Bratenwender*.<sup>190</sup> Eine Frau, die nun zur Trödlerin geworden ist, erzählt von ihren Erlebnissen als Angestellte eines adligen Haushalts; später werden ihre Tochter und weitere Familienmitglieder sowie einige Kunden eingeführt. Mit diesem Personal werden die verschiedenen Episoden bestückt, die sich in drei größere Handlungsstränge gliedern lassen: die Vorgeschichte der Trödlerin, die voreheliche Schwängerung ihrer Tochter und schließlich die Fahrt des Händlerehepaars zur Frankfurter Messe. An diese Episoden, in denen mehrere Male auf den ebenfalls im gleichen Jahr erschienenen Roman *Der Politische Grillenfänger* alludiert wird, lagern sich lose weitere satirische Szenen an.

In der gegenüber Beer gestrafften Geschichte bleiben einige Momente unklar; vor allem aber ist die intradiegetische Erzählerin anders angelegt als Beers ebenfalls intradiegetischer Erzähler namens *Schmutz-küttel*.<sup>191</sup> Beers Figur verlässt sich vorrangig auf eigene Fertigkeiten und erst dann auf göttliche Gnade und menschliche Barmherzigkeit. Von diesem sich selbst ermächtigenden wie ironisierenden Erzähler unterscheidet sich das wiederholt artikulierte, keiner Ironie zugängliche Gottvertrauen der Trödlerin sehr deutlich. In der *Trödel-Frau* werden

<sup>189</sup> Weise: *Bericht*. 1680, S. 115f. Vgl. dazu oben Kapitel B. II. 2.

<sup>190</sup> *Der Bratenwender* erschien wahrscheinlich zur Ostermesse, vgl. die Ankündigung im *Catalogus Universalis*, Ostermesse 1682, [E 4r]. *Die Kluge Trödel-Frau* taucht nicht in den Messkatalogen auf; das Erscheinungsdatum des *Politischen Bratenwenders* ist der Terminus post quem. Auf die Verbindungen zwischen dem *Bratenwender* und der *Trödel-Frau* hat bereits Richard Alewyn hingewiesen; er zeigt auch, dass der hinter dem Pseudonym E.I.C.P.N. verborgene Autor der *Trödel-Frau* wusste, dass Johann Beer den pseudonym erschienenen *Bratenwender* verfasst hatte. E.I.C.P.N. spielt in der Vorrede auf Beers Verfasserschaft an; vgl. Alewyn: *Johann Beer*, 1932, S. 99f.

<sup>191</sup> Alewyn äußert sich nicht zu Status und Spielraum der verschiedenen Protagonisten, sondern bemerkt zur *Trödel-Frau* lediglich, es werde „nicht ganz klar, ob der Verfasser nur ein heimliches Plagiat oder eine öffentliche Anlehnung oder gar eine Art Parodie vorhatte“. Alewyn: *Johann Beer*, 1932, S. 99.

literarische Inkonsistenzen generell mit Verweis auf göttliches Walten befriedet. Insgesamt ist der Roman durch abrupte Perspektivwechsel und das unvermittelte Auftauchen funktionaler Figuren gekennzeichnet. Der Handlungsverlauf scheint an außerliterarischen Motiven orientiert: Streng an den Kapitelgrenzen orientiert, wird das Geschehen von vorübergehend erscheinenden Figuren kommentiert, die anspielungsreiche Namen tragen und mehr oder weniger gelehrte Quellen zitieren. Das Verfahren lässt erkennen, dass die Erzählung mittels Zettelkasten oder *Loci communes*-Sammlungen verfertigt wurde. Grundsätzlich handelt es sich hier um die Geschichte einer Trödlerfamilie, die nach einigen Orts- und mehreren Szenenwechseln mit einer erfolgreichen Stellenvermittlung endet. Das glückliche Ende entspricht dem positiven Gestus der meisten Politischen Romane, doch den vorausgegangenen Episoden bleibt dieses Ende nicht nur äußerlich; vielmehr widerspricht seine Handlungslogik der der Binnenerzählungen. Das fürsorgliche Handeln der städtischen Obrigkeit, das es dem ruinierten Händlerhepaar ermöglicht, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, entspricht zwar einem allgemeinen Interesse der Gattung an einer *guten Policey*, aber dieses ordnungspolitische Fazit wird in keiner Weise mit den christlichen Prämissen und Positionen des Gottvertrauens, die die Figuren dieses Romans für sich in Anspruch nehmen, vermittelt.

Der Text enthält viele Flüchtigkeitsfehler, die offenbar von der Vorlage übernommen wurden; das Manuskript wurde vermutlich vor dem Druck nicht korrigiert. Insgesamt entsteht der Eindruck, als werde hier auf das Gattungsmodell des Politischen Romans rekuriert, um einen aktuellen, anspielungsreichen Text zu verfassen, in dem sich anstößige Stellen wie christliche Wahrheiten finden lassen.

Der Roman scheint in medias res zu beginnen: Erst nachträglich stellt sich heraus, dass es sich bei den unvermittelt erzählten Erlebnissen (S. 1–30)<sup>192</sup> nur um eine Binnenerzählung der Trödlerin handelt, die von einem – unzuverlässigen – Erzähler aufgezeichnet wurde (S. 30). Die Trödlerin erzählt, sie habe ihre Stelle als Käsekonditeurin bei einer adligen Herrschaft verloren (S. 1–5). Die Herrin sei geizig, das Gesinde gierig gewesen. Während einer Geburtstagsfeier kollidieren Geiz und Repräsentationsbedürfnis der adeligen Dame: Die Verpflegung mit Speisen und Getränken sei unzureichend gewesen, und in misslingender Nachahmung fürstlichen Divertissements habe sich die sogenannte „Endenflöherin“ zur Närrin machen lassen müssen. Sie sei völlig entkleidet und mit Pech beschmiert worden, dann habe sie sich im Dreck herumgewälzt, bis sie „einen vernünftigen Menschen nicht mehr ehlich sahe“ (S. 4). Als Käsekonditeurin habe sie sowohl Käse machen als auch die Hunde dressieren müssen (S. 5); angesichts dieser Aufgaben bedauert sie den Verlust ihrer Stelle kaum.<sup>193</sup> Der maßlose Geiz ihrer ehemaligen Herrin wird durch eine weitere Episode illustriert (S. 5–11): Einst habe ein Gast von einem

---

<sup>192</sup> E.I.C.P.N.: *Trödel-Frau*. 1682.

<sup>193</sup> Vgl. die entsprechende Stelle bei Beer: *Bratenvender* [1682] 1997, S. 147,2ff.

Land erzählt, in dem es Menschen mit acht Fingern an jeder Hand und größere Tiere gebe. Die Herrin habe interessiert zugehört und sofort solche Wesen einstellen wollen, um sie effektiver und gewinnbringender für sich arbeiten zu lassen.<sup>194</sup> Über das Trinken und Rauchen bei Tisch habe sie sich weniger aus moralischen als aus ökonomischen Gründen geärgert (S. 5f., 9f.). Mit ihren Allüren habe der „Schabhals [...] über 1000. Mägde und mehr als 3000. Knechte“ (S. 11) aus dem Haus getrieben.<sup>195</sup> Sie selbst, so die intradiegetische Erzählerin, sei entlassen worden, weil sie Fieber gehabt habe und – so ist hinzuzufügen – arbeitsunfähig war. Nun vertraut sie sich und ihr weiteres Schicksal Gott an.<sup>196</sup> An ihrem Weg liegt ein Dorf, dessen größtes Haus mit etlichen Hirschgeweihen versehen gewesen sei: Vermutlich, so überlegt die Erzählerin, handelt es sich um eine „Hanreh [!] Schencke“ oder das Haus eines betrogenen Ehemannes (S. 13).<sup>197</sup> Sie sei auch an einem außerordentlich großen Stein vorbeigekommen, dessen Herkunft ihr ein vorbeikommender Reiter erklärt habe: Einst sei dort ein Riese vorbeigegangen, den der Schuh gedrückt habe. Als er den Schuh ausgezogen habe, sei dieser Stein herausgefallen. Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte wird nicht kommentiert; doch der Reiter, der unterwegs nach Schmalallendorf ist, erweist sich dann als einfältiger Mensch: Er hat seine große Geldtasche anderen Reitern überlassen, um sein Pferd zu entlasten (S. 13f.). [Kap. I–III; S. 1–15]

<sup>194</sup> Das Motiv wird gegenüber Beer modifiziert; der Verweis auf die Lektüre Plinius', der bei Beer vorführt, dass alle Interessen, auch die an antiker Bildung, vom Geiz absorbiert werden, wird getilgt. Vgl. die entsprechenden Äußerungen *Schmutzküttels* über seinen ehemaligen Herrn: „Er hielt 8. Gesind sein Vieh und das andere Hauswesen zu versehen / und als er einsmahls im PLINIO lase / daß etliche Völcker unter der ZONA TORRIDA mehr Finger / als andere Leute / an der Hand hätten / war er schon Willens solche zu seiner Arbeit zu verschreiben. Die Pferde hatten ihm zu wenig Füsse / und die Menschen zu wenig Hände / seine Geschäfte zu befördern [...]“, Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 147. In der *Klugen Trödel-Frau* wird Plinius' Geschichte von den Völkern der *Zona Torrida* zur Lügengeschichte, die geglaubt wird, weil angesichts von Geiz und Gier jegliches Reflexionsvermögen erstirbt. Ungeklärt bleibt, ob der vornehme Mann mit seiner Erzählung eine spöttische Absicht verfolgt. In der *Trödel-Frau* heißt es: „In den Gespräch erzählete unter andern der frembde Edelman / wie in seinem Vaterlande Leute wären / die an einer Hand 8. Finger hätten / und Schaaffe und Kühe / denen man die Butter aus dem Leibe gleich nehmen könnte / und sie also gleich essen / it. Tauben die so groß / als hier bey uns eine Ganß und Ziegen / die wie ein Polischer [!] Ochse. Als sie dieses hörte / spannte Sie trefflich mit denen Ohren / und machte viel Stirn=Runtzeln / wolte Leute mit 8. Finger aus des Gastes Vaterlande / ihr verschreiben lassen / damit sie ihr desto mehr arbeiten könnten / wolte sich auch dergleichen Schaaff=Rind und Ziegen Vieh darinne kauffen / und schicken lassen.“ *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 8.

<sup>195</sup> *Schmutzküttel* sagt über seine adlige Herrin: „Sie hatte mehr als 999 Mägde / verstehe nicht zusammen / sondern SUCCESSIVĒ, das ist eine nach der andern [...]“. Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 148,15.

<sup>196</sup> Das an dieser und anderen Stellen artikulierte Gottvertrauen ist eine markante Differenz zur Beer'schen Erzählhaltung. Vgl. die diese Analepse abschließende Passage in der *Trödel-Frau*: „Diese und andere dergleichen Begebenheiten / welche sich täglich bey dem filtzigten Schabhales zutrugten / betrachtete ich bey mir in den Forste / und sagte zu mir selbst: Du hast wenig mit von deinen Herrn weggebracht / wo wirstu dich noch hinwenden ? mit was wirstu nun dein Brod verdienen? Haben dich die kargen Geitzteuffel gleich deßwegen weggejagt / weil du das Fieber hast / so wird sich doch noch der liebe Gott über dich erbarmen / und dein Brod dir anderweit bescheren / und zu voriger Gesundheit verhelffen.“ Vgl. dagegen Beer: *Bratenwender* [1682] 1997, S. 149.

*Schmutzküttel* setzt eindeutig auf seine Bildung, obwohl diese mit Lesen und Schreiben und einigen lateinischen Sentenzen nur als elementar zu bezeichnen ist. Auf die Gegenüberstellung von wertlosen lateinischen Sentenzen und der deutschsprachigen sprichwörtlichen Redensart, die dem Protagonisten aktuelle Lebenshilfe bietet, kann hier nicht eingegangen werden. Auch der selbstermächtigende Zugriff auf die Fortuna- und Kontingenzmetaphorik („gegen welchen Wind ich meine Seegel aufspannen sollte“) kann hier nur bemerkt, aber nicht erläutert werden. Der naive Optimismus, der darin steckt, wird vom Erzähler selbst ironisiert. Intellektuelle Omnipotenzphantasien, versinnbildlicht in der exaltierten gelehrten Geste, den Finger an die Stirn zu legen, werden von den begrenzten Kräften des Leibes (Erschöpfung und Hunger stellen sich ein) konterkariert.

<sup>197</sup> Für die Handlung ist dieses lokale Detail ohne Funktion: Vermutlich handelt es sich hier – und bei dem folgenden – um eine außerliterarische Anspielung.

Die Erzählerin sei nun in das oben erwähnte „Hörnerhauß“ eingekehrt: Es habe sich um ein Wirtshaus gehandelt, in dem Studenten und junge, unverheiratete Frauen miteinander tranken (S. 15). Diese hätten ihre Jungferschaft bedauert, während jene die Vor- und Nachteile möglicher Heiratskandidatinnen besungen hätten:

„Bruder willst du meinen Rath / Dich wohl zu beweiben / Wer es nicht erfahren hat / Kann davon nicht schreiben. // Freye keine reiche nicht / Du mußt Joseph werden / Die auff grossen Stand erbicht / kränckt dich mit Geberden. [...]“ (S. 16f.)

Daran habe sich eine mit zweideutigen Bemerkungen gespickte Diskussion angeschlossen, ob man besser eine Witwe oder eine Jungfrau heiraten solle (S. 17f.). Die „liebsten Schätzgen“ der jungen Frauen seien dabei die Männer gewesen, die argumentierten, „Was sollte man an einen Beine vor Lust haben / welches ein anderer schon abgenaget?“ (S. 19). Sie sei dann weitergewandert, bis sie eine große Stadt erreicht habe. Dort habe sie gehofft, irgendeine Tätigkeit zu finden, von der sie sich würde ernähren können. Einem vornehmen Händler sei sie als Verkäuferin empfohlen worden, aber dieser habe nur solche Frauen eingestellt, „die ihnen [!] gefielen / und in Venus Handwercke bißweilen ein Freundstückgen erweisen kunten. Da hieß es / als ich ihm nicht Appetit machen kunte: Geh nimb dein Büntel und backe dich“ (S. 20). Es ist bemerkenswert, dass hier die männliche Forderung nach sexueller Verfügbarkeit weiblicher Angestellter aus der Sicht einer betroffenen, offenbar unattraktiven Frau dargestellt wird, ohne dass diese Perspektive durch einen privilegierten Kommentar relativiert würde. Nach diesem Erlebnis weiß die Erzählerin nicht mehr weiter: „[W]as sollte ich thun. Graben mugte ich nicht / so schämete ich mich auch an den Bettelstab zu legen“ (S. 20).<sup>198</sup> Eine Chance, ihr „Brod in sitzen [zu] verdienen“ habe sich ergeben, als die sogenannte „Ober Trödelfrau“ gestorben sei, deren sprechender Name *Anna Sophia Seltennüchtern* lautet (S. 21). Ihre „nasse[n] Schwestern“ hätten eine Epitaph anfertigen lassen, dessen mehrdeutige Inschrift zitiert wird (S. 22–25). Unmittelbar nach der Beerdigung, so die Erzählerin, habe sie die „Charge“ der verstorbenen Händlerin übernommen und „auf öffentlicher Gasse“ ihre Trödelbude eröffnet.<sup>199</sup> Entgegen ihrer Hoffnung, nun ihren „Staat besser führen“ zu können, habe sie in den ersten Wochen große Verluste gehabt (S. 25): Es seien nämlich die Absätze der Schuhe, die sie sich zur Geschäftseröffnung gekauft hatte, nach einer halben Stunde abgebrochen. Gute Freunde hätten ihr geraten, sich einen Advokaten zu nehmen und den verantwortlichen Schuster zu verklagen. Die Klage der Trödlerin wird zu einer in den Politischen Romanen öfter anzutreffenden Kritik an ineffektiven und ruinösen Gerichtsverfahren genutzt (S. 26–29). Der Schuster habe die Anklage zunächst aus formalen Gründen zurückgewiesen; diesen Vorgang erläutert die Trödlerin mit zahlreichen juristischen Fachtermini, deren Kenntnis nicht weiter plausibilisiert wird. Bevor das Verfahren eröffnet worden sei, seien ihr bereits hohe Kosten entstanden. Im Prozess habe der Schuster dann seinerseits den Lederverkäufer beschuldigt, dieser den Gerber, dieser wiederum das gehäutete Tier. Die Trödlerin kommentiert: „Wurde also aus beklagten Schuster ein stattlicher Ochse. Da siehet man wie heutigen Tages man [!] die Prozesse drehen und gleichsam trödeln kan“ (S. 29). Sie habe schließlich das Verfahren abgebrochen und „den gantzen Handel Göttlicher Rache“ überlassen (S. 30). Das deutliche Misstrauen gegenüber positivem Recht, das sich hier artikuliert, ist für die Politischen Romane untypisch.<sup>200</sup> Die Trödlerin beschließt ihren

<sup>198</sup> Die Formulierung ist ein implizites Zitat des ungerechten Haushalters im Neuen Testament, vgl. Lukas, 16,3.

<sup>199</sup> Hier und an anderen Stellen wird, das ist eigentümlich für diesen Politischen Roman, beiläufig darauf hingewiesen, dass sich die Szene in aller Öffentlichkeit bzw. auf offener Straße abspielt. Vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 41.

<sup>200</sup> Vgl. die andere Argumentation im *Guten Mann*, als der von seiner Frau betrogene *Sarpetto* auf seine Rache verzichtet und es der lokalen Obrigkeit überlässt, über seinen Fall zu richten. Welche Rolle *Gender*-Aspekte für die Artikulation von Gottvertrauen und Selbstgenügsamkeit spielen, muss an dieser Stelle offen bleiben. Die christliche Tönung politischer Themen erscheint aber durchgängig, unabhängig von spezifischen Figuren, vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 84, 93.

Bericht mit der Bemerkung, sie handle nun bereits seit sechs Jahren und sei zufrieden, sich damit ihr Brot „ehrlich und redlich“ verdienen zu können (S. 30). [Kap. IV–VI; S. 15–30]

Erst jetzt werden Erzählerin und Erzählsituation beschrieben, die Erzählung wird ihrerseits kommentiert. Die Gründe, warum hier die intradiegetische Erzählerin von einem extradiegetischen Erzähler abgelöst wird, der ihre Geschichte in eine historische Distanz rückt, werden nicht klar. Neben außerliterarischen Motiven könnte der eingeschränkte Aktionsradius der weiblichen Figur eine Rolle spielen: Die Trödlerin berichtet in ihrer Bude auf öffentlicher Straße über „ihren mühseeligen und elenden Wandel“, und einer der Zuhörer namens *Loretto* interessiert sich nun für ihre Waren (S. 30). Er holt auch das protzige Portrait einer adeligen Dame hinter dem Ofen hervor. Die Trödelfrau erzählt nun von der dargestellten Dame, karikiert ihr Aussehen, ihren Charakter und ihren Lebenswandel (S. 32–36). Einer ihrer Liebhaber habe ihr Bild mit einer spöttischen Überschrift versehen, als sie ihn verlassen wollte, und es dann in die hinterste Ecke gehängt, um ihr „Schimpff und Schande“ zu bereiten (S. 36). Diese Schmäherei scheint außerliterarisch motiviert. – *Loretto* greift nun zu einer Laute, probiert sie aus und singt ein Lied von der „Thorheit“ der Liebe; das zehnstrophige Lied bildet einen vermeintlichen Kommentar für die vorangegangene Schilderung (S. 37); es wird zitiert, aber sein Bezug bleibt allgemein: „Was ist Lieben? Phantasiren / Eine Hand voll Rauch und Wind [...]“ (S. 37–40). *Loretto* kauft die Laute, die dann von einer bisher unerwähnt gebliebenen und namenlos bleibenden Tochter der Trödlerin auf seine Studierstube getragen wird. Unterwegs begegnet dem Mädchen ein Student namens *Cramundus*, der von seiner Schönheit beeindruckt ist und „sie öffentlich anredet / und zu sich in sein Logjament gar freundlich und schön bittet“ (S. 41). *Cramundus* empfängt das Mädchen mit ausgesuchter Höflichkeit (S. 41–43): Seine gewählte Ausdrucksweise und seine banalen sexuellen Interessen kontrastieren scharf miteinander. Als die Tochter der Trödlerin nicht begreift, was er will, muss „er sein Begehren [...] mit deutlichen Worten erklären.“ Sofort erübrigen sich höfliche Worte, es herrscht geschäftliche Sachlichkeit: „Hiermit war der Kauff geschlossen / und der Accord war richtig / die Jungfer empfing ein Stück hart Geld auff die Faust / und thate dem Contracte sein Gnüge“ (S. 43f.). Als die beiden durch lautes Klopfen aufgestört werden, vertauscht „die nunmehr gewesene Jungfer“ versehentlich das Lautenfuteral mit einem anderen Kästlein. Dieses enthält „ein Bette / darinnen zwey Puppen lagen / und dergleichen Text: Seyd fruchtbar und mehret euch / auch practicè resolvierten“ (S. 44f.).<sup>201</sup> Ohne ihren Irrtum zu bemerken, liefert das Mädchen das Kästlein bei *Loretto* ab. Als *Loretto* später die „zu Venerischer Wollust“ stimulierenden Figuren entdeckt, glaubt er, die Trödlerin habe sich einen Scherz erlaubt und schickt das Kästchen zurück. Die Trödlerin befragt daraufhin ihre Tochter, die schließlich vor der „gantze[n] Versammlung an der Bude“ erzählt, was geschehen ist (S. 46). Die meisten herumstehenden Leute lachen, aber drei Männer, deren anspielungsreiche Namen *Apulejus* (S. 46),<sup>202</sup> *Themon* und *Pericles* lauten (S. 50), kommentieren das Geschehen ausführlicher. *Apulejus* tadelt unter Hinweis auf antike Quellen die allgegenwärtige Hurerei (S. 46–50),<sup>203</sup> *Themon* und *Pericles* nehmen in einem spöttischen Gratulationsgedicht vorweg, dass die junge Frau schwanger geworden ist (S. 50–54). Der Refrain dieses Ge-

<sup>201</sup> Vgl. die analoge Anspielung im Roman *Der Politische Grillenfänger*, wo von einem Bauern erzählt wird, der seine Sünden in einem Kalender notiert. So ist in den Notizen zu lesen, „daß er bey seiner Magd geschlaffen / hernach daß er seiner Frau habe wollen den Alten Adam ausziehen / und den Spruch sey fruchtbar und mehret euch / practice und proprie erklären“. B. S.: *Der Politische Grillenfänger*, 1682, S. 192.

<sup>202</sup> Auf *Apulejus* bezieht sich auch Johann Beer, wenn er die Vorrede zum Roman *Der Politische Bratenwender* (1682) mit einer historischen Anekdote beginnen lässt.

<sup>203</sup> *Apulejus* scheint den Studenten *Cramundus* zu kennen; er betont, dass er adeliger Herkunft sei – und an einer „so schlechte[n] Dienstmagd“ nicht interessiert sein könne. Vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 47. Er zitiert beispielsweise aus dem *Corpus Iuris*: „Nihil est furore amoris vehementius, quem cohibere perfectae est philosophiae.“ *Corpus Iuris Civilis*. Novellae 74,4 pr. (Nichts ist heftiger als leidenschaftliche Liebe; nur eine vollkommene Philosophie vermag sie zurückzuhalten) [Vgl. Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 6560 (c) Directmedia.] – Die unvermittelte Einführung von Figuren mit stark beschränkten Funktionen, außerdem die nur lose miteinander verbundene und unverbindlich bleibende Folge von Skizzen legen die Vermutung nahe, dass der Roman vor allem dazu dient, außerliterarisches Geschehen aufzugreifen und zu verarbeiten.

dichts erläutert, inwiefern sie nun zur „Politischen Trödelfrau“ geworden ist: „Du verträdelst die eine Wahre / Und trödelst eine andere die nicht mit Golde zu bezahlen / hinweg“ (S. 52). [Kap. VII–X; S. 30–52]

Unvermittelt erscheint ein neuer Kunde, dessen Name *Malosius* lautet: Er prahlt mit seinem Geld – und will einen Samtpelz und eine Perücke kaufen. Von den bisher unerwähnt gebliebenen Verkäufern *Schmutzkeütte*<sup>204</sup> und *Jacob* [!] *Weinloch* werden ihm mehrere Exemplare vorgeführt. *Malosius* wählt, weil er misstrauisch und geizig ist, die schlechteste und billigste Ware. Diese Szene wird durch den bisher unerwähnt gebliebenen *Camillus* kommentiert: Er hält *Molosius* für einen Angeber und belegt sein Urteil mit Zitaten von Horaz<sup>205</sup> und Owen. [Kap. XI–XII; S. 52–60]

Die Tochter der Trödelfrau bringt einen Sohn zur Welt.<sup>206</sup> Auf der Tauffeier versammeln sich eine weitere Trödlerin namens *Anna Dorothea Wunderlichen*, die Lumpensammlerin *Margaretha Flöberin* und ein Hundepetscher namens *Christian Dünnbart*. Anlässlich der Sitzordnung am gemeinsamen Tisch entstehen – wie so oft in den Politischen Romanen – Rangstreitigkeiten. Sie sind umso lächerlicher, je geringer die zu verteidigenden ständischen Privilegien sind: Die Haderlumpsfrau *Flöberin* ist gekränkt, weil die Trödlerin *Wunderlichen* zuoberst sitzt. Am nächsten Morgen lässt sie eine Injurienklage anfertigen, deren Text zitiert wird (S. 62–64). Während des Prozesses beanspruchen beide Frauen den Vorsitz und argumentieren mit dem vermeintlich höheren beruflichen Prestige ihrer Ehemänner. Ihre gegliederte Beweisführung wird zitiert, doch der – hier erstmals homodiegetisch erscheinende – Erzähler unterbricht schließlich, damit „ich nicht Acten anschreiben schiene“ (S. 64–69). Die satirische Darstellung juristischer Beweisführung wird abgebrochen, um nicht als gattungsfremde Digression zu erscheinen. Sechs Wochen, nachdem die Tochter der Trödlerin einen Sohn zur Welt gebracht hat, wird der Student *Cramundus* gebeten, „ein Werck der Barmhertzigkeit [zu] thun“ und zum Unterhalt seines Kindes beizutragen. Der Student ist bereit, „das Kind seinem Vater nach Hause zur alimentation zu überschicken“, überlässt es aber der Trödlerin, diesen Vorschlag „mit Manier“ zu verwirklichen. Diese erreicht „durch ihre politische Trödelerey“, dass *Cramundus*' Vater, ein vornehmer Priester, das Kind aufnimmt (S. 70). Sie wickelt den Säugling in einen neuen, gut gearbeiteten Priesterrock, den sie sich von *Cramundus*' Vater für geringes Geld abkaufen lässt. Als er nach dem Kauf das Kind entdeckt, klärt ihn die Trödlerin über seinen Enkel auf. Der Priester stellt seinen Sohn daraufhin brieflich zur Rede. *Cramundus*' Antwort wird zitiert (S. 72–75); er rechtfertigt sein Verhalten, indem er sich als „fleischernen“, nicht „hölzernen“ Sohn bezeichnet: Er habe lediglich das „Gesetze der Natur / welches die Welt will vermehret haben“ erfüllt; so sei er „weder der erste / noch der letzte / welcher dergleichen Kindtauffte [!] gegeben“; sollte er gesündigt haben, so vertraue er auf göttliche Gnade (S. 74). *Cramundus*' Brief wird von der an den Vater gerichteten Bitte beschlossen, ihn künftig mit derlei Schreiben zu verschonen (S. 75); sein dreistes Verhalten bleibt unkommentiert. [Kap. XIII–XVII; S. 60–75]

Sobald die Trödlerin ihren Enkel versorgt weiß, entschließt sie sich, zur Frankfurter Messe zu reisen, um ihre Waren dort anzubieten. Unterwegs preist ihr bisher unerwähnt gebliebener Mann, der spöttisch als „dieser weitberühmte Kauffmann“ titulierte wird (S. 76), in einer Schenke einigen jungen Burschen seine Waren an. Er bezeichnet sie als wertvolle Antiquitäten und hat sie in einer aufwendig gestalteten Lade verwahrt (S. 77).<sup>207</sup> Es handelt sich dabei um einen unbrauchbaren Degen, einen alten Mantel und ein Paar Stiefel; letzteres ist – wie der Kaufmann

<sup>204</sup> Man beachte die Namensidentität mit Beers Ich-Erzähler im *Bratenwender*.

<sup>205</sup> „Amphora coepit Institui, currente rota cur urceus exit?“ (Eine Amphore nahm der Töpfer in Angriff, die Scheibe läuft: merkwürdig, dass nur ein Krüglein herauskommt), vgl. Horaz: *Arte Poetica*, V. 22, 97. Übersetzung nach: Horaz: *Satiren*. 1953, S. 231.

<sup>206</sup> Dass sie geschwängert wurde, lässt sich nur aus dem Spottgedicht erschließen, vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 50ff. Die Dauer der Schwangerschaft hat für die Erzählung keinerlei Bedeutung und bleibt unerwähnt.

<sup>207</sup> Mit lateinischer Inschrift, versehen mit den Initialen *L.B.*; offensichtlich handelt es sich um eine Anspielung.

dann feststellen muss – völlig verkotet. Die fäkalische Szene wird mittels gelehrter Kommentare ins Grotteske gebrochen.<sup>208</sup> Nachforschungen des Kaufmanns ergeben, dass die Stiefel vor einigen Tagen von einem betrunkenen Schuhknecht als Nachtopf benutzt worden sind.<sup>209</sup> Das Händlerhepaar reist nun in einer größeren Gruppe weiter. In einem Gehölz stoßen sie auf einen Mann, der im Duell verwundet worden ist (S. 83). Weil es „unchristlich“ gewesen wäre (S. 84), den Mann seinen Schicksal zu überlassen, bringen sie ihn ins nächste Dorf, wo er von einem Bader versorgt wird. Der Verwundete, dessen Namen nicht genannt wird, erzählt unterdessen, wie es zu dem Duell gekommen ist.<sup>210</sup> Er sei von seinen besten Freunden angegriffen worden, die seit einigen Wochen „ihr Gemüthe gegen ihn verändert hätten“. Er habe seine Freunde, nachdem seine beiden Eltern verstorben seien, „als ein armer Waise / [...] mit Essen und Trincken nicht mehr / wie zuvor / vergnügen“ können; daraufhin habe sich ihr Verhalten gewandelt. Das Geschehen wird erst kommentiert, als sich der Reisegruppe „ein frembder Kerl zu Roß“ anschließt (S. 86). Dieser Mann bleibt namenlos, sieht aber einem Feldprediger ähnlich und verurteilt die untreuen Freunde des Duellanten, die „nicht wie Christen / sondern als Tartern und unvernünftige Thiere“ gehandelt hätten. Er plädiert dafür, sich gegenüber vermeintlich vertrauten Menschen zurückzuhalten, solange man sie nicht „in guter als böser Zeit“ kenne (S. 87). Sein Urteil, das er durch Lebensweisheiten und Bildungszitate unterschiedlicher Provenienz ergänzt,<sup>211</sup> regt einen anderen Reisegefährten zu einem siebzehnstrophigen Lied über die Freundschaft an, das zitiert wird (S. 89–93). Im Lied wird ein unzuverlässiger Freund, der nur den eigenen Nutzen verfolgt, als Politischer Mann bezeichnet: Es ist einer, der „bald kalt / bald warm sich stellt / Ist ein Freund der gantzen Welt“ (S. 91). Ihm wird der ehrliche Freund gegenübergestellt, der einem „so wohl in Freud als Noth“ treu bleibt. Das Lied schließt mit dem Bekenntnis zu einer autarken christlichen Gesinnung, die gegen die Versuchungen von „Welt und Glück / und der falschen Freunde Tück“ immunisiere (S. 93). [Kap. XIIX–XXI; S. 76–93]

Das Händlerhepaar muss seine Reise kurz vor Frankfurt unterbrechen, weil der Main wegen Hochwassers nicht überquert werden kann. Der erzwungene Aufenthalt in einer kleinen Stadt dauert fast zwei Wochen, und um sich Einnahmen zu verschaffen, denken sich die Trödlerin und ihr Mann „ein artlich Kunst=Stücklein“ aus (S. 94). Sie geben ihr Pferd als exotisches Tier namens *Pancimachoi* aus, das seinen Kopf dort trage, wo sonst der Schwanz sei. Per Mundpropaganda kommen über 4000 Menschen zusammen, die nacheinander für 3 Pfennige in den Stall geführt werden, wo ihnen das mit einer Decke verhüllte, in seiner Box verkehrt herum stehende Pferd gezeigt wird. Das Tier wird jedes Mal enthüllt, die leichtgläubigen Menschen schweigen aus Scham – und die Trödlerin verdient an einem Tag mehr Geld als sonst in zwölf Wochen. Angesichts des großen Gewinns urteilt der Erzähler: „Dieses mag wohl eine kluge Trödelfrau gewesen seyn“ (S. 96). Als das Hochwasser fällt, reist das Händlerpaar weiter. Doch auf der Frankfurter Messe lassen sich ihre „Trödelumpfen unter denen andern mit Gold / Perl / Silber und Edelgesteinen gezierten Wahren“ kaum verkaufen. Die Trödlerin ist am falschen Platze, doch sie lässt sich durch das schlechte Geschäft nicht kümmern, sondern

„dachte bey sich selbst / daß ein verständiger kluger Mensch auff Geld und Gut  
nicht erbicht sey / sondern tröstete sich / daß die Einnahme / welche sie wegen

<sup>208</sup> Die Entscheidung, die Hand im verkoteten Stiefel zu lassen oder sie herauszuziehen – und sich der Lächerlichkeit preiszugeben, wird analogisiert mit der sprichwörtlich gewordenen Szene, in der Odysseus sich zwischen Scylla oder Charybdis entscheiden muss. Vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, S. 80.

<sup>209</sup> Im Roman *Der Politische Grillenfänger* müssen ebenfalls Stiefel als Ersatz für den fehlenden Nachtopf erhalten, vgl. *B. S.: Grillenfänger*. 1682, S. 136f.

<sup>210</sup> Auch diese Duellszene alludiert auf eine entsprechend angelegte Szene im *Grillenfänger*, vgl. *B. S.: Grillenfänger*. 1682, S. 144ff.

<sup>211</sup> Das Motto seines Kommentars lautet „Dum fervet olla, fervuit amicitia“. Es stellt wohl eine Reminiszenz dar, vgl. das von Petronius stammende Sprichwort: „Cum olla male fervet, amici de medio.“ Petronius: *Satyricon* 38,13. (Wenn nichts im Topf ist, machen sich die Freunde aus dem Staub) [Vgl. Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 1799 (c) Directmedia] Es werden lateinische, deutsche und griechische Zitate angeführt; als Quellen werden sowohl Theognis wie auch Zeiller genannt. Vgl. *E.I.C.P.N.: Trödel-Frau*. 1682, 87f.

Anschauung des frembden Thieres / in den Städtlein / gemacht hatte / alles einbringe. Erwiese sich auch in diesen Stücke als eine politische Trödelfrau“ (S. 98).

Im Verlauf der Messe wird sie jedoch unachtsam und lässt sich um ihre gesamte Ware bringen:<sup>212</sup> Eines Abends nimmt die Trödlerin „ihre Politicam und Klugheit nicht in acht“ und lässt sich von einem als fürstlicher Page verkleideten Dieb betrügen, der behauptet, sein Herr wolle alles kaufen. Die Händlerin bleibt arglos, obwohl ein Fürst kaum zum Kunden einer Trödlerin wird. Ihre Sachen werden von acht livrierten Männern abtransportiert, während sie selbst angeblich in die Herberge des Fürsten, tatsächlich in die Studierstube eines Pfarrers geführt wird. Dem Pfarrer gegenüber kündigt der Dieb die Trödlerin vorab als seine geizige Mutter an, die glaube, jeder sei ihr Schuldner. Er bittet den Pfarrer, zu ihr „aus Gottes Wort von dem Geitz“ zu sprechen, dann führt er die Trödlerin herein. Als der Pfarrer und die Trödlerin nach einer Weile erkennen, dass sie beide betrogen worden sind, sind die Diebe spurlos verschwunden. Nach anfänglichem „Zedergeschrey“ (S. 202 [i.e. 102]) tröstet sich die Trödlerin indes bald: „Doch ergriffe sie endlich ihre Politica wieder / und dachte bey sich selbst / daß viel Nahrung in der Welt sey: es nehreten sich nicht alle von trödeln: Der liebe Gott würde ihr ein Bißlein Brod schon wieder bescheren / und die Spitzbuben straffen“ (S. 204 [i.e. 104]). Zwar lässt der Roman das Schicksal der Diebe ungeklärt, doch belohnt er das Gottvertrauen der Protagonistin. Aus Mitleid vermittelt die Frankfurter Obrigkeit dem Händlerpaar zwei neue Verdienstmöglichkeiten: Während die Frau im St. Elisabeth-Hospital als Dienstmagd eingestellt wird, kann ihr Mann als Hundepfeifer an der Wenzel-Kirche arbeiten, „[w]elche Chargen diese beyde Eheleute mit hoher Dancksagung antraten“ (S. 205 [i.e. 105]).<sup>213</sup> – Damit schließt die Handlung, doch meldet sich ein letztes Mal der Erzähler, um an die Stelle eines Nachwortes ein lateinisches Zitat aus den *Adagiorum chiliades* des Erasmus von Rotterdam zu setzen: „Admoneo, neminem his offendi oportere, cum nullius designetur nomen. Sie quis hujusmodi non est, nihil ad serpentina cogitet, sin agnoscit suum erratum, admonitum se putet“ (S. 205 [i.e. 105]). In Erasmus' bekannter Formulierung – die bereits Christian Weise in seinem *Politischen Näscher* aufgegriffen hatte und die zum gattungsgenerierenden Zitat geworden ist – werden die Leser gebeten, die geäußerte Kritik nicht als persönlichen Angriff zu verstehen, schließlich seien keine Namen genannt worden.<sup>214</sup> Das trifft zwar auch auf die *Trödelfrau* zu, doch angesichts auffälliger Unstimmigkeiten der Handlung lässt sich das abschließende Zitat gerade auch als Aufforderung verstehen, nach außerliterarischen Referenzen zu suchen, um sich das Geschehen zu erklären. [Kap. XXII–XXIV; S. 94–205 [i.e. 105]]

## f) Lorindus: *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger* (1682)

Zum Titelkupfer:

Hier wird ein typischer Lügner und Betrüger unter Rekurs auf die legendäre Gestalt des Rattenfängers dargestellt ([http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10771790\\_00006.html](http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10771790_00006.html), 27.06.12).<sup>215</sup>

<sup>212</sup> Ihre nachlassende Wachsamkeit wird nicht erzählt, sondern behauptet und mit einem gelehrten Zitat satirisch überhöht: „Quandoque bonus dormitat Homerus“ (Einmal schläft auch der vorbildliche Homer). Horaz: *De arte poetica* (Epistula ad Pisones), S. 359–360. [Vgl. Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 8999 (c) Directmedia]

<sup>213</sup> In Frankfurt am Main hat es weder ein Elisabethenspital noch eine Wenzelskirche gegeben. Ich danke Dr. Roman Fischer vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main für diese Auskunft.

<sup>214</sup> Weise: *Näscher*. 1678, S. 9f. Zur Vorrede des *Näschers* siehe Teil B, Kapitel II. 1. Die Passage wird auch in der Vorrede des Romans *Der politische Grillenfänger* aufgegriffen, vgl. B. S.: *Grillenfänger*. 1682, I( 6v); vgl. Teil B, Kapitel II. 3. j).

<sup>215</sup> Vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 4. 1991, S. 1228–1230.

Das Bild enthält keinen Obertitel: Die Bedeutung der legendären Gestalt ist evident, und ihr politischer wird mit ihrem lügnerischen Charakter identifiziert. Der bärtige Mann geht vorne mit hohem Hut, an der Krempe eine Tonpfeife, von rechts nach links; im Hintergrund ist ein Hügel. Auf der linken Schulter trägt er zwei Stangen: an einer hängen Ratten und Mäuse, ganz oben ist eine Fahne mit der Aufschrift *Lug und Betrug* zu sehen, an der anderen hängen Mausefallen in verschiedenen Größen. Er trägt außerdem eine Kiepe auf dem Rücken und unter dem linken Arm eine Kiste mit zwei Reihen Schubladen, vielleicht für Rattenköder,<sup>216</sup> schließlich noch einen Korb, aus dem zwei Bälger heraushängen. Hinter ihm laufen mehrere Knaben, einige mit Stäben, an denen je eine tote Ratte kopfüber hängt.

Der Kupfertitel wird nicht weiter erläutert; er steht in der ikonographischen Tradition des Rattenfängers von Hameln.<sup>217</sup> Freilich fehlt der Titelgestalt ein für den Hamelschen Rattenfänger typisches Requisit, nämlich die Flöte, deren Tönen der Sage zufolge die Kinder wie gebannt folgen. Die Titelgestalt gilt gemäß der mit sich geführten Fahne als Verkörperung von *Lug und Betrug*, wobei ihre populäre Bedeutung der vorliegenden Erzählung angepasst wird.

Zum Handlungsverlauf:

Dieser Roman handelt vordergründig von *Lorindo*, der seine Stelle als Diener des begüterten *Crescentio* verloren hat und sich nun auf Stellensuche befindet. Für seine Kündigung macht *Lorindo* mittelbar den betrügerischen Rattenfänger *Ramuro* verantwortlich, dem er dann auch auf seiner Wanderschaft mehrere Male begegnet.

Die gesamte Handlung wird indes begleitet von der Schilderung einer durch nichts gerechtfertigten Karriere eines studierten Wirtssohnes, der zum Oberprediger seines Heimatdorfes aufsteigt. Dieser Erzählstrang referiert sicher auf außerliterarische Ereignisse, ihm wird auch exemplarische Bedeutung zugeschrieben. Die den Roman beschließende Bildungsdiskussion, in der die vorangegangenen Vorgänge nochmals kommentiert werden, belegt diesen Zusammenhang. *Lorindos* Hoffnung auf eine bessere Arbeitsstelle tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Die Namen *Crescentio* und *Lorindo* – letzterer firmiert ja zugleich als Pseudonym des Autors – stellen eine assoziative Verbindung zu Christian Weise, insbesondere zu seinem Roman *Der Politische Näscher*, aber auch zum *Kurzen Bericht* her; allerdings bleiben die vielfältigen Verweismöglichkeiten ungenutzt,<sup>218</sup> und die in-

---

<sup>216</sup> Vgl. auch die Darstellungen von Rattengiftverkäufern mit einer Lade von J. C. van Vliet d. J. und Rembrandt, wiedergegeben in: Humburg: *Rattenfänger*. <sup>2</sup>1990, S. 16, S. 106.

<sup>217</sup> In einer Neuauflage von Abraham Saur's *Stättbuchs* berichtet Herm. Ad. Authes 1658 von der Sage; dabei bezeichnet er die zentrale Gestalt auch als „Maussfänger“. Weitere Belege für die graphische und literarische Rezeption der Sagengestalt im 17. Jahrhundert bei Spanuth: *Rattenfänger*. <sup>4</sup>1985, S. 44–57. Zur Auseinandersetzung frühneuzeitlicher Gelehrter (Athanasius Kircher, Theodor Kirchmaier und Nikolaus Nieremberger, Heinrich Pipping) mit dem Thema vgl. Daxelmüller: *Quod non hamelensi modo an fabula an historia*. 1985.

<sup>218</sup> Der Protagonist wird erst nach einigen Seiten zum homodiegetischen Erzähler. Im Verlauf der Handlung finden weitere Wechsel zwischen homodiegetischem und heterodiegetischem Erzähler statt,

haltlichen Verbindungen sind gering.<sup>219</sup> Das gewählte Pseudonym rekurriert auf ein im *Bericht* entworfenen Pseudonym, dem „Grafen zu Lorindo“, das Christian Weise entwirft, um die für sein populäres Gattungsmodell empfohlene Schreibhaltung, die beispielsweise konfessionelle Spezifika bewusst ignoriert, näher zu charakterisieren. Ein derart maskierter Autor könne, so führt Weise aus, von „einem erdichteten Orte [aus schreiben,] da man nicht schuldig ist / alle Circumstantias zu legitimiren / er mag nun Catholisch oder Lutherisch gewesen seyn“.<sup>220</sup> Möglicherweise fungiert diese Anspielung auf Weises *Bericht* für den Autor des *Politischen Ratten Fängers* als Lizenz für seine literarische Fiktion, vor allem aber soll wohl in möglichst plakativer Weise eine Verbindung zu dem gelehrten Autor hergestellt werden.

Der Roman *Der Politische Ratten Fänger* führt die Machenschaften von vier Personen beziehungsweise Berufen analog, von deren Betrügereien jeweils eine große Menge Menschen betroffen sind: Es handelt sich zunächst um den erwähnten Rattenfänger, außerdem um einen Arzt, einen Prediger und einen Verwalter; alle vier Figuren sind als Schlüsselfiguren konzipiert.<sup>221</sup>

Das Erzählverfahren ist insofern inkonsistent, als ein mehrmaliger Wechsel von hetero- und homodiegetischem Erzähler stattfindet. Die veränderte Erzählperspektive erscheint nicht intendiert; sie hat kaum Konsequenzen für den Darstellungsmodus. Es ist bemerkenswert, wie das Geschehen über weite Strecken gewissermaßen aufgereiht wird, ohne dass Spannungsbögen oder geschlossene Epi-

---

ohne dass sich die Darstellungsperspektive deutlich verändert, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 9, 34, 43. Insgesamt überwiegen die Passagen, in denen *Lorindo* als homodiegetischer Erzähler fungiert.

<sup>219</sup> *Crescentio* ist als *Lorindos* Herr „ein wohlbegüterter Mann zu Loretto“, der „einen großen und hohen Estat“ führt; er lebt „eintzig und allein von seinen Gütern / von welchen Er jährlich eine Tonne Goldes Einkunft genosse“; dementsprechend ist überall „ein großer Überfluß zu spüren“, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 1f. – Diese Exposition lassen sich zwar mit Weises allgemeinen Angaben im *Kurtzen Bericht* vereinbaren, nach denen *Crescentio* vor fortgesetzten höfischen Intrigen flieht und sich mit seiner Frau „an einen Ort / da er das Glück viel günstiger / und seine Wolfahrt viel reichlicher zu geniessen hatte“, zurückzieht, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 342,26f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 166]. Das bleibt dann aber auch die einzige Anknüpfungsmöglichkeit: Die Gestalt verschwindet bald aus der Geschichte; ihr werden keine Eigenschaften zugeschrieben, die sie dem Protagonisten Weises ähnlich machen würden. Im Gegenteil: *Crescentios* Leichtgläubigkeit gegenüber dem Rattenfänger *Ramuro* (S. 10) und sein jäher Zorn ob eines zerbrochenen venezianischen Glases, der den Rauswurf seines Dieners *Lorindo* motiviert (S. 13), lassen sich nur schwer mit der abgeklärten Gestalt verbinden, die *Crescentio* nach dem Durchschreiten der Weise'schen Di- oder Trilogie nun zu sein hätte.

<sup>220</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 324,20ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 132f.] Auf das Pseudonym bin ich bereits an anderer Stelle kurz eingegangen, vgl. Wicke: *Gelehrte Autorschaft*. 2002. Bern, S. 502f. Riemer hält den Autor für einen Buchhändler, vgl. dazu B. II. 4. b).

<sup>221</sup> Als Beispiel soll hier die Figur des *Verwalters von Poldershausen* genügen: Er erhält einen eigenen Namen (*Johannes Dickbauch*) und wird anfangs als Widmungsempfänger erwogen [a 7v]; gegen Ende der Erzählung wird von einem intradiegetischen Erzähler ausführlich dessen Misswirtschaft beschrieben, seine adeligen Herrschaften beim Namen genannt, *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 113ff.

soden entstünden. Dieser Roman bietet damit ein eindrückliches Beispiel dafür, wie ein nichtgelehrter und unprofessioneller Autor aufgrund mangelnder rhetorischer und literarischer Kompetenz gegen seine Intentionen ästhetisch innovative Erzählverfahren praktiziert. Das gilt zunächst für den Protagonisten *Lorindo*, bei dem es sich um eine der wenigen Figuren handelt, die sich an vorangegangene Ereignisse zu erinnern vermag, und deren Reflektionen außergewöhnlich ausführlich geschildert werden. Auffällig ist auch die detaillierte Beschreibung alltäglicher Momente: Durch die Nennung einzelner Speisen oder die Darstellung völlig unspektakulären Geschehens,<sup>222</sup> das überdies für das Verständnis des moralisch motivierten Handlungsverlaufs völlig überflüssig ist, entsteht der Eindruck einer eigenständigen Realität. Neben solchen überschüssigen Realitätspartikeln ist die völlige Abwesenheit weiblicher Figuren bemerkenswert; es handelt sich um eine ausschließlich von Männern bevölkerte Welt.

Insgesamt gesehen macht die eigenartige Faktur des Romans *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger*, dessen Handlungsführung schlüssig und belanglos zugleich wirkt und dem überdies alle konventionellen Merkmale der Kompilationsliteratur fehlen,<sup>223</sup> die Annahme plausibel, dass es sich dabei um das Werk eines literarischen Outsiders handelt.

*Lorindo* sucht auf Geheiß seines begüterten Herrn *Crescentio* den Rattenfänger *Ramuro*, der das Haus von Ungeziefer befreien soll. Das Haus des Rattenfängers ist jedoch voller Ratten und Mäuse, so dass *Lorindo* nicht viel von seinen Fähigkeiten hält. Nachdem *Ramuro* im Hause *Crescentios* Pulver verteilt hat, verschwinden die Mäuse zwar für einige Tage, kehren dann aber vermehrt wieder, und eines Tages stößt eine Maus ein venezianisches Glas herunter. *Crescentio*, der davon überzeugt ist, alle Ratten und Mäuse seien verjagt und dauerhaft verschwunden, beschuldigt seinen Diener *Lorindo*, das schöne Glas zerschlagen zu haben – und wirft ihn aus dem Haus. [Kap. I–IV; S. 1–14]

Der stellenlose *Lorindo* kehrt bei einem Dorfwirt ein, der ihn an einen Arzt als zweiten Gehilfen vermittelt. Der im Gasthaus wohnende Arzt stellt aus Kräutern Pulver her, das er als Wundermittel auf Messen verkauft, um damit die Bauern zu betrügen. *Lorindo* freundet sich mit dem ersten Gehilfen namens *Marion* an; *Lorindo* schildert seinen Hunger und seine vergeblichen Versuche, satt zu werden (S. 20f.). *Marion* verkauft einem Bauern in Abwesenheit des Arztes Arznei

---

<sup>222</sup> Vgl. beispielsweise die Schilderung des freien Tages, der *Lorindo* und *Marion* als Belohnung für den erfolgreichen Verkauf von Arzneien auf dem Jahrmarkt in Hasenstadt gewährt wird: „Er gab uns denselben gantzen Tag frey / welchen wir zu dem poculiren anwendeten. Wir fragten unsern Wirth / was er gutes zu essen hätte / er solte uns etwas rares bringen / er brachte uns einen grossen geräucherten Sau=Magen / darzu satzte er eine grosse Schüssel Salat; Wir waren hungerig / satzten an / assen tapffer drauff / der Wirth gab den dritten Mann / und wärete kaum eine Stunde / so war der Sau Magen in unsern Magen. Drauf gieng es an ein poculiren / biß der Abend heran rückte. Unterdeß weil der Herr alleine gewesen / fast Er sich die resolution, seinen Weg weiter zu nehmen / ließ uns deßwegen unvermuthet hinauff zu sich ruffen; Wir traten wohlbezechet vor ihn / sein Anbringen zu hören [...]“; *Lorindus. Ratten Fänger*. 1682, S. 69f.

<sup>223</sup> Es wurden weder gelehrte Zitate noch Sentenzen, weder historische Anekdoten noch Schwänke und auch keine Lieder eingearbeitet.

und vertrinkt anschließend einen Teil des eingenommenen Geldes heimlich mit *Lorindo* und dem Gastwirt. Abends kehrt ein Student auf der Heimreise ein, der sich „5. viertel Jahr“ auf einer nahegelegenen Universität aufgehalten hat und sich nun für einen erfahrenen Mann und fähigen Prediger hält (S. 29). Wie er selbst sagt, fehlt ihm nur noch der Titel eines Magisters:

„Ich bin nun ein gantz ander Mensch / als ich vor fünf viertel Jahren war. Ich habe mich in der Zeit tapffer versucht. Ich habe alle Tage sechs Stunden Collegia gehalten / zwey Stunden habe ich gespeiset und die andern vier Stunden brachte ich mit allerhand Lustigkeit zu. Bald gieng ich / bald ritt ich / bald fuhr ich spatzieren / und war meine beste Lust / wo ich eine gute Compagnie antraff / so kunte ich den Tag hinbringen. [...] Ich habe herrliche Collegia gehalten / und kan schon so tapffer predigen / als kein Pfarrer auf dem Dorfe. Ich habe drey Predigten bey mir / die wil ich in meinem Vaterlande halten / da werden sich die Leute verwundern / daß ich ein so gelehrter Mensch bin. [...] Doch / das wil ich noch thun / wenn ich in meinen Vaterlande werde geprediget haben / soll mir mein Vater ein stück Geld geben / da wil ich wieder zu rück auf die Universität / und bey der ersten Promotion mit in Magistrum promoviren: denn ein Student gilt allezeit mehr / wenn er Magister ist / so klingets auch besser / wenn die Leute sprechen / Herr Magister / als Herr Johannes. Ja zu Hause müssen mich alle ruffen / Herr Magister? Meine Mutter hat mirs vor meiner Abreise damahls zugesaget.“ (S. 30f.)

Am nächsten Tag bereiten die beiden Gehilfen Arzneien für den Jahrmarkt in Hasenstadt vor. Während *Lorindo* Kräuter im Mörser zerstößt, denkt er über sein Schicksal nach – insbesondere über den „Betrug des Ramuri“ (S. 35). Am Nachmittag reisen *Lorindo* und *Marion* nach Hasenstadt, wo *Marion* „die Bauren tapffer bescheissen“ will (S. 37); sie packen kleine Büchsen voller Methridat, Gläser voller „Augen=Wasser“ und viele Stücke Salbe ein.

Im Gasthaus „Zum schwarzen Tintenfaß“ treffen sie in Hasenstadt den eingebildeten Studenten wieder, der sich als der von seinem Vater hochverehrte Wirtssohn entpuppt. Er erkennt die beiden zunächst nicht wieder, denn er hat „itzt viel wichtigere Gedanken“: Am nächsten Tag soll er die „Jahmarckts=Predigt“ halten – und überlegt, welche der drei von ihm bereits konzipierten Predigten dafür geeignet sei. Eine Predigt „handelt von der Liebe Gottes / darinnen habe ich die Liebe unter Eheleuten trefflich beschrieben / und werde tapffer auf die untreuen Eheleute schmehlen“, in der anderen spricht er „von dem zeitl. Reichthumb / da will ich statlich auf die Geitzigen schmehlen / denn ich weiß ein par Scharrhanssen / die mir / als ich auf die Universität zog / nicht einen Heller gaben“ (S. 42), das dritte Thema hält er für geeignet, will es aber nicht verraten – und der Erzähler vergisst es dann wohl auch.<sup>224</sup>

*Marion* bittet den Bürgermeister um eine Verkaufserlaubnis, baut eine Bude auf dem Markt auf, putzt sich mit einem Samtmantel und das Pferd mit bunten Bändern heraus und instruiert *Lorindo*, er möge ihn als seinen Herrn behandeln. Der Kutscher wird „einen halben Pickelhering“ agieren (S. 50). Doch zunächst besuchen die beiden den Gottesdienst, wo der neue Prediger beginnt, „eine seiner von der Universität mit sich gebrachten Predigt / also geschwind memoriter über eine Stunde lang / her zu recitiren / daß sich iederman darüber verwunderte / und ihn vor einen gelehrten Menschen aestimire.“ Die Ratsherren, die sich später im Weinkeller darüber unterhalten, wissen nicht, worüber er gesprochen hat, sind aber übereinstimmend der Meinung, daß es „eine treffliche schöne Predigt“ war (S. 47). Weil er im Weinkeller keinen rheinischen Wein erhält, trinkt *Marion* in der Apotheke ein Glas Schnaps mit kleinen Rosinen darin, *Lorindo* wird Zitronenbranntwein ausgeschrieben. Sie kehren ins Wirtshaus zurück, wo sie den Wirt und seinen Sohn für die Predigt beglückwünschen; der Wirt verhält sich darauf „trefflich liberal“ (S. 49).

Auf dem Markt wirbt *Marion* beredt für den abwesenden Arzt als „einen erfahrenen Oculisten / Stein= und Bruch=schneider / dergleichen innerhalb 20. Jahren auf den Teutschen Boden nicht

<sup>224</sup> An späterer Stelle ist dann nur noch von zwei Predigten die Rede, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 59.

zufinden“ (S. 51) und dessen Arzneien. *Lorindo* liest die entsprechenden Testimonia vor; *Marion* preist Proben für „einen guten Groschen“ an. Der Kutscher hat sich nun als Bauer verkleidet und behauptet, schon in Narrhausen bei *Marion* gekauft zu haben; durch diese Arzneien hätte sein Großenkel überlebt. So verdienen *Marion* und *Lorindo* in einer Stunde über 20 Taler. Nachmittags packen sie ihre Waren zusammen, im Gasthaus bereiten sie für den nächsten Tag aus rotem Schiefer, Wurmsamen und Pfefferkuchenteig weitere Arzneien vor. Am Abend veranstaltet der Wirt ein Festessen zu Ehren seines Sohnes; zu den Gästen gehören auch der Oberpfarrer, der Bürgermeister, der Stadtschreiber und einige Ratsherren. Der Pfarrer beginnt mit dem Wirtsohn „einen Discurs vom Reichthum“ (S. 59); er spricht zunächst deutsch, dann lateinisch und erkennt bald die geringe Bildung des studierten jungen Mannes, der lediglich seine auswendig gelernten Phrasen wiederholen kann:

„Der Herr Pfarr marckte hieraus alsbald Herr Johansen seine erudition, wolte ihn in dieser Gasterey nicht zu schanden machen / und sprach: benè, benè. Ja / ja / antwortete Herr Johannes: ich dachte es wohl / der Herr Pfarr müste mir recht lassen; das weiß ich wohl / daß der Reichthum verdammet [...]“ (S. 61).

Während der Pfarrer die Überheblichkeiten des Studenten mit „Stillschweigen“ (S. 63) übergeht, sind die anderen Gäste aufrichtig beeindruckt und wollen seine weiteren Studien unterstützen.

*Lorindo* und *Marion* verabschieden sich früh von der Gesellschaft, weil ihre „Betrügerey“ noch weiterer Vorbereitungen bedarf: Bis nach Mitternacht stellen sie große Mengen „Wurmküchlein“ und ähnliche Waren her. Am nächsten Morgen machen sie einen Spaziergang durch die Stadt, noch bevor die Marktbuden öffnen. Dabei trifft *Lorindo* den Rattenfänger *Ramuro* wieder (S. 64), und beide erzählen einander, was ihnen seit ihrem letzten Treffen widerfahren ist. *Lorindo* berichtet von seiner Entlassung durch *Crescentio* und fragt, ob *Ramuro* noch einmal in dessen Haus gerufen worden sei. *Ramuro* verneint – und sie trennen sich schnell wieder, um „den Zulauff so vielen Volcks“ (S. 65) zu vermeiden. *Marion* zieht sich um und reitet auf den Markt, wo sich schon viele Menschen an ihrem Stand versammelt haben. Wie am vorangegangenen Tag lobt er erst seinen Herrn, den Arzt, dann die Waren, schließlich erwähnt er den vermeintlichen Bauern, bei dem sich die Arzneien bereits bewährt hätten. Wieder können sie „ein ziemlich Stück Geldes“ einnehmen (S. 66).

Auf ihrer Heimreise unterhalten sich *Marion* und *Lorindo* zum wiederholten Mal „mit Verwunderung über den neuen Praedicanten“;<sup>225</sup> das Gespräch selbst wird jedoch nicht geschildert. Der Arzt, der seine beiden Gehilfen bereits erwartet hat, ist mit ihren Einnahmen sehr zufrieden und belohnt beide mit einem Taler – und einem freien Tag. Diesen Tag nutzen *Lorindo* und *Marion*, um mit dem Wirt zu „poculiren“; außerdem lassen sie sich „einen grossen geräucherten Sau=Magen“ und „eine grosse Schüssel Salat“ bringen (S. 69). Der Arzt will weiterziehen, *Marion* schlägt Hasenstadt als geeignete Station vor, und am nächsten Morgen bringt der Wirt „ein grosses und sehr langes Register“, womit die Rechnung gemeint ist (S. 74). Darüber geraten Arzt und Wirt aneinander, aber schließlich wirft der Arzt „das gefoderte Geld auf den Tisch“ (S. 75), und sie reisen ab.

Während der Kutschfahrt ratiert der Arzt über die hohe Rechnung; *Lorindo* deutet an, sie hätten nach dem Frühstück gehen sollen, ohne die Rechnung zu begleichen – doch sein Herr versteht ihn nicht. Er lässt sich vom Wirt in Hasenstadt und dessen Sohn erzählen. In Hasenstadt empfängt sie der Wirt vom „Schwarzen Tintenfass“ freundlich; der Arzt wird häufig von Leuten aufgesucht und um seinen Rat gebeten, so dass sie ein ganzes Vierteljahr bleiben. Unterdessen bereisen seine beiden Gehilfen verschiedene regionale Märkte, um Medikamente zu verkaufen. Eines Tages wird der Arzt zu einem landadeligen Herrn gerufen; *Lorindo* begleitet ihn. Sie werden mit einer Kutsche in das einige Meilen entfernte Schloss Kuski geholt. Der Patient liegt „sehr gefährlich darnieder“ (S. 80), doch der Arzt ist zuversichtlich: Er bereitet Pulver zu, das er in Fleischbrühe auflöst. Nach der Einnahme stirbt der Patient. Die Bestürzung ist groß, man glaubt das Pulver habe den Tod verursacht und will die Arznei von städtischen Ärzten

<sup>225</sup> *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 67; ähnlich S. 63: Von ihrer nächtlichen Medikamentenherstellung berichtet *Lorindo*, dass „dabey unser meistes reden von dem neuen Praedicanten war“.

untersuchen lassen. *Lorindo* und der Arzt schleichen sich aus dem Schloss und kehren in die Stadt zurück. Als *Marion* von diesen Ereignissen erfährt, ist er betroffen. Er beklagt das verantwortungslose Handeln seines Herrn und relativiert demgegenüber ihre eigenen Betrügereien:

„Ich habs wohl gemeint / Lorindo, sprach er / also wird es einmahl ablaufen; Ich habe niemahls viel wollen sagen: Unser Herr unterfängt sich Sachen / die er nicht versteht; Geld Lorindo, ich und du / thun mit unsern rothen Schiffer=Stein niemand schaden / viel weniger tödten wir iemandt.“ (S. 83f.)

Kurz darauf warnt der Wirt den Arzt vor einer drohenden Verhaftung, er habe gehört, „man wolle den Herrn Doctor bey den Kopffe nehmen“, weil er den adligen Herrn von Schloss Kuski mit einem Pulver umgebracht habe. Der Wirt rät dem Arzt zur Flucht. *Lorindo* aber empfiehlt er insgeheim, sich von seinem Herrn zu trennen, „er möchte sonst gleich mit ihm / in gleiches Unglück kommen“ (S. 85). *Lorindo* lässt seinen Herrn allein abreisen. Vor der anrückenden Scharwacht und den städtischen Richtern versteckt er sich in der Wirtshausküche. Der Wirt behauptet gegenüber den Richtern, der Arzt sei nach Lissabon geflohen. Er hält *Lorindo* für unschuldig, warnt ihn aber beim Abschied davor, sich in solche betrügerische Gesellschaft zu begeben: „[N]ehmet Euch aber besser in acht / und ziehet künfftig nicht mehr mit solchen liederlichen Volcke / sie sind rechte Land=Betrieger“ (S. 87f.). [Kap. V–IX [i.e. XIX]; S. 14–88]

*Lorindo* flieht nun drei Tage übers Land, wobei er über zwanzig Meilen zurücklegt, und „betete heimlich“ (S. 88). Durch eine dreiste Lüge gelingt es ihm, von der Torwache in die nächste Stadt eingelassen zu werden.<sup>226</sup> Dort kehrt er in eine am Markt gelegene Garküche ein, von deren Wirt er freundlich begrüßt und als Schwabe identifiziert wird. *Lorindo* gibt vor, eben aus Lissabon zu kommen, er wolle nun wieder in seine Heimat zurückkehren. Nun hat der Wirt „einen Vetter zu Sozon“ (S. 89),<sup>227</sup> dem er gerne schreiben möchte, und er bittet *Lorindo* darum, den Brief zu überbringen.

Beim abendlichen Gespräch in der Stube erzählt der Koch, am nächsten Morgen werde in der Stadt ein alter Rattenfänger gestäubt, „der hätte mit seinem Pulver die Leute ziemlich betrogen / und groß Geld von ihnen geschnitten“ (S. 90). Als sich herausstellt, dass es sich dabei um *Ramuro* handelt, bemerkt *Lorindo*: „[I]hm geschieht recht / denn der Vogel brachte mich von meinem Dienste“ (S. 90), und erzählt, wie es zu dem Ende seines Dienstverhältnisses kam. Er beschließt, sich vor seiner Weiterreise „die Comedia mit *Ramuro*“ (S. 91) anzusehen. In der Nacht macht sich *Lorindo* „wunderliche Gedancken“ wegen *Ramuro*, „bald gönnete ich ihm die Straffe / bald tauerte er mich / und gieng mir sein Unglück zu Hertzen“ (S. 92). Am nächsten Morgen verabschiedet sich *Lorindo* und geht zum Rathaus, wo *Ramuro* am Pranger steht. Die demütigende Funktion dieser Ehrenstrafe, insbesondere der öffentlichen Zurschaustellung des Täters, wird eindrücklich veranschaulicht:<sup>228</sup>

„[A]ls ich etwas näher zum Pranger kame / wurde mich *Ramuro* gewahr / er schlug den Kopff nieder / und zog den Hut in die Augen / sonder allen Zweiffel / ich sollte ihn nicht erkennen. Ich muß gestehen / daß mirs also zu Hertzen gieng / daß mir die Augen darüber voll Wasser stunden / hielte mich auch deswegen nicht lange vor dem Rathhause auff / sondern war gewillet / gleiches weges zum Thor hinaus zu gehen“ (S. 93f.).

<sup>226</sup> „Als ich zu dem Stadt Thor eingieng / fragte mich die Wache / woher Landmann? Ich antwortete / ich wehr aus der Stadt / und hette mich heute der morgens der Herr Bürgemeister über Land verschicket / ietzo kähme ich wieder zurücke; habt ihr mich heute Morgen nicht sehen heraus gehen? Sie glaubten meinen Worten / und liessen mich ohne alle Hinternuß fortgehen.“ *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 88f.

<sup>227</sup> Hier liegt möglicherweise eine Anspielung auf Johannes Riemers Roman *Die Politische Colica* vor: *Sozon* heißt dort der Vater des Protagonisten *Eurilus*. Beide Männer sind bekanntlich Ärzte. Dass aus einem Eigennamen eine Ortsangabe wird, muss der Anspielung nicht abträglich zu sein.

<sup>228</sup> Zur Durchführung und zur Funktion von Ehrenstrafen vgl. van Dülmen: *Kultur*. Band 2. 1992, S. 209ff.

*Lorindo*, der die öffentliche Vollstreckung der Strafe nicht miterleben will, kommt jedoch nicht aus der Stadt, weil für die Dauer der Abstrafung die Stadttore verschlossen bleiben.<sup>229</sup> So setzt sich *Lorindo* zu einem Bäcker, lässt sich Brot und Butter bringen, dazu ein Bier. Vom Bäcker erfährt er, *Ramuro* „hätte hier in der Stadt sehr viel Leute betrogen, sonderlich den Herrn Bürgermeister“ (S. 94f.). Unterdessen wird *Ramuro* durch die Straßen getrieben, dabei schlägt ihn der Henker mit dem Staupbesen, er wird von vielen Menschen verfolgt. Der Bäcker fordert *Lorindo* auf, ans offene Fenster zu treten, doch *Lorindo* schließt das Fenster,

„denn ich kunte den Jammer nicht mit ansehen; Und ist nicht zu beschreiben / wie der Hencker drauff schlug. Der alte Ramuro schrie erbärmlich / daß ich auch solches Gechrey [!] nicht länger mehr mit anhören / sondern von dem Fenster hinweg gehen muste“ (S. 95f.).

*Lorindo* verlässt die Stadt, aber er muss unterwegs ständig an *Ramuro* denken. Seine Gefühle sind zwispältig; gleichwohl hält er eine solche Strafe für einen derartigen Betrüger gerechtfertigt. In ihrem betrügerischen Handeln, denkt *Lorindo* schließlich, ähneln sich der Rattenfänger und sein letzter Herr, der Arzt. Wie in Weises *Ertznarren* vorgegeben, beginnt *Lorindo* nun ein Register von Ratten- und Mäusefängern im übertragenen Sinn zu erstellen. Es bleibt freilich bei einem Eintrag:

„Es giebt solcher Land= und Leut=Betrüger genug in der Welt; O Ramuro, du bist nicht der erste / wirst auch nicht der letzte seyn; Du hast noch sehr viel Brüder / es giebt ein grosses Register solcher Ratten und Mäuse Fänger. Wenn du Ramuro den Titul auf dem Register giebet [!] / so hat mein gewesener Herr Doctor die Ehre / daß er in dem Ratten und Mäusefänger=Register obenan stehet: Ich meyne ja / er hat die Leute betrogen: er hat den Leuten seine Artzney und Wahren bey allen Teuffel holen eingeschwohren / daß sie fast genöthiget worden / ihm solche abzukauffen“ (S. 97).<sup>230</sup>

Auf der Landstraße wird *Lorindo* dann von Reitern gestellt und vom Kutscher des verstorbenen Adligen als Gehilfe des Arztes identifiziert. Er wird beschimpft, nach dem flüchtigen Arzt ausgefragt und ins nächstgelegene Gefängnis gebracht (S. 101). Nach einer Stunde wird *Lorindo* vom örtlichen Richter und einem Reiter verhört: *Lorindo* erzählt ihnen „die pur lautere Wahrheit“; seine Geschichte wird zitiert (S. 101). Er schildert seine Tätigkeiten für den Arzt und nennt einige Zutaten für die Medikamente: Mitridat habe aus gebackenem Birnensaft, der kostbare Augenstein aus rotem Schiefer bestanden. Rückblickend wundert *Lorindo* sich, „daß das Volck so dum ist / und solchen Leuten ihr Leben vertrauet“ (S. 103). Die mangelnde Sesshaftigkeit des Arztes, seine Nähe zu fahrenden Leuten setzen seine Fähigkeiten und Fertigkeiten nun einem allgemeinen Verdacht aus. Generell sind *Lorindos* Äußerungen durch das Bestreben bestimmt, sich von seinem ehemaligen Herrn zu distanzieren:

„Gewiß / wenn ein solcher Marcktschreyer seiner Sachen gewiß wäre / und was rechtschaffenes verstünde / er würde nicht also im Lande herumb ziehen / sondern sich wohl an einem Orthe nieder lassen; Aber weil es lauter Auffschneydery / Lug und Betrug / so dürffen sie sich an keinem Orthe trauen / deßwegen laufen sie das Land durch / unterdessen haben sie / ihr Leben zu erhalten. Und meistens / damit solch Völckgen die Leute möge an sich locken / und Geld zu lö-

<sup>229</sup> Die Vollstreckung einer solchen Strafe dauerte vermutlich ein bis zwei Stunden, vgl. van Dülmen: *Kultur*. Band 2. 1992, S. 211.

<sup>230</sup> An dieser Stelle werden offenbar die Taten *Marions*, der auf dem Jahrmarkt Arzneipulverchen verkauft hat, mit denen des Arztes, der vor allem Patienten behandelt hat, identifiziert. *Marion*, der erste Gehilfe des Arztes, mit dem *Lorindo* befreundet war, wurde nicht mehr erwähnt, seit sich der Arzt zur Flucht entschloss. Dass hier eigentlich *Marion* gemeint ist, nicht der Arzt, legt der abschließende Satz des Kapitels nahe, der das Interesse allererst auf den Arzt zu lenken versucht: „Ich möchte gerne wissen / wie es meinem Doctor ergangen / denn mit dem Schelm ist er bey Nacht und Nebel durchgegangen.“ Aus diesem Satz geht hervor, dass vorher von einer anderen Person gesprochen worden sein muss, die mit dem Arzt geflohen ist: Das kann nur *Marion* sein, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 97.

sen bekommen mögen / so machen sie darbey allerhand Gauckeley / und Pickelherings Possen / dadurch wird das Volck verblendet / daß es einen Groschen nicht achtet und liederlich hinschleudert.“ (S. 104f.)

Nach dem Verhör werden ihm von einem Jungen Brot und Käse gebracht; abends kehren Richter und Reiter zurück, um *Lorindo* die Zeit durch gemeinsame Gespräche zu verkürzen. Sie bemitleiden den Gefangenen. Keiner weiß, was aus *Lorindo* werden wird. In der Nacht macht *Lorindo* „allerhand Calender“ (S. 106), kann nicht einschlafen und ruft den Wärter, um sich mit ihm zu unterhalten. Am nächsten Tag bemerkt er, dass er isoliert wird, was ihn beunruhigt. Abends überlistet er den Jungen, der ihm das Essen bringt, und flieht aus dem Gefängnis. *Lorindo* versteckt sich zwei Tage in einem gegenüberliegenden, leerstehenden Bauernhaus, bevor er weiterwandert. Unterwegs fürchtet er, in die Nähe von Schloß Kuski geraten zu sein; in einer Gaststube hält er zwei Reiter für seine Verfolger. Die Reiter suchen jedoch jemand anders, nämlich den *Verwalter von Poldershausen*. Daraufhin erkundigt sich *Lorindo* beim Wirt nach den Gründen:

„Herr sagte der Wirth / der Vogel wehre des Galgens werth. Wie viel hat er Edel=Leute betrogen / und aufgesetzt / mich wundert / daß man einen solchen Vogel trauet. Ho / ho / dachte ich bey mir selbst / hat denn der Verwalter zu Polderhausen auch einen Ratten und Mäuse Fänger mit abgeben.“ (S. 113)

Der Wirt erzählt nun, wie der gesuchte Verwalter Geld und Güter verschiedener Herren veruntreut hat; dabei nennt er die Namen verschiedener Adelliger.<sup>231</sup> *Lorindos* Kommentar: „Ich kunte und mochte auch darzu nicht viel sagen.“ (S. 115) Er wandert weiter bis nach Sozon, wo er abends *Zelo*, dem Vetter des kleinstädtischen Garkochs den mitgenommenen Brief überreichen kann. Von *Zelo* wird *Lorindo* herzlich aufgenommen und „herrlich tractirt“. Schließlich erzählt *Lorindo* seine ganze Geschichte, und *Zelo* schlägt ihm daraufhin vor, bei ihm zu bleiben:

„Ist es euch ein Gefallen / so bleibt bey mir / ich wil euch schon zu thun geben / ihr solt nicht müßig gehen / ihr solt bessere reputation davon haben / vielleicht kan es euch auch mehr einbringen / und künftig besser recommendiren“ (S. 117).

*Lorindo*, der bei seinem Herrn *Crescentio* hatte schreiben und rechnen lernen können, schreibt nun für den studierten Sohn des *Zelo* „allerhand acta“ (S. 117) ab; dabei hört er auch von einem Mäusefänger, der sich als „privilegiertes Kammer-Jäger“ bezeichnet. – Eines Tages wird *Zelo* vom örtlichen Kaplan besucht; dieser erzählt vom bereits erwähnten Sohn des Gastwirtes zu Hasenstadt, der „ein general Narr und grosses Thier sey / hinter welchen gantz nichts zu finden“ (S. 118). Der Kaplan sei von ihm „propter communia Studia (das waren seine Wort)“ aufgesucht worden (S. 119): Der Wirtssohn war kaum eingetreten, da habe er sich darüber gewundert, dass „der Herr Caplan in einem solch übeln Logiament wohnt“; er selbst werde sich als Pfarrer eine neue Wohnung bauen lassen. *Lorindo* berichtet daraufhin von seinen eigenen Erfahrungen mit dem prahlenden Prediger. Der Kaplan weiß, dass der Wirtssohn inzwischen zum Magister promoviert worden sei, ohne am Examen teilgenommen zu haben; als Hauslehrer habe er den Kindern „weder ein argument dictiren / noch corrigiren können“. An diese Erzählung schließen sich allgemeine bildungskritische Bemerkungen an, mit denen *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger* abbricht. Das letzte Wort hat der Kaplan, der das Streben nach akademischen Titeln beklagt:

„Die Narren dencken / wenn sie von der Universität nur das Predigen und den Magister mit wegbringen / seynd sie gelehrte Leute / wenn sie hernach sollen einen Jungen lernen decliniren / und conjugiren / ist Hanß nicht zu Hause. So werden die Eltern betrogen / sprach Zelo; so lengt und stihlt man denen Eltern das Geld aus dem Beutel / versatzte der Caplan; genade hernach Gott einer solchen Gemeine / oder Schule / die einen solchen Esel zum Oberhaupt bekommen.“ (S. 120) [Kap. XX–XXV; S. 88–120]

<sup>231</sup> Es handelt sich um die Herren *von Arnden* und *von Stöbern*, vgl. *Lorindus. Ratten Fänger*. 1682, S. 114f.

## 4. Pervertierte Peregrinationes

### a) M. J. R.: *Der Politische und Lustige Passagier* (1684)

Zum Titelpuffer:

Das Titelpuffer warnt deutsche Männer vor in jeglicher Hinsicht ruinösen Reisen in fremde Länder (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:667546U>, 29.03.12).

Es ist dreigeteilt, oben erscheint in einer breiten Banderole der Kurztitel *Der lustige Passagier*, dann die Pictura, unten die Sentenz: „Germanos Exotica corrumpunt“. Das Bild zeigt eine weite Landschaft mit reisenden Männern. Vorne rechts stehen zwei Bäume, einer davon ist als Palme zu identifizieren. Vorne links sind Büsche, mittig ist ein breiter Weg angelegt, der über einen Bach geht und sich in der Landschaft verliert. Hinten links sind Hügel, eine Burgruine, am Horizont die Silhouette einer Stadt. Die über das gesamte Bild verteilten reisenden Männer – es sind dreizehn – tragen Hüte, sind durchaus unterschiedlich gekleidet und zu Fuß oder auf Pferden unterwegs. Einer sitzt auf einem offenen Einsitzer, fährt rechts aus dem Bild heraus und wendet sich dem Betrachter zu. Darunter läuft ein Mann mit Stecken ins Bild hinein; er trägt einen Beutel auf seinem Rücken. Sein knielanger vielfach geknöpfter Mantel signalisiert wohl, dass er schon bessere Tage gesehen hat. In der Bildmitte ist ein Mann mit offenem Mantel auf einem Pferd zu sehen, der mit seiner linken Hand einen leeren Sack, vielleicht einen Geldsack, ausschüttelt. Ihm nähert sich, von links kommend, ein anderer Reiter, der seinen linken Arm anklagend oder flehend erhebt.

Das Titelpuffer hat sowohl illustrierenden als auch emblematischen Charakter: Die Behauptung, dass deutsche Männer durch Auslandsreisen ruiniert würden, wird durch den ziellosen Reiseverkehr nur mittelbar anschaulich, entspricht aber der Perspektive, aus der die Geschichte erzählt wird. Legt man eine allegorische Struktur zugrunde, stünde der obere Titel für ein vordergründiges, die Unterzeile für ein hintergründiges Verständnis des Buches.

Zum Handlungsverlauf:

Es handelt sich um eine Abenteuergeschichte mit negativ konnotierten Protagonisten und antifranzösischer Tendenz. Die Welt, von der dieser Roman erzählt, basiert auf der in der Vorrede formulierten Vorstellung, dass das Leben in Frankreich Regeln folge, die *teutscher Treue und Redlichkeit* entgegengesetzt seien und in der dortigen *verkehrten Galanterie- und Staats=Welt* eine *eine ganz andere Politique* herrsche.<sup>232</sup> Dementsprechend steht das moralische Fazit der Geschichte schon am Anfang fest: Die Reise deutscher Adelsöhne ins europäische Ausland, insbesondere nach Frankreich, erscheint sowohl in persönlicher als auch in politischer Hinsicht als ruinöse Veranstaltung.<sup>233</sup> Nicht nur, dass die jungen Männer weder akademische Ambitionen haben, noch sich im universitären Milieu bewegen, unterscheidet sie von vielen Protagonisten Politischer Romane. Insgesamt weist die Handlung viele Merkmale eines Abenteuerromans auf; diese können zugleich als

<sup>232</sup> M.J.R.: *Passagier*, 1684, [(7)]. Zur Vorrede vgl. B. II. 3. s).

<sup>233</sup> Stannek wertet den *Politischen Passagier* insgesamt als Versuch des Verfassers, „die Söhne verarmter Adelsgeschlechter von einer Auslandsreise ab[zu]halten“, vgl. Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 52.

Differenzkriterien zur Handlungsführung Politischer Romane gelten.<sup>234</sup> Hinzu kommt, dass der fiktionale Status der Erzählung nirgends in Zweifel gezogen wird und damit keine außerliterarischen Bezüge insinuiert werden. *Alvarettos* und *Tribellius'* persönliche Entwicklung ist nicht durch Perfektibilität, sondern durch völlige Korruptierbarkeit gekennzeichnet. Ihre Neugierde wird vom Erzähler verurteilt; die Protagonisten erleben ihre Umgebung als verwirrend und befremdlich. Hintergrund ihres vergnügungssüchtigen und tragisch endenden Lebenswandels bildet der Verlust traditioneller Tugenden und herrschaftsstabilisierender Funktionen des Adels, der beklagt wird. Politisches Verhalten wird nur kurssorisch als missverstandene Mode oder betrügerisches Kalkül angesprochen. Allerdings wird wiederholt auf volkswirtschaftliche Aspekte solcher Auslandsreisen hingewiesen: Es geht um das in anderen Staaten ausgegebene Geld, das dem deutschen Vaterland verloren geht.

*Alvaretto* und *Tribellius*, zwei zwanzigjährige Adelige, die „in ihren jungen Jahren meistens zu lustigen Sachen angewöhnet / auch sonst gar zärtlich aufgezogen“ worden sind, wollen fremde Länder kennenlernen (S. 2). Sie möchten nach Frankreich reisen, weil sie gehört haben, dass sie sich dort mit Geld vergnügen, in den Tag hineinleben und Französinen kennenlernen können. Ihre Eltern sind bereits gestorben, und so haben sie zwar „wenig gute Rathgeber“ (S. 4), aber auch ihre Freunde, außerdem ihre Vormünder raten von einer Auslandsreise ab: Stattdessen sollten die jungen Männer Deutschland erkunden und

„die schönen mächtigen Städte / welche hin und wider anzutreffen / durchgehen / deroselben Polizey / Sitten / gute Ordnungen / prächtige Gebäude / Bevestigung / und andere zu wissen nöthige Dinge beobachten; welches mit weit grösseren Nutzen und doch mit wenigen Unkosten geschehen könne / als wenn sie nach Franckreich oder Italien giengen / und daselbst in grosser Lebens- ja Seelen=Gefahr viel Geld durchbrächten/ wovor sie doch wenig lerneten / damit sie dem Vaterlande einst mercklich dienen könnten“ (S. 4f.).

Nach Meinung ihrer Vormünder sollten sie danach an einen der bedeutenden Höfe gehen, um dort die erforderlichen Sprachen, Sachkenntnisse und „politische Geschicklichkeit“ zu erlernen (S. 6f.). *Alvaretto* und *Tribellius* reagieren allerdings nicht auf Hinweise auf die sozialdistinguierenden Zwecke eines standesgemäßen Grand Tour;<sup>235</sup> vielmehr glauben sie, man könne „vor funffzehnen Gulden biß an den Schlagbaum vor Paris zehren und reisen“ und brechen auf (S. 9). Lediglich von zwei Kammerdienern werden sie begleitet, von denen einer für eine Weile die Funktion eines erfahrenen Führers übernehmen wird. Bereits in Franken glauben *Alvaretto* und *Tribellius*, sie seien in Frankreich, weil sie keine Landkarten lesen können und dementsprechend Entfernungen völlig falsch einschätzen. Für den extradiegetischen Erzähler steht das Fazit dieser Reise bereits bei Beginn fest:

„Wusten also nicht einmahl den Unterscheid noch unter Teutschland und Franckreich zu machen; daher wäre ihnen besser gerathen gewest/ wann sie niemahl [!]

<sup>234</sup> Vgl. die von Schmiedt im Art. *Abenteuerroman* zusammengestellten Aspekte, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*: Band I. 1997, S. 2–4.

<sup>235</sup> Diese Empfehlung zeigt, dass der Verfasser des *Passagier* den Grand Tour nicht pauschal ablehnt. Die zitierten Hinweise sind auch ein Reflex darauf, dass es gegen Ende des 17. Jahrhunderts durchaus auch innerhalb der Reichsgrenzen verschiedene Möglichkeiten gab, sich der eigenen Stellung innerhalb der sozialen Hierarchie entsprechend zu bilden und auszubilden.

übern Rhein geflogen / sondern lieber zu Hause blieben wären; weiln viel abentheuerliche Begebenheiten und seltzame / auch lächerliche Zufälle ihnen auf ihrer Reise vorgestossen / weßwegen sie nach der Zeit dieses ihrer Vornehmen und peregriniren vielfältig verwündschet umd mit Schaden beklaget haben“ (S. 10).<sup>236</sup>

Um seine Herren zu belehren, erzählt der lebenserfahrene Diener *Gassendo* die Geschichte eines „Phantasten“, der einen Nachmittagsausflug von „Thüringen nacher Venedig“ machen wollte (S. 16). In dem Gasthaus, in das sie abends einkehren, wird den jungen Männern ebenfalls eindringlich von der Reise abgeraten, doch *Alvaretto* und *Tribellius* bleiben trotzig bei ihrem Entschluss. Einem Geistlichen, der sie zurechtgewiesen hatte, entgegenen sie, er solle

„die Nase in seine Postillen stecken/ und sich umb seine Predigten bekümmern. Das Reisen ist eine politische Sache / welche vor solche Leute gar nicht gehöret / wir zehren vor unser Geld / darum hat sich niemand als wir selbst zu bekümmern.“ (S. 34f.)

Am nächsten Morgen verliert *Tribellius* aus „Unachtsamkeit“ seinen Geldsack und seinen wertvollen Mantel. Die Verluste werden quantifiziert: der Mantel habe über 18 Reichstaler gekostet, der Beutel habe 24 Reichstaler enthalten. Der Mantel bleibt verschwunden, den vergessenen Geldsack erhält er durch einen ehrlichen Wirt zurück (S. 39ff.). – In einer schwäbischen Kleinstadt fragen sie nach lokalen Wahrzeichen. Sie glauben, ihrer Reise damit einen politischen Charakter zu geben: „[D]ie guten Kerl wolten gleichwohl auch vor curios angesehen seyn/ und vor ihr Geld einige Wissenschaftt politischer Dinge mit nach Hause bringen/ damit man sehen könne/ wie sie ihr Geld angeleget hätten.“ (S. 46f.). Um sie zu belehren, behauptet der ortsansässige Wirt, das städtische Wahrzeichen sei ein Fisch, der in der Luft gefangen worden sei. Die beiden Männer sind sehr beeindruckt „von solcher rarität“ – und außerstande, den Fisch als „Sinnbild“ und Warnung an Leute wie sie selbst zu verstehen, die sich „begierig und unbesonnen“ in ein ihnen fremdes „Element“, wie fremde Länder es sind, begeben (S. 49f.). – In der Schweiz halten *Tribellius* und *Alvaretto* die Berge für Schlossruinen. Zwischen Basel und Bern treffen sie ihren Vetter *Frilindo*: Dieser ist aus Frankreich geflohen, weil er seine Schulden nicht mehr hatte bezahlen können. In Bern wird er von französischen Kaufleuten identifiziert und festgehalten, bis ihn schließlich seine Eltern unter großen Unkosten freikaufen. [Kap. I–XV, S. 1–63]

Unter dem Eindruck dieses Geschehnisses beschließen *Alvaretto* und *Tribellius*, „genau zu leben / damit das Geld zu langen möchte / und sie mit reputation wieder in ihr Vaterland kommen könnten“ (S. 64). Inmitten einer Compagnie kommen sie in Straßburg an, wo *Tribellius* den Straßburger *Robr-Affen* sehen möchte – und vom Wirt einen Spiegel vorgehalten bekommt. Einer der Wirtshausgäste, ein alter achtbarer Amtmann, fordert die jungen Leute auf, die Bibliothek, die hohe Schule, vor allem „die Polizey dieser Stadt und ihre Regiments=Art“ kennenzulernen, doch die Mitglieder der Reisegesellschaft verstehen sich als Kavaliere, die sich nicht „umb solche Kahlmäusereyen“ kümmern müssten: „das gehöret vor Schul-Leute / welche profession von den Büchern machen“, so lautet ihre Meinung (S. 73f.). Nun entsteht eine Diskussion über die Vereinbarkeit von Degen und Feder: Ein Argument des Amtmannes lautet, dass man viele „kluge Krieges=Consilia“ vergangener wie gegenwärtiger Zeiten nur durch Bücher kennenlernen kann, „massen es nicht zulanget / bloß auff eigene Erfahrung und seinem Kopffe zu bauen“ (S. 75). Amtmann und Wirt erinnern an vergangene Zeiten, in denen adelige Ritter im Krieg „vor das gemeine Wesen und das Vaterland“ gefochten hätten; sie bedauern, dass man heute alles mit „Artillerie“ und „Feuer-Werck“ erreichen wolle, aber nichts mehr mit dem Degen und der Faust (S. 80). – In der Nacht schläft ein Gast namens *Milandor* im Bett über seinen „Romainen und dergleichen Büchern“ ein; sein brennendes Licht entfacht einen Zimmerbrand (S. 85). Der Wirt rügt sein leichtfertiges Verhalten und die „unnöthige“ Lektüre, er empfiehlt ihm stattdessen „Bibel“ und „Gebet-Buch“ (S. 85). Später wird *Milandor* nach dem Roman *Aromena* (sic) gefragt, aber er erinnert weder Personen noch Handlung (S. 92f.). *Milandor* will auf

<sup>236</sup> Vgl. die ähnliche Formulierung zum Schluss der Erzählung, *M.J.R.: Passagier*. 1684, S. 360.

Kosten seines Vaters solange unterwegs bleiben, bis der Vater gestorben ist. Der eigentliche Sinn seiner Reise ist es, die französische Sprache zu lernen. Er lernt jedoch nicht, sondern will stattdessen beim ersten Schnee mit der Wirtstochter in der Stadt Schlittenfahren. Er kann das Pferd nicht lenken, so dass der Schlitten zerbricht; die Wirtstochter lässt er ohne Hilfe im Schnee zurück. Der Erzähler schließt unvermittelt die Geschichte eines anderen „lustigen Passagiers“ aus der Compagnie an: Es handelt sich dabei um einen bankrotten Spieler namens *Alisio* (S. 107ff.). Um zu Geld zu kommen, entschließt er sich nun, einen „Arzt oder so genandten Marck-Schreyer zu agiren“ (S. 112). Dazu versorgt er sich mit gefälschten Unterlagen, stellt einen „Pickelhering“ ein, der das Volk heranlocken soll,<sup>237</sup> und verkauft eine Salbe, die er als Allheilmittel anpreist, deren Wirkung allerdings erst nach zehn Tagen einsetzt. Als er entlarvt wird, versucht er eine vermögende Frau zu heiraten, doch die 49-Jährige durchschaut ihn (S. 124f.). Daraufhin geht er nach Amsterdam und lässt sich für fünfzig Gulden als Musketier auf einem Schiff nach Ost-Indien anheuern. Auf der Überfahrt erkrankt und stirbt *Alisio* dann, weil er „solcher Lebens=Art zu Schiffe nicht gewohnt / sondern in aller delicatessen aufgewachsen“ war (S. 132).

Unterdessen sind *Alvaretto* und *Tribellius* weitergereist: In Lothringen werden sie von räuberischen Soldaten überfallen. *Gassendo* durchschaut, dass sie eigentlich nur eine „Ritter-Zehrung“ suchen, und rät seinen Herren, den Räubern energisch zu begegnen (S. 140). *Tribellius* ist jedoch völlig verschreckt und gibt sich als verletzter Schneidergeselle aus; daraufhin wird den Reisenden durch ihr unkluges Verhalten beinahe ihr gesamtes Hab und Gut geraubt.<sup>238</sup> Im nächsten Ort warten *Tribellius* und *Alvaretto* auf neue Wechselbriefe. *Tribellius* hat „die Lust des Reisens“ verloren und will französische „Kriegs=Dienste“ annehmen (S. 143). Der Erzähler kommentiert:

„Dieses waren nun bey einem unbedachtsamen volatilischem Gemüthe / welches noch nicht von solcher Fähigkeit war / daß es recht urtheilen konte / gar scheinbare und plausible Anschläge; Welche alsbald ins Werck zu richten Tribellius gleichsam halb desperat täglich bedacht war“ (S. 144).

*Tribellius* lässt sich von einem Offizier werben, trinkt mit den Soldaten und träumt davon, ein „Obrist“ mit mehreren „Hand=Pferde[n]“ zu werden (S. 160). Als er völlig betrunken ist, randaliert er und wird schließlich auf die Wache gebracht. Am nächsten Morgen bereut er seine Entscheidung, und *Alvaretto* rät ihm, den Wechsel abzuwarten und sich dann freizukaufen. So geschieht es, und nach drei Tagen können die beiden ihre Reise fortsetzen. Sie kehren in einem französischen Örtchen ein: Im Gasthaus erzählt ein deutscher Reisender namens *Dolabella*, wie er in einem Weinkeller von Dieben bestohlen worden sei, die ihre Aufrichtigkeit beteuert hätten. Weitere Geschichten von Reisenden, die über ihre schlechten Erfahrungen berichten, schließen sich an (S. 191f.). *Tribellius* reagiert schadenfroh und ist überzeugt, ihm könne dergleichen nicht passieren. [Kap. XVI–XLV, S. 63–194]

Am nächsten Tag kommen sie in Paris an, und *Tribellius* verirrt sich sofort in der Stadt. Seine Herberge findet er nur mit Hilfe anderer Deutscher wieder. Später lässt er sich in eine der einschlägigen Herbergen zum „Venus-Spiel“ führen, wo ihm sein „Geld=Beutel“ gestohlen wird, so dass er „einen bekümmerten Abschied“ nimmt (S. 200ff.). Schließlich hat auch *Alvaretto*, „welcher sonst klüger als Tribell. seyn wolte“, eine „amour“: *Alvaretto* wartet der Schnei-

<sup>237</sup> Im Roman *Der Ratten Fänger* (1682) tritt ebenfalls ein Arzt auf, der die Bauern mit seinen Pülverchen betrügt, vgl. *Lorindus: Ratten Fänger*. 1682, S. 37.

Es gibt eine lange Tradition von Gemälden und Stichen, die solche Scharlatane darstellen. Ein zeitgenössisches Beispiel dafür ist das holländische Gemälde *Der Quacksalber* (1652) von Gerrit Dou, auf dem auch eine vermutlich gefälschte Urkunde mit großem Siegel zu sehen ist, mit der der Quacksalber das Vertrauen seines Publikums erlangen will, vgl. Giltaij (Hrsg.): *Zauber des Alltäglichen*. 2005, S. 154 (Kat.-Nr. 38).

<sup>238</sup> Am Beispiel von Raubüberfällen wird in den Politischen Romanen des Öfteren kluges und unkluges Verhalten der Protagonisten demonstriert. Vgl. die entsprechenden Anmerkungen zum *Guckguck*, Teil C, Kapitel I. 1. e).

derstochter *Amalie* auf und gibt viel Geld für sie aus. Weil sie sich weiterhin reserviert verhält,<sup>239</sup> heiratet er sie schließlich (S. 205ff.). Damit beginnen die „Widerwärtigkeiten“ (S. 227): *Alvaretto* bereut, seiner Reputation durch die Heirat mit einer Schneiderstochter geschadet zu haben. Bei dem Versuch, sich und seine Familie inmitten von Paris „Adelich zu halten“, ist das Heiratsgut von zwölftausend Kronen bald verbraucht. Auch wird bald deutlich, dass die „so keusch gestellte Amalie“ sich „von vielen unterschiedenen Cavallieren nach Wundsch und Willen bedienen“ ließ – und immer noch verehren lässt (S. 227). *Alvaretto* überlegt, „in den Krieg zu gehen“, um dieser Situation zu entkommen (S. 228). *Tribellius* hingegen ärgert sich über die „Thorheit seines Reise-Geferten“ und erzählt inmitten einer Wirtshausrunde von *Alvarettos* Eheschließung. Der deutsche Wirt tadelt das einfältige und alberne Verhalten seiner jungen Landsleute in Paris; er kennt zahlreiche solcher Geschichten, von denen er einige erzählt. Unter den anwesenden Gästen entsteht eine Diskussion, ob „man umb blosses Geldes willen seinen Stand und Geschlecht durch Heyrathen prostituire[n] / und in decadenz oder Verachtung bringe[n]“ dürfe (S. 237). Ein Gast namens *Honorinus* meint, dass adelige Söhne falsch erzogen würden; insbesondere armen Adelligen empfiehlt er, ihr Glück beim Militär zu suchen: Es sei besser, im Krieg „auff dem Bette der Ehren“ zu sterben, „als das man sich ein lebtage mit Armuth auff der Welt herumb placket“ (S. 241). Davon bleibt *Tribellius* unbeeindruckt; er will sich weiterhin bei und mit den Französinen vergnügen. Der Wirt warnt ihn allerdings vor gefährlichen Liebestränken, mit denen die Französinen ihre Liebhaber zu halten versuchten. Für die katastrophale Wirkung solcher Tränke kennt er genügend Beispiele, von denen er einige erzählt.<sup>240</sup> Um solche Gefahren zu vermeiden, bevorzugt *Tribellius* von nun an Französinen, bei denen mehrere Galane verkehren. Er gerät jedoch mit seinen Nebenbuhlern in Streit und wird zum Duell aufgefordert (S. 264f.). Da er mit dem Degen nicht umgehen kann, bietet er schließlich ein „discretion-Schlagen“ an: Auf seine Kosten veranstaltet er ein „stattliches Tractament“ für seine Gegner. Dabei provozieren sie ihn derart, dass es dann doch noch zu einem Duell kommt, bei dem *Tribellius* „durch den rechten Arm gestochen“ wird und um Pardon bitten muss (S. 287). [Kap. XLVI–LXVII, S. 194–287]

Kurz darauf erscheint „ohnvermuthet“ *Alvaretto* bei *Tribellius* und nun bereuen beide beredt ihre Reise nach Frankreich (S. 288f.). Doch kaum ist *Tribellius*' Wunde verheilt, besucht er wieder „etliche unehrliche Häuser“ – und bekommt „spanische Bocken“ (S. 298). *Alvaretto* ist inzwischen entschlossen, seine Ehefrau heimlich zu verlassen, und reist nach Antwerpen.<sup>241</sup> Dort wird er auf Betreiben seines Schwiegervaters festgesetzt; ihm wird vorgeworfen, er habe *Amalie* Kleinodien entwendet. Als *Alvaretto* verspricht, seine Güter in Deutschland zu veräußern, um die Kleinodien zu ersetzen, lässt ihn der Schwiegervater reisen. Wieder in Antwerpen versucht *Alvaretto* auf verschiedene Weise, zu Geld zu kommen: Erst gibt er sich als Kaufmann, dann als abgedankter Offizier aus, doch entweder fehlen ihm elementare Kenntnisse oder entscheidende Dokumente. Er reist weiter und bittet unterwegs adlige Standesgenossen um Almosen, wird jedoch jedes Mal schimpflich abgewiesen: Weder der taubenzüchtende Herr, noch der Landsasse mit zwei heranwachsenden Söhnen, noch ein kriegserfahrener alter Adliger haben Mitleid mit dem verarmt heimkehrenden Standesgenossen. Schließlich wird er von einem alten Junker namens *Lucidor* aufgenommen, der als Junggeselle mit seiner Schwester auf einem Landgut lebt.

<sup>239</sup> *Amalies* Zurückhaltung ist berechnend und heuchlerisch, es wird unter diesem Aspekt als politische Strategie qualifiziert: „Wiewohl sie auch diese Politique dadurch suchte / das Alvarett. durch diese ihre Kaltsinnigkeit destomehr angereizet werde sein [Heirats-, A.W.]Versprechen zu vollziehen“; vgl. *M.J.R.: Passagier*. 1684, S. 214.

<sup>240</sup> Der gefährliche Liebestrank einer jungen Französin wirkt auch in der *Politischen Mause-Falle* verhängnisvoll, vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, Kap. XXVIII, [G xi v].

<sup>241</sup> *Virtuano*, einer der beiden Protagonisten der *Mause-Falle*, entschließt sich ebenfalls, seine französische Ehefrau heimlich zu verlassen. Bei dieser Figur führen die gefährlichen Ereignisse auf der Reise zu einem Reifungsprozess; zugleich werden sie vor dem Hintergrund des wiederkehrenden Zyklus der Jahreszeiten als vorübergehende Phänomene einer bestimmten Sozialisationsphase bagatellisiert: Nach seiner geglückten Flucht aus Frankreich lebt *Virtuano* während des Winters zu Hause und lässt sein Zimmer mit Emblemen ausstatten; er ist fest entschlossen, im nächsten Sommer seine Studien an einer anderen Akademie wiederaufzunehmen, vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, Kap. XXXIX.

Der Junker hat selbst als junger Mann in Frankreich so viel Geld ausgegeben „und seine Güter mit Schulden belästigt / daß er dieselbe nicht wieder abtragen können / [so] habe er unverehlicht bleiben und einen solchen einsamen Haushalter abgeben müssen“ (S. 317). Seine Schwester ist eine ‚verlebte Jungfer‘, die sich in *Alvaretto* verliebt und verspricht, ihn finanziell zu unterstützen, wenn er sie heiratet. *Alvaretto*, der ja bereits verheiratet ist, bringt „das einfältige Mensch“ schließlich dazu, ihm vorab und ohne Wissen ihres Bruders dreihundert Reichstaler zu geben. Unter dem Vorwand, seine eigenen Angelegenheiten vor der Hochzeit ordnen zu wollen, macht er sich daraufhin auf und davon. Nun gibt er sich als vornehmer Rittmeister aus: Er beginnt, heimlich Soldaten zu werben, und versucht „Officier-Chargen“ zu verkaufen. Diese Betrügereien werden jedoch bald durch die Obrigkeit unterbunden, und *Alvaretto* ist wiederum mittellos. Als er nach Hause kommt, wird *Alvaretto* von seinen Verwandten verstoßen: Sie werfen ihm vor, sein Vermögen gegen ihren Rat in Frankreich „liederlich“ vertan zu haben, vor allem aber habe er „aus dem Geschlecht so gar geringe geheyrathet“ (S. 328). *Alvaretto* hält sich nun bei Freunden auf, wo er erfährt, dass ihn seine französische Ehefrau *Amalie* verklagt hat. Kurz darauf erscheint der Junker *Lucidor*, um das Geld seiner Schwester wieder einzutreiben. *Alvaretto* gelingt es, *Lucidor* zu vertrösten. Nach dessen Abreise entschließt er sich, „Kriegs=Dienste wieder den Türcken“ anzunehmen. Er versucht vergeblich, sich für einen „Stück-Hauptmann“ auszugeben, wird aber aufgrund seiner mangelnden pyrotechnischen Fähigkeiten lediglich als gemeiner Soldat aufgenommen – und

„weiln er durch Partie gehen sich gerne ein stücke Geld zu machen trachtete / wurde er einst von denen Türcken gefangen / und als ein armsheliger Slave wohl geprügelt in Türckey geführt; Dieses war also ein seltzames Abentheuer unsers lüsternen Passagiers“ (S. 335). [Kap. LXVIII–LXXVIII, S. 288–335.]

Damit ist *Alvaretto* aus der Geschichte verschwunden; der Erzähler wendet sich wieder *Tribellius* zu, der ja in Paris an den spanischen Blattern erkrankt und zurückgeblieben war. Nach seiner Genesung versucht er Paris per Schiff gen Holland zu verlassen, ohne seine Rechnungen in der Stadt zu bezahlen. Er lässt sich aber bald wieder an Land setzen, weil er bar jeglicher Navigationskenntnisse dem Schiffer nicht zutraut, den richtigen Weg zu finden. Am Hafen wird *Tribellius* von seinem Pariser Wirt entdeckt, schließlich mit „Gutachten der andern Schuldgläubiger“ dingfest gemacht und im Schuldturm festgesetzt (S. 340). Er sitzt „etliche Monate“ ein, hofft vergeblich auf Wechsel und gerät „in grosse Melancholey“: Er will sich umbringen. Zwei weitere Gefangene, *Polytrophilus* und *Melindo*, muntern ihn auf: Sie rasonieren über ihren „schlechten Zustand“ (S. 347), vergleichen ihre Lage mit der des Generals Johann de Werth,<sup>242</sup> malen sich ihre Zukunft aus und erzählen einander „abentheuerliche Exempl“ (S. 351). Von einer dieser Geschichten angeregt, plant *Melindo*, aus dem Schuldturm zu fliehen. Zwar reißt das Seil, und er wird entdeckt und in die Wachstube gebracht, aber es gelingt ihm dann doch, davonzukommen, indem er den Wachmann besticht. Der andere Mitgefangene namens *Polytrophilus* wird entlassen, sobald ein Wechsel eintrifft, der seine Gläubiger befriedigt. Er verarmt jedoch bald wieder, weil er weiterhin spielt. Nachdem „er unterschiedene Lebens=Arten versuchet“, kauft er „endlich ein schlechtes Bauer Gut [...] und dabey ackern und pflügen gelernt, welches der allerbeste und gewissenhafteste Beruff war / den er sein Lebtage getrieben hatte“ (S. 365). Dem allein zurückgebliebenen *Tribellius* bietet schließlich eine alte Maitresse an, ihn aus dem Schuldturm freizukaufen, „wenn er sie ehelichen wolte / und dabey auch werth halten“ wollte. Er geht auf ihr Angebot ein und kommt frei, hält aber sein Versprechen nicht, sondern ist auf „auf allerhand freye Ergetzlichkeiten und andern Zeitvertreib“ bedacht (S. 369). Prompt kommt er wieder in den Schuldturm, bis er erneut freigekauft wird, dieses Mal von einem vornehmen Herrn, der als Bedingung stellt, dass *Tribellius* „etliche Jahr in seinen Diensten bleiben“ solle. *Tribellius* kommt also wieder frei, läuft aber seinem Herrn bald davon. Er besteigt ein Schiff, um von Frankreich nach England zu segeln, „aber bey entstehenden Sturm ist er auf dem Meer

<sup>242</sup> Der General Johann von Werth (um 1600–1655) wurde nach einer Serie erfolgreich geschlagener Schlachten – er entschied insbesondere die Schlacht von Nördlingen – 1638 von den Franzosen gefasst und vier Jahre auf Schloss Vincennes gefangen gehalten, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 55. 1748, Sp. 583–585.

elendiglich umkommen: Wäre also besser / daß er frembde Länder niemahls gesehen hätte“ (S. 370). Mit diesem lakonischen Satz endet der Roman. [Kap. LXXIX–LXXXVIII, S. 335–370]

## b) Seladon Gynaecophilus: *Der Politische Freyersmann* (1686)

Zum Titelpuffer:

Das Titelpuffer warnt junge Freier davor, sich von jungen Frauen und ihren Eltern das Geld aus der Tasche ziehen zu lassen ([digital.slub-dresden.de/id367806770](http://digital.slub-dresden.de/id367806770), Abruf am 24. 07. 2012).

Das Bild zeigt ein vornehmes Zimmer. Hinten rechts öffnet sich gerade eine Tür, durch die ein junger Mann mit langen Haaren, die rechte Hand grüßend erhoben, hereintritt. Links vorne steht eine ältere Frau hinter einer Kommode; sie zählt mit der linken Hand Münzen, während sie mit der rechten den eintretenden Mann herbeilockt. Weiter hinten sitzt eine junge Frau mit einem älteren Mann, vermutlich ihrem Vater, am Tisch. Sie wendet sich dem eintretenden Besucher zu und erhebt ebenfalls grüßend ihre rechte Hand. Auf dem Tisch liegt unter einem zurückgeschlagenen Tuch eine Geldkiste, mit der Vater und Tochter gerade beschäftigt gewesen zu sein scheinen. In der vorderen Bildmitte turteln zwei Tauben miteinander. Das Titelpuffer ist von I. G. Kesler signiert.<sup>243</sup>

Die Darstellung trägt keinen Obertitel und illustriert eher eine der im Untertitel angekündigten „selzamen Liebs= und Heyraths=Geschichten“ als einen übergeordneten Gesichtspunkt der Erzählung zu veranschaulichen: Der junge, vornehm gekleidete Liebhaber scheint in der Familie, die gerade ihre finanziellen Verhältnisse überprüft, besonders willkommen zu sein. Zwar gibt es keine ausdrückliche Erklärung, doch ist das Titelbild als deutliche Warnung zu verstehen: Hier wird jungen Männern, vermutlich insbesondere Studenten,<sup>244</sup> empfohlen, sehr vorsichtig als Freier aufzutreten und ihre Absichten zu verbergen.

Zum Handlungsverlauf:

Der Text rekurriert auf die vorangegangene Reihe Politischer Romane und geriert sich als Gattungsexemplar. Gegenüber früheren Gattungsexemplaren haben allerdings signifikante Umakzentuierungen hinsichtlich der erzählerischen Grundhaltung, hinsichtlich des Erzählverfahrens und der Adressaten stattgefunden.

Der Roman ist einer Gruppe befreundeter Studenten gewidmet, die gemeinsam in den Niederlanden, vermutlich in Leiden, studiert haben.<sup>245</sup> Das Buch verarbei-

<sup>243</sup> Ein Zeichner namens I. G. Kesler wird auch im Virtuellen Kupferstichkabinett nachgewiesen, [virtuelles-kupferstichkabinett.de/?selTab=3&currentWerk=3481&PHPSESSID=057ef487b0d983c4a4736f7f6401803d&PHPSESSID=057ef487b0d983c4a4736f7f6401803d](http://virtuelles-kupferstichkabinett.de/?selTab=3&currentWerk=3481&PHPSESSID=057ef487b0d983c4a4736f7f6401803d&PHPSESSID=057ef487b0d983c4a4736f7f6401803d), Abruf am 24. 07. 2012. Ich danke Katharina Meyer von der Staats- und Universitätsbibliothek Dresden für diesen Hinweis und die prompte und vollständige Digitalisierung des *Freyersmanns*. Das Dresdener Exemplar ist zusammengebunden mit *Dem Politischen Hof-Mägden* in der Ausgabe von 1686 und enthält ebenfalls einen von Kesler signiertes Titelpuffer. Vgl. die Erläuterungen zum *Politischen Hof-Mägden* unter C. II.

<sup>244</sup> Darauf lässt die lange Haartracht des jungen Mannes im Bild schließen, die der zeitgenössischen Mode unter Studenten entspricht, außerdem der studentische Status der Protagonisten der Erzählung.

<sup>245</sup> Die Universität Leiden wurde stark von deutschen Studenten frequentiert: Auf Grundlage überlieferter Matrikeln angestellte Berechnungen besagen, dass zwischen 1575 und 1750 in Leiden elftausend Studenten aus dem deutschen Sprachraum stammten, vgl. Schneppen: *Niederländische Universitäten*. 1960, S. 13ff.

tet verschiedenste Materialien unter dem übergeordneten Gesichtspunkt, junge Männer auf eine kluge Heirat vorzubereiten. Es handelt sich um einen monothematischen Ratgeber, der aus dem Zettelkasten heraus verfasst ist: Aufgenommen wurden nicht nur diverse Textsorten zum Thema Ehe und Ehebruch – neben Liedern und Schwänken auch argumentative Partien mit Informationen zu Rechtsbräuchen und Gesetzestexten, darüber hinaus wird auch die Konsistenz der Handlung gegenüber der diskursiven Präsentation des thematischen Materials vernachlässigt. Anders als in früheren Politischen Romanen gibt es kaum aktuelle Bezüge; dafür werden ungewöhnlich viele historische Exempel adaptiert, deren Handlung oft Jahrhunderte zurückliegt. Wie in Schwanksammlungen des späteren 16. Jahrhunderts werden auch ganze Liebesromane integriert;<sup>246</sup> außerdem finden sich außergewöhnlich viele Lieder. Auch dieser Umstand trägt dazu bei, dass das Werk quasi als offener Text betrachtet werden kann, dessen verschiedene Bausteine bei außerliterarischen Geselligkeiten gut gebraucht werden können.<sup>247</sup> Dabei ist der diskursive Charakter dominant; die Binnenerzählungen werden beinahe ausschließlich als zitierte Rede präsentiert. Anfangs erscheinen die verschiedenen Gesprächspartien perspektiviert, doch im weiteren Verlauf geraten die Sprecher hinter der Fülle ihrer dargebotenen Beispiele und Belege aus dem Blick. Dabei wirkt die Kapiteleinteilung wiederholt willkürlich, weil durch sie weder das Geschehen noch das jeweilige Thema strukturiert wird; hier wurden also Gattungskonventionen rein formal erfüllt (vgl. S. 199, 215). Insgesamt handelt es sich beim *Freyersmann* um Kompilationsliteratur, die Materialien zum geselligen Gebrauch zusammenstellt – um schriftliche Folklore.

Anders als in früheren Politischen Romanen wird die gemeinsame Reise durch kein spezifisches Erkenntnisinteresse motiviert. Der Wunsch der jungen Männer, zu einer gemeinsamen Tour aufbrechen zu wollen, ergibt sich einfach aus dem

---

<sup>246</sup> Vgl. die auf Matteo Bandello zurückgehende Version der Geschichte von Romeo und Julietta, die *Amyntas* erzählt (S. 16–41), dazu weiter unten.

<sup>247</sup> Besonders im ersten Teil knüpft der *Freyersmann* damit an ein von Christian Weise in den *Überflüssigen Gedancken Anderer Gattung* praktiziertes Verfahren an, „die Lieder gleichsam in einer lustigen Gesellschaft zu überliefern“. In der Ausgabe von 1692 behauptet Weise von sich, er habe „also eine neue Mode auff die Bahn gebracht“. Das ist vielleicht auch hinsichtlich der Aufnahme von Liedern in Erzählungen formuliert. Vgl. Weise: *Christian Weisens überflüssiger Gedancken Andere Gattung vorstellend Etliche Gespräche / Nebens Einem Anhang. Verlegt Johann Friedrich Gleditsch. 1692*, unpaginierte Vorrede. – Die Rede von der „lustigen Gesellschaft“ zitiert nicht nur den Titel der berühmten zeitgenössischen Schwanksammlung von Johann Peter de Memel, sondern die Lieder werden damit ausdrücklich in den gleichen geselligen Kontext gestellt, der auch die Überlieferung von Schwänken oder eben *lustigen Büchern* insgesamt legitimiert. Zur Schwanksammlung Memels, die seit 1656 wiederholt aufgelegt worden ist, und anderen Schwanksammlungen des 17. Jahrhunderts vgl. die Studie von Moser-Rath: „*Lustige Gesellschaft*.“ 1984.

Stadium ihrer Studien – und ihrer landsmannschaftlichen Freundschaft.<sup>248</sup> Den referentiellen Hintergrund der Handlung bildet wie in vielen anderen Politischen Romanen die Studienzeit als eine in einer Männergruppe gemeinsam verlebte Lebensphase, die von besonderer Freiheit geprägt ist. Der spezifische Zweck der Reise – hier: das zeitgenössische Heiratsverhalten zu beobachten – ergibt sich erst nachträglich. Den vier Protagonisten gehobenen bürgerlichen Standes werden nur selten distinkte Perspektiven oder Positionen zugewiesen (eine Ausnahme bildet eine Diskussion mit einem ledigen Landjunker). Häufig werden Meinungen ungenannt bleibender Männer, die als „Kavalier“ oder „vornehmer Theologe“ vage sozial verortet werden, ausführlich zitiert. Insgesamt lässt das Verfahren, wesentliche Elemente der Handlung zu anonymisieren, den Eindruck entstehen, hier liege ein Schlüsselroman vor. Auch die mangelnde Motivierung der Handlung sowie die überschüssige Schilderung einiger Details lassen auf außerliterarische Bezüge schließen. Gegenüber früheren Politischen Romanen scheint sich indes der Fokus der Anspielungen verschoben zu haben: Hier wird weniger auf lokale und kommunale Verhältnisse, sondern auf einen gemeinsamen milieuspezifischen Erfahrungshorizont von Freunden referiert. Hier polemisieren keine vermeintlichen Insider gegen den politisch inkompetenten Pöbel, sondern der Text stammt von einem Mitglied einer studentischen Gruppe, zu der – im engeren und weiteren Sinne – auch seine Adressaten gehören; Publikum und Autor bilden gewissermaßen eine Ingroup.

Sowohl das Bemühen, an Erzähltraditionen des Politischen Romans anzuknüpfen, als auch der geringe Stellenwert der Rahmenhandlung werden zu Beginn des *Freyersmanns* deutlich: Die Reise durch die Niederlande wird zwar allgemein mit der dort herrschenden politischen Freiheit sowie dem wissenschaftlichen Rang ihrer Universitäten begründet; Verlauf und Ziel der Reise werden jedoch ostentativ dem Zufall überlassen. Die gemeinsame Bildungsreise bietet für einen der jungen Männer einen willkommenen Anlass, seine vom Vater gewünschte Heirat aufzuschieben. Mit den Überlegungen zur Heirat ist dann ein Oberthema der Reise vorgegeben, wie es seit den Romanen Christian Weises zur gern genutzten Gattungskonvention der Politischen Romane gehört. Der Schluss des Romans wirkt wieder zufällig, denn an dieser Stelle wird weder eine übergreifende Handlung noch ein Argumentationsgang abgeschlossen.

---

<sup>248</sup> Allgemein zu landsmannschaftlichen Zusammenschlüssen unter Studenten vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990, S. 217ff.

Die vier Freunde *Amyntas*, *Damon*, *Tantalus* und *Cleander* sind die Protagonisten des Romans.<sup>249</sup> Als Kinder „vornehme[r] Eltern“ haben sie gemeinsam auf einer berühmten, ungenannt bleibenden niederländischen Universität studiert (S. 2). Es liegt nahe, die Protagonisten eines Politischen Romans als Studenten der Universität Leiden auftreten zu lassen – nicht nur, weil es die größte Universität des damaligen Europas war, sondern weil sie eine bedeutende Rolle für die Professionalisierung der *Politici* spielte. Ihre Professoren funktionalisierten antikes Wissen für die Auseinandersetzung mit den *arcana imperii*, und ihre „Studenten kamen, um die pragmatischen Lehren, die man bei richtiger Auswahl aus den klassischen Texten ziehen konnte, zu lernen“.<sup>250</sup>

Die vier Freunde planen eine gemeinsame Tour durch die Niederlande, die als „Musterplatz gewünschter Freyheit“ und „Versammlungs=Orth herrlicher Wissenschaften“ bezeichnet werden (S. 2). Inmitten ihrer Vorbereitungen erhält *Amyntas* mit einem ersehnten Wechselbrief zugleich die bestürzende Nachricht vom Tode seiner Mutter. Sein Vater bittet ihn, sofort nach Hause zu kommen; es gebe dort eine günstige Gelegenheit „zu einer vornehmen Heyrath“ (S. 5), die der Sohn sich nicht entgehen lassen solle. *Amyntas* reagiert zunächst perplex. Er beschließt dann, noch einige Wochen zu verreisen, nicht zuletzt, um den „Politischen Freyershandel“ (S. 7) seines Vaters zu unterlaufen. Allgemeine Spekulationen darüber, warum junge Leute vor einer Heirat zurückschrecken, beschließen das Kapitel. Hier wird weniger der gefährliche Reiz vorehelicher Affären beschworen als vielmehr betont, dass der Entschluss zu heiraten „Courage“ (S. 8) und „mannliche Ernsthaftigkeit“ (S. 9) erfordere. Als Reiseziel wird durch blindes Tippen auf einer Landkarte die Stadt Amsterdam ermittelt. Der Erzähler skizziert anschaulich die Reisevorbereitungen der vier Studenten.<sup>251</sup> Bei ihrer Abreise werden sie von einigen Bekannten in das nächste Städtchen begleitet; alle necken *Amyntas* wegen seiner vermeintlich bevorstehenden Heirat. Um davon abzulenken, beginnt *Amyntas*, ausführlich eine Liebesgeschichte zu erzählen – obwohl „diese ernsthaftte Begebenheit“ nicht so recht zur Spötereie seiner Freunde passe (S. 16). [Kap. I–IV, S. 1–16]

*Amyntas* erzählt die Geschichte von Romeo und Juliette; sie umfasst beinahe dreißig Seiten. Die beiden jungen Leute haben sich ineinander verliebt und heimlich geheiratet, obwohl sie miteinander verfeindeten veronesischen Adelsgeschlechtern angehörten.<sup>252</sup> Eines Tages ersticht Romeo wider Willen einen Vetter Juliettas – und muss die Stadt verlassen. Als Julietta gegen ihren Wunsch verheiratet werden soll, rät ihr ein Mönch namens Laurentius, ein Schlafpulver einzunehmen, das sie vierzig Stunden lang wie tot erscheinen lasse. Auf diese Weise soll die verhasste Hochzeit verhindert werden. Julietta nimmt das Pulver, ihr vermeintlicher Tod wird betrauert, und sie wird bestattet. Der exilierte Romeo ist jedoch außerplanmäßig nicht über diesen Plan informiert worden: So hält auch er die Geliebte für tot und eilt voller Bestürzung an ihr

<sup>249</sup> Die Zahl der Protagonisten des Romans stimmt mit der Zahl seiner Widmungsempfänger überein; überdies entspricht der Name einer Figur (*Damon*) dem Pseudonym eines Widmungsempfängers.

<sup>250</sup> Grafton: *Philosophie*. 1997, S. 42.

<sup>251</sup> „[U]nsere Pursche [hatten] mit einpacken / Abschied nehmen / Schulden bezahlen / Briefe bestellen / laufen / rennen / ruffen und schreyen / und was dergleichen mehr einem Musen=Sohn / der den Preißwürdigen Academischen Helicon verlassen muß / so viel zu thun / daß es das Ansehen hatte / als wollte die gantze Universität mit allen ihren Collegiis & Corporibus samt ihnen aus der Stadt ziehen.“ *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, S. 12.

<sup>252</sup> Die hier präsentierte Version geht auf Matteo Bandello zurück, vgl. Bandello: *Novellen*. 1988. Band II, S. 63–115. In der Erzählung von *Amyntas* wird die Handlung stark gerafft, lokale Details werden eliminiert; das erzählte Geschehen konzentriert sich auf die heimliche Heirat.

Grab. Vorher hat er seinem Vater einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem er das Geheimnis ihrer gemeinsamen Liebe enthüllt. Am Grab Juliettas vergiftet sich Romeo dann, so dass die wieder erwachte Julietta als Erstes den toten Geliebten neben sich liegen sieht. Der Mönch Laurentius erzählt ihr von dem tragischen Missverständnis, woraufhin sich die verzweifelte Julietta in einem unbeobachteten Moment mit dem Dolch ihres Geliebten ersticht. Als der Vorfall bekannt wird, werden die beiden toten Eheleute aufgebahrt und gemeinsam begraben. Juliettas Hofmeisterin wird als Mitwisserin aus der Stadt gewiesen und der Apotheker, der Romeo das Gift verkauft hat, hingerichtet. Angesichts der traurigen Ereignisse schließen die beiden verfeindeten Adelsgeschlechter miteinander Frieden. [Kap. V–IX, S. 16–41]

Alle Zuhörer bemitleiden das unglückliche Paar: *Damon* wundert sich „über die unbegreifliche Vorsehung Gottes“, der unzufriedene Eheleute oft länger leben lasse, als sie es wünschten, dagegen dieses verliebte Ehepaar – vermutlich noch vor einem ersten Genuss ehelicher Freuden – auseinander gerissen habe (S. 42).<sup>253</sup> *Cleander* macht hingegen den mangelnden kindlichen Gehorsam der beiden, insbesondere ihre heimliche Heirat, für den tragischen Verlauf der Geschichte verantwortlich. – Bei Sonnenuntergang erreichen die vier Freunde eine Herberge; an der abendlichen Mahlzeit nimmt ein weiterer Gast teil, der ungenannt bleibt, aber wohl bedeutend ist (S. 50). Ein Vetter des Wirtes namens *Lysas* spielt das Spinett und unterhält die Gäste mit verschiedenen Liedern. Anlässlich des ersten Liedes, das *Redlichkeit* propagiert und zitiert wird (S. 52–55), bemerkt der *Fremde* kritisch, „daß sich die abgesungene Verse viel eher reden / als practiciren liessen / zumal bey der heutigen Politischen abgefäumten Welt“ (S. 55). Seinen Vorschlag, sich nur gegenüber Gleichgesinnten redlich zu verhalten, die anderen aber mit gleicher Münze zu bezahlen, kritisiert *Amyntas* im Namen einer allgemeinen „Christen=Gebühr“ (S. 56). Ein weiteres Lied, diesmal über die Einsamkeit, unterbricht ihr Gespräch (S. 57f.). *Damon* hält es angesichts ihrer geselligen Runde für unpassend, so dass *Lysas* um ein besseres „Stückchen“ gebeten wird. Er singt daraufhin ein eher derbes Lied von den Möglichkeiten der Liebe im Jahreslauf (S. 59–64). Während *Damon* das Lied gefällt, tadelt der *Fremde*,

„daß man dergleichen Dinge / die denen Erwachsenen nur zu einer Recreation dienen sollen / mit so teutschen Redensarthen anfüllet / darüber ein Zucht= und Ehrliebendes Gemüth sich schämen / und die ohne diß zu allem Bösen geneigte Jugend nothwendig geärgert werden muß“ (S. 65).

Weil der *Fremde* „einen guten Vers und verblümete Redensarth“ bevorzugt, trägt *Lysas* nun ein Lied vor, das die Liebe in aneinandergereihten Metaphern beschwört. Es gefällt dem *Fremden* so sehr, dass er ausführlich die „unzehlich=vielerley Würckungen“ der Liebe zu erörtern beginnt (S. 68–88): Seiner Meinung nach vermag die zwischengeschlechtliche Liebe den Menschen in außergewöhnlicher Weise zu motivieren; wichtig sei der unerschrockene Umgang mit den eigenen Affekten.<sup>254</sup> Seine Überlegungen streifen verschiedene Liebeskonzepte, um in den Vorschlag zu münden, man solle sich die Liebe

„als ein Liecht [vorstellen] / welches unser Hertz erhitzt / und unsern Verstand erleuchtet / damit wir die einem ehrlichen Mann so nöthig= und wohlstandige Wissenschaft / sein Glück in der Welt zu machen / und sein Leben mit Reputation hinzubringen / desto besser erforschen und begreifen lernen“ (S. 75).

Hier wird die Liebe als wichtiges emotionales Motiv für junge Männer verstanden, erfolgreich werden zu wollen. Dazu gehört auch, „nützliche Conversation mit dem Frauenzimmer“ zu üben; geselliger Umgang erleichtert eine vernünftige Heiratsentscheidung. Generell sei eine Heirat – neben der Gnade eines Herrn und „eine[r] mittelmäßige[n] Klugheit“ – eine zentrale Möglichkeit, „dadurch einer sein Glück in guten Stand setzen könne“; oft bleibe sie sogar als einziges

<sup>253</sup> Bemerkenswertweise ist die Hoffnung auf eine himmlische Vereinigung der beiden Liebenden nicht der Rede wert.

<sup>254</sup> „Wir stellen uns unsere Affecten wie abscheuliche Thiere vor / weil wir sie nicht kennen / ihre Gewalt kömmt nur von der Schwachheit unserer Vernunft. Wenn wir sie aber recht damit betrachten / so wird sie ohne Mühe dieselbe beherrschen“, vgl. *Gynaecophilus: Freyermann*. 1686, S. 74.

Mittel übrig (S. 77). Drei Dinge seien besonders zu beachten: „das Herkommen / die Person und die Mittel“ spielten für eine Heirat die zentrale Rolle (S. 77). Die „Eheliche Liebe“ gilt als „Göttlicher Trieb“, weil sie „weit über andere Arthen freundlicher Affection und menschlicher Zuneigungen“ hinausgehe (S. 82). Eltern sollten (das lässt sich auf den Beginn des Romans beziehen) ihre Kinder nicht zu einer Ehe zwingen; stattdessen fordert der Herr ausdrücklich, die allgemeine menschliche Willensfreiheit in privaten wie politischen Angelegenheiten zu respektieren.<sup>255</sup> Das Vermögen des zukünftigen Ehepartners sei nicht nur hinsichtlich seiner Größe, sondern auch hinsichtlich seiner Herkunft zu berücksichtigen. Mit dem Hinweis, es sei besonders wichtig, nur Angehörige der eigenen Konfession zu heiraten, beendet der *Fremde* seine Ausführungen abrupt und verabschiedet sich. Die Freunde wundern sich über den „unvermutheten Abschied dieses Politischen Freyersmanns“ (S. 88) und vermuten, der Mann sei von den angesprochenen Themen selbst betroffen, „zumal er seinen Heyraths=Discurs / welcher Anfangs Politisch genug herauskommen / letztlich auf so gut Theologisch geschlossen“ (S. 88f.). Schließlich erfahren sie, dass es sich bei dem „Fremden“ um einen unglücklich verheirateten Junker handelt, dessen Ehefrau ihm das Leben durch ihren Geiz schwer mache (S. 90f.). Mit dieser Wendung wird die Aussagekraft der vorangegangenen Ausführungen des unbekanntem Junkers relativiert; es bleibt aber offen, ob, wie die Freunde vermuten, verschiedene Konfessionen zum Unglück der Eheleute beitragen. Weil es gerade gut passt, singt *Tantalus* abschließend ein Lied über den Wunsch nach irdischem Reichtum (S. 93–95). [Kap. X–XIX, S. 41–95]

Die Freunde rauchen gemeinsam mit dem Wirt eine Pfeife, als die Wirtin betrunken von einer Hochzeit zurückkehrt. *Cleander* mahnt den Wirt, seine Frau besser zu beaufsichtigen: Er solle ihr nicht erlauben, solche Feste allein zu besuchen, um ihr keine Gelegenheit zu geben, „etwa mit einem andern [Mann] aus der Gäuckeltaschen zu spielen“ (S. 98). Die Weiber seien „schwache[ ] Werckzeuge“ (S. 99), die ihren Affekten wenig entgegenzusetzen hätten, so dass sie einer strengen Aufsicht bedürften. Seine These, „daß Cupido ein Schelm / und die Gelegenheit ein gefährliches Ding sey“ (S. 101), wird im Folgenden durch drei Schwänke illustriert.

Zuerst erzählt *Damon* selbst ein passendes „Exempel“ aus dem Erfurt des 16. Jahrhundert (S. 101–108): Eine Magd beschwert sich bei ihrer Herrin darüber, dass ihr Sohn sie belästige. Die Herrin rät, ein nächtliches Stelldichein zu vereinbaren. Sie selbst will sich ins Bett legen, um ihren Sohn zu beschämen. So geschieht es, allerdings wird die Mutter „durch des leidigen Teufels anschüren / in unkeuscher Liebe dergestalt entzündet“, dass sie mit ihrem Sohn schläft – und schwanger wird. Bei Freunden bringt sie eine Tochter zur Welt, die sie später in ihren Haushalt aufnimmt. Der Sohn verliebt sich in das Mädchen, die beiden heiraten ohne Wissen der Mutter. Die verzweifelte Mutter sucht vergeblich bei ihrem Beichtvater Hilfe. Die juristische Fakultät rät, man müsse „den endlichen Ausschlag Gottes unermeßlicher Güte lediglich anheim stellen“ (S. 106f.), aber diese Empfehlung kann die Mutter nicht trösten. Schließlich entscheiden einige Theologen, man solle der Mutter die priesterliche Absolution erteilen und die Ehe des Sohnes anerkennen. Nach ihrem Tod werden die drei Personen in ein gemeinsames Grab gelegt. Auch diese Erzählung wird nicht weiter kommentiert.<sup>256</sup>

*Amyntas* schließt direkt mit einer weiteren zum Thema passenden Geschichte an (S. 109–114): Ein Junker bricht zu einer Reise auf, vergisst aber, seiner Frau zu verbieten, sich während seiner Abwesenheit mit dem jungen attraktiven Dorfpfarrer zu treffen. Der zurückreitende Knecht, der diesen Befehl ausrichten solle, handelt nun nach dem Ovid’schen Motto „Nitimur in vetitum, semper cupimusque negata“ (S. 110).<sup>257</sup> Er warnt die Frau im Namen des Junkers lediglich

<sup>255</sup> „[Z]umaln ins gemein des Menschen Wille vor= und an sich selbstn so frey ist / daß ihn auch die grausamste Tyrannen in der Welt nicht nöthigen können“, vgl. *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, S. 87.

<sup>256</sup> Auf einer analogen Figurenkonstellation beruht die in Valentin Schumanns *Nachtbüchlein* enthaltene pikante Geschichte *Eine hystoria von einem landtberren, wie er sein mutter beschlieff, vermeinet, es were sein schweter, und auch er zu letst seine tochter zu einem weyb name*. Schumann siedelt die Handlung allerdings im adeligem Milieu an und kommentiert das Geschehen vor konfessionellem und theologischem Hintergrund, vgl. Schumann: *Nachtbüchlein* (1559). 1976, Band II, 4, S. 203–211.

<sup>257</sup> Wir streben immer nach dem Verbotenen und begehren das Versagte; Ovid: *Amores* 3. 4,17 [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 6721 (c) Directmedia].

vor dem großen Windhund, mit dem sie „nicht zu grosse Gemeinschaft machen“ solle, um nicht gebissen zu werden (S. 111). Später wird die Frau beim Spiel mit dem Hund so sehr gebissen, dass sie mehrere Tage bettlägerig ist. Als der Junker vom eigenmächtigen Handeln seines Knechtes erfährt, will er ihn für seinen Ungehorsam bestrafen, aber der Knecht rechtfertigt sich,

„daß es seines Erachtens besser were / die Adel. Frau habe von dem Hunde einen heilbaren Biß bekommen / als wenn der Pfaff ihr wider des Junckers unbedacht-sames Verboth zu nahe getreten / und ihr eine solche Wunde versetzt hätte / welche auch der allerversuchteste und glücklichste Artzt nicht würde heilen können“ (S. 113).

Nun ist der Junker dankbar, weil er durch die Hilfe seines Knechts nicht zum Hahnrei geworden ist.

Der Musikant *Lysas* schließt wiederum direkt mit einem Schwank an, der nun zur Abwechslung von einem vollzogenen Ehebruch handelt (S. 114–117): Eine adelige Frau behauptet, während der Abwesenheit ihres Mannes die Treue des von ihm gerühmten Knechtes erproben zu wollen. Sie schläft mit dem Knecht; gegenüber dem zurückkehrenden Mann behauptet sie aber, der Knecht habe sie abends in den Garten bestellt. Sie schickt ihren Mann in Frauenkleidern dorthin: Der Knecht verprügelt den verkleideten Mann, dabei gibt er vor, die Hausfrau wegen ihrer mangelnden Zurückhaltung strafen zu wollen. Aus der Perspektive des geschlagenen Mann belegen die Prügel seines Knechtes dessen Treue. Die Geschichte wird nicht kommentiert; die Zuhörer verabschieden sich zur Nachtruhe. [Kap. XX–XXIII, S. 96–119]

Auf der morgendlichen Weiterreise knüpfen die „Purschen“ wieder an das Thema an: Sie beklagen, dass Ehebrüche nahezu selbstverständlich seien, sie würden „mehr vor eine Galanterie und Politische Klugheit / als vor ein sündliches und strafbares Beginnen gehalten“ (S. 121). *Cleander* meint, die Gerichte verfolgten dieses Verbrechen nicht scharf genug. Man könne nur froh sein, dass ein betrogener Mann immerhin das Recht zur „Privat=Rache“ habe. *Damon* bekräftigt diese Einschätzung abermals durch „etliche Exempel“, genauer: durch eine Reihe kleinerer Ehebruchsgeschichten, die alle datiert und als historische Anekdoten präsentiert werden (S. 123–131). *Tantalus* ergänzt diese Perspektive: Er betont, dass auch „unser HErr GOtt selbstn / als auch dessen Ebenbild auf Erden / die hohe Obrigkeit / dieses Laser an manchem Orth in viele wege erschrecklich bestraffet“ (S. 132–135). Es folgen biblische und historische Beispiele für die göttliche Rache<sup>258</sup> wie für verschiedene Justizverfahren (S. 135f.). *Tantalus* wirft der katholischen Kirche vor, zu nachlässig mit den zahlreichen Geistlichen umzugehen, die die Ehe brächen. *Amyntas* weist auf den Widerspruch hin, der zwischen der zölibatären Praxis und der Einschätzung des ehelichen Standes als Sakrament bestünde. Er vermutet dahinter „ein geistliches Stats=Geheimnis“ (S. 140). *Tantalus* stimmt zu und referiert nun, was er „neulich bey einem vornehmen Politico gelesen“ (S. 141–144): Dieser habe die katholischen Kleriker mit dem stehenden Heer eines Herrschers verglichen; die Ehelosigkeit der Geistlichen werde weniger aus religiösen als aus machtpolitischen Gründen gefordert, weil sie deren absolute Loyalität zur Kir-

<sup>258</sup> Hier wird allgemein auf „Historien Bücher“, insbesondere auf „Hn. Zeilers traurige[ ] Historien“ und „dessen Teutschen Sendschreiben“ verwiesen. Der erste Kurztitel meint Martin Zeillers umfangreiches *Theatrum tragicum*, das erstmals 1634 erschien. – Als *Teutsche Sendschreiben* werden die von 1640–1647 erscheinenden, insgesamt sechs Bände bezeichnet, die jeweils 100 Briefe enthalten. Diese erfolgreichen „polyhistorischen Reihenwerke“ (Kühlmann) dienen dazu, deutschsprachige Literatur bereitzustellen, die Gelehrten und Ungelehrten unterschiedlichste Informationen und moralische Ratschläge bietet. Anzumerken ist, dass die Beispiele für Ehebrüche und ihre Vergeltung durch den betrogenen Partner im *Freyersmann* in eben der Weise eingesetzt werden, wie Zeiller es für seine „zusammen gelesenen Sachen“ empfiehlt (so die Formulierung Zeillers in der Vorrede zu *Centuria Variarum Quaestionum*, 1661 )( iij r), zitiert nach Timmermann, S. 413): Auch im *Freyersmann* werden die Geschichten als Denkanstöße betrachtet; die darin angesprochenen Umstände lassen sich unterschiedlich beurteilen – und werden vom Sammler bzw. ihrem Erzähler ausdrücklich ohne abschließenden Kommentar dargeboten. Zu Zeiller vgl. Kühlmann: *Lektüre*. 1985. Teil II, S. 917–934; außerdem Timmermann: *Ziele*. 1994, S. 25–30.

che sichere.<sup>259</sup> Auch unter den Heiden hätten die Obrigkeiten, so *Tantalus* später, den Ehebruch „mit aller Schärffe“ (S. 144) gestraft. *Cleander* betont die schrecklichen Folgen des Ehebruchs für „das allerheiligste und festeste Band / so unter dem vernünftigen Geschöpfe jemals ersonnen oder verlangt werden kan“ und qualifiziert den Ehebruch daher wie schon Kaiser Justinian als Schwerverbrechen (S. 148). Er demonstriert mit verschiedenen Beispielen die „unbeschreibliche Ungelegenheit“, die Ehebrechern entsteht (S. 156), nennt dabei antike Helden und zitiert Passagen von Seneca und Ovid. In diesen Zusammenhang gehört auch eine längere Erzählung, die von einem Amtmann in Seeland zu Zeiten Karls des Kühnen handelt,<sup>260</sup> der sich in eine verheiratete Frau verliebt habe (S. 160–167).<sup>261</sup> Um seinen Willen erzwingen zu können, nimmt er ihren Mann gefangen und verspricht der Frau, ihn freizulassen, sobald sie seine „verliebten Begierden“ befriedigt habe. Als er aber „die bitter=süssen Venus=Früchte“ genossen hat, intensivieren sich seine Gefühle für sie noch mehr. Er lässt ihren Mann enthaupten. Die Witwe verklagt den Amtmann daraufhin mit Hilfe von Freunden beim Herzog: Nach einem Geständnis des Amtmannes werden beide öffentlich miteinander vermählt, wobei die Frau zur Alleinerbin bestimmt wird. Kurz darauf lässt der Herzog den Amtmann überraschend gefangen setzen – und enthaupten. Wie einige Anekdoten belegen, sind andere Herrscher auf ähnliche Weise mit solchen Vergewaltigern verfahren. Generell ähnele die „unordentliche Liebe“, so meint *Cleander*, dem Gift der Taranteln. Er zitiert – ohne das im Einzelnen nachzuweisen – anschließend über fünf Seiten aus dem *Geschicht-Herold* von Quirinus Kuhlmann.<sup>262</sup> Die eingearbeitete Passage über *Die unbedachtsame Libhaberin* ist ein gutes Beispiel für kombinatorisches Schreiben im Gattungszusammenhang des Politischen Romans (S. 171–176). Die gelehrten bibliographischen Verweise Kuhlmanns werden genauso getilgt wie einzelne für den – gegenüber dem Praetext – dezidiert lebensweltlichen Kontext der Politischen Romane zu anspruchsvolle christlich-typologische Bezüge. Sprachliche Drastik, der Komplexitätsgrad der Anspielungen, aber auch pikante Stellen, wie auf uneheliche Zeugung anspielende Verse, werden gekürzt oder gestrichen.<sup>263</sup> [Kap. XXIV–XXXI, S. 119–176]

<sup>259</sup> „Allein die eigentlichen Ursachen sind / daß diese Leuthe nicht mehr auf ihr Weib und Kind / als der Kirchen Interesse trachteten / und in Rücksicht derer sich nicht an die Hohe Obrigkeit / in dero Gebiet sie leben / hencketen / auch nichts von den Kirchenmitteln an die Ihrigen verwendeten: Hiernächst desto fertiger und bereiter weren des Papsts Willen in allen Stücken / sonderlich wieder [] die Fürsten / unter welchen sie leben / zu exequiren / als sie deren Zorn leichtlich verachten können / weil sie an die Republic so feste nicht gebunden / und für nichts / als ihren eigenen Leib zu sorgen hätten.“ *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, S. 144.

<sup>260</sup> „Carolus Audax“, gemeint ist Karl der Kühne (1433–1477), Herzog von Burgund; vgl. *Gynaecophilus*: Freyersmann. 1686, S. 160.

<sup>261</sup> Valentin Schumanns *Nachtbüchlein* enthält eine ähnliche Geschichte: *Eine schöne hystoria von einem könig in Affrica, welcher beschlieff eines hertzogen weib und ließ iren mann verrbäterisch auff dem meer umbringen, dardurch der könig wurd gefangen und umb sein untrew umb leib und leben kame*, in: Schumann: *Nachtbüchlein* (1559). 1976, Band II, 1, S. 176–195.

<sup>262</sup> Kuhlmann: *Geschicht-Herold*. 1673, S. 73–77, außerdem S. 42 [i.e. 49, A.W.].

<sup>263</sup> An dieser Stelle lässt sich sozusagen ein Blick in den Zettelkasten bzw. in die *Loci-communes*-Sammlung des Autors werfen: *Gynaecophilus* eliminiert völlig Kuhlmanns Verweise auf Georg Philip Harsdörffer, auf Johann Eusebius Niremberg [*Ars voluntatis*], auf Daniel Caspar Lohenstein (die Dramen *Cleopatra* und *Epicharis*) und Martin Opitz.

Die Liste der Vergleiche wird ergänzt durch ein an anderer Stelle zu findendes Gleichnis, die Liebe sei wie „eine kindische Unbedachtsamkeit / welche die Früchte der Bäume besihet / und nicht derselben Höhe zuvor abmisset / die zu aller Gefahr ihre Augen zuschleust / oder vielmehr keine hat, weil sie nur ihren Willen zu ersättigen / nicht aber zuvor ihren wenigen Nachdruck bedencket“, vgl. *Gynaecophilus*: Freyersmann, 1686, S. 173f. – Die Passage bei Kuhlmann lautet: „Di Liebe beschleust zu aller Gefahr die Augen / oder hat vielmehr gar keine Augen / weil sie nur ihren willen zu ersättigen / nicht aber zuvor ihren wenigen Nachdruck bedenket Ihre Unbedachtsamkeit heget Kindische Anschläge / welche di Früchte der Bäume besihet / und nicht derselben Höhe zuvor abmisset [...]“, Kuhlmann: *Geschicht-Herold*. 1673, S. 42 [i.e. 49].

In den folgenden Passagen wird auszugsweise und ohne Quellenangaben zitiert, dabei wird beispielsweise ein bei Kuhlmann zu findendes Gedicht von Hoffmannswaldau in signifikanter Weise gekürzt, insofern

*Amyntas* bedankt sich für die ermahnenen Ausführungen *Cleanders*, will aber statt solcher „verdrießliche[r] Liebes=Grillen“ (S. 177) selbst lieber eine lustige Geschichte erzählen (S. 177–182): Sie handelt von einem reichen Franzosen, der in einer Reisekutsche einer schönen jungen Frau begegnet, die ein Kind auf dem Schoß hält. Sie flirten miteinander, er bittet sie schließlich „um die Schlaf=Gesellschaft / darzu sie sich denn gar gern verstunde“ (S. 178). In der nächsten Herberge geben sie sich als Ehepaar aus und beziehen, nachdem der Franzose sein Felleisen dem Wirt zur Verwahrung gegeben hat, ein gemeinsames Zimmer. In der Nacht lässt sich die Frau unter dem Vorwand, ihr Kind füttern zu wollen, vom Wirt das Felleisen geben, um einen silbernen Löffel herauszuholen. Am nächsten Morgen ist nur das Kind noch da, die Frau und das Felleisen sind verschwunden. Um sich nicht vor Gericht verantworten zu müssen, lässt der Franzose das Kind stillschweigend auf seine Kosten aufziehen.

*Damon* erzählt nun die Geschichte eines französischen Junkers, der sich am pfälzischen Hof in eine schöne Zofe verliebt habe (S. 182–187). Das bedrängte Mädchen wendet sich an seine Herrin, die sich daraufhin an ihrer Stelle ins Bett legt (S. 183). Im letzten Moment bereut der Mann allerdings „seinen bösen Vorsatz“ und schickt seinen Knecht zum verabredeten Stelldichein mit der Zofe. Der Knecht „legte sich unwissend zu der Adelichen Frau / trieb auch seine Wollust mit ihr nach Belieben“ (S. 184). Die Frau glaubt, mit ihrem Ehemann geschlafen zu haben, und legt sich in der Nacht wieder zu ihm. Als der Junker am frühen Morgen „seine eheliche Schuldigkeit gleichfalls“ abstattet, fragt sie ihn, ob sie selbst oder die Zofe ihn „am besten vergnügen könnte“ (S. 185)? Auf diese Weise entdecken die Eheleute den Vorfall: Während die Frau bestürzt ist, in bester Absicht ihre Ehe gebrochen zu haben, erkennt der Junker seine eigene „Thorheit“ und verspricht ihr, „dieses Fehlers nimmermehr [zu] gedencken“ (S. 186f.). Auch der erzählende *Damon* befürwortet abschließend, dass der Mann sich in dieses von ihm verursachte „Haus Creutz“ geduldig geschickt „und in einer Sache / die nicht zu ändern gewesen / das beste bey sich bestehen lassen“ (S. 187). *Tantalus* bemerkt dazu, es sei durchaus nicht außergewöhnlich, dass ein Franzose sich in sein Schicksal, Hahnrei zu sein, geduldig füge. Die Franzosen machten sich generell weder ein Gewissen daraus, „ihren Saamen auf frembden Acker auszustreuen“ (S. 188), noch störe es sie, selbst betrogen zu werden. Es folgen wortreiche Ausführungen über die freizügigen Franzosen (S. 187–203): Von dieser Nation stammten „alle Hanreyhen in der gantzen Welt / gleichwie von dem Adam alle Menschen herkommen“ (S. 191). In diesem Zusammenhang zitiert *Tantalus* ausführlich einen ungenannt bleibenden Deutschen, der den Vorwurf einiger Franzosen, die Deutschen seien dem Trank ergeben, erwidert habe, indem er ihrer Nation ein leichtfertiges Liebesverhalten vorgehalten habe (S. 193–208). Dieser deutsche Herr betont, dass deutsche Männer an ihrem Anspruch auf eheliche Treue festhielten (S. 200f.), auch wenn sie gegenüber den galanten Franzosen oft wirkten, als seien sie

„hirschellige und murrische Ehegatten [...] / so ihre Eheliche Liebe mit dem Essig der Eifersucht allezeit zu versauern pfligten / auch ihre Weiber nicht consideren / als Mitgehülffinnen / und Mitherscherinnen im Haußhalten / sondern als etwa von dem Feind erbeutete Slavinnen / so ihren Männern von einem jeden Augenblick Rechenschafft geben müsten“.

Dafür, dass die Leichtfertigkeit unter den Franzosen weit verbreitet sei, spreche auch die durch die „so genandte [ ] Galanterie“ entstehende Geschlechtskrankheit – gemeint ist die Syphilis, „so man auf Teutsch die Frantzosen nennet“ (S. 202). Im Übrigen, so der ungenannt bleibende Deutsche, ließen sich grundsätzlich drei Arten gehörnter Männer unterscheiden, entsprechend der Unterschiede zwischen natürlichen, geistlichen und figürlichen Hörnern (S. 203f). *Cleander* kommentiert das lange Zitat kritisch, denn er hält es eigentlich für falsch, vom Laster einzelner auf das Verhalten ganzer Nationen zu schließen. Er konzidiert aber, in diesem Fall werde die französische Nation mit vollem Recht „des Lasters der Unkeuschheit“ beschuldigt, denn dafür sei der französische König, der sich ostentativ zu seinen unehelichen Kindern bekannt habe, das beste Beispiel (S. 211–217). Der extradiegetische Erzähler unterbricht an dieser Stelle das fort-

---

dessen abschließende dialektische Gegenüberstellung der Liebe mit dem Phoenix, der sich in seiner Asche vergräbt, wegfällt. Möglicherweise hat *Gynaecophilus* das anspruchsvolle und anspielungsreiche Paradoxon gestrichen, weil es schwer verständlich erschien, vielleicht waren auch die christlich-typologischen Assoziationen unerwünscht.

während Zitiern der Diskussion und schließt kurz einzelne Reaktionen der Reisenden auf diese Geschichte an. Dabei wird der Unterhaltungswert der Erzählung mit ihrem Potential korreliert, moralisch motiviertes Staunen hervorzurufen.<sup>264</sup> Der gesamte „Hanreyhs-Discurs“ (S. 218) wird dann durch eine Passkontrolle und ein – schlechtes – Mittagessen in einem Gasthaus unterbrochen, und am Nachmittag sei das Gespräch unter den „Purschen“ nicht mehr „so mercklich und Politisch“ verlaufen. Es gibt also, wie der Erzähler bemerkt, nichts zu erzählen: Seine Bemerkung lässt den Gattungsanspruch erkennen, insofern das Material ausdrücklich unter einer thematischen Perspektive organisiert wird, die durch den Gattungszusammenhang des Politischen Romans vorgegeben ist.<sup>265</sup> [Kap. XXXII–XXXVIII, S. 176–221]

Am Abend erreichen sie eine ungenannt bleibende Stadt und kehren in den Gasthof „zum güldnen Rehe=Horn“ ein. In dem hübschen Zimmer, das den vier Freunden zugewiesen wird, begegnen sie einem „dem Ansehen nach gar Politischen Kerl am Tische mit Feder / Dinten und Papier sich dergestalt herumwerffen sahen / als ob er die allerwichtigsten Reichs=Geschäfte zu debattiren hätte“ (S. 224). Es stellt sich heraus, dass der Mann gerade dabei ist, das Für und Wider einer Heirat abzuwägen (S. 225). Er behauptet von sich, Holsteiner zu sein. Nach anfänglichen Studienerfolgen sei er nicht angemessen befördert worden; daraufhin habe er sich in Kriegsdienste begeben und sei Fähnrich geworden. Vor einigen Jahren habe er im Winterquartier „ein altes Adliches Mütterchen [...] mit guter Manier beym Kopffe gekrieche“ und geheiratet. Die Frau sei bald gestorben, habe ihn aber zum alleinigen Erben „ihres schönen Vermögens“ eingesetzt (S. 226). Seine Eheschließung sei lediglich finanziell motiviert gewesen, „die wahren Früchte des Ehestandes“ habe er kaum kosten können, aber er hält diese Heirat immer noch für gelungen und fürchtet nun, sein Vermögen mit einer zweiten Ehe zu gefährden (S. 227). Eben hat er auf das Schreiben eines guten Freundes namens *Gelantes* geantwortet, der ihm eine erneute Heirat nahelegt. Beide Schreiben werden zitiert. *Gelantes* fordert seinen Freund auf, sein „einsame[s] Leben [wieder zu verlassen] / worinnen keine andere Belustigung zufinden / als die eingebildete Freyheit / sich niemanden zu verpflichten“ (S. 228–230, hier S. 230). Der Holsteiner besteht in seiner Antwort darauf, dass man unverheiratet „in allen Ständen“ gut, insbesondere sorgenfreier leben könne – sofern man selbstgenügsam sei (S. 231–234). Während sie gemeinsam auf die nächste Mahlzeit warten, werden nun die vier reisenden Freunde um ihre Meinung gebeten. Zuerst antwortet *Amyntas*, der „zur Zeit“ bekanntlich noch nichts davon hält, sich eine Frau zu suchen und zu heiraten: Nachdem rechtliche Hindernisse wie das kaum noch gebräuchliche Hagestolzen-Recht verschwunden seien, dürfe „ein jeder darinnen seiner Gemüths=Zuneigung frey folgen“ (S. 237). Überdies könne ein Mann „in seinem Jung=Gesellen Stande / oder ohne Weib und Kinder eben wohl und oft besser / dem gemeinen Wesen nützliche Dienste leisten“ (S. 237). Seine Vorbehalte fasst *Amyntas* mit der Redewendung „Die Heyrathen werden zwar im Himmel geschlossen / aber die Thorheiten geschehen auf Erden“ zusammen (S. 237). Sollte er jemals heiraten, will er das Risiko dadurch mindern, dass er sich eine reiche, ehrliche und schöne Braut aussucht. *Cleander* ist anderer Meinung: Er hält den Ehestand für „eine heilige Ordnung Gottes“ (S. 242). Deshalb sei es falsch, die Ehe „so bloß nach der menschlichen Vernunft“ zu beurteilen (S. 243). Wer glücklich heiraten wolle, dürfe nicht nur seinen Augen, sondern müsse auch seinen Ohren vertrauen: Es sei wichtig, sich „bei aufrichtigen und verständigen Leuthen“ umzuhören und nach dem „Thun und Leben“ des zukünftigen Ehepartners zu erkundigen (S. 244). Gegen das Glück, das nur eine Ehe ermögliche, wögen „alle Verdrießlichkeiten“ gering (S. 246). Diese Bemerkung greift *Damon* auf: Er glaubt, dass eine Ehe an gemeinsam ausgestandenen Problemen und „kleinen Scharmützel“ (S. 249) wachse. Beide

<sup>264</sup> „Die Gesellschaft verwunderte sich so sehr ob dieser gar wahrscheinlichen Begebenheit / als sehr sie sich über deren Erzählung belustigten.“ Vgl. *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, S. 217.

<sup>265</sup> Die ausführliche Begründung für die Erzählpause lautet: „Ich wollte nun wünschen / daß die Nachmittags=Gedanken so mercklich und Politisch gewesen / als die vormittägige / ich würde mich in Warheit die Mühe nicht verdrissen lassen / solche zu Vergnügung des geehrten Lesers Curiosität allhier ausführlich mit anzufügen. Nachdem aber vor dißmal wenig schriftwürdiges passieret / und die faulen Nachmittags=Stunden theils mit schlaffen / theils mit geringen zeitvertreiblichen Lappalien zugebracht worden / so sind wir genöthiget, dieser Reisenden Compagnie biß in die verlangte Stadt gantz stillschweigend Gesellschaft zu leisten“, *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, S. 220f.

Ehepartner sollten nachsichtig miteinander umgehen: Der Mann solle berücksichtigen, „daß der foemineus sexus ein schwaches Werckzeug sey“, die Frau bedenken, „dass der Mann ihr Herr und Haupt“ sei (S. 250). Von zu starkem Streben nach ehelicher Harmonie rät er ab, denn aus der Scheu vor Konflikten entstehe nur „eine kaltsinnige Freundschaft, ein affectirtes Wesen / und keine hertzliche Zuneigung“ (S. 252).

*Amyntas* erzählt anschließend zwei Beispiele für ein außergewöhnlich tolerantes Verhalten unter christlichen Eheleuten, faktisch von Ehefrauen: Elisabetha Gonzaga, Herzogin von Mantua, habe die Impotenz ihres Mannes Guido Ubatto, des Herzogs von Urbino, auf vollkommene Weise ertragen – ohne ihn zu verlassen (S. 252–256). Von der Gemahlin des Grafen Ludwig von der Gleichen aus Thüringen wird erzählt, daß sie ihren Mann und seine muslimische Frau freundlich empfangen habe, als er mit dieser von einem Kreuzzug zurückkehrt sei (S. 256–261). Die Muslimin hatte ihn aus der Gefangenschaft befreit. Zwischen den drei Eheleuten sei, so *Amyntas*, „niemals die geringsten Spuren weiblicher Eifersucht oder Widerwillens“ zu spüren gewesen. Sie hätten ein gemeinsames Grab im Erfurter Dom, das man noch heute besichtigen könne. – *Tantalus* referiert nun, was „ein vornehmer Theologus“ schreibe, dessen Namen er indes verschweigt: Die Menschen lebten „auff dieser Welt so unvergnüglich“, weil sie aus ihrer beschränkten Perspektive alle Widerwärtigkeiten als schlecht wahrnahmen (S. 262). Widerwärtigkeiten hätten jedoch auch ihre guten Seiten, denn sie seien „von dem lieben Gott zu unserer Bekehr= und Besserung“ geschickt. Gleiches gelte für die Ehe, bei der viele „nur auf die Bitterkeit der Schalen [schauen] / und mögen um derer willen den Honigsüssen Kern nicht schmecken / ohnerachtet ihnen das Maul darnach wässert“ (S. 264). *Tantalus* warnt dementsprechend davor, eine Heirat zu lange herauszuzögern; ästhetische, physiologische, utilitaristische und finanzielle Gründe sprächen gegen eine späte Heirat. Vergil zitierend prophezeit er, man werde die verlorene Zeit bereuen (S. 264–270).<sup>266</sup> [Kap. XXXIX–XLV, S. 221–270]

Ihr *Discurs* wird von der gemeinsamen Mahlzeit unterbrochen (S. 271); der Erzähler rafft das Geschehen und behauptet, nicht zu wissen, welche Gespräche bei Tisch geführt worden seien. Er äußert die Hoffnung, später mehr erzählen zu können; sein Wunsch bezieht sich indes weniger auf eine erstrebte Totalität des Geschehens als auf die Vollständigkeit der verhandelten Gesprächsthemen.<sup>267</sup> Nach dem Essen singt *Cleander* eine satirische Arie, wobei er sich selbst auf der Bassgeige begleitet. In zehn Strophen wird der unbedingte Wunsch, ein *Griethen* zu heiraten, entfaltet (S. 272–276). *Damon* findet das zweideutige Lied zu grob und singt selbst ein Trinklied, das er „neulich in einer vornehmen Gesellschaft“ kennengelernt hat (S. 276, 277–278). Mit solchen „Beliebigkeiten“ verbringen die Freunde den Abend. Am nächsten Morgen verabschieden sie sich von dem holsteinischen Junker und reisen mit der Postkutsche weiter. Darin treffen sie auf „einen naturalisirten Frantzosen / das ist / einen perfecten Haupt=Maulaffen“. Die Reisenden sprechen nun bewusst über Themen, „die diesem jungen Fäntchen zum Unterricht und benöthigter Besserung“ dienen können. Bald erzählt der affektierte und aufgeputzte junge Mann, bei dem es sich um einen Kaufmannsdiener namens *Saladin* handelt, von seinen „Liebeshändeln“. Er liebt nämlich die Tochter eines reichen Advokaten, hat selbst vor einigen Jahren so viel Vermögen geerbt, um mit einer „ehelichen Gehülffin“ davon zu leben, und will nun „bey obgesagter Person einen Anwurf“ wagen und danach ihre Eltern ansprechen (S. 283f.). Er bittet die Reisegefährten um Rat (S. 283–312). *Tantalus* will dem jungen *Candidato matrimonii* gern helfen; er bekräftigt, es sei empfehlenswerter, die persönliche Bekanntschaft mit der Braut zu suchen als die Werbung den Eltern zu überlassen. Ausdrücklich weist er auf die unterschiedlichen biographischen Voraussetzungen junger Männer hin: Was eine Heirat betrifft, so habe ein kaufmännisch ausgebildeter Mann durchaus Vorteile gegenüber „manchem Grund=gelehrten Kerl“, der in seiner Jugend famulieren, informieren und auf eine Beförderung warten müsse

<sup>266</sup> „O mihi praeteritos referat si Iuppiter annos!“ (Brächte Jupiter mir doch die vergangenen Jahre zurück!); vgl. Vergilius: *Aeneis* 8. 560. [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 7476 (c) Directmedia]

<sup>267</sup> Der Erzähler hofft, „so glücklich zu seyn / daß ich davon [von den Tischgesprächen] genaue Wissenschaft erlangen können / doch / vielleicht fügt es sich künfftig noch so wohl / daß was jetzo übergangen wird / einandermal zu gelegener Zeit besser und ausführlicher beyzubringen seyn möge.“ Vgl. *Gynaecophilus: Freyersmann*. 1686, S. 271.

(S. 290). Solche Hinweise dienen offenbar dazu, auch junge Leser aus nichtgelehrtem, beispielsweise kaufmännischem Milieu anzusprechen. *Tantalus* formuliert vier Regeln für eine angemessene Werbung:

„Ihr sollet 1. in euer Freythe nicht zu hitzig verfahren / 2. solche nicht mit alten Weibern / und liederlichem Lumpen=Gesind / vielweniger 3. in anderer Leuthe Häusern / am allerwenigsten aber 4. an heimlichen und unwegsamen Oerthern / anfangen“ (S. 292).

Habe *Saladin* sich für die Advokatentochter entschieden und traue er sich außerdem zu, sie „auch ohne Geld“ ein Leben lang lieben, Glück und Unglück mit ihr teilen zu wollen, dann – so fährt *Tantalus* fort – solle er ihr zunächst einen Brief schreiben. Ein geeigneter Briefentwurf wird zitiert (S. 300–302). In einem solchen Brief fehlten zwar „super-kluge weibliche praedicata, als unvergleichliche Hertzens=Bezwingerin“, er solle aber „durchtringend genug“ sein, um „bey der geliebten Person wenigstens eine freundliche Antwort“ zu bewirken (S. 302f.). Auch für den Fall, dass ein zweiter Brief erforderlich werde, gibt *Tantalus* Formulierungsvorschläge (S. 303–307).

Nach einem solchen Briefwechsel solle sich der junge Mann auf ein erstes Treffen vorbereiten; dabei gehe es darum zu zeigen, dass ihm „das Maul nicht zugewachsen sey“ (308). Dementsprechend gibt *Tantalus* Hinweise für eine gelingende Konversation: Vor „gar zu hochtrabenden Redens=Formuln“ wird eindrücklich gewarnt. Empfohlen wird zwar, die Schönheit der auserwählten Frau in blumigen Bildern zu loben, sie aber auch an die Vergänglichkeit von blühenden Blumen zu erinnern (S. 308f.), denn die junge Frau solle ihre Schönheit, „dieses schönen Fühlings ergötzliche Anmuth[,] ohne Nutzen nicht vorbey streichen“ lassen – und rechtzeitig heiraten (S. 310). *Tantalus* empfiehlt darüber hinaus, im Umgang mit dem Vater der Braut die Eitelkeit und den Ständedünkel dieses Advokaten und berühmten Juristen zu berücksichtigen. Er unterbricht seine Ratschläge unmittelbar vor der Ankunft der Postkutsche in einer ungenannt bleibenden Stadt. Das Gespräch habe fortgesetzt werden sollen, der Erzähler behauptet jedoch, er habe „biß dato so eigentlich noch nicht erfahren können“ (S. 312), was die Freunde danach auf ihrer Reise gemacht hätten. Der weitere Reiseverlauf wird in zwei Sätzen gerafft, in Amsterdam findet die gemeinsame Reise ihr „verlangtes und gewünschtes Ende“. Der Roman schließt, ohne dass *Amyntas*' aufgeschobene Heirat, die ja das Thema der Reise vorgegeben hat, nochmals angesprochen worden wäre. [Kap. XLVI–LIV, S. 271–312]

### c) Ignatius Franciscus à Clausen: *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* (1689)

Zur Vorlage:

Der Roman *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* ist ein besonderer Fall: Er wird – das ist ungewöhnlich für die Gattung – ohne Titelkupfer publiziert. Dieser Umstand ist besonders auffällig, weil der Romantitel einem bereits Mitte des Jahrhunderts erschienenen Flugblatt namens *Der Jungfrauen Narrenseil* entnommen ist (<http://www.bildindex.de/obj00043812.html#|home>, 29.03.12).<sup>268</sup> Dass das Bildmotiv des Flugblattes nicht für eine Titelillustration des Romans ge-

<sup>268</sup> Das Flugblatt lässt sich auch im British Museum recherchieren:

[http://www.britishmuseum.org/research/search\\_the\\_collection\\_database/search\\_object\\_details.aspx?objectid=1468767&partid=1&output=Terms%2F!%2FOR%2F!%2F23798%2F!%2F!%2Fbroadside%2F!%2F!%2F!%2F!%2F&orig=%2Fresearch%2Fsearch\\_the\\_collection\\_database%2Fadvanced\\_search.aspx&currentPage=11&numpages=10](http://www.britishmuseum.org/research/search_the_collection_database/search_object_details.aspx?objectid=1468767&partid=1&output=Terms%2F!%2FOR%2F!%2F23798%2F!%2F!%2Fbroadside%2F!%2F!%2F!%2F!%2F&orig=%2Fresearch%2Fsearch_the_collection_database%2Fadvanced_search.aspx&currentPage=11&numpages=10), 29.03.12. Vgl. Bolte: *Bilderbogen*. 1909, S. 57f. Der Verleger ist Paulus Fürst (1608–1666) aus Nürnberg, vgl. Bolte: *Bilderbogen*. 1910, S. 195–202. Vershen mit einem Kommentar von Michael Schilling findet sich das Blatt auch in Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 198 [I, 90]. Das Flugblatt *Der Jungfrauen Narren-Seil* variiert seinerseits das Blatt *Der Bvler Spiegel* (vor 1596). Zu diesem Blatt und den Abweichungen vgl. Coupe: *Broadsheet*. 1966, S. 50f. Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 196 [I, 89]. Vgl. auch Wicke: „... heute zu Tage“. 2004, S. 204–207 (mit Abb.).

nutzt wurde, hängt wohl damit zusammen, dass für die populäre Gattung des Politischen Romans ein derartig exemplarischer Verweisungszusammenhang vermieden werden sollte. Gleichwohl spielt das Flugblatt im Roman eine bedeutende Rolle und ist ein anschauliches Beispiel dafür, auf welcher vielfältigen Weise populäre Medien, seien es Sprichwörter, Satiren oder Flugblätter, als kleinere und größere Versatzstücke in die Politischen Romane integriert werden.

Aufgrund seiner Bedeutung für den Roman soll das Flugblatt hier kurz beschrieben werden: Inmitten hügeliger Landschaft mit Laubwerk zeigt das Blatt „ein Seiltänzergerüst, zu dem von rechts eine Strickleiter hinaufführt, während das Seil nach links gespannt ist und in einer überdimensionalen Narrenkappe verschwindet“.<sup>269</sup> Auf dem Gerüst steht eine Frau, die über die Schulter gewandt dem Betrachter entgegenblickt, zusammen mit zwei modisch gekleideten Männern. Der linke von ihnen hält die Hand der Frau, während sie – vermutlich an einem Stück Strick<sup>270</sup> – schon den nächsten Werber heranzieht. Dieser steigt mit einem weiteren Mann an einer nach rechts gespannten Strickleiter auf das Gerüst hinauf. Ein nach links gespanntes Seil verschwindet „in einer überdimensionalen Narrenkappe“,<sup>271</sup> in die gerade zwei Männer hineinrutschen. Ein dritter Mann verlässt die Narrenkappe bereits wieder als Narr. Das Seiltänzergerüst ist auf eine geflügelte Kugel – ein zentrales Element der *Fortuna*-Ikonographie<sup>272</sup> – inmitten eines von Dornengestrüpp umgebenen Geländes gepflockt.<sup>273</sup> Innerhalb des durch das Dornengestrüpp begrenzten Areals steht weiter hinten ein Haus und ein kahler Baum; davor prügelt ein Mann auf eine am Boden liegende Frau ein, während ein Teufel dazu trommelt. Ein weiterer Teufel steigt vorne links aus dem Dornengestrüpp heraus.

Der in zwei Spalten gedruckte Flugblatttext lässt erst die zentrale weibliche Gestalt sprechen, dann wird ihr Verhalten sentenzenhaft kommentiert.<sup>274</sup> Die Frau vergleicht ihr Verhalten gegenüber Männern mit einem Seil, das aufgespannt sei, um „zu narren“. Weitere Bildelemente werden aufgegriffen: Die geflügelte Kugel lässt sich als Unbeständigkeit verstehen und entspricht dem zentralen Charakterzug der weiblichen Gestalt. Sie vergleicht ihr Herz mit einem „Ball“, ihre Launen und Sympathien ändern wie eine Feder im Wind ihre Richtung, sie erwählt ihre „Gesellen“ nur, um sie sogleich wieder fallen zu lassen. Bei ihr gehe es zu wie in einem Taubenhause – und zeigt auf die stark frequentierte Narrenkappe.

Der Kommentar bezeichnet die Frau, die so viele Männer betrogen hat, als Betrogene. Ihr täuschendes Verhalten wird in zweifacher Weise mit dem Bild des Seils verknüpft: Einerseits haben viele Männer „am Narrenseil gezogen“, das sie in der Hand hält, andererseits sind viele Männer über das aufgespannte Seil gestolpert, das in die Narrenkappe führt. Doch es ist die Frau, die die Narrenkappe tragen muss. Sie bekommt schließlich einen bösen, prügelnden Ehemann.

<sup>269</sup> So der Kommentar von Schilling, in: Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 196.

<sup>270</sup> Der längliche Gegenstand in der rechten Hand der Frau, dessen Ende der aufsteigende Werber hält, ist vom Kommentator des Blattes wie von *Ignatius Franciscus a Clausen* als Strick, also als Narren-Seil interpretiert worden. Zu dieser undeutlichen Stelle des Flugblattes vgl. Schilling, in: Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 198 [I, 90].

<sup>271</sup> Schilling, in: Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 196 [I, 89].

<sup>272</sup> Vgl. beispielsweise die *Fortuna mit Spiegel* vom Meister von 1515, abgeb. bei Grabes: *Speculum*. 1973, Abb. 50.

<sup>273</sup> Die Dornen begrenzen die Sphäre der Sünder und signalisieren ihr sündhaftes Verhalten. Belege für diese Bedeutung finden sich in der Bibel (Hos 2,6 und Gen 3,18), außerdem bei Aegidius Albertinus' *Lucifers Königreich und Seelengejaidt*, vgl. Schilling, in: Harms: *Flugblätter*. I. 1. 1985, S. 196 [I, 89].

<sup>274</sup> Die linke Spalte lautet: „Mein Seil ist aufgespannt, zu narren die Gesellen, // Mein Stand ist Unbestand, mein Wählen wie die Wellen. // ein Narr ist der mir traut. Mein Hertz ist wie ein Ball: // mein Sinn ist Flügel-leicht ich hebe sie zum Fall. // Wer meynt, er steh der liegt. den laß ich ein, den aus // seht an die Narren Kapp', ich bin ein Taubenhause.“ Der Kommentar der rechten Spalte: „Wie mancher hat bey der am Narren seil gezogen. // Die viel betrogen hat, muß wieder seyn betrogen. // Kein Freyer war ihr recht, sie warf sie übers Seil // Nun ward die Narrenkapp' ihr endlich selbst zueil. // Der rechte Lohn vor sie, ein Teuffels-böser Man. // O Prügel her, daß er sie dapfer Dreschen kann.“

Die Vorrede zum Roman *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* rekurriert auf diesen Bildkommentar, ohne ihn indes als Quelle zu nennen. Mittels einschlägiger Redensarten werden weitere Aspekte der geläufigen Vorstellung entfaltet, dass Frauen die Männer zu Narren machen – und sich so schließlich selbst schaden. Titel und Thema des Buches werden damit gerechtfertigt, dass viele Frauen „das arme verliebte und buhlerische Mannsvolck öffters bey der Nase herumb ziehen / und über das Narren=Seil herab in die Narren=Kappe werffen und stürzten“.<sup>275</sup> Hier, in der Vorrede, führen die beiden Funktionen des Seiles zu unterschiedlichen Bezeichnungen: Mit dem Liebesseil werden die Werber an der Nase herumgeführt, während das Narrenseil der Strick ist, über den sie stolpern und fallen. Das wählerische Verhalten der Frauen wird als leichtsinnig, als Tanz auf dem Narrenseil bezeichnet.<sup>276</sup> Die jungen Männer würben so lange um Gegenliebe, zögen so lange am *Liebes=Seil*,<sup>277</sup> bis sie schließlich „das Narren=Seil in die Hände“ bekämen, das ihnen über den Kopf geworfen worden sei und sich als „Schlinge um den Hals“ zöge.<sup>278</sup> Dann werde ihnen die „Narren=Kappe über den Kopf gestülpet“.<sup>279</sup> Offenbar sollen die verschiedenen Funktionen des Seils hier in ein zeitliches und kausales Verhältnis zueinander gestellt werden. Dabei werden die verschiedenen sprichwörtlichen Bedeutungen ungeachtet ihrer konfigurierenden Bildbereiche miteinander kombiniert, um das zentrale Thema, dass sich Männer von Frauen zu Narren machen lassen, mit Bedeutung aufzuladen. Im Mittelpunkt der Vorrede steht das Schicksal der verführten Männer, nicht das der verführenden Frau.

Gegen Mitte des Romans wird das dem Titel zugrundeliegende Flugblatt vom intra- und homodiegetischen Erzähler als eines der Sinnbilder beschrieben, mit denen die Zimmer eines Gasthauses geschmückt sind:

„Unter andern aber wurde ich gewahr eines artigen Bildes; Es ward aufgespannet ein Seil / wie die Seiltänzer zu thun pflegen, auf welchen eine wohlgeputzte Jungfer stund / welche an einem Seil allerhand Manns=Personen / so wohl nach den Stand als Alter hinauf an sich zog / hinter sich aber in eine auf der Erde weit ausgespannte Narren=Kappe fielen [...]“.<sup>280</sup>

Die verschiedenen Elemente des Bildes werden hier im Sinne der Vorrede vereindeutigt und auf gleichsam sprichwörtliche Einschlägigkeit reduziert: Genannt werden die Narrenkappe und die beiden Seile, nämlich das, auf dem die Frau steht, und das, mit dem sie die Männer zu sich heraufzieht. Neben Momenten, die schon der Flugblatttext vernachlässigt, fehlen hier das Seil, das in die Narrenkappe führt, die geflügelte Kugel, die Prügelszene, die beiden Teufel. So werden emblematische Verweisungszusammenhänge zugunsten erzählerischer Stringenz zurückgenommen. Auch der Flugblattkommentar erscheint verändert, insofern die doppelte Perspektive (von Figur und Kommentar) auf die der sprechenden Frau reduziert wird. Diese beschreibt ihr gegenwärtiges Handeln, um es dann zurückblickend zu verurteilen. Die perspektivische Differenzierung verursacht inhaltliche Inkonsistenzen; sie wird durch den Tempuswechsel lediglich an-

<sup>275</sup> Clausen: *Narren-Seil*, 1689, [A 2v].

<sup>276</sup> „Die tägliche Erfahrung bezeugets / wie manche Jungfer einen Junggesellen so lange charisiret / so lange noch die silbernen Knöpfe auf den Rocke diechen [!] / hernach ist nichts mehr vorhanden / bekommt Er den Abschied / und muß ein anderer an dessen Stelle / biß auch so lange kein Heller mehr in Beutel; Und das gehet so fort / biß endlich die Schönheit verfället / die Zähne anfangen zu wackeln / und die Runtzeln in Angesicht sich finden und sehen lassen / da heists denn / nun ists Zeit zuzugreifen / der erste der nächste und liebste / und sollte es ein Holtzhacker seyn / da vorhin ein Gelehrter nicht gnung war. Das heist ja recht / auf den Narren=Seil tanzten.“ Clausen: *Narren-Seil*, 1689, [A 2v]. – Zum Sprichwort *Auf dem Seil tanzen* vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 4. 1991, S. 1460.

<sup>277</sup> *An einem Seil ziehen* meint, sich an einer Sache beteiligen, vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 4. 1991, S. 1461.

<sup>278</sup> *Einem das Seil über den Kopf werfen*, vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 4. 1991, S. 1460. *Jemandem die Schlinge um den Hals legen*, vgl. ebenda, S. 1366f.

<sup>279</sup> Clausen: *Narren-Seil*, 1689, [A 3r].

<sup>280</sup> Clausen: *Narren-Seil*, 1689, [B 9r].

gedeutet.<sup>281</sup> Die geänderte Bezeichnung der Narrenkappe als *Narrenhaus* ist auf die vorliegende Erzählung, für die das Haus zweier Huren wichtig wird, zugeschnitten. Vor diesem Hintergrund wird das Verhalten als betrügerische Bereicherung konkretisiert – und mit Geldgier motiviert.<sup>282</sup> Es spricht für eine grundsätzliche Pragmatisierung der Verweisungszusammenhänge, dass die Frau, die schließlich einen *teufels-bösen Mann* bekommt, weniger unter seinem Charakter als unter seinem geringen Stand und dem damit verbundenen öffentlichen Spott leidet.<sup>283</sup> Damit wird der Umstand, dass es die Frau selbst ist, die letzten Endes die Narrenkappe trägt, von einem heilsgeschichtlichen in einen sozialen Zusammenhang transponiert. Der Erzähler sinniert angesichts des Bildes insbesondere über das Schicksal der vielen verliebten Männer<sup>284</sup> – weniger über das der weiblichen Gestalt. Die Prügelszene im Hintergrund des Bildes entdeckt er erst spät; außerdem bleibt diese unkommentiert, da er zu Tisch gerufen und in seinen Betrachtungen unterbrochen wird. Die allegorische Darstellung wird zusätzlich motiviert und mit der Handlung verbunden: Vom Wirt erfährt der Erzähler, dass dieses und die anderen Bilder entstanden seien, als ein Maler von den stadtbekanntesten Huren völlig ruiniert worden sei. Er habe seinen Herbergsaufenthalt nicht mehr bezahlen können, und so hätten sie sich darauf geeinigt, dass der Maler die Gästezimmer mit solchen Sinnbildern ausstattete.<sup>285</sup>

#### Zum Handlungsverlauf:

Bei dem Roman handelt sich um eine Variation der Weibersatire *Bestia Civitatis* von Johann Beer. Dieser Umstand erlaubt es, einige erzählerische Momente zu benennen, die man gegen Ende der 80er Jahre offenbar für wesentlich hielt, um aus einer misogynen Satire einen Politischen Roman zu entwickeln.<sup>286</sup> Der Autor hat viele Formulierungen und ganze Passagen übernommen, diese aber neu auf seine Protagonisten verteilt.<sup>287</sup> Signifikant für das Darstellungsprinzip der Politischen Romane ist die Amplifikation der Beer'schen Satire um weitere Exempla, die das schändliche und schädigende Verhalten junger Frauen gegenüber jungen

---

<sup>281</sup> „Mein Seil ist aufgespannt / zu narren die Gesellen / Mein Stand ist Unbestand / mein Wehlen [!] / wie die Wellen / Ein Narr ist / der mir traut; Mein Hertz ist wie ein Ball / Mein Sinn ist Flügel leicht / ich habe sie zum Fall. Wer meint / er steh' / der liegt / dort in den Narren=Hauß / Ich bin ein Tauben=Hauß / den laß ich ein / den aus. Wie mancher hat bey mir an Narren=Seil gezogen/ Wie manchen habe ich umbs paare Geld betrogen / Ich narrete alle gleich / und warff sie übers Seil / Nun ist die Narren=Kapp mir worden selbst zum Theil / Ein Teuffels=böser Mann ist worden mir zu Lohne / Nun geh ich aller Welt zu Schimpff / zu Spott / zu Hohne. Kein Freyer war mir gut / es ist mir eben recht / Kein schlechter solt es seyn / jetzt ists ein Bauern=Knecht“ [B 9vf]. Die Stelle, an der das Tempus gewechselt wird, wurde von mir markiert.

<sup>282</sup> „Wie mancher hat bey mir an Narren=Seil gezogen / Wie manchen habe ich umbs paare Geld betrogen“, *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 9v].

<sup>283</sup> „Ein Teuffels-böser Mann ist worden mir zu Lohne / Nun geh ich aller Welt zu Schimpff / zu Spott zu Hohne. Kein freyer war mir gut / es ist mir eben recht / Kein schlechter solt es seyn / jetzt ists ein Bauern-Knecht.“ *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 10r].

<sup>284</sup> *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 10r].

<sup>285</sup> *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 10v].

<sup>286</sup> Vgl. Alewyn: *Johann Beer*. 1932, S. 100.

<sup>287</sup> Auf die Parallelen bei Beer wird im Folgenden in den Anmerkungen verwiesen, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991.

Männern belegen. Die letzte Geschichte rekurriert auf ein misogynen Flugblatt, von dem auch der Titel der monothematischen Erzählsammlung stammt.

Die Erzählung beginnt mit einem kurzen Vorspann, in dem sich der homodiegetische intradiegetische Erzähler vorstellt: Er habe in den vergangenen vier Jahren bereits „einen ziemlichen Theil der Welt durchsehen / auch so wohl was nöthig und nützlich / als auch / was vielmahls poßierlich und lächerlich / gar genau observiret und angemercket“, da habe ihm sein Vater gestattet, seine Reisen für weitere zwei Jahre fortzusetzen [A 5r]. Seine ständische Herkunft wird nicht weiter spezifiziert, doch sind die nötigen finanziellen Mittel ausreichend vorhanden, wobei der Erzähler betont, dass der Vater „sonst sehr karek und sparsam lebete“ [A 5r]. Aufgrund der gewonnenen Zeit verlangsamt der Erzähler seine Reisegeschwindigkeit.<sup>288</sup> Tatsächlich findet beinahe die gesamte Handlung an einem Ort, in „Placenz“ respektive Piacenza statt.<sup>289</sup>

Vorher hat sich der Erzähler ein Vierteljahr in Merona aufgehalten, deren Einwohner und ihre Sitten beobachtet und alle Beobachtungen in sein Tagebuch eingetragen. So wie er

„in andern Orten und Städten Politische Maul=Affen / an einen andern Ort Leute die an der Politischen Colica kranck darnieder lagen / aber anderswo tausenderley / ja gar unzehliche Arten der bösen Weiber antraff / so waren auch sonderlich allhier zu finden mancherley Arten der Politischen Hof= und Kleppel=Mädgen.“  
[A 6r]

Dieses Diarium habe er als seinen größten Schatz betrachtet und sich damit „manche melancholische Zeit“ vertrieben [A 6r]. Nun sei ihm das Tagebuch von seinem ehemaligen Kammerdiener gestohlen worden, der es dann veröffentlicht habe. Zwar vermisse er sein Notizbuch, freue sich aber über die Veröffentlichung seiner Beobachtungen, obwohl sich mancher Leser, „der sich in Durchlesung dergleichen öffters getroffen befunden“, ärgern werde [A 6v]. Tatsächlich beglaubigt die Wut der Leser den Text, denn: „[d]ie Wahrheit thut wehe“ [A 6v]. Bei diesen Bemerkungen belässt es der Erzähler, der damit die Autor- bzw. Urheberschaft von immerhin vier Politischen Romanen beansprucht.<sup>290</sup>

Der Erzähler schildert sodann seine Ankunft in Piacenza, wo er im Gasthof „zur güldenen Lauß“ einkehrt, dessen Wirt zugleich Schneider ist [A 7r].<sup>291</sup> In der Wirtstube halten sich Mitarbeiter des Schneiders und ein arbeitssuchender Schneidergesell auf [A 7v].<sup>292</sup> Letzterer erzählt von seiner Reise und erwähnt einige „dem Handwerck angebohrne Practiquen“, womit die Praxis gemeint ist, sich durch die Veruntreuung von Stoffen und Bändern zu bereichern [A 9r]. Ein Mitarbeiter des Wirtes berichtet, dass dieser „der allerberühmteste Alla-

<sup>288</sup> „[...] eilete deßwegen nicht so fort / sondern hielte mich iezuweilen an einen Ort oder Stadt etwas länger auf als in der andern / zumahl da ich marckte / wo gute Observationes, und etwas sonderliches notables zu sehen und anzumercken were.“ *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [A 5v].

<sup>289</sup> Handlungsort ist Italien, doch hat der Ort keine Bedeutung für die Handlung. – Der Umstand, dass der Erzähler anders eingeführt und charakterisiert wird als in der Beer'schen Satire, entspricht der spezifischen Darstellungskonvention der Politischen Romane. Bei *Clausen* ist der Erzähler ein wohlhabender Student; die vom Vater finanzierte Bildungsreise ermöglicht seine Beobachtungen. In der *Bestia Civitatis* konzipiert Beer seine Erzählerfigur zwar ebenfalls homodiegetisch und intradiegetisch, situiert sie aber in einem pikarischen und biblischen Kontext: Es handelt sich um einen Schneiderjungen auf Wanderschaft, der nach Ninive gehen will, um das sündige Leben verabscheuen zu lernen.

<sup>290</sup> Es werden vier Romane aniziert, zwei stammen von Johannes Riemer: *Der politische Maul-Affe* (1679) und *Die Politische Colica* (1680), sodann auch *Das politische Hofmädgen* (1685) und *Das politische Kleppelmädgen* (1688), letzteres ein Titel, der verschollen scheint. Es ist schwer, Kriterien für die Auswahl der Titel zu benennen: Möglicherweise gelten die beiden frühen Titel für die gewählte Gattung als einschlägig, die beiden späteren für das gewählte Thema.

<sup>291</sup> Vgl. Beer: *Bestia Civitatis* (1681), 1991, S. 107,14.

<sup>292</sup> Hier wird auf den Schneidergesellen übertragen, was bei Beer für den Erzähler gilt, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 107.

mode=Schneider“, außerdem ein angesehenener „Ober=Meister=Herr“ und überdies „hochbestallter und vester Stadt Fendrich“ sei [A 9r].<sup>293</sup> Als der Wirt hereinkommt, grüßt er die neuen Gäste „mit einer besonderen autoritärischen Mine“ [A 9v] und prüft die Fähigkeiten des Schneidergesellen: Er wird beauftragt, ein Stück blaue Seide zu einem angemessenen Preis zu kaufen.<sup>294</sup> Als der Schneidergeselle diesen Auftrag ausgeführt hat, erzählt er, „was er in Krahm bey seinen Einkauf neues gesehen und gehöret“ habe [A 11v]:<sup>295</sup> Ein betrunkenener Bauer habe einen Doppel-Dukaten wechseln wollen und sei vom Kaufmann gefragt worden, woher das schöne Geldstück stamme. Nach einigem Zögern habe der Bauer erzählt, dass er – vom Geflügelmarkt kommend – vor einem Haus uriniert habe. Er sei dabei von einer Frau beobachtet und heraufgerufen worden. Der Bauer wird zitiert: „[U]nd als ich hinauf kam / führete sie mich in eine schöne Kammer / und da ich ihren Willen vollbracht hatte / gab sie mir den Quarck“ [A 12v]. Er betont, er hätte noch mehr Geld bekommen können, wenn er länger geblieben wäre. Diese Angaben hätten dem Kaufmann gereicht, um sicher zu sein, dass der Bauer bei einer Frau namens *Belinde* gewesen sei, und der Kaufmann habe gesagt: „[D]as ist eben die Bestie / die der gantzen Stadt ein Spectacul ist.“ [A 12v] [Vorspann, Kap. I–IV, A 5r–A 12v]

Das Treiben der stadtbekanntenen Hure ist dann Thema des ersten größeren Romanabschnitts. Der Erzähler beschließt, einige Tage in der zentral gelegenen Herberge zu bleiben. Er schaut aus dem Fenster auf die Straße und den Markt, wobei ihm das gegenüberliegende Haus auffällt. Seine Fassade ist mit einem „Strohern Bienen=Korb / in welchen die Bienen aus= und einfliehen“ und der lateinischen Inschrift „Omnes capio“ verziert [B 1r].<sup>296</sup> Er sieht Männer unterschiedlichen Standes dort ein- und ausgehen, kann aber das Sinnbild nicht deuten, bis ihm die Wirtin erklärt, es handele sich um „das gröste Hurhauß in der gantzen Stadt“ [B 2r]. In dem Haus wohnten und hurten eine Factorin und deren Tochter,<sup>297</sup> bis „die Schienebeine knacken / diese Stunde hat sie diesen / eine andere Stunde einen andern / und ist ihr alles gleich“ [B 2v]. Die Wirtin erzählt von einem Hochzeitsfest, bei dem die Tochter vor ihr tanzte und über ihr bei Tische saß. Den Vorrang der jungen Frau empfindet die Wirtin als „Schimpf“ [B 3r].<sup>298</sup> Unterdessen kommt eine Magd herein, die einen Rock der Factorin bringt, der für ein Hochzeitsfest gebraucht wird und dringend geändert werden soll. Daraufhin erkundigt sich die Wirtin in freundlichem und fürsorglichen Ton nach der Factorin und deren Tochter *Clärgen*.<sup>299</sup> Sie er-

<sup>293</sup> Die satirische Darstellung des Schneidermeisters wird gegenüber Beer in signifikanter Weise gekürzt, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 107.

<sup>294</sup> Auch für die folgenden Passagen werden viele Formulierungen von Beer übernommen. Die Ereignisse beim Krämer, die bei *Clausen* vom Schneidergesellen erzählt, bei Beer aber vom Erzähler selbst erlebt werden, haben im *Narren-Seil* allerdings eine andere Funktion: Hier liegt der Versuch vor, etwas induktiv zu erzählen.

<sup>295</sup> Die Darstellung erscheint hier gegenüber Beer entschärft, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 111,22ff.

<sup>296</sup> Der Bienenkorb ist bei Beer nur eines der zahlreichen Sinnbilder, mit denen die Straßenfront des Hauses der *Bestia Civitatis* bedeckt ist, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 117,26.

<sup>297</sup> Als Factorin kauft und verkauft sie Waren in Kommission. Für *Clausen* spielt der Mann der Factorin keine Rolle, in der Erzählung bleibt unklar, ob er lebt – oder ob sie verwitwet ist. Bei Beer wird der Mann der sogenannten *Bestia Civitatis* beiläufig erwähnt.

<sup>298</sup> Diese Episode wird gegenüber Beer variiert, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 121,20ff.

<sup>299</sup> Der Eigenname der Jungfer wird zwar erwähnt, bleibt aber nebensächlich. Gegenüber Beer kürzt *Clausen* und wird hinsichtlich der Schwangerschaft nicht so deutlich. *Clausen* gestaltet das gesamte Gespräch stringenter, indem er den Hinweis der Magd, der Rock werde für eine Hochzeitsfest gebraucht, wiederaufgreift, um das geheuchelte Interesse der Schneiderin an der Tochter der Factorin zu motivieren. Die scheinbar naive Frage der Schneiderin, „Ist denn Jungfer Clärgen bald eine Braut“, wird von der Magd lakonisch repliziert: „Es hat sich wohl gebräutet / ist sie doch bißher immer sehr unpaß gewest.“ *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [B 4r].

Damit werden alle weiteren Fragen motiviert, es bleibt aber – und das macht das Gespräch interessanter – bis auf die abschließende Frage nach dem „Vater“ bei Andeutungen. So erläutert die Magd *Clärgens* Unpässlichkeit wie folgt: „Ach! [...] wer wil viel sagen / saget man viel / so hat man viel zu verantworten

fährt dabei, dass die Tochter schwanger sei und der Vater des werdenden Kindes ein Schuljunge sein soll. Die Unterhaltung beider Frauen ist durch weinendes Gestammel gekennzeichnet; sie wird zitiert. Kaum ist die Magd gegangen, freut sich die Wirtin darüber, „die Hure und ihre Mutter auch wieder auslachen“ zu können [B 5r]. Sie erzählt, sie sei selbst vor der Ehe schwanger geworden; ihr Mann habe sie heiraten und eine Strafe bezahlen müssen. Damals hätten sich die beiden erwähnten Nachbarinnen sehr gefreut und eine Spottschrift auf sie verfassen lassen, die sie bis heute sorgfältig aufhebe.<sup>300</sup> Der Erzähler liest das Pasquill, damit es „alle hören“ können, laut vor [B 6r–B 6v].<sup>301</sup> – Während die Wirtin das Abendessen vorbereitet, denkt der Erzähler über den „bißher gehaltenen Discours weiter und weiter nach“ [B 6v].<sup>302</sup> Ihn beschäftigt, dass sich die Factorin und ihre Tochter ins ewige Verderben stürzen; außerdem spekuliert er über die mutmaßlichen Väter des Kindes.<sup>303</sup> Es kommen so viele Männer in Frage, dass es „[z]um besten were [ ] / die Hure beköme ein wächsern Kind / so könnte alsdenn ieder Vater sein Theil davon nehmen“ [B 8r]. Die potentiellen Väter träten ihre Rechte sicher gern an „den guten ehrlichen Schüler“ ab, der „wohl Zeit seines Lebens an keine solche Verlassenschaft gedacht hat“ [B 8v].<sup>304</sup> Der innere Monolog des Erzählers wird vom Ruf zum gemeinsamen Abendessen unterbrochen.

Am nächsten Morgen betrachtet der Erzähler nachdenklich die „schönen Gemähde[ ] und Bilder[ ]“ in seinem Zimmer [B 9r].<sup>305</sup> Eines von ihnen zeigt

---

/ gestern Abend kocht die Mutter einen Tranck / der Teufel weiß nicht / was sie kochte / den muste die Jungfer ehe sie schlaffen gieng / laulich austrincken / darauf ist sie die gantze Nacht todtkranck gewesen. Wer wil viel sagen. Ach! sprach die Frau Schneiderin / was sagt ihr mir / nimmermehr wil ichs hoffen / eure Jungfer / und hiermit hub sie an zu weinen / und sprach gantz glucksend. A a a ach! Da da da daß ich === ein = so so solche Zeitung hören muß. E... es is[!] mir lei lei lei leid / für das gu gu gute arme Mägden. Ha ha ha hat sie denn auch ei ei einen Vater. Ey / sprach die Magd auch weinend / der Schü Schü Schüler solls gethan haben. Und in dieser Lamentation gienge die Magd mit ihrer Schürtzen die Augen trocknend die Stube ohne einigen Abschied aus / und hinweg.“ *Clausen: Narren-Seil.* 1689, [B 4v]. Es ist dies ist die einzige Stelle, an der *Clausen* sich an Beers onomapoetischer Gestaltung wörtlicher Rede orientiert und sie nachahmt, vgl. Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 121,33ff.

<sup>300</sup> Die Gestalt der Wirtin ist von *Clausen* eher einfältig und plump als abstoßend und böse dargestellt. Der Text des Pasquills stammt von *Clausen*, bei Beer wird nur erwähnt, dass es ein solches gegeben hat, vgl. Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 122. Während Beer das aktuelle Verhalten der Wirtin mit Zorn motiviert, ist die Gestalt bei *Clausen* komplexer: In einfältigem Stolz hat sie das Pasquill aufgehoben und lässt es den Erzähler lesen; damit erscheint die durch ein Pasquill erreichte Aufmerksamkeit auf eine absurde Art als öffentliches Ansehen.

<sup>301</sup> Es handelt sich hier wohl um eine nicht intendierte Metalepse: Der intradiegetische Erzähler macht die extradiegetischen Leser quasi zu Gästen der Gaststube, denen er das Pasquill nicht herumreicht, sondern laut vorliest. Die genaue Formulierung lautet: „Ich [...] bate sie [die Wirtin, A.W.] / ob sie mir nicht wolte ihr Pasquill zu lesen geben / sie war willig / und langete mir solches geschwind aus ihren Näheduld [!] hervor / und weil ich nicht zweiffle / der geneigte Leser verlange solches auch zu lesen / so will ich aller Vergnügen zu stillen / denn so es sonst einer nach den andern privatim lesen wolte / die Zeit ieden dürffte zu lang werden / ehe es an ihm köme / als wil ich / sage ich / fein laut und deutlich lesen / so könnens alle hören. Es lautete aber von Wort zu Wort also: [...]“; *Clausen: Narren-Seil.* 1689, [B 5v].

<sup>302</sup> Für die folgenden Überlegungen des Erzählers übernimmt *Clausen* von Beer Passagen aus der Rede des Zwerges, vgl. Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 123,44ff.

<sup>303</sup> Diese Überlegungen sind dem Gespräch zwischen Erzähler und Zwerg bei Beer entnommen, Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 116. *Clausen* überbietet hier Beer, der für seine grotesken Szenerien bekannt ist, und entfaltet dessen Lösungsvorschlag, das Neugeborene wie eine wächserne Puppe zu zerstückeln und seine Glieder auf die verschiedenen potentiellen Väter zu verteilen, noch detaillierter, *Clausen: Narren-Seil.* 1689, [B 8r]; vgl. dagegen Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 124. Mit Beers grotesken Szenen befasst sich die grundlegende Darstellung von Jörg Jochen Berns: *Die demontierte Dame.* 1988.

<sup>304</sup> Vgl. Beer: *Bestia Civitatis.* [1681] 1991, S. 124.

<sup>305</sup> Die Beschreibung des Gemäldes, das ein zeitgenössisches Flugblatt wiedergibt, und die Geschichte vom Maler hat *Clausen* hinzugefügt, *Clausen: Narren-Seil.* 1689, [B 9r]–[B 12 v].

„ein Seil [aufgespannt] / wie die Seiltänzer zu thun pflegen / auf welchen eine wohlgeputzte Jungfer stund / welche an einen Seil allerhand Manns=Personen / so wohl nach den Stand als Alter hinauf an sich zog / hinter sich aber in eine auf der Erde weit ausgespannete Narren=Kappe fielen“ [B 9v].

Zum Bild gehört ein kommentierendes Gedicht, worin der Frau, die mit ihrem Seil – sprich: ihren wechselnden Neigungen – viele Männer zu Narren gemacht hat, schließlich selbst die Narrenkappe erhält: Ihr Lohn ist nicht nur ein „[t]euffels=böser Mann“, sondern es ist überdies ein einfacher Bauernknecht [B 10r]. Bei Tisch entsteht eine Gespräch über die Gemälde und ihren Maler. Auch er war ein Geliebter von Jungfer *Clärgen* und wurde erst durch sie ruiniert, dann mit Schlägen vertrieben. Seine Schulden gegenüber dem Wirt hat er getilgt, indem er die Gästezimmer mit Gemälden ausstattete. Zentrales Thema der Bilder ist „der Jungfern Unbestand“ [B 11v]. Für die Bedeutung dieses Problems kann der Wirt zahlreiche Beispiele geben; *Clausens* Erzählung folgt der Logik eines Traktats, insofern das zentrale Argument – hier: die Unzuverlässigkeit von Frauen in Liebesbeziehungen – durch mehrere Beispiele exemplifiziert wird:<sup>306</sup> So lebe im Ort die Tochter eines Schusters, die sich aufführe wie die Tochter eines hochrangigen Hofbeamten. Als „sie noch Jungfer hieß“, habe sie so viele Geliebte gehabt, dass es zunging „wie bey den Soldaten / wenn sie auf der Schildwache stehen / und die Stunde schlägt: Abgelöst. Also lösete auch einer den andern ab.“ [B 12r] Sie habe ein Kind zur Welt gebracht und niemand habe der Vater sein wollen. Viele Männer hätten allerdings einer Vaterschaftsklage vorbeugen wollen und ihr Geld gegeben. Wegen ihres Geldes habe sie dann „ein elender Bärenhäuter“ geheiratet; zusammen hätten sie einen Gasthof gepachtet [B 12v]. [Kap. V–X, A 12v–B 12v]

An dem Tischgespräch beteiligt sich auch ein neuer Gast namens *Lysander* mit einer Geschichte:<sup>307</sup> Er erzählt von einer Schneiderstochter in Racona, die zwei Geliebte gleichzeitig gehabt habe: Der eine, ein Kaufmannsdiener, habe mehr Geld gehabt, aber lieber sei ihr eigentlich der andere, ein Student, gewesen.<sup>308</sup> Beide Männer habe sie so lange gegeneinander ausgespielt, bis deren gegenseitiger Hass zu einem Mord geführt habe. Eines Nachts habe der Student den Kaufdiener, der eben von der Schneiderstochter gekommen sei, erstochen.<sup>309</sup> Niemand wisse, wohin der Student geflohen sei, aber es sei sicher um sein „Glück und Wohlfahrt geschehen“ [C 2v]. – Auf einem gemeinsamen Spaziergang setzen *Lysander* und der Erzähler ihren „Discours“ über das Thema, wie „solche Bestien [...] junges Blut nicht nur verführen / sondern auch umb ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt bringen“, fort [C 3r]. *Lysander* erinnert sich eines passenden Sinnbildes, auf dem ein Adler dem Mond entgegenfliegt, während er die Sonne hinter sich lässt.<sup>310</sup> Wie der Adler verhielten sich die, die den Huren folgten und dabei den sonnigen Tag scheuten:

<sup>306</sup> Das folgende Exempel wurde von *Clausen* amplifiziert, das kasuistische Erzählverfahren entspricht durchaus den Vorgaben Weises im *Bericht*.

<sup>307</sup> Die Figur des *Lysander* wird von *Clausen* neu eingeführt und übernimmt im weiteren Verlauf zahlreiche der moralischen Kommentare, die bei Beer von dem Zwerg ausgesprochen werden. Bei der unmittelbar folgenden Geschichte handelt es sich indes um eine eigenständige Amplifikation *Clausens*. Der Name *Lysander* wird bereits von *Michael Kautzsch* im Roman *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder* (1685) genutzt, vgl. dazu C. III. 6.

<sup>308</sup> Das Motiv der miteinander um die Liebe eines Mädchens konkurrierenden jungen Männer, von denen der eine gebildet und geliebt, der andere aber wegen seines Geldes bevorzugt wird, findet sich häufig in den Politischen Romanen, beispielsweise auch im *Politischen Hof-Mädgen*, *Castimonius: Hof-Mädgen*, 1685, S. 188.

<sup>309</sup> *Lysander* kommentiert: „Die Judicia die damahls in der Stadt von diesen unverhofften gefährlichen Fall fielen / waren unterschiedlich / giengen aber alle dahin / daß solche Arbeit dergleichen Lohn nach sich zöhe.“ *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [C 2r]. In den Politischen Romanen wird wiederholt auf auktoriale Kommentare verzichtet, stattdessen wird auf die öffentliche Meinung referiert.

<sup>310</sup> Dieses Emblem gehört bei Beer zum äußeren Hausschmuck des Bordells, dessen lateinische Inschriften der Zwerg erläutert. Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 114,19f.

„Mancher soll seinen obliegenden Geschäften nachgehen / und thun und ver-  
richten / was ihm zu thun obliegt und gebühret / ieder nach seinen Stand und  
Ampt; Aber solche verführerische Syrenen locken ihn von den rechten Weg ab“ [C  
3v].<sup>311</sup>

Dem Erzähler fällt zu diesem Sinnbild auch ein passendes Erlebnis ein:<sup>312</sup> Er habe eine Wirtstochter gekannt, die ihren mittellos gewordenen Geliebten eines Nachts einfach in eine Kiste gelockt habe, als ein „neuer und reicher Galan angekommen“ sei. Dieser habe seinen Dienern befohlen, die Kiste die Treppe herunterzuwerfen und sie dann auf der Straße stehen lassen. Dort hätten die Nachtwächter sie gefunden und in Verwahrung genommen, doch auf dem Weg sei dem jungen Mann, „sich der Obrigkeitlichen Strafe befürchtend“, die Flucht gelungen [C 4v]. Anstatt aus „eigenen Schaden klug [ge]worden [zu] seyn“, habe er seiner treulosen Geliebten ein wehmütiges Lied geschrieben. Das Lied wird zitiert [C 5r–C 7v]. *Lysander* und der Erzähler kommentieren: „[S]o wil er sich ie tieffer und tieffer wissentlich in das Elend stürzten“ [C 8r]. Der Erzähler berichtet weiter, die Schneiderstochter habe auch ihren nächsten Buhler hinausgeworfen, als dieser mittellos geworden sei – und so fort. Sie sei später, „da das Handwerck nicht mehr gehen wolte“, im Lazarett an einer ungenannt bleibenden Krankheit gestorben [C 8v]. Als die beiden Herren von ihrem Spaziergang zurückkehren, ruft ihnen die Wirtin schon entgegen, die Tochter der Factorin habe einen Sohn geboren.<sup>313</sup> Der Schüler müsse „wieder seinen Willen Vater und Liebster zugleich seyn“, obwohl er „sich mit einem Eyde zu purgiren anboten / so ist ihm doch solches von der Obrigkeit abgeschlagen worden“ [C 9r].<sup>314</sup> Diese Geburt erregt in der Stadt großes Aufsehen, das *Lysander* mit der allgemeinen Erregung vergleicht, wie sie Kometenerscheinungen verursachen:<sup>315</sup> Während eheliche Kinder kaum beachtet würden, lebten sogenannte „Jungfer=Kindergen [...] in grosser Pracht und Reputation“ [C 10r]. Ihre Mütter versuchten sich damit zu rechtfertigen, dass sie „nicht alleine“ seien und es viele gebe, die so handelten wie sie [C 10v].<sup>316</sup> In der folgenden Nacht entsteht größere Unruhe: Die Factorin hat ihre Nachbarinnen um Hilfe gerufen, weil sie „ein jählinger Zufall überfallen hätte“ [C 11r]. Am nächsten Morgen erfahren der Erzähler und *Lysander*, dass die vierzigjährige Frau ebenfalls ein Kind geboren hat. *Lysander* kommentiert bissig: „[D]as Haus ist fruchtbar / Mutter und Tochter dienten gut vor den Frantzosen / sie könten ihn sein Reich helfen vermeh-

<sup>311</sup> Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 114,30ff.

<sup>312</sup> Bei diesem Exempel handelt es sich um eine Amplifikation *Clausens*.

<sup>313</sup> Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 129,10.

<sup>314</sup> Die Bemerkung bleibt bei *Clausen* unklar, insofern keine Gründe für den abschlägigen Bescheid der städtischen Obrigkeit genannt werden; bei Beer lautet die entsprechende Passage: Der Praeceptor „erbot sich gleich Anfangs dieser Auflage [dieser Beschuldigung] sich mit einem Eyd zu purgiren / weilen aber etliche dahinter stacken / welchen durch dieses Mittel die Larve möchte abgenommen werden / verhinderte man dieses Vorgeben / unter dem Schein / als wäre der Student unter weillen nicht wohl bey Sinnen / dannenhero wäre mit Narren absonderlich in einer so hochwichtigen Sache nichts ernstliches vorzunehmen / noch das Juramentum in diesem Puncto zu admittiren.“ Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 129,18.

<sup>315</sup> Vorher war *Lysander* vom Erzähler über das Geschehen aufgeklärt worden. *Lysander* kommentiert die vermeintliche Vaterschaft des Schülers ironisch: „Sic vos non vobis, indicatis [!] aves. Hunc ego filiolum feri [!], tulit alter honores.“ (So baut ihr nicht für euch selbst das Nest, ihr Vögel. Dieses Söhnlein habe ich gemacht, ein anderer trägt die Ehre davon.) *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [C 9v]. Die Druckfehler lassen vermuten, dass der des Lateins unkundige Setzer die handschriftliche Vorlage schwer entziffern konnte. Das erste Sprichwort lautet korrekt „Sic vos non vobis nidificatis“ und stammt von Donatus, *Vita Vergili* 17; das zweite Sprichwort ist eine Paraphrase auf Vergils „Hos ego versiculos feci, tulit alter honores.“ Vergil: *Anthologia Latina* 257. [Digitale Bibliothek Band 27: Lexikon lateinischer Zitate, S. 10630, 3853 (c) Directmedia] Beer variiert stärker: „Hunc ego filiolum feci tulit alter amorem.“ Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 124, 21.

<sup>316</sup> Für den gesamten Abschnitt vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 124,33ff.

ren“ [C 11r].<sup>317</sup> Wenig später erreicht sie dann aber „die erschreckliche Zeitung“ [C 11v], dass sich beide Mütter mit ihren Säuglingen umgebracht hätten. Von zahlreichen Schaulustigen begleitet, werden ihre Leichen ohne jede Zeremonie auf den Schindanger geschleift und liegen gelassen [C 12r].<sup>318</sup> Viele Schmähschriften erscheinen nach ihrem Tod. Ein Pasquill wurde auf dem Schindanger an einen Pfahl geschlagen und ist „von vielen 1000. Menschen gelesen und abgeschrieben / und hier und dadurch die Welt geschicket worden“ [D 3r]; es wird zitiert: Die makabre Nachrede versteht sich als Warnung an „[a]lle Liebhaber des Frauenvolcks“ [D 2v].<sup>319</sup> Der Erzähler, dem

„dieses erschreckliche Exempel sehr zu Hertzen gienge / seufftze [!] über das plötzliche Verderben dieser beyden Personen / und bejammerte zugleich das schändliche Leben / so vieler Menschen / so billich bei diesen Exempel in sich selbst gehen / und ihr zukünftiges Heil beobachten solten“ [D 3r].<sup>320</sup>

*Lysander* stimmt ihm in diesem Wunsch zu, weist aber darauf hin, dass die „thörichte Liebe“ die Menschen unvernünftig mache: So sei es zu erklären, dass Verliebte „mit den unvernünftigen wilden Vieh in den Tag hinein“ lebten [D 3v]. In aller Banalität werden hier die Sorge um das Seelenheil und um einen geregelten Alltag miteinander kontaminiert.

Um auf andere Gedanken zu kommen, schlägt *Lysander* vor, noch eine ähnliche, aber „possierliche Begebenheit“ aus dieser Stadt zu erzählen [D 3v]. Diese Erweiterung der Beer'schen Vorlage relativiert das moralische Pathos der Geschichte – und entspricht wie die vorangegangenen Digressionen dem traktatähnlichen Charakter der Politischen Romane: So habe hier vor wenigen Jahren eine Jungfer gelebt, unter deren zahlreichen Liebhabern auch ein schöner junger Schäfer gewesen sei.<sup>321</sup> Dieser habe ihrer Liebe misstraut, aber ein siebenstrophiges Lied verfasst [D 4r – D 6r], um von dem Mädchen erhört zu werden. *Lysander* zitiert das Lied. Der Schäfer habe kein Gehör bei der Jungfer gefunden, doch einige Zeit später,

„da sie vermeinte / andere gnug betrogen zu haben / [hat sie] sich selbst über die massen betrogen befunden / da sie einen ungeschickten / albern / und tölpischen

<sup>317</sup> Hier nimmt *Clausen* gegenüber Beer deutliche Änderungen vor; diese folgen deutlich der Absicht, dessen drastische Darstellung zu mildern. Der pikarischen Perspektive entsprechend, werden bei Beer Erzähler und Zwerg zu heimlichen Zeugen und hören im Weinberg von einer bevorstehenden Geburt der Factorin. Daraufhin verkleiden sie sich als Frauen und geben vor, der in den Wehen liegenden Frau helfen zu wollen. Tatsächlich entkleiden sie sie, verprügeln sie – und zünden das Haus, in dem sie sich aufhält, an. Ihre Hoffnung, dass die Factorin darin verbrennt, erfüllt sich nicht. Vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 131ff.

<sup>318</sup> Beer schildert die Todesumstände detaillierter, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 135.

<sup>319</sup> Hier übernimmt *Clausen* ausgiebig die Formulierungen einer Schmähschrift, die bei Beer der Zwerg auf die *Bestia Civitatis* verfasst. Neben Verschreibungen, Lese- und Druckfehlern ist besonders auf den variierenden Schluss hinzuweisen, den *Clausen* dazu nutzt, die „Liebhaber des Frauenvolcks“ anzusprechen. *Clausen* geht über den konkreten Fall hinaus und appelliert an die Männer als vernunftbegabte Wesen: „Kommet her / Alle Liebhaber des Frauenvolcks / Genisset voritzo auch der Lust / Die Ihr euch vormahls so süsse vorgebildet / Was gilts / Ihr werdet die Nase rümpffen / und Euch schämen / Daß ihr als Vernünftige Gantz ohne Vernunft gelebet / und als Kluge und Verständige / Eure Thorheit iederman sehen lassen. Gehet aber nicht zu nahe hinzu / [...]“, *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [D 2v]. Beer bleibt dagegen beim konkreten Fall – und wendet sich an die ehemaligen Liebhaber dieser beiden Frauen. Anders als der Politische Roman rekurriert Beer in seiner Weibersatire stärker auf die allegorische Tradition der *Frau Welt*; vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 137,9f.

<sup>320</sup> Hier liegt eine nahezu wörtliche Übernahme vor, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 137,25f.

<sup>321</sup> *Clausen* greift hier verschiedene Motive des titelgebenden Flugblattes auf, sowohl aus dem Bild selbst als auch aus dem begleitenden Kommentar, so etwa die Rede vom „Tauben=Hauß“ [D 3v], die Geldgier der Jungfer, die schlechte Heirat, den prügelnden Ehemann.

Esel heurathete / der ihr in einer Stunde mehr Schläge / als des Tages satt zu fressen gabe“ [D 6r].<sup>322</sup>

Mit der Bemerkung, nun wisse er, wohin „dergleichen schändliches Leben“ [D 6v] führe, unterbricht der Erzähler hier seinen Gefährten *Lysander*. Dieser bestätigt ihn und betont abschließend, es seien „noch schärfere Ruthen übrig“, falls „sowohl Manns= als Frauens=Persohnen das was vorher geschrieben“ nicht als Warnung oder Mahnung verstehen wollten [D 7r]. Damit wendet er sich an die Leserinnen und Leser, denen durch die dargebotenen Geschichten „das düstere Augen=Fell abgezogen und ihre Augen aufgethan werden / dass sie lernen erkennen was gut oder böse ist / und also ihre Seele und Gewissen rein behalten können / bis an ihr ENDE“.<sup>323</sup> Mit dieser als Wunsch getarnten Drohung endet das Buch. [Kap. XI–XVII, B 12v–D 7v]

---

<sup>322</sup> Offenbar bestanden beim Druck des Romans *Der Politischen Jungfern Narren-Seil* Schwierigkeiten, die vorgegebene Bogenzahl auszufüllen, denn auf den letzten vier Seiten vergrößert sich der Schriftgrad um das Doppelte, *Clausen: Narren-Seil*. 1689, [D 6r] – [D 7v].

<sup>323</sup> Dieser Schluss entnimmt der langen abschließenden Predigt des Beer'schen Erzählers lediglich die Intention, den Leuten „das düstere Augen=Fell“ abziehen zu wollen, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 138,40. Beers Erzähler, der sich vier Tage in Ninive aufgehalten hat, kehrt nach Jerusalem zurück und wendet sich abschließend an die lasterhaften Einwohner Ninives. Er spricht ungeachtet seiner „geringfügigen Person“ mit prophetischem Pathos und stellt den Bericht einer weiteren „ninitischen Begebenheit“ in Aussicht, vgl. Beer: *Bestia Civitatis*. [1681] 1991, S. 138,37, S. 139,4. – *Lysander* spricht dagegen das Romanpublikum an und bezieht sich in einer – vermutlich nicht intendierten – Metalepse, auf die von ihm und dem Erzähler erlebten und erzählten Geschichten als Text.



## II. Liebes- und Lebensgeschichten

Die zweite Gruppe fasst fünf Romane zusammen, deren Rahmenerzählung entweder gleich auf das ganze misslingende Leben (*Mause-Falle*, *Hof-Mädgen*, *Böser Mann*) oder doch die Liebe als lebenswichtiges Thema (*Colica*, *Hasen-Kopff*) abhebt.

Thema der beiden zuletzt genannten Politischen Romane ist die beständige Liebe, die Täuschungen und Prüfungen widersteht. Hier sind die Protagonisten schon klug, bevor die Handlung begonnen hat, wobei Riemers Roman *Die Politische Colica* die Kompetenzen des jungen Arztes *Eurilus*, der drei Simulanten durchschaut und ihnen schließlich aus ihren *politischen* Krankheiten herauszuhelfen vermag, parallel zu dem von diesen Kompetenzen kaum tangierten Liebesgeschehen darstellt, während sich die politischen Tugenden des jungen Grafen *Fortunios* im *Politischen Hasen-Kopff* ausschließlich in seinem Verhalten gegenüber der geliebten Herzogin realisieren.

Drei der Romane sind ausdrücklich als Lebensgeschichten konzipiert; in allen Fällen gilt die Biographie als exemplarisch für verwerfliche Ausprägungen eines vermeintlich politischen Verhaltens (*Der böse Mann*, *Die Politische Mause-Falle*, *Das Politische Hof-Mädgen*). Indes enden zwei der Lebensgeschichten bereits, als ihre Protagonisten noch jung sind: Nach der Bekehrung des *Politischen Hof-Mädgens* und ihrer anschließenden Heirat verläuft das weitere Leben „in aller Vergnüglichkeit“, wie der letzte Satz des Romans behauptet. Dagegen bricht die als Biographie zweier Studenten angelegte Erzählung *Die Politische Mause-Falle* mitten im Studium von *Virtuano*, einem der beiden Protagonisten, ab. Zu diesem Zeitpunkt hat sich sein Kommilitone, der schlimme *Pamphilo* bereits „in alle Welt“<sup>256</sup> verloren. Nur der *Böse Mann* beginnt mit der Kindheit und endet mit dem – allerdings durch eine Hinrichtung herbeigeführten – Tode seines Protagonisten.

### 1. Johannes Riemer: *Die Politische Colica* (1680)

Zum Titelkupfer:

Das Bild (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:667728G>, 29.03.12) versteht *Politische Colica* als vermessenes Streben, sei es nach politischer Herrschaft, sei es nach einer Frau. Dabei werden verschiedene ikonographische Traditionen kontaminiert. Das emblematische Vokabular dieses Bildes steht in deutlichem Kontrast zu Riemers als Schmähschrift verdächtigten *Maul-Affen*. Das Titelkupfer wird nicht näher erläutert.

Das ausklappbare Titelkupfer zeigt im Vordergrund einen Fluss, hinter dem sich ein steiler Felsen erhebt, an dem ein stattlicher Baum wächst. In der Krone des Baumes ist eine Banderole mit

---

<sup>256</sup> *Germanicus. Mause-Falle*. 1683, [J iiii].

dem Obertitel *Politische Colica* zu sehen. Der Fluss verliert sich im hügeligen Hintergrund der rechten Bildhälfte. Über dem Felsen hängt eine Krone an einer Kette aus den Wolken. Möglicherweise soll die himmlische Macht dem irdischen Streben, für das der Soldat und die Qualen des Tantalus stünden, gegenübergestellt werden.<sup>257</sup>

Auf dem Bild sind vier Menschen, drei davon Männer, zu sehen: Der Soldat, der Badende und der nach Herrschaft strebende verkörpern verschiedene Facetten *Politischer Colica*. Die Motti beziehen sich auf alle drei: Auf dem Felsen läuft ein gut gekleideter Mann auf die Krone zu; den rechten Arm hat er bereits nach ihr ausgestreckt. Auf dem Felsen steht: „Stuc fale appetunt“ (Dorthin, zu dieser Höhe, streben sie.) Im Felsen befindet sich ein Verlies, hinter dessen Gitter eine Frau steht. Vom anderen Flussufer aus streckt ihr ein gepanzerter und mit Helm und Speer bewaffneter Mann den rechten Arm entgegen. Die rechte Bildhälfte zeigt einen nackten Mann, der bis zum Gesäß im Wasser steht. Er streckt die Arme dem über ihm wachsenden Baum entgegen. Über seinen ausgestreckten Armen sind die Worte „Nemini datur“ (Niemandem ist es gegeben.) zu lesen. Mit diesem Motiv wird auf die Ikonographie des Tantalus zurückgegriffen,<sup>258</sup> der nach der Überlieferung weder das Wasser um ihn herum noch die Früchte über ihm erreichen kann.

Zum Handlungsverlauf:

*Eurilus*, der Sohn des Arztes *Sozon*, ist von Anfang an „klug“ (S. 178), später auch „gerecht“ – und gottesfürchtig; dementsprechend fehlt das Motiv für eine größere Bildungsreise; stattdessen gibt es häufige Besuche bei politischen Patienten.<sup>259</sup>

Das Grundgerüst der Erzählung bilden die Besuche bei drei eingebildeten Kranken namens *Indianus*, *Labilis* und *Lisalanda*, denen aus streng medizinischer Sicht nicht geholfen werden kann.<sup>260</sup> Daran lagern sich verschiedene Episoden an, die den Geiz von *Belinde*, der Mutter *Eurilus*'s thematisieren, von Gespenstern han-

<sup>257</sup> Vgl. das Emblem Nr. 7: *Non magna Relinquam* in den *Emblemas Morales* von Sebastián de Covarrubias Orozco zur Nichtigkeit irdischer Macht; wiedergegeben bei Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1996, Sp. 1039.

<sup>258</sup> Vgl. die Darstellung in den *Emblemata* von Andreas Alciatus (1550), S. 92; wiedergegeben bei Schöne / Henkel: *Emblemata*. 1967, Sp. 1655.

<sup>259</sup> Ausgehend von der These, Christian Weise habe im *Bericht* auf die Ankündigung Riemers reagiert, einen Roman unter dem Titel *Die Politische Colica* publizieren zu wollen, nutzt Krause Weises Dispositionsentwurf zum *Politischen Quacksalber*, um die Struktur des Riemer'schen Romans zu analysieren. Trotz teilweise problematischer Interpretationsthese (individualethischen Dimension der Handlung, S. 339) gehen aus seiner Darstellung die Themen (Verschwendung, Ehrsucht, verbotene Liebe und Geiz) sowie die wesentlichen Handlungsphasen des Romans hervor; ich fasse mich daher im Folgenden kurz. Vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 328–343.

<sup>260</sup> Das Romangeschehen entfaltet und variiert eine Bemerkung, die in Weises *Drey Haupt-Verderbern* der in Deutschland verbreiteten Ehrsucht gilt: „Hat es auch einer so weit gebracht/ daß er zu einem öffentlichen Amte gezogen wird/ da er sein vergnügtes Außkommen hätte/ steckt ihm doch der Machiavellus im Kopffe/ du must grösser werden. Das heist so viel/ du kanst hier zwar geruhig leben aber du must was anders / suchen und begehren/ daß du ja etwas hast / das dir in der Nacht den Schlaf verstört / und am Tage alle Lust verderbt. Und daß du GOTT mit Recht verwerffen kanst/ Er habe dich nicht genug versorget. In Warheit/ es kan die Colica solch Gerümpel in den Gedärmen nicht machen; als wenn einer einen Hoffrath / einen Superintendenten, Bürgermeister/ oder sonst einen Amptmann im Leibe hat. Denn der Außgang ist bißweilen zu enge/ und muß also die Mißgeburdt gleichsam im Mutterleibe verderben und umbkommen/ man gedencke/ mit was vor schmerzten.“ Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 33,15–28 [Weise: *Haupt=Verderber*. 1673, S. 53].

deln, Lügengeschichten wiedergeben und Erfahrungen mit weiteren Patienten. Hierher gehört auch die Liebe zwischen *Eurilus* und *Violante*, der Tochter eines spanischen Kriegsrates. Die junge Frau wird zeitweise von heftigen Zuckungen des ganzen Körpers befallen, weil sie von einem verschmähten Liebhaber italienischer Herkunft verzaubert worden ist; diese Verzauberung, die die Figur zuweilen in eine gewisse Trance versetzt, ermöglicht auch die Darstellung erotischer Momente.

Wie in vielen Politischen Romanen vermag der Protagonist am Ende der Erzählung in die Generationenfolge einzutreten, was auf motivischer Ebene durch einen eigenständigen Umgang mit dem Erbe seiner Eltern, durch einen Stellenantritt und/oder eine Heirat signalisiert wird. *Eurilus'* erreicht seine Heirat mit *Violante* allerdings nicht unmittelbar aufgrund eigenen Handelns, sondern eher aufgrund eines mit dem Tode seiner geldgierigen Mutter Belinde, die ihren Sohn in eine reiche Pfarrerfamilie einheiraten lassen wollte, wegfallenden Hindernisses; nun kann Eurilus heiraten, ohne seinen kindlichen Gehorsam zu brechen – und mit seinem Erbe auch anderen, die an politischen Krankheiten leiden, direkt oder indirekt helfen. Damit ist das gerechte, gläubige und geduldige Verhalten des Protagonisten erfolgreich. Im Epilog wird das Geschehen äußerst knapp mit dem programmatischen Titel identifiziert; außerdem wird der Kreis der an der Politischen Colica erkrankten Patienten mit über den Text hinausweisendem Gestus auf Menschen ausgedehnt, die sich nur in ganz besonderen Fällen auf ihr Gewissen berufen: Entweder wollen sie sich an ihren Mitmenschen rächen oder es dient ihrem eigenen Nutzen. Verbunden mit dem Rekurs auf die Vorrede lassen sich diese Bemerkungen als Hinweis auf Feinde verstehen, die sich Riemer mit der Publikation seines *Politischen Maul-Affen* geschaffen hatte.

## 2. *Giovani Gverjero: Der Böse Mann (1682)*

Zum Titelkupfer:

Das Titelkupfer veranschaulicht, dass ein einfältiger und eigennütziger Mann für die verantwortungsvolle Aufgabe, sein Vaterland zu schützen, ungeeignet ist (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:248790F>, 29.03.12).

Oben schwebt mittig eine Banderole mit dem Kurztitel *Der böse Mann*. Vorne rechts steht ein gerüsteter, mit Speiß und Schwert bewaffneter Mann auf einem Weg, der von einer Schranke versperrt ist und ins Bild hineinführt. Den Hintergrund bildet eine hügelige Landschaft, in einiger Entfernung liegt ein Schloss. Hinter der Schranke sitzt ein sehr großer Hase, den Kopf leicht zu Boden geneigt. Dahinter ist eine Barrikade aus spitzen Stöcken platziert.

Der paarreimig gestalteten Erklärung zufolge zeigt das Bild den „böse[n] Mann“, der nicht fähig ist, das Land effektiv zu verteidigen. Es werden persönliche Eigenschaften, typische Verhaltensweisen und staatsgefährdende Handlungen eines bösen Mannes, der doch dem Staat dienen soll, aufgezählt. Das Titelkupfer veranschaulicht seine fehlgehende Wachsamkeit: Er hält einen ungefährlichen Hasen in Schach, vermag aber die wirklichen Staatsfeinde nicht zu erkennen. Sein Verhalten wird an dieser Stelle sowohl mit Bosheit als auch mit Dummheit erklärt; anders als die Titelformulierung behauptet und die Erzählung dann entfaltet. Die Aufmerksamkeit des bösen Mannes gilt seinen eigenen Interessen; dies macht ihn unfähig, die Interessen des Staates wahrzunehmen:

„Hier steht der böse Mann in Helm mit Schild und Waffen. Und hat mit Niemand mehr / als mit sich selbst zu schaffen. [...] Die Mäuse fängt er auf: und läst die Ochsen lauffen. / Die Mücken hütet er. Und läst mit großen Hauffen / Die Auerhäne weg. Drum richtet er alhier Dem Hasen einen Schlag. Das gantz furchtsame Tier / Soll nicht darüber weg zu seiner Rettung springen. / Hingegen lasset er den Feind durch Länder dringen / die seiner Tapferkeit der König anvertraut. Wohl dem / der Schlösser so nicht in die Lüffte baut.“<sup>261</sup>

Der letzte Vers ist an den Herrscher gerichtet, dessen Herrschaft keine solide Grundlage hat, sobald er wichtige staatliche Aufgaben einem solchen Mann anvertraut. Mit dem riesigen Hasen, der auf ungeeignete Weise gefangen gehalten wird, knüpft das Bild an die Ikonographie der sogenannten Haserei, einer geläufigen Darstellung verschiedener Laster und Torheiten, und die der Hasenjagdsatire an.<sup>262</sup> Dieser *Verstand des Kupfers*<sup>263</sup> betont die politischen Dimensionen des Geschehens, während die Erzählung selbst in der Tradition der Teufelbücher des 16. Jahrhunderts eher versucht, das böse Verhalten eines Helfers der Herrschaft durch das Wirken des Teufels zu erklären.<sup>264</sup> Offenbar wurde mit dieser Illustration – die in der Gestalt des Kriegers auch auf das Pseudonym *Giovani Gverjero* (= guerriero, also Hans Krieger)<sup>265</sup> alludiert, versucht, den Text in die Nähe Politischer Romane zu rücken und ihm einen werbewirksamen paratextuellen Rahmen zu verleihen, seine transzendente Erzählperspektive unterscheidet ihn indes derart von den Politischen Romanen, dass er als Gegenentwurf gelesen werden muss.

Zum Handlungsverlauf:

Es handelt sich hier, wie Hirsch richtig festhält, um die Lebensbeschreibung und das „Charakterbild eines Bösewichts, Betrügers, Goldmachers und Mörders, der einen Pakt mit dem Teufel schließt und vor seiner Hinrichtung Buße tut“.<sup>266</sup> Der Roman *Der Böse Mann* will ein abschreckendes Exempel bieten; dazu wird jedoch keine satirische sondern eine furchterregende Darstellungsperspektive gewählt: Die Erzählung soll Grauen erregen. Sie entfaltet das Porträt eines teuflischen Menschen und schildert dessen schauerliche Verbrechen, die schließlich mit Gottes Hilfe von klugen und frommen Menschen aufgeklärt werden. Der Roman ist

<sup>261</sup> *Gverjero: Der böse Mann*. 1682, [A iij r].

<sup>262</sup> Vgl. den Kommentar von Kuechen zum Flugblatt IE 135: *Sich lieber sich Wie Jagen sie Mich* (1589), das eine Hasenjagd zeigt, bei Harms (Hrsg.): *Flugblätter*. Band I. 1. 1985, S. 118f.

<sup>263</sup> *Gverjero: Der böse Mann*. 1682, [A ij v].

<sup>264</sup> Vgl. Bebermeyer: *Teufelliteratur*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Band 4, 1984, S. 382ff.

<sup>265</sup> Die Verfasserfrage ist ungeklärt, vgl. dazu B. II. 3. i).

<sup>266</sup> Hirsch: *Bürgertum*. 1957, S. 73.

– darin den Politischen Romanen ähnlich – einem bestimmten Thema, hier: der politischen Heuchelei gewidmet; doch die erzählerische Grundhaltung steht in einer anderen Tradition: Es ist kein Zufall, dass der Autor in der Vorrede unter anderen gelehrten Belegen auch Martin Luther anführt, denn die Erzählung steht in der Tradition der Teufelsbücher des 16. Jahrhunderts, insofern darin böses Verhalten durch das Wirken des Teufels, der als Werkzeug Gottes verstanden wird, erklärt wird.<sup>267</sup> Dabei haben Ziel (Verhaltenslehren für die politische Sphäre zu vermitteln) und Thema des Autors (die Heuchelei eines Mannes mit zeitweise großem politischem Einfluss) deutlich politische Implikationen; beispielsweise wird erkennbar, wie Insinuationen und Intrigen zur Herrschernähe führen.<sup>268</sup> Allen vorliegenden Politischen Romanen widersprechen aber das argumentative Prinzip<sup>269</sup> (nach dem alle gesellschaftlichen Missstände auf ein bestimmtes Fehlverhalten bzw. große Sünden zurückgeführt werden)<sup>270</sup> sowie der Handlungsverlauf dieser Geschichte diametral.<sup>271</sup> Die Figuren werden als Werkzeuge vorgestellt, durch die sich der göttliche Wille verwirklicht.<sup>272</sup>

Unter dem Titel „Gelegenheit zum Bösen Manne“ werden *inventio* und *dispositio* der Erzählung vorgestellt und erläutert: Die Wahrheit sei unter den Menschen allgemein, aber insbesondere bei Hofe verhasst. Gegenseitige Freundlichkeit bezwecke eigentlich, den König nicht durch Streit zu verdrießen. Dieses grundsätz-

<sup>267</sup> Vgl. Bebermeyer: *Teuffelliteratur*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Band 4. 1984, S. 382ff.

<sup>268</sup> In die Erzählung sind Momente eingegangen, wie sie in der zeitgenössischen Sage vom Herzog von Luxemburg tradiert werden. Zur Sage und ihrer Verbreitung als „Volksbuch“ um 1680 in Deutschland vgl. Kippenberg: *Sage*. [1901] 1970, besonders S. 141–236. Unter der falschen Voraussetzung, dass Riemer der Verfasser des *Bösen Mannes* sei, nennt Bracker einige aus dem Pakt mit dem Teufel entstandenen Fähigkeiten *Solidors*, die dieser mit dem „Duc. d. L.“ gemeinsam habe. Auf den damit apostrophierten Herzog von Luxemburg verweist Riemer selbst in seiner Vorrede zum *Stock-Fisch*. Vgl. Bracker: *Johann Riemers satirische Romane*. 1975, S. 156f.; klarstellend dazu Krause: *Mutmaßungen*. 1977, S. 164.

<sup>269</sup> Vgl. die Vorrede und das abschließende Gedicht.

<sup>270</sup> Vgl. die Auseinandersetzung in der Vorrede, ob Geiz oder Verleumdung das größere Laster sei.

<sup>271</sup> Vgl. Bachorski: *Teuffelbücher*. In: *Literaturlexikon. Begriffe, Realien, Methoden*. 1993. Band 14, S. 420–422.

<sup>272</sup> Vgl. die Episode, in der der böse Mann *Solidor* den Apotheker *Theodorus* heimsucht und alle Bemühungen, den Teufel zu vertreiben, umsonst zu sein scheinen: „Die Obrigkeit ließ nichts ermangeln / was zur Inquisition und genauer Erkundigung solcher Teuffeley gehörig. In der Kirchen war in allen Betstunden dawieder gebeten. Der geplagte Mann selbst zu Hause / hielt seine Andacht mit denen Seinigen / alle Tage drey mahl / welche zur Abwendung des Ubels gerichtet war. Alleine er ward in seiner Furcht verspottet ausgelacht / recht nach der Art / wie es der Satan zu machen pfliget. Hier war nichts zu thun / als Gottes Verhängnis geduldig stille zu halten / und der Zeit zu erwarten / in welcher Gott den Teuffel wiederum gefangen nehmen werde.“ Nach einer Weile gelingt es einigen Freunden, dem Apotheker zu helfen. Die erfolgreiche Überlistung *Solidors* wird folgendermaßen angekündigt: „Gleich wie nun unser Gott schon die Zeit weiß / wenn er helfen / und / der Versuchung ihre Grentzen setzen soll / also ließ er auch bey seinem wohlgeplagten Theodor die Sonne seiner Gnaden wieder scheinen: Jedoch nicht unmittelbarer weise.“ *Gverjero: Der Böse Mann*. 1682, S. 207f., 221.

lich angemessene und konstruktive Verhalten sei jedoch vor allem am Hof zur schlechten, destruktiven Gewohnheit geworden: Aus Schmeichelei entstehe Verleumdung (vgl. S. 4). Damit gingen allmählich jegliche – nicht nur persönliche, sondern auch gesellschaftliche – Maßstäbe für Wahres und Falsches, für gerechtfertigte und ungerechtfertigte Kritik verloren (S. 10f.). Sowohl auf staatlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene werde Verleumdung unzureichend sanktioniert, weil sie weder mit dem Tod noch durch öffentliche Verachtung bestraft werde. Allgemein seien die Beziehungen unter den Menschen korrumpiert, sogar ihre Freundschaften würden von egoistischen Interessen statt von Tugend und Ehrenhaftigkeit bestimmt (S. 16f.). Diese kulturkritische Diagnose wird mit einigen gelehrten Zitaten von Cicero, Lipsius und Aristoteles bekräftigt. Doch gelehrte Autoren würden in einer Zeit, in der Menschen nicht um ihrer Tugenden willen, sondern aufgrund ihrer Privilegien geschätzt würden, verachtet. Es habe für die gesamte Gesellschaft verheerende Folgen, dass das Gebot Gottes (S. 8) missachtet werde. Um die zahlreichen Verleumder zu verunsichern, um vor ihnen zu warnen und sie identifizierbarer zu machen, will der Autor nun „das Muster eines bösen Mannes“ vorführen (S. 19). Ihm geht es vor allem um den sozialen Schaden, den ein böser Mensch anrichten kann:

„Was der Geistlichkeit hierunter zukomme / überlasse ich derselben Straff=Amte?  
 [!] Was aber die Lehre von denen Sitten in Politischen Leben und Wandel mit sich bringe / solches will ich nach dem Priesterthum der wahren Welt=Weißheit / an Tag legen / der ungescheuten Zuversicht / daß ich mir vor keiner Censur entsetzen werde: / dieweil ich in diesen Werckgen nichts als den Ruhm Gotes [!] / und dann auch den Wolstand meines Nechsten zum Ziel gesuchet“ (S. 19f.).

Wie von Weise im *Bericht* vorgegeben, konzentriert sich der Autor auf die Vermittlung moralischer Lehren. Sein Text soll als Werk der Nächstenliebe verstanden werden, doch dient es zunächst dem Ruhm Gottes. Der Autor betont, er habe niemanden persönlich treffen wollen. Er sei im Gegenteil der Meinung, „daß Schmeicheley und Verleumbdung worunter sonderlich die Pasquille begriffen / alles Wolwesen einer Republicque zerritten“, aus diesem Grund wolle er „mit einer Philosophischen Billigkeit die Sache antreten und betrachten“ (S. 23). Man sieht, wie hier Argumente und Anliegen mit der Exposition der Geschichte verknüpft werden; es handelt sich offensichtlich um ein Pamphlet gegen Pasquillenschreiber.

Die Erzählung soll sich in drei Teile gliedern, in denen der Ursprung, die Taten und die Bestrafung des bösen Mannes erzählt werden. Diese Absicht wird indes nur für die ersten beiden Teile durchgeführt.<sup>273</sup>

„Woher der böse Mann entsprungen“, wird dann trotz dieser Ankündigung nicht genau gesagt (S. 23f.). Einige naheliegende Möglichkeiten werden dagegen verneint: *Solidor*, so der sprechende Name des bösen Mannes, ist sorgfältig erzogen worden. Der Vater *Fumanto* habe als Student zwar „gehurt“ und „gesoffen“, doch könne die Bosheit seines Sohnes mit solchen Jugendsünden nicht erklärt werden. *Solidor* fehle „ein innerlicher Trieb“, so dass die sorgfältige Erziehung erfolglos geblieben sei (S. 24). Seine Eltern und Geschwister sterben an der Pest; er bleibt alleinstehend, „denn so hatte er mehr Gelegenheit sein böses Handwerck besser zu treiben“ (S. 26). Weil er ehrgeizig ist, zieht es ihn nach Hofe:

„Und war seine meistes Absehen / wie er sich an einem berühmten Hoff machen und daselbst umb ein Stücke Geld einen solchen Dienst erwerben wolte / wodurch er sein grosses Vermögen / welches in blossen baren Gelde bestund / erweitern / oder aber zum wenigsten in beständigen Ehren leben könnte.“ (S. 28)

Ausschließlich von eigennützigen Motiven getrieben, reist *Solidor* an den Hof von Mantua: Dort leiht er zunächst dem Herzog, der sich im Krieg mit dem Papst befindet, 12000 Taler. Er schmeichelt sich bei den Hofangehörigen ein und macht Vorschläge, dem Hof Finanzen zu verschaffen. *Solidor* profitiert von den Einnahmen, aber seine Finanzbeschaffungsmaßnahmen ruinieren Land und Leute für viele Jahre (S. 35). Bald kann *Solidor* aufgrund weitreichender Befugnisse ohne Wissen des Fürsten hohe Steuern erheben; das eingenommene Geld schafft er außer Landes (S. 36f.). Erfolgreich diffamiert er die gepressten Bürger und Bauern, die den Herzog bei öffentlichen Auftritten um Hilfe anflehen (S. 43).

Der zweite Teil setzt fort, „[a]uff was Art und Weise der böse Mann sein böses Wesen ausgeführt“ (S. 44). Als „barmherzige Diener und gelehrte Leute“ einen Brief aufsetzen und planen, den Herzog darin über den ruinösen Zustand seines Landes zu informieren, wird *Solidor* davon durch einen Spion informiert. Er fälscht daraufhin die Handschrift des Kanzlers und verfasst einen konspirativen Text, der suggeriert, besagter Kanzler, der Hofmeister und der Oberste Rat planten gemeinsam, „ein Stücke des Fürstenthums dem Groß Hertzoge von Savena in die Hände zu spielen“ (S. 49). Von dieser vermeintlichen Verschwörung unterrichtet *Solidor* den Herzog mitten in der Nacht; die angeblichen Verräter werden gefangengenommen. *Solidor* will Zeit gewinnen und spielt nun ein doppeltes Spiel. Das Verhör des Kanzlers wird zitiert, um die „Kunst des Teuffels zu beschämen“ und *Solidors* „Falschheit“ zu verdeutlichen (S. 55–58). Als *Solidor* das Land verlässt, werden seine Machenschaften bekannt. Nur mit Mühe kann der Herzog seine treuen Staatsdiener wieder „in ihre vorige Ehre“ setzen, indem er versucht, „der Welt genugsam bekandt zu machen / daß ihre Beschimpfung aus *Solidors* Verleumdung entsprungen“ (S. 63f.). Mit Hilfe des erwähnten Kanzlers, Hofmeisters und des Obersten Rates wird begonnen, den ruinierten Staat zu sanieren. – *Solidor* lebt unterdessen in Carvera, wo er mit Geld wuchert. Eines Tages bietet ihm der dortige Großherzog an, in seine Dienste zu treten. *Solidor* konvertiert zum Katholizismus und orientiert sein ganzes Verhalten an seinem neuen Herrn (S. 70). Seine politischen Kenntnisse sind nur vage, aber diesen Mangel überspielt er mit Schlagfertigkeit und all-

<sup>273</sup> Der I. Teil, der vom „Ursprunge / oder wodurch ein Mensch zu solchen Lastern veranlasset werde“, handeln soll, umfasst die Seiten 23–43. Teil II berichtet von „der Übung auff was Art und mit was vor Mitteln der böse Mann sein böses Leben außgeführt“ und beginnt Seite 44. Um den „Lohn / welchen der Gerechtigkeit schützende Gott dem bösen Manne gewiedmet“ hat – was als Thema des III. Teils angekündigt wird – geht es etwa ab Seite 335, ohne dass dieser Abschnitt der Erzählung eigens gekennzeichnet wäre.

gemeinen Phrasen (S. 73f.).<sup>274</sup> *Solidor* wird zum Vertrauten des Herzogs; er gehört auch zum obersten Gericht, schließlich scheut selbst der Herzog „diesen Hoff=Tyrrannen“ (S. 80).

Als *Solidor* „das Gebot des Allmächtigen vorsetzlich aus den Augen“ setzt und weder an Gott noch an seine Mitmenschen denkt (S. 80f.), entzieht Gott ihm seinen Schutz. *Solidor* wird daraufhin sofort vom Teufel verführt – und wegen eines schweren, mysteriösen Verbrechens in den Turm gesperrt (S. 82). Die Tat bleibt ungenannt, es sollen wohl homosexuelle Praktiken assoziiert werden: *Solidors* Handeln wird als Sünde charakterisiert, „welche ein Christe ohne Ergebnis nicht nachsagen kann“ und die das ganze Land verabscheut (S. 82).<sup>275</sup> Am Abend vor seiner Hinrichtung gelingt es *Solidor* durch die Hilfe von *Milana*, der naiven Tochter des Kochs, zu fliehen. *Milana* wird aus der Stadt verwiesen, sobald die Flucht bekannt geworden ist (S. 89).

*Solidor* sucht nun nach neuen betrügerischen Möglichkeiten, zu mehr Geld zu kommen. Zunächst lässt er sich zeigen, wie man Falschgeld herstellt, verwirft dieses Vorhaben aber, als er die öffentliche Verbrennung eines Falschmünzers erlebt (S. 90). Daraufhin plant *Solidor*, Gold zu machen; er findet ein sehr reiches gräfliches Ehepaar, das ihn finanziert. Mit goldhaltigem Geld demonstriert *Solidor* ihnen seine vermeintlichen Künste, Gold zu machen. Als er kein goldhaltiges Geld mehr zum Einschmelzen hat, flieht er. Vor seiner Flucht entfernt er „die gülden Gallonen“ von den gräflichen Staatskleidern (S. 100), doch dieser Diebstahl bleibt zunächst unbemerkt. *Solidor* wird auf seiner Flucht gefangengenommen und zum Tode verurteilt: Das Urteil und *Solidors* Verteidigung werden zitiert (S. 102). Als es ihm in seiner Zelle mittels der gestohlenen Borten erneut gelingt, Gold zu machen, wird er am gräflichen Hofe rehabilitiert. Wieder versucht er, das reiche Ehepaar hinzuhalten. Bei einem Besuch der Frankfurter Messe betrügt *Solidor* einen jüdischen Juwelier um kostbaren Schmuck (S. 118–123). Wegen des ruinösen Verlustes bringen der Jude und dessen Frau sich um, zurück bleiben fünf Waisen. In Frankfurt begegnet er seiner Helferin *Milana*, die zur Bettlerin geworden ist. Weder sie noch die bettelnden jüdischen Waisenkinder erhalten eine Gabe von *Solidor*; seine Undankbarkeit wird hervorgehoben. Beim nächsten Versuch des Goldmachens entsteht lediglich ein Pfund Gold aus einem Zentner Blei; das gräfliche Ehepaar reagiert misstrauisch. Erst jetzt wird der Diebstahl der goldhaltigen Gallonen entdeckt, verdächtigt wird der Kammerdiener *Corno*. Dann werden die gesuchten Borten unter *Solidors* Matratze gefunden, aber dieser behauptet, verleumdet worden zu sein. Über die Motive des Diebstahls wird weiter gerätselt. *Solidor* wird aus guten Grün-

<sup>274</sup> An dieser Stelle findet sich erstaunlicherweise eine differenzierte Einschätzung Niccolò Machiavellis: Der Sprecher vereint in sich persönliche Lebenserfahrung, wahrhafte Gottesfurcht und politische Kompetenz und kritisiert *Solidor*, der sich bei Tisch abfällig über Machiavellis Staatslehren geäußert hat:

„Er [*Solidor*, A.W.] hatte einst gehöret, daß der Machiavellus, von einem andern / so diesen haubt klugen und gelehrten Mann vielleicht niemals gelesen / verworfen und verdammet worden: Dannehero gebrauchte sich Solidor eines Vorwitzes / und allegirte anderer Leute Judicia, als wenn es das Seinige wäre. Also versprach Solidor den Machiavellum über die Maße; und übergab ihm gar der Hölle. Theobald, ein alter gottfürchtiger Rath / corrigierte Ihn gar höfflich und sagte: man solte niemand verdammen; Dieser Staatskluge Florentiner habe zwar an unterschiedlichen Orten seiner Schrifften / etwas harte wieder die Unterthanen eines Regenten geredet; alleine nirgends es also böse gemeinet / wie etzliche auff mancherley Art es ausgeleget. Ja dieses sey wohl war / daß er Rationem status eines Regenten / der Unterthanen Wolfarth vorgezogen; aber daß er salutem publicam & communem verstanden / könne ihm nicht beygemessen werden. Item daß er felicitatem personale Principis verstanden / und nicht felicitatem Principis, ut sic, sei Ihm auch nicht zu beweisen. Dem Solidor waren diese Distinctiones Bömische Dörffer. Denn an Ihm war ein kluger Schreiber verdorben. Das Einmal Eins war ihm geläufftiger / als die Regulae Politicae, und derhalben war dieses alles zu hoch vor seinen Verstand.“ *Gverjero: Der Böse Mann*. 1682, S. 73. Hier wird auf der Unterscheidung zwischen dem persönlichen Glück und dem Gemeinwohl insistiert. Das Glück des Herrschers (nicht: sein persönliches Glück) wird an das Gemeinwohl (nicht: an das persönliche Glück seiner Untertanen) gebunden; damit wird zugleich der Spielraum persönlicher Willkür limitiert. Die Passage kann als Beleg dafür verstanden werden, dass dieser Roman eine jüngere Generation von „Helfern der Herrschaft“ (Wolfgang Weber) kritisiert, denen oberflächliches Wissen, unangemessene Urteilsfreudigkeit und moralische Prinzipienlosigkeit vorgeworfen wird.

<sup>275</sup> Verstanden als sündhaftes Abweichen von gottgewollten Verhaltensnormen wird gleichgeschlechtliche Sexualität bzw. Homosexualität bis in die Frühe Neuzeit als „stumme Sünde“ bzw. „unaussprechliche stumme Sünde“ bezeichnet. Vgl. Hergemöller: *Die „unsprechliche stumme Sünde“*. 1987.

den vom Medicus verdächtigt, aber es gelingt ihm, den Arzt gegen dessen Willen Gold schmelzen zu lassen. Dann entdeckt der Arzt jedoch, dass das ihm untergeschobene Pulver aus Ziegeln und Gold besteht. *Solidor* ist überführt, und nach und nach werden seine Verbrechen alle bekannt. Der Graf verurteilt ihn zum Tode, doch *Solidor* erreicht im Gespräch mit ihm eine Begnadigung: „Denn er / Solidor / rühmete sich einer Kunst / die er auch in der That erweise / daß kein Mensch ihm ungeneigt seyn konte / deßen Hand er nur angerühret“ (S. 161). Ihm werden lediglich die Ohren abgeschnitten, und er wird des Landes verwiesen (S. 162).

In der Türkei trifft *Solidor* den reichen Schlossherrn *Turbetto*, dem er sich als Schatzgräber vorstellt. *Solidor* behauptet, in dem halbverfallenen Schloss *Turbettos* sei ein Schatz zu finden; an den Ort dürfe jedoch keine Frau gelangen, sonst müsse der entweihte Ort mit ihrem Blut wieder gereinigt werden. Um das ganze Unternehmen zu verzögern, schickt *Solidor* die arglose Magd *Milana* zur Schatzgrabung.<sup>276</sup> Dann stiftet er *Turbetto* zum Mord durch Gift an. Dieser gelingt beim zweiten Versuch, aber an dem präparierten Getränk vergiftet sich die gesamte Familie *Turbettos*. *Turbetto* wird wahnsinnig und stirbt.

*Solidor* geht nun nach Umbrien, wo er vom Teufel für ein Jahr die Möglichkeit erhält, sich unsichtbar machen zu können (S. 186f.). Mittels dieser Fähigkeit quält und ruiniert *Solidor* einen Apotheker namens *Theodor*, von dem er sich in seiner Ehre gekränkt sieht: Auf einer Hochzeit hatte sich *Theodor* den ihm zustehenden Vortanz nicht durch *Solidor* nehmen lassen. *Solidor* verlässt zum Schein die Stadt, um unsichtbar in *Theodors* Haus und seine Apotheke zurückzukehren und dem frommen Mann das Leben zur Hölle zu machen. Alle Anstrengungen, den Teufel zu entdecken und zu vertreiben, seien es die *Theodors*, seiner Gemeinde oder die entsprechenden Versuche der Obrigkeit, scheinen umsonst (S. 208). Schließlich beschließt Gott, „die Sonne seiner Gnaden wieder scheinen [zu lassen]: Jedoch nicht unmittelbarer Weise“, sondern vermittelt durch die Hilfe eines jungen Mannes namens *Pamphilo* (S. 221). *Pamphilo* ist ein guter Freund von *Theodor* und hat beobachtet, dass der unsichtbare Plagegeist nicht in verschlossene Räume eindringen und nicht aus ihnen entweichen kann. Er entwickelt einen Plan, wie der Geist mit Hilfe weiterer Freunde zu überwältigen sei. Der Plan gelingt, und der unsichtbare *Solidor* wird gefasst. Ein Priester wird geholt, er befragt *Solidor* und lässt alle Anwesenden das Glaubensbekenntnis sprechen: Beim Vers „Wer an ihn gläubet / der wird nicht gerichtet“ wird *Solidor* wieder sichtbar (S. 237); er wird ins Gefängnis gebracht und verurteilt, mit glühenden Zangen und durch Feuer zu Tode zu kommen. Nun erscheint *Malignus*, „ein verfluchter Advocat“, der *Solidor* anbietet, für 50.000 Taler seine Flucht zu organisieren. Er rät ihm, sich rasend zu stellen, und sorgt dafür, dass *Solidor* in ein weniger bewachtes Kloster verlegt wird (S. 263). Dieses Kloster erstürmt *Malignus* mit Hilfe eines Söldners und dessen dreißig Soldaten; sie befreien *Solidor*. Dieser wird beim Bruder *Malignus* versteckt, einem bösen Geistlichen namens *Impius Logola*, doch alle drei Männer misstrauen einander. *Solidor* flieht weiter, doch *Malignus* holt ihn ein, er folgt ihm nun „wie Mephistofiles dem Fausto“ (S. 280).

*Solidor* erreicht wieder sein Vaterland Niverna und sucht seinen alten, ehrlichen Vetter *Cuneus*: Er braucht Geld, doch *Cuneus* will ihn erst prüfen, er will erst seine Ohren sehen. Um sich zu rächen, zündet *Solidor* das Haus seines Veters an. Daraufhin zieht er in das große Haus einer „unschuldige[n] Priester=Wittbe“ ein (S. 288); dort erschlägt er einen reichen Juwelier, um den seinen Lohn fordernden *Malignus* mit geraubten Schmuckstücken zufrieden stellen zu können. Der Teufel gibt sich als Geist des ermordeten Juweliers aus und erscheint *Solidor*. Er verpflichtet ihn dazu, ein Jahr lang täglich Schmähschriften auf den König und den Bischof im Namen des frömmsten Mannes der Stadt zu verfassen. *Solidor* erfüllt diese Forderungen sofort:

„Er setzte sich hin / und vergriff sich an der Majestät / welche das nächste auff Erden nach GOTT ist: Denn diesen hatte er schon mit schändlichen Thaten genug verachtet / und aus denen Augen gesetzt: und schrieb ein Pasquill wieder den König / und wieder den Bischoff zugleich / deßen Worte ich Politischer Röte halben / nicht wiederholen mag“ (S. 309).

<sup>276</sup> Die Figur hat nicht nur die gleiche Funktion, sondern trägt auch den gleichen Namen wie die Tochter des Kochs, die *Solidor* zur Flucht aus dem herzoglichen Gefängnis zu Carvera verhalf. Beide weiblichen Figuren repräsentieren Arglosigkeit und Naivität. Vgl. *Gverjero: Der Böse Mann*. 1682, S. 89.

In der ganzen Stadt verbreitet er über hundert Exemplare dieser Schmähschrift und bringt vorzüglich einen „Gottfürchtige[n] alte[n] Bediente[n] / aus der Königlichen Cantzeley“ in Verdacht (S. 310), das Pasquill verfasst zu haben. Der alte Staatsdiener wird verhaftet, doch die Lästereien dauern an. Derweil gilt *Solidor* als ehrlicher Gast bei Hofe. Drei Tage vor Ablauf der Jahresfrist beobachtet eine Magd namens *Schaloppa* zufällig, dass *Solidor* einen Brief fallen lässt. Sie zeigt ihn einige Tage später einem Knecht, der im Ratskeller arbeitet. Er identifiziert das Schreiben als Pasquill und zeigt den Vorfall der Obrigkeit an. *Solidor* wird gefangengenommen und verhört, er leugnet und droht den „Commissarien“ (S. 327). Schließlich wird zufällig in einem geheimen Fach von *Solidors* Schreibtisch die Schablone entdeckt, mit der das auf einer runden Pappe geschriebene Pasquill angefertigt wurde. *Solidor* wird mit den Beweisstücken konfrontiert und gesteht knapp; dann verfällt er in Schweigen (S. 335).

An dieser Stelle der Erzählung ist mit dem Geständnis *Solidors* wohl der dritte Teil anzusetzen, der vom Lohn des gerechten Gottes handeln soll: Es dauert eine Weile, bis es gelingt, *Solidor* den Teufel auszutreiben, obwohl es Gelehrte, Philosophen und Priester versuchen. Das schafft erst ein „unansehnlicher armer Land=Priester“ namens *Theodor* (S. 343). Auch diese Figur erfüllt vor allem die Funktion, den *bösen Mann* mit einem unbeirrbaren Gottglauben zu konfrontieren. Darin gleicht sie dem Apotheker, mit dem sie auch den Namen *Theodor* teilt.

Die Rechtsgelehrten beschäftigen sich nun damit, *Solidors* Verbrechen zu bewerten, aber ihre Auseinandersetzungen erscheinen überflüssig; der König beendet den gelehrten Streit, indem er den bußfertigen *Solidor* mit dem Schwert hinrichten und verbrennen lässt. Seine rechte Hand wird an eine Säule genagelt, deren lateinische Inschrift zitiert wird (S. 348). Der Erzähler betont, *Solidor* habe besonders bereut,

„daß er Pasquille gemacht; am meisten aber / daß er des Königes alten redlichen Diener damit schuldig gemacht / und in Verdacht gebracht; Inmassen er ausdrücklich [!] sagke [!] / daß sein Gewissen mehr dadurch gepeiniget worden / wann er dem Nechsten die Ehre abgeschnitten und verleumbdet / als wann er einen Menschen gar umbs Leben gebracht“ (S. 349f.).

*Solidor* habe „das Glück des Schechers“ erreicht – und damit erscheint seine Geschichte abgeschlossen („ausser welchen Exempel die gantze Histori keins mehr weiß“).<sup>277</sup> Aus „dieser guten theils wahren Histori“, so der Erzähler, solle sich der Leser „das Morale“ selber machen (S. 350). Er wird ermahnt, „auff Gottes Wegen“ zu bleiben, insbesondere sollte keiner ein ehrliches christliches Gemüt beschuldigen, ein Pasquill verfasst zu haben. In einem abschließenden Bittgedicht wird Gott um Hilfe gegen das Treiben der Spötter und Verleumder gebeten. Der Roman endet mit der Beschwörung, dass „Schrift und Sacrament“ ewig rein bleiben mögen. Von der fundamentalen Verpflichtung auf das göttliche Wort wird auch das gute Regiment abhängig gemacht:

„Hilff wann Verleumbdung uns mit Gift und List bekriegt. Laß aller Hertzen stets an deinem Worte hangen. In Glaubens Einigkeit / dich Gottheit / zu umbfangen. [...] Gieb glücklich Regiment; Dein Wort zum Unterpfande / Mit heller Reinigkeit in gantzen Vaterlande“ (S. 352)

<sup>277</sup> Die Rede vom „Glück des Schächers“ oder von des „Schächers Kreuzgnade“ (*Gverjero: Der Böse Mann*. 1682, S. 309) rekurriert auf die biblische Kreuzigungsgeschichte: Einer der beiden Verbrechern, die mit Jesus gekreuzigt werden, bereut seine Taten aufrichtig; diesem prophezeit Jesus, er werde noch am selben Tag im Paradies weilen, vgl. Lukas 23,33ff.

### 3. *Veritanus Germanicus: Die Politische Mause-Falle* (1683)

Zum Titelpuffer:

Im Bild wird mittels Katze, Maus und Mausefalle die Bedrohung von Männern durch Frauen, die ihnen listenreich nachstellen, versinnbildlicht (das Titelpuffer befindet sich im unpaginierten Anhang dieser Arbeit).

Das Titelpuffer zeigt einen kahlen Innenraum; in der Mitte der Wand sind vier Bogenfenster aus Butzenscheiben zu sehen. Darüber eine Banderole mit dem Obertitel *Die politische Mause=falle*. Der Fußboden ist in schwarze und weiße Rechtecke gerastert, leicht perspektivisch gegeben. Auf ihm lagern links eine Katze, mittig eine Maus, rechts steht eine Mausefalle mit verlockend riechendem Käse, durch eine Duftwolke angedeutet. Über der Maus ist eine Banderole mit den Worten „Nullibi tutus“ zu sehen. Die linke Pfote der Katze liegt auf dem Schwanz der Maus, in der Banderole über der Katze steht: „aut Rapitur“. Über der Mausefalle dann die Banderole „aut Capitur“. Im Hintergrund entfernt sich eine weitere Maus. Das Schicksal der Maus ist es also, nirgendwo sicher zu sein, entweder gepackt, geraubt – und gefressen – oder gefangen zu werden.

Der Bildtitel wird nicht erläutert; indes lässt sich die Darstellung von Katze und Maus für Zeitgenossen leicht auf das Geschlechterverhältnis beziehen.<sup>278</sup> Beispielsweise liegt mit den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts eine obszöne Metaphorik vor, auf die hier zurückgegriffen werden kann: Eine sexuell aktive Frau gilt dort als eine, die gut beim *Mäusefangen*<sup>279</sup> ist. Sie erscheint als Katze, die mit den Mäusen zu spielen scheint, die sie doch fangen und fressen will. Auch die Mausefalle hat hier ihren Ort: In zeitgenössischen Emblemen veranschaulicht sie den Freiheitsverlust, der durch weibliche Verführung verursacht wird.<sup>280</sup>

Das Bildmotiv lässt sich auf mehrere Episoden des vorliegenden Romans beziehen, doch gilt es wohl besonders den Nachstellungen der Bürgerstochter *Philande*. Das Objekt ihrer Begierde ist der Student *Virtuano*, der entführt, gefangengesetzt und zur Heirat gezwungen wird. Diese Episode wird auch innerhalb der Erzählung ausdrücklich als *Politische Mause-Falle* bezeichnet.<sup>281</sup> Möglicherweise zeigt der Kupferstich zwei Phasen dieser Episode; dann würde auch die im Hintergrund weglaufernde Maus auf *Virtuano* verweisen, der schließlich doch der ihm gestellten Falle entfliehen kann.

Zum Handlungsverlauf:

Es handelt sich um eine Abenteuergeschichte, die studentische Liebesaffären schildert. Der Roman wird von einem homodiegetischen, aber wohl extradiegetischen Erzähler präsentiert; nicht nur die gegensätzlichen Protagonisten *Pamphilo* und *Virtuano*, sondern grundsätzlich alle Figuren tragen sprechende Namen. Die Erzählung verspottet das Verhalten bildungsferner Schichten, die ihr

<sup>278</sup> Die Digitalisierung dieses Titels ist von der HAB Wolfenbüttel geplant, Auskunft von Christoph Bove-land vom 29.06.2012. Beispielsweise stellt auch die Illustration zum Kapitel über den Ehebruch in Brants *Narrenschiff* eine Analogie zwischen dem Verhältnis der Geschlechter und dem zwischen Katze und Mäusen her. Brant: *Narrenschiff*. 31986, S. 81. Weitere Beispiele unter dem Stw. *Katze* bei Röhrich: *Lexikon*. Band 3. 1991, S. 817–827, hier S. 821.

<sup>279</sup> Bachorski bezieht sich an dieser Stelle konkret auf *Katzipori* von Michael Lindener, Nr. 59; vgl. Bachorski: *Diskurs*. 1996. S. 332.

<sup>280</sup> Vgl. das Emblem *Il mal mi preme, et mi spaventa il peggio* bei Daniel Heinsius: *Het Ambacht Van Cupido*. 1615, Nr. 44; außerdem das Emblem *Fit spolians spoliium* bei Jacob Cats: *Proteus*. 1627, 12,1. Nach Henkel / Schöne: *Emblemata*. 1996, S. 591f.

<sup>281</sup> *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [K 2r].

Prestige dadurch erhöhen wollen, dass sie sich mit den (unverstandenen) Insignien der Gelehrsamkeit schmücken. Nach ersten Liebeleien nehmen *Pamphilo*, verwöhnter Sohn eines reichen Kaufmannes, und sein Vetter *Virtuano*<sup>282</sup> gemeinsam ihr Studium auf; diese neue Lebensphase motiviert einen Ortswechsel. Zunächst als Lebensgeschichte *Pamphilos* angelegt, schildert der Roman de facto einen Sommer aus *Virtuanos* Studienzeit.<sup>283</sup> Wie die meisten Politischen Romane thematisiert die *Mause-Falle* damit die Studien- und Reisejahre als Sozialisationsphase, zu der für junge Männer auch verschiedene, teilweise „toleriertere Kontakte in der illegitimen Welt des außerehelichen Geschlechtsverkehrs“<sup>284</sup> gehören: *Virtuanos* in Frankreich geschlossene Ehe bleibt eine bloße Episode, aus der er gereift hervorgeht und seine Studien fortsetzt. Als Zeichen seiner nunmehr erreichten moralischen Kompetenz lässt er sein Heimatzimmer mit Emblemen ausstatten.

Der reiche Kaufmann *Dirando* hat sechs Kinder, darunter einen einzigen Sohn namens *Pamphilo*, dem er „den ansehnlichen Titel eines qualificirten Politici“ verschaffen möchte [B i v], doch versteht der ehrgeizige Vater es nicht, den Sohn wirklich zu fördern. *Pamphilo* konnte kaum sprechen, da stellte der Vater schon einen „Pädagogus“ ein. Jetzt sucht er für den Vierzehnjährigen einen „extraordinarien Kerlen [...], welcher ihn ad Studia Academica capabel machen sollte“. Damit beauftragt er den Informator *Moriano*, der mit seinen Fähigkeiten prahlt, aber noch nicht einmal einfache Tischsitten beherrscht. *Morianos* Zimmer ist mit Emblemen und Inschriften ausgemalt worden, die alltäglichsten Gesten und Gegenständen gelten [B iv v]; diese Dekoration ist Ausdruck eines ausgeprägten, aber unverstandenen Bemühens um die Insignien der Bildung und Gelehrsamkeit im Haus des Kaufmanns.<sup>285</sup> Der Informator möchte aus *Pamphilo* einen neuen Cicero machen, doch der Junge interessiert sich vor allem für Mädchen. Diese will er mit Liebesbriefen und -gedichten beeindrucken können.<sup>286</sup> Zum Geburtstag „seiner Jungfer Muhmen“ verfasst *Pamphilo* mit Hilfe einer Gedichtsammlung Johann Rists, *Neuer Teutscher Par-*

<sup>282</sup> *Virtuanos* Herkunft wird nicht genauer bestimmt, und auch die Bekanntschaft der beiden jungen Männer wird nicht weiter motiviert: *Pamphilo* trifft *Virtuano* zufällig in einem Garten und freundet sich mit ihm an. *Virtuano* ist der Bruder einer „Jungfer Muhme“ namens *Pulchrande*, der *Pamphilo* verliebte Gedichte schickt; als Verwandter wird *Virtuano* später für einen Komplizen *Pamphilos* gehalten. Vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [C iv]. Die Bezeichnung „Jungfer Muhme“ ist zweideutig, insofern mit ihr nicht nur ein Verwandtschaftsverhältnis angesprochen wird, sondern sie unter Studenten auch „verhüllend für beischläferin“ gebraucht wird, vgl. den Art. *Muhme* in: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 12. Sp. 2646, 52. [Der digitale Grimm®].

<sup>283</sup> Hirsch verkürzt die Geschichte stark und gibt sie, gerade was die Figur des *Pamphilo* betrifft, in einigen Punkten falsch wieder. Die satirische Momente ignoriert er, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 75f.

<sup>284</sup> Stanneks Fallstudien zur höfischen Bildungsreise ergeben, dass sexuelle Kontakte der Söhne von deren Eltern so lange ignoriert wurden, wie sie den persönlichen Lebensweg des Sohnes nicht beeinflussten. Ihrer Darstellung zufolge gehörten Beziehungen zu Kurtisanen ebenso zur Männlichkeit wie der zivilisierende Umgang mit dem weiblichen Hochadel, vgl. Stannek: *Telemachs Brüder*. 2001, S. 241, S. 243.

<sup>285</sup> Diese lächerlichen Embleme werden gegen Ende der Erzählung von den drei mahnenden Darstellungen kontrastiert, die *Virtuano* aufgrund seiner leidvollen Erfahrungen mit *Philande* anfertigen lässt, vgl. *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [K im v].

<sup>286</sup> „Pamphilo wolte einen zierlichen deutschen Brieff schreiben lernen / er hatte Lust zur deutsche Poesi, weil er unterschiedliche Verse bey seiner Schwester gesehen und vermercket hatte / das sie die jenigen die Früchte ihrer Liberalität am meisten kosten ließe / welche ihre Gedancken in zierliche Reime und Brieffe verfassen konten“, *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [B vij v].

nass, sein erstes Gedicht. Die Köchin überbringt es und erläutert es im Sinne eines Heiratsantrages.<sup>287</sup> *Pulbrande*, wie das Mädchen heißt, bekommt zum ersten Mal Verse geschenkt und ist begeistert; sie antwortet mit einer Liebeserklärung. Der Bruder *Pulbrandes* entdeckt das Schreiben *Pamphilo* jedoch „und erbarmete sich über den guten Reimen=Schmied / daß ihn sein Herr Hoffmeister nicht besser informiret hätte“ [C iv v]. *Virtuano*, so der Name des Bruders, hat selbst ein spöttisches Gedicht auf seine ehemalige Geliebte *Charilis* verfasst, das ebenfalls zitiert wird. *Pamphilo* und *Virtuano* werden schnell „Hertzens=Freunde“ und wollen gemeinsam „eine berühmte Universität“ besuchen [C v v]. Der gemeinsame Studienbeginn motiviert den Aufbruch der Figuren, ein programmatischer Impuls fehlt allerdings. *Moriano*, der glücklose Informator, wird nicht wieder erwähnt. Seine Funktion übernimmt nun der um zwei Jahre ältere *Virtuano*, dessen soziale Herkunft unbestimmt bleibt. Beim Abschied küssen *Pamphilo* und *Pulbrande* einander lange; *Pamphilo* sitzt kaum in der Postkutsche, da verfasst er ein Lied auf diese Küsse, das zitiert wird.<sup>288</sup> [Kap. I–XI; B i r–C ix v]

Zunächst reisen die beiden Freunde in die Stadt Birango, wo *Pamphilo* allein durch die Straßen spaziert. In einem Fenster erblickt er eine Frau namens *Decipiene*, deren Haus er dann betritt: Hier wird ihm ein „Kuß / ja wohl ein Politisches Grieffgen“ nicht verwehrt [C x v]; er muss *Decipiene* versprechen, sie nach dem Abendessen wieder zu besuchen; als Pfand erbittet sie sich seine „Diamant-Rose“. *Pamphilo*s Situation wird hier vom Erzähler mit einer ähnlichen Episode aus dem Roman *Der politische Stockfisch* von Johannes Riemer verglichen:

„Und hier war der gute Kerl gefangen. Denn es wiederfuhr ihm fast eben das Unglücke / was *Stolbio* im Politischen Stockfische: nur / daß er nicht in den Keller gesperret / sondern durch einen lustigen Garten und schöne Wiesen zu einer Thür hinaus geführt wurde / welche er weder nach Tische / noch zur andern Zeit wieder zu sehen bekam“ [D i v].<sup>289</sup>

*Pamphilo* findet das Haus *Decipienes* nicht wieder. Am nächsten Morgen tadelt *Virtuano* das naive Verhalten *Pamphilo*s; während der Weiterreise regt der Verlust des kostbaren Schmuckstückes die Mitreisenden an, „von den klugen Betrügern in der Welt eine lange Zeit zu discouriren“ [D iij r]. [Kap. XII–XIII; C x v – D iij r]

Der Wirt, bei dem sie gegen Mittag einkehren, erzählt ihnen, wie er von einem Mann, der sich als gräflicher Kammerdiener ausgab, bei einem angeblich lukrativen Wechselgeschäft um viel Geld gebracht worden ist [D vv]. Um den Wirt zu trösten, erzählt einer der Gäste, wie seine Mutter um eine goldene Kette betrogen wurde. Anschließend identifiziert der homodiegetische Erzähler die betrügerische Energie, die in diesen Geschichten zum Ausdruck kommt, mit einer Haltung politischer Klugheit, die er verurteilt:

„So weit ist heute zu Tage die Politische Klugheit / oder (daß ich deutlicher rede) die verdammte Betrügerey und Schalckheit gestiegen / daß fast ein ieder aufrichtiger Mensch zum wenigsten etliche Haare im stiche laßen muß / wo er noch so glück-

<sup>287</sup> Johann Rist: *Neuer Teutscher Parnass*, Lüneburg 1652. Zum zeitgenössischen Gebrauch solcher Sammlungen und zu den unterschiedlichen Funktionen von *Loci Communes*, Schatzkammern und Florilegien vgl. van Ingen: *Strukturierte Intertextualität*. 1994.

<sup>288</sup> Hirsch fasst das Geschehen folgendermaßen zusammen: *Pamphilo* „wird sorgfältig erzogen; der Vater scheut nicht einmal die Kosten für einen eigenen Hofmeister. Eine Jugendliebe wird durch die Reise zur Universität jäh abgebrochen.“ Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 75.

<sup>289</sup> Angespült wird auf die Episode zwischen Solandes Diener *Stolbio* und *Furantine*, die *Stolbio* in der Kirche, während der Messe kennenlernt. Sie bestellt ihn zu sich, scheinbar aus Liebe, tatsächlich jedoch, um ihm seinen „Demant-Ring“ aus der Halskrause zu rauben. *Stolbio* wird unter einem Vorwand drei Tage ohne jegliche Nahrung im Keller versperrt, dann von ihr beraubt und aus einer Hintertür hinausgeworfen; damit er „nicht leichtlich das Hauß mercken und sich Revengiren könnte“, vgl. Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 404,24. – Die Verknüpfung von moralischer Verfehlung und mangelnder räumlicher Orientierung findet sich indes schon bei Titus Petronius Arbiter, in dessen Satire sich der Ich-Erzähler in der Stadt verirrt und ein „Mütterchen“ danach fragt, wo es wohnt, woraufhin er in ein Bordell geführt wird, Petronius Arbiter: *Satyrgeschichten*. 1992, S. 60/61.

lich ist / der betrüglischen Falle zu entwischen. Doch ich hätte mich bald zu sehr mit den Herren Reisenden in den Discurs vertiefft und das Anspannen dabey vergeßen“ [D vjv].<sup>290</sup>

Die Freunde reisen weiter und kehren abends in einem Ort namens Lupanco ein. Dort muss sich *Pamphilo*, dem übel geworden ist, aus dem Stubenfenster heraus übergeben. Das Erbrochene fällt auf einige Braten, die für ein Essen vorgesehen sind und von Mägden gerade vorbei getragen werden; das Geschehen veranlasst *Virtuano* zu einigen Versen. *Pamphilo* geht wieder allein aus und landet im (nicht erleuchteten) Zimmer einer Frau, wo er sich „seiner Bequemlichkeit“ gebraucht [D ix v]. Gegen Mitternacht verabschiedet er sich und nimmt zum Andenken ein Buch mit, das er für eine Liedersammlung hält. Daraus wird am nächsten Tag in der Kutsche der Reisegesellschaft vorgelesen; tatsächlich handelt es sich um einen Schreibkalender, aus dessen Notizen deutlich wird, dass es sich bei der unbekanntenen Frau um die bereits bekannte *Decipiene* gehandelt hat. Die Tagebucheintragungen werden zitiert: *Decipiene* küsst fremde Männer nicht nur, sondern schläft auch mit ihnen. In ihrem Tagebuch befinden sich auch zwei Briefe: Es handelt sich um den Liebesbrief eines jungen Barons an *Decipiene* und das Konzept eines Briefes von *Decipiene* an ihre Schwester; aus letzterem geht hervor, dass sie den verliebten Baron um 1000 Taler bestohlen hat. Im nächsten Gasthaus erfährt die Reisegesellschaft dann, dass der Baron heute Morgen eine schöne Dame als Diebin hat enthaupten lassen; die Reisegefährten halten die Hingerichtete für *Decipiene*; *Virtuano* verfasst eine fiktive Grabinschrift auf sie, die zitiert wird.<sup>291</sup> [Kap. XIV–XIX; D üj r – E vij r]

Schließlich erreichen sie ihr Ziel, eine ungenannt bleibende Universitätsstadt: *Pamphilo* und *Virtuano* beziehen ein gemeinsames Zimmer und schreiben sich ein. An einem Feiertag besuchen sie den vor den Stadttoren gelegenen Garten ihres Wirtes. Dort bandeln sie mit einer Gruppe von Mädchen an; man spielt Karten miteinander, um Küsse zu gewinnen. Dort lernt *Virtuano* dann *Philande*, die Tochter des Stadthauptmanns kennen. – Es folgt ein Streich: Die beiden Freunde manipulieren das Gewehr eines weiteren Gastes namens *Simpliciano*, der einen Hasen schießen will; er erlegt einen vorbereiteten Strohasen, der in Brand gerät. Am nächsten Mittag wird *Virtuano* von einer Magd *Philandes* aufgesucht, die ihm Artischocken und Grüße bringt. *Virtuano* ist über die unverhofften Komplimente wie die unerwartete Speise erstaunt; Artischocken sind für ihre sexuell stimulierenden Kräfte bekannt.<sup>292</sup> Er erkundigt sich bei der Magd nach *Philandes* familiärem Hintergrund: der Vater sei Stadthauptmann, nach außen mächtig und reich, aber die Mutter könne ihn leicht beschwatzen. Schließlich dankt *Virtuano* *Philande* mit einem achtstrophigen Liebesgedicht; darauf reagiert sie mit einem begeisterten Brief [F vii r]; bei der Lektüre verliebt sich nun auch *Virtuano* in die Absenderin. – Nachts um drei kommt *Pamphilo*, der wieder allein ausgegangen war, stinkend nach Haus: Er hatte mit der Jungfer *Dulcande* vor ihrer Tür gestanden, als deren zorniger Vater ihn aus dem Fenster heraus mit Urin überschüttete; am nächsten Morgen schreibt er seiner Jungfer ein spöttisches Trostlied, das zitiert wird. – Am Abend findet das erste Treffen zwischen *Virtuano* und *Philande* statt. Es endet abrupt

<sup>290</sup> Die hier formulierte Schwierigkeit, die unterschiedlichen Dimensionen der Darstellung, nämlich die argumentative Auseinandersetzung oder auch den moralischen Kommentar zu einem bestimmten Thema und die *descriptio* zusammenzuhalten, gilt für viele Politische Romane. An dieser Stelle wird sie vom homodiegetischen Erzähler eher ironisch bemerkt, ähnlich den bekannten Digressionen *Tristram Shandy's*. Die Textstelle wird von Knight als Beleg für die Kritik an einem Politikbegriff angeführt, der sich auf ehrgeizige und vermessene Durchsetzung eigener Interessen beschränkt. Vgl. Knight: *Populärliteratur*. 1985. Teil II, S. 940.

<sup>291</sup> Diese Passagen werden von Hirsch nicht erwähnt; dadurch entsteht ein falscher Gesamteindruck von der Erzählung, vgl. Hirsch: *Bürgertum*. <sup>2</sup>1957, S. 75.

<sup>292</sup> Vgl. den Art. *Artischocke*. In: *Amarantbes. Frauenzimmer-Lexicon*. [1715] 1980, S. 101. Ein weiteres Beispiel für die sexuelle Konnotation dieser Speise im 17. Jahrhundert ist ein Genrebild von Willem Buytewech (1591–1624) unter dem (mehrfach verwandten) Titel *Fröhliche Gesellschaft* (gegen 1617). Es zeigt eine Gruppe von Männern, denen Artischocken serviert werden. Vgl. Giltaij (Hrsg.): *Zauber des Alltäglichen*. 2005, S. 47f. (Kat.-Nr. 2).

und missgestimmt, weil *Virtuano* im Halbdunkel die Magd mit ihrer Herrin verwechselt.<sup>293</sup> Doch nach einigen Wochen wird er von *Philande* und ihrer Mutter eingeladen, sie zu einem mehrtägigen Fest zu begleiten. Er soll auf der Hochzeit von *Philandes* Vetter „einen ansehnlichen Gast“ abgeben [G vijr] und muss sich deshalb einen überkauften schwarzen Samtrock kaufen. *Virtuano* bemüht sich vorbildlich um *Philande*. Erst nach seiner Rückkehr erkennt er an einigen Flecken, dass sie geschminkt war, und diese Beobachtung löst einen völligen Sinneswandel aus: Nun will er ihr und der Hochzeit fernbleiben. Am nächsten Tag wird er jedoch von einer Kutsche abgeholt, so dass er sich der Feier nicht entziehen kann; misstrauisch geworden, trinkt er keinen Wein, bevor ihn sein Hund nicht getestet hat: Der Hund wird tatsächlich krank. *Virtuano* meidet daraufhin den Kontakt zu *Philande* und ihrer Mutter, den „gottlosen Bestien“ [G xi v]. [Kap. XX–XXVIII; E viij r – G xi v]

Nun leiht sich *Negotiano*, ein Kaufmannsdienstler, den Samtrock von *Virtuano* für ein anderes Hochzeitsfest aus, das er mit der Jungfer *Callande* besuchen will. In das Mädchen ist allerdings auch *Pamphilo* verliebt, der den vorbeistolzierenden *Negotiano* gemeinsam mit anderen Studenten verprügelt. Dabei wird auch der Samtrock zuschanden. *Pamphilo* stellt *Callande* zur Rede, doch die versichert, er sei ihre einzige Liebe. Sie zeigt ihm den zweizeiligen Liebesbrief *Negotianos*, den *Pamphilo* in einem zehnstrophigen Gedicht kommentiert; die Schriftstücke werden zitiert [H iij v]. Doch bereits bei seinem nächsten Besuch sieht er einen Mann aus ihrem Haus kommen, der „ging als wenn ihm die Lenden instücken geschmissen weren / die Gasse hinauff“ [H viijv]. Am darauffolgenden Tag wird *Pamphilo* vor den Universitätsrektor bestellt, wo er von einigen Bürgern, insbesondere von einer Magd und einem Schuster beschuldigt wird, den Kaufmannsdienstler *Negotiano* überfallen zu haben. *Pamphilo* wird zur Strafe für zwölf Wochen von der Universität relegiert;<sup>294</sup> gleichzeitig erreicht ihn die Post, dass sein Vater, der Kaufmann *Dirando*, völlig verschuldet verstorben ist. Bevor er die Stadt verlässt, rächt sich *Pamphilo* an der Magd und dem Schuster: Der Magd legt er einen mit Wasser gefüllten Darm ins Bett, dem Schuster setzt er den Keller unter Wasser. Dann stiehlt er ein Pferd „und ritte Querfeld in alle Welt hinein“; auf diese Weise verschwindet der ungezogene Händlerssohn aus der Geschichte [J iijr]. *Virtuano* bleibt zurück – und bereut seine Freundschaft mit *Pamphilo*: Als befreundeter Verwandter wird er nun verdächtigt, *Pamphilos* Mitwisser gewesen zu sein. Er beschwört seine Unschuld und wird bald freigesprochen und entschädigt.<sup>295</sup> [Kap. XXIX–XXXIV; G xij v – J iv r]

*Virtuano* hat nun den Wirt gewechselt und investiert die Entschädigungssumme in „manchen fetten Schmaus“. Der neue, kleinwüchsige Wirt prahlt in naiver und ungerechtfertigter Weise mit der Treue seiner Frau. Der Erzähler kündigt an, nun die Liebesgeschichte von *Virtuano* und *Philande* zu Ende erzählen zu wollen: Nach einer Weile erreicht *Virtuano*, sich völlig zurückgezogen hatte, eine Einladung von *Philande* und ihrer Mutter zu einem festlichen Essen mit den „vornehmsten Burschen“ [J v v], die er kaum abschlagen kann. Hier betrinkt er sich sehr und gerät auf der Gasse in eine Schlägerei; herbeieilende Wachen überwältigen ihn. *Virtuano* verliert das Bewusstsein und wacht in einem fensterlosen Raum auf, wo er erfährt, dass er jemanden umgebracht habe und selbst zum Tode verurteilt worden sei [J viijr]. Um sich zu retten, soll er an die Tochter des Stadthauptmanns schreiben und versprechen, diese zu heiraten. In vermeintlicher Todesgefahr schreibt *Virtuano* eine aufwendig formulierte „Supplication“, die zitiert wird. Noch am selben Abend unterschreiben *Philande* und *Virtuano* einen Heiratsvertrag. *Virtuano*

<sup>293</sup> *Virtuano*, der nicht weiß, was er tun soll, erinnert sich einer Stelle bei Moscherosch: „Nach langen Bedenken fiel dem Virtuano ein / was er einsmals bey dem Phil. von sittewald gelesen: *Foeminae sunt sicut oves, quae permittunt, ut eis tangatur lana*. Drumb stellet er sein Thun zimlicher massen nach dieser Sententz an.“ *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [G vij r].

<sup>294</sup> Die erzählerische Konjunktion der Relegation des Protagonisten mit dem Tod seines Vaters, die als Ausdruck einer zerstörten Zukunft fungiert, findet sich auch in der *Comodia vom Studenten-Leben* (1658) von Johann Georg Schoch; dazu Witkowski: *Geschichte*. [1909] 1994, S. 143f. Historisches Vergleichsmaterial zur Handhabung von Relegationen bietet beispielsweise Döring: *Der junge Leibniz*. 1996, S. 126.

<sup>295</sup> Hirsch charakterisiert den Aufenthalt in der Universitätsstadt irreführend, Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 75.

muss versprechen, nach seiner Freilassung über seinen Gefängnisaufenthalt zu schweigen. Erst sein Wirt klärt ihn über den großen Betrug auf:

„Der Kerle / den er soll erstochen haben / lebet noch und ist ein Knecht von Philandens Vater: er ist auff angeben seiner künfftigen Frau Schwieger=Mutter dahin geschickt und darnieter [sic] gefallen / als wenn er todt were“ [K ir].

Der Stadthauptmann selbst habe von der Intrige nichts gewusst. *Virtuano* will die Geschichte zunächst nicht glauben, beschließt dann aber, nun seinerseits *Philande* zu betrügen: Von einer begüterten Frau leiht er zwei golden Halsketten, die er *Philande* unter zahlreichen Zeugen zur Verlobung schenkt. *Philandes* Mutter glaubt nun zwar, „sie hätte ihrer Tochter gewiß einen Mann verschafft: Allein *Virtuano* war klug“ [K 2 r]; ihm gelingt es bald, aus der Stadt zu fliehen. Nach geglückter Flucht gratuliert er sich, „daß er sich dieser politischen Mause-falle / ob gleich gefährlich / dennoch erwünscht entlediget hatte“ [K 2 r]. Den Winter verlebt *Virtuano* bei seinem Vater, wo er sich seine Studierstube zum „Gedächtnüsse aber dieser und anderer Begebenheiten“ mit Emblemen ausmalen lässt, ihre Inschriften gelten Leichtgläubigkeit, Liebesbetrug und Offenherzigkeit; sie werden zitiert.<sup>296</sup> Seine Liebesaffäre verarbeitet *Virtuano* in einer Arie mit dem Titel „Die Lieb' ist eitel Tendeley“, die ebenfalls zitiert wird. Das Lied empfiehlt, den Verführungen und Täuschungen der Liebe mit einer gewissen Kälte zu begegnen, um sie zu einem unterhaltsamen Flirt zu machen.<sup>297</sup> Im nächsten Frühjahr will *Virtuano* eine andere Akademie besuchen; damit beendet der Erzähler seinen Erstling. Offenbar ist ihm bewusst, dass der Roman damit nicht seiner anfänglichen Anlage als Lebensgeschichte zweier junger Männer entspricht, weshalb er eine Fortsetzung ankündigt:

„Geneigter Leser / ich weiß gar wohl / daß ich noch weiter hätte erzehlen sollen / wie es so wohl dem *Virtuano*, als *Pamphilo* ergangen: allein ich kan nicht sagen / ob mich die Intention zu einen kurzten Tractätgen / oder der Verdruß in dieser Materie / oder ein besserer Zeitvertreib davon abgehalten hat. Doch beliebe er sich zugedulden / bis die völlige Lebens=Beschreibung dieser beyde in andern Begebenheiten [...] künfftig ausgeführet wird“ [K v r]. [Kap. XXXV–XL; J iv v–K v r]

#### 4. Erasmus Grillandus: *Der Politische Hasen-Kopff* (1683)

Zum Titeltupfer:

Das Bild nutzt ikonographische, literarische und sprichwörtliche Bezüge, um dem Publikum Unterhaltung zu versprechen, aber auch Verhaltensvorschläge für gesellige Anlässe anzukündigen (<http://www.gbv.de/vd/vd17/23:248794M>, 29.03.12).

Der aufklappbare Bildtitel zeigt einen Park mit Bäumen, darin einen repräsentativen Brunnen mit einer als Delphin gestalteten Fontäne. Links im Hintergrund steht ein herrschaftliches Haus. In der Bildmitte spazieren drei vornehm gekleidete Gestalten, zwei Damen und ein Herr, im

<sup>296</sup> Anlage und Ausführung dieser Embleme im Zimmer *Virtuanos* konterkarieren die banalen Darstellungen im Hause des Kaufmannes *Dirando*, von denen anfangs die Rede war.

<sup>297</sup> „1. Wie manchen ist das holde Glück In seinen lieben unterthan / Daß er durch Gunst-gewogne Blicke die gröste Furcht vertreiben kan: Er ist sehr hoch vergnügt / Wenn ihm die Hoffnung nicht betrügt: Doch steht nur die Vernunft darbey / So ist es eitel Tendeley. [...]

4. Die meisten lassen sich bethören / Daß sie ein schlechtes Angesicht Vor der Dianen Göttheit ehren Und gleichsam ein gemahltes Licht voll ungesundes Rauchen Anstatt der edlen Sonne brauchen. Wie wird die gute Phantasey / Zu einer eiteln Tendeley! [...]

6. Wohl dem der seine Liebes-Flammen Mit kalter Fluht zu mischen plegt! Der kan die Kurtzweil nicht verdammen / Und gleichwohl wird er nicht bewegt: Er läst viel Liebezeichen Ohn Antwort hin und wieder streichen / Und sucht den Zeitvertreib dabey / Sonst wer es keine Tendeley.“ *Germanicus: Mause-Falle*. 1683, [K iv r]ff.

Gespräch vorbei: Die Damen gehen außen; die linke schützt sich mit einem Fächer gegen die Sonne und geht Hand in Hand mit dem Mann in der Mitte. Der Mann trägt lange Haare und einen Hut, aus dem Hasenohren herauswachsen; er wendet sich der rechten Begleiterin zu. Diese gestikuliert mit ihrem rechten Arm und scheint gerade zu sprechen. Über den drei Spaziergängern schweben zwei Putti, die eine Banderole mit dem Kurztitel *Der Politische Hasen-Kopff* tragen. In ihrem Rücken sind sechs Hasen versammelt, mit verschiedenen Instrumenten, mit Pfeil und Bogen, einen Zettel lesend, mit einem Messer mit einer langen Klinge.

Im Mittelpunkt der *Erläuterungen des Kupffer=Bildnisses* steht die männliche Titelgestalt, „der kluge Hasen=Kopff“. Er wird mit einem *Politicus* identifiziert, der weiß, wie er sich mit Damen unterhält: Er erzählt keine „groben Narren=Possen“ und „wieste Zotten“, sondern „[e]inen klugen Schwanck“. Indem er sich als ebenso höflicher wie zurückhaltender, vielleicht verliebter Unterhalter präsentiert, setzt sich so ein Mann *Hasen=Obren* auf – und gefällt den Frauen: „Der / so höflich schertzen kann / und sich stelt ein kleins verschossen; Ist dem Damen=Volck beliebt.“<sup>298</sup> Diesen *Erläuterungen* zufolge ist das Anliegen des vorliegenden Titels mit dem von Anstands- und Konversationsbüchern vergleichbar. In diesem Sinn lässt sich auch das für einen Politischen Roman ungewöhnliche Titelkupfer verstehen: Der Garten entspricht einem „geordneten, gepflegten Naturzustand“, er wurde auch „als ein Gleichnis der göttlichen ‚Ordo‘“ verstanden.<sup>299</sup> Der didaktische Impetus des Textes wird durch das Brunnenmotiv, „im Bild einer gefaßten Quelle, aus der der Leser ‚schöpfen‘ konnte“, versinnbildlicht.<sup>300</sup>

Durch den jungen Kavalier, der mit Hasenohren versehen ist, und den sechs Hasen im Hintergrund bleiben freilich auch die satirischen Dimensionen des Werkes präsent. So greift einer der sechs Hasen die Ikonographie des Aufschneiders auf;<sup>301</sup> überhaupt verweisen die Tiere, deren Furchtsamkeit sprichwörtlich ist,<sup>302</sup> auf Eigenschaften, die ein sich politisch verhaltender *Hasen-Kopff* zu überwinden hat. Zugleich erinnert ihre Nähe daran, wie leicht sich ein junger Kavalier lächerlich machen kann: Schließlich macht weibliche Verführung aus einem weltklugen Mann, der „ein politischer Hasen-Kopff“ ist „und sich zu regieren“ weiß, leicht „einen rechten Hasen oder gantzen Narren“.<sup>303</sup>

#### Zum Handlungsverlauf:

Im *Politischen Hasen-Kopff* wird, so die Ankündigung, eine authentische Liebesgeschichte verschlüsselt dargestellt. Der Text gibt sich als Scherz, der von sogenannter „Haserey“ handelt, hier verstanden als Liebeslisten. Die episodischen Abschnitte sind dem Handlungsrahmen untergeordnet. Die Handlung über-

<sup>298</sup> Grillandus: *Hasen-Kopff*. 1683, [A ij v].

<sup>299</sup> Frese: *Titelgraphik*. 1986, S. 126. – Die Elemente, aus denen dieser Garten besteht, entsprechen denen des zweiteiligen Titelkupfers der *Frauenzimmersgesprächsspiele* von Georg Friedrich Harsdörffer, des berühmten Werkes eines Mitglieds der Fruchtbringenden Gesellschaft: Perspektivisch verkürzt, aber ähnlich angeordnet erscheinen das herrschaftliche Haus, ein repräsentativer Brunnen, dekorative Gartenplastik, die den Garten umschließende Mauer, dahinter dichter Baumbestand mit Pappeln darunter. Vgl. den rechten Teil des zweiseitigen Titelkupfers zu Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächsspiele*. 1644.

<sup>300</sup> Der Bildbereich speist sich auch aus einer Analogie zwischen dem Kreislauf des Wassers und dem des Wissens, vgl. Frese: *Titelgraphik*. 1986, S. 133.

<sup>301</sup> Der Hase mit dem großen Messer. Ein Beispiel für diese ikonographische Tradition ist das Flugblatt *Hie stahet der Mann vor aller Welt*: Es handelt sich um die Darstellung eines Aufschneiders mit Messer, großer Brille und anderen Accessoires. Vgl. Harms: *Flugblätter*. Band IV. 1987, S. 23 [IV, 13]. Weitere Darstellungen bei Harms: *Flugblätter*. Band I. 1. 1985, S. 249f.

<sup>302</sup> Vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 2. 1991, S. 667–672, hier S. 669.

<sup>303</sup> Grillandus: *Hasen-Kopff*. 1683, S. 35

nimmt Elemente des antiken Romans wie die Liebe, die Trennung der Liebenden, ihre Prüfung und Bewährung bis hin zur Legitimierung ihrer ursprünglich illegitimen Liebe. Dieser Roman unterscheidet sich von anderen Politischen Romanen: Das betrifft die Handlungsführung, die Integration und Funktion episodischer Abschnitte, schließlich den Schluss des Romans.<sup>304</sup> Zentrales Thema ist die Liebe zwischen einem niederrangigen Mann und einer höherrangigen Frau; beider Gefühle werden geprüft, aber ihre Liebe endet – vor allem aufgrund des geschickten Verhaltens des Mannes, aber auch aufgrund des mutigen Verhaltens der Frau – glücklich.

Das Liebesthema bildet den Fokus aller Episoden, aller Figurenkonstellationen, jeglicher Handlung; dementsprechend wird politisches Verhalten vor allem in Sachen Liebe dargestellt und erscheint durchgängig positiv konnotiert. Anders als in den meisten Politischen Romanen ist der Text nicht in verschiedene Kapitel gegliedert. Im *Politischen Hasen-Kopff* gehören alle zentralen Figuren dem adligen Stand an; daneben gibt es die auch in zeitgenössischen Komödien üblichen Parallelhandlungen mit niederrangigem Personal. Das Zentrum des Geschehens bildet ein herzoglicher Hof, darin vor allem die Räume der Herrschaft, und nicht – wie beispielsweise in Beers *Bratenwender* – die des Dienstpersonals. Das Epizentrum der Romanhandlung ist eine Mühle. Bei der Mühle, nicht bei Hofe, – das ist signifikant für den Geltungsanspruch des Romans – endet auch die Handlung, die eigentlich nur hinsichtlich der Müllerstochter und des Knechts zu einem institutionalisierten Abschluss, einer Heirat, führt. Die anderen Figuren werden neu konstellierte, allerdings in durchaus provisorisch wirkender Weise.<sup>305</sup>

Graf *Fortunio* ist ein armer Hofmann, der es sich nicht leisten kann, mit den vielen prächtigen Adligen am Königshof zu konkurrieren, obwohl er fähig wäre, hohen Herren zu dienen. Er zieht den kleineren Hof der Herzogin *Bellarisis* vor; die Herzogin verliebt sich in den vorbildlich agierenden Grafen. Auch *Palenor*, der natürliche Sohn des Königs, verliebt sich in die Herzogin und lässt *Bellarisis* durch *Fortunio* einen Liebesbrief überbringen. Von *Fortunios* Zuneigung zur Herzogin weiß er nichts. Dieser übergibt den Brief des Prinzen, aber auch ein eigenes Liebesbekenntnis, das die Herzogin zustimmend beantwortet. Auch *Fortunios* Diener *Gallo* verliebt sich, und zwar in die herzogliche Kammermagd *Trasilla*, womit die Parallelhandlung etabliert wird.

*Fortunio* und *Bellarisis* bekennen einander heimlich ihre Liebe. *Fortunio* versteckt sich, als sich der Prinz ankündigt und der Herzogin *Bellarisis* wiederum seine Liebe gesteht. Diese hält an ihrer

<sup>304</sup> Mayer versucht die Spezifik dieses Romans mit der Kategorie *Mischform* zu erfassen, geht aber nicht auf dessen Charakter als Schlüsselroman ein. Dagegen diskutiert er die im niederen Stand angesiedelte Kontrasthandlung, vgl. Mayer: *Mischformen*. 1970, S. 70–97.

<sup>305</sup> Das betrifft insbesondere die Art, wie *Palenor*, der uneheliche Königssohn, abgefunden wird. Die französische Prinzessin, mit der er ein Paar bilden soll, erscheint aus dem Nichts; es werden keine Gründe dafür genannt, warum *Palenors* gekränkte Eitelkeit vernachlässigbar geworden sein soll.

Liebe zu *Fortunio* fest, worauf *Palenor* wütend ihren Hof verlässt, um *Fortunio* zu verfolgen. Nun tröstet *Fortunio* die verzweifelte *Bellarisis*; sie gehen im Garten des Schlosses spazieren und suchen nach Gleichnissen für ihre Liebe. Die Idylle wird gestört durch die Wache des Prinzen, der *Fortunio* verhaften will; dieser kann aber, als Bauer verkleidet, fliehen. *Bellarisis* gibt dem Diener *Gallo*, der sich von *Trasilla* verabschiedet, einen Brief für *Fortunio* mit. Beide Frauen, *Trasilla* und *Bellarisis*, unterhalten sich über die Macht der Liebe; später reist *Bellarisis* an den königlichen Hof, um den König über das ungebührliche Verhalten seines Sohnes *Palenor* zu unterrichten.

*Fortunio* und *Gallo* schreiben unterdessen Briefe an ihre geliebten Frauen; dann trennen sich Herr und Diener: *Fortunio* gibt sich zu seinem Schutz auf einer Mühle als Knecht *Martin* aus; dort verliebt sich *Rosaura*, die Tochter des Müllers, in ihn. Sie ist eigentlich dem Knecht *Molimpo* versprochen. Während des alljährlichen Gansessens, das der Müller *Lerindano* veranstaltet, zeigt der neue Knecht *Martin* seine vorbildlichen Umgangsformen. Nun stößt auch der Diener *Gallo*, verkleidet als Diener eines Schäfers, zur geselligen Runde. Als der Knecht *Martin* einige Säcke Mehl an den herzoglichen Hof liefert, will Prinz *Palenor* dort gerade eine Gefangennahme Grafen *Fortunios* vortäuschen, um die Herzogin gefügig zu machen. Aufgrund seines vorbildlichen Verhaltens erkennen *Bellarisis* und ihre Magd jedoch auch in dem vermeintlichen Müllersknecht *Martin* den Grafen *Fortunio*. Als Prinz *Palenor* und Wachen auftreten, verabschiedet sich der Graf alias Knecht *Martin* höflich; die Herzogin lässt daraufhin *Palenor* stehen; sein Kalkül, die Herzogin für sich zu gewinnen, indem er seine Macht demonstriert, schlägt fehl, und *Palenor* verlässt enttäuscht das Schloss. Später begegnen *Fortunio* und der inkognito reisende Prinz *Palenor* einander in einem Gasthaus: Nur *Fortunio*, der weiterhin als Knecht *Martin* auftritt, erkennt den Prinzen. Dieser räsoniert über sein Verhältnis zur Herzogin und bittet den Müllersknecht, ihm Knechtskleider zu verschaffen, denn er hofft, darin der Herzogin willkommener zu sein.

Auf der Mühle ist der von der Müllerstochter *Rosaura* verschmähte *Molimpo* inzwischen so verzweifelt, dass er sich umbringen will. Da verspricht ihm der vermeintliche Konkurrent *Martin*, er könne *Rosaura* heiraten; *Martin* erklärt klar, er liebe *Rosaura* nicht. Nun befürwortet auch der Müller die baldige Heirat seiner Tochter mit *Molimpo*. Zu dieser Hochzeit stoßen dann auch Prinz *Palenor*, der König mitsamt einer französischen Prinzessin, Herzogin *Bellarisis* und ihre Magd *Trasilla*. Alle Paare bekennen sich nun zueinander: Graf *Fortunio* zu Herzogin *Bellarisis*, Prinz *Palenor* zur französischen Prinzessin, der Diener *Gallo* zur Magd *Trasilla* und auch die widerwillige *Rosaura* zu *Molimpo*: Ihre Eheschließung bildet den Schluss des Romans.

## 5. *Pamphilus Castimonius: Das Politische Hof-Mädgen* (1685)

Zum Titelpuffer:

Die folgende Beschreibung bezieht sich auf die Erstausgabe von 1685 (vgl. [gbv.de/vd/vd17/23:667556A](http://gbv.de/vd/vd17/23:667556A), leider ohne Abbildung). Das Titelpuffer warnt Männer vor der Verführung durch junge Damen. Gewarnt wird vor allem vor solchen Frauen, deren eigennützigere Wunsch nach spendablen Liebhabern durch ihre Mütter unterstützt wird.<sup>306</sup>

Man blickt in ein repräsentatives, herrschaftliches Zimmer, auf dessen linker Seite eine Tür, darüber auf einer Konsole eine weibliche Büste, zu sehen sind. Hinten ist ein aufwendiger Wandschrank, rechts ein Fenster mit verziertem Rahmen zu sehen. Der Boden ist im Schachbrettmuster gelegt. In der Tür steht eine Frau, in mehrlagigem, kostbarem Kleid mit weitem

<sup>306</sup> Die beiden bisher bekannten Ausgaben des Romans enthalten unterschiedliche Titelpuffer. Die Ausgabe von 1686 ist mit dem *Politischen Freyersmann* zusammengebunden, beide Romane enthalten ein Titelpuffer von I. G. Kesler. Das Titelpuffer greift wesentliche Elemente des Kupfers zur Erstausgabe wie Netz, Freier und Hofmädgen sowie die als Kupplerin fungierende Mutter wieder auf, enthält aber keine Inschriften. Ich danke Katharina Meyer von der Staats- und Universitätsbibliothek Dresden für die prompte Digitalisierung des Bandes ([digital.slub-dresden.de/werkansicht/df/68694/4/cache.off](http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/df/68694/4/cache.off)). Vgl. auch die Erläuterungen zum *Politischen Freyersmann* unter C. I.

Ausschnitt. In der rechten Hand hält sie ein Netz, in dem mehrere junge Männer gefangen sind; mit der linken Hand zeigt sie darauf.

Vorne links sitzen ein Mann und eine Frau beieinander. Im Bildvordergrund und im -hintergrund scheinen dabei verschiedene Phasen der Verführung ineinander geblendet worden zu sein: Auf dem Stuhl im Vordergrund, der als Thron gestaltet und auf vegetabile und ornamentale Weise geschmückt ist, ist offensichtlich dieselbe Frau dargestellt wie oben. Zu ihrer Rechten sitzt ein junger Mann, der sie liebkost: Seine rechte Hand fasst ihre rechte, seine linke Hand liegt auf ihrer Schulter. Links neben ihnen steht eine alte, hagere, schlichtgekleidete Frau, die in der rechten Hand eine große Kerze und in der linken ein Spruchband hält, das über dem Liebespaar schwebt. Darauf ist „connivendo peccant“ („Indem sie die Augen verschließen, sündigen sie“) zu lesen. Das lässt sich auf die Mütter beziehen, die in der Erklärung und in der Vorrede angesprochen werden: Ihnen wird vorgeworfen, dass sie ihre Augen vor dem verbotenen Treiben ihrer Töchter verschließen. Hier wird an eine Kritik elterlicher Erziehung angeknüpft, wie sie bereits im *Narrenschiff* von Sebastian Brant formuliert wird.<sup>307</sup> Ein solcher moralisch motivierter Tadel ist auch der Ausgangspunkt der Erzählung, die sich jedoch von dieser satirischen Tradition löst, insofern sie eine erbauliche Wendung nimmt und die verdorbene Tochter nach ihrer Läuterung noch eine glückliche Ehe führen kann.

Die Erläuterung des Kupfertitels rekurriert weniger auf einen politischen Charakter des Romans als auf die im Untertitel angesprochenen „selzame[n] und wunderliche[n] Griffgen / welche von etlichen Frauen-Zimmer [...] ersonnen und practiciret worden“. Das Kupfer wird als an junge Männer adressierte Warnung vor den Gefälligkeiten junger Frauen mit betrügerischen Absichten gedeutet.<sup>308</sup> Es sei für junge Männer besonders dann gefährlich, sich in deren Netze zu verstricken, wenn die Mütter die Liebeleien ihrer Töchter förderten.<sup>309</sup>

Zum Handlungsverlauf:

Die Erzählung ist biographisch, nicht thematisch strukturiert, das unterscheidet sie von allen anderen Politischen Romanen. Das differierende Erzählverfahren lässt sich auch im Sinne eines *doing gender* deuten, insofern die Biographie der weiblichen Figur zugleich das Thema des Romans bildet, während bei männlichen Protagonisten meist eine bestimmte Lebensphase herausgegriffen und verschiedene Themen wie in einer Revue in mehreren Episoden behandelt werden.

Erzählt wird der Lebenslauf eines Mädchens, das mit dem Einverständnis ihrer Mutter in jungen Jahren vergewaltigt wird und später durch sexuelle Affären mit verschiedenen Höflingen ihren Lebensunterhalt zu bestreiten sucht. Der Stoff ermöglicht die Darstellung schlüpfriger Szenen. Ihre Bekehrung und die Gründung einer Familie bilden den Schluss des Romans. Die Lebensgeschichte wird

<sup>307</sup> Vgl. das 6. Kapitel *Von ler der kind*. „Der ist in narheyt gantz erblindt // Der nit mag acht han / das syn kyndt // Mit züchten werden vnderwißt [...]“. Der Holzschnitt zeigt einander mit Messern bekämpfende Kinder und einen Narren mit verbundenen Augen am selben Tisch. Vgl. Brant: *Narrenschiff*.<sup>3</sup>1986, S. 17.

<sup>308</sup> „Die Jugend fänget man wie Vogel in dem Netze; Die jugend [?] stellet oft der grünen Jugend nach: Die Buhlschaft ist das Garn; ein falsches Lust-Geschwätze Locket mehr als meisterlich zur Liebe Unge-mach.“ *Castimonius: Hof-Mädgen*. 1685, unpag.

<sup>309</sup> „Der Fang geht richtig an / das Netz schlägt knap zusammen / Besonders weil das Liecht die gute Mutter hält. So kömt ein Liebe-Feur bald zu erwünschten Flammen / Wofern der Mutter selbst der Tochter Brunst gefält.“ *Castimonius: Hof-Mädgen*, 1685, unpag.

von verschiedenen Digressionen und Episoden, in denen es um andere Figuren geht, unterbrochen.

Es ist eine der wenigen Erzählungen, die ab ovo beginnt: Sie setzt mit der Geburt der Protagonistin *Cyrlis* ein. Ihre Mutter *Damalia* ist froh, dass ihr Mann, der vornehme Hofbeamte *Mirandel*, dieses Kind als seine Tochter betrachtet. Zur Tauffeier lädt *Mirandel* die galante Hofdame *Danaïs* und den Landadeligen *Agellio* als Gvattern ein. Beide Gäste bereiten sich je auf ihre Weise auf das Fest und vor allem aufeinander vor: *Danaïs*, die bereits ein Auge auf *Agellio* geworfen hatte, sucht Schmuck aus, lässt ihre Perücke frisch frisieren und schminkt sich aufwendig. Unterdessen versucht *Agellio* verzweifelt, sich „anmuthige Discurse“ auszudenken (S. 4). Nach der kirchlichen Taufe bemühen sich *Danaïs* und *Agellio*, miteinander ins Gespräch zu kommen, aber der junge Mann kann sich „auff kein Wort besinnen“ (S. 9). Während des festlichen Essens schüttet er „den Deller mit der fetten Brühe“ auf *Danaïs* kostbaren Rock (S. 11). Ein Glas Wein, das er ihr reicht, nachdem er dessen Rand mit wohlriechendem Balsam eingestrichen hat, lässt sie zurückgehen, weil sie den Balsam für Nasenschleim und das Glas für schlecht gespült hält. Schließlich beginnt *Danaïs*, mit dem „verliebten Corydon [...] aus blossen Schertz“ zu flirten:

„Dannenero fieng sie die aller verliebtesten diskurse an / und brachte dasjenige / was sie im teutschen Hercule, Aramena, Octavia und dergleichen Büchern gelesen / mit einer solchen Manier vor / daß dem armen Agellio das Hertz zu wancken anfieng / und er aus einen nährisch Verliebten fast ein verliebter Narr worden. Er hielt davor / es wäre alles wahr / was die politische Dame ihm vorsagte / traute auch ihren geschmierten Reden so viel / daß er bereits nichts denn Hochzeit-Gedanken in seinem Kopf hatte“ (S. 14f.).

Nach Mitternacht wird *Danaïs* von *Agellio* nach Hause begleitet. Zuvor hat er in aller Eile „hertzbrechende Worte“ auswendiggelernt, die ihm ein Schreiber zusammengestellt hat (S. 20). Auf diese Komplimente reagiert *Danaïs* „als eine wohl exercirte Hof-Dame ganz spitzfindig“. Als sie den „verdrüßlichen Begleiter“ (S. 21) endlich los geworden ist, denkt sie über dessen „wunderliche Qualitäten“ genauer nach. Sie schämt sich nun, dass sie „als eine Hoff-Dame / welche immer vor klug wollen angesehen seyn / bloß auff den eusserlichen Schein gesehen“ und sich „ohne vorhergehende Bekantschafft“ (S. 21) in den schönen, aber einfältigen Mann verliebt habe. Bevor sie ins Bett geht, fasst sie ihre Überlegungen noch in ein Lied, „weil sie einen zierlichen Vers schrieb“ (S. 22); das Lied wird zitiert.<sup>310</sup> [Kap. I–V; S. 1–25]

Die Eltern stellen eine französische Magd namens *Valiere* als Amme für ihre Tochter ein, die ja „eine Hof- und Staats-Dame werden“ soll (S. 26). *Valiere* war die Geliebte eines Offiziers und hat eben ein Kind geboren (das freilich nie wieder erwähnt wird), von ihr lernt *Cyrlis* auch die französische Sprache, die sie bereits mit einem Jahr fließend spricht. Schon bald verliebt sich *Valiere* in den lahmen Hauslehrer *Pbrygo*, der ihr ein Liebeslied widmet. Als ihre Herrschaften aufs Land gereist sind, wird *Pbrygo* von *Valiere* zum Essen eingeladen. Die hier zitierte Überleitung von einem zum anderen Erzählstrang ist typisch für den parlierenden Ton des allwissenden Erzählers:

„Nach eingennommener Mahlzeit fiengen sie allerhand kützliche Discurse an / welche sich besser lassen anhören / als beschreiben. Weil sie nicht gerne zu gegeben / daß solche iemand mit angehöret / wollen wir ihre Heimlichkeiten auch nicht ver-

<sup>310</sup> „[...] 2. Wie manchmal pflegt man einen hoch zu halten / der irgend sich von aussen stellen kan / Als könnte er ein hohes Amt verwalten / Da er doch nie was rühmlichs hat gethan / und alles das / was er vermeint zu wissen / Nichts ist / als nur von aussen seyn beglissen.

3. Nicht selten wird ein Weibes-Bild betrogen / Wenn ein Galan in bunten Kleidern stutzt. Man dencket wol: Dem muß ich seyn gewogen / Weil er sich recht auff ieszge Mode putzt / Da wol ein Narr in schönen Kleidern steckt / Und feine Schelln das viele Band bedeckt. [...]

5. [...] Mich soll kein Schein hinfüro mehr betrügen / Das Wesen selbst soll mich allein vergnügen.“ *Casimonius: Hof-Mädgen*. 1685, S. 22ff.

rathen / sondern nach Herr Mirandeln seiner Compagnie schlendern / und sehen was auff dem Lande passiere.“ (S. 38)<sup>311</sup> [Kap. VI–VIII, S. 25–38]

Auf dem Landsitz *Mirandels* herzen die vierjährige *Cyrlis* und ein sechsjähriger adliger Junge während eines geselligen Mahls miteinander wie „zwey vollkommene Verliebte[]“ (39f.). Die Gesellschaft trinkt miteinander und der mittrinkende Pfarrer vergisst darüber, dass er am nächsten Morgen zu predigen hat. Er verschläft und ist, als er aufwacht, noch nicht nüchtern. Vergeblich versucht er, seine Predigt zu disponieren: „Bald schmiß er die Bibel hin / und dachte / was darf es einer grossen Disposition, ich kan den Bauren leicht was vor schwatzen / sie müssen wol hören was ich vorbringe“ (S. 44). Schließlich vergißt der Pfarrer sogar seine Bibel, und da er nicht besonders bibelfest ist, bleibt die sonntägliche Predigt kurz. – Als *Mirandel* nach einigen Tagen an den Hof zu Geschäften gerufen wird, nutzt *Damalia* die Gelegenheit, um den jungen Adligen *Sperander* einzuladen, einen ehemaligen Liebhaber. Dessen Ankunft verzögert sich allerdings: Zunächst pflückt er in seinem Garten noch Rosen, dann bricht die Dunkelheit herein, und schließlich behindern ihn ein nächtlicher Sturm und Geistererscheinungen. Letztere deutet *Sperander* als göttliche Warnung. Voller Zweifel erreicht er spät in der Nacht *Damalias* Haus und wird in die von mehreren Menschen genutzte Schlafkammer geführt. Er trifft sie

„in solcher Anmuthigkeit schlaffend an / daß er fast vor Liebe gestorben. Halb lag sie gantz entblösset / und die Brüste / welche weisser denn Alabaster waren / giengen mit einer solchen Liebligkeit bald auff / bald nieder / daß Sperander gantz ausser sich selbst gesetzt ward“ (S. 56).

Als *Sperander* sich gerade zu ihr legen will, fallen ihm verschiedene Emblemata an einer spanischen Wand auf, deren Darstellungen „als Wecker seiner Sünden“ wirken (S. 57). Bevor er sich für immer von seiner Geliebten verabschiedet, bestreut er die Schlafende mit den mitgebrachten Rosen.<sup>312</sup> *Damalia* ist am nächsten Morgen völlig verwirrt; sie reist wieder in die Stadt zurück. Unterdessen ist ihrem Mann ein Schmähdgedicht zugestellt worden, das dem ehebrecherischen Verhalten seiner wesentlich jüngeren Frau gilt:

„Zwar pfeget iedermann sein eigen Glück zu schmieden / Und wie es einer macht / so wirts ihm auch ergehn / Er lebt' in guter Ruh u. in erwünschtem Frieden / hätt er zu seinem Weib ein ander nur ersehnt. Doch als sein grauer Bart wolt ein jung Mädgen stechen / und sie zur Liebe zwang durch einen schlaffen Kuß; Was Wunder / daß sich ietzt will ihre Jugend rächen / Und er ein Hirsch-Geweih zur Straffe tragen muß“ (S. 63).

*Mirandel* empfängt *Damalia* mit Ohrfeigen, doch sein Zorn verfliegt schnell, und schon am gleichen Abend bittet er seine Frau flehentlich, ihn in ihr Bett zu lassen. Die Ehe zwischen *Mirandel* und *Damalia* wird nach dem Topos vom ungleichen Paar gestaltet: Die Liebschaften *Damalias* erscheinen als beinahe zwangsläufige Strafe für den unangemessenen Wunsch des alten *Mirandels*, eine junge Frau zu ehelichen. Zwar spielt sein Alter keine weitere Rolle, doch der hier als geil und lächerlich dargestellte *Mirandel* bleibt ein schwacher, seiner Ehefrau unterlegener Hausherr. Die Episode ist ein Beispiel dafür, wie einzelne Topoi kombiniert und für eine längere Erzählung genutzt werden. [Kap. IX–XIV; S. 38–71]

Der Erzähler interessiert sich nun wieder für *Valiere* und *Phrygo*. Letzterer ist durch einen heftigen Kuss *Valieres* verletzt worden und wird von seinem Wirt verspottet. Beim nächsten Treffen mit *Valiere* muss er in der dunklen Speisekammer warten, bis *Mirandel*, *Damalia* und *Cyrlis* ihre abendlichen Brettspiele beendet haben und zu Bett gehen. Dann aber „umhalseten sie einander so hertzlich / daß / wenn es Mann und Weib gewesen / nicht inbrünstiger hätte seyn können“

<sup>311</sup> Zum Verb „schlendern“, einer Vokabel der zeitgenössischen Studentensprache, siehe unten. Es ist bemerkenswert, dass *schlendern* hier im Rahmen eines Kommentars verwandt wird, und zwar als gemeinschaftsstiftender Begriff zwischen Autor und Lesern. Das Detail spricht dafür, dass Autor und Publikum zum gleichen studentischen Milieu gehören.

<sup>312</sup> „Letzlich erkühnte er sich gar das Bette auffzudecken / und anstatt / daß er sich selber zum Opfer hätte geben sollen / warff er den Liebes-Tempel dichte voll Rosen-Blätter“, *Castimonius. Hof-Mädgen*. 1685, S. 58.

(S. 80). *Valiere* führt ihn „in das Cabinet“ und erst am nächsten Morgen geht *Phrygo*, dem „treflich die Lenden geschleift“ worden sind, nach Hause (S. 81f.). Solche Nächte häufen sich, und *Phrygo* vernachlässigt darüber den Unterricht der Wirtstöhne. Er gibt sein gesamtes Gehalt aus, um Konfekt für *Valiere* zu kaufen, die ihm ihrerseits eine kräftige Suppe bringen lässt. Bald schwören sie einander ewige Treue. Unterdessen wirbt auch der Schulmeister, *Herr Virgarius*, um *Valiere*. Nach ersten Misserfolgen hilft ihm die Kupplerin *Conjunctrix* weiter, indem sie *Damalia* von den Vorteilen dieser Verbindung überzeugt. *Damalia* droht daraufhin, *Valiere* zu entlassen, „wofern sie sich nicht bequemen würde / Herrn Virgarius seine Liebes-Schmerzen zu stillen“ (S. 94). Gezwungenermaßen erklärt sich die Magd zur Heirat bereit, die allerdings erst stattfinden soll, wenn die ihr anvertraute *Cyrlis* das heiratsfähige Alter erreicht hat. Von seinem Rivalen erfährt *Virgarius* erst nach diesem Heiratsversprechen. Unterdessen ist *Phrygo* aufgrund nachlassender Unterrichtsleistungen entlassen worden; überdies ist sein Vater über die Liebesaffäre mit *Valiere* informiert worden; *Phrygo* wird befohlen, nach Hause zurückzukehren. Sehr betrübt verabschieden sich *Phrygo* und *Valiere* voneinander. Später schreibt *Valiere* ein herzzerreißendes Gedicht, das zitiert wird (S. 101f.). [Kap. XV–XXI, S. 71–107]

Nun verfasst *Mons. Ibander*, der Bruder *Damalias*, ein tröstendes Gedicht für *Valiere*. Er schreibt es im Namen seines studentischen Freundes *Mons. Andradius*. Die vorgetäuschte Autorschaft löst einige Verwirrungen aus, denn tatsächlich ist der Student *Andradius* in *Cyrlis* verliebt. Es gelingt ihm schnell, *Damalia* für sich einzunehmen, „welche der Tochter annoch zartes Gemüthe nach ihrem Gefallen leicht beugen kunte“ (S. 125). Der Student macht beiden Frauen aufwendige Geschenke – die er vom väterlichen Geld bezahlt. Angesichts zweier schöner Münzen drängt *Damalia* ihre zwölfjährige Tochter, mit *Andradius* zu schlafen:

„Sie ließ gleich *Cyrlis* ruffen und trug derselben vor / was *Andradius* ihr selber anzumuthen Scheu getragen. Das arme Mädchen stund ganz erstarret / und wuste nicht was die Mutter haben wolte: Als aber die Sache gar zu teutsch gemacht wurde / fieng sie bitterlich an zu weinen / und bahte Himmel hoch man möchte ihre Kindheit schonen. Doch half nichts vor / sie musste sich auff vieles Zureden und Dreuen der Mutter dasjenige rauben lassen / das der Räuber selbst nicht wieder zugeben vermag. Die Lust war gebüset / die Jungferschaft verlohren / und die Rosenobel dahin“ (S. 127).

Nach einiger Zeit kehrt *Andradius*, gemahnt durch ein väterliches Schreiben, an die Universität in Wien zurück. *Damalia* bedauert den Abschied des spendablen Studenten – und beantwortet sein Abschiedslied an *Cyrlis* in deren Namen. Beide Lieder werden zitiert. [Kap. XXII–XXVII; S. 107–137]

Nach einem Vierteljahr schickt *Damalia* ihre Tochter ebenfalls nach Wien: *Cyrlis* soll bei einer verwandten Kammerfrau sticken und klöppeln lernen – und das profitable Liebesverhältnis wieder aufnehmen. Als *Andradius* und *Ibander* sie besuchen, antwortet *Cyrlis* auf *Ibanders* Frage, „was sie gutes zu Caporo machten“ mit der doppeldeutigen Formulierung: „keinen Menschen“ (S. 141). *Andradius* und *Cyrlis* treffen sich häufiger, und er macht ihr teure Geschenke, durch die der väterliche Wechsel völlig aufgebraucht wird. Die Rollen haben sich nun vertauscht: *Cyrlis* ist „des courtesirens nunmehr gewohnt“ und empfängt täglich mehrere „junge Stutzer“ (S. 146); *Andradius* plant dagegen naiv ihre gemeinsame Heirat. Er rechnet damit, Nachfolger seines Vaters, eines Syndicus, werden zu können – obwohl er sein Studium noch nicht abgeschlossen hat. Seinen Heiratsantrag beantwortet *Herr Mirandel* ausweichend. Unterdessen hat *Andradius*' Vater von der Liebesaffäre erfahren und lockt seinen Sohn mit einer List nach Hause: Er suggeriert ihm, er könne bald seine Stelle antreten. Als *Andradius* zu Hause eintrifft, erwartet ihn indes ein „verdrüßliche[s] Tractament“ (S. 150), denn sein Vater droht ihm wegen seiner Affäre mit dem Zuchthaus. *Cyrlis* tröstet sich, indem sie gemeinsam mit *Hormyle* und *Tonette*, den beiden Töchtern der verwandten Kammerfrau, und vier jungen Burschen eine ländliche Kirmes besuchen. *Cyrlis* flirtet mit allen gleichzeitig, so dass die beiden Schwestern sich beleidigt zurückziehen und einen Rundgang durch das landadelige Schloss machen, auf das sie eingeladen wurden. Dabei schließt sich *Hormyle* mit dem Schloss Verwalter *Spurco* in eine Kammer ein, doch ihre Schwester guckt durchs Schlüsselloch und droht, ihr Treiben der Mutter zu verraten. Daraufhin gibt *Spurco* *Tonette* Schweigegeld – und vertröstet *Hormyle* auf den Abend. In der Nacht kommt *Hormyle*

heimlich in *Spurvos* Bett, wo sie „[e]ine gute Stunde [] ihre Lust mit einander gebüsst / und befürchten sich die Sache möchte übel gerathen“. Aus diesem Grund muss *Valiere* am frühen Morgen aus *Wienna* „ein sonderbahres medicament“ holen, um eine Schwangerschaft zu verhindern (S. 155). – Die Kammerfrau hat unterdessen einen jungen Schneider in ihr Haus aufgenommen, von dem sich *Hormyle* „auf dem Liebes Clavicordio eins aufmachen“ lässt (S. 158). Als die Mutter das Liebesverhältnis bemerkt und einschreiten will, wird sie von ihrer Tochter mit den Worten zurückgewiesen:

„Last mich immer mit Frieden / seydt ihr doch in eurer Jugend auch lustig gewesen / und thut es noch / wenn ihrs haben könt. Was solte die gute Frau anfangen / ihr eignen Gewissen überzeugte sie / daß es nicht viel erlogen / was ihr die Tochter vorgeworffen“ (S. 159).

Schließlich wirft die Kammerfrau den Schneider doch aus dem Haus. Um sich zu rächen, kauft dieser im Namen *Hormyles* für teures Geld ein. [Kap. XXVIII–XXXIII; S. 137–161]

Währenddessen verändern sich die Lebensverhältnisse von *Cyrlis'* Eltern am Hof von Caporo gravierend: Der alte Fürst stirbt, und damit sind nicht nur ehrgeizige Pläne, *Cyrlis* am caporischen Hofe als „Politisches Hof-Mädgen“ zu etablieren, zunichte gemacht worden. Die Familie muss sogar „mit dem / was sie an der Haut trugen / die Stadt räumen“, weil *Mirandel*, der als Hofbeamter viel Geld für die eigene Lebensführung veruntreut hat, von dem neuen jungen Fürsten enteignet und vertrieben wird. Die verarmten Eltern ziehen ebenfalls nach *Wienna*. Ihr Statusverlust wird auch für *Cyrlis* spürbar, denn sobald sie „sich nicht mehr galant hielte / sondern als ein rechter Aschenbrödel einhergieng / war kein sonderlicher Appetit zu courtesiren da“, und die spendablen Freier bleiben aus (S. 164). Außerdem wirft die Kammerfrau ihre Schwester *Damalia* und deren Familie hinaus, weil sie kein Kostgeld mehr zahlen können. Nun leben *Mirandel*, *Damalia* und *Cyrlis* in einem kleinen verdreckten Haus zur Untermiete und übernehmen verschiedene Aufträge: *Mirandel* schreibt „den Bürgern Gefatter Briefe“; *Damalia* näht; *Cyrlis* klöppelt und verkauft Spitzen. Als *Mirandel* nach zwei Jahren eine Stelle als „teutscher Secretarius“ am Hof zu *Wienna* erhält (S. 167), will *Cyrlis* sofort wieder „ihr voriges Handwerck treiben / und die Bursche zur Liebe anlocken“ (S. 168). Sie und ihre Mutter bringen *Mirandel* dazu, ihnen die Hälfte seines Gehaltes zu geben, „damit sich *Cyrlis* ein Frantzösisch Plackärschgen und was sonst itzige Mode erfordert / schaffen kunte. Kleider machen Leute“ (S. 169). Nun lässt der Erzähler ihre vielfältigen Affären Revue passieren: Zu den ersten Freiern, die sich bei *Cyrlis* einfinden, gehört *Albutius*, der Sohn des Statthalters von *Ferano*. Er studiert in *Wienna*, wird allerdings von seinem Hofmeister streng gehalten. *Cyrlis* merkt, dass bei *Albutius* nichts zu holen ist und gibt ihm „mit einer solchen politischen Manier den Abschied“ (S. 171), dass er nur noch verliebter wird. *Albutius* bemerkt, dass *Cyrlis* Burschen geringeren Standes vorzieht, die ihr mehr spendieren. Um mitzuhaltan, kauft er von einigen zusammengesparten Groschen wenige Ellen Band, das *Cyrlis* indes verächtlich in ihre Schuhe steckt. Schließlich verlässt *Albutius* mit seinem Hofmeister die Stadt. – Ein anderer Student namens *Mons. Liberimontinus* verkauft sein *Corpus Juris*, um sich ein schönes blaues Kleid machen lassen zu können. Obwohl er verprügelt wird, als er *Cyrlis* besuchen will, trägt er ein halbes Jahr ein Freundschaftsband mit ihrer beider Namen um den Arm. – *Cyrlis* selbst ist wiederum in *Mons. Gallando* verliebt, wird aber mit Geld dazu gebracht, auch anderen Höflingen ihre Gunst zu erweisen. So spielt eine Compagnie von Höflingen auf einem Ausflug mit *Cyrlis* „den Kirms-Bauer“ (S. 180). *Gallando* schleicht ihnen nach, und als „die Reihe an *Cyrlis* kam / und da sie auf die Worte: Sie gaben den Bauren einen Kuß / alle um sie herum waren / sprang er geschwinde aus dem Gepüsche hervor“ und überrascht die Gesellschaft (S. 180). *Gallando* verfasst dann ein doppeldeutiges Enkomion auf *Cyrlis*, das er an ihre Tür nageln lässt; es wird zitiert (S. 181–183). Damit ist ihrer beider Liebe zerstört. – *Cyrlis'* nächster Liebhaber ist *Mons. Aretin*, ein Promovend, den sie auf der Straße kennen- und lieben lernt. Sie verspricht ihm die Ehe, sobald er promoviert sei, schwankt aber wieder, als ein reicher, wenn auch unangenehmer Mann um sie wirbt, „ob sie einen Doctor einem Geld-Lümmel / der nichts weiß oder kan / vorziehen wolle“ (S. 188). Ihre Zweifel formuliert sie in einer Ode, die zitiert wird (S. 186f.). Der empörte *Aretin* lässt seine Geschenke durch einen Notar zurückfordern, aber sie werden von *Cyrlis* so beschädigt, dass sie nicht mehr zu verwenden sind.

Auf Betreiben ihrer Mutter bekommt *Cyrlis* nun eine Stelle als „Hof-Mädgen“, wenn auch „[d]er ehrliche Hr. Mirandel [] es nicht vor ein glük [] [schätzte] / sondern vor ein Unglük / daß man das ohne dem muhtwillige Mädgen nach Hofe genommen“ (S. 191). Bald verliebt sich *Mons. Grylleno*, „ein alter Catonischer Magister“, in das schöne Mädchen und schreibt ihr einen umständlichen Brief, der zitiert wird. *Cyrlis* verachtet den „saur-töpfischen Grillenfänger“ und antwortet ihm in herablassendem Ton (S. 195). Um sich ihr persönlich zu zeigen, will *Grylleno* unter *Cyrlis*' Fenster vorbeireiten, wird aber dabei beinahe zu Tode geschleift, weil er nicht reiten kann. Trotz seiner Verletzungen folgt er *Cyrlis* auf eine ländliche Hochzeit, wo es endlich zu einem persönlichen Gespräch kommt, aber *Cyrlis* weist ihn ab:

„Was sollen diese verwirrte Reden bedeuten? fiel ihm *Cyrlis* abermal ins Wort / meynet ihr daß ich euren Narrnpossen zuhören kan / gehet hin zu einer Bauren Magd und schwatzet der was vor / mich könnet ihr wol mit solchen Albertäten verschonen. Grylleno zog die Schultern ein und sagte: Obedentio [i.e. oboedientia, A.W.] est maxima reverentia, hiermit gieng er davon“ (S. 203).<sup>313</sup>

Nun lernt *Cyrlis* einen Mann kennen, dessen betrügerischen Fähigkeiten sie unterliegt: Ein vornehmer Kavalier bei Hofe namens *Mons. Tritorin* macht sich mit *Cyrlis* und ihrer Familie bekannt, um in ihrem Hause verkehren zu können. Er hält bald „in optima forma um eheliche Liebe bey der Jungfer an“ (S. 208). Gerüchte, dass *Tritorin* bereits verheiratet sei, hält *Damalia* für den Ausdruck von Neid und Missgunst. Als *Mirandel* zögert, in die geplante Heirat einzuwilligen, bitten *Damalia* und *Cyrlis* ihn schriftlich, er möge seine Werbung wiederholen. *Tritorin* erhält die Briefe in geselliger Runde und fängt

„überlaut an zu Lachen []/ und sagte zu den andern: Ihr Herrn / was mache ich? Ihr wisset daß mir heute meine Frau geschrieben / wie sie einen jungen Sohn gebohren / und mich solchen tauffen zu lassen / nach Hause beruffen. Jetzo bekomme ich Briefe / daß ich auf die Freyt kommen soll. Was mache ich nun ? lasse ich mein Kind tauffen / oder gehe ich hin und nehme noch eine Frau? Was da vor ein spöttlich Gelächter erfolgt / ist mein Feder sattsam auszudrücken / viel zu schwach“ (S. 210f.). [Kap. XXXIV–XLIV, S. 161–211]

Von dem darauffolgenden Liebhaber, der keinen eigenen Namen erhält, wird *Cyrlis* geschwängert. Für den jungen Mann gehört eine solche Liebschaft zum gehobenen höfischen Lebensstandard, „[d]enn als dieser wegen seines politischen Gemüths eine feine Charge bey Hofe erhalten / gedachte er auch einen Freyer [...] bey *Cyrlis* abzugeben.“ (S. 212) Das Verhalten des Höflings erscheint präzise beobachtet; auch die ersten Zeichen der Schwangerschaft bei *Cyrlis* werden detailliert beschrieben: Angesichts ihrer Schwangerschaft „müste sie nun alle Politische Stückgen hervor suchen / damit sie ihre Schande vertuschen möge“. Ihre Mutter rät ihr, das Kind auf dem Lande zur Welt zu bringen, um es dort beiseite zu schaffen. Um sich auf unauffällige Weise vom Hof entfernen zu können, soll sich *Cyrlis* melancholisch stellen, was sie auch tut. An einem abgelegenen Ort bringt *Cyrlis* einen Jungen zur Welt. Sie gibt ihn ihrer Magd *Valiere*, die ihn ins Wasser werfen und ertränken soll. *Valiere* wird jedoch mitleidig und legt das Kind an einen Feldweg, wo es von einem Bauern gefunden wird. Dessen Frau, die „eben im Kindbette war“ (S. 217), legt das Findelkind gemeinsam mit dem eigenen Kind an die Brust. *Cyrlis* kehrt nach sechs Wochen an den Hof zurück, wo eine Hofdame beobachtet, „daß ihr wegen allzu fester Zusammenschnierung die Milch aus den Brüsten durch die Kleider gedrun-gen“ ist (S. 217). Nun wird *Cyrlis* von Hebammen untersucht, die feststellen, dass sie vor kurzer Zeit entbunden hat. Während ihre Magd *Valiere* fliehen kann, wird *Cyrlis* festgenommen. Ihren Beteuerungen, das Kind sei tot geboren worden, schenkt man keinen Glauben. Schließlich gesteht sie unter Folter, „daß sie ein frisches Kind gebohren / solches aber durch ihre Magd ersäuffen lassen“ (S. 218). Sie wird zum Tode durch das Schwert verurteilt. Auf die Nachricht ihres Todesurteils reagiert *Cyrlis* „so freudig / daß man sich drüber verwundern müste. Zum Sterben bereitete sie sich über alle massen wol / und nahm von Vater und Mutter im Gefängniß schriftlich Abschied.“ (S. 219) Von einer Bekehrung ist nirgends die Rede, doch hat sich *Cyrlis*

<sup>313</sup> Die lateinische Wendung meint: „Gehorsam ist die größte Empfehlung.“

Verhalten derart verändert, dass eine Läuterung vorausgesetzt werden muss. Die Abschiedsbriefe an ihre Eltern werden zitiert: Während sie ihren Vater um Vergebung bittet, verflucht sie die Mutter wegen ihres verantwortungslosen Handelns. Am Tag ihrer Hinrichtung erregt die schöne *Cyrlis* das Mitleid aller Zuschauer auf dem Platze. Sie lehnt jede Gnade ab, stattdessen hält sie

„eine Abschieds-Rede/ in welcher sie iedermänniglich von der geulen Liebe / welche sie einzig und allein in das Verderben gestürtzet / treulich abmahnete. Endlich beschloß sie mit diesen nachdenklichen Worten: Lernet an mir Sterbenden hinführo lieben / und an einer zum Tode verurtheiteten Euch vor dem Tode hüten“ (S. 225).

Das Publikum weint vor Rührung. *Cyrlis* singt noch ein selbst verfasstes Lied, dann holt der Henker zum Hieb aus. In diesem Augenblick lässt sich eine Stimme vernehmen, *Cyrlis* sei unschuldig. Es ist *Valiere*, die *Cyrlis'* Kind bei den Bauern gefunden und mitgebracht hat. Ihre Aussagen werden überprüft und bestätigt, und *Cyrlis* wird „mit Frolockung alles Volckes“ freigelassen (S. 230). Noch am selben Tag sucht *Andradius*, ihr erster Liebhaber, *Cyrlis* und ihre Eltern auf: Er kam zufällig zur Hinrichtung und ist nun „vor Liebe / Mitleyden und Freude so eingenommen“, dass er sich mit *Cyrlis* verlobt. Ihre Hochzeit schließt sich an, und das Paar zieht auf die adeligen Güter, die *Andradius* inzwischen von seinem Vater geerbt hat. *Valiere* erfährt, „daß ihr lahmer *Phrygo* das andere Bein auch zerbrochen“ hat, und heiratet den alten Schulmeister. Als sie nach wenigen Jahren zur Witwe wird, wird sie von *Cyrlis* und *Andradius* in ihren gemeinsamen Haushalt aufgenommen. Damit endet der Roman vom *Politischen Hof-Mädgen* so lapidar wie märchenhaft: Denn sie „brachten ihr Leben zusammen in aller Vergnüglickeit zu. ENDE“ (S. 232) [Kap. XLV–L, S. 211–232].

### III. Diverse Geselligkeiten

Die dritte Gruppe politischer Romane umfasst sechs verschiedene Texte, deren Handlungsrahmen das gesellige Milieu ihrer Protagonisten bildet. Dabei kann es sich um thematisch bestimmte Gesprächsgruppen handeln, die entweder durch die Auseinandersetzung mit einem vorangegangenen Gattungsexemplar (*Der ausgekehrte Politische Feuermäuer-Kebrer*, *Der castrirte Maul-Affe*) motiviert werden oder implizit eine bei Christian Weise gefundene bildhafte Bemerkung zum „praece-dentz-Streit umb die Narren=Kappe“ zur Grundlage einer Diskussion unter gebildeten Männern machen (*Die Politische Narren-Kappe*).

Eine derartige thematische Vorgabe fehlt drei Romanen, die ihre Figuren zu sommerlicher Geselligkeit und zu unterhaltsamen Gesprächsrunden zusammenführen: Es handelt sich um die Titel *Der Politische Leyermann* (1683), *Das Politische Klatschmaul* (1683) und *Der Politische Tobacksbruder* (1685).

Eine ersehnte, erste Ausfahrt des Protagonisten aufs Land trotz widriger winterlicher Witterung bildet auch den Beginn der Weise'schen Traumerzählung *Die drey Hauptverderber*. Das städtische und das ländliche Leben stehen in Weises erstem satirischem Roman – ähnlich wie in der sogenannten Schäferdichtung – in einem prononcierten Gegensatz, der zivilisationskritisch gedeutet wird.

Den eben genannten Politischen Titeln fehlt ein solcher Impetus: Das Land ist weniger die Sphäre des guten Lebens als ein Ort, an dem man sich unterhalten und erholen kann. Anfang und Ende dieser drei Romane werden durch den Wechsel der Jahreszeit vorgegeben: Die Handlung – der Landaufenthalt, die Spaziergänge, das gemeinsame Essen und die Gesprächsrunden im Garten – ist an warmes Wetter gebunden. So schließen diese drei Romane auch mit dem sich neigenden Sommer: Aus dem die Rahmenerzählungen der ersten Gruppe prägenden Aufbruch in eine unbekannte Welt, die es zu erfahren gilt, ist hier das alljährliche Ritual einer Gruppe von Bekannten oder Freunden geworden, sich in der warmen Jahreshälfte so oft wie möglich auf dem Land zu treffen. Der Bewegungsradius der Figuren ist beschränkt, man bleibt vor den Toren der Stadt. Insgesamt liegt diesen Romanen damit ein Handlungsschema zugrunde, das einer dem Text vorausliegenden, festgelegten Ordnung folgt. Voraussetzung für diese Ordnung ist die Wiederholbarkeit der Handlung; dementsprechend bedarf sie eigentlich keines übergeordneten Motivs, und auch nur in einem der Romane, im *Politischen Leyermann*, wird anfangs ein für alle verbindliches, gesellschaftspolitisches Gesprächsthema vorgeschlagen. Für alle Texte dieser Gruppe scheint ihr

außerliterarischer Zweck bzw. ihr gesellschaftlicher Gebrauchszusammenhang bedeutsamer als ihre inhaltliche Kohärenz zu sein.<sup>295</sup>

### 1. *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer (1682)*

Zum Titelkupfer:

Das Titelkupfer zeigt, wie Beers Werk *Der politische Feuermäuer-Kehrer* von Frauen und Männern in einer vornehmen geselligen Runde diskutiert und kritisiert wird (Abb.xx 10). Die untere Hälfte des Bildes zeigt die Gartengesellschaft, die obere Hälfte setzt ihr Gesprächsthema in Szene.

Im Vordergrund sitzt eine sechsköpfige Gartengesellschaft um einen Tisch herum in einer Laube. Es sind drei Männer und drei Frauen, von denen die meisten freundlich aus dem Bild heraus blicken. Rechts von der Laube steht eine weitere Frau: Sie verbindet mit ihrem Blick die beiden Bildhälften. In der oberen Bildhälfte ist – perspektivisch eigentlich unmöglich – zu sehen, was hinter der Gartenhecke passiert: Auf freiem Feld fordern zwei gutgekleidete Männer einen Schornsteinfeger zum Spießbrutenlaufen auf. Der rechts kniende Schornsteinfeger ist im Profil gegeben, er ist spiegelbildlich zu dem knienden Schornsteinfeger im *Politischen Feuermäuer-Kehrer* gestaltet. Den Bildhintergrund bilden ein wolkiger Himmel, eine Stadtkulisse und Berge.

Das Titelkupfer wird nicht eigens erläutert, doch spätestens die Vorrede verdeutlicht, dass hier sowohl die fiktive Gesprächsrunde als auch ihr Anliegen dargestellt sind: Die Vorrede argumentiert, *Der politische Feuermäuer-Kehrer* habe sich nicht an die Regeln seines Berufs gehalten und müsse sich nun gefallen lassen, sich „das Satyrische Wamst sattsam ausklopfen zu lassen“.<sup>296</sup> Mit der gemischtgeschlechtlichen Gesprächsrunde werden ikonographische Elemente aufgegriffen, wie sie von Konversationsbüchern, insbesondere Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspielen*<sup>297</sup> bekannt sind. In ostentativer Gegenüberstellung zur Beer'schen Satire werden hier Verhaltensideale propagiert, zu denen der respektvolle Umgang mit Damen und das höfliche Gespräch in einem idyllischen, eher höfischen Ambiente gehören.<sup>298</sup> Demgegenüber treten aggressive Aspekte (Spießbrutenlauf des *Feuermäuerkehrers*) und die städtische Szenerie in den Hintergrund.

<sup>295</sup> Es wurde bereits bemerkt, dass die Politischen Romane stark auf gesellige Kontexte und kollektive Bräuche bezogen sind. Hinzuzufügen ist, dass die Werke durch die Datierung ihrer Vorreden auf den Jahresbeginn in vielen Fällen von vornherein in einem kommunikativen Kontext situiert und implizit oder explizit als Neujahrsgaben ausgewiesen werden, wie sie unter befreundeten Erwachsenen üblich waren. Das bestätigt nochmals, dass die Erzählungen in einem freundschaftlichen, personalen Kontext situiert werden, der das anonyme Publikum zum Teil vertritt, zum Teil scharf mit ihm kontrastiert. – Eine informelle Rezeption stellt Franz Eybl auch für Sammlungen sogenannter garstiger Lieder in Augsburg fest, vgl. Eybl: *Verdrängte Gesänge*. 2004. Vgl. auch Bächtold-Stäubli: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band VI, Sp. 1038.

<sup>296</sup> [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. IX.

<sup>297</sup> Vgl. den linken Teil des zweiseitigen Titelkupfers von Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächspiele*. 1644.

<sup>298</sup> Dem Text zufolge trifft sich die siebenköpfige Gesellschaft zum Gespräch über den *Politischen Feuermäuer-Kehrer* in der Grotte eines „neuangelegten Lust=Gartens an einen nah und ferne mannlich gepriesenen Hofe“, vgl. [Riemer:] *Feuer-Mäuer-Kehrer*. [1682] 1996, S. 31.

Zum Handlungsverlauf:

Dieses Buch ist nicht als Gattungsexemplar, sondern als direkte Replik auf Beers Roman *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* intendiert.<sup>299</sup> Zunächst wird Beers Werk von den Teilnehmern einer geselligen Gesprächsrunde unter verschiedenen Gesichtspunkten kritisiert; später wird dieser fiktive Rahmen aufgegeben, und die Auseinandersetzung mit dem Roman Beers erfolgt in Form einer Schrift eines anonym bleibenden Gesprächsteilnehmers. Der Text des *Ausgekehrten Politischen Feuermäuer-Kehrs* verteilt sich auf zwei Bücher: Das erste führt ins Thema ein, das zweite enthält die in sieben Themen gegliederte Kritik und ist dementprechend umfangreicher.

Das erste Buch beginnt in Straßburg, wo *Johann Pericleus*, ein vorbildlicher deutscher Student, seinen Kommilitonen *Severin von Preis* trifft, der ein thüringischer Adliger und zugleich *Pericleus'* Gönner ist. *Severin von Preis* hat ein Bücherpaket erhalten, in dem sich auch der Roman *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* (dessen Kupfertitel abgebildet wird) befindet. *Monsieur Preis* erfährt, dass sein Vetter „diesem Buch verschuldete Gegenpart halten“ wird, auch „in öffentlichen Druck“ (S. 10). Die beiden Studenten besuchen Straßburger Buchläden und Druckereien, um den im Titel des *Feuermäuer-Kehrs* angegebenen Druckort zu überprüfen.<sup>300</sup> Dabei erfahren sie, dass derartige Titel unter der Ladentheke versteckt werden, aber die Buchhändler mit ihnen große Gewinne machen können. – Nach Straßburgs Kapitulation gegenüber den Franzosen reisen die beiden Studenten nach Frankfurt am Main. Während der Kutschfahrt wird die aktuelle Situation im Elsass diskutiert.<sup>301</sup> Aus der Perspektive eines Schweizer Sekretärs, eines Schuhmacher-gesellen und der beiden Studenten wird ausführlich erörtert, was der französische Sieg bedeutet (S. 16–29). – In Frankfurt am Main liegen Briefe ihrer Eltern: *Pericleus* soll die Universität wechseln – und verschwindet damit aus der Geschichte. *Monsieur Preis* soll nach Hause zurückkehren, wo er den erwähnten Vetter trifft, der ihm eine größere Gesprächsrunde inklusive einiger Damen zu dem inkriminierten Titel *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* ankündigt. [Buch I: Kap. I–III; S. 1–30]

Im zweiten Buch wird die Gesprächsrunde eröffnet: In einem Garten finden sich sieben, meist vornehme Personen zusammen. Es handelt sich um das Freifräulein *Sylvia*, die hochadelige *Marcellina* mit ihrer Hofdame *Loyse*, dann die beiden Vettern *Monsieur Clodoald* und der bereits bekannte *Monsieur Preis*, außerdem einen Lizentiat der Rechte namens *Cardistio* und die alte Aufwärterin *Elisabeth*. Ein Lakai liest den *Feuermäuer-Kehrer* zunächst vor, anschließend werden Werk und Autor kritisiert. Man empfiehlt dem Verfasser – damit auf Beers Autorschaft anspielend – eine Weile ins *Narrenspital* zu ziehen. Die gesprächsweise dargebotene Kritik des Werkes wird in sieben Aspekte gegliedert. [Buch II: Kap. I; S. 31–35]

<sup>299</sup> Das Werk hat vor allem wegen seiner Verteidigung der Frauen gegenüber der misogynen Perspektive Beers die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden, vgl. Hardin: *Johann Beer's Der politische Feuermäuer-Kehrer*. 1981; dazu jetzt auch Solbach: *Johann Beer*. 2003, passim. – Jacobsen hält Johannes Riemer für den Verfasser, eine wenig überzeugende These. Dagegen weist sie zurecht darauf hin, dass die Verfasser der Politischen Romane einander vermutlich kannten und überdies die Lektüre ihrer Werke auch in höfischen und gelehrten Kreisen vorausgesetzt wird, vgl. Jacobsen: *Johann Beer*. 1991, S. 59f.

<sup>300</sup> Beers Buch *Der Politische Feuermäuer-Kehrer* erschien „mit falschen namen des druckers“ und wurde von der Zensur verfolgt. Vgl. die Akten der Leipziger Bücherkommission SL TIT XLVI 153, Bl. 45r.

<sup>301</sup> Nach dem Frieden von Nijmegen begann Ludwig XIV., die sogenannte Elsassfrage für sich zu entscheiden: Im Herbst 1680 wurden das Straßburger Landgebiet unter königliche Verwaltung gestellt. Im September 1681 wurde die Reichsstadt Straßburg, die auf einen französischen Angriff militärisch nicht vorbereitet war, besetzt.

1) Unter dem Titel *Der abgeschmackte Schimpf und Ernst* wird der *Feuermäuer-Kehrer* unter Anspielung auf Johannes Paulis berühmte Schwanksammlung *Schimpf und Ernst* einer breitere Leserschichten erreichenden Unterhaltungsliteratur zugeordnet und dabei als Literatur mit regionalem Ursprung qualifiziert. Solche Titel wie Beers Roman gelten als literarische Mode und werden mit ähnlichen Büchern in Frankreich und Italien verglichen. Diese verfolgen ehrenwertere Darstellungsabsichten als die populären deutschsprachigen Lesestoffe, denn ihre

„Intention [ist, A.W.] iederzeit auf beyläuffige Moralische Lehren und Exempel / oder das Aufnehmen der Sprachen / zuweilen auch auf die Gebrechen des geführten Staats mehr / als etwan auf die Liebe müssiger Personen / des gemeinen Pöbels frolocken / und Abgang der Exemplarien gerichtet gewesen“ (S. 37f.).

Der Autor des *Feuermäuer-Kehrer* wird der Indiskretion beschuldigt, überdies verdächtigt man ihn, aufgrund des Schreibens seine eigentlichen Amtsgeschäfte zu vernachlässigen. Der Lizentiat *Cardistio* nennt literarische Beispiele für eine gelungenere Verwirklichung satirischer Intentionen, insbesondere Boccalinis *Relationes ex Parnasso*. Als vorbildliche Satiriker gelten auch Balthasar Schupp und Christian Weise. Der Autor des *Feuermäuer-Kehrer* habe weder im Namen der Wahrheit noch zugunsten des gemeinen Wohls geschrieben, sondern aufgrund einer „Privat-Rache“ (S. 45). [Buch II: Kap. II; S. 35–49]

2) Das nächste Kapitel gilt einem zentralen Thema der Weibersatiren, der misogynen Kritik an der „Liebe des Frauen=Zimmers“. Die Dame *Loyse* bemängelt, dass diese Bücher nicht an das Gewissen ihrer Leser appellierten: Solche Unterhaltungsliteratur errege eben nur „Belustigung“, nicht „Abscheu“ (S. 50). Frauen würden hier „den jungen Leuten [...] als Sirenen“ vorgestellt (S. 56). Es wird darüber diskutiert, welche Bedeutung die Liebe für Frauen hat: *Monsieur Clodoald* befürwortet, dass in einer Ehe beide einander lieben sollten. *Sylvia* kritisiert, dass für unglückliche Beziehungen allein die Frauen und ihre „heillosen Begierden“ verantwortlich gemacht werden (S. 56). Der Lizentiat *Cardistio* hält es für möglich, dass die Frauen „dem Lieben weit ergebener“ seien als die Männer (S. 63). [Buch II: Kap. II [i. e. III]; S. 50–63]

3) Mit dem Titel „Die gemeine Klage“ werden die ehelichen Verhältnisse angesprochen: Gegen ungerechtfertigte Eifersucht wird die Lektüre des Romans *Der Gute Mann* empfohlen. *Marcellina* trägt ein langes selbst verfasstes Gedicht vor, das vom Ehestreit zwischen *Hermolaus* und *Fallora* handelt (S. 67–89). Nicht nur die Verdrießlichkeit des Ehelebens, sondern auch die sogenannte „Winckel=Liebe“ des Gesindes sei beklagenswert, so *Cardistio*: Es sei ein berechtigtes, wenn auch vom Autor des *Feuermäuer-Kehrer* unzureichend verwirklichtes Anliegen, auf derartige Machenschaften des Gesindes aufmerksam zu machen. [Buch II: Kap. III [i. e. IV]; S. 64–92]

4) Hier löst sich die gesellige Runde auf, aber die Damen bitten darum, „den Verweiß noch rückstelliger [...] Streiche [...] in öffentlichen Druck zu vollführen“ (S. 94). Ein ungenannt bleibender Herr verspricht, diese Bitte zu erfüllen. Er widmet sich zunächst den „ungebührlichen Personalien“, so auch der Titel dieses Kapitels: Darin wird dem Autor des *Feuermäuer-Kehrer* vorgeworfen, dass er die privaten Lebensumstände angesehenen Leute verspottet habe; er wird als „Haus=Verräther[.]“ bezeichnet, und ihm wird angedroht, man werde es nicht zulassen, „daß ein dermassen super-kluger Essenfeger in Schlössern anders / als seiner Arbeit und Beruffs warte“ (S. 96). Der Autor wird darauf hingewiesen, dass es andere gebe, zu deren legitimen Aufgaben es gehört, die Laster zu tadeln. So wie manche Theologen nur außergewöhnliche, nicht aber alltägliche Sünden tadelten, habe er nur „Fehler der Grossen“ kritisiert. [Buch II: Kap. IV [i. e. V]; S. 93–100]

5) Im Mittelpunkt steht die Verteidigung der Studenten, denen im *Feuermäuer-Kehrer* „Hanrey-Possen“ angelastet werden. Studenten seien nicht nur Müßiggänger, sondern stellten beehrte Gesellschafter dar, sofern sie ein angenehmes Äußeres, Höflichkeit und Gelehrsamkeit besäßen. Lediglich einige versuchten, weil Aufstiegs- wie Heiratschancen selten seien, auf unredliche Weise an ein Amt oder/und an eine Frau zu kommen; diese würden wohl im *Feuermäuer-Kehrer* angesprochen. Generell sei das schlechte Ansehen der Studenten aber nicht gerechtfertigt. [Buch II: Kap. V [i. e. VI]; S. 100–111]

6) Für eine „Poetische Musterung“, die der Titel des Kapitels ankündigt, fühlt sich der Kritiker eigentlich nicht kompetent. Um „die deutsche Poesie“ im *Feuermäuer-Kehrer* zu beurteilen, beruft

er sich aber auf die „unüberwindliche[ ] Wahrheit“ – und rekurriert pauschal auf die poetologischen Vorgaben Pierre de Ronsards. Die Poesie, so lautet der allgemeine Vorwurf, werde in Beers Roman zum „Scharwenzel“ gemacht; seine poetischen Erfindungen seien „nicht scharfsinnig und ergetzlich genug“ und die Epigramme eigneten sich nicht als politische Ratschläge. Empfohlen werden „die Herr / Harsdörffer / Opitz / Zäsen / Rist / Flemming / Neumarck / Gryphius / und andere Hochansehnliche Poeten dieser Zeit“, auch die Aktivitäten der Fruchtbringenden Gesellschaft werden gelobt. Der Autor des *Feuermäuer-Kebrer* wird mit verschiedenen Schuhmachern und Barbiergesellen verglichen, die sich mit ihren zahllosen Gelegenheitsdichtungen ein fremdes Handwerk anmaßen. [Buch II: Kap. VI [i. e. VII]; S. 112–121]

7) Abschließend sollten die „schlüpfrigen Reden“ im *Feuermäuer-Kebrer* und einem nicht namentlich genannten zweiten *Tractätgen* desselben Autors getadelt werden, doch der ungenannt bleibende Kritiker will es dann doch „bei bisherigen Streichen bewenden“ lassen. Er behauptet, es genüge ihm, sich rächen zu können, er müsse aber die Rache nicht ausführen. Illustriert mit einer historischen Anekdote über Ludwig XI. wird dem gerade erscheinenden Roman Beers *Der Politische Bratenwender* Glück beim Publikum gewünscht. Vermutlich lag Johann Beer die anonyme Kritik des *Ausgekehrten Politische Feuer-Mäuer-Kebriers* nach Abschluss seines Romanmanuskriptes vor; und die nachgetragenen Paratexte müssen vor dem Hintergrund gelesen werden, dass der Anonymus von der Verfasserschaft Beers wusste. Beide Titel, der *Bratenwender* und die Replik auf den *Feuermäuer-Kebrer* erscheinen nahezu gleichzeitig zur Ostermesse 1682. Die Ankündigung des ungenannt bleibenden Kritikers, ein weiteres Werk unter dem Titel *Die Politisch=verborgene Laterne* zu publizieren, um den *Bratenwender*-Roman kritisch zu beleuchten, fungiert deutlich als effekthascherische Zugabe. [Buch II: Kap. VII [i. e. VIII]; S. 121–124]

## 2. **Antonio Turchetto: Der Castrirte Maul-Affe (1682)**

Zum Titelpuffer:

Zusammen mit dem Kurztitel weist die dargestellte Kastration eines Affen darauf hin, dass mit dem vorliegenden Buch der *Politische Maul-Affe* in einer gekürzten Version vorliegt und verspottet nun seinerseits das Werk des Vorgängers in der Tradition der Schandbilder (Abb.xx 11).<sup>302</sup>

Das Bild zeigt einen nach links offenen Raum, in dem ein angeketteter Affe auf einem Tisch sitzt. Links davon steht ein Mönch mit Tonsur und Kutte, der ein Messer schärft. Über dem Affen ist ein Spruchband zu sehen, auf dem *der Castrand* zu lesen ist. Vorne rechts verstellt ein auseinandergefalteter Paravent zwei Drittel des Raumes; auch auf diesem sind Affen abgebildet. Links hält ein Pfeiler den Durchbruch, der durch einen Vorraum hindurch den Blick nach draußen ermöglicht: Man sieht eine Terrasse, dahinter eine Landschaft mit Bäumen und einer Mühle.

Zu diesem Titelpuffer liegt keine Erklärung vor: Zu sehen sind die Vorbereitungen für eine Kastration; die Szene veranschaulicht damit das zentrale Anliegen des Werkes, den *Politischen Maul-Affen* zu kürzen und zu entschärfen, als „Kastration des Politischen Unthieres“.<sup>303</sup> Der Umstand, dass es sich bei dem Mann, der die Kastration durchführt, um einen Mönch handelt, soll vielleicht Rückschlüsse auf den Autor nahelegen.<sup>304</sup> Dabei kann es sich indes auch um eine gezielte Irreführung des Publikums handeln.

<sup>302</sup> Vgl. das Beispiel eines Schandbildes um 1490, auf dem ein Schinder, der einem auf dem Rücken liegenden Pferd die Haut abtrennt, in ähnlicher Haltung dargestellt ist, nämlich mit einem gezückten Messer, das auf das – nicht zu sehende – Geschlecht des Tieres deutet. Vgl. Lentz: *Konflikt*. 2004, S. 216f. [Nr. 67].

<sup>303</sup> Zitate werden entweder im fortlaufenden Text nur mit der Seitenzahl oder in den Anmerkungen mit dem Kurztitel, *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, und der entsprechenden Seite belegt, hier S. 4.

<sup>304</sup> Hier ließe sich an die von Riemer verspottete Figur des *Peterus Fattersack* alias *Pulsius* denken, vgl. dazu die entsprechenden Abschnitte zu den beiden Romanen in Teil C.

Zum Handlungsverlauf:

Das Vorwort geht in die Erzählung über, die ausnahmsweise selbst nicht in Kapitel eingeteilt ist. Das Buch stellt eine Auseinandersetzung mit dem *Politischen Maul-Affen* von Johannes Riemer dar und besteht zu großen Teilen aus Passagen, die fortlaufend – verändert oder unverändert – daraus übernommen wurden. Auffällig ist, dass die Übernahmen aus Riemers Roman genau an dem Punkt abgebrochen werden, als dessen Protagonisten die Stadt Ronza erreichen: Die satirischen Episoden, die bei Riemer dann folgen, gelten den Mitgliedern des städtischen Rates von Ronza, und es sind sehr wahrscheinlich genau die Passagen, in denen sich die Weißenfelder Ratsmitglieder, die den *Politischen Maul-Affen* als Schmähschrift betrachteten und Riemer beim Herzog verklagten, wiedererkennen. Der Grund für diese Kürzung wie für die übrigen im *Castrirten Maul-Affen* vorgenommenen Auslassungen sind wohl die leicht erkennbaren regionalen und persönlichen Bezüge der bissigen Satire.<sup>305</sup>

Der fiktive Rahmen des *Castrirten Maul-Affen* besteht darin, Riemers Text mit diversen Lesern aus unterschiedlichen sozialen Milieus zu konfrontieren und ihn von diesen kommentieren zu lassen; auch Figuren aus Riemers Roman treten hier wieder auf.<sup>306</sup> Die Lektüre wird in eine Reihe willkürlicher Gesprächssituationen überführt, die prinzipiell fortsetzbar bleibt. Dabei geht es weniger um die Riemer'schen Protagonisten als um die von ihnen in der Erzählung verhandelten Themen. Im weiteren Verlauf der Erzählung werden deren eigenständiger Rahmen und die durch diesen ermöglichten Amplifikationen allerdings immer inkonsistenter, so dass sich das Verfahren immer mehr darauf beschränkt, Riemers Werk um anstößige, als persönliche Beleidigungen erkennbare Passagen zu kür-

<sup>305</sup> Es handelt sich also keineswegs um einen bloßen Abdruck des Riemer'schen Werkes, dies gegen Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 73, Anmerkung 83. Es ist festzuhalten, dass die Intentionen des pseudonymen Autors nicht darin aufgehen, siehe die folgende Anmerkung.

Krause würdigt den *Castrirten Maul-Affen* dagegen als „Beitrag zur Herausbildung einer literarischen Öffentlichkeit“, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 411f.

<sup>306</sup> Es handelt sich also nicht um einen geselligen Kreis, wie Hirsch schreibt, sondern eher um einen Reigen von Vertretern verschiedener Lesergruppen. Vgl. Hirsch: *Bürgertum*... 21957, S. 73, Anmerkung 83. In diesem Sinn auch Krause: *Feder*. 1979, S. 412. – In der ersten Hälfte des *Castrirten Maul-Affen* werden dabei des Öfteren kommentierende Passagen des *Politischen Maul-Affen* umformuliert zur zitierten Figurenrede: Was also bei Riemer als Kommentar eines heterodiegetischen Erzählers erscheint, wird hier den fiktiven Lesern zugeschrieben, bspw. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 49. Auch an anderen Stellen besteht die wörtliche Rede der Figuren des *Castrirten Maul-Affen* aus Zitaten des *Politischen Maul-Affen*. Überdies kürzt *Turchetto* nicht nur in signifikanter Weise den Riemer'schen Text, sondern verändert und erweitert einige Male auch solche Passagen des Riemer'schen Textes, die er als Zitat ausgibt, vgl. S. 82f. Damit wird in der ersten Hälfte des *Castrirten Maul-Affen* nicht nur deutlich, dass *Turchetto* einen ausgeprägten Sinn für die besonderen erzählerischen Schwierigkeiten einer Paraphrase hat, sondern auch, dass seine literarischen Absichten über einen bloßen Angriff auf den Verfasser des *Politischen Maul-Affen* hinausgehen.

zen. Insgesamt wird das Verfahren vor dem Hintergrund eines spezifischen Gattungsverständnisses verständlich: Die Politischen Romane gelten als unterhaltende Traktate. Dabei distanziert sich der pseudonyme Autor *Antonio Turchetto* grundsätzlich von der von Riemer vertretenen Auffassung populärer politischer Literatur und plädiert für eine mildere Form der satirischen Darstellung, ohne jedoch auf deren appellativen und mahnenden Charakter verzichten zu wollen.<sup>307</sup>

Drei Studenten unterschiedlicher Nationalität treffen sich täglich nach dem Ballspiel im Ballhaus, um sich den *Politischen Maul-Affen* vorzulesen und einzelne Kapitel zu diskutieren. Es handelt sich um *Turchetto*, „ein lustiger Italiäner“, *Racazza*, „ein Teutscher mit einem Italiänischen Namen“ und *Bontempi*, „ein gebohrner Frantzose“, der nur gebrochen Deutsch spricht. Der extradiegetische homodiegetische Erzähler, der in einem Vorspann kritische Anmerkungen angekündigt hat,<sup>308</sup> will sich auf freundliche Weise mit dem Buch Riemers auseinandersetzen. Diesem Zweck dient auch seine einleitende Bemerkung, sich völlig hinter die Aussagen der von ihm zitierten Figuren zurückziehen zu wollen:

„Bitte auch mich alle wege zu entschuldigen / alldieweil das Bedencken / über die mündlichen Halb=Menschen [eine Verballhornung von *Maul-Affen*, A.W.] und alle davon vorfallende Urtheils=sprüche nicht mein sondern etzlicher Nationalisten seyn / welche sich verweihen im ballhause mit ihrem judicio also vernehmen liessen. [...] Damit ich aus aller Gefahr der Feindschafft bin / will ich den Wortwechsel dieses National-Gespräches in seiner besten Form abfassen und nicht mehr erzehlen / als was jede Person vor Einfälle beygetragen.“

Das erzählerische Verfahren, mittels zitierter Figurenrede den Eindruck von Unmittelbarkeit zu erzeugen, ohne das Geschehen eigens zu kommentieren, wird weitestgehend durchgehalten.<sup>309</sup>

*Racazza* liest das erste Kapitel des *Politischen Maul-Affen* vor, das von den Schülern *Philurt* und *Tamiro* und ihren Liebeshändeln handelt.<sup>310</sup> Angeregt durch die Lektüre sprechen die drei jungen Männer über die Vorliebe junger Frauen für Schüler. Später diskutieren sie über *Tamiros* Liebesbrief,<sup>311</sup> über den zornigen Cantor und verführte Eheversprechen. Zu den gelesenen Episoden

<sup>307</sup> So erscheint es plausibel, dass andere gesellige Aspekte des Riemer'schen Werkes für *Turchetto* uninteressant sind: Die im *Politischen Maul-Affen* enthaltenen Lieder und Gedichte ignoriert er.

<sup>308</sup> Vgl. Abschnitt B. II. 3. e).

<sup>309</sup> Lediglich der Wechsel der Leser, ihr Abgang und ihre Ankunft werden motiviert oder doch beschrieben; vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 99 und öfter.

<sup>310</sup> Ihre Lektüre bzw. der Handlungsverlauf des *Politischen Maul-Affen* wird nicht eigens referiert; auch auf Varianten kann an dieser Stelle nur selten eingegangen werden.

<sup>311</sup> Der Brief *Tamiros* wird – entgegen den Behauptungen *Turchettos*, Riemers Text von anstößigen Stellen befreien zu wollen – um einen pikanten Passus erweitert: Bei Riemer berichtet *Tamiro* seiner angebeteten *Evlinde* davon, dass seine Zimmerwirtin ihn mit seinem geheim gehaltenen Liebesverhältnis aufziehe. *Tamiro* bemerkt, dass ihm diese Spötteleien gefallen: „Meine HOSPITA fragte mich auch / warum ich so betrübt wäre. Sie vexierte mich auch mit ihr / Jungfer Evlindgen. Es gefiel mir trefflich wol. Aber ich bat / Sie möchte es doch bey sich behalten. Welches Sie wohl thun wird.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 13,28–13,31.

*Turchetto* erweitert diesen Passus um eine als Liebesträum ausgegebene Schilderung einer Onanieszene, verschärft damit also die Vorlage: „Meine Hospita fragte mich auch / warum ich so betrübt wäre. Sie vexierte mich auch mit ihr / Jungfer Eulindgen. Es däuchte mich auch gut / und höre nichts liebers / als wenn ich von ihr höre. Alle Nacht traumet mich von Ihr: Wie ich Sie im Arme hätte; wie ich ihr baumwöllenes Mündlein küssete / wie ich an ihr Ehren=Kränzlein röche: jene Nacht däuchte mich gar sie wäre gestorben. O wie Pfützen=naß war mein Hauptküssen / von thränen meyne ich / so Ich umb Sie vergossen. Es gefält mir trefflich wol wenn sie mich mit ihr vexiren. Wie ichs schon geschrieben. Aber ich habe die Wirthin gebethen / Sie möchte es doch bey sich behalten / welches Sie auch wol thun wird.“

assoziiieren sie weitere Vorfälle, die zeigen, dass Verliebten alles zuzutrauen ist und Hunde sich nicht nur als Boten für verliebte Botschaften abrichten lassen. Die Meinungen über den Text sind durchaus unterschiedlich. So kommentiert *Bontempi* den Umstand, dass es im *Politischen Maul-Affen* auch auf dem Sekret zu Liebeszenen kommt, als realitätsgerecht, während *Racazza* diese als anstößig verurteilt:

„Bontempi. Lieb ist nit stoltz. Zeigt sich auff Stroh. Liebst sichs auff hart Banck; in Stall und in Pallast. Racazza. Man hätte diesen Betrug verschweigen und niemals kund machen sollen.

Bontempi. Ey freilich. Ist lustige Poß muß die Leute wiß. Racazza. Es gibt aber böse Exempel: und gleichwie die Liebe allen Menschen anhänget: also kann auch leicht manch richtiges Gemüth einen Anstoß finden“ (S. 48).

Offensichtlich kennen die drei Leser einige der Figuren Riemers selbst: Beispielsweise wissen sie weitere Details von dem verstorbenen „Calenderschreiber“ zu berichten.<sup>312</sup> Angeregt durch die Gespensterepisode im *Politischen Maul-Affen*,<sup>313</sup> erzählt *Racazza* eine andere Geschichte, in der eine vermeintliche Geistererscheinung ebenfalls dazu dient, Liebesbeziehungen geheim zu halten (S. 57–62). Diskutiert wird ausführlich, wie verbindlich freundschaftliche Eide sind (S. 67ff.), aber auch das Verhalten der Stadtwache gegenüber den Schülern ist umstritten (S. 71–76). Bei der Lektüre entstandene Missverständnisse werden geklärt (S. 79); immer wieder wird die Ausbildungs- und Lebenssituation der Schüler erörtert.

Als ihre gemeinsame Lektüre des *Politischen Maul-Affen* bis zum bemüht höflichen Abschied zwischen dem Kaufmann *Judäus* und *Philurt* gelangt ist, verlässt *Bontempi* seine beiden Freunde (S. 98). Als neuer Gesprächspartner kommt ein neugieriger Landschulmeister namens *Pulsius* hinzu, der sich in das Ballhaus verirrt hat. Er behauptet, Riemers „Tractätlein“, insbesondere dessen kritische Passagen über die Geistlichen, bereits zu kennen (S. 101). Der Landschulmeister *Pulsius* behauptet sogar, mit der Figur des *Peterus Futersack* im *Politischen Maul-Affen* sei er gemeint, und erzählt dessen – in der Vorlage nun folgende – Geschichte über Riemer hinaus weiter.<sup>314</sup> *Racazza* und *Turchetto* diskutieren mit *Pulsius*, ob derartige Missstände im geistlichen Stand in solchen Büchern dargestellt werden sollten.<sup>315</sup> Sie erzählen einander weitere Betrügereien; ihre Geschichten ähneln durchaus denen, die *Philurt* und *Tamiro* im *Politischen Maul-Affen* verüben. Lektüre und Gespräch der drei Männer werden von einem Feueralarm unterbrochen.

---

Vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 17. Nicht zuletzt die Betonung des Umstands, dass das Kissen durch Tränen nass geworden sei, stößt die Leser auf die Möglichkeit, dass auch andere Körperflüssigkeiten diese Feuchtigkeit verursacht haben können. Krauses Urteil, die „Kastration“ *Turchettos* gelte vor allem den „Erotica“ muss also deutlich differenziert werden. Dafür spricht – neben dieser Amplifikation – vor allem die Streichung der Passagen, die den Rat der Stadt Ronza betreffen, vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 412.

<sup>312</sup> Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 22,17ff.

<sup>313</sup> Vgl. die Kapitel XII. und XIII. im *Politischen Maul-Affen*.

<sup>314</sup> Vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 98–136. Vgl. dazu die Kapitel XXV. – XXX. im *Politischen Maul-Affen*. Die aus dem *Politischen Maul-Affen* übernommenen Kapitel sind um eine Passage, in der Peterus Futersack die Schwängerung einer Magd vorgeworfen wird, gekürzt, vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 113; demgegenüber Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 34,1–5.

<sup>315</sup> „Turchetto. Freylich übersiehet man lieber eine Schwachheit / welche in dergleichen Stande vorgebet / als daß man groß Wiederholen derselben machet.

Pulsius. Menschen seyn Menschen.

Racazza. Und Engel Engel.

Turchetto: Und Heuchler Heuchler. Ein Geistlicher soll weder dissimuliren noch fuchsschwänzen: Denn in dem ersten ist er falsch und in diesen ein Lügner / der sich selbst ververflich macht.

Racazza. Aber das ist unrecht / wann einer von einem Fehl als ein Mensch übereilet wird / und wird ihm solches von einem Prophan=Scribenten vorgerücket.

Turchetto. Wenn es aber moraliter oder verblühmet geschiehet?

Racazza. Ey! die Periphrasis, in der Logica, welche bey denen Rhetoribus descriptio heisset / machet ein individuum, und endlich die Person bekand.“

Vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 114f. Eine ähnliche Formulierung wird in der Vorrede gebraucht, um zu begründen, warum Riemers Text gekürzt werden muss.

Später wird das liegen gelassene Buch von der Tochter des Ballmeisters und ihrer Magd „im Kehrlicht“ (S. 136) gefunden; daraufhin treffen sich die beiden Mädchen heimlich mit ihren Freundinnen, um es zu lesen.<sup>316</sup> Ohne Kommentar werden nun längere Passagen aus dem *Politischen Maul-Affen* zitiert, darunter auch die Einführung der titelgebenden Formulierung (S. 137–141).<sup>317</sup> Einige Mädchen, die eigentlich „auf etwas Verliebtbes aus dem Buche / warteten“ (S. 141), sind von der Lektüre gelangweilt. Erst der Schwank von einer Magd, die ihrem verwitweten Herrn als Gespenst erscheint, um ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten,<sup>318</sup> erregt ihr Interesse. Drei Mädchen namens *Julia*, *Livia* und *Basina* diskutieren anschließend über zulässige und unzulässige Möglichkeiten, einen Mann zu bekommen. Als sie in ihrer Lektüre fortfahren, stoßen sie auf grundsätzliche Überlegungen dazu, was einen Politischen *Maul-Affen* ausmacht; aufgrund des Desinteresses der Leserinnen meldet sich nun der extra- und homodiegetische Erzähler, kommentiert zunächst die bei Riemer zitierten Ausführungen eines alten Juristen zum Titelstichwort<sup>319</sup> und äußert sich dann aber grundsätzlich zu den populären Politischen Titeln:

„Mit diesen Texte [!] waren die guten Mägdgen nicht zu frieden / denn was gieng sie der Nahme des Unthiers an? Gleichwohl gab der Candidatus Juris einen schönen Außspruch solcher Titulatur. Er nennete mit allem Fug Einfältige Stoltze Leute oder / wann sie recht sollen genennet werden / hoffärtige Ignoranten / Politische Maul-Affen: Womit er der Sache gar nahe kam.

Zwar ist es gar was gemeines worden / daß heutiges Tages alle verwirrete Einfälle der Menschen / Politisch genennet werden. Keiner läst sich etwas Träumen / er siehet wie ers zu Papier bringet / und einen Buchführer zum Verlag anschmieret. Welcher denn meint / wann das Wort: Politisch auff denn [!] Titul stehet / so haben die zehnn / zwölf Bogen zusammen geschmiedtes Zeig / schon ein privilegium, durch die gantze Welt. Da muß alles Politisch heissen / und wann es auch ein A.B.C. Buch wäre. Warumb macht man nicht auch einem [!] Politischen Bratspieß? oder einen Politischen Fingerhut? oder das Politische Sectet [!]. Lieber / was ist leichter zu thun / als zu allen Subjectis das Wort Politisch zu setzen? traun ich Sorge es wird (cum venia) noch ein Politischer podex heraus kommen.

Ein Titui [!] ist leicht zu machen. Alleine wenu [!] man die andern Blätter umbkehrt so ists eine todte Statua daranff [!] ein lebendiger Kopff siehet. Corpus sine carne & sangvine. [...] Ein solch scriptum kommt mir vor wie jenes Sonnenkrämers sein Kasten / welchen er accis-frey von der Messe zu bringen gedachte / und aussen / nach Art der Fracht=Bedienten / darauff schrieb: Studenten=Gut. Nachdem aber solcher eröffnet wurde / war nichts mehr darinnen zu sehen / als Tobackspfeiffen / Biergläser / und Charten. Wiewohl dieses per catachresin, auch unartiger Studenten ihr Kauffgut seyn kan. Mein / was hilfft einem gelben und schwartzen Mädgen eine geschminckte Stürne / wenn der Halß einer gesengten Ganß gleich

<sup>316</sup> Beginnend mit der Einführung der Mädchen als Leserinnen wird das Publikum von *Turchetto* eher inkonsistent gestaltet. Unklar bleibt beispielsweise, um wie viele Mädchen es sich genau handelt und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Auch werden die drei Mädchen, die erst später namentlich genannt werden, nicht weiter charakterisiert. Der anfängliche Versuch, einzelnen Lesern eine persönliche Perspektive zuzuschreiben wird zugunsten einer allgemeinen Geschlechts- und Milieuzugehörigkeit aufgegeben.

<sup>317</sup> Dazu Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 41,18–43,2.

<sup>318</sup> Vgl. das XXXV. Kapitel in *Der Politische Maul-Affe*.

<sup>319</sup> Die Differenzierungen und Präzisierungen des Juristen werden bei Riemer damit motiviert, dass er die Menschen, die nur einfältiger Natur, nicht aber ehrgeizig und eingebildet seien, nicht als *Maul-Affen* verstanden wissen will; um den Unterschied zu betonen und weil er die menschliche Gesellschaft von diesen Schwächen geprägt sieht, fügt er das Epitheton *politisch* hinzu: „Daher der denn sagte / diejenigen wären nur rechte *Maul-Affen* zu nennen / welche am Verstande schwach / und der Einbildung nach die klügsten seyn wollten. Und darinnen eben bestünde die größte Narrheit der Welt. Was wegen denn solche / zum Unterscheid der von Natur Einfältigen und zugleich Demüthigen / mit einen Zusatz: Politische Maulaffen / könnten genennet werden.“ Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 45,11ff.

siehet? Ein Titul ist leicht zu einen Buche zu machen? Alleine wenn es zum Examen kömmt / und sollen / der Regul nach / alle halbe Blätter / alle Zeilen sich zum Titul reimen: So ists ein verfertigter Hut / nach welchen der Kopff erst soll gemacht werden. Narrenbossen machen kein Buch. Wann aber die Beschreibung ungezogener Leute / die erbare Welt lachend / und die Verbrecher schamrot machet / also daß zugleich eine Kunst und Ingenium darinnen erscheinet / so lasse ichs passiren. Und diesem Kennzeichen nach judiciret ein iedweder Gelehrter / welcher nicht in Tag hinnein redet / und alle Lappalien dem und jenen beymist.“ (S. 150–154)

Die hier formulierte Distanzierung gegenüber der Leichtfertigkeit, mit der Politische Titel produziert werden, kontrastiert merkwürdig mit dem Schriftbild, dessen zahlreiche Druckfehler eine nachlässige Produktion des vorliegenden Titels belegen. Die topisch argumentierende Kritik an der Gattung – die Riemer selbst in einigen Jahren durchaus vergleichbar formulieren wird – bezieht sich vor allem auf die Willkür, mit der das Epitheton verwandt wird, und auf die Diskrepanz zwischen einem damit insinuierten umfassenden Anspruch und dem belanglosen Gehalt der Texte. Offensichtlich wird dabei vorausgesetzt, dass der Stoff der Politischen Titel dem studentischen Alltag entstammt. Als positive Kriterien für einen gelungenen Text werden „Kunst und Ingenium“, als Kennzeichen eines misslungenen Werkes die Geringfügigkeit der darin geschilderten Sachverhalte und die dominierende persönliche Dimension der Darstellung genannt. Dass die Texte so gut oder so schlecht sind wie die Interessen ihrer Leser, deutet der letzte Satz an. Mit ihm soll das Publikum auf ein reflektiertes, ressentimentfreies Urteil, wie es unter Gelehrten üblich sei, eingeschworen werden.

Die Mädchen lesen die nächsten Kapitel abwechselnd und kommentieren und ergänzen manchmal das Geschehen.<sup>320</sup> Eigentlich sind sie jedoch vor allem an solchen Stellen interessiert, in denen entweder von ihrem eigenen Geschlecht oder aber von Liebesaffären gehandelt wird. Beispielhaft dafür ist der Einwurf Livias: „Was ist uns dieses zu wissen nöthig / blättere nur fort. Es soll etwas von alten Jungfern drinnen stehen.“ Während die Mädchen noch blättern, stoßen etliche junge Männer hinzu (S. 179). Bei ihnen handelt es sich um Maler, Goldschmiede und Kaufdiener; einer von ihnen namens *Gastalin* liest eine außergewöhnlich lange Passage, in der der *Politische Maul-Affe* über weite Strecken zitiert wird; nur auf die Arbeitsbedingungen lutherischer Geistlicher und Lehrer wird noch ausführlicher als schon bei Johannes Riemer eingegangen (S. 190f.).<sup>321</sup>

<sup>320</sup> Gegen Krause ist festzuhalten, dass die Kritik am ungebührlichen Verhalten geistlicher Standesvertreter eher bekräftigt wird, vgl. *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 175.

<sup>321</sup> Es handelt sich bei Riemer um die Kapitel XLVI–LI, in denen der homodiegetische Erzähler sich als deutscher Lutheraner bekennt, unvermittelt die Protagonisten kennenlernt und sich später *Syhanissus* nennt. *Turchetto* lässt den Inhalt des LI. Kapitel, in dem Riemer einen alkoholabhängigen Pfarrer schildert, aus. Stattdessen bekräftigt er die im folgenden Kapitel bereits von Riemer anschaulich gestaltete Klage über das mangelnde Einkommen protestantischer Pfarrer, wodurch sie gezwungen werden, ihr eigentliches Predigeramt zu vernachlässigen, weil sie sich ihre Nahrung auf dem Feld erarbeiten müssen. Der Riemer'sche Kapitelanfang, der das Geschehen bündig in einem Sprichwort zusammenfasst, wird von *Turchetto* variiert, die Klage über die Lebens- und Arbeitssituation von Lehrern, seien sie Prediger oder Schullehrer, verstärkt:

„Kap. LI. Wo bliebe hier die Krafft der beyden Sprüche? Wer lehret kann keiner andern Arbeit warten. Gleich wie auch! [] ein ehrlicher Arbeiter ist seines Lohnes werth. Es ist warhafftig war / das manchen Armen Lehrer es so nährlich gehet / daß er kaum so viel vor seine Blutsaure Arbeit erlanget / womit er sich im geringsten erfreuen / oder seinem Leibe etwas zu gute thun kann. Auff solche Weise hat es ein Handwercks=Mann viel besser / als ein ehrlicher Prediger. Denn wenn jener seine sechs Tage über in der Woche gearbeitet / so hat er doch zum wenigsten den Sonnabend so viel vor sich gebracht / daß er dasjenige / was er zu Unterhalt folgender Woche von Nöthen hat / anschaffen / und wiederumb seine Arbeit mit Freuden obliegen kann. Da hingegen dieser der Zeit erwarten muß / biß Ihm daß Glück ein Accidens zuwirfft / wodurch er necht seinen 30.40. biß 50. Gülden Besoldung sich von einen Monat zum andern kümmerlich hinbringet. Es ist ein grosser Mangel bey uns / daß Schulen und Kirchen so gar arm gelassen / und niemahls zu Vermögen gelassen werden.“ *Turchetto: Maul-Affe*. 1682, S. 190f. Das außergewöhnliche Engagement des Erzählers und ähnliche Bemerkungen zur eigenen Rolle legen es nahe, den

Als die jungen Männer „des Lesens müde“ werden, auch weil „sie die Discourse mit dem Weibsvolcke höher achteten / als alle andere Kurtzweile“ (S. 195), geben sie den Mädchen das Buch zurück. Aufgeschlagen ist nun die Begegnung zwischen den reisenden Studenten und drei unverheirateten Pfarrerstöchtern, also eine Stelle, die auch die Mädchen interessiert – und so lesen sie gleich weiter.<sup>322</sup> Nach der Episode im Pfarrhaushalt reisen die Studenten bei Riemer in eine reichsfreie Kleinstadt,<sup>323</sup> deren Bürgermeisterhepaar unter unwürdigen Umständen haust und auch gleich mehrere altgewordene Töchter zu vergeben hat. Immer wieder vergleichen die Leserinnen die im Roman geschilderten Situationen mit ihren eigenen Lebensumständen und -perspektiven. Durch ein aufziehendes Gewitter wird die gemischte Gesellschaft schließlich in der Lektüre unterbrochen und zerstreut sich.

Ein älterer Schüler findet dann das liegen gelassene Buch auf der Suche nach einem übrig gebliebenen Schluck Bier; am nächsten Tag zeigt er es einigen Mitschülern, die mit ihm im Chor singen: Da „wischte er mit dem Tractätlein hervor nur den Titel zu zeigen; Und zu vernehmen / ob dasselbe etwa iemands bekand seyn möchte“ (S. 251f.). Gemeinsam beginnen die Schüler, in dem ihnen unbekanntem Werk zu lesen: Der *Politische Maul-Affe* wird nun weitestgehend zitiert,<sup>324</sup> ohne kommentiert zu werden. Die Lektüre der Schüler reicht bis zur Ankunft der Riemer'schen Reisenden in der Stadt Ronza.

Hier bricht *Turbettos* Erzähler die Lektüre des *Politischen Maul-Affen* ab, weil er die Episoden in dieser Stadt eher für eine „einfältige statistica“ als für eine nützliche Geschichte hält. In den folgenden Erläuterungen identifiziert er den eigenen Erzählimpetus mit dem Riemers als dem „Autor des *Maul-Affens*“ (S. 329). Diese Vereinnahmung folgt dem Interesse, den Versuch, die Welt mit Büchern zu verbessern, umso gerechtfertigter aufgeben zu können. Es liege zwar ausreichend Material für weitere Satiren vor, das *Turbettos* Erzähler von autorisierter Seite gesammelt und geschickt worden sei, aber weil die Welt die Wahrheit hasse und er nicht „umb der Wahrheit willen zum Märtyrer werden“ wolle, breche er die Geschichte an dieser Stelle ab (S. 330). Seine letzte Ermahnung gilt denen, die durch die am Riemer'schen Text vorgenommenen Kürzungen „ausgelassen und gleichsam wieder ehrlich gemacht worden“ sind: Sie sollen sich bessern, nicht mehr andere Leute ärgern – und sich wieder mit dem Autor des *Politischen Maul-Affen* versöhnen (S. 331). Der abschließende Segenswunsch an die Leser, „Gott gebe euch gute treue Lehrer / gerechte Regenten / gesegnetes Wesen / allgemeine Gesundheit; Und nach diesem Leben auch den Himmel“ (S. 331), alludiert mit seiner ungewöhnlichen Voranstellung der pädagogischen Profession möglicherweise auf den beruflichen Hintergrund beider Autoren.

---

Autor des *Castrirten Maul-Affen* eben einem der pädagogischen Berufe zuzuordnen, für die er sich hier so stark einsetzt.

<sup>322</sup> Vgl. bei Riemer die zweite Hälfte des LIV. Kapitels bis einschließlich LXXXV; dann bricht bei *Turbetto* ein Gewitter aus. Viele der zitierten Passagen haben keinen Bezug zu den Lesenden und bleiben unkommentiert.

<sup>323</sup> Hier wird unter anderem Riemers Hinweis auf ein eingefallenes Gefängnis, das im Volksmund *Tasche* genannt wird, gestrichen. Die Kürzung scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass damit eine lokale Anspielung getilgt wurde, die den zeitgenössischen Lesern eine genaue Lokalisierung des Geschehens ermöglicht hätte. Vgl. *Turbetto: Maul-Affe*. 1682, S. 206f. Dazu Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 68,4.

<sup>324</sup> Ohne Kommentar gestrichen wird allerdings Riemers satirische Darstellung eines eingebildeten rothaarigen Lehrers, der als Redner für die Abdankung beim Begräbnis eines Säuglings vorgesehen ist und dabei versagt: Seine – wie sich dann herausstellt: vorbereitete – Rede besteht darin, wortreich zu behaupten, er habe nichts davon gewusst, bei dieser Beerdigung sprechen zu sollen, so dass er nun improvisieren müsse. Vgl. Riemer: *Maul-Affe*. [1679] 1979, S. 105,4–106,19. Über das Motiv lässt sich nur spekulieren, insofern es sich weder beweisen noch ausschließen lässt, dass sich der Autor des *Castrirten Maul-Affen*, der womöglich selbst Lehrer war, durch diese Darstellung persönlich beleidigt fühlte.

### 3. *Florentinus Trebellius: Die Politische Narren-Kappe (1683)*

Zum Titelpuffer:

Die Illustration demonstriert, dass unvernünftiges Verhalten in allen Ständen verbreitet ist (Abb. xx20).

Das Titelpuffer zeigt einen hohen halbrunden Innenraum, ähnlich einer Bühne. Den Bildraum begrenzen zwei Stufen vorne und im Halbkreis angeordnete, korinthische Säulen. Über ihnen sind Pilaster angeschnitten. Oben und an beiden Seiten rahmt ein Vorhang das Bild; oben mittig wird in einer gerahmten Tafel der Obertitel *Politische Narren-Kappe* gegeben. In der Mitte des Raumes ist eine Narrenkappe zu sehen, gestaltet als breitkrepfiger Hut mit Schelle auf einer die umgebenden Menschen um ein gutes Drittel überragenden Säule. Darüber führt eine Stange quer durch den Raum; darauf befindet sich ein angeketteter Affe. Er greift von oben mit beiden Händen nach der Narrenkappe, genauso wie die sieben Personen, die unten um die Säule herumstehen. Hier sind verschiedene Stände angedeutet: Ganz links ein vornehmer, vielleicht adliger junger Mann mit Perücke, Degen und Stiefeln; dann eine vornehme, vielleicht adlige Dame mit ausgeschnittenem Oberteil und mehrlagigem Rock; ein Mönch; in der Mitte – mit dem Rücken zum Betrachter – ein Harlekin mit unterschiedlich langen Hosenbeinen, einer breiten Halskrause, in der rechten Hand eine Pritsche; weiter rechts ein Mann, vielleicht ein Bauer, mit breitkrepfigem Hut, einer langen Jacke und dreiviertel langen Hosen. Dann vielleicht ein Bürger mit seiner Frau: Der Mann trägt einen Hut, eine Jacke mit Armstulpen, um den Hals ein Tuch gebunden. Mit der rechten greift er nach der Narrenkappe, mit der linken hält er die schräg hinter ihm stehende Frau am Rock, die ein hochgeschlossenes Kleid und eine einfache Haube trägt.

Zu diesem von der Erzählung stark abstrahierenden Bildtitel liegt keine Erklärung vor; er veranschaulicht die in der Vorrede geäußerte Kritik daran, dass Angehörige aller Stände in ihrem Wunsch nach Geld und Glück, den sie „durch umwege und andere so genante politis. Kunst=griffe“ zu verwirklichen versuchen, sich zugleich zu Narren machen – und deshalb „eine wolmondierte Narrenkappe“ verdient haben.<sup>325</sup>

Zum Handlungsverlauf:

Das titelgebende Motiv *Der Politischen Narren-Kappe* rekurriert auf den *Eingang* des Romans *Die drey Ertz-Narren* von Christian Weise: Dort weiß man anfangs nicht so recht, wer die drei größten Narren seien – diese sollen in einem Wandgemälde des renovierten Schlosses festgehalten werden – und fürchtet, dass „man einen praecedentz-Streit umb die Narren=Kappe / oder wol gar einen Injurien-process möchte an den Halß bekommen / nach dem bekannten Sprichwort: Qvo Stultior, eò superbior“.<sup>326</sup>

Auf diese Einschätzung und die in dieser Bemerkung angesprochene Konstellation der miteinander um die größere Ehre konkurrierenden Narren lassen sich eigentlich alle Episoden des vorliegenden Romans zurückführen. Es gibt kaum Handlung, vielmehr werden die Gespräche von vier Freunden namens *Altiero*, *Meleander*, *Simias* und *Marcomiro* zitiert. Der diskursive Gestus dominiert; veranschaulichende Sequenzen sind selten, und auch der Ort des Geschehens wird nur

<sup>325</sup> Trebellius: *Narren-Kappe*. 1683, D(9 r).

beiläufig genannt. Die vier Figuren werden zwar kurz charakterisiert, doch ihre Eigenschaften begründen lediglich in allgemeiner Weise ihre Glaubwürdigkeit; keiner der Sprecher entwickelt eine charakteristische Perspektive. Mit dem vertrauten Kreis von Freunden, der einer offenen Unterhaltung über ein vorher bestimmtes, indes sehr breit gefasstes Thema dient, rekurriert der Roman möglicherweise auf ein – kaum erforschtes – Phänomen zeitgenössischer Kommunikationskultur, nämlich Treffen gebildeter Zirkel, in denen sich befreundete Männer „nach völlig anderen Regeln als die Konversation am Hofe“ über politische und gelehrte Themen unterhalten.<sup>327</sup>

Zentrales Thema ist das übertriebene Streben nach Ehre, das sich in allen gesellschaftlichen Sphären findet. Gegliedert in gut 140 Kapitel werden Rang- und Präzedenzstreitigkeiten und andere Möglichkeiten, sich um die größere Ehre zu streiten, gesprächsweise behandelt: Dazu gehören Rangstreitigkeiten unter Geistlichen und bei Hofe, zwischen höfischem und städtischem Personal oder zwischen Höflingen und Akademikern, auch allgemein zwischen Adligen und Bürgern. Immer wieder wird der weibliche Ehrgeiz angesprochen: Die Frauen konkurrieren untereinander – und mit den Männern um den Vortritt. Die Erzählung bricht ab, auf den Handlungsrahmen wird nicht rekurriert, auch der erzählenden Figuren wird nicht mehr gedacht.

In den ersten Kapiteln finden die vier erzählenden Figuren zueinander: *Altiero*, „ein in Welt-sachen und andern Wissenschaften“ erfahrener Mann, denkt über die unter seinen Zeitgenossen verbreitete Ehrsucht nach (S. 1). Alle, die aus unangemessenen Gründen um Rang und Ehre streiten, greifen nach der „Politische[n] Narrenkappe“ (S. 2). Sein Freund *Meleander* versteht den „competenz-streit“ als eine natürliche Erscheinung innerhalb einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft; insbesondere die Inhaber öffentlicher Ämter müssten auf ihre „praecedentz“ achten, da es dabei um das Ansehen des Amtes respektive des „gemeinen Wesens“ selbst gehe (S. 7). *Marcomiro* kommt hinzu und weiß ein Beispiel dafür, dass zeremonielle Aspekte wichtige Begegnungen verzögern oder verhindern können. Aber nicht nur hohe Herren, sondern auch „gemeine nichtswürdige Leute“ werden von Ehrsucht geplagt (S. 12). *Simias*, ein „Mann von lustigen und doch dabey klugen humeur“, vervollständigt die Runde (S. 11). Seine Geschichte von Rangstreitigkeiten im dörflichen Milieu gefällt den anderen Freunden, und man beschließt „diesen Discours von der Politischen=Narren=Kapffe [!]“ fortzusetzen (S. 19). [Kap. 1–10; S. 1–22]

*Simias* erörtert zunächst ‚ambitiöse Zänkereien‘ unter Geistlichen und nennt historische und aktuelle Beispiele. *Altiero* weiß von einem Dorfschulmeister, der sich einerseits auf seine Tätigkeit als Kornschreiber in adligen Diensten andererseits auf seine Bildung so viel einbilde, dass er den Vortritt vor dem promovierten Sohn des Pastors verlange. Eigentliche Initiatoren dieses Streits seien indes eine adlige Frau, die eine Affäre mit dem Kornschreiber habe, und der er-

<sup>326</sup> Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane* I. 2006, S. 66,22 [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 12].

<sup>327</sup> Vgl. Karin Ehler: *Konversation*. 1996, S. 22. Das Belegbeispiel stammt allerdings aus Frankreich. Ina Timmermann, durch die ich auf auf Ehlers Studie aufmerksam geworden bin, konstatiert ihrerseits eine Nähe zum Gesprächsmodell Erasmus Franciscis, vgl. Timmermann: „*lobliche Conversation*“. 1999, S. 40.

zürnte Pastor, der auf die universitäre Ausbildung seines Sohnes außerordentlich stolz sei. Die anschließende Diskussion gilt den ehrsüchtigen Frauen, die ihre Interessen auf direkte und indirekte Weise durchsetzen; unterbrochen wird sie durch die Erzählung vom Streit zwischen einem Pastor und einem Bürgermeister um den Vorsitz an einer Hochzeitstafel. In vielen Geschichten geht es um Geistliche, die weltliche Macht beanspruchen: Beispielsweise gehen Superintendenten ins kleinstädtische Rathaus, mischen sich in die Regierungsgeschäfte und drohen, diese aus Gewissensgründen auf der Kanzel kommentieren zu müssen. [Kap. 11–33; S. 22–65]

*Meleander* betont, der Ehrgeiz herrsche nicht nur im geistlichen, sondern auch im weltlichen Stand, unter hoch- ebenso wie unter geringgestellten Leuten. Es folgen Beispiele aus der höfischen Sphäre; dabei nehmen die Gesprächsteilnehmer ausdrücklich die Herrscher aus, „massen unser absehen hier nicht ist / von der Fürsten ihren praecedentz-Streit zu handeln / sondern nur in den meisten Ständen diese Narren=Kappe durchzusuchen“ (S. 67).<sup>328</sup> *Meleander* erzählt von einem Küchenschreiber, der als fürstlicher Diener den Vorrang vor einem Stadtvogt verlangte, sodann von der vermessenen Forderung eines fürstlichen Kammerdieners, bei einer Hochzeitstafel über den Mitgliedern des städtischen Rates zu sitzen; auch die mangelnde Qualifikation des höfischen Personals wird kritisiert. [Kap. 34–40; S. 65–79]

Anschließend diskutieren die vier Herren über konkurrierende Ansprüche graduerter und nichtgraduierter Hofbeamten. Akademiker würden generell durch die Höflinge verachtet; dafür nennt *Simias* zwei Gründe: Bei Hofe seien weniger „Gelehrsamkeit und Wissenschaften“ als die Fähigkeit, „den Mantel nach dem Winde [zu] hengen“ gefragt (S. 83); außerdem beneide man die Gelehrten, weil sie zu anspruchsvollen, ja wissenschaftlichen Gesprächen fähig seien. Weitere Fragen gelten der aktuellen Akademikerschwemme, die den Dokortitel prostituiere. Verantwortlich für den Verfall des Titels seien aber auch die Universitäten, an denen „incapable und höltzerne subjecta“ zu Doktoren gemacht würden (S. 86). Diese These wird anhand weiterer Geschichten illustriert.

*Altiero* wirft die Frage auf, weshalb die Inhaber militärischer Chargen einen höheren Rang gegenüber Gelehrten beanspruchten. Dafür, so die Antwort, gebe es drei Gründe:<sup>329</sup> Erstens sei es eine charakteristische menschliche Schwäche, dass sich bewaffnete Menschen unbewaffneten überlegen fühlten. Zweitens glaubten Leute in „Kriegs-Diensten“, sie dienten ihrem Vaterland besser als Verwaltungsangestellte. Diese Auffassung wird mit dem Argument widerlegt, dass die Waffen wertlos seien, wenn man sich ihrer ohne (von Verwaltungsbeamten erarbeitete) Konzepte bediene.<sup>330</sup> Außerdem seien Kriege temporäre Ereignisse, während der Staat jederzeit durch öffentliche Ämter erhalten und gefördert werden müsse. Als weiterer Grund für den Anspruch auf größere Ehre wird genannt, dass die Angehörigen des Militärs „vor das Vaterland Leib und Leben“ riskierten (S. 111). Hier müsse jedoch zwischen Personen und Chargen unterschieden werden. Insgesamt seien diejenigen, die „mit der Faust und Leibes=Stärke einer Republicque“ dienten, nicht von vornherein denjenigen vorzuziehen, die das mittels ihrer Vernunft und ihrer Klugheit täten (S. 114). *Marcomiro* und *Simias* geben Beispiele für Rangstreitigkeiten zwischen Räten und Obristen, zwischen Soldaten im Felde und in der Reserve. [Kap. 41–52; S. 79–120]

Erneut wird der Ehrgeiz der Frauen zum Gesprächsthema: Oft versuchten sie über ihre Männer einen höheren gesellschaftlichen Status zu erreichen. *Altiero* ärgert sich über überhaupt Menschen, die in wenigen Tagen groß geworden sein wollen; auch *Meleander* weiß von einem Mann zu berichten, der nur aufgrund seines Geldes sehr respektvoll behandelt wird. *Marcomiro* schließt einige Be-

<sup>328</sup> Sie entsprechen damit der von Weise gemachten Vorgabe, dazu die Ausführungen zu den Ursprüngen der Politischen Romane, Kapitel B. II. 1.

<sup>329</sup> Die Passage ist ein – zufällig herausgegriffenes – Beispiel für die diskursive Prägung der Darstellung: Die systematische, in mehreren Punkten untergliederte Ausführung auf *Altieros* Frage erfolgt unpersönlich; ein Sprecher wird nicht genannt. Vgl. *Trebellius: Narren-Kappe*. 1683, S. 110ff.

<sup>330</sup> Ein ähnliches Argument findet sich im *Politischen Passagier*; dort wird es dazu gebraucht, gegenüber zwei „schnöseligen“ Adeligen die Vereinbarkeit von Feder und Degen zu belegen, vgl. *M.J.R.: Passagier*. 1684, S. 75.

trachtungen über geldgierige Leute an: Sie verlören alles, wenn sie ihr Geld verlören – auch die Achtung ihrer Mitmenschen.

*Simias* gibt ein auch als Schwank überliefertes Gleichnis für den ungerechtfertigten Hochmut von Personen, die sich in der Nähe hoher Herren aufhalten: Ein Narr, der neben seinem Herrn auf einem Maulesel reitet, bezieht die Ehrerbietungen, die diesem gelten, auf sich und hält sich selbst für eine bedeutende Person. Eine Geschichte über konkurrierende Ansprüche zweier vornehmer Frauen bei Hofe – die eine bürgerlicher, die andere adliger Herkunft – schließt sich an: Sie streiten um den Rang ihrer Männer und die Bedeutsamkeit ihrer Ämter. Zwar ist das Amt des bürgerlichen Mannes als Hofrat wichtiger als das des adligen Dieners, doch die adligen Frauen bilden eine so mächtige Interessensgruppe, dass schließlich „ihr adelicher Geburts-Brief denen Käyserlichen Rechten vorgezogen“ wurde (S. 139).

Nun werden die Streitigkeiten zwischen adligem und bürgerlichem Stand zum Thema: *Simias* argumentiert mit der gesellschaftlichen Nähe dieser beiden Stände. Später wird die Frage aufgeworfen, ob den Frauen grundsätzlich der Vortritt gegeben werden solle. Der neue höfische Brauch ist umstritten, wie Rangstreitigkeiten zwischen Zofen und Laqueyen zeigen. [Kap. 53–64; S. 120–160]

In den folgenden Geschichten geht es um die Versuche unbedeutender Handwerker, die in fürstlichen Diensten stehen, ihr Ansehen zu verbessern. Erzählt wird von Schneidern, Muster-schreibern und Malern. Die gesellige Runde beklagt, dass bei Hofe die Ränge nicht nach Leistung, sondern aus Launen heraus vergeben werden. Die Auffassung, ein freies Gemüt bedürfe keiner solchen ‚goldenen Fessel‘, wird geäußert und mit einer Fabel vom dürren, aber freien Löwen, der seine Freiheit nicht gegen die tägliche Mahlzeit des angeketteten Hundes tauschen möchte, illustriert.

*Simias* beginnt mit einem ‚justig anzuhörenden Exempel‘ vom Hofnarren *Vitrophilus*, der mit Hilfe des Fürsten, doch unerkant von den Höflingen, zum anerkannten Küchenmeister wird. Die Geschichte bildet den Rahmen, um zeitgenössische Personalpolitik zu kritisieren: Stadt und Land würden geschädigt, so *Altiero*, wenn verantwortungsvolle Ämter mit verantwortungslosen Personen besetzt würden. *Simias* und *Meleander* kennen mehrere Beispiele. Geld, so *Meleander*, sei das wichtigste Mittel, um Karriere zu machen. *Altiero* meint, Bestechung ließe sich aus politischen Gründen entschuldigen: Es gebe keine anderen Möglichkeiten, ein Amt zu erhalten. Auch *Meleander* akzeptiert, dass weltliche Ämter käuflich sind, will allerdings die Justiz und die Geistlichkeit davon ausnehmen, denn Berufung und Käuflichkeit widersprüchen sich: Deshalb dürften geistliche Ämter nicht käuflich sein, sie gebührten ausschließlich ‚berufenen Dienern Gottes‘.<sup>331</sup>

Ein anderer Aspekt: Im maßlosen Verlangen, das eigene Prestige zu vergrößern, würden manche Leute zudringlich. Ein Beispiel ist *Simias’* Geschichte einer Schweizer Familie, in deren Haus einige deutsche Gäste logieren. Die bäuerliche Familie missversteht den höflichen Umgang, um den sich ihre Gäste bemühen, als Chance, die eigene Tochter gut zu verheiraten. Das Mädchen wird jedoch zurückgewiesen, was *Simias* schadenfroh und derb folgendermaßen kommentiert: „Jedwede schlechte Dirne meynet / ihr Quarck sey so gut / als einer andern / welcher sie doch das Wasser nicht reichet; es wäre wohl zu wünschen / daß solche Politische Maulaffen alle castriret würden“ (S. /154).<sup>332</sup>

Oft seien die Vorstellungen über den eigenen gesellschaftlichen Status völlig unrealistisch; das zeigt auch die Geschichte von der Tochter eines Stuhlschreibers, die meint, mindestens einen Doktor heiraten zu müssen, weil sie so viele bunte Röcke und hölzerne Schränke habe.

<sup>331</sup> Vgl. die hinsichtlich der geistlichen Ämter ähnlichen Argumente über den Ämterkauf in Weises *Näscher*, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 218,15 [Cap. XXXV, Weise: *Näscher*. 1678, S. 355f.]

<sup>332</sup> An dieser Stelle ist eine Bemerkung zur Paginierung des vorliegenden Druckes nötig: In Kapitel LXXV ist die Seite 193 verdreht als 139 angegeben. Von da an wird die Paginierung wieder fortlaufend mit 140, 141 [...] weitergeführt. Die Seitenangaben, die sich auf Partien des Textes beziehen, die sich zwischen dieser auf S. 192 folgenden S. 139 und der S. 193 befinden, werden von mir mit einem vorangestellten Schrägstrich markiert. Mit Seite 193 erfolgen die Angaben wieder in normaler Schreibweise.

*Simias* setzt nun die Geschichte des Hofnarren *Vitrophilus* fort, der sich als vornehmer Adliger ausgibt und als solcher von den Hofleuten akzeptiert wird. *Vitrophilus* erhält vom Fürsten das Amt des Marschalls und Küchenmeisters, das er zur allgemeinen Zufriedenheit versieht. Nach einer Weile tritt er jedoch von diesem verantwortungsvollen Amt mit der Begründung wieder zurück, er wolle lieber „Narrenpossen“ machen: „Ich mag mein Brodt mit so vielen Sorgen nicht verdienen“ (S. /161). Der Fürst willigt ein und tadelt die Höflinge, die in dem gut gekleideten und ernsthaften Mann den Hofnarren nicht erkannt haben. *Simias* fügt die Fabel eines Hasen an, der die Göttin Diana um ein Geweih bitte, um sein Ansehen zu erhöhen. Er wird während der nächsten Jagd von Hunden zerfleischt, weil er mit dem schweren Geweih nicht fliehen kann. Ein analoges Exempel kennt *Altiero*: Er erzählt von einem Soldaten, dessen schwere Rüstung sein Flucht verhindert und ihn den Feinden ausliefert. [Kap. 65–86; S. /160–/166]

Nun erzählen *Simias* und *Meleander* von Leuten, die sich viel darauf einbilden, berühmten Personen begegnet oder bedeutende Ereignisse erlebt zu haben: Es sind vor allem Soldaten, die von Abenteuern und Beutezügen im 30-jährigen Krieg prahlen (S. /176–/191). Die kurzen aneinandergereihten Skizzen werden an dieser Stelle nicht einzeln referiert [vgl. Kap. 87–95; S. /166–/191].

*Meleander* berichtet von einer bürgerlichen Hochzeit, auf der zwei junge Herren aus banalen Gründen miteinander in Streit geraten. Auf einer anderen Hochzeit, so *Meleander* weiter, reagiert eine junge Frau beleidigt darauf, dass ihr eine Gänsekeule nur vorgelegt, nicht aber mundgerecht geschnitten wird. Zwischen ihr und dem Vorschneider entbrennt ein heftiger Streit um den ihr gebührenden Respekt. Es folgen weitere Geschichten, in denen sich einzelne Personen gegenüber einer größeren Gruppe aufgrund ihrer unangemessenen Ansprüche blamieren. *Altiero* erzählt von einem Chorherren, der bei einer adligen Hochzeit den obersten Platz der Tafel eingenommen hat, aber den vor ihm stehenden und ihn anblickenden Schweinskopf als beleidigend empfindet. [Kap. 96–104; S. /191–218]

Es wird von einer Hofgesellschaft erzählt, die lange über die Tischordnung diskutiert, während die Speisen schon aufgetragen sind. Schließlich nimmt der Hofnarr den obersten Platz ein. Er argumentiert, die Schmeichler seien den Fürsten am nächsten, danach sollten die Frauen kommen. An dieser Stelle nehmen die vier Freunde ihre Diskussion über das angemessene Verhalten gegenüber Frauen wieder auf. *Altiero* rechtfertigt die neue Höflichkeit gegenüber alten Traditionen. *Simias* bleibt unentschieden, ob dieser 'heutige Weltbrauch' ratsam und nützlich sei, konstatiert aber, dass derjenige Mann, der diese Konvention missachte, „einer Incivilität“ beschuldigt werde (S. 224). Aufgrund der Arroganz der Frauen seien solche Höflichkeiten eigentlich unangebracht, überdies würden die Männer durch solche Sitten abhängiger vom weiblichen Wohlwollen. Mit *Simias'* Bemerkung, dass in „dieser verkehrten Galanterie- und Staats=Welt“ keine bescheidenen und verständigen Frauen mehr zu finden seien, wird das die Gesprächsrunde erheitende Thema beendet (S. 227). [Kap. 105–106; 218–229]<sup>333</sup>

Nun ergreift *Marcomiro* das Wort: Er erzählt eine lange Geschichte vom Schulzen *Tamiro*, der sich von einem Comes *Palatinus* adeln lassen möchte. Dabei kommen das (mangelnde) Vermögen des Dorfschulzen, seine (mangelnde) Bildung, sein (unanständiges) Verhalten und natürlich seine (falschen) Vorstellungen von den Handlungsmöglichkeiten eines solchen Beamten zur Sprache; er erhält schließlich den Titel eines einfachen Notars. [Kap. 107–118; S. 229–270]

*Simias* erzählt von Rangstreitigkeiten zwischen einem Poeten und einem Notar. Ein promovierter Magister sei zu diesem Streit hinzugetreten und habe dann mit dem Dichter darüber debattiert, ob Philosophie oder Poeterei einen höheren Rang beanspruchen dürften. Beide Männer, so *Simias*, seien auf ihre eigene Ehre fixiert. Diese Auseinandersetzung langweilt die gesellige Runde; zur Abwechslung erzählt *Meleander* von einem Bortenwirker und einem Schneider, die darum streiten, wessen Tätigkeit höhere Wertschätzung verdiene. *Marcomiro* knüpft mit einer Geschichte von einem Buchbinder und einem Petschierstecher an; auch die folgenden Geschichten han-

<sup>333</sup> Zu diesem Gespräch, das die Handlungsspielräume im öffentlichen Umgang der Geschlechter thematisiert, und weitere Überlegungen zur Aktualisierung misogynen Topoi in verschiedenen Argumentationskontexten in: Wicke: „... heute zu Tage“. 2004, S. 203–219, zur *Narren-Kappe* insbesondere die S. 212–215.

deln von „Phantasten“, die große Titel haben wollen, obwohl diese ihnen in keiner Weise zustehen. *Simias* ordnet diese Erzählungen in ihren aktuellen gesellschaftlichen Kontext ein:

„Simias erwehnte hierbey: dz heutigs Tages manchem um eine grössere Narren=Kappe zu thun sey / als er nachmahls behaupten könne / denn viel aus den Bürgerstand wolten Edelleute / diese Freyherren / und so fortan werden/ damit sie nur einen höhern Titul und Rang erhielten / ob sie gleich nachmaln solchen Stand nicht wol ausführen können; dahero käme es nachgehends /daß so viel Unruhe / Financerey / Bestechungen / und andere Geld=practicquen vorgiengen / damit man nur den Staat unterhalten möchte / solte auch das Gewissen darüber an einen silbernen Nagel gehencket / ja die Justitz und alles / was sonst umb Tugend feil ist / vor Geld verkauffet werden / welches einen gantzen Staat in die länge ruiniren kan“ (309f.).

Die Abhängigkeiten zwischen persönlicher Lebenshaltung und politisch verfasstem Gemeinwesen, ja staatlicher Stabilität werden hier deutlich. *Simias* scheut sich nicht, Analogien zum Untergang Roms zu ziehen. Dort habe „das gemeine Wesen [...] Schaden [...] gelitten / biß endlich die so herrliche Republic in Abnehmen darüber gerathen“ (310f.). Weitere Erzählungen zu diesem Thema folgen: So auch die von einem Dorfschulzen, der einige juristische Termini aufgeschnappt hat, und nun einem städtischen Gericht oder einem Rechtskolleg beitreten möchte. *Meleander* berichtet von einer Diskussion über das zeitgenössische Justizwesen, in der ein Pater einem Prokurator die eigentlichen Aufgaben einer gewissenhaften Justiz erläutert: Sie solle den unerfahrenen Bürgern des Gemeinwesens helfen, ihre Sachen vorzubringen. Dem Prokurator sind seine Einkünfte wichtiger; er weist seinerseits auf gewissenlose Praktiken der Geistlichen hin, um sich zu bereichern. Der Pater konzidiert, dass es solche und solche Leute gebe. Nun beteiligt sich ein Kapuziner an diesem Gespräch und provoziert heftige Reaktionen des Prokurators: Generell wirft er den Mönchen vor, den bedürftigen Menschen die gesammelten Almosen vorzuenthalten. Mit diesem Vorwurf bricht nicht nur der Streit, sondern auch das ganze Buch ab. In einem letzten Satz kündigt der Erzähler bereits eine Fortsetzung des – notabene: nicht Romans, nicht Traktats, sondern: – Diskurses an:

„Hiermit wurde der gantze Discuors [!] von der Politischen Narren=Kappe / vor dießmahl geendiget / biß etwa die Compagnie neue Beliebung und Anlaß zu dergleichen Materie und Begebenheit / bey nächster Außfertigung des andern Theils bekommen möchte. ENDE“ (S. 330). [Kap. 119–139; S. 270–330]

#### 4. *Sincerus Candidaeus: Der Politische Leyermann (1683)*

Zum Titelkupfer:

Das Titelkupfer warnt junge Männer davor, sich von einem geschäftstüchtigen Wirt mittels schlechter Musik zum Trinken und Spielen verführen zu lassen (Abb. xx21). Die Darstellung schwankt zwischen einer die Erzählsituation veranschaulichenden und einer die Erzählung moralisch kommentierenden Funktion.<sup>334</sup>

Gezeigt wird ein Wirtshauszimmer mit drei männlichen Gästen, einem Leiermann und dem die Getränke herbeischaffenden Wirt. Im Hintergrund sind drei Fenster zu sehen, zwei davon geöffnet. Oben ist eine breite Banderole mit dem Obertitel *Der Politische Leyerman* platziert. Links im Vordergrund steht ein großer Tisch, auf dem sich zwei Gläser (ein Wein- und ein Bierglas) und Spielkarten befinden. Hier sitzen die drei Gäste, zwei von ihnen mit Hut, alle mit Halstuch und Jacken mit Armstulpen. Einer erhebt sein Glas dem Leiermann entgegen, der rechts beim

<sup>334</sup> Das wird besonders deutlich, wenn man dieses Titelkupfer mit dem des *Politischen Tobacksbruders* vergleicht.

Fenster sitzt.<sup>335</sup> Vorne rechts kommt der Wirt, in der linken Hand eine große Weinflasche, in der erhobenen rechten Hand ein Spruchband, auf dem die Worte „Piscator ictus Sapit“ („Der Fischer versteht das Fangen“) stehen.

Insgesamt divergieren Bildlogik und Erzähllogik: Die dargestellte Szene greift wohl den Romanbeginn auf, wo Freunde während eines geselligen Treffens zufällig auf das grundlegende Thema der Erzählung zu sprechen kommen. Einer der Freunde, *ein artiger Politicus*, kommentiert das unterhaltsame Spiel eines Leyermanns folgendermaßen:

„Ihr Herren sprache er / ihr lachtet wohl dieses Leyermanns närrisches Beginnen  
aus / da doch wenn wir die Sache Politice erwegen wollen / in der Welt auff gleiche  
Weise es noch viel närrischere Leyermänner giebet. Denn ich kenne dergleichen  
Politische Leyermänner viel / welche sich mit schlechten Sachen groß machen  
wollen / davon doch die Welt keinen Nutzen hat / und daran endlich die  
wenigsten Vergnügen tragen.“<sup>336</sup>

Sie beschließen daraufhin, das Thema mittels „etliche[r] Exempel“<sup>337</sup> auf einem Spaziergang zu erörtern. Alle Binnenerzählungen werden während dieses gemeinsamen Gangs vorgetragen. Das Titelpuffer enthält keine Hinweise auf das wohlhabende und ländliche Ambiente, mit dem die fiktiven Figuren in der Erzählung umgeben werden, sondern versetzt sie der Rahmenfiktion widersprechend in ein Wirtshaus. Vielleicht sollen damit Assoziationen zur zeitgenössischen Konversationsliteratur vermieden werden. Jedenfalls evoziert das Bild eine deutlich derbere Kommunikationssituation, die von Alkohol, Kartenspielen und dem Klang der Drehleier geprägt ist, als sie die Erzählung bietet.<sup>338</sup> Die Inscriptio akzentuiert den Wirt und lässt ihn als geschäftstüchtig, wenn nicht sogar listig erscheinen; zu seiner umsatzfördernden Strategie gehört auch der Leiermann, dessen Musik und Späße die Gäste dazu bewegen sollen, noch mehr zu trinken. Hier steht hinterlistiges Handeln im Mittelpunkt, während es in den Erzählungen eher um ungerechtfertigte Ansprüche geht, also um die Versuche verschiedener Menschen, „sich mit schlechten Sachen groß [zu] machen“.<sup>339</sup>

Zum Handlungsverlauf:

In der Nähe einer ungenannt bleibenden kleinen Stadt unter französischer Herrschaft unweit der pfälzischen Festungsstadt Philippsburg verbringen einige „Freunde / meistens Leute von guten Stande und ziemlichen Mitteln“ den

<sup>335</sup> Auf dem Flugblatt *Spiegel der Schlemmer und vollen Rott* aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts sind der Tisch mit speisenden Gästen und die Musikanten in gleicher Weise im Raum verteilt. Vgl. Harms: *Flugblätter*. 1983, S. 56f. Oben rechts auf dem Blatt.

<sup>336</sup> *Candidaens: Leyermann*. 1683, S. 11. Vgl. dazu Abschnitt XIV, Weise: *Werke XIX. Romane III*. 2004, S. 316,23ff. [Weise: *Bericht*. 1680. S. 117].

<sup>337</sup> *Candidaens: Leyermann*. 1683, S. 11.

<sup>338</sup> Das eintönige, immer wiederkehrende Spiel der Leier ist sprichwörtlich, vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 3. 1991, S. 951f. Als Hinweis auf die gesellschaftlich distinkte Funktion von Drehleier, auch als Bauernleier bezeichnet, und Laute mag hier genügen, dass das gesellige Gespräch auf dem Kupfertitel des *Politischen Hasen-Kopffes* von einem Laute spielenden Hasen begleitet wird. Durch ihre häufige Benutzung durch Blinde und Bettler beiderlei Geschlechts ist der „soziale Abstieg“ der Drehleier derart, dass gute Spielleute diese Instrument meiden müssen, um „der Gleichstellung mit dieser Bevölkerungsgruppe“ zu entgehen, vgl. Bröcker: Art. *Drehleier*. In: *Musik in Geschichte und Gegenwart*. Band 2. 1995, Sp. 1506.

<sup>339</sup> *Candidaens: Leyermann*. 1683, S. 11.

Herbst auf dem Land (S. 9);<sup>340</sup> es sind namentlich: *Wigander*, *Castalio*, *Albrecht*, *Hircian* und *Nicosius*. Während eines ihrer regelmäßigen Treffen kommentiert *Wigander*, der als „artiger Politicus“ vorgestellt wird (S. 10), das pathetische Spiel des anwesenden Leiermanns:

„Ihr Herren sprache er / ihr lachtet wohl dieses Leyermanns nährisches Beginnen aus / da doch wenn wir die Sache Politice erwegen wollen / in der Welt auff gleiche Weise es noch viel nährischere Leyermänner giebet. Denn ich kenne dergleichen Politische Leyermänner viel / welche sich mit schlechten Sachen groß machen wollen / davon doch die Welt keinen Nutzen hat / und daran endlich die wenigsten Vergnügen tragen“ (S. 11).

Die Definition eines *Politischen Leyermanns* ist von Weise übernommen;<sup>341</sup> die Freunde beschließen, das gewählte Thema mittels „etliche[r] Exempel“ auf einem gemeinsam Spaziergang zu erörtern (S. 11). Der Bezug der folgenden Geschichten zu dem hier formulierten Thema bleibt indes insgesamt lose. Die von den genannten fünf Figuren abwechselnd erzählten 20 Geschichten scheinen in eher assoziativer Weise verknüpft.<sup>342</sup> Auch die Figuren erhalten, abgesehen von einer anfänglichen Charakterisierung, kein eigenes Profil: Generell wird vorausgesetzt, dass sie Jus studiert und es nun zu etwas gebracht haben. Ihre persönliche oder berufliche Entwicklung spielt für den Handlungsverlauf keine Rolle.

Der Autor situiert seine Figuren auf französischem Terrain, ohne deren deutsche Nationalität eigens zu thematisieren. Durch den Hinweis, das Geschehen spiele in der Nähe von Philippsburg, aber der genaue Ort bleibe aufgrund aktueller Herrschaftsverhältnisse ungenannt, wird das Publikum zu entschlüsselnder Lektüre aufgefordert. Einige Geschichten behandeln das Verhalten von lokalen Vertretern der Staatsgewalt; weitere politische Bezüge sind möglich (vgl. bspw. S. 50).<sup>343</sup> Die Binnenerzählungen sind bemerkenswert, weil das erzählerische In-

<sup>340</sup> Der Name wird nicht erwähnt, weil die Stadt „unter meines gnädigsten Königs von Franckreich Gebiete lieget“. *Candideus: Leyermann*. 1683, S. 9. Zum zeitgenössischen Hintergrund und den wechselnden Herrschaftsverhältnissen in und um Philippsburg vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 1958f.

<sup>341</sup> Vgl. das XIV. Kapitel des *Berichts*, Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 316,23ff. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 117f.].

<sup>342</sup> Lediglich an zwei Stellen motiviert das Geschehen während des gemeinsamen Spaziergangs die intradiegetischen Geschichten oder Kommentare. Alle anderen Binnenerzählungen knüpfen in irgendeiner Weise an einzelne Aspekte der vorher erzählten Geschichte an.

<sup>343</sup> 1676 sollte der legendäre Herzog von Luxemburg die französisch besetzte Festung Philippsburg, die von kaiserlichen Truppen belagert wurde, entsetzen. Er zog erfolglos wieder ab und verwüstete mit seinen Truppen den Breisgau. Die französische Truppenpräsenz in der Philippsburger Region ist Hintergrund der Beobachtungen während des gemeinsamen Spaziergangs der Freunde. Der Fall Philippsburgs an die kaiserlichen Truppen brachte Luxemburg in Deutschland und Frankreich Hohn und Spott ein. Vgl. Kippenberg: *Sage*. [1901] 1970, S. 41.

teresse, politische und persönliche Verfehlungen darzustellen, nur noch zufällig mit deren Verurteilung zusammenzugehen scheint. Gegen Ende des Romans werden die Geschichten vor allem von Streichen aus der eigenen studentischen Vergangenheit der intradiegetischen Erzähler bestimmt. Erzählung und Kommentar werden oft durch Kapitelgrenzen auseinandergerissen.

Die erste Geschichte erzählt *Wigander*: Der Bürgermeister einer kleinen oberpfälzischen Stadt versucht, sich durch Steuerverordnungen und Strafverschärfungen zu bereichern. Die Bürgerschaft beschwert sich, doch die übergeordnete Instanz bei Hofe wie auch die städtischen Ratsherren profitieren von den Bestechungen des Bürgermeisters und tolerieren das Handeln des Mannes. Nach einer erneuten Beschwerde der Bürgerschaft beim Fürsten selbst ändert dieser seine Haltung gegenüber dem Bürgermeister, der nun „die alten Privilegia“ der Stadt wieder anerkennen muss (S. 20). *Castalio* bezieht die Geschichte auf die programmatische Allegorie vom Politischen Leyermann und bedauert, „daß die Obrigkeit umb schnöden Gewinsts willen ihren Respect liegen lasset / da doch die Autorität bloß zur Conservirung einer Republic nöthig“ (S. 20). [Kapitel I–III; S. 8–20].

Nun erzählt *Nicosius* von einem Dorfschullehrer, der den Bauern jeden Sonntag predigt und dabei dem städtischen Superintendenten nacheifern will. Aus diesem Grund wählt er einen unangemessenen und schwer verständlichen Vortragsstil, der die Mitglieder der ländlichen Gemeinde kränkt. *Castalio* bereichert das angesprochene Thema, indem er von dem Prediger eines Spitals erzählt, der dessen alte Bewohnerinnen, die in einfachen Verhältnissen leben, für eine vermeintlich luxuriöse Lebensführung tadelt.

Die Kritik am geistlichen Stand wird von *Nicosius* unterbrochen: Er weiß von einem Studenten zu berichten, der ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau hat und deren Mann betäuben lässt, um ihn von einem sogenannten Marktschreier, einem „Wurm- und Bruchschneider“, an der Blase operieren zu lassen (S. 28). Der Ehemann stirbt an den Folgen der Operation, während der „Bösewicht“ ungestraft bleibt und die Ehebrecherin heiratet (S. 37).

Hier weist *Hircian* darauf hin, dass insbesondere „bey Hofe und auff Universitäten“ um des eigenen Nutzens willen „die allergrausamsten Sünden“ begangen werden (S. 38). Er kennt eine ähnliche Geschichte, die sich zwischen einem jungen adligen Herrn und der Frau eines Kanzlisten an einem bekannten Hofe zugetragen habe (S. 38). Die früh in die für sie unstandesgemäße Ehe gedrängte Weise verliebt sich in den jungen Adligen. Eines Nachts beobachtet dieser, wie der Kanzlist seine Ehefrau vergewaltigen will, und vertreibt ihn, indem er sich als Gespenst verkleidet. Angesichts der erzwungenen Heirat äußert *Hircian* Verständnis für diesen Ehebruch. [Kapitel IV–VII; S. 21–48]

Auf ihrem Spaziergang durch die pfälzischen Weinberge begegnen die Freunde einem Kaufmann, der zwei Soldaten umschmeichelt; *Wigander* meint, der Kaufmann bediene „sich willig der Politischen Leyer / seinen eignen Interesse hierdurch zu beobachten“, denn er wolle seine Weinberge davor schützen, von Soldaten zerstört zu werden (S. 50). Die nächste Geschichte handelt von einem bei einem Kaufmann einquartierten Capitain, der die Kaufmannstochter verführt und mitsamt dem kaufmännischen Vermögen entführt. Der Kaufmann stirbt im Kampf mit dem Soldaten; Capitain und Kaufmannstochter kommen nicht weit, aber es wird nicht erzählt, ob sie bestraft werden.

Nun weiß *Nicosius* von zwei Schwestern, die sich in einen Barbiersgesellen verliebt haben und diesem nachstellen. Eines Abends verkleidet sich eine der beiden als Mann, besucht den Gesellen auf seiner Stube und gesteht ihm ihre Liebe. Ihre Verkleidung wird vom hinzukommenden Zimmerwirt entlarvt; sie wird verprügelt und hinausgeworfen. Die Freunde spekulieren über die Gründe für das Verhalten der Frau; *Castalio* kennt eine ähnliche Geschichte aus Straßburg von zwei Töchtern eines Kürschners, die heimlich bei einer Verwandten gesellige Treffen mit jungen *Kaufdienern* veranstalten. Ihr Vater kommt dahinter und peitscht sie öffentlich. *Castalio* zitiert auch das Spottlied, das ein Student anlässlich dieses Vorfalls verfasst hat. *Albrecht* wundert sich

darüber, dass die jungen Frauen um eines geringen Gewinnes willen ihre Keuschheit verspielen. Aufgrund mehrerer funktionsloser Details wirken beide Episoden wie Tratschgeschichten, die auf reale Geschehnisse zurückgehen. [Kapitel IIX–X; S. 49–73]

*Albrecht* erzählt aus seiner Studienzeit ein Beispiel dafür, „wie sehr sich ein Studente umb Eingen=Nutzes willen prostituiret“ hat (S. 73). Ein armer französischer Student nimmt in einer Kaufmannsfamilie eine Stelle als Hauslehrer an; seine für einen Akademiker ungewöhnliche Aufgabe besteht darin, die bürgerliche Familie nach Tisch zu unterhalten. Nach einer Weile legt er sich zu diesem Zweck eine Leyer zu, und so wird „aus einem Informatore gar eine Pickelhering“ (S. 76), der dann auch in anderen vornehmen Familien auftritt, ohne je wieder einer akademischen Tätigkeit nachzugehen. [Kapitel XI; S. 73–77]

Der nächste *Politische Leyermann* ist ein pfälzischer „Leichen-Meister“, der studiert, neue medizinische Methoden einführen will, aber verklagt wird, und nur ein ehemaliges Kammermädchen zur Ehefrau bekommt und sich zum „Sclav etzlicher vornehmer Leute [macht] / die ihn bey seinen unehrlich erworbenen Gute“ protegieren (S. 83). *Nicosius* berichtet, für eine Heirat in Schlettstadt gebe es ähnliche Hintergründe: Ein Mann, der eigentlich ein „Ertz=Fantaste“ ist, lässt sich eine prestigeträchtige Heirat vermitteln, doch als die Brauteltern ihn persönlich kennenlernen, wollen sie das Heiratsversprechen auflösen. Da das unmöglich ist, formulieren sie den „Heiraths-Contract“ radikal zugunsten ihrer Tochter. Der Vertrag, der die gewohnte Geschlechterhierarchie pervertiert, wird zitiert. *Castalio* ist sehr erstaunt, dass dieser Mann „umb das bißgen Geldes willen seinen männlichen Respect dem Weibe unterworfen“ hat (S. 90). [Kapitel XII–XIII; S. 78–90]

*Castalio* wechselt das Thema und erzählt vom merkwürdigen und peinlichen Verhalten eines Witwers auf einer Hochzeit, der erst schweigend herumsitzt, dann aber betrunken tanzt. *Albrecht* berichtet, dass jemand auf einer Beerdigung die Gäste unbedingt mit einer lächerlichen Rede trösten und erheitern wollte. Die lange Rede wird zitiert. Während einer Reise hat *Wigander* einen Wirt erlebt, der von der Gesellschaft vornehmer Leute in unangemessener Weise selbst profitieren will, doch von jenen zum Narren gehalten wird. *Nicosius* erzählt von einem verheirateten Mann, der sich wissentlich zum „Hanrei“ hat machen lassen, weil auch er von den Geschenken des studentischen Geliebten profitiert. [Kapitel XIV–XVI; S. 90–108]

*Nicosius* berichtet von einem geizigen Kaufmann, der seine vierzehnjährige Tochter einem alten, aber reichen Kaufmann versprochen habe. Sie beginnt heimlich eine Affäre mit einem Jurastudenten und vertraut sich ihm an, als der Vater zur Heirat drängt. Der Student verprügelt den Bräutigam, und verletzt ihn insbesondere „bey dem membro virili“, so dass der alte Mann nun nicht mehr heiraten will (S. 113). Nachdem er zum Doctor juris promoviert worden ist, wirbt der junge Mann offiziell um die Tochter, doch deren geldgieriger Vater lehnt eine Heirat weiterhin ab. Schließlich schwängert der Jurist seine Geliebte und reist nach Frankreich, nicht ohne einen befreundeten Juristen zu instruieren, die Schwangere zu schützen und deren Vater dazu zu bringen, in ihre Ehe einzuwilligen. Die Geschichte endet mit einer glücklichen Hochzeit. Hier werden Motive aus einer Geschichte aus Weises *Politischem Näscher* (1678) aufgegriffen und zu einem glücklichen – und moralisch weniger verwerflichen – Ende gebracht.<sup>344</sup> Nach *Albrechts* Urteil kommen darin „allerhand Politische Leyer=Männer“ vor, „welche theils klug theils thörllich gehandelt“ hätten (S. 122). So habe der Student zwar klug gehandelt, sich aber „abgeschmackter“ Mittel bedient. Die Klassifizierung einzelner Gestalten als Politische Leiermänner wirkt hier und an anderer Stelle nicht zwingend; eine Beziehung zur Programmatik des Romananfangs wird nicht hergestellt. [Kapitel XVII; S. 108–122]

Auch *Wigander* kennt „einen artige[n] Streich“ aus seinem „Academischen Leben“ (S. 124): Es handelt sich um den Diebstahl eines Truthahns. Dann erzählt *Nicosius* einen Studentenstreich: Studenten, darunter sein Bruder, stehlen einem Kaufmann ein geschlachtetes Wildschwein, das sich dieser für das Neujahrsessen vorgehalten hat. *Castalio* hat als Schüler zum Martinstag den

<sup>344</sup> Vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 189,11–199,33 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 303–322]. Riemer hat ebenfalls eine ähnlich strukturierte Episode von einer vorgetäuschten Schwangerschaft in seinen Roman *Der Politische Stock-Fisch* aufgenommen, vgl. Riemer: *Stock-Fisch*. [1681] 1979, S. 455ff.

Bauern die Gänse gestohlen und ist von diesen verprügelt worden. – An dieser Stelle ihres Gesprächs begegnen die Freunde auf ihrem Spaziergang einem deutschen und einem polnischen Ochsentreiber, die einander wegen ihrer eigenartigen „Tracht und Gewohnheit“ verspotten. *Nicosius* bemerkt dazu, dass Deutsche und Polen, Franzosen und Spanier einander zuwider seien und sich gegenseitig für Politische Leiermänner hielten. Angesichts der untergehenden Sonne mahnt *Castalio* zur Rückkehr, denn die Freunde wollen sich mit der Musik des anfangs erwähnten Leyermanns einen lustigen Abend machen. Das Ende des Romans erscheint kontingent, seine Fortsetzbarkeit ist prinzipiell möglich, denn die fünf Freunde, so der letzte Satz der Erzählung, „brachten den gantzen Herbst mit allerhand kurtzweiligen Gesprächen und guten delicatessen vollends zum ENDE“ (S. 137). [Kapitel XVIII–XX; S. 122–137]

## 5. *Jacques Gervaise Ecuienne: Das politische Klatschmaul (1683)*

Zum Titelkupfer:

Die Darstellung assoziiert Handorakel und diverse Nachrichten mit allgemeinem Klatsch (Abb. xx22, Negativ). Während Klatschnachrichten als unzuverlässig gelten, werden die Personen, die solche *Zeitungen* verbreiten, als treulos – das meint: nicht vertrauenswürdig – bezeichnet.

Das Bild zeigt eine Straßenszene: Links ist eine Hauswand angeschnitten, davor hängt ein Schild mit einer Drehleiter.<sup>345</sup> Darunter sind zwei Frauen abgebildet, die links stehende liest der rechten aus der Hand. Die Handleserin ist ärmlich gekleidet und scheint – mit spitzem Kinn und faltiger Wange – älter zu sein. Die rechte, jüngere Frau hört aufmerksam zu; an ihrer Hüfte ist ein Schlüssel festgebunden. Der Schlüssel zeigt, dass sie die Schlüsselgewalt hat, also Hausherrin ist. Auf der rechten Bildhälfte ist ein verwitterter Torbogen angeschnitten, durch den gerade ein Reiter auf einem Esel reitet. Er ist sehr kostbar gekleidet; aus seinem lockigen Haar wachsen Eselsohren heraus. In der linken Hand trägt er eine Fahne, auf der „BONA NOVA“ zu lesen ist. Im Hintergrund spielen fünf Katzen in einer hügeligen Landschaft. Oben im Bild befindet sich ein Spruchband mit dem Obertitel *das Politische=Klatschmaul*. Die Subscriptio bezieht die verschiedenen Bildebenen aufeinander und lautet: „die Klätscher sind wie Katzen Arth // bei welchen alle Trew erstart“.<sup>346</sup>

Insgesamt scheint die Beziehung zwischen Titelkupfer und Erzählung eher lose: Im Bild werden Aberglaube und Klatsch, verstanden als Prahlerei mit Bagatellen, veranschaulicht. *Klätscher* gelten als unzuverlässige und falsche Menschen.

Zum Handlungsverlauf:

Es handelt sich um einen Roman ohne exemplarischen und nahezu ohne jeden soziomoralischen Bildungsanspruch: Anfangs versucht der Autor gemäß der Vorgabe vorangegangener Politischer Romane, verschiedene Themen argumentativ durchzudeklinieren (S. 24ff.) und kommentierende Partien (S. 22) sowie politische Bezüge (S. 24) in die Erzählung zu integrieren. Der Rahmen der Gattung wird aber vor allem dazu genutzt, die „Frühlings=Lust“ zweier befreundeter Ehepaare und einiger Studenten zu beschreiben (S. 7, 118). Es fehlen jegliche

<sup>345</sup> Die Geringschätzung der Drehleiter dokumentieren auch Titelkupfer und Vorrede zum *Politischen Leyermann*. Siehe dazu die dort genannte Literatur.

<sup>346</sup> Man sagt von falschen Menschen, sie seien wie die Katzen. Zur sprichwörtlichen Bedeutung vgl. Röhrich: *Lexikon*. Band 3. 1991, S. 817–826, S. 824.

gelehrte Zitate oder andere Bildungsreminiszenzen. Für eine eher dem geselligen als dem gelehrten Kontext verpflichtete Erzählhaltung spricht auch, dass am Schluss des Romans nicht, wie sonst üblich, ein neues Thema oder ein neuer Titel angekündigt werden, sondern schlicht der nächste Ausflug – im Herbst.

Es gibt einen heterodiegetischen extradiegetischen Erzähler; stärker als in vorangegangenen Romanen wird die Gesprächssituation geschildert sowie der Status weiterer intradiegetischer Erzähler angesprochen und ihre Art, Geschichten zu erzählen (Darstellungsweise und -kalkül), thematisiert. Die intradiegetischen Geschichten sind deutlich auf ihre Erzähler zugeschnitten, diese scheinen durch ihren Stand und ihren Beruf geprägt.

Insgesamt lässt sich der Roman in drei Teile gliedern: Während des Geburtstagsfestes im landadeligen Haushalt werden verschiedene Themen diskutiert (in den ersten beiden Kapiteln, S. 7–31); auf dem Landgut der bürgerlichen Kaufleute erzählen alle Gäste eine Geschichte aus ihrem Leben (Kapitel III, S. 31–81); nach der Mahlzeit reihen sich derbe Späße aneinander, die dann zum überstürzten Aufbruch eines Gastes führen (in drei Kapiteln, IV–VI, S. 81–118). Der ungewöhnliche Schluss erlaubt es einem Gutsverwalter, einem adligen Studenten die Leviten zu lesen.

Mit beginnendem Frühling machen der Kaufmann *Cynthius* und seine Frau *Tirilena* einen längeren Ausflug auf ihr ländliches Gut, um „der angenehmen Frühlings=Lust eine Zeitlang zu geniessen / und ihre Kummer=reiche Sorgen“ zu vergessen (S. 7). Analog dem Vorhaben seiner Protagonisten, so lässt sich hinzufügen, soll der Roman seinen Lesern dazu dienen, einige Zeit zu entspannen und sich zu unterhalten. Das Ehepaar besucht gemeinsam mit seinem Gutsverwalter, „ein überaus lustiger Kopf“, dessen Name indes nirgends genannt wird (S. 8), das Geburtstagsfest eines benachbarten Adligen namens *Helwart*. Auf dem Fest finden sich auch dessen studierender Sohn *Cibelius* und einige Freunde sowie deren Stubenwirt *Sciti* ein.

Bei Tisch entsteht ein Gespräch zwischen Stubenwirt und Gutsverwalter; auf dessen Frage „Wie stehet / mein Herr / was passiret guts neues in der Welt?“, die ihrerseits auf das Titelpuffer rekurriert,<sup>347</sup> antwortet der Stubenwirt mit unzusammenhängenden Mitteilungen (S. 9). Sie sind von persönlicher Eitelkeit geprägt und mit zahlreichen Füllseln durchsetzt:

„Ich will dem Herrn sagen. Es wird nun fast über die Jahr=Zeit seyn u.s.f.d. [und so fort dergleichen, A.W.] daß ich unwürdig die Corporal=Charge erblich erlanget. Wann ich vor meine Person dem angetragenen Amte bißher treulich vorgestanden / aber wenig darmit verdienet / was soll ich sagen? mein Hauß kostet mich viel im baulicher Wesen zu erhalten / die Gaben sind schwer / ich habe nur vergangenen

<sup>347</sup> Vgl. die Flagge des närrischen Reiters, die schon von weitem „Bona Nova“ ankündigt; mit ihr wird wohl weniger der zeitgenössische Vertrieß von Zeitungen karikiert als die unreflektierte *Curiositas* verspottet. Vermutlich gehörte die Frage nach Neuigkeiten zu den allgemeinen Begrüßungsfloskeln, insbesondere unter Reisenden. Derartigen Konventionen scheint jedenfalls auch Weises Spott zu gelten, der im *Politischen Näscher* einen Wirt auftreten lässt, der seine Gäste mit der Frage „Ihr Herren / wollen sie was neues wissen?“ begrüßt, um dann, ohne eine Antwort abzuwarten, von vermeintlichen Neuigkeiten zu erzählen, vgl. Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 214,4 [Weise: *Näscher*. 1678, S. 348].

Sommer wieder einen neuen Altan gebauet / ja! der mich fürwahr über 20. Thl. u. so und dergleichen her zustehen kömmt / nur daß man dencket den Haußleuten eine Lust zu erwecken [...]" (S. 10).

Das Gespräch wird zitiert (S. 9–21) und anschließend kommentiert. Mit der Figur des Wirtes *Sciti* knüpft *Ecuienne* an den Straßburger Wirt im *Politischen Grillenfänger* an, dessen aufwendige Baumaßnahmen den Verwalter *Philo* zu einer spöttischen Inschrift veranlassten. *Cibelius*, der adelige Student, erläutert dem irritierten *Cynthius* das Verhalten seines Wirtes:

„[D]arüber darff sich mein Herr nicht sehr verwundern; sintemahl dieses lauter Staatsreden von ihme genennet werden. Alleine / wenn er solte eine Zeitlang mit ihm umbgehen / würde ihm allererst der Hasen=Safft seines Politischen Klatschmauls bekant werden / denn er so nährliche Actiones mit Singen / Mahlen / Bauen und Reden vornimt / daß eine ganze Chronica von ihm zu schreiben wäre“ (S. 22f.).

Gemäß diesem Kommentar könnte man sich unter einem *Politischen Klatschmaul* jemanden vorstellen, der sein privates Handeln für öffentlich bedeutsam und berichtenswert hält. Die Begriffsbildung wird im weiteren Verlauf der Erzählung indes weniger exemplarisch als stark situativ genutzt [Kap. I, S. 6–23].<sup>348</sup>

Nach dem Essen wird getrunken, musiziert und getanzt. Unterdessen ist der Gutsverwalter mit dem Informator des alten *Helwart*, dem Theologiestudenten *Mirando*, „in einen Theologo-politischen Discours“ geraten (24–28). *Mirando* will „mit biblischen Sprüchen behaupten daß weder Tantzen noch Saufen / weder Spielen noch Courtesiren in der Politic vergönnet sey“. Der Gutsverwalter versucht zu differenzieren und reagiert mit einem energischen „DISTINGVE DISTINGVE“ (S. 24). So seien leichtfertige von zulässigen Tänzen zu unterscheiden;<sup>349</sup> diese Differenzierungen dienen wohl dazu, die späteren Eskapaden auf dem Landgut der beiden Kaufleute in den Kontext freundschaftlicher Vertraulichkeit zu stellen – und zu rechtfertigen. Bei der sich anschließenden Diskussion scheint es eben so sehr um die Zulässigkeit und die Gewichtung verschiedener Argumente wie um das Thema selbst zu gehen: *Mirandos* pauschale Behauptung, der Tanz sei den Völkern Westindiens verhasst, widerlegt der Gutsverwalter beispielsweise mit dem Hinweis auf „des Erasmi Francisci Ost=West=Indianische Reise=beschreibung worinnen ihme die sehenswürdige Tantz=Ordnung der Indianischen Mohren insonderheit zu Calecut in schönen Kupfferstichen“ gezeigt werde (S. 26).<sup>350</sup> Der studierte Informator reagiert trotzig auf die inhaltliche und formallogische Kritik. Seine unzugängliche Haltung ist von persönlichen Idiosynkrasien und religiösem Fundamentalismus bestimmt; die an-

<sup>348</sup> Während des Gesprächs hat der Wirt immer wieder seinen neu angelegten Altan erwähnt; er beschwert sich außerdem über ein anonymes Pasquill und ist bereit, hundert Reichstaler zu bezahlen, um den Namen des Verfassers zu erfahren. Obwohl eine personale Identität der Figur postuliert wird, gibt es keine Versuche, eine derartige Übereinstimmung zu erzählerisch plausibilisieren. Zum Wirt im *Grillenfänger* vgl. *B.S.: Grillenfänger*. 1682, S. 210–280. Es ist wohl diese Anspielung, die Arnold Hirsch Spekulation motiviert hat, das *Politische Klatschmaul* stamme vom selben Verfasser wie die beiden Romane *Der Politische Grillenfänger* und *Der Politische Guckguck*. Vgl. Hirsch: *Bürgertum*. 21957, S. 74. Hirsch selbst führt keine Gründe für seine Vermutung an. Was das *Klatschmaul* betrifft, halte ich die Annahme eines gemeinsamen Autors aufgrund der stark divergierenden Faktur der Erzählung für falsch. Sehr viel wahrscheinlicher scheint mir, dass es sich bei diesen beiden Autoren – wie auch bei einigen anderen – um ehemalige Kommilitonen handelt, aus deren gemeinsamer Orts- und Personenkenntnis sich einige Handlungselemente speisen.

<sup>349</sup> „Wie denn ein anders wäre sich alle Tage voll und toll Sauffen und hernach alle schändliche Laster begehen / ein anders aber wäre bey guten Freunden in aller Vertraulichkeit etwas mehrers als sonsten zu sich nehmen“ *Ecuienne: Klatschmaul*. 1683, S. 24f.

<sup>350</sup> Anzitiert ist hier *Erasmi Francisci Ost- und west-indischer wie auch sinesischer Lust- und Stats-Garten*. 1668. Die von mir eingesehene Anthologie enthält indes keinen derartigen Kupferstich. Zu überprüfen wäre noch, ob eine Verwechslung mit einer der späteren Sammlungen exotischer Kuriosa von Erasmus Francisci vorliegt, wie bspw. *Guineischer und Americanischer Blumen-Pusch* (1669) oder *Neu-polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker* (1670). Für die Erzählung ist indes vor allem die durch den gelehrten Verweis signalisierte Allgemeinbildung des Verwalters bedeutsam.

fangs sachliche Diskussion verwandelt sich in einen persönlich beleidigenden Streit zwischen Gutsverwalter und Informator. *Helwart* und *Cynthius* beenden die Auseinandersetzung unter ihren Angestellten; *Mirandos* Diskussionsverhalten wird als das eines „politischen Klatschmaules“ bezeichnet, weil seine Argumente „doch nichts beweisen“ könnten (S. 28). Anschließend interessieren sich die Geburtstagsgäste für die Frage, woher die Sitte „des Gesundheits=trincken[s]“ stamme – bis die beiden anwesenden Frauen dieses Themas überdrüssig werden (S. 29f.). Die Gesellschaft tanzt und trinkt die ganze Nacht hindurch; am nächsten Morgen verabschiedet sich das Händlerhepaar *Cynthius* und *Tirilena* von seinen Gastgebern mit einer Gegeneinladung: Sie sollen sich innerhalb der nächsten drei Tage „auf gleiche Lust“ bei ihnen einfinden. [Kap. II; S. 23–31]

Zwischen dem zweiten und dem dritten Kapitel pausiert die erzählte Welt, denn das Geschehen setzt erst mit einem Überfall vermeintlicher Soldaten auf das Landgut von *Cynthius* und *Tirilena* ein. Die Soldaten erscheinen am frühen Morgen und nehmen den Gutsverwalter gefangen. Sie entpuppen sich aber bald als die bereits bekannten Nachbarn und Freunde, die sich einen Scherz gemacht haben. Hausherr *Cynthius* freut sich über den Besuch und lässt seinen Verwalter ein Bankett herrichten und Spielleute bestellen. Die Gesellschaft beschließt, jeder von ihnen solle vor dem Essen „etwas artiges“ aus seinem Leben erzählen (S. 35).

Unterdessen hat unter den beiden anwesenden Frauen – der bürgerlichen Kaufmannsfrau *Tirilena* und der namenlos bleibenden Gattin des Landadeligen *Helwart* – eine Diskussion darüber begonnen, „[o]b man die Leinwand wohlfeiler kauffen oder selbst erzeugen könnte?“ (S. 35–40). Die Händlersgattin *Tirilena* hält es für zu aufwendig, Flachs durch eigene Mägde spinnen zu lassen; dagegen betont die adelige Dame energisch, dass sie die Arbeitskraft ihres ohnedies vorhandenen Gesindes über das ganze Jahr hinweg ausnutzen wolle. An langen Winterabenden sollten ihre Mägde den Flachs spinnen. An dieser Frage besteht nicht nur ein inhaltliches Interesse; die Diskussion dient auch der Demonstration, wie private und öffentliche, ökonomische und biblische Aspekte des Themas zu gewichten seien. Als die beiden Frauen beginnen, darüber zu spekulieren, welche Bedeutung eigenhändiges Spinnen für Königinnen und Fürstinnen haben könne, unterbricht *Helwart*:

„Siehe da wolt ihr Weibergeren auch Politische Klatschmäuler werden / bleibet doch in Terminis und last den Königlichen Personen ihre Lust / wenn die Weiber / fuhr er fort / einmahl zusammen kommen / so schwatzen sie entweder von Flachs / Leinwand / oder kleinen Kindern / ich halte nur deswegen / weil ihre Mäuler immer wie die Flachsbrechen zu Klatschen gewohnt.“ (S. 39)<sup>351</sup>

Als ältester Teilnehmer beginnt der Landadelige *Helwart* dann damit, eine Geschichte aus dem eigenen Leben zu erzählen:<sup>352</sup> Was als historische Anekdote aus dem 30-jährigen Krieg beginnt, endet als Lügengeschichte. Er sei unter den Schweden Rittmeister gewesen und mit seinen Sol-

<sup>351</sup> Entgegen dem Eindruck, den der Kommentar *Helwarts* vermittelt, handelt es sich hier um eine der seltenen Szenen, in denen ein Gespräch zwischen Frauen als sachbezogene, argumentative Auseinandersetzung angelegt ist. *Helwart* differenziert sein allgemeines Verdikt, Frauen hätten nichts zu sagen, indem er das Gesprächsverhalten *Tirilenas* – wohlgemerkt gegenüber ihrem Gatten – lobt: „Doch ist Frau Tirilena sagte er zum Cynthio hierinnen zu loben daß sie ihren Discours mit Historien ausziehen wolte / und also klüglich meine Frau von dem angefangenen Flachs=streite abführen.“ *Ecuienne: Klatschmanl*, 1683, S. 39f. – Die Rede über Flachs galt allgemein als ein geeignetes Thema, um Frauen zum Sprechen zu bringen. In diesem Sinn lässt sich auch die in den *Ertz-Narren* enthaltene niedersächsische Anekdote von den stummen Jungfern an einer Hochzeitstafel verstehen. Ihnen habe die Frage „Jungefrau was gilt der Stein Flachs?“ die Zunge so gelöst, „daß die Männer ihr eigen Wort nicht mehr hören können“. Die Szene wird auch von Christian Thomasius in den *Monatsgesprächen* aufgegriffen: Vgl. Thomasius: *Monatsgespräche*. Band I. [1688] 1972, S. 354. Auch Tobias Schroedter empfiehlt als phatische Kommunikation, mit Frauen zu „flachsen“ (im Sinne einer Unterhaltung über Flachsherstellung). Vgl. *Thisabo Redtschor* [i.e. Tobias Schroedter]: *Allmodische Sitten-Schule*. 1660, S. 267f.

<sup>352</sup> *Helwart* sagt von sich, er sei 54 Jahre alt, und er behauptet überdies, er sei im Jahre 1643 Rittmeister gewesen. Beides muss den Zuhörern immerhin stimmig erscheinen. Nimmt man an, dass er mit etwa 18 Jahren Rittmeister gewesen sein kann, dann lässt sich vorsichtig vermuten, dass die Erzählzeit um 1679/80 liegt. Vgl. *Ecuienne: Klatschmanl*. 1683, S. 40.

daten gegen den Feind geschickt worden. Im Winter 1643 habe es so geschneit, dass von den Häusern nur noch die Schornsteinspitzen zu sehen gewesen seien. Bei der Suche nach einer Unterkunft sei er in einen Schornstein hinein- und einem Bauer in den Wurstkessel gefallen. Er habe starke Verbrennungen erlitten und etliche Wochen im Bett liegen müssen. Währenddessen habe Tauwetter eingesetzt; später habe er sein Pferd an der Kirchturmspitze hängend wiedergefunden. Unter den Zuhörern will der Stubenwirt *Sciti* wissen, wo seine Soldaten hingekommen seien. *Helwart* antwortet, „sie sind den Pferden vor grosser Kälte Sal. Ven. in = = gekrochen“ (S. 42). Es gibt großes Gelächter, sowohl über die Antwort als auch über die ganze Geschichte, von der „iederman Anfangs meynete die Sache wäre in der That geschehen / alleine der Ausgang wiese viel ein anders“ (S. 43).

Nun erzählt *Albret*, ein anderer adeliger Kavalier, der nicht wieder erwähnt wird, eine schaurige Räubergeschichte (S. 43–51):<sup>353</sup> Während seiner *peregrinatio academica* habe er mit seinem Hofmeister eine Nacht unter Räubern und Mördern verbringen müssen. In den Tiroler Bergen seien sie in ein Wirtshaus eingekehrt, dessen Wirt sich als Anführer von Räubern entpuppt habe. Ihnen sei nicht nur Menschenfleisch als „schwarzgemachtes Wild“ serviert worden, sondern sie hätten auch erschlagen werden sollen. Von der mitleidigen Wirtin, die selbst entführt und zur Heirat gezwungen worden war, seien sie jedoch gewarnt worden: In der Nacht hätten sie die Leichen bereits erschlagener Gäste in ihre Betten gelegt; gegen Mitternacht hätten sie zugesehen, wie der Wirt mit einer Axt gekommen sei und sie habe töten wollen. Ihnen sei dann die Flucht gelungen, und sie hätten die Mörder in der nächsten Stadt der Obrigkeit angezeigt, von welcher sie gebührend bestraft worden seien. Hier handelt es sich um eine Schauergeschichte mit gewissermaßen politisch korrektem Ende: Das grausame Geschehen wird zum justiziablen Fall, der von den beteiligten Figuren an die lokale Herrschaft delegiert werden kann.

Um die Stimmung aufzumuntern, erzählt *Cibelius* anschließend eine Geschichte aus dem universitären Milieu, die sich während seiner Studienzeit ereignet hat (S. 51–57): Ein studentischer Kostgänger habe sich in die Frau seines Wirtes verliebt, die ihn als „ehrliche Frau“ aber abgewiesen habe (S. 51).<sup>354</sup> Der Student habe einige Zeit verstreichen lassen, um schließlich eines Nachts mit Hilfe einiger Freunde „einen grausamen Tumult“ (S. 51) vor dem Haus zu veranstalten. Daraufhin sei der Wirt aufgestanden, um nach dem Rechten zu sehen. An der Haustür habe ihn der Student abgepasst, sei hineingelangt, habe die Tür verschlossen, Nachtkleidung angezogen, sich ins Bett gelegt – und mit der Wirtsfrau geschlafen, die ihn nicht erkannt habe. Unterdessen sei der Tumult vor dem Haus stärker geworden, und der Student habe, nachdem er „seine sündliche Lust“ befriedigt hätte (S. 52), das Bett unter dem Vorwand wieder verlassen, er müsse das Haus schützen. Jetzt habe sich der junge Mann die „Gestalt eines Polter=Geistes“ gegeben (S. 53) und den vor der Haustür wartenden Wirt gekratzt, geschlagen und bis ins Bett verfolgt. Die Wirtin habe ihre stillen Bedenken bestätigt gefunden und ihrem Mann sein Verhalten vorgeworfen:

---

<sup>353</sup> Die Episode von der finsternen Herberge, in der angebliche Wirte ihre Gäste ermorden und das eingesalzene Menschenfleisch den ahnungslosen Gästen zum Mittagessen vorsetzen, rekurriert auf ein geläufiges Gruselmotiv. Eine solche Schilderung findet sich nicht erst in Märchensammlungen des 19. Jahrhunderts, sondern bspw. bereits in der Autobiographie des Kannengießers Augustin Güntzers, der auf seiner Walz 1616 in einem böhmischen Wirtshaus einkehrt, in dem ein früherer Wirt „seine Gest in der Nacht ermord und eingesalzen hatt. Hatt daß Menschenfleisch den andern Gesten zu essen geben, aber entlich gerichtet worden.“ Vgl. Güntzer: *Kleines Biechlin*. 2002, S. 131. Während das mörderische Geschehen von Güntzer in die Vergangenheit verlagert wird, fungiert es in der Erzählung des adeligen Kavaliere bereits als Probe, in der sich der Erzähler zu bewähren hatte. Für gruselige Effekte nutzt auch Johannes Riemer das Motiv in der *Colica*, vgl. Riemer: *Colica*. [1680] 1979, S. 258ff. Die Szene im Wirtshaus beginnt in Cap. LXXIV, zur erzählerischen Darstellung vgl. Krause: *Feder*. 1979, S. 352ff. Zu „Mörderwirtshäusern“ vgl. Schenda: *Volk ohne Buch*. <sup>3</sup>1988, S. 383–386. Kaemena: *Studien*. 1999, S. 60–62.

<sup>354</sup> Die ungewöhnliche Handlungsführung, die die meist misogyne Struktur solcher Ehebruchepisoden ignoriert und dabei Inkonsistenzen hinnimmt, legt nahe, dass es in die Erzählung außerliterarische Umstände eingegangen sind, die identifizierbar bleiben sollen. Auch der anfängliche Hinweis, der Wirt sei ein „wohlbekannter Mann“, fungiert als Signal für eine referentielle Lektüre, *Ecuienne: Klatschmanl*. 1683, S. 51.

„Mustest du doch zum andernmal wieder hinunter lauffen / ich kunte mir leicht einbilden / daß dieses ein Teuffels=Geplärre wäre / warumb bliebest du nicht in deinem Bette liegen / zumaln da du dich vorhero schon erhitzt hattest“ (S. 54).

Da hätten die Eheleute bestürzt entdeckt, dass sie betrogen worden waren. Daraufhin habe der Wirt einen seiner zahlreichen Mieter verdächtig und entlarven wollen. Ein befreundeter Mediziner habe geraten, er solle „des andern Tages in der Studenten Schlaf=Kammer / den Urin eines ieden in specie aus den Nacht=Geschirr (salv. ven.) aufheben / so wolte er hier aus den Thäter gewiß erkundigen“ (S. 55). An dieser Stelle seiner Erzählung macht *Cibelius* eine künstliche Pause, die wiederum durch den Stubenwirt *Sciti* unterbrochen wird. Von „seiner Curiosität“ getrieben fragt *Sciti*, was denn wäre, wenn der Täter woanders uriniert hätte. *Cibelius'* derbe Antwort lautet: „So soll ihn der Herr in = = = sehen“ (S. 56); er wird von seinen Eltern und Tirilena getadelt. *Helwart* rügt: „Es [...] stehet einem jungen Studioso übel an / wenn er mit seinem Politischen Klatsch=Maule alten Leuten / denen man manchmal ein Wort mehr zu reden frey gegeben wird / alles nachthun will“ (S. 56). Als ‚Politisches Klatschmaul‘ gilt an dieser Stelle nur noch das unbedachte Mundwerk eines jungen Mannes, auf das die übrigen Zuhörer angesichts der entspannten Gesprächsatmosphäre in geselliger Runde überdies gelassen reagieren, weil „so wol alten als jungen Leuten ein Wort mehr zu reden Macht gegeben / sintemal man allhier nicht Ethicam, sondern delectationem animi betrachtete“ (S. 56).

Nun soll der Stubenwirt *Sciti*, der hier in Anspielung auf Weises Werk auch als „Ober=Commendant[ ] der drey Ertz=Narren“ bezeichnet wird, eine Geschichte erzählen. Er beginnt „mit allerhand lächerlichen Cerimonien und Posituren seine Reise Beschreibung“ (S. 57): Auf einer Reise nach Genf sei einer seiner beiden Reisegefährten für einen gesuchten Dieb gehalten worden, woraufhin alle drei Reisenden gefangengenommen worden seien.<sup>355</sup> Der richtige Dieb sei dann doch noch gefasst worden, und nach ihrer Freilassung hätten die drei Gefährten die lokale Obrigkeit „Injuriarum u.s.f.d. belangen“ wollen (S. 58). Eine solche Klage habe kein Advokat formulieren wollen, aber schließlich habe ein „Pickelhering / so studiret hatte“ (S. 59) dem Rat drei Fragen vorlegt. Der Stubenwirt zitiert die drei Fragen und macht dann eine künstliche Pause. Er hofft, dass einer der Zuhörer nachfragt, um sich mit einer derben Antwort für den vorangegangenen Spott revanchieren zu können. Doch der Kaufmann *Cynthius* greift die drei Fragen so geschickt auf, dass *Sciti* erneut beleidigt und beschämt wird.<sup>356</sup> So entsteht großes Gelächter über den „gute[n] Herrn Historicus“, „[s]intemal er mit seiner Erzählung andere betrügen wolte / und doch selber am meisten betrogen wurde“ (S. 60). Deutlich wird hier, inwiefern sich Erzählungen zum geselligen Rätsel und Scherz hin öffnen: Ihr Verlauf wird an gesellige Interaktion gebunden.

Der Theologe *Mirando* beginnt seine Erzählung „mit gravitätischer Stimme“ (S. 61) – und als Bekenntnis:<sup>357</sup> Er berichtet von einer früheren „Schwachheit“, seiner ersten Liebe als Schüler (S. 61–71). Damals habe er sich in die Tochter seines Wirtes verliebt; nach einer ersten Annähe-

<sup>355</sup> Der Umstand, dass der Wirt nach Genf reisen will, wird mehrere Male erwähnt; der insistierende Hinweis hat offenbar eine über die Handlung hinausweisende Funktion.

<sup>356</sup> Die Fragen lauten: „1. Wo wir währender Gefängnis gesessen? 2. Wer wir wären? 3. Welcher unter uns dem Diebe gleichet / u.s.f.d.“ (S. 59). *Cynthius* beantwortet die Fragen in hypothetischer Form: „[W]enn sie mir proponieret worden / hätte ich folgender Gestalt geantwortet: (1.) Wo ihr wäret gefänglich gesessen? Antwort: Wo Schelme und Diebe hingehören. (2.) Wer ihr wäret? Antwort: Narren / weil ihr euch habet fangen lassen. (3.) Welcher unter euch den Dieben gleichete? Antwort: Der Herr Erzähler ist / laut seines eigenen Bekenntnis / dem Diebe am nächsten kommen / weil er die Diebs=Stricke selbst verfertigen kan“, *Ecuienne. Klatschmaul*. 1683, S. 59.

<sup>357</sup> „Mirando, welcher mit gantz ernsthaftten Gesichte und gravitätischer Stimme seine Geschichte auf solche Weise vorbrachte: ‚Hoch=Edel=geborne / Gestrengte und Mann=veste / wie auch anderseits Wohl Ehrenveste und Hoch=gelahrte Herren; Ingleichen Hoch=Edel=gebornes / wie auch Hoch=Tugend=belobtes Frauen=Zimmer; Allerseits respectivè Hochzuehrende Patroni, mächtige Beförderer / und Großgünstige Freunde: Der / spricht der H. Apostel Paulus / der sich rühmen will / der rühme sich seiner Schwachheit. Also will ich ingleichen mich meiner Schwachheit rühmen / so vor diesen auf Schulen vorgangen / weil ich sonderbare Staats=Streiche in meinen Leben noch nie erfahren.‘“ *Ecuienne. Klatschmaul*. 1683, S. 61.

rung im Bierkeller habe er ihr beim Apfelschälen einen Heiratsantrag gemacht. Er habe bereits weitreichende Zukunftspläne entwickelt. Ein Schustergeselle sei sein Rivale gewesen; den habe er mit seinen Mitschülern verprügeln und vertreiben wollen. Doch die Schustergesellen hätten den nächtlichen Kampf gewonnen; überdies hätten sie die Schüler beim Schulrektor angeschwärzt. Lange Zeit habe er sich wegen dieser Schande auf der Straße nicht blicken lassen dürfen.<sup>358</sup>

Nach „dieser wunderlichen Erzählung“ (S. 71), die nicht weiter kommentiert wird, ruft der Gutsverwalter die Gäste zu Tisch. Er wird jedoch gebeten, vorher „auch was lustiges [zu] erzählen / sintemahl es ihme / als einen lustigen Kautze / an Materien nicht mangeln würde“ (S. 72). Der Gutsverwalter erzählt daraufhin zwei fäkalische Streiche – und gibt damit den Ton für den dritten Teil des Romans vor:<sup>359</sup> Als Lehrjunge des städtischen Apothekers habe er wohlriechende Essenzen mit Purgierpulver und Wagenschmiere vertauscht; überdies habe er Büchsen voller Rosinen und Mandelkerne leergegessen und sie mit dem eigenen Kot wieder gefüllt. Das Ganze habe er mit wenigen Mandeln und Rosinen bedeckt. Eines Tages habe der „Stad=Physicus“<sup>360</sup> mit einigen Ratsherren die Apotheke visitiert; einer der Ratsherren habe sich „heimlich etlich Hände voll Mandelkernen und Rosinen ein[ ] stecken / und auf den Rathhause / unter Abhörung der streitenden Partheyen / seine Zeit damit [ ] verteiben“ wollen (75f.). Er habe hastig in die Büchse gegriffen – und sich bis zum Bart mit Fäkalien beschmiert. Im ersten Moment hätten die Leute darüber gelacht, dass „sein politisches Klatsch- / und Nasch Maul so artig betrogen“, doch das Geschehen sei von den Ratsherren als „höchste Real-injurie“ verstanden und verfolgt worden (S. 77). Als der Apotheker begonnen habe, seine Gesellen zu vernehmen, sei er selbst aus der Stadt an den nächsten fürstlichen Hof geflohen. Dort sei er von einem Hofjunker als Junge eingestellt worden. Für die zahlreichen „lustigen Schnaken“ bei Hofe wolle er nur ein Beispiel geben (ebd.). Er habe dem eingebildeten Kammerdiener des Prinzen, der ein „Liebhaber von Nachtigalln“ gewesen sei und sie selbst gefangen und abgerichtet habe, einen Streich gespielt. Bei einem geselligen Treffen habe der Kammerdiener etliche Hofdamen eingeladen, seine Netze aufzusuchen. Da habe er ihm statt der gefangenen Nachtigallen Schnecken, Frösche oder frischen Kot hinein gesetzt. Die Hofdamen seien erst erschrocken, dann verärgert gewesen, der Kammerdiener sei davongerannt und seitdem nur noch „der begliessene Nachtigall-Fänger“ genannt worden (S. 80).<sup>361</sup> [Kap. III; S. 31–81]

Die Erzählungen bleiben unkommentiert; nach der Mahlzeit erhält der Stubenwirt *Sciti* eine Schachtel und einen vornehmen Brief, der köstliches Konfekt ankündigt, doch die Schachtel ist voll von Fäkalien. Nach den vorangegangenen Geschichten liegt es nun nahe, den Verwalter zu verdächtigen. Dieser ist auch maßgeblicher Initiator der nun dicht aufeinanderfolgenden Intrigen und Streiche.

Die Gastgeber und ihre Gäste sind zu einem gemeinsamen Spaziergang aufgebrochen, als der zurückgebliebene Verwalter den Spielleuten im Hause (die bisher kaum erwähnt wurden) Mäuse in ihre Instrumente steckt. Die Musiker halten ihre Instrumente für verzaubert – und verdächtigen ihrerseits einen älteren Kollegen, den sie „wegen seines Unvermögens zu Hause gelassen“

<sup>358</sup> Bereits Riemer thematisiert im *Maul-Affen* [Kap. XXIV] diese für die Sozialisation männlicher Jugendlicher typischen Rivalitäten; sie spielen noch im Schülerroman des frühen 20. Jahrhunderts wie bspw. in Erich Kästners *Das fliegende Klassenzimmer* eine Rolle.

<sup>359</sup> Anders als bei den Geschichten *Helwerts* und *Cibelius'* stoßen sich die Gesprächsteilnehmer weder am derben Stil noch am derben Sujet der Erzählung des Verwalters. Beides bleibt unkommentiert – und ist damit eingeführt.

<sup>360</sup> Es handelt sich um einen zur städtischen Verwaltung gehörenden Mediziner mit ordnungspolitischen Aufgaben, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 27. Band. 1741, Sp. 2239.

<sup>361</sup> Gemeint ist eigentlich ‚der beschissene Nachtigallfänger‘. Der euphemistische Spitzname wird mit *begleissen* bzw. *begliessen* (was beglänzen) antithetisch zu *beschissen* gebildet, um den höfischen Sprachkodex nicht zu verletzen und einen derben Ausdruck zu vermeiden. Vgl. auch die Redenswendung *auswendig begliessen*, *inwendig beschissen*, Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 1. Sp. 1299, 44 [Der digitale Grimm®].

hatten (S. 85).<sup>362</sup> Der Gutsverwalter bestärkt sie in ihrem Verdacht; darauf dringen sie in das Haus des alten Mannes ein, „hiessen ihn einen Teufelsbanner / Hexenmeister / Leute-Betrüger über den andern / daß der gute Mann nicht wuste was er dencken solte“ (S. 86). In der Zwischenzeit hat der Gutsverwalter die Mäuse mit „allerhand Characteres, Wurtzeln“ vertauscht; außerdem warnt er den Sohn des alten Mannes (S. 87). Als die Musikanten den Alten mit Knüppeln angreifen, verteidigt der Sohn seinen Vater und verprügelt sie mit der Streugabel bis sie „weder Arm noch Bein mehr regen kunten“ (S. 89). [Kap. IV; S. 81–90]

Als die Gäste zurückkehren, soll der Tanzboden vorbereitet werden, weil die beiden Frauen vor dem Abendessen tanzen wollen. *Cynthius* lässt sich als Hausherr von den bedrückten Spielleuten erzählen, was geschehen ist, und vermutet, dass dahinter sein Verwalter steckt: „Siehe da / sieh da! antwortete Juncker Helwart, sind euch ehrlichen Spielleuten die **Politischen Klatschmäuler** auch geklopffet worden? Mich wundert / wie der Hr. Verwalter seine Sachen alle so politisch anfangen kan“ (S. 91). Das Erstaunen *Helwarts* bleibt der einzige Kommentar zu dieser Episode. Was mit der Formulierung von den ‚Politischen Klatschmäulern‘ gemeint ist, bleibt unklar. Denkbar ist, dass die Leichtgläubigkeit und -fertigkeit der Spielleute angesprochen ist. – Auch beim folgenden Tanz kommt es zu Zwischenfällen, die der Gutsverwalter vorbereitet hat. Als Motiv wird an dieser Stelle genannt, dass er sich bei der ganzen Gesellschaft für seine morgendliche Gefangennahme revanchieren will; nun hat er Pfeffer und Nieswurz<sup>363</sup> auf den Tanzboden gestreut, „dem Frauenzimmer hierdurch eine Lust zu erwecken“ (S. 92). Nach einigen Runden niesen die Tanzenden derart, dass sie ihren Tanz abbrechen müssen. Nun beraten die „betrogenen Weiber“ (S. 95) gemeinsam mit *Cibelius* und *Mirando*, wie sie ihrerseits dem Verwalter einen „Possen beweissen [!]“ können. [Kap. V; 90–95]

Um ihm einen Streich zu spielen, nutzen sie den Umstand, dass der Verwalter „als ein alter und noch lediger Junggeselle“ (S. 95) in die Zofe der landadeligen Dame verliebt ist. Deren Bruder wird als Zofe verkleidet, und prompt folgt ihm der Verwalter während der abendlichen Mahlzeit in die Speisekammer und will „seinen Gebrauch nach mit ihr Courtesiren“ (S. 96). Im Dunkeln versucht er das vermeintliche Mädchen zu küssen, „alleine die Zoffe thäte als wenn sie das Schnuptuch vors Gesichte hielte / da es doch in Warheit ein schwarzer Rußsack war“ (S. 97). Als der Verwalter mit verschmiertem Gesicht an den Tisch zurückkehrt, erhebt sich „ein grausam Gelächter“ unter den Frauen (S. 98).

Am späteren Abend – die beiden Ehepaare schlafen bereits – trinkt der Verwalter zusammen mit dem Stubenwirt *Sciti*, dem Informator *Mirando* und dem Studenten *Cibelius*. Er mischt ihnen Nieswurz ins Bier, so dass sie in der Nacht Durchfall bekommen und ihre Betten einkoten. Der Zofe, von der er sich betrogen wähnt, stellt er eine Wanne voller Frösche unter die lose Matratze. Später fallen sie und die Schließerin, die das Bett miteinander teilen, in die Wanne. Von ihrem Geschrei erwachen die Gäste, und sie lachen, als sie die Frauen und die Frösche erblicken. Doch die Gastgeber verärgert

„der grausame Tumult / welchen sie beyderseits [also *Tirilene* und *Cynthius*; A.W.] dem Verwalter zuschrieben / und wenn dieser Tirilenen damahls in Wurff kommen wäre / hätte er ohne Zweifel eine gantze Menge lossere Worte von ihren Politischen Klatzschmaule bekommen“ (S. 103).

Die Passage verstärkt die Vermutung, dass die titelgebende Begriffskombination in dieser Erzählung übercodiert wird; sie hat keinen programmatischen Stellenwert und wird möglichst oft, also bei jeder halbwegs passenden Gelegenheit gebraucht, so als gälte ihre Frequenz innerhalb des Texts als Beweis für ihre die Erzählung strukturierende Kraft.

Als sich *Cibelius*, *Mirando* und *Sciti* am nächsten Morgen auf dem Gang treffen, sind sie voller Exkreme und Fäkalien, fühlen sich vom Gutsverwalter betrogen und wollen sich rächen. Bei ihrem Plan kalkulieren sie wieder mit dessen sexueller Triebhaftigkeit; so wissen sie, „daß der

<sup>362</sup> Möglicherweise bilden außerliterarische Anspielungen den Hintergrund dieser Episode.

<sup>363</sup> Ein äußerlich reizend und innerlich purgierend wirkendes Kraut, vgl. die entsprechenden Ausführungen zu *Elleborus albus* und *Elleborus niger* bei Zedler: *Universal-Lexikon*. 8. Band. 1738, Sp. 899f. und 902ff.

Verwalter überaus verliebt ware / so gar / daß er auch die Mägde / so bißweilen Zinßgetraide auff Herrn Cinthio Boden lieferten / nicht konte mit frieden lassen“ (S. 105). *Cibelius* und *Sciti* verkleiden sich als Bauernmägde, bringen abends Getreide und wechseln auf dem Kornboden mit dem Verwalter verliebte Blicke.<sup>364</sup> Als dieser dem verkleideten *Cibelius* „ohne einigen Wortwechsel [...] nach der Schürtze“ (S. 106) greift, ziehen ihm die Männer die Hosen herunter und verprügeln ihn. Sie schreien laut, „der Verwalter hätte sie nothzüchtigen wollen“ (S. 107), und alle Gäste laufen – wie vorher verabredet – auf den Kornboden, um ihn zu verspotten. Als der Gutsverwalter erkennt, dass es sich um „eine angestellte Hatze“ (S. 108) handelt, ist er entschlossen, sich an *Sciti* und *Cibelius* zu rächen. So sägt er den Stuhl des Stubenwirtes *Sciti* an, nachdem er ihn mit Leim und Pech beschmiert hat. Der betrunkene *Sciti* fällt hin und beschmiert sich. *Cibelius* wird vom Gutsverwalter zum Wetttrinken aufgefordert und betrunken gemacht; schließlich bringt er ihn ins Bett, bindet ihm Hände und Füße zusammen und schließt Hunde und Katzen in seine Kammer. *Cibelius* muss sich übergeben und kotet sich ein, ohne sein Bett verlassen zu können; außerdem muss er die Balgerei der Tiere hilflos ertragen. In seiner Wut schwört *Cibelius*, „den folgenden Tag den Verwalter das Pistol durch den Kopff zu jagen / vor so schmelich erwiesene Beschimpffung“ (S. 111). Daraufhin lässt ihn der lauschende Gutsverwalter durch eine Magd befreien, versteckt sich in einer Kammer, wo er sich über „den rechtschaffen=bemakelten Edelman“ amüsiert (S. 112). *Cibelius* versucht, im Morgengrauen seine Wäsche an einer nahegelegenen Quelle auszuwaschen; er wird dabei von den anderen Hausbewohnern beobachtet und verspottet. Da flüchtet er in einen Busch, lässt sich von einem Diener seine Kleider reichen und reitet „ohne Abschied“ davon (S. 113). Nun sind die bürgerlichen Gastgeber, *Cynthius* und *Tirilena*, „über des Verwalters losen Händeln nicht zu frieden [ ] / insonderheit weil sie sich besorgten / Mons. Cibelio möchte dessenthalben eine jalousie auff sie werffen“ (S. 114). *Cibelius*' Vater *Helwart* beruhigt sie jedoch und lobt den Verwalter sogar für seine Rache. Dieser ist erleichtert und bittet nun alle Gäste höflich um Verzeihung. Er gibt *Helwart* eine „Inscription“ an seinen Sohn mit, die zitiert wird (S. 115–117). Es handelt sich um eine Ermahnung; der Text spielt adligen Stand und besudelten Zustand des jungen *Cibelius*' gegeneinander aus und endet mit einem allgemeinen Appell: „Mein Leser! / nur mercke dieses darbey: / daß man andere Leute nicht soll betriegen / wo man nicht selber auch will betrogen werden“ (S. 117). Die Gäste verabschieden sich nun, verabreden sich aber bereits, im Herbst „gleicher Land=lust zu geniessen“. Dem Stubenwirt *Sciti* müssen sie, gezwungen durch dessen „Kriegs=Complimente[ ]“, überdies versprechen, bald den luxuriösen Altan seines Hauses zu besichtigen.<sup>365</sup> Damit hat „vor dißmahl diese angestellte Frühlings=Lust ein vergnügliches ENDE“ (S. 118).

## 6. *Michael Kautzsch: Der Politische Tobacks-Bruder (1685)*

Zum Titelpuffer:

Das Bildmotiv entspricht der literarischen Rahmenfiktion, der zufolge sich einige Männer treffen, um gemeinsam zu rauchen und einander Geschichten zu erzählen (Abb. 23, Ausgabe 1690). Es hat kaum exemplarischen, sondern nahezu ausschließlich illustrierenden Charakter – und das verbindet es auch mit der Titelillustration zum ebenfalls von *Kautzsch* stammenden *Bier-Glas* (Abb. xx24). An diesen Beispielen lässt sich zeigen, wie die Verringerung allegorischer und kommentierender Elemente die Darstellung für mehrere Deutungen öffnet.

Der Kupferstich geht auf die gleiche Platte zurück wie der für den Titel des *Politischen Leyermann* verwandte. Gezeigt wird ein Wirtshauszimmer mit drei männlichen Gästen, einem Leiermann und dem Getränke herbeischaffenden Wirt. Im Hintergrund sind drei Fenster zu sehen, zwei

<sup>364</sup> Was *Mirando* macht, wird nicht erwähnt; es liegt in der Logik dieser Figur und ihrer frommen Haltung, dass sie sich nicht an diesem Geschlechtsrollentausch beteiligt.

<sup>365</sup> Damit wird am Beginn und am Ende des Romans eine Verbindung zum Geschehen im Roman *Der Politische Grillenfänger* hergestellt. Vgl. oben, *Ecuienne. Klatschmanl.* 1683, S. 10ff.

davon geöffnet. Oben ist eine breite Banderole mit dem Obertitel *Der Politische TobacksBruder* zu sehen. Links im Vordergrund steht der große Tisch, auf dem nun – anders als beim *Leyermann* – ein großer Bierhumpen, eine Tabakschnur, eine Kerze, ein Teller und ein Messer und außerdem die Spielkarten liegen. Hier sitzen die drei Gäste, zwei von ihnen mit Hut, alle mit Halstuch und Jacken mit Armstulpen. Zwei von ihnen halten nun lange Tonpfeifen, während derjenige, der dem Leiermann zuproestet, dies nun mit einem großen Bierhumpen tut. Auch der Leiermann schmaucht – anders als beim *Leyermann* – an einer rauchenden Tonpfeife. Gleiches gilt für den Wirt, der raucht und nun in der linken Hand eine Bierkanne trägt. In der erhobenen rechten Hand hält er – statt des Spruchbandes im *Leyermann* – drei weitere Tonpfeifen. Vorne auf dem Boden liegen jetzt mehrere Fidibusse.

Auch das bekannte Flugblatt *Der teutsche Taback-trincker* (1630) thematisiert in ähnlicher Szenerie den Tabakgenuss, der zeitgenössisch als Trinken des Tabakrauches vorgestellt wird: Dort werden die Raucher in Bild und Text als „nährisch Tabacktrincker“ kritisiert.<sup>366</sup> Das Titelpuffer des *Politischen und Lustigen Tobacksbruders* kommt dagegen ohne distanzierende Elemente aus,<sup>367</sup> obwohl es derbere Konnotationen enthält als die Erzählung. Das Bild zeigt eines der geselligen Treffen der rauchenden Freunde, die wie im Roman nachzulesen verabredet haben, „daß zu ieder angestellten Zusammenkunfft keiner ohne ein angenehm Toback=Schwänckgen sich solte einfinden“.<sup>368</sup> Freilich wird nicht das erste Treffen abgebildet, das auf der Dachterrasse eines vornehmen Gartenhauses stattfindet, sondern möglicherweise ein späteres, das in der schlichteren Stube einer studentischen Herberge stattfindet.<sup>369</sup> Abweichend von der Illustration kommt im Roman nirgends eine Drehleier vor; um zu musizieren, greifen die Freunde zur Laute<sup>370</sup> oder zur Viola da Gamba.<sup>371</sup>

Somit evozieren diverse Bildelemente eine derbere Atmosphäre, als von der Erzählung behauptet wird. Das kann der Übernahme des Druckstockes vom *Politischen Leyermann* geschuldet sein, dient aber sicher auch der plakativen Aufmachung der *Toback=Schwänckgen* als populärem, genauer: studentischem Lesestoff in der Tradition der Politischen Romane.<sup>372</sup>

<sup>366</sup> Vgl. auch den Kommentar zu diesem Blatt von Harms (Hrsg.): *Flugblätter*, Band I. 1. 1985, S. 184f. [I, 83].

<sup>367</sup> So ist auch die moralisierende Inschrift, die im *Leyermann* das Verhalten des Wirtes kommentierte, eliminiert worden. Vgl. *Candidaens: Leyermann*. 1683.

<sup>368</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 19. Die Darstellung enthält keine kommentierenden Bildelemente, die das gezeigte Geschehen verurteilen. Zum Vergleich die Darstellung von *Spylern* mit Narrenkappen bei Sebastian Brant, vgl. Brant: *Narrenschiff*. 31986, S. 199.

<sup>369</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 54f.

<sup>370</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 24f., 231ff.

<sup>371</sup> *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 84

<sup>372</sup> Für das Zedler'sche Lexikon handelt es sich um eine Tabakssatire, vgl. die Bezugnahme unter dem Stichwort *Nicotian*: „Auf eine schertzhafte Art hat vom Tabacke gehandelt ein Ungenannter in dem politischen und lustigen Tabackschmaucher“, Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, S. 680f. Mit gewissen Abstrichen lassen sich die in dem Artikel geschilderten Rauchgewohnheiten auch für das ausgehende 17. Jahrhundert voraussetzen: Von Francis Drake sei die Gewohnheit, Tabakblätter zu rauchen, wobei der Rauch durch tönerner Röhren gezogen wird, den Indianern abgeschaut und Ende des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt geworden. Menschen jeglichen Standes hätten diese Gewohnheit begeistert aufgegriffen, so „daß nunmehr dieser Dampf fast bey allen Ständen vom höchsten Fürsten an, bis auf den geringsten Bettelmann zur allgemeinen Delicatesse worden, daß man wohl mit Recht sagen mag: Pauperum tabernas Regumque Turres tabaci fumus semper opplet. Denn jetziger Zeit schmauchet fast jeder Taback, der Bauer hinter dem Pfluge, der Fuhrmann auf dem Pferde und der Handwerker bey seiner Arbeit: Es ist keine Gesellschaft ohne Taback beliebt, vergnügt und angenehm; ja in den Bier= und Weinhäusern kan fast kein Bier oder Wein mehr getruncken werden, es müssen denn auf jedem Tische ein paar brennende Lichte stehen, da muß die gantze Stube voller Rauch und Schmauch seyn, sonst kan das Bier, oder der Wein nicht flüssen. Bacchus sine Tabaco friget. Überhaupt ein jeder will sich daran zum Ritter des Tabacks schmauchen, und ist nur eine blosse aus Irrthum angenommene Gewohnheit, die weit mehr Schaden als Nutzen bringet: angesehen durch solchen unmäßigen und unordentlichen Gebrauch, viel gute Feuch-

Zum Handlungsverlauf:

Zunächst wird die Rahmenfiktion exponiert: Im Garten des wohlhabenden *Lanurgo* wachsen „mancherley Arten des Toback=Krautes“, die von den Freunden *Crescentio*, *Lysander* und *Damon* gern geraucht werden (S. 19). *Lanurgo* lädt sie oft auf die Dachterasse seines vornehmen Gartenhauses<sup>373</sup> ein und so

„wurde beschlossen / daß zu ieder angestelleten Zusammenkunfft keiner ohne ein angenehm Toback=Schwänckgen sich solte einfinden. Dieses wurde von der Gesellschaft beliebt / und hatte des Gärtners Sohn / seine gewisse Bestallung hier von / daß er dergleichen von Zeiten zu Zeiten zu Pappier bringen möchte“ (S. 20).

Diesem Entwurf entsprechend ist eine fiktive Gesprächsrunde zu erwarten, in der Geschichten erzählt werden, die später schriftlich fixiert und gesammelt werden sollen. Zwar stimmen die Kapitelgrenzen in vielen Fällen mit den veranstalteten *Schmäusgen* überein, doch erweist sich die Rahmenfiktion als unzuverlässig: Nicht nur hat sie der Autor einige Seiten später offenbar vergessen und entwirft eine ähnliche Exposition ohne *Lanurgo*, sondern überdies werden bei diesen Treffen auch keine Schwänke erzählt. Erwähnt werden Wettbewerbe, „Männlein zu setzen“;<sup>374</sup> außerdem werden verschiedene Aspekte des Rauchens diskutiert.

Der grundlegende Impuls für den Roman scheint äußerlicher Art zu sein: Den Anlass bildet eine bestimmte Jahreszeit oder eine bestimmte Personenkonstellation; ein moralisch motivierter Erzählimpetus ist kaum feststellbar. Es handelt sich offenbar um die Sammlung gemeinsamer Erlebnisse einer Gruppe

---

tigkeiten abgezogen, hingegen viel rohe von dem Biere und Weine eingefüllet werden“, vgl. ebd. S. 662. – Der vierundzwanzigste Band des Zedlers erschien ein Jahr, bevor die Satire unter dem Titel *Politische Erzählungen Aus einer Lustigen Tobacks-Gesellschaft, Das ist: Sonderliche Beschreibung Des Edlen Toback-Krauts, Darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien, so sich öftters bey dem Tobacks-Schmausen ereignen, vorgestellt werden. Von Tobias Langenpfeiffen. Ost Indien 1741* wiederaufgelegt wurde.

<sup>373</sup> Anders als in den unter dem Oberthema Reisen zusammengefassten Romanen beschränken sich die Zusammenkünfte der Figuren hier eher auf solche privaten Orte wie ein Gartenhaus mit Dachterasse, die studentische Stube oder das Haus eines befreundeten Pfarrers. Die gewählten Schauplätze der Erzählung sind vor dem Hintergrund einer stärker auf das studentische Milieu von Adressant und Adressaten, weniger auf eine – wie auch immer spezifizierte – politische Ordnung fokussierten Perspektive konsequent.

<sup>374</sup> „Lanurgo versatzte, so will ich mit den Herrn anfahren Männlein zu setzen, zu erfahren, wer den Preiß davon tragen wird. Sie fülleten einander die Pfeiffe ein, und sahe die Compagnie mit Verwunderung zu, ohngeachtet *Damon* sich hurtig erzeigete, wie der alte Lanurgo seine Männlein in weit grösserer Anzahl als unser *Damon* setzen kunte.“ *Kautzsch. Tobacks-Bruder*. 1685, S. 28. Damit ist vermutlich der Versuch gemeint, mit ausgestoßenen Rauch menschenähnlich Figuren zu erzeugen. Ein Raucher, der die Formen seines Pfeifenrauches genau beobachtet – und sie möglicherweise versucht hat, zu beeinflussen – ist auf einem niederländischen Gemälde von Adriaen Brouwer zu sehen: *Der Raucher* (um 1630), Amsterdam Rijksmuseum. Eine Abbildung findet sich in Svetlana Balbanova: *Geschichte*. 1997, S. 21. Das Grimm'sche Wörterbuch kennt keine derartige Wendung und verzeichnet lediglich die Rede vom „Männchenmacher“ als Possenreißer, vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 12, Sp. 1571, 25 [Der digitale Grimm®].

von Studenten, mit denen eine Rahmenfiktion (regelmäßige Rauchertreffen während eines Sommers) gewissermaßen bestückt wird.

Dafür, dass der Text als Gattungsexemplar wahrgenommen werden soll, spricht nicht nur die Schilderung im Vorwort, sondern auch, dass eine der Figuren *Crescentio* heißt: *Crescentio* ist bekanntlich der Name des Protagonisten in Weises *Der Politische Näscher*, und ihr wird innerhalb der Compagnie studentischer Raucher dieses Romans eine mäßigende und moralisch integre Rolle zugeschrieben. Dagegen wird lediglich in zwei – für den Handlungsverlauf beliebigen – Episoden auf den Kurztitel rekurriert: Beide Male wird jemand als *Politischer Schmauchbruder* oder *Tobackschmaucher* bezeichnet, der das Rauchen als Mittel zu einem heimlichen Zweck nutzt.<sup>375</sup> Diese Erklärungen beziehen sich ausschließlich auf die konkrete Situation; sie haben weder einen privilegierten Status, noch bieten sie eine Verständnishilfe für den gesamten Text. Damit haben die beiden Versuche, das populäre Epitheton thematisch zu entfalten, eine äußerst beschränkte Reichweite.

Die zum Thema Tabak kompilierte und exzerpierte Literatur ist einschlägig und wird noch dreißig Jahre später in Raucherbrevieren zitiert. Was die das gemeinsame Rauchen und den Umgang mit Tabak thematisierenden Episoden betrifft, so folgen sie keiner denunziatorischen Logik.<sup>376</sup> Sofern sie Lehren vermitteln, sind diese im Interesse der Rauchenden; Episoden wie die mit dem um Almosen streitenden Bettlerpaar (S. 36), die sich für moralische Verurteilungen geradezu anbieten, bleiben entweder völlig unkommentiert, oder es werden an ihnen ne-

<sup>375</sup> Vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 168f. und S. 179f.

<sup>376</sup> Darin unterscheidet sich der Text deutlich von der in den *Drey ärgsten Ertz-Narren* vermittelten Haltung gegenüber dem Rauchen: In Weises Roman wird eine Diskussion über einige Leichencarmina unterbrochen, weil „ein heißlicher Dampf in die Stube gezogen [kam, A.W.], daß alle meynten, sie müsten von dem widrigem Geruche vergehen. Als sie nun hinauß sahen, wurden sie etliche Kerlen gewahr, welche Tabackpfeiffen im munde hatten und so abscheulich schmauchten, als wenn sie die Sonne am Firmament verfinstern wolten“. Der Hofmeister *Gelanor* hält sie für Narren, „die dem Teufel alles nachthun und Feur fressen. Ich möchte wohl wissen was vor Kurtzweil bey dem Lumpenzeuge wäre“. Diese Frage scheint für den Autor des *Politischen Tobacks-Bruder* so sehr im positiven Sinne beantwortet zu sein, dass er das gesellige Vergnügen des Rauchens nicht eigens thematisiert. In den *Ertz-Narren* entsteht an dieser Stelle eine Diskussion zwischen dem Verwalter *Eurylus* und dem Wirt: Der Wirt betont die therapeutische Wirkung des Rauchen und meint, phlegmatische Leute müsten dergleichen Mittel gebrauchen. *Eurylus* wendet dagegen ein, das wären „Einbildungen, daß der Taback sollte die Flüsse abziehen, er brächte zwar Feuchtigkeit genug in dem Munde zusammen: Allein dieses wären nicht die rechtschuldigen Flüsse, sondern die Feuchtigkeit, welche im Magen der concoction als vehiculum dienen sollte, würde hierdurch abgeföhret: dannhero auch mancher dürre, matt, hartleibicht, und sonst elende und kranck davon würde.“ Der Wirt beharrt darauf, dass es „vornehme Doctores und andere Leute [gebe], die auch wüsten, was gesund wäre, bey welchen der Taback gleichsam als das tägliche Brot im Hause gehalten würde“. *Eurylus* und *Florindus* relativieren daraufhin die Vorbildfunktion großer Leute, tatsächlich schämten sich diese für ihre Rauchgewohnheiten. Schließlich entfernt sich der Wirt mit der Bemerkung, wenn sie der Geruch störe, sollten sie sich „eine Balsambüchse“ anschaffen, er könne den Geruch nicht ändern. Vgl. Weise: *Werke*. XVII. Band. *Romane I*. 2006, S. 222,2ff. [Weise: *Ertz-Narren*. [1673] 1878, S. 278f.].

bensächlich erscheinende Details diskutiert. Viele für die Handlung funktionslose Details lassen vermuten, dass außerliterarische Referenzen vorliegen. Die Protagonisten repräsentieren vermutlich einen studentischen Freundeskreis, aus dessen gemeinsamen oder persönlichen Erlebnissen einzelne Episoden gestaltet sind. Dafür spricht auch, dass alle Geschichten innerhalb einer studentischen Biographie situiert werden, so dass soziale Gleichgültigkeit und moralische Verantwortungslosigkeit nicht den jeweiligen Protagonisten zugeschrieben werden, sondern der besonderen Lebensphase, die sie als junge Studenten im Bewusstsein ihrer akademischen Freiheit verbringen.<sup>377</sup> Schlägereien, Diebstähle, Betrügereien und heimliche Treffen mit Mädchen werden ohne jegliche moralische Konnotationen beschrieben. Einen kompensatorischen Hintergrund für die Darstellung devianten Verhaltens in einer Phase des Übergangs vom Jugend- ins Erwachsenenalter bilden misogynie Topoi, in deren Kontext die Geschlechterhierarchie als beruhigender Ordnungs- und Stabilitätsfaktor angesprochen wird. Alltägliche, für das studentische Milieu typische Rituale werden nur stichwortartig benannt; ihre Kenntnis wird offensichtlich bei den Lesern vorausgesetzt.<sup>378</sup> Große Bedeutung hat beispielsweise das Schmausen: Das reichliche und behagliche Trinken, Essen – und Rauchen.<sup>379</sup> Bei den Protagonisten handelt es sich um vermögende Studenten aus vornehmen Familien: Sie sind mit Lakaien versehen, pflegen gesellschaftlichen Umgang mit angesehenen Beamten und werden nicht von Geldsorgen gequält.

Am Erscheinungsbild des Textes fallen die zahlreichen Druckfehler auf; sie sind vermutlich nicht nur dem Setzer anzulasten, sondern rühren aus einem fehlerhaften Manuskript.<sup>380</sup>

---

<sup>377</sup> Vgl. dazu die kursorischen Bemerkungen zur Sozialisationsfunktion studentischer Organisationen bei Gestrich: *Vergesellschaftungen*. 1999, S. 138f.

<sup>378</sup> Gemeinsame Spaziergänge, das Wandern zum Stadttor, das Aufsuchen der jeweiligen Tische oder Logiamente. Vgl. dazu auch die zahlreichen Quellen zum sozialen Leben der Studenten und die besondere Bedeutung dieser Lebensphase, die Brüdermann im Rahmen seiner Untersuchung akademischer Gerichtsbarkeit in Göttingen für das 18. Jahrhundert zusammenträgt, Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990.

<sup>379</sup> Vgl. den Art. *schmausen* in: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 9. Sp. 958, 21 [Der digitale Grimm®].

<sup>380</sup> „Schenen“ für „Szenen“. Die Verben „schlendern“ oder „schlundern“ und „piccieren“ gehören zum Wortschatz dieses Autors, insbesondere „schlendern“ wird häufig benutzt. Derartige Eigenheiten des Wortschatzes unterscheiden den Text gegenüber anderen Romanen. Die häufige Verwendung des Verbes „schlendern“, einem Begriff der Studentensprache, in der das Verb aus dem Niederdeutschen (*slendern*) übernommen wurde, spricht für einen studentischen Autor. „Schlendern“ wird auch im *Hof-Mädgen* im Rahmen eines Autorkommentars gebraucht, vgl. den Abschnitt C. II. 5. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 15, Sp. 629, 50 [Der digitale Grimm®]. Der differierende Wortschatz wie die von völlig anderen Voraussetzungen her erzählte Handlung des Romans schließen eine Autorschaft Johannes Riemers aus.

Der Anfang der Handlung wird zeitlich fixiert: Mit beginnendem Frühling<sup>381</sup> wechseln sich die Herren *Lysander*, *Damon* und *Crescentio* regelmäßig darin ab, einander zum Tabakstrinken einzuladen:

„[U]nd weil es sonderlich ein **Tobacks=Convent** seyn und heissen solte so ward unter andern Lustigkeiten auch allezeit ein sonderlich Tobackschwänckgen mit beygebracht. Minander, des Gärtners Sohn / als welcher von der Compagnie in Bestallung genommen worden / die angenehmen Lust=Gespräche zu Pappier zu bringen / satzte sich an sein / an einen Fenster nahe bey der Taffel dahin gestelltes Tischlein / ergriff Feder / dinte und Papier / und machte alsbald oben den Titul / der Politische und Lustige Tobacks=Bruder. Kaum hatte er solches geschrieben / erzehlete **Lysander** was ihn gestern Abends sonderliches aufgestossen / als er nebst seinem Lacquey von Tische nacher Hause gehen wollen“ (S. 21f.)

Von Anfang an gelten eigene Erlebnisse als Schwänke, und zwar unabhängig vom konkreten Handlungsverlauf; grundsätzlich werden authentische Geschichten kompilierten Exempeln vorgezogen. Gleich *Lysanders* erste Erzählung, in der er von seiner Begegnung mit einer „Compagnie liderlicher Burschen“ – rauflustige, brüllende Trunkenbolde, die mit offenem Degen durch die Straßen gelaufen seien – am vorangegangenen Abend berichtet, kommt ohne Pointe aus.<sup>382</sup> *Lysander* selbst kann in solchem Treiben „keine Lust“ erkennen (S. 22). *Damon* betont die Unterschiede zwischen Singen und Brüllen. Er selbst sei manches Mal mit der Laute durch die nächtlichen Gassen gezogen, da hätten die „Damen der Stadt“ verückt in den Fenstern gelegen (S. 24).

Hier wird ein Gruppenbewusstsein geschaffen, das quasi über die Köpfe der Figuren hinweg vor allem die Leser ansprechen und einbinden soll. Die Haltung der Figuren gegenüber randalierenden Burschen ist als exemplarisch für die gewählte Darstellungsperspektive gegenüber angemessenen und unangemessenen studentischen Vergnügungen zu betrachten – und auf die unterhaltende Lektüre übertragbar, die der Leser eben in Händen hält: Bei der Lektüre dieser „Toback=Schwänckgen“ – so ließe sich die poetologische Botschaft fürs Publikum formulieren – sind keine groben Rüpeleien zu befürchten; statt dessen bieten die in dieser Freundesrunde erzählten Geschichten „zuläßliche Ergötzlichkeit“.

Während „Diskurse“ über lärmende Studenten das Tischgespräch bestimmen, wird nach der Mahlzeit eine Schüssel mit geschnittenem Tabak, glasierten Pfeifen und Fidibus aus buntem Papier gebracht. *Damon* spielt die Laute und singt ein 13-strophiges Lob des Tabaks – auf die Melodie des bekannten Liedes „O Weh du armes Prag ec.“; das Lied wird zitiert.<sup>383</sup> Draußen hört „der Herr des Gartens“ *Lanurgo* das Lied und „schlundert“ hinauf, um sich dessen Text erklären zu lassen (S. 29). Das gibt Anlass, die mythische Entstehungsgeschichte des Tabaks zu erzählen. Anschließend entsteht eine Diskussion darüber, welcher Tabak der beste sei: schwarzer, brauner oder gelber (S. 32).

Später begleitet *Crescentio* den alten *Lanurgo*, der wegen geschäftlicher Angelegenheiten in die Stadt zurückkehren muss, ans Gartentor. Ein bettelndes älteres Paar erhält dort von *Lanurgo*

<sup>381</sup> Nach dem Verzehr der sogenannten Lichtgans, vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 21.

<sup>382</sup> Nächtliches Randalieren gehörte zu den typischen Erscheinungen devianten Verhaltens unter Studenten, allgemein dazu Müller: *Studentenkultur*. 1996, S. 283f. Anschauliche Fallbeispiele für die Freiburger Universität des 16. Jahrhunderts trägt Siebenhüner zusammen, vgl. Siebenhüner: „*Zechen, Zücken, Lärmen*“. 1999. Auch Riede berichtet von „mancherlei unliebsamen Ausschreitungen“ unter den Weißenfelder Gymnasiasten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; es gab wiederholte herzogliche Mahnungen, Einschränkungen und Verbote, die das Degentragen betrafen, vgl. Riede: *Geschichte*. 1937, S. 67 und 94f. Nächtliches Gassenschwärmen und den Umgang mit dem Degen spricht auch Christian Weise im *Politischen Academicus* wiederholt als Problem an, vgl. Weise: *Politischer Academicus*. 1685, S. 17f. Im *Tobacks-Bruder* wird studentisches Verhalten freilich eher als Geschmacksfrage denn als moralisches Problem verhandelt.

<sup>383</sup> Unter den von Werner Braun jüngst zusammengestellten Incipits findet sich das Lied nicht, vgl. Braun: *Thöne*. 2004, S. 486–492.

Almosen, gerät darüber jedoch in eine Prügelei, weil der Mann das Geld für Tabak ausgeben will (S. 35).

*Crescentio* schlägt ohne Kommentar die Gartentür zu und eilt zur Tabaksrunde zurück: Dort haben *Lysander* und *Damon* angefangen, um die Wette „Männlein zu setzen“. Beim gemeinsamen „Schmauchen“ verspotten die jungen Männer Regeln und Hierarchien respektablerer Gesellschaften. So wollen sie einander mit Würde wählen und weihen und „allerhand gute Ordnungen und Satzungen“ stiften, und der Sieger des Rauchwettbewerbs soll „Altherr und Meister“ heißen. So wird die Zeit verbracht, „biß das Thorglöckgen gehört wurde / da stunden sie von ihrer Lust auff“ und kehren gemeinsam in die Stadt zurück (S. 37). Dort endet das Treffen mit einem freundlichen Abschied: Es ist charakteristisch für diesen Studentenroman, dass auch eigentlich ereignislose, aber die soziale Kompetenz der Protagonisten kennzeichnende Phasen ihrer Geselligkeit geschildert werden. [Kapitel I–IV; S. 20–37]

Das nächste „Toback Schmausgen“ richtet *Lysander* aus: Er bittet zwei weitere Freunde, *Philander* und *Florus*, dazu. Die Wette um das „Toback=trincken“ wird erneuert: Zunächst wird *Damon* zum Obermeister, doch als *Lanurgo* hinzukommt, kann er die meisten *Männlein setzen*. Die bereits erwähnte Begegnung mit dem Bettlerpaar wird nun zum Anlass genommen, über die Gesundheit des Rauchens und seine Begleiterscheinungen zu diskutieren. So sei der einem Raucher anhaftende Geruch unangenehm, vor allem gegenüber hierarchisch höhergestellten Personen.<sup>384</sup> *Damon* erzählt, er sei vor zwei Wochen zum „Stadthalter“, seinem zukünftigen Schwager, gerufen worden, als er gerade in geselliger Runde Bier getrunken und Pfeife geraucht habe. Nur durch eine Lüge habe er erfolgreich ein Treffen verhindern können; die Gruppe lacht heftig über den „listigen Anschlag“ (S. 43f.). Für *Crescentio*, der selbst nur in Gesellschaft „ein Pfeiffgen pro Compagnie mit schmauchte“ (46), gehört der Tabak zu den göttlichen Gaben, die man nicht verachten dürfe:

„Daß aber der Toback auch eine Gabe Gottes sey / ist daher zu schliessen / weil ihm Gott lasset aus der Erden wachsen / den Menschen zu Nutze; So nun der Toback Gott den Menschen zu Nutze geschaffen / so kan er nicht schädlich seyn denjenigen / so ihn mit gewisser masse / und nach der Constitution ihrer Natur schmauchen“ (S. 46).<sup>385</sup>

Werden diese beiden Einschränkungen – eine allgemeine Mediokrität und die persönliche Konstitution – beachtet, gebe es keinen Grund, Raucher für liederliche Leute zu halten. Gleiches gelte für das Biertrinken. Es stimme zwar, dass „das liederliche Völckgen“ – dazu gehören beispielsweise Soldaten – „stets die Tobackspfeiffe in Maule habe“ (S. 47), doch solche Leute rauchten aus „bloser Gewohnheit“. Sie wüssten den Tabak nicht zu genießen, weil sie nichts über den Geschmack und Nutzen des Tabaks wüssten. *Crescentio* nimmt also aufgrund genauerer Kenntnis des Genussmittels für sich und seinesgleichen eine größere Genussfähigkeit an. Seine Antwort auf die Frage, was er von dem weit verbreiteten Vorurteil halte, der Tabak trockne das Gehirn aus, argumentiert auf der Höhe zeitgenössischer Medizin, insofern *Crescentio* seine Beobachtungen bei der anatomischen Sektion eines ihm bekannten, starken Rauchers schildert.<sup>386</sup> Dort habe er

<sup>384</sup> In ähnlicher Weise thematisiert auch eine 1719 erscheinende Kompilation unter dem Titel *Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback* die Gefahr, dass der „Geruch des Tobacks“ ein Hindernis für Beförderungen darstelle, J.G.H.: *Kräutlein Toback*. [1719] 1972, S. 86.

<sup>385</sup> Diese Argumentation ist ganz analog derjenigen, die Weises Fazit zum ersten Teil des *Berichts* bildet: „Was Gott der Creatur verleihet / das muß zu etwas nütze seyn / und dasselbige muß zu gewisser Zeit ehrlich und ohne verletzung des Gewissens gebraucht werden.“ Weise: *Werke* XIX. *Romane* III. 2004, S. 308, 29f. [Weise: *Bericht*. 1680, S. 103]. Siehe dazu das Kapitel B. II. 2.

<sup>386</sup> Mit den Ergebnissen anatomischer Sektionen argumentiert noch der entsprechende Artikel im Zedler gegen dieses Vorurteil, vgl. den umfangreichen Art. *Nicotian*, in: Zedler: *Universal-Lexikon*. 24. Band. 1740, Sp. 646–681, passim. In diesem Artikel wird abschließend auf den *Tobacks-Bruder* als unterhaltsames Sachbuch zum Thema verwiesen (unter dem Titel *Der politische und lustige Tobackschmaucher*), vgl. ebenda Sp. 681.

„gesehen / da ein Soldat / der von Jugend auf unter den Soldaten gelebet / und ohne unterlaß Toback schmauchete / welchen ich sehr wohl zur selben Zeit gekennet / auch etliche Dreyer zu Toback spendiret / denn er war lustigen Humors, und kunte manchen Possen reissen / umb einer Mordthat willen / so er in Vollerey an seinen Kammerathen begangen / decolliret / hernach seciret wurde / daß sein Gehirn so frisch und reine gewesen / daß sich der domahlige Professor Anatomices selbst verwunderte“ (S. 48f.)

Hier drängt die medizinische die moralische Argumentation in den Hintergrund: Das Rauchen wird nicht als Indiz eines lasterhaften Lebenswandels, der in einem Mord kulminiert, verstanden. Die gesundheitlichen Folgen des Rauchens werden untersucht, ohne Verbindungen zum Verhalten des Rauchers herzustellen. Von *Lanurgo* wird die Vorstellung geäußert, dass der Tabak den Körper reinige.<sup>387</sup> Das Gespräch wird beendet, weil der Abend anbricht und die Freunde vor Torschluss in der Stadt sein wollen. [Kapitel V–VI; S. 37–50].

Gastgeber ihres nächsten Treffen ist *Damon*. Dieser Schmaus wird von der gemeinsamen Ver-spottung eines Jungen namens *Hans Dölpel* dominiert, den *Lysander* mitgebracht hat; die Szenen alludieren auf den Pennalismus.<sup>388</sup> Der Junge wird als typischer Tölpel eingeführt,<sup>389</sup> der es gewöhnt sei, „umb eines soffs Biers willen / ein Dutzend Nasen=stüber zu halten“, also gedemütigt zu werden. Gleiches geschieht hier: Man provoziert ihn zu „unhöflichen Worten“, indem man seine Pfeife mit Pulver stopft, so dass sie explodiert. Daraufhin verpassen die Freunde ihm „ein paar dutzent Maulschelln und ein halb Schock Nasen=stüber“ und werfen ihn hinaus. Im Garten bekommen

„die Jungen unsern Hans Dölpel in die Kloppe [...] / welche ihn vollends mit Kothe bis an das Stadthor begleiteten. Und mit dieser Lust endigte sich auch dieser Schmaus / weil es nunmehr Zeit war / sich in die Stadt wieder zubegeben“ (S. 52).

Die Demütigungen des in der sozialen Hierarchie untergeordneten jungen Mannes werden ohne jegliche Distanzierung beschrieben; sie werden als selbstverständliches Ritual eingeführt und gehören vermutlich zu den zulässigen Vergnügungen wohlhabender Studenten. [Kapitel VII; S. 50–54]

Nun wird *Florus* zum Gastgeber und lädt seinen Wirt *Herrn Matthes* hinzu. Dieser und seine Frau bereichern die Handlung der folgenden Episoden. Zunächst geben sich die rauchenden Studenten mittels einer „Tobacks=Ordnung“, die der Wirt auf der Frankfurter Messe entdeckt und gekauft hatte, eine Verfassung: Sie lesen ihren Text vor, unterschreiben, siegeln und beeden ihn. Die

„[n]eu erfundene und wohlgegründete Tobacks=Zunft Ordnung / Allen Liebhabern des Edlen Krauts / des Tobacks / zum besten / und ihren Aufnahmen vorgestellet / Von sämtlichen Zunft Altmännern / OberMeistern / und andern Beysitzern. Im Jahr 1676“,

enthält 26 Abschnitte und wird zitiert (S. 59–76).<sup>390</sup> Festgeschrieben wird die Ausstattung der Gesellschaft und ihrer Mitglieder mit langen oder kurzen Pfeifen, Tabak, Pfeifenfutteralen, Draht, einem Hölzchen zum Pfeifenstopfen und Pfeifendosen. Außerdem werden die Mitglie-

<sup>387</sup> Diese Vorstellung findet sich auch im Artikel des Zedler'schen *Universal-Lexikon*, siehe oben.

<sup>388</sup> Vgl. den entsprechenden Exkurs bei Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990, S. 172–175, dort auch weitere Literatur.

<sup>389</sup> Ein „possierlicher Kautz“, „welcher uns vor dißmahl Hans Dölpel heissen soll“, *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 51.

<sup>390</sup> In der mir vorliegenden Ausgabe von 1741 ist der Titel dieser Ordnung in *Der Politisch= und Lustigen Tobacks=Gesellschaft Neue Verordnungen, Allen Liebhabern des Edlen Toback=Krauts, zum Besten, und ihren Aufnahmen vorgestellet. Von der sämtlichen Gesellschaft Altmännern, Ober=Meistern und Andern Beysitzern* geändert worden, es handelt sich um eine der wenigen Aktualisierungen dieser Ausgabe, vgl. Langenpfeiffen: *Politische Erzählungen*. 1741, S. 41. Die LUB Dresden und UB Erlangen-Nürnberg verzeichnen außerdem eine Ausgabe von 1740.

der auf einen sorgfältigen und sauberen Umgang mit dem Tabak (beispielsweise darf das Schneiden des Tabaks nur auf Tellern und mit sauberen Messern erfolgen) und ein rücksichtsvolles Verhalten untereinander (keiner darf einem andern die Pfeife aus dem Mund reißen) und gegenüber Nichtrauchern (das Rauchen soll in Gegenwart „engbrüstiger“ alter Leute oder „unangenehmer Frauen“ vermieden werden) verpflichtet. Regelverstöße werden je nach Schwere mit einer Zwangsabgabe von sogenanntem Hanauer oder Virginia-Tabak und bei Wiederholung mit Ausschluss aus der „Toback=Zunft“ bestraft. Diese konstituiert sich als Männergesellschaft, die sich Kritik seitens der Frauen an ihren Rauchgewohnheiten verbittet: Obwohl sie der Gesellschaft gar nicht angehören, gelten für scheltende Frauen die höchsten Strafen (100 Pfeifen und 120 Briefgen von bestem Virginia-Tabak). Hier wird eine der vielfältigen geselligen Zusammenschlüsse unter Studenten geschildert, die sich zu einer „Compagnie“, einer Gesellschaft oder einem Orden mit eigenen Regeln verbanden.<sup>391</sup>

Später kommt es zum Streit wegen „also genannten Schwanzgeldes“, das die Gärtnersfrau einfordert (S. 76): Gemeint ist hier ein vorab zu zahlender Abschlag für die Benutzung und Sauberhaltung des Gartens.<sup>392</sup> Solange sie nicht bezahlt wird, weigert sich die Gärtnersfrau, den Garten von einer „unzeitigen Geburth des Herrn Matthesen“ zu säubern. Aufgrund des damit verbundenen „üblen Geruches“ löst sich die Compagnie dann auch bald auf (S. 79).

Nach ihrer Rückkehr erinnert sich *Herr Matthes* nur widerwillig an die Gegeneinladung, die er gegenüber der Compagnie ausgesprochen hat: Der von ihm veranstaltete Schmaus soll gegenüber seiner geizigen Ehefrau verheimlicht werden. Schließlich tritt *Florus* pro forma als Gastgeber auf, während der Wirt das Geld tatsächlich auslegt. Die ahnungslose Wirtsfrau hofft dagegen, an *Florus'* Gästen viel zu verdienen und kauft teuer ein. Die Studenten „verzehrten die aufgetragene Speise und Tranck in angenehmer Ergötzlichkeit“ (S. 82). *Herr Matthes* möchte keine Pfeife rauchen, da sie ihm beim letzten Mal nicht bekommen ist; seine Frau bittet ebenfalls darum, ihn nicht zum Rauchen zu zwingen, weil sie den Gestank fürchtet. Da lässt *Damon* sich seine *Viol de Gamb* holen und singt ein 12-strophiges Lied, das die Kritik der Wirtin aufgreift (S. 85–87):

„1. Mann, der Teuffel reut euch doch, / daß ihr noch / Mir dürfft von Tobacke sagen; / Ists nicht gnug, daß ich hier muß, mit Verdruß, Den verfluchten Stanck vertragen? [...]

3. Nicht allein den gantzen Tag / muß Toback / Seyn gesoffen und Geschmauchet, / Auch die liebe lange Nacht, / wird verbracht, / Die man sonst zur Ruhe brauchet.

<sup>391</sup> Vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten*. 1990, S. 214–248.

<sup>392</sup> Der übertragene Gebrauch des Begriffs, der den Kaufschilling beim Viehverkauf bezeichnet, wird bei Grimm erstmals durch Jean Pauls *Flegeljahre* belegt. Im hier vorliegenden Zusammenhang erhält der Begriff eine vulgäre Nebenbedeutung und legt fäkalische Assoziationen nahe. „Schwanzgeld“ spielt ja auch auf den menschlichen Steiß und metonymisch auf den Anus an: Gemeint wäre damit das Geld, das für die Säuberung des Gartens von menschlichen Fäkalien, die nach solchen geselligen Treffen zurückbleiben, gezahlt wird. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 9. Band. 1899, Sp. 2271f. [Der digitale Grimm®]. Interessanterweise wird in der Ausgabe des Romans von 1741 die übertragene Bedeutung ausführlicher hergeleitet; möglicherweise erschloss sie sich schon zeitgenössischen Lesern nicht mehr unmittelbar. Der Wirt *Mattes* ist im Garten von seinem dringenden Bedürfnis zu koten überwältigt worden – und hat damit eine der Regeln der *Tobacks-Zunft* verletzt: „Sein begangener Fehler wäre endlich wohl mit Stillschweigen zu übergehen, so ferne er sich nur mit des Gärtners Frau, wegen des also genannten Schwanz=Geldes hätte in geheim können vergleichen. Denn als diese von ihm solches forderte, und das Kalb nicht eher wollte von Ort und Stelle treiben, bis so lange sie den Strick bezahlte bekäme, fing er mit ihr ein so lang Expositulirens an, daß sie endlich erzörnet, ihm zur Kirmesse bate, zum Saal ausgieng, und sagte: so mags der Flegel selbst schlachten, und fressen. Lanurgo hörte unten im Garten diesen Streit, wuste aber nicht um die Begebenheit und um solche zu erfahren, gieng er sachte nach dem Garten=Hause zu; indem gehet des Gärtners Frau die Treppen herunter, und als er von ihr von der unzeitigen Geburt des Herrn Matthesen hatte vernommen, kam er den Saal unvermuthet daher getreten, hielte mit beyden Händen den Bauch und lachete, daß ihm fast die Augen übergiengen.“ *Langenpfeiffen: Politische Erzählungen*. 1741, S. 53f.

4. Legt euch lieber auf den Ars, / besser wär's, / Als daß ihr hie späte sitzet, / Und euch biß von Mitternacht, / tolle macht, / Von Toback und Bier erhizet.“

Die Wirtsfrau ist erfreut und will sich das Lied abschreiben lassen. Nun verfasst *Florus* eine 17-strophige Kontrafaktur, ein Spottlied auf die Wirtin (S. 88–93). *Damon* singt es zur selben Melodie:

„1. Jammer! hab ich eine Frau, / au, au, au. / Die nichts kann als beissen, keiffen, / Unser meister Streit und Zwist / kömt und ist, / Bloß von Tobackes- Pfeiffen. [...]“. Daraufhin ist die Wirtin verärgert und verläßt die Männerrunde. Die Gäste können nun ungestört trinken und rauchen; als „jeder sein Qvotum sattsam zu haben vermeynete“, verabschieden sie sich. Allein *Florus* und sein Wirt bleiben „noch ein halb Stündgen beysammen sitzen“ (S. 94).<sup>393</sup> Am nächsten Morgen schreibt die Wirtin gleich „eine gute Rechnung/ welche sich über 10. Rthl. belieffe“ (S. 94).<sup>394</sup> *Florus* begleicht die Rechnung, allerdings mit dem Geld des Wirtes – und die nichtsahnende Wirtin lässt ihren Mann „ein paar Kannen Wein“ als Dank „vor gute Bezahlung“ holen. *Florus* bedauert den Wirt, lässt aber alles geschehen, „weil es der Narr nicht besser haben wolte“ (S. 99). [Kapitel VIII–XII (Mitte); S. 54–99]

Das nächste Treffen findet wegen schlechten Wetters in der Stube statt. Gastgeber ist *Philander*, der ständig von einem armen jungen Studenten, „Herr Philanders Zottelhündgen“, begleitet wird (S. 100). Wie schon *Hans Dölpel* wird auch dieser Junge mit einem typisierenden Namen versehen: „Er soll uns vor ietzo Herr Schlepsack heissen“ (S. 100). Die Anhänglichkeit des Jägersohnes wird auf *Philanders* „Gutthätigkeit“ und seine Hoffnung, „umbsonst einmahl zum Schmausen“ zu kommen, zurückgeführt (S. 100). In den folgenden Episoden wird *Herr Schlepsack* als einfältige und unbeholfene Figur geschildert; dabei scheint die Darstellung aufgrund ihrer überschüssigen Details von realen Erfahrungen gespeist worden zu sein. So wird *Philander* durch den Jungen in einer liebevollen Balgerei versehentlich zu Fall gebracht, so dass sich jener ein Bein bricht. Erzählt wird, dass der erschrockene *Schlepsack* „gransete wie eine alte Hure“: Da er nie „Nasetücher“ bei sich hat, wischt er sich die Tränen mit den Händen ab. Diese sind indes voller Tabakkrümmel, so „daß er gleich einen jungen Fercklein“ aussieht (S. 102).

*Philander* muss nun einige Zeit im Bett verbringen, und alle Freunde – bis auf *Schlepsack* – besuchen ihn. Schließlich lässt *Philander* ihn bitten, auch zu kommen; da weint *Schlepsack* wieder und die anwesenden Freunde verlachen den „armen Tropff“, aber sie bemitleiden den Jungen auch, „zumahl da sie erfahren / daß sein Vater ihn nicht wolte lasen wieder vor seine Augen kommen / oder ihm das Weid-Messer in Leib hauen“, und vermitteln zwischen Vater und Sohn (S. 105).<sup>395</sup>

Wegen *Philanders* Bettlägerigkeit können keine richtigen Gastmähler stattfinden, doch verschafft *Florus* den Freunden „unvermuthet einen gebratenen welschen Hahn und Hasen“ (S. 106). Sie

<sup>393</sup> Der Schluss dieses Kapitels ist bezeichnend dafür, wie in diesem Roman nicht nur Gesprächsbeiträge und Geschichten wiedergegeben und Ereignisse erzählt werden, sondern auch soziale Rituale und ihr soziales Ambiente beschrieben werden – ohne eine handlungsmotivierende Funktion zu übernehmen. Der vollständige Satz lautet: „Florus und Herr Matthes blieben noch ein halb Stündgen beysammen sitzen / schmauchten mit einander ein Pfeifgen Toback / truncken dabei einen Krug Zerbster=Bier aus / und schlug hernach ein ieder seines Weges Bethlehem anheim“, *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 94.

<sup>394</sup> In der Ausgabe von 1741 wird diese Episode ausgebaut, indem die Wirtin die Rechnung nochmals in die Höhe treibt, um auf diese Weise das in der Ausgabe von 1685 erzählte – und somit fehlende – 14. Kapitel zu gestalten, vgl. *Langenpfeiffen: Politische Erzählungen*. 1741, S. 66–68. Beim Herausgeber der Ausgabe von 1741 handelt es sich also trotz der Übernahme einiger erzählerischer Inkonsistenzen um einen genauen Leser, der durchaus bemüht ist, Schwächen der Vorlage zu verbessern. Das erlaubt den Schluss, dass die Gründe für eine Wiederauflage des *Tobacks-Bruders* nicht in dessen stringenter Handlungsführung oder skandalösen Anspielungen, sondern vielmehr darin bestanden, dass hier ein eindrucksvolles Kaleidoskop mileuspezifischer Szenen vorlag, das Informationen über den Tabak mit der Schilderung seines geselligen Gebrauchs verband: eine Verbindung, die auch ein halbes Jahrhundert noch mit einem Publikum rechnen durfte.

<sup>395</sup> Dass *Damon* eine Versöhnung zwischen *Schlepsack* und dessen Vater vermittelt, wird lediglich erwähnt, aber nicht entfaltet; die Unregelmäßigkeiten der Darstellung lassen außerliterarische Bezüge vermuten.

speisen gemeinsam auf *Philanders* Stube und diskutieren aus aktuellem Anlass die Frage, „[o]b es auch rathsam / bey einen Patienten Toback zu schmauchen?“ (S. 107). *Damon* bejaht sie, weil sich der Kranke angesichts des Rauches der eigenen Sterblichkeit erinnern könne; er singt dann ein 5-strophiges Lied über das Rauchen als memento mori:

„1. Toback hat diese Macht und Krafft, / Daß er viel fromme Menschen schafft, / Weil sich daran ein Iedermann, / Der Sterblichkeit erinnern kann.

2. Der Rauch, der in die Höhe fährt, / Und in der Lufft sich gantz zerstört, / Dient bloß zur Lust, zum Menschen=Brauch, / So ist der Mensch auch nur ein Rauch. [...]“ (S. 107f.)

Von *Damon* wollen die Freunde dann auch wissen, was „aber der rechte Nutzen des Tobacks“ sei (S. 109). Auf diese Frage kann er nicht ex tempore antworten, sondern verspricht beim nächsten Treffen „der löblichen Compagnie deswegen sattsam Bericht“ zu erstatten (S. 110).

Die Freunde trennen sich bei anbrechender Dunkelheit und befehlen *Schlepsack*, bei *Philander* zu wachen. Der Junge darf ihre Essensreste verzehren, spricht: „das Gerippe von Hasen und welschen Hahn“ abnagen. *Schlepsack* stört *Philander* in der Nacht durch sein „Schnarchen und Fartzen“ (S. 111), und am nächsten Morgen muss er dringend zur Toilette. Seine eilige Frage nach dem „Secret“ wird als Frage nach der Köchin *Margreth* missverstanden – und *Schlepsack* kotet, bevor sie einschreiten kann, vor ihren Augen in die gute Stube.<sup>396</sup> Der Junge versteckt sich voller Scham, während *Philander* sich nach seinen Freunden sehnt, um ihnen „diese artige Begebenheit“ erzählen zu können (S. 113); als sie dann mittags eintreffen, schildert er lachend „den gantzen Actum mit allen seinen Schenen [...]“ (S. 114).

Die Freunde lachen, und *Crescentio* erinnert sich an eine ähnliche Geschichte während seiner Schulzeit: Im Hause seines Vater hätten etliche angesehene Gäste, Räte und Offiziere, ein Kampftrinken veranstaltet. Die Frauen hätten sich zurückgezogen, die Türen des Raumes seien verschlossen und bewacht worden. Gleichwohl sei ein Offizier hinausgelangt, „der damahls kein grösser Anliegen hatte / als die Blase zu lehren“ (S. 117). Seine Frage nach dem Hof missversteht der junge *Crescentio* und „meinete / er hätte mich gefraget / wo ist die Zoff? denn es hatten der Officierer Weiber ihre Zoffen bey sich“ (S. 117). Als der kleine *Crescentio* dem Offizier die Zimmertür öffnet, hinter der sich die Frauen aufhalten, rennt dieser

„der Stuben zu / wie einer der mit eingeleger Lantzen in einen Turniere seinen Mann begegnen wil / er war so fertig / daß in dem ich kaum die Thür hatte geöffnet / er alsbald hinein tratt / und alsofort der Anbruch des strengen Wasserflusses in einem Augenblick mit einander geschahe / in Ansehung und Gegenwart des gantzen Frauenzimmers“ (S. 117f.).<sup>397</sup>

<sup>396</sup> *Schlepsack* „hält die Hosen in der Hand, und zu seinen Glück und Unglück trifft er im Hause den Knaben an, welchen er mit geschwinden Worten fraget, wo das Secret sey? Der Knabe vermeinet, er frage, wo ist Margreth, denn also hiesse die Köchin im Hausse, wiese ihn derowegen hiermit der Stuben zu, in welcher gleich dazumahl die Köchin die Tische scheuerte; darauf rennet er der Stuben zu und weil er mit der Ladung fix und fertig, so wahre daher mit der Thüraufmachen, und mit den Hinneintreten der Schuß nahe beym Handfaß an der Stubenthür geschehen; Die Köchin erschrack zwar anfangs über den unverhofften Knall hefftig, doch besanne sie sich bald, und, aus Beysorge damit der Schütze sie nicht treffen möchte, ergriff sie den Scheyerwisch, warff nach der Büchse, und verstopfte damit das Zündloch, daß der Schütze das Schieses vergaß, und zur Stuben=Thür auslief. Was nun beyde Theile hierauf gedacht, und wie Herr Schlepsack deswegen erschrocken, [...] ist leicht zu erachten.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 111f. Die auf einem sprachlichen Missverständnis basierende Pointe stammt von Grimmelshausen, dazu siehe unten, die ballistische Metaphorik hat Kautzsch hinzugefügt.

<sup>397</sup> *Crescentio* fügt an, er habe dafür Schläge und der Hauptmann den Spitznamen *Seegsack* bekommen. – Die Geschichte variiert „einen Possen“ (172/10) aus dem 8. Buch der *Simplicianischen Schriften*, das ist die Lebensbeschreibung des *Springinsfeld*: Anlässlich eines sprachlichen Missverständnisses zwischen einem Schreiber und einem Bauern erinnert sich der bekehrte – und bei dieser Gelegenheit bemerkenswerterweise zum einzigen Mal amüsierte – *Simplicius* an eine lustige Begebenheit aus seiner Jugend, die er „wegen eines misverstandenen Worts [...] wider seinen Willen angestellt“ (172/10f.): Die „lächerliche Histori“

Während sich die Freunde solche „artigen Begebenheiten“ erzählen, sehen sie draußen Schlepsack herbeischlendern (S. 118). *Crescentio*, *Lysander* und *Damon* begrüßen „den gewissen Schützen mit einem Carmine“ (S. 119): „Willkommen guter Schütz. Du hast dich wohl gehalten, Wiewohl hast du gelegt, die Hosen in die Falten [...]“. Auf die spöttischen Verse *Damons* („So hör mein Schütze, sag, was ware aufgesetzt, / Wie hoch stund der Gewinn, wie hat er dich ergötzet?“) reagiert *Schlepsack* unwirsch mit einer direkten, drastischen Drohung („Er hat sich nit gar hoch belaffen, doch wär er / Damals dabey gewest, ich wollte ihm die quer / Denselben haben gebn ins Maul, ich mocht ihn nicht / Er stunde mir nicht an, das ist mein kurz Bericht.“ (S. 120). *Schlepsacks* Antwort verlässt die metaphorische Ebene des vorangegangenen Spottes und wird von den Studenten als Unhöflichkeit gewertet. Nur mühsam kann *Damon* daran gehindert werden, den „Flegel“ zu verprügeln (S. 121). Mit Brettspielen und einem 4-strophigen Lied auf das Vergnügen des Rauchens vertreiben sich die Freunde „die übrige Zeit vollends bis zu der Abendmahlzeit“. *Philanders* Stubenwirt lädt die Freunde ein, zum Essen zu bleiben; die Mahlzeit wird „in aller Stille verzehret und genossen“ (S. 122), danach wird geraucht. *Damon* wird wiederholt an seine Ankündigung erinnert, vom Nutzen des Tabaks zu berichten. Er vertröstet die Freunde auf den nächsten Tag –

„und weil unter andern Lustigkeiten ein groß Loch in die Nacht wahre hinein gemacht / auch die Mitternacht albereit wollte vorbey schleichen / und der Morgen sich neherte / nahm die Compagnie so wohl von Herr Philandern freundlichen Abschied / und nach abgelegten guten Nachtwunsch / ging ieder seines Weges“ (S. 124) [Kapitel XII (Mitte) –XVIII [Kap. XIV ist nicht vorhanden], S. 99–124]

Am nächsten Tag kann *Philander* bereits auf seiner Stube herumgehen, und so setzen sich die Freunde „nieder an den Tisch / und vertrieben die wenige Zeit mit allerhand Ergötzlichkeit“ (S. 126). *Damon* will nun „von Toback / iedoch so viel ihm wissend und er aus seiner wenigen

---

stammt aus seiner Zeit als Page des Hanauer Gouverneurs, der eines Tages etliche „ansehnliche Officier“ bewirtete. Einheimische und Fremde bildeten zwei Gruppen, „einander wie in einer Battalie mit Sauffen zu überwinden“. Angesichts des Wetttrinkens verlassen die anwesenden Damen den Raum: „das Frauenzimmer stund auff und verfügte sich in sein Gemach [...] weil ihnen mitzugehen die Gewohnheit verbotte“ (174/22f.). Die Türen werden verschlossen, dennoch „entwischte einer / der damahl kein grösser Anliegen und Begierde hatte / als das Wasser zulassen“ (175/1f.). Der Offizier fragt den jungen *Simplicius* eilig nach dem „Secret“. Der Junge kennt den Begriff nicht, missversteht die Frage als eine nach der „Gret“, also als Abkürzung für die Magd Margretha. Diese befindet sich zu diesem Zeitpunkt bei den Frauen, deren Gemach *Simplicius* dem Offizier zeigt: „[D]arauff rennete er darauff los / wie einer der mit eingelegter Lantzen in einem Turnier seinem Mann begegnet / er war so fertig / daß das Thür auffmachen: das hinein treten: und der Anbruch des strengen Wasserflusses in einem Augenblick miteinander geschah / in Ansehung und Gegenwart des gantzen Frauenzimmers“ (175/12f.). Der junge *Simplicius* bekommt „Stösse“, der Offizier wird verspottet. Ein bestimmter Spitzname wird nicht erwähnt. Aufgrund des übereinstimmenden Handlungsverlaufs und der an den entscheidenden Stellen identischen Wortwahl nehme ich an, dass die Episode direkt oder vermittelt über eine Sammlung handschriftlicher Exzerpte von Grimmelshausen übernommen worden ist (wobei der dramatische Höhepunkt der Episode, das Urinieren des Offiziers in Gegenwart der Frauen, von Grimmelshausen durch das retardierende Moment einer detaillierten Aufzählung aller gleichzeitig stattfindenden Handlungen spannungsvoller gestaltet ist als von Kautzsch). Überdies ist bemerkenswert, dass die Kindheitserinnerung des intradiegetischen Erzählers bei *Kautzsch* in analoger Weise motiviert wird wie die des *Simplicius*. – Damit läge hier ein aufschlussreiches Indiz für die Rezeption des Grimmelshausen’schen Oeuvres vor: Möglicherweise wurden einzelne Episoden daraus abgeschrieben und nach topischen Kriterien geordnet. Wiewohl von Grimmelshausen wie so oft in komplexer Weise mit der Rahmenhandlung verstrebt, ist es offenbar möglich, die *Histori* kontextunabhängig zu rezipieren. Eine Isolierung der Episode unter dem thematischen Gesichtspunkt der Trunkenheit legt schon der Titel, „Ein lächerlicher Poß der einem Zechbruder widerfahren“, nahe. Offensichtlich verfügte der kompilierende Autor des *Tobacks-Bruder* über verschiedene Textbausteine, die lediglich anschlussfähig gemacht werden mussten, um sie miteinander kombinieren zu können. Dabei war der Eindruck von Authentizität und Unmittelbarkeit seiner Geschichten *Kautzsch* offenbar wichtiger als die Demonstration von Belesenheit durch einen Verweis auf die literarische Quelle. Ein solcher Verweis wäre denkbar, auch wenn die *Simplicianischen* Schriften sicher nicht das Renommee einer gelehrten Quelle genießen. *Kautzsch* verzichtet indes generell auf literarische Belege, außer in *Damons* informativen Exkurs zum Nutzen des Tabaks.

Bibliothek zusammen finden können / etwas erzehlen“ (S. 126–138):<sup>398</sup> Er führt die botanischen Bezeichnungen auf, äußert sich zur Entdeckungsgeschichte der Pflanze (Kolumbus sah, dass die Indianer Tabak zur Wundheilung verwandten; später brachte der französische Gesandte Johannes Nicotius das Kraut von Spanien nach Frankreich) und zur Etymologie des Begriffs (wird von der Insel *Tabasco* oder *Tabacco* hergeleitet).

Der Umstand, dass die Deutschen das Rauchen von den Franzosen übernommen haben, gibt dann Anlass, generell die deutsche Nachahmungsbereitschaft zu kritisieren. So meint *Lysander*, „man möchte uns Deutschen immer billig und mit guten Recht der Frantzosen Affen nennen / weil wir ihnen im allen / auch in den Geringsten nachahmen“ (S. 129). *Damon* hält die Franzosen für „weit klüger“ als die Deutschen, weil sie ihre eigenen Moden maßvoller mitmachten und dafür weniger Geld ausgaben als ihre Nachahmer.<sup>399</sup> *Florus* bringt die Diskussion wieder zur eigentlichen Frage zurück, „ob denn der Toback schädlich sey / oder nicht“ (S. 130). *Damon* betont, es gebe hier Missbrauch „wie in allen Dingen“, und nur dieser sei schädlich. Er nennt Rezepte, zitiert lateinische Fachliteratur, um den medizinischen Nutzen des Tabaks bei Menschen<sup>400</sup> und bei Tieren<sup>401</sup> zu belegen. Dann erläutert er die Gründe, warum Tabak sättigt (S. 136)<sup>402</sup> und verweist für außereuropäische Rauchsitten auf populäre Reisebeschreibungen.<sup>403</sup>

An dieser Stelle wird *Damons* Vortrag – und das ist signifikant für den hier herrschenden Gestus des Erzählens – unterbrochen. Der Erzähler betont, die Compagnie hätte „ihren angefangenen Discours ohne Zweifel ferner fortgesetzt / wofern nicht die Tischzeit wäre herbey gerücket“ (S. 138). Das Plädoyer für den Tabak wird dem Tagesablauf und dessen Ritualen untergeordnet, an inhaltlich beliebiger Stelle unterbrochen und bleibt unvollendet; es wird nirgends wieder aufgegriffen. Das ist ein Beispiel dafür, wie der Impetus, zu belehren oder auch nur zu informieren,

<sup>398</sup> Die in diesem Zusammenhang zitierte Fachliteratur gilt noch dreißig Jahre später als einschlägig. Vgl. die im Art. *Nicotian* im Zedler'schen *Universal-Lexikon* angeführten Titel.

<sup>399</sup> Auf *Philanders* Frage, ob die Franzosen oder die Deutschen mehr Tabak tranken, antwortet *Damon* grundsätzlich: „Siehet er auch wohl einen Frantzosen groß Frantzösische Tracht tragen. Sie seind weit klüger / als wir Teutschen / sie werden reich / wir hingegen arm / und mit ihren Quarck tragen sie mit der Zeit das Geld von uns hinweg.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 129.

<sup>400</sup> *Damon* zitiert hier aus Aegidius Euerardus [auch: Gerardus]: *Comm. de herba panacea sive Nicotiana*, Antwerpen 1583. Diesen Titel führt auch das Zedler'sche *Universal-Lexikon* unter der einschlägigen Fachliteratur zum Tabak an. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 8. Band. 1734, Sp. 2093.

<sup>401</sup> Dafür steht Nicolaus Monardus (gest. vmtl. 1578); gemeint sind wahrscheinlich seine *Libelli de simplicibus medicamentis ex occidentali India delatis*, deren 3 Teile nach Auskunft des Zedler'schen *Universal-Lexikons* vom Spanischen ins Lateinische und andere europäische Sprachen übersetzt wurden. Vgl. Zedler *Universal-Lexikon*. 21. Band. 1739, Sp. 1020. Diese Schrift von Monardus wird auch im großen Art. *Nicotian* des Zedler angeführt, vgl. ebd. 24. Band. 1740, Sp. 657 und 660.

<sup>402</sup> *Damon* verweist hier auf die „Oration des Profess Medicinae zu Helmstädt / D. Jacobi Tappi, welche er Anno 1673 de Tabaco, ejusque; hodierno abusu gehalten“. Diese *Oration vom Toback und dessen heitigen Mißbrauch* wurde bereits 1660 in Helmstedt publiziert; der Text galt offenbar als einschlägig; er wird auch in Heinrich Ernst Kestners Dissertation *Vom Rechte des Tabacs*, die in seinen Sammelband *Ergötzlichkeiten Vom Tabac* aufgenommen worden ist, als maßgeblich genannt, vgl. Kestner: *Auserlesene Ergötzlichkeiten*. 1715, S. 15. – Tappius wird ebenfalls in der bereits erwähnten Kompilationsschrift *Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback* als Beleg genannt, vgl. J.G.H.: *Kräutlein Toback*. 1719, S. 81. – Jacobus Tappius (1603–1680) war seit 1632 Medizinprofessor in Helmstedt; auch Leibarzt des Herzogs August zu Braunschweig-Wolfenbüttel, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 31. Band. 1744, Sp. 1792.

<sup>403</sup> Johann Albrecht (auch: Hermann Albrecht) Mandelslo reiste mit den Abgesandten des Herzogs von Holstein 1636 nach Moskau, Persien und Indien, „von welcher Reise er eine Beschreibung heraus gegeben, die er im Jenner des 1638 Jahres anfieng, und im May 1640 vollendete, da er wieder zurück nach Holstein kam. Man findet die Historie hiervon bey dem andern Theil der Reise=Beschreibung Olearius [...]“, vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. 19. Band. 1739, Sp. 911. Eben diese Reisebeschreibung gilt sowohl dem eben schon genannten Juraprofessor Heinrich Ernst Kestner, der 1715 *auf Kosten der Compagnie* gesammelte *Ergötzlichkeiten Vom Tabac* publiziert (S. 18), als auch dem unter den Initialen J.G.H. auftretenden Autor als einschläger Beleg. Vgl. Kestner: *Auserlesene Ergötzlichkeiten*. 1715, S. 18; J.G.H.: *Kräutlein Toback*. 1719, S. 53.

dem Ziel untergeordnet wird, ein unterhaltsames Potpourri nach dem Motto *diversitas delectat* zusammenzustellen. Die Freunde verabschieden sich voneinander und danken *Damon* „vor seinen gethanen Bericht“ (S. 138). [Kapitel XIX–XX; S. 124–138]

Die Freunde wollen *Philanders* Genesung durch einen gemeinsamen Ausflug vor die Tore der Stadt feiern. Sie verabreden sich, an den Pfingstfeiertagen einen befreundeten Theologiestudenten in einem nahegelegenen Dorf zu besuchen. Der Theologiestudent soll an diesem Tag den Pfarrer vertreten und über die Apostelgeschichte 2,4 („et repleti sunt omnes Spiritu sancto“) predigen. Das Thema der Predigt lautet „Die geistliche Trunckenheit“, doch der Theologiestudent nutzt jede Gelegenheit, um auf den profanen Suff anzuspäzeln. So fängt er „nach verlese- nen Text das Exordium also an: alle voll / alle voll: hiermit hielt er etwas stille: drauff sprach er: des heiligen Geistes. Philander war der erste / welchen diese Art zu reden hertzlich ärgerte“ (S. 140). Die anschließende Predigt amüsiert die Compagnie dann aber eher, denn gegenüber den aufmerksamen und andächtigen Bauern beginnt der Theologiestudent, „von den gewöhnlichen Pfingst=Bier / dessen guten Gebrauch er lobete / den Mißbrauch aber desselben straf- fete“ zu sprechen (S. 141). Nach vollendeter Predigt begeht der junge Mann jedoch „eine abscheuliche Faute“ (S. 142), indem er sich mit einem außerordentlich dreckigen Schnupftuch, aus dem die Tabakreste heraus ins Kirchenschiff fliegen, den Schweiß abwischt. Die Freunde sind empört und passen ihren Kommilitonen ab, um ihm „eine terbe Lection zu lesen“ (S. 142), die nicht näher beschrieben wird. Gleiches, so vermutet der Erzähler, wird der zuständige Pfarrer getan haben. Anschließend speisen die Freunde in ihrem ebenfalls nicht näher beschriebenem Quartier „und bedieneten sich zuläßlicher Ergötzlichkeit“ bis sie wieder in die Stadt zurückkehren müssen (S. 142).

Nachdem dieser Zeitrahmen vorgegeben ist, hält die Handlung inne, um die nachmittägliche Unterhaltung der geselligen Runde zu entfalten. Man vereinbart, „daß ieder einen sonderlichen Studenten-Schwang sollte erzehlen / welchen er auff Universitäten in seinen Studenten Jahren verübet“ (S. 142). Auf den folgenden Seiten erzählen *Damon*, *Florus*, *Lysander* und *Crescentio* von ihren studentischen Streichen (S. 142–168), ohne sich in irgendeiner Weise von ihrem oft mora- lisch fragwürdigen Verhalten zu distanzieren:

Der erste Schwank handelt von Betrügereien, mittels derer *Damon* und sein Stubengeselle sich vor sechs Jahren für einige Wochen das nötige Geld verschafft haben: Die beiden Studenten, die damals in einer Stadt namens „Nacur“ studierten, hätten erst zur nächsten Messe in acht Wochen wieder Geld von ihren Eltern erwartet, seien aber bereits zahlungsunfähig gewesen. Sie verkaufen *Damons* Reisemantel, um sich von dem Erlös Kräuter zu verschaffen, die sie pulverisieren und mit Birnensirup mischen. Diese Mixturen geben sie als Medikamente aus, verkleiden sich als „stattliche Person“ (S. 144) und als „Pickelhering“, verschaffen sich „herrl. Attestata in allerhand Sprachen / und machten mancherley Signät darunter“ (S. 145) und stellen auf dem Jahrmarkt einer nahegelegenen Kleinstadt, die „Mecha“ genannt wird, ihre Bude auf. Sie melden sich ordnungsgemäß bei der lokalen Obrigkeit, wo der ungebildete Bürgermeister ihnen die nötige Erlaubnis erteilt.<sup>404</sup> Bereits am ersten Tag verdienen sie 150 Reichstaler, doch den örtlichen Apotheker „pickiren“ ihre Geschäfte. Als er die angeblichen Medikamente untersucht, stellt er fest, dass es sich um „liederliche Wahre“ handelt, und zeigt den Betrug der Obrigkeit an (S. 146). Der Bürgermeister lässt die beiden Studenten heimlich über die Anzeige des Apothekers informieren, woraufhin sie die Stadt sofort verlassen. Über die Nachforschungen, die dort angestellt wurden, ist *Damon* durch seinen heimischen Stubenwirt informiert worden. Dieser ist zum Komplizen seiner studentischen Mieter geworden und kann die Ereignisse bezeugen, wo- rauf *Damon* abschließend hinweist:

„Und damit die Herren diesen verübten Betrug desto eher glauben mögen / so sollen sie wissen / daß mein Herr Hospes [...] zugleich mit uns auff die Messe ge-

<sup>404</sup> Die ungewöhnlich stimmigen Details der Handlung lassen es wahrscheinlich erscheinen, dass der Erzählung reales Geschehen vorausliegt. Zu den angesprochenen Details gehören die nepotistischen Motive (die Studenten logieren im Gasthaus des Schwagers des Bürgermeisters), die zur Geschäftserlaubnis beitragen. Bei einer thematisch bestimmten *inventio* wird der Handlungsverlauf gewöhnlich nicht derart sorgfältig gestaltet.

zogen war / und umb unser Vornehmen wuste. Diesen vertraueten wir unsere Kleidung / Brieffe und Geld. Welcher uns auch bey seiner Zurückkunfft referirte, wie daß die Obrigkeit auff importunes Anhalten des Apotheckers uns um Mittagzeit duch die gantze Stadt / und auf allen Strassen hätte suchen lassen / aber wir hatten uns unsichtbar gemachet / und wahren abwärts durch ein Holtz machiret / da wir uns versicherten / daß uns niemand dahin verfolgen würde“ (S. 148)

An dieser Stelle wird deutlich, dass dezidiert nicht die moralischen Dimensionen des Geschehens interessieren, sondern dessen Status als authentische Mutprobe. Dass der Verkauf gefälschter Medikamente eine strafbare Handlung darstellt, wird dabei durchaus gesehen – und hingenommen. Dazu passt, dass sich auch *Philander* und *Florus* nur zur Gefahr äußern, in die sich die jungen Männer begeben und die sie glücklich bewältigt haben. Aus ihrer Perspektive scheinen sich weder *Damon* und sein Kommilitone noch deren Stubenwirt deviant verhalten zu haben; bemerkenswert ist für sie ausschließlich der glückliche Verlauf ihres Abenteuers. Es ist dieser Aspekt, an den *Florus* anknüpft, um dann ebenfalls eine studentische Anekdote zu erzählen:

„Diese ist ziemlich gewaget / und sich in Gefahr gegeben / sprach hierauff Philander. Worauff Damon versetzte; die Noth lehret offter einen etwas wagen / daß hernach Rette bringet. Wenn es noch glücklich ablauffet / ist es ein sonderbahr Glück / sagte *Florus*. Und ich wil Herrn Damon in der Erzehlung folgen / fuhr er in Reden fort / und ein sonderbahr Stückgen referiren [...]“ (S. 148).

*Florus* hat, so erzählt er, mit Hilfe zweier Kommilitonen vor vier Jahren in Jena seiner geizigen Stubenwirtin zahlreiche Fleischstücke vom Schwein, Hasen, Rebhuhn und sogar Hirsch gestohlen. Dieser Streich geschieht vor dem Hintergrund, dass die Studenten bei *Florus'* Wirt, bei dem er „Stube und Tisch zugleich gedinget“ hat, nur selten satt werden.<sup>405</sup> *Florus* gibt der Wirtsfrau, die „ein sehr böse und über die Massen karg Weib“ sei, dafür die Schuld. Während ihre Mieter immer das gleiche Essen („immer einerley“) vorgesetzt bekommen, essen die Wirtsleute „niemahls mit aus unserer Schüssel / sondern sie hatten allzeit ein à part und delicat Bißgen“ (S. 149). Vermutlich entsprechen die hier geschilderten Umstände durchaus den Verhältnissen in studentischen Privatquartieren.<sup>406</sup> Aus Ärger über diese Verhältnisse stiehlt *Florus* dann „allerhand Wildprät“,<sup>407</sup> das die Wirtin für die Pfingstfeiertage eingekauft und im Gang aufgehängt hat. Vorher tut er so, als wolle er für einige Tage verreisen; mittels „eines alten Huts und ein paar alten Handschuhen“ legt er eine falsche Fährte, seine Beute reicht er durch das Zimmerfenster an zwei weitere Tischgenossen weiter, die das Fleisch wegschaffen; dann geht er zu Bett (S. 150). Am nächsten Morgen herrscht Tumult im Haus, doch *Florus* lässt sich „weder sehen noch hören“ (S. 151). Erst am Nachmittag erscheint er:

„[A]ls es nach Mittage gegen 4. Uhr kam / zog ich meinen Reise=Rock an / machte im Hause ein Gerausch / und begehrete von der Köchin in mein Handfaß frisch Wasser / mich von der Reise in etwas zu saubern. Und hiermit lieff alles zu und herbey / mir das Elend und Unglück zu erzehlen / welches ich doch weit besser wuste / als daß mirs kunte erzehlet werden“ (S. 152f.).

Am „dritten Feyertag“ treffen sich die diebischen Studenten bei einem Priester auf dem Land, um das gestohlene Fleisch gemeinsam zu verzehren, allerdings weiß der Priester nichts von dem Diebstahl. Während des Essens „in völliger Lustigkeit“ ereignet sich dann ein weiteres

<sup>405</sup> *Florus'* Empörung über die geringen Mahlzeiten wird dadurch verstärkt, dass er meint, genügend Geld für das Essen zu zahlen: Er betont, die studentischen Mieter müssten pro Person „30. gr. an den Tisch wöchentlich zahlen“. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 148f. Die Preisangaben wurden unverändert in die Ausgabe von 1741 übernommen, vgl. *Langenpfeiffer: Politische Erzehlungen*. 1741, S. 98.

<sup>406</sup> Der Student hatte mit seinem Vermieter „die Essensqualität auszuhandeln und dann mit dem vorliebzunehmen, was ihm geboten wurde“. Vgl. Müller: *Studentenkultur*. 1996, S. 279.

<sup>407</sup> Darunter „eine wilde Schweins=Keule / Rabhüner / einen Hasen / und eine Hirschkeule“, vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 149.

„Schwänckgen“: „Die Rehkeule stunde noch auff den Tische“, als zufällig *Florus'* Wirtsehepaar vorbeikommt (S. 154). Die Wirtin beginnt fluchend von dem Diebstahl zu erzählen,

„wie ihr am vergangen Donnerstage Nachts ein Schelm / ein Dieb / von ihrem Gange hätte einen Hasen / 4. Rebhüner / und eine Rehkeule geholet / der Vogel hätte den Hut und Handschuch in Stiche gelassen“ (S. 155).

Der Pfarrer erfasst die Zusammenhänge und schützt seine studentischen Gäste, indem er vorgibt, das Fleisch sei ihm im Dorf von einem fremden Verkäufer günstig angeboten worden. Das die Diebe deckende Verhalten des Pfarrers ist durchaus legitimationsbedürftig und wird vom intradiegetischen Erzähler durch die Vermutung plausibilisiert, der Pfarrer sei vor langer Zeit eben auch ein Student gewesen.<sup>408</sup> Der geringe Preis erzürnt die Wirtin zusätzlich, der Pfarrer erfindet weitere Details, und die Wirtin wirft ihrem Mann vor, nicht die nötigen Nachforschungen angestellt zu haben. Die Wirtsleute geraten in Streit, und der Wirt fährt bald „mit seinen frommen Weibgen wieder anheim“. Nach ihrem Abschied gibt es im Pfarrhaus großes Gelächter, wobei bemerkenswerterweise „sonderlich [...] die Frau Pfarrerin den Schnall herzlich zu belachen“ weiß (S. 157).<sup>409</sup> Der Diebstahl wird in der Compagnie weder als moralisches noch als justiziables Vergehen betrachtet, sondern als Studentenstreich. *Lysander* betont die Kühnheit der beiden vorangegangenen Erzähler – und setzt den Reigen mit einem eigenen abenteuerlichen Erlebnis fort.<sup>410</sup> Wieder geht es um einen Diebstahl: Diesmal stehlen einige Studenten spät abends zwei Truthähne aus dem Hof des Schankwirtes, bei dem sie eingekehrt sind. *Lysander* hilft bei dem Diebstahl – und verzehrt die gebratenen Tiere am nächsten Tag mit seinen Freunden „in guter Frölichkeit“ (S. 160). Später besuchen sie die Schenke des bestohlenen Wirtes, um zu erfahren, „was der Weinschencke vor Judicia von seinen erlittenen Schaden ertheilen würde“ (S. 161). Als sie erfahren, dass der Schankwirt seinen Hausburschen verdächtigt, der offensichtlich ebenfalls Student ist, vielleicht jüngeren Semesters und mit geringerem sozialen Prestige, bestürmen sie ihn, den Burschen beim Universitätsrektor zu verklagen, um ihn vor den *Famulum communem*, also wohl den Stadtknecht, zitieren zu können.<sup>411</sup> Sobald der Hausbursche von den Verdächtigungen hört, greift er den Wirt an, es kommt zum Handgemenge. Schließlich schlichten die Studenten den Streit – und bewegen den Wirt dazu, sich mit Worten und Taten bei dem Burschen zu entschuldigen.<sup>412</sup> *Lysanders* Geschichte endet hier.

Der folgende Erzähler ist *Crescentio*. Er kommentiert weder den Diebstahl der Truthähne noch die Anstiftung zu Streit und Prügelei in der Schenke, sondern lediglich den Unterhaltungswert der Handlung, um dann mit einer eigenen Geschichte von einer Wette unter Studenten fortzu-

<sup>408</sup> Der Diebstahl wird damit zu einem mit Nachsicht zu behandelnden Fall typisch studentischer Devianz bagatellisiert. Aufgrund der Erinnerung an seine eigene Studentenzeit begreift der Pfarrer hier die Hintergründe also schnell und kann „sich alsbald in den Diebstahl finden. Und potzttausend / sprach er / am vergangen Freytrage [!] trug ein Kerl allhier im Dorffe einen Hasen / 4. Rebhüner / und diese Rehkeule zum Verkauf feil / jenes haben die Herren mit mir helffen verzehren / es beliebe den Herrn nebst seiner Liebsten etwas hiervon zu genießen / ich habs ihme zusammen umb ein Spottgeld abgekauffet;“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 155.

<sup>409</sup> *Schnall* hat hier die Bedeutung eines lustigen Streichs. Vgl. auch Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 9. Sp. 1161 [Der digitale Grimm®].

<sup>410</sup> „Lysander hatte diesen beyden [Erzählern, A.W.] zur Gnüge zugehöret / und die Herren sprach er / habens sehr küne gewaget; Jedoch muß ich ihnen / einen fast dergleichen possirlichen Diebstahl / wie Herr *Florus*, erzehlen / so ich zwar selbst nicht verübet / dennoch aber Hand helffen anlegen / und kaum vor einem Halben Jahre erst verübet worden.“ Folgt man dieser Zeitangabe, dann steigt die Aktualität des Geschehens im Laufe des Romans, *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 157.

<sup>411</sup> Vgl. den Art. *famulus publicus* im Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 9. 1735, Sp. 210. Allgemein zu den Rechtsverhältnissen und zur akademischen Gerichtsbarkeit vgl. Siebenhüner: „*Zechen, Zücken, Lärmen*“. 1999.

<sup>412</sup> „[D]er Weinschencke [gibt] nebst einen guten Schmauß den Burschen einen Revers“, also eine Ehrenklärung zugunsten des Burschen. Vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 162.

fahren.<sup>413</sup> In einer lustigen Runde von Studenten hat *Crescentio* seinerzeit gehört, dass ein Komilitone, der am nächsten Tag umziehen will, nach einem Träger sucht, der „Lade / Bücher und Betten ins neue Logiament“ schaffen kann. *Crescentio* bietet „aus Kurtzweil“ seine Dienste an und fordert „lächelnd“ einen völlig überhöhten Lohn von einem Dukaten: „Hiermit schlug er mir die Hand zu / dabey gab es nun ein stattlich Gelächter“, weil alle Freunde an einen Scherz glauben (S. 164). *Crescentio* ist entschlossen, sich als Tagelöhner zu verkleiden, und vereinbart heimlich mit dem Stubengesellen des Studenten, er möge am nächsten Morgen denjenigen Tagelöhner als Möbelträger auswählen, „welcher die Tobacks=Pfeiffe würde aus den Munde fallen lassen“ (S. 165). Er verspricht dem Stubengesellen, den verdienten Dukaten gemeinsam mit ihm zu verschmausen. Der intradiegetische Erzähler beschreibt nun genau, wie sich der Student in einen Tagelöhner verwandelt und in der ungewohnten Umgebung verhält. Den Schwerpunkt der Darstellung bilden dabei die aufregenden Erfahrungen *Crescentios*, weniger die Ridikülisierung von Menschen mit geringerem sozialen Prestige:

„Ich verkleidete mich am Morgen in einen alten zerrissenen rothen FutterBeltz / und wiesen der lappichte Hut / die tölpischen Schuhe / und lederne zurissen Hosen / daß ich einen guten Tagelöhner abgeben würde. Ich trate in solchen geborgten Habit an gehörigen Ort mitten unter die Röckel / ich bote ihnen einen guten Morgen / aber kein Flegel wolte mir dancken. Ich marckte es / da sie die Köpfe zusammen stackten / daß sie sich verwunderten / woher doch der Popans alle faule Limmel herschläge. Ich achtete aber das wenig / sondern stellte mich / als ob ich 10. Jahr dabey gewesen wäre / und unter ihnen die Obermeister=Stelle hätte und weil meistens an dergleichen Stellen das Brandwein=Tischgen seine Niederlage hat / als ließ ich mir ein Glaß Brandwein langen / und brachte solches meinen Nachbar. Dieser entschuldigte sich / er hatte schon allbereit zuviel getruncken / sonder Zweifel geschahe es der Zahlung wegen / deswegen versicherte ich ihme / daß er nichts zahlen solte / er solte nur getrost trincken. Und da wir kaum in einer viertel Stunden fast an die 2.gr. hatten verschlucket / zahlte ich das Geld willig. Hierauff ergrieff ich meine Tobacks=Pfeiffen / langete mir aus den nebesten Ofen eine Kohlen / und finge tapffer an zu rauchen; Kaum hatte ich eine Viertelstunde also meine Person praesentiret / da kamen der obgedachte Studiosus nebst seinen Stubengesellen daher geschlichen / und als ich sie erblicket / auch etwas neher herzu traten / ließ ich geschehener Abrede nach meine Tobacks=Pfeiffe fallen; der Stubengesell gieng alsbal auf mich zu: glück zu / sagte er / höret guter Freund wolt ihr Geld verdienen / ihr solt den Herrn seine Sachen auf eine andere Stube schaffen. Ich machte nicht lange viel Wesens; wie dergleichen Flegel sonst gewohnt seyn / daß sie erst fragen: Ist es auch weit / ist es hoch hinauf / ist es auch schwer / und was die Berenheuter mehr vor einwendens machen / sondern ich beantwortete es alsbald mit einen Ja“ (S. 165ff.).<sup>414</sup>

*Crescentio* holt sich eine bereitgestellte Schubkarre, auf der er dann die Habe des Studenten in die neue Stube transportiert. Schließlich gibt er sich zu erkennen – und fordert den versprochenen Dukaten. Der Student erkennt ihn im ersten Moment nicht wieder:

„Dieser erschrack zwar Anfangs / indem er nicht wüste / wie er mit mir dran wahr / iedoch / als er hernach den Possen merckete / weigerte er sich dessen nicht lange / sondern legete mir den gestern Abends versprochenen Ducaten auf den Tisch

<sup>413</sup> Gleichwohl machen *Crescentios* einleitende Bemerkungen deutlich, dass er sich der Anstößigkeit der vorangegangenen Erzählungen bewusst ist. Er betont bescheiden, er habe – wohl im Gegensatz zu *Damon*, *Florus* und *Lysander* – während seines Studiums „eingezogen“ gelebt: „Dieses läst sich auch hören / sprach *Crescentio*, und wiewohl ich / iedoch ohne sonder Ruhm zu melden / mich iederzeit auff Universitäten eingezogen habe gehalten / so entsinne ich mich dennoch auch eines kleinen Schoses [!] / welchen ich einmahl einen meiner guten Freunde erwiesen.“, Vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 163.

<sup>414</sup> „Röckel“ oder „Reckel“ sind Flegel; gemeint sind also Menschen, die nicht den Standards höflichen Verhaltens entsprechen. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 8. Sp. 444 [Der digitale Grimm®].

/ welchen ich gleichfalls meinen gethanen Versprechen nach der Compagnie zu verschmausen verehrete“ (S. 168).

*Crescentios* limitierte soziale Verwandlung spielt mit der Lust, sich unerkannt in einem anderen sozialen Milieu zu bewegen. Dabei geht es weniger darum, dem Volk aufs Maul zu schauen, als um die gelungene Mimikry. Die Gefahr, sich durch den Rollentausch zu erniedrigen, wird durch den situativen Rahmen einer unterhaltsamen Bewährungsprobe und den ungewöhnlich hohen Lohn kompensiert: Der verkleidete *Crescentio* verrichtet eine Tätigkeit, die seiner nicht würdig ist, bekommt dafür aber sehr viel mehr Geld, als für diese Arbeit üblich und angemessen ist. An diesem, auf den ersten Blick gegenüber den vorangegangenen diebischen Streichen völlig anders gearteten Rollentausch lässt sich ein alle vier Erzählungen verbindendes Merkmal feststellen: Sie stellen soziale Normen auf die Probe und thematisieren jugendliche Provokationen, ohne diese zu sanktionieren. Die Erzählungen werden von den intradiegetischen Zuhörern stellvertretend für das zeitgenössische Publikum nach dem in ihnen enthaltenden Provokationspotential beurteilt. [Kapitel XX–XXVI; S. 126–168]

*Philander* richtet den Freunden zum Dank für ihre freundschaftlichen Dienste während seiner Bettlägerigkeit in seiner Stube ein Essen aus. Von seinem Fenster aus beobachten sie einen Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er steht Pfeife rauchend in der Haustür – und „agirt“ nach *Philanders* Worten einen „Politischen Toback=Schmaucher“ (S. 170). *Philander* erläutert seine Formulierung, indem er auf die kalkulierte Täuschung hinweist, die mit dem Auftreten des Mannes verbunden ist, denn es handelt sich um einen Zuhälter, der sich als Ehemann darstellt:

„Drum sprach er / ich nenne diese Person billig einen Politischen Toback=Schmaucher / weil eine treffliche Politick darunter verborgen steckt. Dieses Mannes Weib / (so sie anders seine Ehefrau und er mit ihr getrauet ist / welches noch bey den Gönnern stehet / aber aus ihren Leben erscheinet / daß sie nicht müssen Eheleute seyn.) Ist [!] eine Ertz=Couranie, und er ein sehr gedultiger Hahnrey. Wenn nun die Galane einer nach den andern einsprechen / und ihre verzweiffelte Boßheit und Leichtfertigkeit verüben wollen / gehet Herr Urians allezeit aus der Stuben / ziehet den Schlüssel samt der Klincke ab / tritt in die Hausthür / und schmauchet unter dessen ein Pfeifgen Toback. Wenn denn diese Ehebrecherische Art ihre sündliche und verdamliche Lust hat gebüset / ruffen sie den guten Mann wieder zurück in die Stube“ (S. 170ff.).

*Damon* kommentiert das sexuelle Treiben und die damit verbundene Täuschung der Öffentlichkeit als „ein recht politisch Stückgen“, also in erster Linie als gelungene List, während *Crescentio* – und das spricht dafür, dass diese Figur als intertextueller Verweis auf eine durch Weises *Ertz-Narren* repräsentierte Erzählhaltung konzipiert ist – danach fragt, ob sich solche Handlungen „auch bey Gott verantworten“ lassen (S. 171). *Philanders* Reaktion offenbart Hilflosigkeit oder, anders formuliert, einen gewissen Argumentationsnotstand. Er betont, das sei „eine andere Frage“ und zeigt sich befremdet darüber, dass Männer „solche Leichtfertigkeit ihren Weibern“ ermöglichen (S. 172). Es entspricht dieser patriarchalischen Perspektive, dass vor allem das Verhalten der Männer erklärungsbedürftig erscheint; hier bietet *Philander* zwei Erklärungen an: Eine Möglichkeit ist, dass Männer für einen „Soff Bier“ beinahe zu allem bereit sind. Ein anderer möglicher Grund liegt in den sozialen Verhältnissen, von denen Menschen zu einem in jeder Hinsicht unwürdigen Leben gezwungen werden können:

„Zu dem / so zwinget Armuth manchen zu einer solchen Sache / die sich weder bey Gott / noch den Menschen lasset verantworten. Ja wohl / sprach hierauff Damon, die Nahrung ist unterschiedlich / und weiß offter der Eilffte nicht / wovon sich der Zwälffte ernehret“ (S. 172).

Es bleibt bei diesen Kommentaren zur Prostitution, denn die gesellige Runde wird durch einen Feuersalarm aufgestört. Das Feuer kann gelöscht werden, es ist durch die Nachlässigkeit eines Pferdeknechtes entstanden, der mit glimmender Pfeife in den Stall gegangen war. Das Geschehen veranlasst *Philander* und seinen Wirt, die am späteren Abend beisammen sitzen, über die Gefahren des Rauchens zu sprechen. So weiß der Wirt zu berichten, dass ein Gast, der im Bett

geraucht habe, vor einigen Jahren beinahe darin verbrannt sei. Im nächsten Kapitel wird beiläufig bemerkt, dass *Philander* „seinen Büschel roth Band“, das Erkennungszeichen einer Liebenschaft, vom Hosenknopf verliert. Die Magd findet es „nahe bey der Haus=Jungfer Schlaffzimmer“, also vor dem Zimmer der Wirtstochter, was die Compagnie zu spöttischen Bemerkungen veranlasst (S. 174). *Philander* erhält die Bänder nur gegen ein gutes Trinkgeld von der Magd zurück.

Nun folgt die Compagnie einer Einladung *Crescentios* aufs Land. Dieses Treffen verläuft indes „mit sehr schlechter Vergnüglichkeit“ (S. 175), weil nun die seit ihrem ersten Treffen stattgefundenen Gespräche in einem „Memorial“ nachgetragen werden müssen. Eigentlich hätte *Minander*, der Sohn des Gärtners, ihre Unterhaltungen wie anfangs vereinbart protokollieren sollen, doch hat er „ihren Convent niemahls beigewohnt“ (S. 175). Diese Eintragungen ins Memorial sind dem Erzähler offenbar wichtig genug, um sie zusätzlich zu plausibilisieren. So sei in der Zwischenzeit „Damon so curios gewesen / und hatte zu Hause alles allbereit zu Papier gebracht / nur damit es Herr Minander eintragen muste. Dahero war alles stille / und wurde wenig geredet“ (S. 175). Später ereignet sich noch „ein kleiner Possen“, mit dem noch einmal die Gefahren des Rauchens illustriert werden (S. 175). Die Episode gibt der Compagnie außerdem Gelegenheit zu fäkalischem Scherz: *Lysander* stopft seinem Diener, der mit der brennenden Pfeife im Mund eingeschlafen ist, Pulver hinein und legt menschlichen Kot in seine Hand. Durch die Explosion seiner Pfeife erwacht der Diener und beschmiert sich mit Fäkalien; als er voller Zorn die lachenden Freunde angreifen will, wird er von *Lysander* mit dem „spanischen Rohr“ verprügelt (S. 178). [Kap. XXVII–XXVIII, S. 168–178]

Gastgeber des nächsten Treffens ist *Lysander*. Vor den Toren der Stadt trifft sich die Compagnie mit der Tochter seines Wirtes und ihren Freundinnen, um miteinander zu flirten und zu tanzen. Das Gespräch zwischen *Lysander* und der Wirtstochter wird von *Damon*, der vorgibt, völlig mit seiner Pfeife beschäftigt zu sein, belauscht, aber außergewöhnlicher Weise nicht zitiert. Später, als sich die jungen Frauen bereits verabschiedet haben,<sup>415</sup> zieht *Damon* seinen Freund „mit allen [belauschten] Reden“ auf, woraufhin *Lysander* ihn scherzend als „Politischer Toback=Schmaucher“ bezeichnet (S. 179). Anders als in vielen anderen ähnlich angelegten Passagen soll hier offensichtlich ein verliebter junger Mann ausdrücklich nicht bloßgestellt werden. Indem die Figur des *Lysanders* aufgrund ihrer außerliterarischen Bezüge bemerkenswert diskret behandelt wird, demonstriert und bekräftigt die Erzählung gerade die freundschaftliche Verbindung der rauchenden Studenten untereinander.

Die detailreiche Darstellung dieser Männergruppe wird nun um eine weitere Facette bereichert, indem über das angemessene Verhalten gegenüber jungen Frauen diskutiert wird. Hierher gehört auch der anschließende Kommentar des extradiegetischen Erzählers zu seinen Figuren, der ungewöhnlich für diesen Roman ist: Der Erzähler erläutert und rechtfertigt, warum die jungen Frauen nicht von ihren Gastgebern nach Hause begleitet worden sind. Was auf den ersten Blick wie ein grober Verstoß gegen die Regeln der Höflichkeit wirkt, sei vielmehr Zeichen einer verschwiegene Unterstützung der jungen Frauen und „die größte Höflichkeit von der Welt“ (S. 180), weil das gemeinsame Treffen vor den Toren der Stadt ja geheim gehalten werden müsse:

„[D]ie lieben Vätergen und Müttergen soltens nicht wissen / daß die lieben Töchtergen wahren aus spatzieren gegangen / iede hatte gesaget / sie wolle zu dieser zum Rocken gehen / und also hatten sie alle zugleich ihre Eltern betrogen. Wären nun die Herren Galane mit den Mägdgen nacher Haus gekommen / so hätte es vors erste / die gantze Stadt gewust / vors andere / so hätte der Vater die Tochter nicht so empfangen und willkommen heissen mögen / wie es das Jungfer Töchtergen in Beyseyen ihres Galanes hätte verlanget.“ (S. 179)

<sup>415</sup> Betont wird, dass die „Jungern noch bey guter Zeit ihren höfflichen Abschied nahmen“, *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 179. Dem Erzähler ist daran gelegen, das Geziemende des gemischtgeschlechtlichen Treffens herauszustellen. Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass die jungen Leute für dieses Vergnügen die Eltern der Mädchen hintergehen müssen, dazu unten.

Es ist bemerkenswert, dass die Täuschung der Eltern durch die Töchter hier aus solidarischer Perspektive geschildert – und die Mädchen mit keinem Wort verurteilt werden. Insgesamt wird von dieser Gartengesellschaft ohne anzügliche Konnotationen oder misogynen Topoi erzählt; dementsprechend erscheinen sowohl der Erzähler als auch die Figuren völlig einverstanden mit deren Geheimhaltung.

In den folgenden Tagen sucht *Lysander* näheren Kontakt mit der Wirtstochter, die *Galatbè* genannt wird. Wenn *Galatbè* mit ihrer Mutter im Garten ist, um Äpfel und Birnen zu ernten, gibt es „Gelegenheit / ohne iemands Vermercken und Vermuthen“ (S. 180) ausführlich mit ihr zu reden. Seine Annäherungsversuche, die vom Erzähler als „Bossen“ bezeichnet werden (S. 180), und die die Vermutungen seiner Freunde nach dem Fund des Büschels roten Bandes bestätigen, hält *Lysander* gegenüber der Compagnie geheim. Doch dann entdeckt *Damon* einen noch nicht abgesandten Brief *Lysanders* an *Galatbè*, der eine versifizierte Klage darüber enthält, dass sie ihm einen Kuss verweigere, obwohl sie sich von anderen bereits habe küssen lassen:

„Hin Stossen willst du mich, bald wieder an dich drücken. / Bald lachest du, schönste Seel, bald wenn ich bey dir bin, / So siehest du sauer aus; greiff ich dir nach dem Kinn, Und küsse dich einmal so wilst du von mir rücken, Und gleichwohl pflegst du mich auch freundlich anzublicken, [...] Ich kann mich warlich nicht, recht in dein Lieben schicken, Ich mach es wie ich will, weist du mirs aufzurücken. Doch merck ich dieses wohl, ob du mir gleich geneigt, Daß du dich andern auch gar freundlich hast gezeugt. [...] Ich halte nicht gar viel von solchen Jungfer Völckgen / Die sich verändern bald, wie thun die Himmels Wölckgen, Bald trüb bald wieder hell, Wenn sich die Liebe lenckt, Wenn sich ein leichter Sinn, nach ieden Winde hängt“ (S. 180f.).

*Philander* und *Damon* leiten den Brief heimlich an *Galatbè* weiter. Nach einigen Tagen erfahren die Studenten, dass jeder von ihnen beim „Federschliessen“ von den jungen Frauen mit einem Spitznamen („einem sonderlichen Zunamen“) versehen worden ist.<sup>416</sup> *Lysander* ist „trefflich piccirt[ ]“ und schickt *Galatbè* als Rache ein langes, empörtes Gedicht (S. 185):

„Bist du das treue Hertz? bist du der Liebe-Höle, Derein sich tieff verbarg, und ruhte meine Seele. Ich meint, ich wär vergnügt, und ruhte Sorgen loß: So habe ich geruht in deiner Falschheit Schoß. [...] Denn dencke nur daran, was neulich dieser Tage, Bey eurer Feder Lust, für eine schöne Sage, Herum gegangen ist; wir Pierinnen Söhn, Wir waren euer Lied und euer Spott=Gethön. Was ihr für Ursach habt, da bin ich unerfahren, Mir ist nicht unbewußt, was nur vor wenig Jahren Ihr auch verübet habt. Nur dieses wundert mich, Daß ihr uns habt benennt mit Namen wunderlich. Der muß der Schächer seyn, den auf der Schädelstätte, Das Bein gebrochen ward, dem andern den die Kröte Das Zündloch hat verstopft, der wird der Schütz genant, Ein ander heist der Ochs, und wie sie euch bekand. Darunter bin ich auch, ich hab auch meinen Namen, Den du mir geben hast, mit deinen schönen Damen, Doch achte ichs nicht hoch, jedoch so kränckts mich sehr, Heist das nun treu gemeint, das glaub ich nimmermehr.“ (S. 185ff.)<sup>417</sup>

Der Brief gelangt in die Hände *Damons* und *Philanders*, die über diese „Schwachheiten“ des gekränkten *Lysanders*, den sie bisher für „so verständig“ gehalten haben, spotten. Während *Damon* das Verhalten des Freundes entschuldigt („Was thut die Liebe nicht“), setzt *Philander* zu einem ungehaltenen Kommentar über dessen gefühlsbestimmtes Bekenntnis an („Liebe hin, Liebe her,

<sup>416</sup> Hier vergemeinschaftet sich der Erzähler vollends mit der Gruppe rauchender Studenten, von der er erzählt. Der extradiegetische wird zum intradiegetischen Erzähler: „Ob die Jungfer Herr Lysandern damals wieder geantwortet / und wie er gedacht / als er den Brieff wird vermüset haben / ist uns noch zur Zeit unwissend; doch nach etlichen Tagen erfuhren wir/ daß die Jungfern wahren beysammen auf ein Federschliessen gewesen [...]“, *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 181.

<sup>417</sup> Die Studenten bezeichnen sich als Söhne der Musen, als der „Pierinnen Söhn“. Nach dem ihnen gewidmeten Berg Pierius in Thessalien wurden die Musen auch Pieriden oder Pierinnen genannt. Vgl. Zedler: *Universal-Lexikon*. Band 28. 1741, Sp. 89.

[...] soll ich mich denn gar zum Sklaven machen“) (S. 190). Durch ungeduldiges Klopfen an der Stubentür wird *Philander* jedoch sofort wieder unterbrochen – und weiß „hernach selbst nicht“, was er hatte sagen wollen (S. 190). Diese demonstrative Gedächtnislücke wird im Schriftbild durch Auslassungszeichen repräsentiert, mit denen das Kapitel endet. Die Liebesthematik wird nicht wieder aufgegriffen und scheint damit abgeschlossen. Für den dominanten außerliterarische Referenzrahmen des Geschehens spricht dessen Folgenlosigkeit für die weitere Erzählung. Deutlich erkennbar ist auch, dass nicht die Moralisierung der Darstellung bezweckt ist, sondern den studentischen Lesern Identifikations- und Entschlüsselungsmöglichkeiten geboten werden sollen. [Kapitel XXIX–XXX; S. 179–190]

Die folgende Episode demonstriert, dass hinsichtlich der erzählten Zeit große Sprünge hingenommen werden, weil die Wiedergabe authentischer Umstände wichtiger zu sein scheint als eine konsistente Erzählung. So findet das nächste Treffen im Dezember statt, ohne dass die große zeitliche Distanz zwischen Sommer und Winter mit einem Wort erläutert würde. Die kleine Runde soll ausdrücklich dazu dienen, die Langeweile zu vertreiben: *Florus* lässt *Philander* und *Damon* durch seinen Lakai freundlich bitten, „auf wenige Stunden zu ihm zu sprechen / weil er sehr lange Zeit / ihm dieselben helfen zu vertreiben.“ (S. 190f.) Die drei Studenten sind kaum beisammen, „da gieng es an ein klein poculiren / und Toback schmauchen / dabey allerhand lustige Discourse worden geführt“ (S. 191). *Florus* erzählt von einem Streit zwischen seinen Wirtsleuten, der sich am vergangenen Abend ereignet habe.<sup>418</sup> Der Mann war spät nach Hause gekommen, die Wirtin hatte ihn vergeblich suchen lassen und beschimpfte ihn nun. *Florus* ist deutlich auf der Seite des Mannes, von dem er erzählt, er habe erst geduldig geschwiegen, dann aber zum Stock gegriffen. Die Frau habe sich gewehrt und ihm in die Haare gegriffen. *Philander* bemerkt, die Wirtin sei ein „böser Teufel“, und *Florus* meint, der Wirt habe kaum Möglichkeiten, sich zu wehren: Mit der Heirat habe er seine Freiheit verloren („was wil der arme Mann machen [...] uxorem duxi, heists mit ihm libertatem vendidi“) (S. 192). *Damon* erkundigt sich, ob er seine Frau „denn nicht mit guten Worten zwingen / und gewinnen“ könne, doch *Florus* hält diese Möglichkeit für unwahrscheinlich und bekräftigt, die Wirtin sei „durchaus nicht zu bendigen“.<sup>419</sup> Ereignislosigkeit und Redundanz dieses Gesprächs deuten darauf hin, dass hier eine bestimmte Wirtin angesprochen ist. *Florus* fügt hinzu, die Wirtin habe ihm heute, „am heiligen Christ“, einige Verse hingelegt.<sup>420</sup> Dazu habe sie einen neuen Besen zu einer großen Rute umgebunden und „vor einen Dreyer Toback auff seinen Tisch“ gelegt. Die Geschenke der Wirtsfrau, insbesondere ihre selbst verfassten Verse, werden von den Studenten als anmaßendes Verhalten verstanden. *Florus* spottet, sie wolle „ihrer Einbildung nach einen halben Poeten mit abgeben“, und liest den Freunden die Verse vor (S. 193). Die Verse kommentieren das kleine Geschenk und behaupten, „der heilige Christ“ habe dem jungen Mann nicht mehr zugedacht. So habe *Petrus* seinen *Knecht Ruprecht* geschickt, um wenigstens eine Rute und etwas Tabak vorbeizubringen:

„Werst Du so fromm gewest, als du wohl solltest seyn,  
So zög der heilige Christ auch heute bey dir ein,  
Mit viel und schönen Zeug, und andern raren Sachen;  
Weil du denn nichts bekömmst, so werden weidlich lachen,  
Die welche fromm gewest, und die mit frohen Muth  
Empfahen schönes Zeug; du aber kriegst die Ruth.  
Ich habe heute zwar von Knecht=Rupprechten vernommen,  
Daß auch der heilige Christ hat wollen zu dir kommen,

<sup>418</sup> Von ihnen war bereits an früherer Stelle als geizigem und zerstrittenen Wirtspaar die Rede, dem *Florus* einmal vor den Pfingstfeiertagen „allerhand Wildprät“ gestohlen hat, um mit seinen Freunden schlemmen zu können. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 148ff.

<sup>419</sup> *Florus* bekräftigt die – auch schon weiter oben genutzte – Schimpfrede, die Wirtin sei ein Teufel: „Ja wenn sie wäre / wie andere Weiber; aber so ist sie der leibhafftige Teufel selber.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 193.

<sup>420</sup> Gemeint ist der 6. Dezember, der Nikolaustag. In reformatorischen Kreisen wurde aus dem Gabenbringer Nikolaus der Heilige Christ. Vgl. Bächtold-Stäubli: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band V, Sp. 1102.

Und etwas werffen ein. Weil aber er gehört,  
 Daß du selbst diese Woch gar garstig hast beschert,  
 Hat er gedacht; Ach ja, hier wolt ich wohl beschehren,  
 Wirfft er Pantoffeln aus, hier mag ich nicht einkehren.  
 Hör, Petre, sagte er, schick den geringsten Knecht,  
 Und gib ihm eine Ruth, die ist vor ihm schon recht. [...]“ (S. 193f.).

Das Gedicht schließt mit der Ankündigung, wenn der junge Mann „fein from“ werde, so bekäme er im nächsten Jahr „Marcipan“ und „ein schönen welschen Hahn“ (S. 194). Die Studenten missbilligen die Autorschaft, noch mehr die Kritik der Wirtin und erst recht, dass sie ihren Gästen Geschenke macht. *Damon* meint, er hätte der Wirtin eine ganz andere Bescherung bereitet: „[W]äre ich an des Mannes seiner Stelle gewesen / die Ruthe hätte sie mir sollen auff ihren Hintern bekommen“ (S. 196). *Philander* hat von diesem Thema genug; er will die Zeit nicht „mit den beisigen und käuffigen Weibern“ verbringen, deswegen schlägt er vor: „[L]ast uns von was anders reden / daß uns erfreulicher und angenehmer“ (S. 196).

*Damon* fällt jedoch („weil es gleich der Discours also mit sich bringet“) noch der Ehestreit bei einem Schuster ein, der sich jüngst in seiner Nachbarschaft ereignet hat. Es ist die Geschichte eines versoffenen Schusters, der bei seiner abendlichen Heimkehr jedes Mal von seiner Frau beschimpft, ja beinahe geschlagen wird. Seine Saufbrüder verspotten ihn oft deswegen und fordern ihn mit den Worten „Bruder geh / sonst mustu die Hosen herab ziehen / wenn du heim kömst“ dazu auf, früher nach Hause zu gehen (S. 196). Kurz: „[M]it vexiren [machen sie ihm] den Kopff ziemlich warm“ (S. 197). Eines Abends greift er bei seiner Heimkehr zur sogenannten Kinderrute<sup>421</sup> um das Schimpfen seiner Frau mit Schlägen zu beenden. *Damon* erzählt, die Frau sei erstaunt gewesen:

„Die Frau kan sich in den seltzamen und wunderlichen Handel ihres Mannes nicht schicken: was / spricht sie / Mann / soll das bedeuten? der Mann aber kehret sich daran gantz nicht / sondern fordert mit Gewalt von der Frau / sie soll überpucken: Mach / mach / mach / mach / spricht er: und hat also die Frau gezwungen überzupucken / damit hat er ihr auch einen guten terben Schilling abgezwinnet / darüber sie ihr Käuffen vergessen / und der Mann durch dieses Mittel also Herr worden / und die Herrschafft bekommen“ (S. 199).<sup>422</sup>

Damit beendet *Damon* diesen „artigen Schwanck“ (S. 197), und *Philander* bekräftigt, das sei „ein praver Schnell“, denn der Schustersfrau sei „gar recht geschehen“ (S. 199). Es ist bemerkenswert, dass dieser Schuster aus der Perspektive der Studenten offensichtlich durch sein „liederlich Leben“ nicht seine Herrschaftsrechte gegenüber seiner Ehefrau verwirkt hat (S. 197). Sie sind mit dieser Erzählung zufrieden, weil die eheliche Geschlechterhierarchie wiederhergestellt und gefestigt worden ist. Der Unterhaltungswert des Schwanks hängt an der erfolgreichen Konservierung der Geschlechterhierarchie; das vorangegangene Gespräch über die eigensinnige Wirtin erschien den Studenten so unerquicklich, insofern diese gegenüber derartigen Disziplinierungen

<sup>421</sup> Der Name rührt daher, dass mit dieser Rute gewöhnlich die Kinder gestraft wurden – und bagatellisiert die dargestellte häusliche Gewalt.

<sup>422</sup> „Überpucken“ entspricht „überpochen“ und wird im Deutschen Wörterbuch als untrennbare Verbindung bezeichnet. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 11. Sp. 446 [Der digitale Grimm®]. Die dort angegebene Bedeutung, „durch trotzig, ungestümes handeln oder reden jemandem gewalt anthun, jemanden einschüchtern, besonders im 16. und 17. Jahrhundert“, macht freilich im oben zitierten Zusammenhang keinen Sinn. Der wütende Mann fordert ja von seiner Frau überzupucken, um sie schlagen zu können. In diesem Sinn ist hier auch vom „Schilling“ als Prügelstrafe die Rede: Es geht wohl um eine Zahl von 12 bzw. 30 festen Rutenstreichen, zu denen sich die Frau vornüberbeugen soll, möglicherweise über einen Tisch oder Ähnliches. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 9. Sp. 153 [Der digitale Grimm®]. Eigentümlich ist auch der Sprachgebrauch für „abzwinnen“, das üblicherweise synonym mit „abspulen“ gebraucht wird. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Band 1, Sp. 161 [Der digitale Grimm®]. Vielleicht handelt es sich, was „überpucken“ und „abzwinnen“ betrifft, in beiden Fällen um Lesefehler des Setzers: Tatsächlich geht darum, dass die Frau sich nach vorn überbückt und die Schläge ihr abgezwungen werden; in jedem Fall soll die erfolgreiche Unterwerfung der Frau geschildert werden.

resistent zu sein schien. Die Gesprächsrunde wird nun durch *Philanders* Lakaien aufgestört, der ihm sagt, dass auf der Post Briefe für ihn angekommen seien. [Kapitel XXXI; S. 190–199.]

Eigentlich ist nun *Damon* an der Reihe, „der Compagnie ein Schmäusgen zu geben“. Da er jedoch gerade wenig Geld hat, bittet er *Philander*, das Treffen auszurichten. Dieser ist gern dazu bereit, denn es ist ihm gleich, „ob er etliche Wochen eher / oder langsamer sein Schmäusgen gebe“. Es fällt auf, dass nicht nur die geselligen Zusammenkünfte, sondern auch ihre Einbindung in den studentischen Alltag berichtenswert sind. Zum Treffen bringt *Florus* einen – namenlos bleibenden – „guten Bekanden“ in den Garten mit,<sup>423</sup> der von einer langen Reise zurückgekehrt ist (S. 199). *Florus* hat sofort „einige Haserey an ihn“ bemerkt, und die von dem Bekannten bei Tisch beigesteuerten „Schwäncke“ bestätigen dann, dass es sich um einen Aufschneider handelt (S. 200). Der Mann behauptet, Spanien bereist zu haben, und erzählt, der König von Spanien habe „mehr als 6000. Künigreiche inne“ (S. 201). Zunächst reagiert die Compagnie mit betretenem Schweigen auf die Prahlerei:

„Hiermit wurde es alle stille. Dieser der Aufschneider vermeinete / dieses geschehe aus groser Verwunderung. Schlicke derowegen sein Messer noch schärffer; Und ich sehe wohl sprach er / die Herren verwundern sich / ja wohl / fuhr er fort / muß sich der verwundern / welcher nicht groß in fremde Lande kommen / und die Welt also durchreiset ist / wie ich bin / ich habe viel gesehen / und viel erfahren / daß ich sonst auch nicht gewust; Indem er diese Worte redete / kame des Gärtners Katze in die Stube gelauffen / dieser sahe sie mit Verwunderung an; und sprach er / ich muß bekennen / daß ich an keinen Ort / so kleine Katzen gesehen / als hier zu Lande; zu der Zeit als ich Holland gewesen / habe ich Katzen gesehen da die Kleinsten seyn gewesen / wie der Holländer ihre Kälber“ (S. 202).

*Damon* beginnt nun, den Mann durch vermeintliches Staunen zu immer abenteuerlichen Behauptungen zu provozieren. Als der Weitgereiste vorführen will, wie der Pfeifenrauch von anderen Völkern nicht durch den Mund, sondern durch die Nase ausgestoßen werde, verschluckt er sich und spuckt heftig aus, so dass Tisch und Compagnie bespritzt werden.<sup>424</sup> Auf die scheinheilige Frage, ob er die Stadt ‚Lügnitz‘ kenne, behauptet der Mann sofort, das sei sein Geburtsort: „So ist der Herr von Lügnitz / sprach *Damon*; ja ich bin von Lügnitz / antwortete dieser“ (S. 205). Seine unangemessenen Umgangsformen demonstriert der Aufschneider nochmals beim Abschied, als er versucht, die freundliche Floskel „des Herrn Diener“, mit der die Studenten ihn verabschieden, durch die missverständliche Selbstbezeichnung als „ihr Berenheuter“ zu überbieten. Dabei kommt es zu einem folgenschweren Missverständnis, denn *Philander* bezieht diese Äußerung auf sich:

„Sie Complimentierten mit einender / und als immer einer nach den andern aus der Compagnie sagte / des Herrn Diener: meinete dieser Praal sachte / er wolte ihnen mit noch tiefferer Ehrerbietung zuvor kommen; ihr Berenheuter / sprach er: Philander der verstunde Unrecht / und schmisse den Flegel an Halß / daß die rote Suppe zu Maul und Nasen heraus sprang. Was / sprach er / seid wir deine Berenheuter: Ach nein! sprach dieser Aufschneider / der Herr hat mich nicht recht verstanden. Weil sie sich alle vor meine Diener erklärten / so erboth ich mich ihr aller Bernheuter zu seyn“ (S. 207f.).

<sup>423</sup> Die jahreszeitlichen Widersprüche – eben war es noch Anfang Dezember, nun sitzt man schon wieder im Garten – bleiben unkommentiert.

<sup>424</sup> Wie schon anlässlich des Drecks, den Herr *Mattes* verursacht hat, wird auch an dieser Stelle wieder eine Gärtnerin erwähnt, die gegen Geld für die nötige Sauberkeit während der Gartentreffen sorgt. Der Aufschneider entschuldigt sich für sein Spucken und gibt der Gärtnerin Geld, damit sie den Tisch säubert: „Er wolte sich zwar entschuldigen / wurff auch alsbald ein 16. gr. stück auff den Tisch / daß es geschwinde solte abgeräumt werden / und als des Gärtners Frau das Geld hatte verdienet / wolte er aufstehen und seiner Wege gehen“, vgl. *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 207.

Die Gesellschaft löst sich auf, allein *Philander* und *Florus* beschließen, bis zum Abendessen „umb die Stadt spatzieren zu gehen“ (S. 208); *Florus* bedauert nun, diesen Bekannten mitgebracht und mit ihm die Compagnie belästigt zu haben.

Die beiden treffen dann einen anderen Bekannten, der eben „eine gantze Hand voll allerley Hochzeit-Carmina“ aus einer ungenannten, aber als bekannt vorausgesetzten Stadt geschickt bekommen und eben zu lesen begonnen hat (S. 211). Ein Gedicht wird zitiert. Darin beklagt sich die Autorin im Namen der Mädchen der Stadt, dass „ihre Freyer“ andere Jungfern heiraten:

„Es ist nicht wunderns werth, daß manche lange Nacht  
 Von uns, ach! Jungfer=Volck, bloß mit Melancholeyen,  
 Und heufigen Verdruß wird ietzo zugebracht.  
 Indem sie einen hier, den andern dort sehn freyen.  
 Ein jede weiß wo sie der Angst=Pantoffel drückt.  
 Wer will sich, klagen viel, in alle Freyer schicken:  
 Es ist ein Jahr in dem es Fremden mehr gelückt,  
 und dieses werden uns hinführo viel aufrücken.  
 Doch sind die Freyer blind, und stehn sich selbst im Liecht,  
 Indem sie ihre Bärt an fremde Mädgen reiben [...]“ (S. 211–215).

Aus den Versen schließen *Florus* und *Philander*, dass die Autorin von dem Wunsch nach einem Mann gequält werde.<sup>425</sup> [Kap. XXXII–XXXIII; S. 199–215.]

Die beiden Freunde trennen sich, um ihre jeweiligen Wirtstische aufzusuchen. *Florus* erfährt durch einen Brief, dass sein Vater ihm eine Charge am fürstlichen Hof vermittelt hat.<sup>426</sup> *Florus* ist sofort entschlossen, seinen Abschied von der Universität mit einem „herrlichen Valet-Schmauß“ zu begehen. Neben Freunden und Bekannten lädt er auch seinen Wirt ein, doch der muss die Einladung wider Willen ausschlagen, denn seine Frau ist beleidigt, nicht eingeladen worden zu sein. Nun will sie verhindern, dass ihr Mann allein an dem festlichen Essen teilnimmt. *Florus* reagiert mit einer erneuten Weiberschelte: Er lacht über „der Frauen Narrheit und Grobheit“ und beklagt, „daß sich doch die Weiber in alles wollen mit einmischen“ (S. 217). Er empfiehlt ihnen, „ihrer Haushaltung ab[zuwarten] / es ist besser“, und spricht deutlich aus, dass er einen solchen Schmaus als Männerangelegenheit betrachtet:

„Männern kömt das Schmausen zu / und nicht denen Weibern; die Weiber / die allezeit bey allen Gelagen wollen mit seyn / sind gute Sauffschwwestern / Müssig-gängern / Faulläntzern / es wird / fuhr er fort einen Manne nicht so vor übel gehalten / wenn er schmausset / als einem Weibe / denn es ist jener ihr proprium in quarto modo, dieser aber in nullo, i.e. nunquam“ (S. 217f.)

Es gehört also zu den selbstverständlichen geschlechtsspezifischen Vorrechten der Männer, miteinander zu schmausen. Allein oder gemeinsam mit den Männern zu schmausen ist für Frauen nicht möglich. Dementsprechend werden die Einwände der Wirtin ignoriert; der Wirt nimmt an der Gartengesellschaft teil. An die deutliche Erklärung zur Geschlechterhierarchie und zu zeitweiliger Geschlechtersegregation schließt sich nun nicht nur ein für diesen Roman selten ausführlicher Kommentar an, dieser ist überdies in der die Figuren wie die Leser vereinnahmenden ersten Person Plural formuliert. Die folgenden Aussagen werden durch die eingenommene Erzählhaltung mit ihrem ausdrücklichen Vertrauen auf göttliche Strafe – für Frauen – besonders betont:

<sup>425</sup> Ihr lakonischer Kommentar lautet: „Diese muß das Männer haben vexiren, sprach hierauf *Florus*. Ja wohl, versatzte *Philander*, und ist kein kleines, wen der Kitzel sticht.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 215.

<sup>426</sup> „Indem erhielt er Brieffe von Hause / wie daß sein Herr Vater wegen herbeynahenden hohen Alters seine Charge an Fürstlichen Hoffe nicht mehr wohl verwalten könne / dahero der Fürst gesonnen sey / ihm / als seinen einzigen Sohn / an des Vaters Stelle zu nehmen / deswegen er ohne allen Verzug und schleunigst sich solle auff den Weg machen.“ *Kautzsch: Tobacks-Bruder*. 1685, S. 216.

„Hier wollen wir das leichtfertige Beginnen des verzweifelt bösen Weibes lieber mit Stillschweigen übergehen / als daß wir mancher ehr= und treu=vergessenen Hader=Katze wolten hierdurch Gelegenheit an die Hand geben / damit sie was / sich zu kützeln hätte; der Teufel / als ein Feind des Friedens / der Treue und der Liebe / welcher Uneinigkeit zwischen Eheleuten stiftet / wird solchen Hader= und Zanck=süchtigen Weibern schon zu seiner Zeit ihren gehörigen Lohn geben. Wir thun besser / wenn wir sehen / was lustiges sich bey diesem Valetschmäußchen begeben: Denn durch jenes wird eines ehrlichen Biedermanns Hertz geärgert / hierdurch aber ergetzet“ (S. 219f.).

*Florus* Zorn wird dadurch hervorgerufen, dass die Wirtin den Männern nicht fraglos zugesteht, unter sich sein zu dürfen. Die Verwünschungen des Erzählers sind dagegen allgemein formuliert, richten sich aber vor allem gegen verheiratete, also bereits vergebene Frauen, die weiterhin in größeren, gewissermaßen halböffentlichen Gesellschaften mitmischen wollen, anstatt sich mit der häuslichen Sphäre zu begnügen. Für sie besteht – anders als für die Jungfern, mit denen sich die Studenten heimlich im Garten getroffen haben – keinerlei Anlass mehr, solche Feiern zu besuchen. Der Erzähler nutzt die üblichen querellistischen Topoi, um streitsüchtige Frauen zu beschimpfen, scheint aber eher an der studentischen Gruppe und ihren Ritualen interessiert zu sein. Die Schilderung des studentischen „Valetschmäußchen“ scheint eher im Sinne der angesprochenen Zielgruppe ‚ehrlicher Biedermänner‘ zu sein; damit sind wohl rechtschaffene, aufrichtige Männer, die keinen Streit suchen, gemeint. Dieses scheinheilige Etikett, dessen suggestive gruppenbildende Kraft durch den vermeintlichen Kontrast zu den unbescheidenen und streitlustigen Frauen entsteht, dient dazu, die Leser mit den Figuren zu solidarisieren.

Auf dem Gartenfest kommt es zu einer Prügelei unter den Gästen: *Damon* sitzt zwischen zwei Landsleuten von *Florus*, die sich außerordentlich gefräßig gebärden. Darüber macht er gegenüber *Lysander* spöttische Bemerkungen: er fürchte, gefressen zu werden und sitze wie zwischen Scylla und Charibdis. Einer der beiden gefräßigen Studenten versteht die Anspielung und droht *Damon* zornig, woraufhin dieser bald zuschlägt:

„Was / sprach er zum *Damon* / mit sehr zornigen Gesicht / wie soll ich diese Worte verstehen / wofür siehet uns der Herr an? Er halte mit solchen Reden inne / oder = = = *Damon* fassete sich gantz kurtze Resolution: Ich / sprach er / bin bißher in Sorgen gestanden / ich möchte von euch beyden aufgefressen werden / aber damit ich der Furcht entkommen möge / will ich euch Freß=Teufeln die Mäuler verstopffen. Und in dem schlug er mit beyden Armen zugleich aus / daß / zumal sie vorn am Tische sassen / sie beyde über die Banck portzelten / und der rothe Saft nachlieffe“ (S. 221).

Die beiden Landsmänner fordern *Damon* zur *revange* heraus, aber *Florus* und *Crescentio* beruhigen die Gemüter; sie verhindern nicht nur ein Duell, sondern erreichen sogar, dass sich die beiden Fresser bei *Damon* entschuldigen. Über die damit verbundene Sanktionierung studentischer Gewalt verliert der Erzähler kein Wort. Die beiden Landsmänner verlassen aber bald „wegen angethaner Beschimpfung“ die Feier (S. 221). *Florus* entschuldigt sich für die unhöflichen Gäste, doch die anderen meinen, er sei für deren Verhalten nicht verantwortlich.<sup>427</sup> Nach Tisch folgen jedoch weitere Zwischenfälle: Während des gemeinsamen Rauchens versucht einer der Gäste, „allerhand Possen“ mit dem Rauch zu machen. Dabei verschluckt er sich schließlich, so „daß ihm ein Kotzen ankömmt“. Es gelingt ihm nicht, dem Brechreiz zu widerstehen, versehentlich erbricht er über dem „köstlichen Sammet=Beltz“ *Crescentios*. Dieser verprügelt ihn darauf:

„Herr *Crescentio* risse geschwind seinen Sammet=Beltz vom Leibe / ergriff im Zorn den Narn bey der Kolbe / und tractirete ihn so reichlich / daß er nicht mehr verlangete / sondern um ein geschwindes Innehalten bate. Hierauf wurde der Grobianus aus dem Wege geschaffet“ (S. 224).

<sup>427</sup> „Aber solches wurde ihm desto eher verziehen / um wie viel weniger eines andern Unhöflichkeit einem bezumessen.“ *Kantzschr. Tobacks-Bruder*. 1685, S. 223.

Gegenüber dem unüberlegten Verhaltens des Rauchers, das als närrisch und grobianisch bezeichnet wird, wird *Crescentios* brutale Reaktion offensichtlich für angemessen gehalten. Wieder bittet *Florus* die Compagnie um Verzeihung; aber nun wundern sich die Gäste doch, „daß es auf Hr. *Florus* Valet=Schmause solche possierliche Tractamente setzte“ (S. 225). Gegen Ende geraten sogar *Damon*, der noch über die Kette der Unannehmlichkeiten, die bei ihm begonnen habe, gescherzt hat, und sein Freund *Philander* aneinander: *Philander* greift auf der Suche nach seiner Pfeife versehentlich *Damons*. Wegen dieser – erklärtermaßen – „Lumpensache“ geraten beide „so harte mit Worten zusammen / daß es wenig fehlete / sie hätten einander beym Köpffen gefasset“ (S. 225). Der Streit wird von *Crescentio* und *Florus* geschlichtet. [Kapitel XXXIV – XXXV; S. 215–225]

Am nächsten Morgen versammelt sich die Compagnie zu Pferde und gibt *Florus* „über die Meile Wegs“ Geleit.<sup>428</sup> Auf dem Rückweg stoßen die Freunde auf vier Reiter, „welche eine Ritterzehrung von ihnen verlangten“.<sup>429</sup> Die Soldaten werden freundlich, aber bestimmt aufgefordert, weiterzureiten, sie hätten „mit ihnen nichts zu schaffen“. Diese stürmen daraufhin „mit Gewalt auf die Studenten los“ und fordern „ein Paar Pferde“ (S. 226). *Crescentio* fasst sich als Erster „ein Hertze“ und ermutigt auch die anderen neun Studenten (S. 227). Als die Soldaten die *courage* der zahlenmäßig überlegenen Studenten erkennen, flüchten sie in ein benachbartes Wäldchen. *Philander* rät von ihrer Verfolgung ab, weil er einen Hinterhalt vermutet. Nachdem sie ihren Weg fortgesetzt haben, sieht der zurückblickende *Crescentio* später tatsächlich, wie ein starker Trupp Reiter das Wäldchen verlässt. Sie beschleunigen daraufhin ihr Tempo und gelangen „glücklich“ in ihre Quartiere (S. 228).

Das letzte Treffen für diese Saison richtet *Damon* aus: Es findet wegen schlechten Wetters auf seiner Stube statt, wo seine Wirtin „ein herrlich Gastgeboth“ angerichtet hat. Die Compagnie bedauert *Florus*' Abschied, und überdies werden auch *Crescentio* und *Lysander* bald abreisen, überhaupt rückt der Winter näher. Die gemeinsamen Schmaustreffen werden also nicht mehr stattfinden; umso entschlossener fordert *Damon* seine Gäste auf, nun miteinander fröhlich zu sein, und zu diesem Zweck fordert er zum Wetttrinken auf:

„Allo! so wollen wir uns noch zu guter Letzt recht lustig mit einander erzeigen. Und damit ging es an ein poculiren / um zu erfahren / wer den andern kunte zu Boden sauffen. Wie wol zwar Hr. *Lysander*, ingleichen Hr. *Crescentio* sich davon wolten ausschliessen / so halff doch alles nichts / sie musten mit dran / sie mochten sich so gut entschuldigen / als sie immer wolten“ (S. 230).

Nach einer Weile, in der „keiner dem andern schaden kunte“, unterbricht *Crescentio* das Wetttrinken mit der provozierenden Frage, „Was [...] wollen wir einander selbst verderben?“. Er fordert die Teilnehmer des Gelages auf, es möchte „ieder nach seinem Belieben“ trinken. Er will, dass sie sich „die Zeit mit besserer Kurtzweil vertreiben“ (S. 230). Doch die darauf einkehrende Ruhe, in der jeder schweigend seine Pfeife raucht, behagt nicht allen:

„*Damon* / als welcher nimmer ruhen kunte / fragte: Ihr Herren / sind wir also lustig genug? Potz velten! stille kan ich zu Hause seyn; lasset uns das Ende gut machen. Hiermit ging es an ein Singen / und muste ein Ronda nach dem andern erhalten“ (S. 231).

Kein Rondeau, aber eine 8-strophige Apologie des Rauchens (S. 231–233), die *Damon* zur Laute vorträgt, wird abschließend zitiert. Der Vortrag beendet den Schmaus, und die Compagnie ver-

<sup>428</sup> *Florus* ist offenbar nicht darauf angewiesen, mit der Postkutsche zu fahren oder gar zu Fuß zu gehen. Die selbstverständliche Verfügbarkeit der Pferde ist ein deutliches Indiz für die vermögende Herkunft der Studenten.

<sup>429</sup> Als „Ritterzehrung“ wird traditionell das Almosen für berittene, also vornehme Bettler bezeichnet, vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 14. Sp. 1077,62 [Der digitale Grimm ®]. Eine ähnliche Bewährungssituation wird in dem Roman *Der Politische Passagier* geschildert: Dort scheitern die beiden unerfahrenen jungen Männer und werden ausgeraubt, weil ihre Furcht überhandnimmt, vgl. M.J.R.: *Passagier*. 1684, S. 140.

abschiedet sich voneinander, indem sich die Studenten ihrer gegenseitigen Freundschaft versichern.

Zurück bleiben *Damon* und der Gärtnersjunge *Minander* mit dem bereits erwähnten Memorial. *Damon* möchte *Minanders* Protokolle eigentlich gleich überarbeiten, aber ihm ist „wegen allzustarcken Trinckens / der Kopf etwas dämisch“ und so verschiebt er den Versuch, „sein angefangen Concept in gute Ordnung [zu] bringen“ auf den nächsten Tag. Am nächsten Tag gibt es aber wieder „andere Verrichtungen“, so dass die Lektüre der Eintragungen unterbleibt. So gelingt es ihm erst später, sich jeden Tag einige Stunden für die Überarbeitung des Manuskriptes zu reservieren: „Jedoch spendierete er des Tages eine Stunde oder zween daran / bis er solches brachte zu ENDE“ (S. 234). Die Erzählung endet mit dieser lakonischen Äußerung, die zu einer unwillkürlichen Metalepse gerät.

Bemerkenswert ist die Schilderung des letzten Treffens, weil damit die Erzählung mit einem völligen Verzicht auf moralisierende Kommentare endet. Dies, obwohl die Compagnie in ihrer gewaltsamen Anstrengung, Spaß zu haben, ihr eigenes Unterhaltungsbedürfnis zu parodieren scheint. Die Atmosphäre wird ausschließlich aus einer Binnenperspektive heraus, durch das Verhalten der Studenten untereinander, entwickelt. Hier ist insbesondere auf *Crescentios* mäßigen Einwurf hinzuweisen; ein Verhalten, das die Figur wieder an ihre literarische Herkunft aus den *lustigen Büchern* Christian Weises zurückbindet – und das Geschehen aus deren moralischer Perspektive zu betrachten erlaubt, jedoch nicht zwingt.

Dem Schluss der Erzählung folgt ein informierender Epitext: Nach dem Motto ‚Was Sie schon immer über Tabak wissen wollten, aber nie zu fragen wagten‘ wird darin auf leicht verständliche Weise über den Tabak informiert (S. 235–238). In zehn Abschnitten, die jeweils mit einer Frage eröffnet werden, erfährt der interessierte Leser, dass es männliche und weibliche Tabakspflanzen gibt, welches die besten Anbaugelände sind, welche Wirkungen dem Tabak fälschlich (schadet dem Sehvermögen, schwärzt das Gehirn) oder zu recht (vertreibt Melancholie, stillt Hunger und Durst, schläfert ein, fördert das Spucken) zugeschrieben werden. Mit dieser Handreichung für alle, die beim Thema Tabak mitdiskutieren möchten, endet das Buch.

## D. Zur misslingenden literarischen Institutionalisierung einer populären Gattung. Resümee

*... indem alle diese Schriften nunmehr durch die Vergessenheit zu Grabe getragen worden*

Bei der Gattung der Politischen Romane ist das Verhältnis von Gattungstheorie und Gattungsgeschichte besonders problematisch und zwar aus folgendem Grund: Es gibt ein ganzes Konvolut von Titeln in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu einer Anweisungspoetik, diese Titel beziehen sich ostentativ auf die Anweisungspoetik, folgen aber nur selten deren Anweisungen.

Aufgrund dieser widersprüchlich wirkenden Ausgangslage bot es sich für die vorliegende Untersuchung an, zur Bildung eines aussagekräftigen Quellenkorpus eine rekursive Bestimmung der Gattung zugrunde zu legen. So wurden erstmals grundsätzlich alle Texte herangezogen, die durch ihre paratextuelle Präsentation einen Gattungszusammenhang evozieren. Ebenfalls zum ersten Mal wurden alle Paratexte für eine dichte Beschreibung des historischen Gattungsdiskurses ausgewertet. Die Ergebnisse dieses Vorgehens lassen sich folgendermaßen resümieren:

Das Phänomen der Politischen Romane ist besser zu verstehen, wenn man den literarischen Gattungsbegriff konsequent historisiert und die Politischen Romane wie Moden und gesellschaftliche Bewegungen als Ausdruck eines kulturellen Wandels begreift. Der wie eine epidemische Kurve zunächst langsam, nach 1680 stark ansteigende, nach 1684 wieder abfallende Publikationsverlauf der Politischen Romane indiziert eine besonders geartete Kommunikationssituation, deren Produkt die populäre Gattung bildet. Die allgemeine Frage, wie unbekannte Bücher zu Bestsellern werden, lässt sich hinsichtlich der Politischen Romane wie folgt beantworten: Mit der Adaption der satirischen Romane Christian Weises durch Johannes Riemer, der in seiner Funktion als *professor poesis* am Weißenfelder *Gymnasium illustre Augusteum* ein starkes Übertragungspotential hatte, erreicht eine satirische Erzählung mit einem politischen Titel Anfang des Jahres 1680 eine außergewöhnlich große Öffentlichkeit. Dafür sind außerliterarische Umstände maßgeblich: Die im Schüler- und Studentenmilieu angesiedelte Erzählung *Der Politische Maul-Affe* verursacht einen Skandal, weil sie polemische Passagen enthält, die gegen die Vertreter der städtischen Gemeinde gerichtet sind und deren Identifika-

tion erlauben. Dass Riemer als Angehöriger einer akademischen Institution – ebenso wie Universitätsangehörige – dem direkten Zugriff der städtischen Obrigkeit entzogen ist, überdies durch seinen herzoglichen Dienstherrn gegenüber der Verfolgung durch zensorische Instanzen geschützt wird, hat offenbar Autoren in ähnlich privilegierter Position (bspw. Hofangehörige, Weißenfelder Gymnasiasten, aber auch Leipziger Studenten) motiviert, ähnliche Schriften zu verfassen. Das Profil der literarischen Gattung wird maßgeblich durch diese kontingenten Momente geprägt.

Riemer repräsentiert also mitnichten den literarischen „Höhepunkt“ dieser Gattung (Arnold Hirsch), vielmehr ist er derjenige, der als Erster im Rahmen gattungsgenerierender *imitatio* auf zwei Romane Weises referiert. Dies geschieht zunächst, um Weises Werke gegen dessen Intentionen als Praetexte für eine satirische Schlüsselerzählung mit politischen Implikationen zu nutzen, dann um den literarischen Wert des Riemer'schen *Maul-Affen* durch die mehrdeutige Behauptung eines privilegierten Verhältnisses zu den vorangegangenen Romanen Weises zu steigern.

Auf die dekontextualisierende Adaption seiner Schriften durch seinen Amtsnachfolger reagiert der nun als Gymnasialdirektor tätige Weise in Zittau prompt, indes nach Maßgabe gelehrter Dezenz mit einer Gattungspoetik, die bereits zur Ostermesse 1680 erscheint: Der *Kurtze Bericht* dient zur persönlichen Rechtfertigung und dazu, eine populäre Literatur zu legitimieren, die sich am Markt bewährt und in geselliger Rezeption realisiert – ohne sich von den Prämissen gelehrter Autorschaft lösen zu wollen. Daher kann dann beispielsweise das von Weise propagierte gelehrte Prinzip popularisierender Präsentation – nach dem die Kunst darin besteht, die Kunst zu verbergen – zu einem flexiblen Argument innerhalb einer Immunisierungsstrategie anonym schreibender Autoren gegenüber gelehrter Kritik an einer irregulären Schreibpraxis werden. Hinzu kommt, dass der bei Weise im Kontext eines ästhetischen Ideals der Anmut stehende Verzicht auf demonstrative Spuren eines gelehrten Textherstellungsverfahrens in den anonym publizierten Texten ein Autoritäts- und Deutungsvakuum entstehen lässt, das deren Verfasser durch vielfältige Anspielungen auf eine gelehrte Autorschaft zu kompensieren versuchen. Und in diesem Zusammenhang eignen sich wiederum Weises metatextuelle Reflexionen, die den politischen Titeln literarische Würde verleihen und in denen er ausdrücklich zu gattungsgenerierender *aemulatio* auffordert, hervorragend, um das von Riemer eingeführte Verfahren, eine skandalisie-

rende Rhetorik mit einem legitimierenden Rekurs auf literarische Lizenzen zu verbinden, fortzuschreiben.

Weises Versuch, das Schreiben *lustiger Bücher* nach dem Weißenfelser Skandal unter rhetorischen Prämissen als propädeutische Gattung für zukünftige *Politici* zu normieren, misslingt so nicht nur, sondern befördert die skandalisierende Dynamik der Politischen Romane sogar. Weise schätzt die Bedingungen eines anonymisierten Buchmarktes falsch ein und unterschätzt die aufgrund der äußeren Umstände außerordentlich suggestive Wirkung des Riemer'schen Textes und seiner amphibolischen paratextuellen Präsentation insbesondere auf Studenten.

In den kommenden Jahren verfassen vor allem junge Akademiker anspielungsreiche Erzählungen aus dem studentischen Milieu, die sie als Gattungsexemplare präsentieren, indem sie pro forma auf Weises Vorgaben referieren, aber Riemers provozierende Schreibweise imitieren. Damit wird für den gesamten Gattungsdiskurs eine amphibolische Struktur grundlegend; dabei konfligieren nicht nur didaktische und unterhaltende Impulse, sondern auch Geltungsansprüche und Legitimationsstrategien gelehrter Autorschaft mit den Möglichkeiten irregulärer satirischer Darstellungsformen und einer anonymen Publikationspraxis.

Von 1680 bis 1684 erlangen die Politischen Romane durch ihr dauerndes Changieren zwischen anspielungsreicher, angriffiger Satire, kurzweiligem Schwank und prudentistischem Ratgeber eine große Wirkung. Ihre Autoren berufen sich anfangs ausdrücklich auf ein weit gefasstes Politikverständnis, das neben Normen- und Faktenwissen insbesondere Klugheitsregeln umfasst. Einerseits suggerieren sie damit, bisher zum Bereich herrschaftlicher *arcana* gehörendes Wissen an ein verhältnismäßig großes und vor allem auch ungelehrtes Publikum weiterzugeben; damit bilden die kleinformatischen und schlicht aufgemachten, von Zeitgenossen auch als *Traktätgen* bezeichneten Bücher eine Herausforderung für herrschaftstragende Schichten wie für ein elitäres Konzept der *Politica*. Andererseits bestehen die meisten Autoren auf der sozialdistinktiven Funktion des politischen Verhaltensideals. Ihr popularisierender Impetus ist von Ranküne gegenüber einem anonymen Publikum geprägt, demgegenüber sie sich als professionelle *Politici* präsentieren wollen: Die Vermittlung politischer Tugenden wird ex negativo als Verspottung des Pöbels realisiert.

Viele Episoden und Geschichten der Politischen Romane leben vom Kontrast zwischen der Vermittlung politischen Wissens mit gesellschaftsethischem An-

spruch und grobianischen Sequenzen, anstößigen Motiven und vulgärem Sprachgebrauch. Die Geschichte der Politischen Romane zeigt, dass ihre Rezeption als populärer Lesestoff nicht nur auf einer brisanten Mischung von Fakten und Fiktionen, sondern auch von einem spezifischen Amalgam von Herrschaftswissen und Klatschgeschichten herrührt. In die Erzählungen wird dabei, das ist das Ergebnis der erstmaligen Synopse aller Politischen Romane, extensiv populäres wie elitäres Material integriert. Rahmenthema vieler Politischer Romane ist die Orientierung von Individuen gegenüber der Tradition, auf der Handlungsebene häufig durch das Motiv des Erbes vermittelt. Insofern die meisten Erzählungen mittels irgendeiner Reise die Bewährung ihrer Protagonisten durch Beobachtung anderer Menschen thematisieren, bleiben die Romane Weises auf der Handlungsebene als gattungsgenerierende Muster durchaus präsent. Die satirische Perspektive gilt durchweg dem traditionellen Verhalten bildungsferner Schichten; als standesgemäß geltendes Verhalten entspricht dagegen nicht in erster Linie den Maßstäben einer gottgewollten Ordnung der Gesellschaft, sondern der Vorstellung, dass es für das staatliche und gesellschaftliche Wohl unabdingbar ist, dass jeder seinen Platz ausfüllt. Derart vermitteln die Erzählungen milieuspezifische Einstellungen, Verhaltensstile und Wertvorstellungen; sie reagieren insbesondere auf die spezifische Zukunftserwartung junger Akademiker. Mit größerer zeitlicher Distanz zum Weißenfelser Skandal werden die Texte tendenziell stärker folklorisiert: Nun entsteht eine Öffentlichkeit für milieuspezifische Unterhaltungsliteratur, in der Autoren und Leser zur gleichen Ingroup gehören.

Einen zentralen Topos des Gattungsdiskurses der Politischen Romane bildet die in Weises Poetik aus der Fabeltheorie übernommene Behauptung einer zweiteiligen Struktur, die in der vorgegebenen Lehre und der diese veranschaulichende Erzählung besteht. Diese poetologische Metaphorik, die ja als allegorisches Modell immer mit einer doppelten Struktur des Texts, dem Oberflächentext und dem Subtext, argumentiert, wird in der Tradition des Riemer'schen *Maul-Affen* für das verschlüsselnde Verfahren außerliterarischer Bezüge adaptiert und skandalisierenden Intentionen dienstbar gemacht. Nach dem Weißenfelser Skandal befördert der allgegenwärtige Verdacht, dass außerliterarische Bezüge bestehen, die Popularität der Politischen Romane.<sup>1</sup> Den vielfältigen Anspielungen entsprechend

---

<sup>1</sup> Auf die eigene Dynamik eines solchen Verdachts bei der Lektüre weist Reemtsma hin: „Der Verdacht, irgendwo sei eine Nachricht verborgen, produziert seine eigene Evidenz, da er nicht zu widerlegen ist. In der Tat kann man nicht zu dem Schluss kommen, in einem Text sei keine verschlüsselte Botschaft enthalten – man kann stets nur sagen, man habe sie noch nicht gefunden“, Reemtsma: *Im Keller*. 1997, S. 93. Der Passus wird auch von Rösch zitiert: *Clavis Scientiae*. 2004, S. 267.

ist die zeitgenössische Rezeption von Entschlüsselungsversuchen geprägt. Vor allem lässt sich die *Curiositas* der Leser nur erregen, solange von diesen Büchern aufgrund der ihnen unterstellten Autorschaft auch gesellschaftlich und politisch relevantes Insiderwissen erwartet werden kann. Es ist dieser Konnex zur gelehrten und herrschaftlichen Sphäre, der die in den kleinen Büchern enthaltenen Anspielungen wichtig – und die soziale Wertschätzung der Gattung allererst möglich werden lässt.

Die außerliterarischen Bezüge der Texte bilden freilich auch einen destabilisierenden Faktor des Gattungszusammenhangs: Skandale sind kurzlebig und es lässt sich nicht beliebig lange Alarm schlagen. Die Empörung des Publikums – und somit seine Aufmerksamkeit erschöpfen sich. 1684 hat die Popularität der Gattung ihren Scheitelpunkt erreicht. In dieser Situation verstärkt Christian Weises geschickt in der Vorrede zum *Neu=Erleuterten Politischen Redner* platzierte Stellungnahme wider die Politischen Romane den Niedergang der Gattung maßgeblich. Johannes Riemer sieht sich gezwungen, Weise in seiner abweisenden Haltung zu folgen, will er nicht innerhalb der *res publica litteraria* seinen Ruf ruinieren. Mit diesen beiden Widerrufern verlieren das schillernde Epitheton *politisch*, der satirische Impetus und die versteckten Anspielungen quasi ihren Resonanzboden und die Publikationsfrequenz der Politischen Romane wird nun deutlich geringer. Das bedeutet indes nicht, dass „alle diese Schrifften nunmehr durch die Vergessenheit zu Grabe getragen worden“ sind, wie der Rezensent in den *Deutschen Acta Eruditorum* behauptet,<sup>2</sup> vielmehr entsteht nach Verebben der durch Riemer ausgelösten Skandalliteratur der nötige Spielraum, um den gattungsspezifischen Rahmen der Politischen Romane zu verändern und – wie Kuhnau und Ettner es tun – positiv an Weises Vorgaben anzuknüpfen. Doch bleibt es bei vereinzelt Versuchen, Alternativen zu der provozierenden Performanz zu entwickeln, die den Erfolg der Gattung zu Beginn der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts bestimmt hat.

---

<sup>2</sup> *Deutsche Acta Eruditorum*. 26. Theil. 1714, S. 147f., vgl. dazu die Einführung dieser Arbeit.



## Literaturverzeichnisse

Die Bibliographien wurden nach pragmatischen Gesichtspunkten zusammengestellt. Es wurde Einheitlichkeit angestrebt, formale Inkonsistenzen sind gleichwohl – insbesondere bei den Quellen – nicht ganz auszuschließen. Pseudonyme werden grundsätzlich wie Eigennamen behandelt. Eine Ausnahme bilden Pseudonyme, die aus Initialen bestehen: Hier ist die erste Initiale für den alphabetischen Ort des Titels relevant.

### 1. Quellen

[Anonymus] *Deß Weisen Mannes Politische Träume / worinnen Einer klugen Seelen weitaußerbende Gedanken / und Bey dieser Zeiten Lauff sich begebenden Menschlichen Welt=Händeln / In Lebendiger Aufführung [sic] der Tugenden und Laster herrliche Bilder / Ueberauß anmuthig und erbaulich zulesen / vorgestellt werden.* Franckfurt / Verlegts Johann Justus Erythrophilus. Druckts Johann Andreae. Im Jahr 1683.

[Anonymus] *Alamodischer POLITICUS, Samt der Rent=Commer und peinlichen Process, in drey Theile abgetheilet. Worinnen Heutiger Statisten Machiavellische Griff und Arcana Status Sonnenklar abgemahlet zu finden. Sampt der zu End angehengter ORATION des Bauren an der Donau / An den MAGISTRAT zu Rom.* Hamburg / Bey Johann Nauman / Buchhändlern / Vor S. Johannis Kirch. 1671.

[Anonymus] *Berathschlagung der Podagrischen Ständ, wie derselben enervirte und abgemattete Respublica, wiederumb auff vestern Fuß zu stellen / bey gehaltenem Convent zu Füessen, Anno 1659.*

[Anonymus] *Der Ausgekehrte Politische Feuer-Mäuer-Kehrer / Mit seinen geführten Streichen / auf Veranlassen herausgegeben.* 1682.

[Anonymus] *Der grosse Klunkermuß.* [o.O.] 1671. Faksimile [Dresden 1910].

[Anonymus] *Der politische Halbfisch / Mit seinem Kunst-Stücke / Von allerley wunderlichen und in der Natur verborgenen seltenen Geheimnißen. Darinnen schöne Lehren und Wissenschaften klärllich und kürzlich erörtert werden. / Jedermänniglichen Anmuth lustig und kurzweilig zu lesen / Merseburg bei Christian Forbergern 1681.*

[Anonymus] *Lustiger DEMOCRITVS Das ist: Außerlesene Fragen / Politische DISCVRSEN, Kurtzweilige Schertz= Und Ehrliche GemüthsErgetzlichkeit: Allen denjenigen so an HH. vnnd Fürstl. Hoffbaltungen / oder auff der Reisen begriffen nützlich und beforderlich.* Cölln Bey ANDREAS BINGEN Vor den Minnenbrüdern im Loreet [!] ANNO M.DC.L.

[Anonymus] *PARS PRIMA, Politischer Schimpff und Ernst / In unterschiedlichen Discursen / schönen Anmerckungen / lieblichen Historien und untadelichen Schertzreden bestehend So Von einem Liebhaber merckwürdiger Geschichten auß alten und neuen auch zum Theil unbekanntten Geschichtbüchern und M.S. zusammen getragen / und anjetzo zum andern mal auff nachfrag vermehrt herfür gegeben wird. Mit einem Anhang bey dem Ersten Theil Lustiger Grabschriften.* Freudenstadt / ANNO M.DC.LXVIII.

[Barclay, John:] *Johann Barclayens Argenis Deutsch gemacht durch Martin Opitzzen Mit schönen Kupffer Figuren Nach dem Französischen Exemplar* Inn Verlegung David Müllers Buchhändlers Inn Breßlaw. 1626. In: Martin Opitz: *Gesammelte Werke.* Band 3. 2 Teile. Stuttgart 1970.

[Pohlmann, Heinrich:] *Der entlarvte Cupido: Welcher allerhand wahrhafftig gewechselte Liebes- und Freundschafts-Briefe, d. galanten Welt zum beliebten Zeitvertreib offeriren läst.* Leipzig 1704.

[Riemer, Johannes:] *Der ausgekehrte politische Feuermäuerkehrer.* Stuttgart 1996 (*Rarissima Literaturum.* Nachdrucke seltener Originalwerke aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Hrsg. von Gerhard Dünnhaupt).

[Speer, Daniel:] *Simplicianischer / Lustig=Politischer Haspel=Hannß Oder / H. Hannsz Haspelinsky von Fadenstätt auf Garnwinden und Gunckelhausen/ Nachdenckliche HasenSprünge / So er auf XV. Universitäten Als: Zu Crakaw / Königsberg / Rostock / Gripswaldt / Franckfurth / Wien / Prag / Leipzig / Jena*

/ Altdorf / Heydelberg / Tübingen / Straßburg / Basel / und zu Leyden; fleißig zusammen getragen. Anjetzo in Druck herauß gelassen Von Einem Seines Gleichen. Im Jahr / M DC LXXXIV.

[Thomasius, Jacob:] *Acta Nicolaitana et Thomana. Aufzeichnungen von Jakob Thomasius während seines Rektorates an der Nikolai- und Thomasschule zu Leipzig* (1670-1684). Hrsg. von Richard Sachse. Leipzig 1912.

*Acta Johann Fritzschens, Buchhändler Verlassenschaft betr. Ao 1681.* Leipziger Stadtarchiv SL TTT XLVI 509. Vol. II.

Aelian: *Historical Miscellany*. Edited and translated by N.G. Wilson. Cambridge, Massachusetts / London, England 1997.

Aesop: *Fabeln*. Hrsg. und übersetzt von Rainer Nickel. Düsseldorf / Zürich 2004.

Agricola, Johannes: *Die Sprichwörtersammlungen*. Hrsg. v. Sander L. Gilman. 2 Bände. Berlin / New York 1971.

Albertinus, Aegidius: *Neu- gefaßt- und Polirter Hof=Spiegel / Worinn Alle Hof=Leuthe / oder die nach Hof trachten / sich nach ihren Eigenschaften / Verrichtungen / Tugend, und Lastern / Glück und Unglück / Erhöhung und Fall / zu ihrem mercklichen Nutzen und Vortheil / wohl und genau zu ersehen und zu bespiegeln haben. Meistenteils mit überauß gleichformigen Lustigen Politischen Historien und Exemplen / lehr=reichen Sprüchen / nutzlichen Discursen und manirlichen Begebenheiten der Curiosen Welt / absonderlich aber denen jungen und lustbegierigen Gemüthern / zur vorsichtigen Warnung / allen / so Geist=als Weltlichen Liebhabern zum nutzen und ergötzen. Zusammen getragen Von Niotano Vegarua [d.i. Antonio Guevara]. Nördlingen / bey Friderich Schultes / M.DC. LXXXIII.*

András, Stephen: *Des Politischen Bürstenbinders-Gesellen Lebens-Lauff Oder Reisebeschreibung von Ihm selbst ans Tages=Licht gegeben / Wird allen lustigen Gemüthern zu Verkürtzung der Zeit / durchzulesen bestens recommendieret.* Anno 1705.

Andrae, Johann Valentin: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Wilhelm Schmidt-Biggemann. Stuttgart 1994.

Andrae, Johann Valentin: *Menippus sive Dialogorum Satyricorum Centuria, inanitatum nostratium speculum : in grammaticorum gratiam castigatum.* Cosmopoli [i.e. Straßburg] 1618.

Aristoteles: *Politika*. In: Aristoteles: *Werke*. Hrsg. von F. Susemihl. Band 6/7, Leipzig 1879.

Arndt, Johann: *Paradiß-Gärtlein in erbauliche, geistreiche und mit lauter bekannten Melodien versehene Lieder zur Beförderung der Haus-Andacht abgefaßt.* Nürnberg [o.j.] [1720].

B.S.: *Der Politische Grillenfänger, Durch Veranlassung vieler lustigen Begebenheiten zusammen getragen / Und Allen Interessenten zum besten / Allen Liebhabern zur Lust / Allen guten Freunden zu fleißigen Nachsinnen / Auff Begehren / im Druck befördert / durch B.S. Leipzig: J. Köler 1682.*

Bahrtdt, Carl Friedrich: Publius Cornelius Tacitus: *Annalen. Die Geschichte Roms unter dem julisch-claudischen Kaiserhaus.* [1801] Nördlingen 1987.

Balzac, Jean Louis Guez de: *Lettres*. 1. Teil 1624, 2. Teil 1636.

Bandello, Matteo: *Novellen in zwei Bänden.* Deutsch von Caesar Rymarowicz. Hrsg. v. Christine Wolter. Berlin 1988.

Beer, Johann: *Der Deutsche Kleider=Affe / durch und durch Mit kurtzweiliger Einfalt und einfältiger Kurtzweil / Allen Curieusen Liebhabern zur Delectation, Aus eigener Erfahrung auff die Schau=Bühne gestellt von Alamo Pickelbering.* Leipzig / Verkaufts Joh. Friedrich Gleditsch / Druckts Christian Götze. 1685. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Band 9. Bern [usw.] 1997, S. 141-240.

Beer, Johann: *Der Politische Bratenwender / Worinnen enthaltend Allerhand Politische Kunstgriffe / vermittelst welcher der Eigennutz heutiges Tages fast von jedermann gesucht wird / entworfen / von Amando de Bratimero.* Leipzig: Christian Weidmann 1682. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Band 6. Bern [usw.] 1997, S. 137-210.

Beer, Johann: *Der Politische Feuermäuer-Kebrer / Oder überaus lustige und manierliche Begebenheiten der Curiosen Welt / absonderlich aber denen jungen und lust begierigen Gemüthern / zur vorsichtigen Warnung des heut zu Tag in Grund verdorbenen Frauenzimmers / welches darinnen nach all ihren Eigenschafften abgemahlet wird / Practiquen und falsche Quinten wol zu fliehen und zu meiden / mit kurtzen Umständen entworffen Von Antonio Caminero. Gedruckt zu Straßburg, Leipzig: Chr. Weidmann 1682. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Band 6. Bern [usw.] 1997, S. 5-135.*

Beer, Johann: *Der verkehrte Staatsmann oder nasen-weise Secretarius. Wie sich derselbe durch seine arglistige Griffe in die Höhe geschwungen durch die Wahrheit aber auff die Finger geklopft und von seinen vermeyntlichen Ehren-Stuffen gestossen worden. Denen angehenden Hoff-Leuten in specie den hochmüthigen Scribenten zum besten entworfen. 1700. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Band 10. Bern [usw.] 2002, S. 113-184.*

Beer, Johann: *Der verliebte Europeer, Oder Warhafftige Liebes=Roman / In welchen Alexandri Liebesgeschichte / und tapfere Helden=Thaten / womit er nicht alleine sich bey den Freuenzimmer beliebt gemacht / sondern auch in Besichtigung unterschiedliche Königreiche in Europa / dero vornehmsten Staats=Maximen angemercket / begriffen / Allem Curiosen Frauenzimmer / und klugen Hoff=Leuten zu sonderbaren Nutz / zusammen getragen / durch Alexandri guten Freund / welcher sonst genant wird AMANDUS de AMANTO. Gedruckt in Wien / und von dar zum Verkauff übersandt. An Augusto Boetio, Buchhänd. In Gotha / 1682. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Ferdinand van Ingen / Hans-Gert Roloff. Band 10. Bern [usw.] 2002, S. 5-112.*

Beer, Johann: *Die Mit kurtzen Umständen entworffene Bestia Civitatis Was vor ein ärgerliches Leben dieselbe sammt ihrer Tochter geführet, und wie sie letztlich solches geendet haben Jedermänniglich / was Standes oder Condition derselbe seye / nicht allein zur curiosen Belustigung / sondern auch zur Zeivertreibenden Gemüths Erbauung. Erstlich Lateinisch beschrieben Durch Franciscum a Claustro Barfüsser-Mönchen in Bononien, hernachmals wegen enthaltener Kostbarkeit ins Teutsche übersetzt Durch den jungen Simplicium Simplicissimum. Gedruckt im Jahr 1681. In: Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Band 5. Bern [usw.] 1991. S. 103-139.*

Beer, Johann: *Jucundus Jucundissimi Wunderliche Lebens-Beschreibung. Das ist: Eine kurzweilige Histori Eines / von dem Glück / wunderbarlich erhabenen Menschens / welcher erzehlet / wie und auf was Weis er in der Welt / unter lauter abentheuerlich= und seltsamen Begebenheiten herum gewallet / bis er endlich zur Ruhe gekommen / In welcher Unterschidliche Begebenheiten durch die Hechel gezogen / und sonsten allerley merkwürdige Zufälle der vorwitzigen Welt offenbaret [] und entworfen werden. Jedermänniglich / ohne Unterscheid des Standes / ersprießlich und nützlich zu lesen. Gedruckt in diesem 1680sten Jahr. In: *Sämtliche Werke*. Band 4. Bern [usw.] 1992. S. 101-186.*

Beer, Johann: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Ingen, Ferdinand van / Roloff, Hans-Gert. Zehn Bände. Bern [usw.] 1981-2002.

Boccalini, Trajanus: *Ragguagli di Parnaso e pietra del Paragone Politico*. A Cura di Giuseppe Rua. Volume Primo. Bari 1910.

Boccalini, Trajanus: *Relation auß Parnasso, Erster, Zweyter und Dritter Theil / Das ist / Allerhand lustige / anmuhtige / so wol Politische / Historische als Moralishe Discurs, darin nicht allein die heutige Welt mit lebendigen Farben abgemahlet / die vornembste Regimenter examiniret, deren Fehler und Gebrechen / wie auch heylsame / politische Mittel / denselbigen zubegegnen / entdecket und vorgeschrieben / sondern auch allen Privat-Personen viel schöne und nützliche Lehren zu einem Tugendbafften Leben vorgestellt werden. Sampt Beygefügtem Politischen Probiertestin / darauff die vornembste Monarchien, Fürstenthumb und andere Regimenter probiret und gestrichen / auch ihrem Halt nach abgewogen und aestimiret werden. Erstlich von Traiano Boccalini, in Italianischer Sprach beschrieben / jetzund aber in das Teutsche übersetzt. Franckfurt / In Verlegung / Johann Beyers. M.DC. LV.*

Bocchius, Achilles: *Bonon. Symbolicarum quaestionum de universo genere quas serio ludebat Libri quinque. [...] Bononiae in aedib. novae academiae Bocchianae. 1555.*

Boecler, Johann Heinrich: *Joannis Henrici Boecleri OPERA, in quatuor Tomos tributa, Historici, Politici, Moralis, Literarii, Et critici Argumenti; quorum in singulis Tomis series praefixa est, cum Praefatione Jo. Alberti Fabricii*. Argentorati MDCCXII. 3 Bände.

Brant, Sebastian: *Das Narrenschiff*. Nach der Erstausgabe (Basel 1494) mit den Zusätzen der Ausgaben von 1495 und 1499 sowie den Holzschnitten der deutschen Originalausgaben. Hrsg. von Manfred Lemmer. Tübingen 31986.

*Büchercensur-Acten*. Vol. I. 1600-1690. Leipziger Stadtarchiv: SL TTT XLVI 152.

*Büchercensur-Acten*. Vol. I. 1600-1690. Leipziger Stadtarchiv: SL TTT XLVI 153.

Candidaeus, Sincerus: *Der Politische Leyermann / Worinnen Durch allerhand lustige Exempel Der Eigen-Nutz der heutigen Welt / eigentlich abgebildet wird / Von Sincero Candidaeo*. [s.l.] 1683.

Cardano, Girolamo [auch: Cardanus, Hieronymus]: *Des Girolamo Cardano von Mailand eigene Lebensbeschreibung*. Aus dem Latein übers. von Hermann Hefele. München [1914] 1969.

Cardanus, Hieronymus: *De propria vita*. Ex Bibliotheca Gab. Naudaei. Parisiis. Apud Iacobvm Villery, in Palatio sub Porticu Delphinali 1643.

Casaubonus, Isaac: *De satyrica Graecorum poesi & Romanorum satira* [1605]. A facsimile Reproduction with an Introduction by Peter E. Medine. Delmar / New York 1973.

Castiglione, Baldassare: *Der Hofmann: Lebensart in der Renaissance*. Aus dem Italienischen von Albert Wesselski. Mit einem Vorwort von Andreas Beyer. Berlin 1996.

Castimonius, Pamphilus: *Das Politische Hof-Mädgen / d.i. Allerhand neue / selzame und wunderliche Griffgen / welche von etlichen Frauen-Zimmer / sich in die Höhe zu bringen / ersonnen und practiciret worden / Bey müssigen Stunden ausgefertiget / und iezo allen Liebhabern zu sonderbabrer Belustigung an den Tag gegeben von Pamphilo Castimonio*. Freistadt a.d. Gehl. 1685.

Celidonius, Crinioaldus: *Die Drey Lasterhaftigsten Leute der gantzen Welt. Aus Unterschiedenen wahrhaftigen Geschichten / und Begebenheiten zusammen getragen / und dem Curiösen Leser zu politischen Nachsinnen und Belustigung vorgestellt Von Crinioaldo Celidonio*. [s.l.] [s.t.].

Claudianus, Claudius: *De consulatu Stilichonis*. In: Hall, John Barrie (Hrsg.): *Clandii Claudiani Carmina*. Leipzig 1985, S. 190-238 (Akademie der Wissenschaften der DDR Zentralinstitut für alte Geschichte und Archäologie: *Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana*).

Clausen, Ignatius Franciscus à: *Der Politischen Jungfern Narren-Seil / Das ist / Genau und eigentliche Beschreibung / welcher Gestalt heut zu Tage das Frauen-Volck / und sonderlich die Jungfern / das verliebte und buhlerische Manns-Volck so artig weiß bey der Nase herum zu führen / Sie zu vexiren / agiren / und endlich listig gar abzuweisen / auch was es offers vor ein Ende mit dergleichen Frauens-Volck nehme. Allen Curiosen zu sonderbabren Belustigung / andern zur Zeit-vertreibenden Gemüths-Ergötzung / sonderlich aber allen Buhlern zur Warnung / und denen Frauens-Volck zur Besserung und Erbauung vorgestellt / von Ignatio Francisco à Clausen*. [s.l.] 1689.

Coccyx, Bellarminus: *Der lustige Politische Guckguck / Worinnen die sonderbare Super-Klugheit / Simulation, Undanckbarkeit und arglistige Thorheiten der heutigen Welt / Allen Liebhabern ohne ärgerlichen Nachtheil des Nächsten / zum kurzweiligen Zeit-Vertreib vorgestellt werden / von Bellarmino Coccyge*. Gedruckt zu Eisenberg. Leipzig: Chr. Weidmann 1684.

Cornemicus, Archierus: *Der Gute Mann / oder Der wohlbegabte Hörner-Träger / Lebendig In allerhand dergleichen Fällen / anmuthigen Begebenheiten / dem neubegierigen Leser zum Nutzen und Ergetzen vorgestellt; Und dann allen Gedultigen Zunfft- und Mit-Brüdern / theils zu kluger Aufsicht / theils zum Trost abgebildet von Archiero Cornemico* [s.l.] 1680.

Cunaeus, Petrus: *Sardi Venales* [1612]. In: Matheussen, C. / Heesakkers, C.L. (Hrsg.): *Two Neo-Latin Menippean Satires: Justus Lipsius: „Somnium“. Petrus Cunaeus: „Sardi venales“*. Leiden 1980, S. 79-191.

Dahlmann, Peter: *Schauplatz Der masquirten und Demasquirten Gelehrten bey ihren verdeckten und nunmehr entdeckten Schrifften / Aus gewissen Anzeigen / glaubwürdigen Nachrichten / und wahrscheinlichen Conjecturen bewarter Männer / nach ihren vornehmsten Denckwürdigkeiten / samt Beyfügung neuer Raisonnements und Autoritäten kürztzlich dargestellt Von Peter Dahlmann*. Leipzig / im Verlag Johann Ludwig Gleditsch und M. G. Weidmanns / Anno 1710.

*Deutsche Acta Eruditorum, Oder Geschichte der Gelehrten, Welche den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Europa begreifen.* Leipzig: Gleditsch. 1.1712 - 20.1739.

Dürer, Hieronymus: *Politischer Lauff der Welt Und Spiel des Glücks, Zum Spiegel Menschliches Lebens vorgestellt in der Wunderwürdigen Lebensbeschreibung des Tychanders von Hieronymus Dürern.* Im Jahr 1685.

*Dissertationvm Ludicarvm et Amoentatvm, Scriptores varij. Editio nova et Aucta.* Leiden: Franciscus Heger, 1644.

E.I.C.P.N.: *Die Kluge Trödel-Frau / Worinnen enthalten Allerhand Listige Kunst-Griffe / Dadurch der Eigennutz heutiges Tages von Jedermann gesucht wird / Entworfen Von E. I. C. P. N. [s.l.] 1682.*

Ecuienne, Jacques Gervaise: *Das politische Klatschmaul, Das ist: Allerhand kurzzeitige Schwäncke, Welche sich in gemeinen Leben zuzutragen pflegen. Ohne Aergerniß und Nachtheil des Nechsten / Verfasset von Jaqves Gervaise Ecuienne. [s.l.] 1683.*

Ens, Caspar: *Morosophia: Id est Stulta Sapientia Itemque Sapiens STVLTTTLA; Regina Mundi, Populorum Gubernatrix, Omnium voluptatum Mater, Vita condimentum, OPUSCULUM EX VARIIS AUCTORIBUS maximè verò Italico Antonii Mariae Speltae scripto concinnatum, & in duos libros tributum. à GASPARE ENS L. COLONIAE, Excudebat Petrus à Brachel. M. DC. XX.*

Erasmus, Desiderius: *Adagiorum Chiliades.* Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Theresa Payr. In: *Ausgewählte Schriften.* Ausgabe in acht Bänden. Lateinisch und Deutsch. Hrsg. von Werner Welzig. 7. Band. Darmstadt 1972.

Erasmus, Desiderius: *Collected Works of Erasmus. Adages.* II vii 1 to III iii 100, translated and annotated by R.A.B. Mynors. Toronto [usw.] 1992.

Erasmus, Desiderius: *Moriae Encomion sive Laus Stultitiae.* Deutsche Übersetzung von Alfred Hartmann. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wendelin Schmidt-Dengler. In: Erasmus von Rotterdam: *Ausgewählte Schriften.* Ausgabe in acht Bänden, lateinisch und deutsch. Hrsg. von Werner Welzig. Darmstadt 1995.

Ettner, Johann Christoph: *Des Getreuen Eckarths Unvorsichtige Heb=Amme, In welcher Wie eine Heb=Amme oder Kinder=Mutter, die ihr Gewissen wohl in acht nehmen will, beschaffen seyn, und wie sie nebenst dem erfordernten Medico so wohl denen Unverbeuratheten, als Verbeuratheten und Kindern, in ihren Kranckheiten und Zufällen getreulich beystehen und helffen soll: Dann unterschiedene Philosophische, Politische, Chymische, am meisten aber Medicinische Anmerckungen, wie auch eine Erörterung zweifelhafter Vorträge: Endlicher welcher gestalt man sich auf Reisen und so wohl in frembden als einheimischen Zusammenkünfften verhalten soll: Mit Beyfügung Sinn= und Lehr=reicher, erschrecklicher und lustiger Begebenheiten vorgestellt werden.* Leipzig, Verlegt Johann Friedrich Braun 1715.

Ettner, Johann Christoph: *Des getreuen Eckbarts entlauffener Chymicus, In welchem Vornehmlich der Laboranten und Proceß=Krämer Boßheit und Betrügerey / wie dieselben zu erkennen und zu fliehen; hernach bewährteste Artzney=Mittel in allerhand Kranckheiten und Zufällen menschlichen Leibes zu gebrauchen; Dann sonderliche / Philosophische / Politische / Medicinische am meisten aber Chymische Anmerckung und Process; wie auch eine gründliche Erörterung vieler zweifelhafter Vorträge; Endlich welcher Gestalt man auff Reisen und so wohl in frembden als einheimischen Zusammenkünfften sich verhalten soll / Mit Beyfügung Sinn= und Lehr=reicher / erschrecklicher und lustiger Begebenheiten vorgestellt werden.* Augspurg und Leipzig / bey Lorentz Kroniger u. Gottlieb Göbels sel. Erben / Buchhändl. [EA 1696] 1697.

Ettner, Johnn Christoph: *Des getreuen Eckarths Medicinischer Maul=Affe Oder der Entlarvte Marcket=Schreyer. In welchen vornehmlich der Marcktschreyer und Quacksalber Boßheit und Betrügereyen / wie dieselben zu erkennen und zu meiden / hernach bewährtebeste Artzney=Mittel / in allerhand Kranckheiten und Zufällen Menschlichen Leibes zu gebrauchen. Ingleichen eine gründliche Beschreibung und Gebrauch des Hirschberger=Landecker=Johannis= Töplitzer=Egerischen Sauerbrunn= und Carls-Bades. Dann sonderliche Philosophische / Politische / Chymische / am meisten aber Medicinische Anmerckungen; wie auch eine gründliche Erörterung vieler zweifelhafter Vorträge; Endlich / welcher gestalt man sich auf Reisen / und so wohl in frembden als einheimischen Zusammenkünfften verhalten soll. Mit Beyfügung Sinn= und Lehrreichen / erschrecklichen und lustigen Begebenheiten vermehrter und unter gewissen Capiteln vorgestellt worden.* Franckfurth und Leipzig / bey Michael Rohrlachs seel. Wittib und Erben. 1720.

Ettner, Johnn Christoph: *Des getreuen Eckharts Medicinischen Maul-Affens Erster Theil, Oder Der Entlarvte Marcktschreyer, In welchen vornehmlich der Marcktschreyer und Quacksalber-Boßheit und Betrügereyen, wie dieselben zu erkennen und zu meiden; Hernach bewerthebeste ARTzney-Mittel in allerhand Kranckheiten und Zufällen Menschlichen Leibes zu gebrauchen; Dann sonderliche philosophische, politische, Chimische, am meisten aber Medicinische Observationes und Anmerckungen; Wie auch eine gründliche Erörderung vieler zweifelhafter Vorträge; Endlich, welcher Gestalt man sich auff Reisen, und so wohl in frembden als einheimischen Zusammenkunfften verhalten soll: Mit Beyfügung Sinn- und Lehr-reicher, erschrecklicher und lustiger Begebenheiten; Vorge-stellet worden.* Frankfurt, Leipzig 1694. Nachdruck Leipzig 1971.

Flaccus, Q. Horatius: *Satiren und Briefe.* Lateinisch und Deutsch. Eingeleitet und übersetzt von Rudolf Helm. Zürich 1962.

Francisci, Erasmus: *Erasmi Francisci Ost- und west-indischer wie auch sinesischer Lust- und Stats-Garten : mit einem Vorgespräch von mancherley lustigen Discursen ; in 3 Haupt-Theile unterschieden ; der 1. Theil begreiff in sich die edelsten Blumen, Kräuter, Bäume, Meel- Wasser- Wein- Artzney- und Gifft-gebende Wurzeln, Früchte, Gewürtze, und Specereyen, in Ost-Indien, Sina und America ; der ander Theil das Temperament der Lufft und Landschafften daselbst; die Beschaffenheit der Felder / Wälder / Wüsteneyen; die berühmten natür- und künstliche Berge / Thäler / Hölen; imgleichen die innerlichen Schätze der Erden und Gewässer; als Mineralien / Bergwercke / Metallen / Edelgesteine / Perlen und Perl-Fischereyen; folgens unterschiedliche wundersame Brunnen / Flüsse / Bäche / lust-reiche Seen / schau-würdige Brücken; allerley Meer-Wasser / abentheuerliche Meer-Wunder; Lust- Spatzier- Zier- Kauff- und Kriegs-Schiffe: der 3. Theil das Stats-Wesen, Policy-Ordnungen, Hofstäte, Paläste, denckwürdige Kriege, Belägerungen / Feldschlachten / fröliche und klägliche Fälle / Geist- und Weltliche Ceremonien / merckwürdige Thaten und Reden der Könige und Republicken daselbst. Wobey auch sonst viel leswürdige Geschichte / sinnreiche Erfindungen / verwunderliche Thiere / Vögel und Fische / hin und wieder mit eingeführet werden. Aus den fürnemsten, alten und neuen, indianischen Geschicht- Land- und Reisbeschreibungen, mit Fleiß zusammengezogen / und auf annehmliche Unterredungs-Art eingerichtet.* Nürnberg / In Verlegung Johann Andreae Endters / und Wolfgang deß Jüngern Sel. Erben. 1668.

Francomonte, Florianum de: *Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen / mit allerhand einfältiger Klugheit der Superlativischen Welt / aus Mancherley fantastischen / iedoch wahrhaftigen Privat-Händeln hervor gesucht / Und / curieusen Gemüthern / mit durchgehenden MoralRegeln / zu Nutz und Lust Vor Augen gestellet durch Florianum de Francomonte / Franckfurt und Leipzig / zu finden bey Christin Weidmannen. Gedruckt im 1683sten Jahr.* In: Johann Beer: *Sämtliche Werke.* Hrsg. v. Ingen, Ferdinand van / Roloff, Hans-Gert. Bern [usw.] 1997. Band 9, S. 6-139.

Francomonte, Florianus de: *Die Andere Ausfertigung Neu-gefangener Politischer Maul-Affen / mit allerhand einfältiger Klugheit der Superlativischen Welt / aus Mancherley fantastischen / iedoch wahrhaftigen Privat-Händeln hervor gesucht / Und / curieusen Gemüthern / mit durchgehenden MoralRegeln / zu Nutz und Lust Vor Augen gestellet durch Florianum de Francomonte / Franckfurt und Leipzig / zu finden bey Christian Weidmannen. Gedruckt im 1683sten Jahr.*

Francomonte, Florianus de: *Disputatio Curiosa von der Jungfer, gehalten von Floriano de Francomonte, als Praeside, und Amarantho Civili, als Respondente* [o.O.] [o.J.].

Frey, Jakob: *Gartengesellschaft* [1556]. Hrsg. v. Johannes Bolte. Tübingen 1896.

Frischlin, Nicodemus: *Commedia Julius Redivivus aus Nicodemus Frischlin von Deutschlands Auffnemen und lob, der wider lebendig gemacht Kaiser Julius.* J. Ayrer. Nürnberg 1618.

Germanicus, Veritanus: *Die Politische Mause-Falle Das ist Unterschiedliche lustige und listige Begebenheiten der politischen Welt Allen Curiosen Liebhabern Zum Kurtzweiligen Zeitvertreib / Den Catonischen Sauertöpf-fen zum gebührenden Verdruß / Und denen Interessenten zur dienlichen Erinnerung verfertigt / Und an den Neulich-heraus gegebenen Politischen Ratt- und Maußfänger bestermassen recommendiret Von Veritano Germanico.* [s.l.] 1683.

*Gesta Romanorum.* Hrsg. von Hermann Oesterley [1872]. Hildesheim 1963.

Grillandus, Erasmus: *Der Politische / possirliche / und doch manierliche Simplicianische Hasen-Kopff / Was gestalten Er Bey lustigen Compagnien könne verwandt / bekant / und brauchbar gemacht werden; auch als ein angenehmes Wildbrät / mit Schertz und Kurtzweil bespicket / an die Jungräuliche Taffel diene. Das ist:*

*Zeitvertreibliche Vorstellung / Wie man bey erbarn Gesellschafften und Zusammenkünfften junger Leute / so auch bey Frauen-Zimmer / allerhand lustige und zuläßige Schertz / in lächerlichen Discursen / und anderer Kurtzweil / wohl und bequem anbringe / daß es zur Muth-Kühlung und Ergetzlichkeit / dienlich und nutzbar sey / heraus gegeben von Erasmo Grillando. [s.l.] 1683. Nachdruck: Hildesheim / New York 1978.*

Grillandus, Erasmus: *Der trunkene Träumer / oder Wahn=thörichte Selbst=Betrug / Das ist: Satyrische Beschreibung und Traum=Bildung / derer heut zu Tag / meist im Schwang gebenden sündlichen und verdammlichen Laster / unzimlichen Sitten/ wüsten Gebärden / verbottnen Werke / und bösen Lebens=Handlungen / absonderlich aber / derer so vieler Laster Wurzel und Stamm=Mutter/ der abscheulichen / und mehr als viehischen Trunkenheit. Samt derselben angemerkten endlich leidigen Straff=Belohnung / Zu desto meherer Vermeidung und Abscheu solcher Christ=übel=anständigen Untugenden / also Sinn=Nutz= und Lehr=reich vorgestellt / durch die Betrachtung unterschiedlicher höllischen Qual=Cabinetten. Von Erasmo Grillando. 1684.*

Grimmelshausen, Hans Jacob Christoph von: *Das wunderbarliche Vogel-Nest / Der Springinsfeldischen Leyrerin Voller Abentheurlichen / doch Lehrreichen Geschichten / Auff Simplicianische Art sehr nutzlich und kurtzweilig zu lesen aufgefertigt Durch Michael Rechulin von Sehmsdorff. Monpelgart [!] / Gedruckt bey Johann Fillion / Jm zu Endlauffenden 1672. Jahr.*

Gundling, Nikolaus Hieronymus: *Collegium historico-literarium oder Ausführliche Discourse über die Vornehmsten Wissenschaften und besonders die Rechtsgelahrtheit. Zu verschiedenen malen in zahlreichen Versammlungen gehalten und in Anmerkungen bis 1737 fortgesetzt. Bremen, Bey Nathanael Saurmann 1738.*

Gundling, Nikolaus Hieronymus: D. Nic. Hier. Gundlings, Weyl. Königl. Preußl. Geh. und Consistorial=Raths / auch Prof. Publ. zu Halle *Ausführlicher und mit Illustren Exempeln aus der Historie und Staaten Notiz erläuteter DISCOURS über Weyl. Herrn D. Io. Franc. Buddei, SS. Th. Prof., PHILOSOPHIAE PRACTICAE Part. III. Die POLITIC, Ebemals aus des hochberühmten Herrn Geh. Rath Gundlings eigenem Munde von fleißigen Zubörern in die Feder gefasset; Und nunmehr, wegen seiner Vortrefflichkeit, dem Publico mitgetheilet. Samt doppelten Register Der angeführten Autorum und abgehandelten Materien; Nebst einer Vorrede Herrn D. Jacob August Franckensteins / Hochfürstl. Anhalt=Zerbstischen Hof= und Regierungs=Raths ec. Mit Königl. Pölnischen und Churfürstl. Sächsischen Allernäd. PRIVILEGIO. Franckfurt und Leipzig 1733.*

Güntzer, Augustin: *Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. Ediert und kommentiert von Fabian Brändle und Dominik Sieber [usw.]. Köln 2002.*

Gverjero, Giovanni: *Der Untreue Ertz-Verleumbder / Oder Böse Mann / Allen denen Jenigen / Welche an des Nechsten Schande / Lust / und an Schmähe-Schriefften / Gefallen haben. Zur Warnung entgegen gesetzt Von Giovanni Gverjero, Merseburg; Chr. Forberger 1682.*

Gynaecophilus, Seladon: *Der Politische Freyersmann / In Allerhand selzamen Liebs- und Heyraths-Geschichten / auch andern nachdencklichen Curriösen Begebenheiten / und darbey vorfallenden lehrreichen Discursen aufgeföhret / Und an die sämtliche Interessenten abgefertiget / von Seladone Gynaecophilo. Europa 1686.*

Harsdörffer, Georg Philipp: *Frauenzimmer Gesprächspiele so bey Ehr= und Tugendliebenden Gesellschafften / mit nutzlicher Ergetzlichkeit / beliebt und geübet werden mögen / Erster Theil. Aus Italiänischen / Frantzösischen und Spanischen Scribenten angewiesen / und jetzund ausführlicher auf sechs Personen gerichtet / mit einer neuen Zugabe gemehret / Durch Einen Mitgenossen der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnberg / Gedruckt und verlegt bei Wolfgang Endtern. Im Jahre 1644.*

Harsdörffer, Georg Philipp: *Heraclitus und Democritus. Das ist C. Fröliche und Traurige Geschichte: Gedolmetschet Aus den lehrreichen Schriefften H.P. Camus Bischoffs zu Belley. / benebens angefügten X. Geschichtreden / aus Den Griechischen und Römischen Historien / zu übung der Wolredenheit gesamlet durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Gedruckt zu Nürnberg / bey Michael Endter 1652.*

Hoffmann, Gottfried: *Die gefallene und wieder erhöbete Eviana.* Hrsg. und kommentiert von Ulrike Wels. Berlin 2003. (Bibliothek seltener Texte in Studienausgaben 9. Herausgegeben von Hans-Gert Roloff).

Holberg, Ludvig: *Der politische Kanngießer*. Übersetzt von G. A. Detharding. In: *Die Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten ans Licht gestellt von J. Ch. Gottsched*. Band 1. Leipzig 1742, S. 407-494.

Horaz: *Die Satiren und Briefe des Horaz*. Lateinisch und Deutsch. Übersetzt und zusammen mit Hans Färber bearbeitet von Wilhelm Schöne. München 1953.

Hunold, Christian Friedrich [Menantes] (Hrsg.): Erdmann Neumeister: *Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen. Allen Edlen und dieser Wissenschaft geneigten Gemüthern, zum vollkommenen Unterricht, mit überaus deutlichen Regeln und angenehmen Exempeln ans Licht gestellt von Menantes*. Hamburg, bey Christian Wilhelm Brandt, im Dom. 1728.

J.G.H.: *Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback, oder Allerhand auserlesene Historische Merckwürdigkeiten Vom Ursprung / Beschaffenheit / Würckung, sonderbaren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch des Tobacks, aus Berühmter Männer Schrifften gesamlet, und allen seinen Liebhabern zur ergötzenden Vergnügung und Zeitvertreib mitgetheilet von J.G.H.* [Chemnitz Bey Conrad Stöbeln / 1719] Nachdruck Zentralantiquariat der DDR 1972.

Kaltwarmius, Severus: *Politische Gauckel-Tasche Von Allerley Staats- und Advocats- Blend- Plund- und Plaudereien: bei itziger Stastischer [!] Zeit derb außgestopffet / in etwas entlediget / und nach etlichen Handgriffen wohlmeinend eröffnet / von Severo Kaltwarmio aus Lanland*. - Udenpeg; [Leipzig] 1673.

Kautzsch, Michael: *Das Frisch und Voll eingeschenckte Bier-Glaß, In allerhand Fürfallenden Begebenheiten denen Curiosen Gemüthern zu Sonderbahrer Ergötzlichkeit, Nebest einem Anhang Die Verderbte Jugend genant, Wie nehmlich dieselbe durch übele Aufzuehung, Aufsicht und Nachsehen, auch verführische Gesellschaft, endlich ein übel Ende nimmt. Einem jeden zur Warnung vorgestellt von Michael Kautzschen*. Merseburg, Druckts Christian Gottschicks, F.S. Hoff-Buchdr. 1685.

Kautzsch, Michael: *Der Politische und Lustige Tobacks-Bruder: Das ist: Sonderliche Beschreibung Des Edelen Krautes des Tobacks / Darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien so sich öfters bey dem Tobacks-schmauchen ereignen der beliebten Tobacks-Zunft zu sonderbahren Gefallen und dem Curiosen Leser zur Gemüths-ergötzlichkeit mit allerhand neuersonnenen und vormahls nie in Druckeeraus [!] gegangenen Tobacks-Liedern / vorgestellt von Michael Kautzschen*. Gedruckt im Jahr 1685.

Kestner, Heinrich Ernst: *Auserlesene Ergötzlichkeiten Vom Tabac / Worinnen nicht nur Desselben Ursprung / Würckung medicinischer Nutzen / Annehmlichkeit und Zierde auf eine anmuthige Weise in allerhand poetischen und andern aus Berühmter Männer Schrifften gesamleten Gedancken vorgestellt / Sondern auch Desselben Recht / wie es ehemahls von Tit. Herrn Heinrich Ernst Kestnern J.U.D. und Prof. Juris ord. auf der Universität zu Rineln in Lateinischer Sprach öffentlich vertheidiget worden / dargethan wird. Allen seinen Liebhabern zur Vergnügung mitgetheilet von einem beständigen Tabacs=Freunde*. Leipzig / Auf Kosten der Compagnie. 1715.

Kircher, Ernst Wilhelm: *Anweisung in der Buchdruckerkunst, so viel davon das Drucken betrifft*. [Braunschweig 1793] Nachdruck TH Darmstadt 1983.

Kirchhof, Hans Wilhelm: *Kleine Schriften. Kritische Ausgabe*. Mit einer Bibliographie der *Wendunmuth*-Drucke. Herausgegeben von Bodo Gotzkowsky. Stuttgart 1981.

Kirchhof, Hans Wilhelm: *Wendunmuth (1563-1601)*. Hrsg. von Hermann Österley. [Tübingen 1869] Nachdruck Hildesheim 1980.

Krieger, Johann: *Staats-Ethica, in Anführung vernuenffiger und wohlgegruendeter Lehr-Sätze von der Heubel- und Schmeicheley. / Nach Anleitung des berühmten Geschicht-Schreibers Cornelia Taciti. Anfangs von [...] Amolot de la Houssaye in seiner Sprache brsg. Numbro [...] ins deutsche übers. von Johann Kriegerm*. Thorn 1696.

Kuhlmann, Quirinus: *A. Z. Quirin Kuhlmanns Breslauer Lehrreicher Geschicht-Herold oder freudige und traurige Begebenheiten hoher und nidriger Personen: Welche Theils nach der neuvermehrten Wunderart des Weltberuffenen Athanasius Kirchers vorgetragen; Theils mit merckwürdigen Erzehlungen / Kernsprüchen / Hofreden; alles aber nach seiner Eigenerfindung aufgesetzt worden: Ausgesendet an einen Hochädlen Gestrengen Rath der Kaiserl. und Königlichen Hauptstadt Breslaw*. Jena / Verlegt Johann Meyer / 1673.

Kuhnau, Johann: *Ausgewählte Werke*. 3 Bände. Hrsg. und eingel. von James Hardin. Bern [usw.] 1992.

Kuhnau, Johann: *Der Musicalische Quack=Salber / nicht alleine denen verständigen Liebhabern der Music / sondern auch allen andern / welche in dieser Kunst keine sonderbare Wissenschaft haben. In einer kurtzweiligen und angenehmen Historie zur Lust und Ergetzlichkeit beschrieben von Johann Kuhnau. Dresden / In Verlegung Job. Christoph Miethens / und Johann Christoph Zimmermanns. Druchts Jo. Riedel / C.S.Hoff=Buchdr. Anno 1700.* In: Johann Kuhnau: *Ausgewählte Werke*. Band III. Bern [usw.] 1992.

Kuhnau, Johann: *Der Schmied seines eigenen Unglückes / Oder Abriß solcher Leute / Welche durch ihre böse und unbesonnene Thaten sich selbst in ihr Elende zu stürzen pflegen / Auf Vielen seltsamen Begebenheiten verfertigt / Und So wohl allen Interessenten zum Nutzen / als auch denen / so die Moralia lieben / zu besondern Vergnügen übergeben. Durch Julium Kunstlieben. Leipzig / in Verlegung Job. Grossens sel. Wittib und Erben / 1695.* In: Johann Kuhnau: *Ausgewählte Werke*. Band I. Bern [usw.] 1992.

Kuhnau, Johann: *Des klugen und Thörichten Gebrauches Der fünf Sinnen Erster Theil Vom Fühlen / In allerhand lustigen Historien dem curiosen Leser zu sonderbarem Vergnügen / anmuthig vorgestellt Von J.K. Leipzig / verlegt Christoph Hülsen / 1698.* In: Johann Kuhnau: *Ausgewählte Werke*. Band II. Bern [usw.] 1992.

La Tour Landry, Geoffrey de: *Ritter von Thurn / Zuchtmeister / der Weiber und / Jungfrauen / Aus Biblischen und Weltlichen / Historien eine schöne und kurtze Anweisung / der Jungfrauen und Frauen / wie sich ein / jede in ihrem Stand verhalten soll. Aus dem Französischen in das Teutsche übersetzt / Mit Röm. Kais. Maj. Freyheit nicht nachzudrucken.* Nürnberg / in Verlegung Michael und Johann Friderich Endters. 1682.

Langenpfeiffen, Tobias: *Politische Erzählungen Aus einer Lustigen Tobacks-Gesellschaft, Das ist: Sonderliche Beschreibung Des Edlen Toback-Krauts, Darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien, so sich öfters bey dem Tobacks-Schmausen ereignen, vorgestellt werden. Von Tobias Langenpfeiffen.* Ost Indien 1741.

Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache.* In: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie.* Teil II. In: *Philosophische Werke in vier Bänden.* In der Zusammenstellung von Ernst Cassirer. Band 2. Hamburg 1996, S. 672-712.

Lindener, Michael: *Schwankbücher: Rastbüchlein und Katzjipori.* Hrsg. von Kyra Heidemann. Text und Kommentar. 2 Bände. Bern [usw.] 1991.

Lipsius, Justus: *Opera Omnia.* 4 Bände in 8 Teilen. [1675] Nachdruck Hildesheim 2001.

Lolivetta, Casparo: *Das Teutsche Gespenst.* Verlegt Johann Friedrich Gleditsch / Buchhändler in Leipzig Anno M DC LXXXIV.

Lorindus: *Der Politische Ratten und Mäuse Fänger / Männiglich zu Verkürtzung der Melancholischen Stunden / und zu Nutz / auch Besserung aller Aufschneider / Großthuer / Lügner / Land und Leut betrüger / und andern dessen Gesellschafftern / durch die Feder vorgestellt von Lorindo.* [s.l.] 1682.

Lukian: ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΜΗ ΠΑΙΔΙΩΣ ΠΙΣΤΕΥΕΙΝ ΔΙΑΒΟΛΗΙ. With an english translation by A.M. Harmon. 8 Volumes. 1961.

Lukrez: *Über die Natur der Dinge.* Lateinisch und Deutsch von Josef Martin. Berlin 1972.

Luther, Martin: *Auslegung des 101. Psalms.* In: Martin Luther: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe.* Weimarer Ausgabe. 1914. Band 51, S. 197-264.

Luther, Martin: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe.* Weimar 1883ff.

Luther, Martin: *Die handlung Doctor Martini Luthers mitt dem Raht unnd gemein der Stat Orlamünde (1524).* In: Martin Luther: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe.* Band 15. Weimar 1899, S. (323) 341-347.

Luther, Martin: *Eine kurze Form der zehn Gebote (1520).* In: Martin Luther: *Die reformatorischen Grundschriften in vier Bänden.* Neu übertragene und kommentierte Ausgabe von Horst Beintker. Band 4. München 1983.

- Luther, Martin: *Etliche Fabeln aus Esopo*. In: Elschenbroich, Adalbert: *Die deutsche und lateinische Fabel in der frühen Neuzeit*. Tübingen 1990. Band 1: *Ausgewählte Texte*, S. 71-88.
- Luther, Martin: *Luthers Fabeln*. Nach seiner Handschrift und den Drucken neubearbeitet von Ernst Thiele. Halle 1911.
- Luther, Martin: *Tischrede von 1536*. In: In: Martin Luther: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Weimarer Ausgabe. 1914. *Tischreden*. Band 3, S. 353-355.
- M.J.R.: *Der Politische und Lustige Passagier, Worinnen allerhand Begebenheiten / lustige Exempel und andere seltsame Dinge welche bey denen allzugemeinen Reisen der Teutschen / in fremde Länder / sonderlich in Franckreich sich täglich zutragen / Mit vielen moralen Lehren / allen Curieusen Gemüthern zu angenehmer Lust und Ergetzung vorgestellt Von M.J.R.* Leipzig: Chr. Weidmann / Gedruckt in Eisenberg 1684.
- Marschall auf alten Gottern, Georg Rudolph: *Des Edlen Herrn Georg Rudolphs von Marschall Übersetzer Sabba di Castiglione, Das ist: Gründliche Regier-Kunst / wie ein Fürst und Regent in seiner Regierung Nach Inhalt gewisser Regeln Gott gefallen Und bey der ganzen Welt beliebt und unsterblich werden könne. Mit einer Vorrede Johann Riemers, PP.* Verlegt Matthaeus Birckner / Jen= und Helmstedischer Buchhändler. Weimar / gedruckt bey Johann Andreas Müllern Fürstlich. Sächs. Hof=Buchdrucker / 1687.
- Memel, Peter de: *Lustige / Gesellschaft: COMES FACUNDUS / in via pro vehiculo: / Allen Reisenden, auch in Ge-Sellschaft anwesenden Herren vnd Freunden zu Ehren vnd Lust, auß vielen / andern Büchern zusammen gesucht, / vnd vff begehren außgegeben von JOANNE PETRO DE MEMEL. / Getruckt zu / Zippelzerbst im Drömbling. / Im Jahr MDCLVI.*
- Montanus, Martin: *Das ander Theyl der Gartengesellschaft*. In: Montanus, Martin: *Schwankbücher* [1557 – 1566]. Hrsg. von Johannes Bolte. [Tübingen 1899] Nachdruck Hildesheim / New York 1972.
- Montanus, Martin: *Schwankbücher* [1557 – 1566]. Hrsg. von Johannes Bolte. [Tübingen 1899] Nachdruck Hildesheim / New York 1972.
- Montanus, Martin: *Wegkürtzer* [1557]. In: Montanus, Martin: *Schwankbücher* [1557 – 1566]. Hrsg. von Johannes Bolte. [Tübingen 1899] Nachdruck Hildesheim / New York 1972.
- Morhof, Daniel Georg: *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. Deren Ursprung / Fortgang und Lehrsätzen. Sampt desssen Teutschen Gedichten / Jetzo von neuem vermehret und verbessert / und nach deß Seel. Autoris eigenem Exemplare übersehen / zum andern mahl / Von den Erben / herauß gegeben* [1700]. Hrsg. von Henning Boetius. Bad Homburg 1969.
- Moscherosch, Johann Michael: *VISIONES DE DON DE QUEVEDO. Das ist: Wunderliche Satirische und warhafftige Gesichte Philander von Sittewalt. In welchen Aller Welt Wesen / Aller Menschen Händel / mit ihren Natürlichen Farben der Eytelkeit / Gewalts / Heucheley und Thorheit / bekleidet / ofentlich auff die Schaw geführet / als in einem Spiegel dargestellt / und von Männiglichen gesehen werden. Jetzo auffß Neue mit Summarien verbessert / in zwey Theil abgetheilet / mit schönen Kupfferstückelein und warhaffter Abbildung der Visionen zum Erstenmal in Truck verfertigt. Mit vollkömlichem Register. Anno M.DC.XLV* [Auf dem Kupfer: Frankfurt 1647].
- Opitz, Martin: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Stuttgart 1970-1990 [bisher 3 Bände zu je zwei Teilen ersch.]
- Patientia: *Die Gute Frau das ist: Warhafftige Beschreibung der Art und Weise / auff was mafße heut zu Tage die Weiber von ihren ungehobelten und ungeschliffenen Männern gemartert/ gekräncket/ geängstiget/ und gequäblet werden/ Alles mit unleugbahren Gesichtern / denen Männern zur Warnung/ und ihren Weibern zum Trost/ durch die Feder entworfen von PATIENTIA.* Im Jahr 1684.
- Pauli, Johannes: *Schimpf und Ernst*. Hrsg. von Johannes Bolte. Berlin [1924]. Nachdruck 1972. 2 Bände.
- Petronius Arbitr, Titus: *Satyrgeschichten*. Lateinisch und Deutsch. Übers. von Otto Schönberger. Berlin 1992 (*Schriften und Quellen der Alten Welt*. Bd. 40).
- Pfeiffenthal, Bariteriposunds: *Madame Robunse mit ihrer Tochter, Jungfer Robinsgen, oder Die Politische Standes=Jungfer Das ist: Allerhand neue seltsame und wunderliche Grieffgen, so von einigen Frauenzimmer,*

welche sich über ihren Stand in die Höhe zu bringen gedencken, Ersonnen und practiciret werden. Denen Alten zur Freude, denen Jungen zur Warnung entdeckt von Bariteriposunds Pfeiffenthal. Zu finden bey Adrianopel. [o.O. o.J.]

Pheroponander: *Die Böse Frau das ist: Artige Beschreibung Der heut zu Tag in der Welt lebenden Bösen Weiber / wie nehmlich dieselben auff so unterschiedene Art und Weise / nich so wohl gegen ihre Mögnner / als auch unter sich selbst / und gegen männiglich / ihre Boßheit außzuüben wissen/ In allerhand lustigen Begebenheiten lebendig vorgestellt von Pebroponandro. Anno 1683.*

Plinius Secundus, Cajus: *Naturgeschichte (Naturalis Historia)*. 3 Teile, übersetzt und mit erläutern den Registern versehen von Christian Friedrich Lebrecht Strack. Überarbeitet und herausgegeben von Max Ernst Dietrich Lebrecht Strack. Darmstadt 1968.

Plutarch: *Grosse Griechen und Römer*. Eingeleitet und übersetzt von Konrad Ziegler. Zürich und Stuttgart 1957.

Plutarch: *Plutarch's Lives with an english Translation by Bernadotte Perrin in eleven Volumes*. London / Cambridge, Massachusetts 1970.

Poggio Bracciolini, Gian-Francesco: *Schwänke und Schnurren. Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Alfred Semerau*. Leipzig 1905.

Printz, Wolfgang Caspar: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Helmut K. Krause. 3 Bände. Berlin [usw.] 1974-1993.

Printz, Wolfgang Caspar: *Musicus Curiosus, Oder Battalus, Der vorwitzige Musicant / In Einer sehr lustigen / anmuthigen / unertichteten / und mit schönen Moralien durchspickten Geschichte vorgestellt von Mimnermo, des Battali guten Freunde. Freyburg / Verlegt von Johann Christoph Mietben / 1691*. In: Wolfgang Caspar Printz: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Helmut K. Krause. Band I. Berlin [usw.] 1974.

Pufendorf, Samuel von: *Unvorgreifliches Bedencken Wegen Information eines Knaben* (ca. 1680er Jahre). In: Samuel von Pufendorf: *Kleine Vorträge und Schriften: Texte zu Geschichte, Pädagogik, Philosophie, Kirche und Völkerrecht*. Hrsg. und eingel. von Detlef Döring. Frankfurt am Main 1995, S. 508-555.

Pufendorf, Samuel: *De Jure Naturae et Gentium Libri VIII*. Lund 1672.

Reinhard, Johann Friedrich: *Theatrum Prudentiae Elegantioris ex Justi Lipsii Libris Politicarum erectum*, Berlin 1702.

Reinmund, Neoferum [Ps.]: *Der politische Anrichter; oder Monatliche Mund-Koch, unterschiedlicher Fremder, curiöser Speisen und Trachten, mit annehmlichen, theils schertzhafften und lächerlichen kleinen Neben-Richten an die Herrentafel versehen und ausgezieret [...] Zum ersten Mal angestellt und gepflogen [...] verfasst und abgemercket durch Neoferum Reinmund, auss Novellanden 1683.*

Reinwald, Georg Ernst: *Academien- und Studenten-Spiegel / In welchem Das heutige Leben Auf Universitäten gezeigt, geprüft und beklaget wird*. Berlin / bey Joh. Andreas Rüdiger 1720.

Reuter, Christian: *Schlampampe. Komödien*. Hrsg. von Rolf Tarot. Stuttgart [1966] 1988.

Richter, Daniel: *Thesaurus Oratorius Novus / Oder ein neuer Vorschlag / wie man zu der Rednerkunst / nach dem Ingenio dieses Seculi, gelangen / und zugleich eine Rede auf unzähllich viel Arten verändern könne*. Nürnberg 1660.

Riemer, Johannes: *Amor / Der Tyranne / Mit seiner lächerlichen / Reuterey / Spielweise / doch in Ernst / zur Warnung wider die vermaledeyte Euffersucht / In zweyen theils Historischen / Begebenheiten / Curiosen Gemüthern Vorgestellet durch J.R. Merseburg / verlegt Christian Forberger / Druckts Christian Gottschick 1685*. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1984. Band II: *Dramen*. S. 533-623.

Riemer, Johannes: *Apophthegmatischer Vormund oder Oratorisches Lexicon, bestehend In 1556. nachdencklichen und zum Theil lustig= und Lehr=reichen Exempeln / Theil aus dem Munde kluger Leute / meist aber Aus etzlichen Collegiis, darinnen absonderlich Sinnreiche Gleichnisse / Kurtzweilige Exempel und Lustige Lehr=Sprüche abgehandelt worden / Nicht nur Oratorischen Liebhabern / sondern auch gelehrten und andern Leuten zur Belustigung / Auff vielfältige Erforderung herfür gegeben / mit einem vollkommenen Register*. Mer-

seburg Verlegts Christian Foberger / Buch=Händler. Druckts Christian Gottschick / Anno 1687. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1987. Band IV: *Vermischte Schriften*. S. 281-317.

Riemer, Johannes: *Blaffe Furcht und Gruenende Hoffnung / Bey schlaflosen Naechten / der bedraengten Christen zwischen Himmel und Hoelle. Allen Bloeden Gewissen und Frechen Suendern der ungezaeumten Welt aus dem Trost- und Gerichts=Buche Jesu Christi / Vorgeruecket von Johann Riemern / Professorn zu Weissenfels*. Merseburg / In Verlegung Christian Forbergers / Buch=Händlers / J.J. 1684. Weissenfels / druckts Joh. Bruehl / F.S.H. u. A. Buchdr. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1987. Band IV: *Vermischte Schriften*. S. 11-70.

Riemer, Johannes: *Das Zerrissene Band Collegialischer Freundschaft / Als Hr. Christian Weise Biszheriger PROFESSOR PUBLICUS in dem AUGUSTEO zu Weissenfels / Von dannen Nacher Zittau in sein Vaterland Zum RECTORAT beruffen worden. Und durch eine öffentliche Rede im Großen Auditorio Den 22. Junii 1678. seinen Abschied nam / Betauret von Desselben Collegen Johann Riemer*. Weissenfels / Gedruckt bey Johann Brühl / Des Augustei Buchdr.

Riemer, Johannes: *Der Politische Maul-Affe / mit allerhand Scheinkluger Einfalt Der Ehrsuchtigen Welt / aus mancherley närrischen / iedoch wahrhaftigen / Begebenheiten zusammen gesucht / und vernünfftigen Gemüthern zur Verwunderung und Belustigung vorgestellt von Clemente Ephoro Albilithano*. Leipzig: Joh. Fritzsche 1679. In: Riemer, Johannes: *Werke*. Berlin, New York 1979, Band I: *Romane*. S. 1-159.

Riemer, Johannes: *Der Politische Maul-Affe / mit allerhand Scheinkluger Einfalt Der Ehrsuchtigen Welt / aus mancherley närrischen / iedoch wahrhaftigen / Begebenheiten zusammen gesucht / und vernünfftigen Gemüthern zur Verwunderung und Belustigung vorgestellt von Clemente Ephoro Albilithano*. Leipzig: Joh. Fritzsche 1679. Nachdruck Hildesheim 1979.

Riemer, Johannes: *Der Politische Stock-Fisch / mit seinem Kunst-Stücke Wie ein kluger Liebhaber wie niedrig er auch sey Reich / Schön und vornehm beyrathen kan. Allen Politischen und Weltklugen Leuten zu sonderlicher Belustigung vorgestellt Durch Einen Welcher der Historischen Warbeit ergeben*. Merseburg: Chr. Forberger 1681. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin, New York 1979, Band I: *Romane*. S. 325-468.

Riemer, Johannes: *Die Politische Colica / oder das Reissen in Leibe Der Schulkrankcen Menschen welche in mancherley zustanden ohne Leibs Schmerzzen zu Bette liegen Niemanden sonst als Hoben und Gelehrten Leuten zur belustigung vorgestellt durch A. B. C.* Leipzig: Joh. Fritzsche 1680. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin, New York 1979. Band I: *Romane*. S. 161-324.

Riemer, Johannes: *Johann Riemers Standes=Rhetorica Oder Vollkommener Hoff= und Regenten=Redner / Darinnen durch lebendige Exempel Hoher und gelehrter Leute in gewissen Kunst=Regulen gewisen wird: Auff was sonderliche Manier Der gröste und geringste Hof=Diener / Der Officirer im Felde / Der Regente zu Raht=Hause Und ein Jeder in bürgerlichen Leben Auf Freuden=Ehren= und Trauer=Fällen geschickt reden kann / Und so wol der adlichen und bürgerlichen Jugend Auch sonst männiglichen Liebhaber Der Rede=Kunst Zur gantz leichten Nachfolge vorgebildet*. Leipzig / verlegts Johann Friedrich Gleditsch / Druckts in Weissenfels Joh. Brühl / J.J. 1685. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1987. Band IV: *Vermischte Schriften*, S. 237-243.

Riemer, Johannes: *R.R.R.R. Lustige Rhetorica oder kurtzweiliger Redner / in welchen ein gantz neuer Weg zur Rede=Kunst jedoch mit lauter verwunder= und lächerlichen gleichwol aber wahren Exempeln / Reden und Komplimenten Zur Belustigung und Verstand der gantzen Oratoria auch ernstbaffte Reden dadurch zu imitiren gewiesen wird*. Merseburg / zufinden bey Christian Forbergern / Buchhändl. Im Jahr 1681. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1985. Band III: *Rhetorik*.

Riemer, Johannes: *Uber-Reicher Schatz=Meister Aller Hoben / Standes und Bürgerlichen Freund- und Leid-Complimente / Aus welchem Ohne Lehr=Meister / Wohl-Redende und Singende / Das ist / Oratorische und Poetische Arthen überaus leichte zu erlernen / mit Gleichnißen / klugen Wahl=Sprüchen der Gelehrten / Historischen Exempeln / neuerfundenen Mustern und schönen Realien so reichlich versehen / daß man numehr keines andern Mittels zu einen Compliment vonnöthen. Der Jugend so wohl / Als auch denen von höhern Jahren / Welche sich dieser Politischen Zierligkeit befließigen wollen / Zum geschwinden Vortheil geschrieben. Mit Chur=Fl. Sächs. Gnädigst. Privilegio*. Leipzig und Franckfurth / Verlegt es Caspar Lunitzius / I.J. 1681. Durch Weissenfelsischen Druck. Aus Anlaß der Eröffnung der Leiziger Neuen Börse mit

kurfürstlichem Privileg gedruckt. In: Johannes Riemer: *Werke*. Berlin [usw.] 1987. Band IV: *Vermischte Schriften*, S. 133-236.

Riemer, Johannes: *Werke*. 4 Bände. Hrsg. von Helmut Krause. Berlin [usw.] 1979-1987.

Rist, Johann: *Neuer Teutscher Parnass*. [Lüneburg 1652] Nachdruck Hildesheim 1978.

Roger, Abraham: *Offene Thür zu dem verborgenen Heydenthum: oder warhaftige Vorweisung dess Lebens und Sittens, samt der Religion und Gottesdienst Der Bramines auf der Cust Chormandel, und denen herumliegenden Ländern; mit Anmerkungen, aus dem Niederländischen übersetzt; Samt Christoph Arnold auserlesenen Zugaben, von dem Asiatischen, Africanischen, und Americanischen Religions-Sachen, so in 40. Capitel fastt; Alles mit einem vollständigen Register*. Nürnberg: Endter (Johann Andreas und Wolfgang d.J. Erben) 1663.

Scaliger, Julius Caesar: *[Poetice] Poetices libri septem = Sieben Buecher ueber die Dichtkunst*. Hrsg. von Luc Deitz. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994f.

*Schertz mit der Warbeyt*. Frankfurt 1550.

Schnabel, Johann Gottfried: *Insel Felsenburg. Wunderliche Fata einiger Seefahrer*. Hrsg. von Günter Dammann. 3 Bände. Frankfurt am Main 1997.

Schoch, Johann Georg: *Comoedia vom Studenten-Leben*. Leipzig: Johann Wittigau 1658.

Schroedter, Tobias: *Allmodische Sitten-Schule / In welcher Wie man sich dieser Zeit in allerhand Hobe und Niedrige Persohnen löblich schicken / und Denenselbigen / nicht weniger auch allerhand Fraeunzimmer der Gebühr nach rühmlich bezeigen müsse / wohlmeinend geniesen und angeleitet wird / Alles zu sonderbarer Erbauung auff vieler guter Freunde inständiges Ansuchen anietzo zum Drucke Befördert von Thisabo Redtschor, I.C. Jena 1660*

Schumann, Valentin: *Nachtbüchlein* [1559]. Hrsg. von Johannes Bolte. [Tübingen 1893] Nachdruck Hildesheim [usw.] 1976.

Seneca, L. Annaeus: *Philosophische Schriften*. Lateinisch / Deutsch. Übers. von M. Rosenbach. Band 4: *Ad lucilium epistulae morales 70-124* [125] Lateinischer Text von F. Préchac. Darmstadt 1995.

Spelta, Antonio Maria: *La saggia pazzia, fonte d' allegrezza, madre de' piaceri, regina de' belli humori*. [...] Pavia 1607.

Stolle, Gottlieb: *Kurtze Nachricht von den Büchern und deren Urhebern in der Stollischen Bibliothec*. Theil I-XVI. Jena, In Verlegung Joh. Meyers seel. Wittbe. 1733-1741.

Tappius, Jacobus: *Oration vom Toback und dessen heitigen Mißbrauch*. Helmstedt 1660.

Thomasius, Christian: *Freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunftmässige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher*. Band I (Januar - Juni 1688). Nachdruck Frankfurt am Main 1972.

Thomasius, Christian: *Freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunftmässige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher*. Band IV (Juli - Dezember 1689). Nachdruck Frankfurt am Main 1972.

Trebellius, Florentinus: *Die Politische Narren-Kappe / Worinnen die wunderliche und oftmahls ungeheimte Ehrsucht der heutigen Welt / mit allerhand lustigen Gemüths-Ergötzungen und seltsamen Begebenheiten vorgestellt wird von Florentino Trebellio*. [s.l.] 1683.

Turchetto, Antonio: *Der Castrirte Maul-Affe / mit seinen politischen Possen / und Thorsüchtigen Warheit Allen weltklugen und vernünftigen Gemüthern zu lächerlicher überaus lustiger Verwunderung vor gestellt von Antonio Turchetto*, Gedruckt in Frankfurt / Leipzig: Chr. Weidmann 1682.

Valle, Pietro della: *Petri Della Valle, eines vornehmen römischen Patritii, Reiß-Beschreibung in unterschiedliche Theile der Welt / Nemlich in Türckey / Egypten / Palestina / Persien / Ost-Indien und andere weit entlegene Landschaften / Samt einer außführlichen Erzählung aller Denck- und merckwürdigen Sachen / so darinnen zu finden und anzutreffen; Nebenst den Sitten / und Gebräuchen dieser Nationen und anderen Din-*

gen / dergleichen zuvor niemals von anderen angemercket und beschrieben worden. Erstlich von dem Authore selbst / der diese Reisen gethan / in Italianischer Sprach beschrieben / und in vier- und fünfzig Send-Schreiben in vier Theile verfasst: Nachgehends auß dieser in die Frantzösische und Holländische; Anjetzo aber auß dem Original in die Hoch-Teutsche Sprach übersetzt / mit schönen Kupffern geziert / und vieren wohlanständigen Registeren versehen. Getruckt zu Genf / In Verlegung Johann-Herman Widerholds / 1674.

Valle, Pietro della: *Reisebeschreibungen in Persien und Indien*. Nach d. ersten dt. Ausg. von 1674 zusammengest. u. bearb. von Friedhelm Kemp. Mit Goethes Essay über Pietro della Valle aus dem West-östlichen Divan. Berlin 1987.

Vavassorius (Vavasseur), Franciscus: *De ludicra dictione liber*. Paris 1658.

Weber, Johann Adam: *Hundert Quellen der von allerhand Materien handelnden Unterredungs=Kunst / darinnen so wol nützlich-curiose als nachdenckliche und zu des Lesers sonderbarer Belustigung gereichende Exempel enthalten. Anfangs in Lateinischer Sprache verfertigt. Von Johanne Adamo Webero, Canonico Regulari D. Augustini, Collegii Neo-Cellensis in Tyroli Professo, SS. Theologiae, Sacrorumque Canonum Doctore & Majestatis Caesariae Consiliario, Anitzo aber Ins Teutsche übersetzt / hin und wieder mit vielen leßwürdigen / aus den bewehrtesten Scribenten gezogenen / Exempeln vermehret und in zweyen absonderlichen Theilen derer jeder 50 Quellen in sich hält / vorgestellt. Auch mit zweyen nützlichen Registern versehen von J.C.B. Nürnberg / In Verlegung Michael und Joh. Friderich Endtern. Anno 1676.*

Weise, Christian: *Christian Weisens Curieuse Fragen über die Logica Welcher gestalt die unvergleichliche Disciplin von Allen Liebhabern der Gelehrsamkeit / sonderlich aber von einem Politico deutlich und nützlich sol erkennen werden : in Zweyen Theilen / Der anfänglichen Theorie, und der nachfolgenden Praxi zum besten Durch gnugsame Regeln / und sonderliche Exempel ausgeführt / Leipzig. In Verlegung Joh. Gossens sel. Erben. Druckts Christian Scholvien. 1696.*

Weise, Christian: *Christiani Weisii, Gymnasii Zittaviensis Rectoris, Viri Celeberrimi Epistolae Selectiores Cum Virorum Doctissimorum Arnoldi, Balbini, Carpozovii, Clauderi, Conringii, Neumanni & c. ad Eundem Literis, quibus Multae observationes tam ad rem Scholasticam quam universam literariam spectantes continentur, edidit, atque Praefationem de Utilitate ex Literis Virorum Doctorum capienda praemisit Christian. Godofr. Hoffmannus, Budissae 1715.*

Weise, Christian: *De Moralitate Complimentorum, In Illustri ad Salam Augustéo, Praeside M. Christiano Weisio, Prof. Publ. Ad. d. 16. Julii, MDCLXXV. Solenniter disputabit Fridericus Katzsch / Halensis Saxo, Phil. & LL.Stud. Weissenfelsae, Literis Johannis Bruhlaci, Illustr. Augst. Typogr.*

Weise, Christian: *Der Grünen Jugend Nothwendige Gedancken / Denen Überflüssigen Gedancken entgegen gesetzt Und Zu gebührender Nachfolge / so wol in gebundenen als ungebundenen Reden / allen curiosen Gemüthern recommendirt Von Christian Weisen. Leipzig Verlegts Johann Fritzsche / Weißenfels / Druckts Joh. Brühl / Illustr. August. Buchdr. 1675.*

Weise, Christian: *Der Grünen Jugend Nothwendige Gedancken / Denen Überflüssigen Gedancken entgegen gesetzt Und Zu gebührender Nachfolge / so wol in gebundenen als ungebundenen Reden / allen curiosen Gemüthern recommendirt Von Christian Weisen. Leipzig Verlegts Johann Fritzsche / Weißenfels / Druckts Joh. Brühl / Illustr. August. Buchdr. 1675. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XXI. Band: *Gedichte II*. 1978.*

Weise, Christian: *Der grünen Jugend überflüssige Gedanken. Aus vielfältiger und mehrentheils fremder Erfahrung [...] Allen jungen und lustbegierigen Gemüthern vorgestellt: Nebst Kupfertitel von D.E. Nürnberg 1673. (Bibliothek der deutschen Literatur) [Mikrofiche-Ausg.]*

Weise, Christian: *Der Politische Näscher / Aus Unterschiedenen Gedancken hervor gesucht / und Allen Liebhabern zur Lust / allen Interessenten zu Nutz / nunmehr in Druck befördert / von R. I. O. Leipzig Joh. Fritzsche [o.J.].*

Weise, Christian: *Der Politische Näscher / Aus Unterschiedenen Gedancken hervor gesucht / und Allen Liebhabern zur Lust / allen Interessenten zu Nutz / nunmehr in Druck befördert / von R. I. O. Leipzig Joh. Fritzsche [o.J.]. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XIX. Band: *Romane III*. 2004, S. 1-253.*

Weise, Christian: *Der politische Quacksalber in einem Lustigen Spiele vorgestellt. [Aufführung 1684, EA 1693] In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XII. Band. 2. Teil: *Lustspiele III*. 1986, S. 1-230.*

Weise, Christian: *Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt*. Abdruck der Ausgabe von 1673. Einleitung von W. Braune. Halle 1878.

Weise, Christian: *Die drey ärgsten Ertz=Narren In der gantzzen Welt / Aus vielen närrischen Begebenheiten hervorgesucht / und Allen Interessenten zu besserem Nachsinnen übergeben durch Catharinum Civilem. Anietzo von denen vielfältigen Druckfehlern gereinigt und verbessert*. Im Jahr 1679.

Weise, Christian: *Die drey ärgsten Ertz=Narren In der gantzzen Welt / Auß vielen Närrischen Begebenheiten hervorgesucht / und Allen INTERESSENTEN zu besserem Nachsinnen übergeben / durch CATHARINUM CIVILEM. Anietzo von denen vielfältigen Druckfehlern gereinigt und verbessert*. Im Jahr 1673. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XVII. Band. Romane I. 2006, S. 57–296.

Weise, Christian: *Die drey Haupt=Verderber In Teutschland / Vorgestellet Von Siegmund Gleichviel*. Im Jahr 1673.

Weise, Christian: *Die drey Haupt=Verderber In Teutschland / Vorgestellet Von Siegmund Gleichviele*. Im Jahr 1671. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XVII. Band. Romane I. 2006, S. 1–55.

Weise, Christian: *Die Drey klügsten Leute in der gantzzen Welt Aus vielen Schein-Klugen Begebenheiten hervor gesucht / Und allen guten Freunden zu fleißige Nachfolge vorgestellt durch Catharinum Civilem*. Leipzig: Joh. Fritzsche 1675.

Weise, Christian: *Die Drey Klügsten Leute in der gantzzen Welt Aus vielen Schein-klugen Begebenheiten hervor gesucht / Und allen guten Freunden zu fleißiger Nachvolte vorgestellt durch Catharinum Civilem*. Leipzig / verlegt Johann Fritzsche / 1675. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XVIII. Band. Romane II. 2005.

Weise, Christian: *Freymüthiger und höfflicher Redner / das ist / ausführliche Gedancken von der PRO-NUNCIATION und ACTION, Was ein getreuer Informator darbey rathen und helffen kan / Bey Gelegenheit Gewisser Schau=Spiele allen Liebhabern zur Nachricht gründlich und deutlich entworfen*. Anno M.DC.XCIII. Verlegt Johann Friedrich Gleditsch.

Weise, Christian: *Kurtzer Bericht vom Politischen Näscher* (1680). Auszüge in: Kimpel, Dieter / Wiedemann, Conrad (Hrsgg.): *Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert*. Band 1: *Barock und Aufklärung*. Tübingen 1970, S. 20-30.

Weise, Christian: *Kurtzer Bericht vom politischen Näscher / wie nehmlich Dergleichen Bücher sollen gelesen / und Von andern aus gewissen Kunst-Regeln nachgemachet werden*. Leipzig, bey Christian Weidmann. Gedruckt in Zittau / Durch Michael Hartmann 1680.

Weise, Christian: *Kurtzer Bericht vom politischen Näscher / wie nehmlich Dergleichen Bücher sollen gelesen / und Von andern aus gewissen Kunst-Regeln nachgemachet werden*. Leipzig, bey Christian Weidmann. Gedruckt in Zittau / Durch Michael Hartmann 1680. In: Christian Weise: *Sämtliche Werke*. XIX. Band: *Romane III*. 2004, S. 255–348.

Weise, Christian: *Neu=Erleuteter Politischer Redner, Das ist: Unterschiedene Kunstgriffe welche in gedachten Buche entweder gar nicht oder nicht so deutlich vorkommen / gleichwol aber Zu Fortsetzung der hochnöthigen Übungen etwas großes helffen können; Aus bisheriger Experienz abgemercket / und so wol durch leichte Regeln als durch deutliche und nützliche Exempel ausgeführet. mit Churfl. Sächs. PRIVILEGIO. LEIPZIG / In Verlegung Sabina GERDESIN, gebohrne Ritzschin. Und bey Lorentz Sigsim. Cörnern zu finden*. Gedruckt bey Joh. Wilh. Krüger 1684. Reprint: Kronberg Ts. 1974.

Weise, Christian: *Orationes Duae: Quarum Altera Statistam Scholasticum, Altera Gymnasii Rectorem Describit, Habita In Egressu Weissenfelsensi Et Introitu Zittaviensi*. Zittau: Hartmann, 1678.

Weise, Christian: *Oratorisches Systema, Darinne Die vortreffliche Disciplin In ihrer Vollkommenen Ordnung aus richtigen Principiis vorgestellt, Und mit lauter neuen Exempeln erkläret wird, Allen denjenigen zu Dienste, welche den Kern aus den bißherigen Büchern vor sich und ander finden wollen. Nebst einem curieusen Capitel von Politischen Reden in richtige Fragen abgefasst, Samt einem vollständigen Register*. Leipzig 1707.

Weise, Christian: *Politische Fragen / Das ist: Gründliche Nachricht Von der POLITICA, Welcher Gestalt Vornehme und wolgezogene Jugend hierinne Einen Grund legen / So dann aus den heutigen Republicquen gute Exempel erkennen / Endlich auch in practicablen Stats=Regeln den Anfang treffen soll / Nechst einer aus-*

*fürblichen Vorrede und einem zulänglichen Register. Mit Churfl. Sächs. Privil. -- DRESDEN / Verlegts Johann Christoph Mieth und Job. Christoph Zimmermann / ANNO 1690.*

Weise, Christian: *Politischer ACADEMICUS, nebst dessen Väterlichen Testament/ Darinnen gewiesen wird/ Wie nicht allein zukünftiger Politicus seine Zeit und Geld auff Universitäten anwenden/ sondern auch sein Christenthum also beobachten soll/ daß Er auf dieser Welt ein gutes Gewissen behalten/ im Tode aber der ewigen Seligkeit sich versichern könne. Amsterdam bey Adamo Regenfarb. 1685.*

Weise, Christian: *Politischer Redner, das ist kurtze und eigentliche Nachricht, wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebenen zu der Wohlredenheit anführen soll, damit selbige lernen 1. Auf was vor ein Fund. eine Schul=Rede gesetzt ist / 2. Worinn die Complimenten bestehen; 3. Was bürgerliche Reden sind; 4. Was bey hohen Personen sonderlich zu Hofe vor Gelegenheit zu reden vorfällt. Alles mit gnugsamen Regeln / anständigen Exempeln / und endlich mit einem nützlichen Register ausgefertiget/ Auch bey dieser 3ten Edition in vielen verbessert. Mit Churfl. Sächs. Privilegio, Leipzig, Bey Timoth. Ritzschens sel. Erben zu finden. Druckts Gallus Niemann / 1683. Reprint: Kronberg Ts. 1974.*

Weise, Christian: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Hans-Gert Roloff [usw.]. Berlin [usw.] 1971–2007.

Weise, Christian: *Überflüssiger Gedancken Andere Gattung vorstellend Etliche Gespräche / Nebens Einem Anhang.* Verlegts Johann Friedrich Gleditsch. 1692.

Wickram, Georg: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin [usw.] 1967–2003.

Zeiller, Martin: *Ein Hundert Dialogi, oder Gespräch Von unterschiedlichen Sachen / zur erbaulicher Nachricht / auch Nutzlichem Gebrauch / und Belustigung. Auß Vornehmer und berühmter Leuten Schrifften / und sonderlich etlichen Neuen Historischen Büchern / so in unterschiedlichen Sprachen außgangen seyn / Zusammen getragen / und also eingetheilter verfertiget / Durch Martin Zeillern. ULM In Verlegung Johann Görllins / 1653.*

Zincgref, Julius Wilhelm: *Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüch, Auswahl [nach der Textfassung: Teutscher Nation klug ausgesprochene Weißheit.* Frankfurt und Leipzig 1683. Hrsg. und mit einem Nachwort von Karl-Heinz Klingenberg. Leipzig 31989.

## 2. Nachschlagewerke

Aarne, Antti / Thompson, Stith: *The Types of Folktale. A Classification and Bibliography.* Second Revision. Helsinki 1961 (FFC 184).

Adelung, Johann Christoph: *Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten=Lexico, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen beschrieben werden.* 7 Bände. Leipzig 1784–1897.

Amaranthes [i.e. Gottlieb Sigmund Corvinus]: *Nutzbares, galantes und curioses Frauenzimmer-Lexicon.* Hrsg. und mit einem Nachwort vers. v. Manfred Lemmer. [Leipzig 1715] Nachdruck Frankfurt am Main 1980.

Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Band 1–10. Berlin / Leipzig 1927 / 1942 (Handwörterbuch zur dt. Volkskunde, Abt. 1).

*Catalogus universalis, Hoc est, Designatio omnium Librorum [...]. Das ist Verzeichnis aller Bücher / so zu Franckfurt in der Oster-[Herbst-] Messe / auch Leipziger Oster-[Michaelis-] Messe [...] entweder gantz neu / oder sonsten verbessert / oder auch aufs neue wieder aufgeleget und gedruckt worden sind / in Johann Grossens Buchhandlung zu befinden.* Leipzig 1679–99. Leipzig 1722–1724. Leipzig 1731–1733.

*Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike in 15 Bänden und Register.* Hrsg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider. Stuttgart / Weimar 1996–2003.

*Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik.* Hrsg. von Ludwig Finscher. Kassel [usw.] 2003.

*Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft.* Hrsg. von Hans Dieter Betz [usw.]. Tübingen 41998–2004 [bisher bis *Szűrai, Michael*].

- Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft.* Hrsg. von Kurt Galling [usw.]. Tübingen 31957–1965.
- Digitale Bibliothek Band 27: Bury, Ernst (Hrsg.): *In medias res. Lexikon lateinischer Zitate und Wendungen.* Berlin 1999 [CD-ROM].
- Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 22. Auflage. Mannheim 2000.
- Dünnhaupt, Gerhard: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock.* Stuttgart 1990–1993.
- Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung.* Hrsg. von Kurt Ranke. Berlin 1977–2004 [bisher bis *Schimärenmärchen*].
- Georges, Heinrich: *Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch.* Ausgearbeitet von Karl Ernst Georges. Unveränderter Nachdruck der achten verbesserten und vermehrten Auflage von Heinrich Georges [1913]. Zwei Bände. Darmstadt 1998.
- Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland.* Hrsg. von Otto Brunner [usw.]. 8 Bände. Stuttgart 1972–1997.
- Grant, Michael / Hazel, John: *Lexikon der antiken Mythen und Gestalten.* Aus dem Englischen von Holger Fließbach. München 1976.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch.* Der digitale Grimm ®. Hrsg. vom Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Bearbeitet von Hans-Werner Bartz, Thomas Burch, Ruth Christmann (u.a.). Frankfurt am Main 32004.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch.* Leipzig 1854–1971.
- Hausmann, Frank-Rutger: *Bibliographie der dt. Übersetzungen aus dem Italienischen von den Anfängen bis 1730.* Tübingen 1992.
- Hayn, Hugo / Gotendorf, Alfred N.: *Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa. Verzeichnis der gesamten Deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen, nebst Beifügung der Originale.* München 1912.
- Henkel, Arthur / Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des 16. und 17. Jahrhunderts.* Taschenausgabe Stuttgart / Weimar 1996.
- Historisches Wörterbuch der Rhetorik.* Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1992–2005 [bisher bis *Rhetorik*].
- Hollstein, F.W.H.: *German engravings, etchings and woodcuts ca. 1400–1700.* Amsterdam 1954ff.
- Jöcher, Christian Gottlieb (Hrsg.): *Allgemeines Gelehrten-Lexikon, Darinne die Gelehrten aller Stände sowohl männ= als weiblichen Geschlechts, welche vom Anfange der Welt bis auf ietzige Zeit gelebt, und sich der gelehrten Welt bekannt gemacht, Nach ihrer Geburt, Leben, merckwürdigen Geschichten, Absterben und Schrifften aus den glaubwürdigsten Scribenten in alphabetischer Ordnung beschrieben werden.* 4 Bände. Leipzig 1750–1751.
- Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe.* Stuttgart 32004.
- Pierre Marteau's Publishing House.* Hrsg. von Olaf Simons [usw.]. [www.pierre-marteau.com](http://www.pierre-marteau.com) (Juli 2005).
- Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.* Hrsg. von Werner Kohlschmidt [usw.]. 5 Bände. Berlin 21958–1988.
- Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte.* Hrsg. von Klaus Weimar. 3 Bände. Berlin / New York 1997–2003.
- Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte.* Hrsg. von Otto Schmitt. Stuttgart 1937–2004 [bisher bis *Fortitudo*]

- Répertoire international des sources musicales*. Hrsg. von Rita Benton. Kassel 1971–1986.
- Röhrich, Lutz: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. 5 Bände. Freiburg 1991.
- Ruperti, Georg Friedrich Franz: *Handbuch der Römischen Alterthümer*. Zwei Bände, Hannover 1841–1843.
- Sellink, Manfred (Ed.): *The new Hollstein Dutch & Flemish etchings, engravings and woodcuts 1450–1700*. Part 1–4. Comp. by Manfred Sellink, Marjolein Leesberg. Rotterdam 2001.
- The American Heritage Dictionary of the English Language*: Fourth Edition 2000, [www.bartleby.com](http://www.bartleby.com) (Oktober 2001).
- Theologische Realenzyklopädie*. Hrsg. von Gerhard Müller. 36 Bände. Berlin / New York 1977–2004.
- Thieme, Ulrich / Becker, Felix (Hrsgg.): *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. Leipzig 1907–1950.
- VD 17 (Das Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts). [www.vd17.de](http://www.vd17.de) (Juli 2005).
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm: *Deutsches Sprichwörterlexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk*. 5 Bände. [Leipzig 1867] Reprint Aalen 1963.
- Zedler, Johann Heinrich: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste. Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden*. 64 Bände. Leipzig / Halle 1732–1745.

### 3. Forschung

- Adamietz, Joachim: *Juvenal*. In: Adamietz, Joachim (Hrsg.): *Die römische Satire*. Darmstadt 1986.
- Adler, Sieglinde: *Literarische Formen politischer Philosophie: das Epigramm des 17. und 18. Jahrhunderts*. Würzburg 1998.
- Alewyn, Richard (Hrsg.): *Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche*. Köln / Berlin 1965.
- Alewyn, Richard: *Johann Beer. Studien zum Roman des 17. Jahrhunderts*. Leipzig 1932.
- Alexander, Werner: *Hermeneutica Generalis. Zur Konzeption und Entwicklung der allgemeinen Verstehenslehre im 17. und 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1993.
- Althans, Birgit: *Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit*. Frankfurt am Main 2000.
- Althaus, Thomas: *Epigrammatisches Barock*. Berlin / New York 1996.
- Arnold, Werner: *Eine norddeutsche Fürstenbibliothek des frühen 18. Jahrhunderts. Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Lüneburg (1671–1735) und seine Büchersammlung*. Göttingen 1980 (= *Arbeiten zur Geschichte des Buchwesens in Deutschland*. Hrsg. von Paul Raabe, Heft 3).
- Assmann, Aleida: *Schriftliche Folklore. Zur Entstehung und Funktion eines Überlieferungstyps*. In: Assmann, Aleida / Assmann, Jan / Hardmeier, Christof (Hrsgg.): *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. München 1983, S. 175–193.
- Augustijn, Cornelis: *Erasmus von Rotterdam: Leben – Werk – Wirkung*. München 1986.
- Bachorski, Hans-Jürgen: Art. *Teufelbücher*. In: *Literaturlexikon. Begriffe, Realien, Methoden*. Band 14. 1993, S. 420–422.
- Bachorski, Hans-Jürgen: *Ein Diskurs von Begehren und Versagen: Sexualität, Erotik und Obszönität in den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts*. In: Scieurie, Helga / Bachorski, Hans-Jürgen (Hrsgg.): *Eros – Macht – Askese: Geschlechterspannungen als Dialogstruktur in Kunst und Literatur*. Trier 1996, S. 305–341.

- Backmann, Sibylle / Künast, Hans-Jörg [usw.] (Hrsg.): *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*. Berlin 1998 (*Colloquia Augustana* 8.).
- Balabanova, Svetlana: *Die Geschichte der Tabakpflanze vor Columbus außerhalb Amerikas*, Seeheim-Jugenheim 1997.
- Baltrusaitis, Jurgis: *Der Spiegel. Entdeckungen, Täuschungen, Phantasien*. Gießen 1996.
- Barner, Wilfried (Hrsg.): *Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der Aufklärung*. München 1989.
- Barner, Wilfried: *Barockerhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen 1970.
- Barner, Wilfried: *Christian Weise*. In: Steinhagen, Harald / Wiese, Benno von (Hrsgg.): *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts: ihr Leben und Werk*. Berlin 1984, S. 690–724.
- Barner, Wilfried: *Legitimierung des Anstößigen. Über Poggios und Bebels Fazetien*. In: Delbrück, Hansgerd (Hrsg.): *Sinnlichkeit in Bild und Klang*. FS für Paul Hoffmann. Stuttgart 1987, S. 101–137.
- Barth, Susanne: Art. *Christian Weise: Politische Fragen*. In: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1570–1750*. 1991, Sp. 512–537.
- Barth, Susanne: Art. *Politischer Redner und Neu-erleuteter Politischer Redner*. In: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1570–1750*. 1991, Sp. 480–504.
- Bauer, Barbara: *Intertextualität und das rhetorische System der Frühen Neuzeit*. In: Kühlmann, Wilhelm / Neuber, Wolfgang (Hrsgg.): *Intertextualität in der frühen Neuzeit: Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main 1994, S. 31–61.
- Baur, Rolf: *Didaktik der Barockpoetik*. Heidelberg 1982.
- Bausinger, Hermann: Art. *Popularisierung*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 1198–1204.
- Bebermeyer, Gustav: Art. *Teufelliteratur*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Band 4. 1984, S. 367–403.
- Bebermeyer, Gustav: *Schmähschrift (Streitschrift)*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Band 3. 1977, S. 665–678.
- Becker, Rudolf: *Christian Weises Romane und ihre Nachwirkung*. Dissertation Berlin 1910.
- Beebee, Thomas O.: *The Ideology of Genre. A Comparative Study of Genre Instability*. University Park: Pennsylvania State 1994.
- Beetz, Manfred: *Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum*. Stuttgart 1990.
- Beetz, Manfred: *Konversationskultur und Gesprächsregie in den ‚Monatsgesprächen‘*. In: Beetz, Manfred / Jaumann, Herbert: *Thomasius im literarischen Feld. Neue Beiträge zur Erforschung seines Werkes im historischen Kontext*. Tübingen 2003 (*Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung* 20), S. 35–60.
- Behrens, Irene: *Die Lehre von der Einteilung der Dichtkunst vornehmlich vom 16. bis 19. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der poetischen Gattungen*. Halle 1940.
- Behringer, Wolfgang: *Falken und Tauben. Zur Psychologie deutscher Politiker im 17. Jahrhundert*. In: Pochia Hsia, R. / Scribner, R.W. (Ed.): *Problems in the historical anthropology of early modern Europe*. Wiesbaden 1997 (*Wolfenbütteler Forschungen* 78), S. 219–261.
- Ben-Amos, Dan: Art. *Kontext*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 8. 1996, Sp. 217–237.
- Bendel, Sylvia: *Werbeanzeigen von 1622–1798. Entstehung und Entwicklung einer Textsorte*. Tübingen 1998 (Reihe Germanistische Linguistik 193).
- Benzing, Josef: *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*. Wiesbaden 1982.

- Benzing, Josef: *Die deutschen Verleger des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Neubearbeitung.* In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 18. 1977, Sp. 1077–1322.
- Bepler, Jill: *Die letzten Jahre des Sammelns 1679–1687.* In: Bepler, Jill (Hrsg.): *Barocke Sammellust. Die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig Lüneburg (1636–1687).* Weinheim 1988, S. 249–282.
- Berger, Günter: *Der komisch-satirische Roman und seine Leser. Poetik, Funktion und Rezeption einer niederen Gattung im Frankreich des 17. Jahrhunderts.* Heidelberg 1984.
- Bergmann, Jörg R.: *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion.* Berlin / New York 1987.
- Berking, Helmut: *Das Ehrenwort.* In: Ebbighausen, Rolf / Neckel, Sighard (Hrsgg.): *Anatomie des politischen Skandals.* Frankfurt am Main 1989, S. 355–373.
- Berns, Jörg Jochen (Hrsg.): *Erzählte Welt. Frühneuzeitliche Erzählliteratur aus den Beständen der Universitätsbibliothek Marburg.* Marburg 1993 (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 67).
- Berns, Jörg Jochen: *Die demontierte Dame. Zum Verhältnis von malerischer und literarischer Porträttechnik im 17. Jahrhundert.* In: *Daß eine Nation die ander verstehen möge.* Festschrift für Marian Szyrocki. Amsterdam 1988, S. 67–96.
- Berns, Jörg Jochen: *Johann Beer, der Satiriker.* In: Brandtner, Andreas / Neuber, Wolfgang (Hrsgg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof.* Wien 2000, S. 177–202.
- Berns, Jörg Jochen: *Peregrinatio academica und Kavalierstour. Bildungsreisen junger Deutscher in der Frühen Neuzeit.* In: Wiedemann, Conrad (Hrsg.): *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in fremden Metropolen.* Stuttgart 1988, S. 155–181.
- Berns, Jörg Jochen: *Policy und Satire im 16. und 17. Jahrhundert.* In: *Simpliciana.* XIII. 1991, S. 423–441.
- Berns, Jörg Jochen: *Zur Frühgeschichte des deutschen Musenhofes oder Duodezabsolutismus als kulturelle Chance.* In: Berns, Jörg Jochen / Ignasiak, Detlef (Hrsgg.): *Frühneuzeitliche Hofkultur in Hessen und Thüringen.* Erlangen / Jena 1993, S. 10–43.
- Berthold, Christian: *Fiktion und Viedeutigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert.* Tübingen 1993.
- Blänsdorf, Jürgen: Art. *Licinus Imbrex.* In: *Der neue Pauly.* Band 7. 1999, Sp. 165 [I 22].
- Blänsdorf, Jürgen: Art. *Palliata.* In: *Der neue Pauly.* Band 9. 2000, Sp. 200.
- Blänsdorf, Jürgen: Art. *Staius, Caecilius.* In: *Der neue Pauly.* Band 2. 1997, Sp. 895–897.
- Blänsdorf, Jürgen: Art. *Terentius Afer.* In: *Der neue Pauly.* Band 12/1. 2002, Sp. 149–154.
- Blickle, Peter (Hrsg.): *Gemeinde und Staat im Alten Europa.* München 1998 (*Historische Zeitschrift.* Beihefte. Neue Folge. Band 25).
- Blickle, Peter: *Untertanen in der Frühneuzeit. Zur Rekonstruktion der politischen Kultur und der sozialen Wirklichkeit Deutschlands im 17. Jahrhundert.* In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.* Heft 3. 1983, S. 483–522.
- Blume, Herbert: *Zur Beurteilung von Zesens Wortneubildungen.* In: *Philipp von Zesen 1619–1969.* Beiträge zu seinem Leben und Werk. Wiesbaden 1972.
- Boblenz, Frank: *Zum Territorium des Herzogtums Sachsen-Weißenfels – eine kartographische Diskussionsgrundlage.* In: *Weltsicht und Selbstverständnis im Barock. Die Herzöge von Sachsen-Weißenfels – Hofhaltung und Residenzen.* Protokoll des Wissenschaftlichen Kolloquiums, April 1999 in Querfurt. Halle 1999 (*Beiträge zur Regional- und Landeskultur Sachsen-Anhalts.* Heft 14), S. 6–19.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang / Dohrn-van Rossum, Gerhard: Art. *Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper,* in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache.* Band 4. 1978, S. 519–622.

- Boden, Petra: *Stamm – Geist – Gesellschaft. Deutsche Literaturwissenschaft auf der Suche nach einer integrativen Theorie*. In: Dainat, Holger / Danneberg, Lutz (Hrsgg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen 2003, S. 215–261
- Böhler Dietrich / Gronke Horst: Art. *Diskurs*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 764–819.
- Böhn, Andreas: *Das Formzitat. Bestimmung einer Textstrategie im Spannungsfeld zwischen Intertextualitätsforschung und Gattungstheorie*. Berlin 2001.
- Bolte, Johannes: *Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 20 (1910), S. 182–185.
- Bolte, Johannes: *Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 19 (1909), S. 63–82.
- Borgstedt, Thomas: *Topik des Sonetts. Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*. Tübingen 2009 [= Habilitationsschrift. Frankfurt am Main 2001].
- Borinski, Karl: *Baltasar Gracián und die Hoflitteratur in Deutschland*. [Halle/Saale 1894] Nachdruck 1971.
- Borinski, Karl: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Band 1. Stuttgart 1921.
- Bornscheuer, Lothar: *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt am Main 1976.
- Bowie, Ewen / Krasser, Helmut: Art. *Buntschriftstellerei*. In: *Der neue Pauly*. Reihe Altertum. Band 2. 1997, Sp. 850–853.
- Bracker, Hans-Dieter: *Johann Riemers satirische Romane. Ihre Zuschreibung und Gliederung nebst einigen Anmerkungen zu Johann Beer*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 19 (1975), S. 138–166.
- Braid, Donald: Art. *Performanz*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. Berlin 2002, Sp. 730–743.
- Brandtner, Andreas / Neuber, Wolfgang (Hrsgg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof*. Wien 2000.
- Braun, Werner: *Concordia discors: Zur geselligen Musikkultur im 17. Jahrhundert*. In: Adam, Wolfgang (Hrsg.): *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter*. Wiesbaden 1997. Teil I, S. 93–111 (*Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 28).
- Braun, Werner: *Thöne und Melodeyen, Arien und Canzonetten. Zur Musik des deutschen Barockliedes*, Tübingen 2004.
- Braungart, Georg: *Ein Ferment der Geselligkeit: Zur Poetik des Apophtegmas*. In: Adam, Wolfgang (Hrsg.): *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter*. Wiesbaden 1997. Teil I, S. 463–472 (*Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 28).
- Braungart, Georg: *Hofberedsamkeit. Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus*. Tübingen 1988.
- Braungart, Georg: *Le ridicule. Sozialästhetische Normierung und moralische Sanktionierung zwischen höfischer und bürgerlicher Gesellschaft*. In: Fietz, Lothar / Fichte, Joerg O. / Ludwig, Hans-Werner (Hrsg.): *Semiotik, Rhetorik und Soziologie des Lachens. Vergleichende Studien zum Funktionswandel des Lachens vom Mittelalter zur Gegenwart*. Tübingen 1996, S. 228–238.
- Braungart, Georg: *Praxis und poiesis: Zwei konkurrierende Textmodelle im 17. Jahrhundert*, in: Ueding, Gert (Hrsg.): *Rhetorik zwischen den Wissenschaften: Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Woerterbuchs der Rhetorik“*. Tübingen 1991, S. 87–98.
- Braungart, Georg: *Rhetorik als Strategie politischer Klugheit, zum Beispiel Baltasar Gracián*. In: Kopperschmidt, Josef (Hrsg.): *Politik und Rhetorik. Funktionsmodelle politischer Rede*. Opladen 1995, S. 146–160.

- Braungart, Georg: *Zur Rhetorik der Polemik in der Frühen Neuzeit*. In: Bosbach, Franz (Hrsg.): *Feindbilder*. Köln 1992, S. 1–21.
- Bredenkamp, Horst: *Grillenfänge von Michelangelo bis Goethe*. In: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft*, 22. Band, Marburg 1989, S. 169–180.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Art. *Ortsneckerei*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. Berlin 2002, Sp. 376–382.
- Breuer, Dieter: „*Kein neuer Simplicissimus*“: *der satirische Erzähler Christian Weise in seiner Zeit*, In: Behnke, Peter / Roloff, Hans-Gert (Hrsgg.): *Christian Weise: Dichter, Gelehrter, Pädagoge. Beiträge zur Tagung in Zittau 1992*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Reihe A, Kongressberichte, Band 37. Bern 1994, S. 185–195.
- Breuer, Dieter: *Apollo und Marysas. Zum Problem der volkstümlichen Literatur im 17. Jahrhundert*. In: Brückner, Werner / Blickle, Peter / Breuer, Dieter (Hrsg.): *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*. Teil I. Wolfenbüttel / Wiesbaden 1985, S. 23–43.
- Breuer, Dieter: *Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland*. Heidelberg 1982.
- Breuer, Ingo: *Formen des Romans*. In: Maier, Albert (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Band 2 (*Die Literatur des 17. Jahrhunderts*). München 1999, S. 575–596.
- Bröcker, Marianne: Art. *Drehleier*. In: *Musik in Geschichte und Gegenwart*. Band 2. 1995, Sp. 1500–1512.
- Brüdermann, Stefan: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert*. Göttingen 1990.
- Brüggemann, Theodor (Hrsg.): *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1570–1750*. Stuttgart 1991.
- Brummack, Jürgen: *Zu Begriff und Theorie der Satire*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 45 (1971). Sonderheft Forschungsreferate, S. 275–377.
- Brunken, Otto: *Der pädagogische Hintergrund der Kinder- und Jugendliteratur von 1570 bis 1750*. In: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur*. 1991, Sp. 1–56.
- Buchholz, Stephan: *Recht, Religion und Ehe. Orientierungswandel und gelehrte Kontroversen im Übergang vom 17. und 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1988 (*Ius Commune*. Sonderhefte. Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte 36).
- Buck, August: *Democritus ridens et Heraclitus flens*. In: *Wort und Text*. Festschrift für Fritz Schalk. Frankfurt am Main 1963, S. 167–186.
- Burke, Peter: *Eleganz und Haltung. Die Vielfalt der Kulturgeschichte. Über Selbstbeherrschung, Schabernack, Zensur, den Karneval in Rio und andere menschliche Gewohnheiten*. Berlin 1998.
- Burke, Peter: *Grenzen des Komischen im Italien der Frühen Neuzeit*. In: Burke, Peter: *Eleganz und Haltung*. Berlin 1998, S. 107–128.
- Cahn, Michael: *Hamster: Wissenschafts- und mediengeschichtliche Grundlagen der sammelnden Lektüre*. In: Goetsch, Paul (Hrsg.): *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*. Tübingen 1994, S. 63–77.
- Chartier, Roger: „*Populärer*“ *Lesestoff und „volkstümliche“ Leser in Renaissance und Barock*. In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hrsg.): *Die Welt des Lesens, Von der Schriftrolle zum Bildschirm*. Frankfurt am Main [usw.] 1999.
- Chartier, Roger: *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main [usw.] 1990.
- Chartier, Roger: *Volkskultur und Gelehrtenkultur. Überprüfung einer Zweiteilung und einer Periodisierung*. In: Gumbrecht, Hans-Ulrich / Link-Heer, Ursula (Hrsgg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Frankfurt am Main 1985, 376–388.

- Christes, Johannes: *Lucilius*. In: Adamietz, Joachim (Hrsg.): *Die römische Satire*. Darmstadt 1986, S. 57–122.
- Cohn, Egon: *Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts. Studien zur deutschen Bildungsgeschichte*. [Berlin 1921] Nachdruck Nedeln 1967.
- Coupe, W. A.: *The German Illustrated Broadsheet in the Seventeenth Century. Historical and Iconographical Studies*. 2 Bände. Baden-Baden 1966–67 (Bibliotheca Bibliographica Aureliana, 17 und 20).
- Daxelmüller, Christoph: *Quod non hamelensi modo an fabula an historia*. In: Humburg, Norbert (Hrsg.): *Geschichten und Geschichte. Erzählforschertagung in Hameln 1984*. Hildesheim 1985, S. 103–111.
- Denzer, Horst: *Moralphilosophie und Naturrecht bei Samuel Pufendorf. Eine geistes- und wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung zur Geburt des Naturrechts aus der Praktischen Philosophie*. München 1972.
- Denzer, Horst: *Samuel (von) Pufendorf*. In: Stammen, Theo [usw.] (Hrsg.): *Hauptwerke der politischen Theorie*. Stuttgart 1997, S. 403–407.
- Die Galerie der Starken Frauen. Die Heldin in der französischen und italienischen Kunst des 17. Jahrhunderts*. Bearbeitet von Bettina Baumgärtel und Silvia Neysters. Kunstmuseum Düsseldorf 1995.
- Disselkamp, Martin: *Zweideutigkeiten. Politik in Trajano Boccalinis ‚Ragguagli di Parnasso‘*, in: GRM. Band 52. Heft 1. 2002 (Conrad Wiedemann zum 65. Geburtstag), S. 19–38.
- Dohrn-van Rossum, Gerhard: *Politischer Körper, Organismus, Organisation. Zur Geschichte natürlicher Metaphorik und Begrifflichkeit in der politischen Sprache*. Dissertation Bielefeld 1977.
- Döring, Detlef: *Der junge Leibniz und Leipzig. Ausstellung zum 350. Geburtstag von Gottfried Wilhelm Leibniz im Leipziger Alten Rathaus*. Berlin 1996.
- Döring, Detlef: *Druck und Zensur der Schriften Samuel von Pufendorfs in Kursachsen im 17. Jahrhundert*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* (6) 1996, S. 171–197.
- Dorn, Margit / Vogel, Andreas: *Geschichte des Pressevertriebs in Deutschland*. Baden-Baden 2001.
- Dreitzel, Horst: *Absolutismus und städtische Verfassung in Deutschland. Ein Beitrag zur Kontinuität und Diskontinuität der politischen Theorie in der frühen Neuzeit*. Mainz 1992 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung Universalgeschichte. Beiheft 4).
- Dreitzel, Horst: *Zur Entwicklung und Eigenart der „eklektischen“ Philosophie*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung*. 1991, S. 281–343.
- Dülmen, Richard van: *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*. Band 2. München 1992.
- Eckart, Wolfgang: *Die Funktion der Abbildung als Medium der Wissensvermittlung*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 3 (1980), S. 35–53.
- Ehler, Karin: *Konversation. Höfische Gesprächskultur als Modell für den Fremdsprachenunterricht*. München 1996.
- Ehrenzeller, Hans: *Studien zur Romanvorrede von Grimmelshausen bis Jean Paul*. Bern 1955.
- Elschenbroich, Adalbert: *Die deutsche und lateinische Fabel in der frühen Neuzeit*. Band 1: *Ausgewählte Texte*. Band 2: *Grundzüge einer Geschichte der Fabel in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 1990.
- Engel, Gisela / Wunder, Heide (Hrsgg.): *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*. Königstein/Taunus 1998.
- Erler, Michael: *Römische Philosophie*. In: Graf, Fritz (Hrsg.): *Einleitung in die lateinische Philologie*. Stuttgart / Leipzig 1997, S. 537–598.
- Eybl, Franz M.: *Johann Beers erzählerische Funktionalisierung des Konfessionskonflikts*. Brandtner, Andreas / Neuber, Wolfgang (Hrsgg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof*. Wien 2000, S. 55–82.

- Eybl, Franz M.: *Kleinräumigkeit und Internationalität. Der barocke Buchhandel in der österreichischen Provinz am Beispiel eines Sotrimentskatalogs, eines Zuwachskatalogs und eines Tagebuchs*. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten*. In Zusammenarbeit mit dem Wolfenbütteler Arbeitskreis für Barockforschung herausgegeben von der Herzog August Bibliothek. Jahrgang 24 (1997), S. 179–201.
- Eybl, Franz M.: *Verdrängte Gesänge. Liedzirkulation, Zensur und Geselligkeit in der süddeutschen Barockkultur*. In: *Morgen-Glantz*. Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft. Hrsg. von Italo Michele Battafarano 14 (2004), S. 33–52.
- Fausser, Markus: Art. *Chrie*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 190–198.
- Fausser, Markus: *Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland*. Stuttgart 1991.
- Fausser, Markus: *Die Chrie. Zur Geschichte des rhetorischen Schulaufsatzes*. In: *Euphorion* 81 (1987), Heft 4, S. 414–425.
- Fausser, Markus: *Klatschrelationen im 17. Jahrhundert*. In: Adam, Wolfgang (Hrsg.): *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter*. Wiesbaden 1997. Teil I, S. 391–399 (*Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 28).
- Fietz, Lothar: *Möglichkeiten und Grenzen einer Semiotik des Lachens*. In: Fietz, Lothar / Fichte, Joerg O. [usw.] (Hrsgg.): *Semiotik, Rhetorik und Soziologie des Lachens. Vergleichende Studien zum Funktionswandel des Lachens vom Mittelalter zur Gegenwart*. Tübingen 1996, S. 7–20.
- Fischer, Ernst: *Bestseller in Geschichte und Gegenwart*. In: Leonhard, Joachim-Felix / Ludwig, Hans-Werner [usw.] (Hrsgg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. 1. Teilband: *Offprint*. Berlin / New York 1999, S. 764–776.
- Fitos, Stephan: *Zensur als Mißerfolg. Die Verbreitung indizierter deutscher Druckschriften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main [usw.] 2000.
- Forssmann, Knut: *Baltasar Gracián und die deutsche Literatur zwischen Barock und Aufklärung*. Dissertation Mainz 1977.
- Foucault, Michel: *Für eine Kritik der politischen Vernunft*. In: *Lettre International*. Heft 1. 1988, S. 58–66.
- Foucault, Michel: *Was ist ein Autor?* In: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt am Main 1988, S. 7–31.
- Frese, Annette: *Barocke Titelgraphik am Beispiel der Verlagsstadt Köln (1570–1770). Funktion, Sujet, Typologie*. Köln [usw.] 1989 (*Dissertationen zur Kunstgeschichte*, Band 31).
- Frühsorge, Gotthard: *Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises*. Stuttgart 1974.
- Fuchs, Torsten: Art. *Johann Krieger*. In: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Personenteil. Band 10. 2003, Sp. 722–725.
- Fuchs, Torsten: *Studien zur Musikpflege in der Stadt Weißenfels und am Hofe der Herzöge von Sachsen-Weißenfels*. Lucca 1997.
- Fuhrmann, Manfred: *Claudian in der Neuzeit*. In: Ehlers, Widu-Wolfgang / Felgentreu, Fritz / Wheeler, Stephen M. (Hrsgg.): *Aetas Claudiana*. Eine Tagung an der Freien Universität Berlin Juni 2002. München / Leipzig 2004, S. 207–223.
- Gabler, Hans-Jürgen: *Geschmack und Gesellschaft: Rhetorische und sozialgeschichtliche Aspekte der früh-aufklärerischen Geschmackskategorie*. Frankfurt am Main 1982.
- Galeota, Gustavo: Art. *Bellarmini*. In: *Theologische Realenzyklopädie*. Band 5. 1980, S. 525–531.
- Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main 1991.
- Geitner, Ursula: *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 1992.

- Genette, Gérard: *Paratexte*. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main [usw.] 1989.
- Gerhard, Ute / Link, Jürgen / Parr, Rolf: Art. *Diskurstheorien und Diskurs*. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart 32004, S. 117–120.
- Gersch, Hubert: *Geheimpoetik. Die ‚Continuatio des abenteuerlichen Simplicissimi‘ interpretiert als Grimmshausens verschlüsselter Kommentar zu seinem Roman*. Tübingen 1973 (= Studien zur dt. Literatur Band 35).
- Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 5. Band. Berlin (Ost) 1962, S. 489–494.
- Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 6. Band. Berlin (Ost) 1979, S. 83–86.
- Gestrich, Andreas: *Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*. Göttingen 1994 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 103).
- Gestrich, Andreas: *Vergesellschaftungen des Menschen. Einführung in die Historische Sozialisationsforschung*. Tübingen 1999.
- Giltaij, Jeroen (Hrsg.): *Zauber des Alltäglichen. Holländische Malerei von Adriaen Brouwer bis Johannes Vermeer*. Ostfildern-Ruit 2005.
- Gluckmann, Max: *Klatsch und Skandal*. In: Ebbighausen, Rolf / Neckel, Sighard (Hrsgg.): *Anatomie des politischen Skandals*. Frankfurt am Main 1989, S. 17–35.
- Goedeke, Karl: *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. III. Band: *Vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege*. Dresden 21887, S. 278–281.
- Goldfriedrich, Johann: *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Litteraturperiode (1648–1740)*. Leipzig 1908.
- Götttert, Karl-Heinz: Art. *Anmut*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 1. 1992, Sp. 610–632.
- Grabes, Herbert: *Speculum, Mirror and Looking-Glass. Kontinuität und Originalität der Spiegelmetapher in den Buchtiteln des Mittelalters und der englischen Literatur des 13. bis 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1973 (Buchreihe der Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. 16).
- Graevenitz, Gerhart von: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Aspekte deutscher bürgerlicher Literatur im frühen 18. Jahrhundert*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 49 (1975). Sonderheft, S. 1–82.
- Grafton, Anthony: *Philosophie und Bildung seit der Renaissance*. In: Graf, Fritz (Hrsg.): *Einleitung in die lateinische Philologie*. Stuttgart 1997, S. 35–48.
- Grimm, Gunter E.: *Literatur und Gelehrtenum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983.
- Grimminger, Rolf: *Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert: Die Klugen gegen die Narren im politischen Roman zu Beginn der Aufklärung*. In: Grimminger, Rolf (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Band 3 (*Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*). München [usw.] 1980, S. 635–715.
- Grunert, Frank: *Normbegründung und politische Legitimität. Zur Rechts- und Staatsphilosophie der deutschen Frühaufklärung*. Tübingen 2000.
- Guldin, Rainer: *Körpermetaphern: zum Verhältnis von Politik und Medizin*. Würzburg 1999.
- Gurtner, Kuno: *„Ich hab ein Korb voll Obst beisammen“*. Studien zur Poetik der Romane Johann Beers. Bern 1993.
- Hahn, Peter-Michael: *Dynastische Legitimation und höfische Pracht, Strategie und Verhalten der Herzöge von Sachsen-Weißenfels*. In: van Ingen, Ferdinand / Roloff, Hans-Gert (Hrsgg.): *Johann Beer. Schrift-*

- steller, *Komponist und Hofbeamter (1655–1700)*. Beiträge zum Internationalen Beer-Symposium in Weisßenfels Oktober 2000. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Reihe A, Kongressberichte, Band 70. Bern 2003, S. 39–56.
- Hammerstein, Notker: *Samuel Pufendorf*. In: Stolleis, Michael (Hrsg.): *Staatsdenker in der Frühen Neuzeit*. München 1995, S. 172–196.
- Hanebutt-Benz, Eva-Maria: *Gutenbergs Erfindungen. Die technischen Aspekte des Druckens mit vielfachen Lettern auf der Buchdruckerpresse*. In: *Gutenberg. aventur und kunst. Vom Geheimunternehmen zur ersten Medienrevolution*. Hrsg. von der Stadt Mainz. Mainz 2000, S. 158–189.
- Hankamer, Paul: *Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock*. Stuttgart <sup>3</sup>1964.
- Hardin, James: *Johann Beer. Eine beschreibende Bibliographie*. Bern [usw.] 1983 (= Bibliographie zur deutschen Barockliteratur 2).
- Hardin, James: *Johann Beer's 'Der politische Feuermäuerkebrer' and the anonymous Novel 'Der ausgekehrte politische Feuermäuerkebrer'. Contrasting Views of Women*. In: *Modern Language Notes* 96 (1981), S. 488–512
- Hardin, James: *Johann Christoph Ettner. Eine beschreibende Bibliographie*. Bern / Stuttgart 1988 (Bibliographien zur dt. Barockliteratur 3).
- Hardin, James: *Johann Kubnau's „Der Schmid seines eigenen Unglücks“ and the political novel*. In: *Daphnis* 13 (1984), S. 445–464.
- Hardin, James: *Rezension zu Johann Beer: ‚Der Verkehrte Staats=Mann Oder Nasen=Weise Secretarius‘*. In: *Daphnis* 3 (1974), S. 223–226.
- Hardin, James: *The tradition of the German political novel and Johann Kubnau's prose fiction*. In: *Studies in German and Scandinavian literature after 1500. A Festschrift for George C. Schoolfield*. Columbia 1993. S. 81–93.
- Hardtwig, Wolfgang: *Sozialstruktur und Wertwandel der jugendlichen Bildungsschicht im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (17.–19. Jahrhundert)*. In: *VSWG* 73 (1986). Heft 3, S. 305–335.
- Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*. Band I: Harms, Wolfgang / Schilling, Michael [usw.] (Hrsg.): *Die Sammlung der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel*, 1: *Ethica. Physica*. London 1985.
- Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*. Band I: Harms, Wolfgang / Schilling, Michael [usw.] (Hrsg.): *Die Sammlung der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel*, 2: *Historica*. Tübingen <sup>2</sup>1997.
- Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts*. Band IV: Harms, Wolfgang / Kemp, Cornelia [usw.] (Hrsg.): *Die Sammlungen der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek in Darmstadt*. Tübingen 1987.
- Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Illustrierte Flugblätter des Barock. Eine Auswahl*. Tübingen 1983.
- Harms, Wolfgang: *Homo viator in bivio. Studien zur Bildlichkeit des Weges*. München 1970.
- Hassauer, Friederike: „Heiße“ Reserve der Modernisierung. Zehn Blicke auf das Forschungsterrain der Querelle des Femmes. In: Engel, Gisela / Hassauer, Friederike [usw.] (Hrsg.): *Geschlechterstreit am Beginn der europäischen Moderne. Die Querelle des Femmes*. Königstein / Taunus 2004, S. 11–19.
- Hassauer, Friederike: *Der Streit um die Frauen: Elf Fragen und Antworten*. In: Engel, Gisela / Wunder, Heide (Hrsg.): *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*. Königstein/Taunus 1998, S. 255–261.
- Hassauer, Friederike: *Die Seele ist nicht Mann, nicht Weib. Stationen der Querelles des Femmes in Spanien und Lateinamerika vom 16. zum 18. Jahrhundert*. In: Bock, Gisela / Zimmermann, Margarete (Hrsg.): *Die europäische Querelles des Femmes: Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*. Stuttgart / Weimar 1997 (*Querelles: Jahrbuch für Frauenforschung*. Band 2), S. 203–238.
- Hasubek, Peter: *Art. Fabel*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3. 1996, Sp. 185–198.

- Haug, Christine: Art. *Populäre Lesestoffe*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 124–127.
- Hauke, Marie-Kristin: „*In allen guten Buchhandlungen ist zu haben...*“. *Buchwerbung in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*. Dissertation Erlangen-Nürnberg 1999.
- Hausmann, Frank-Rutger: ‚*Apokalyptiker und Integrierte*‘ – der ‚*Silen*‘ als *Lektürechiffre der französischen und der italienischen Renaissanceliteratur*. In: Osolw-Wehden, Irmgard / Staccioli, Giuliano / Hesse, Babette (Hrsg.): *Sprache und Literatur der Romania. Tradition und Wirkung*. Festschrift für Horst Heintze. Im Auftrag der Berliner Renaissance-Gesellschaft. Berlin 1993, S. 100–122.
- Hausmann, Frank-Rutger: *Französische Renaissance-Rhetorik. Das Wechselspiel von praktischer Rede-kunst und poetologischer Reflexion*. In: Plett, Heinrich F. (Hrsg.): *Renaissance-Rhetorik Renaissance Rhetorik*. Berlin 1993, S. 59–71.
- Heimbürge, Günter: *Literaturvermittlung in Leipzig in der Zeit von 1650 bis 1700*. Dissertation. Potsdam 1982.
- Hergemöller, Bernd-Ulrich: Die „*unsprechliche stumme Sünde*“ in *Kölner Akten des ausgehenden Mittelalters*. In: *Geschichte in Köln* 22 (1987), S. 5–51.
- Herms, Eilert: Art. *Adiaphora*. In: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 1. Band. 41998, Sp. 115–119.
- Herzog, Urs: *Der deutsche Roman des 17. Jahrhunderts*. Stuttgart [usw.] 1976.
- Hess, Günther: Art. *Pasquill*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 31–34.
- Hess, Günther: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971.
- Heßelmann, Peter: *Zur Rezeptionsgeschichte Grimms Hausens im Spätbarock: Das Werk Johann Christoph Ettners*. In: *Simpliciana*. XII. 1990, S. 229–266.
- Heßelmann, Peter: *Zur Tradition der Narrensatire im 17. Jahrhundert. Text und Bild in den B- und C-Auflagen des „Narren-Spitals“ von Johann Beer*. In: *Simpliciana*. XIII. 1991, S. 211–274.
- Hirsch Arnold: *Bürgertum und Barock im deutschen Roman*. Frankfurt am Main 1934.
- Hirsch, Arnold: *Bürgertum und Barock im deutschen Roman. Zur Entstehungsgeschichte des bürgerlichen Weltbildes*. Köln / Graz 21957.
- Holletz, Jenny [usw.]: *Buch und Bild*. In: Berns, Jörg Jochen (Hrsg.): *Erzählte Welt. Frühneuzeitliche Erzählliteratur aus den Beständen der Universitätsbibliothek Marburg*. Marburg 1993 (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 67).
- Horn, H. Arno: *Christian Weise als Erneuerer des deutschen Gymnasiums im Zeitalter des Barock. Der ‚Politicus‘ als Bildungsideal*. Weinheim / Bergstraße 1966 (Marburger pädagogische Studien 5).
- Horst, F.: Art. *Deuteronomium*. In: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 2. Band. 31958, Sp. 101–103.
- Huala, Waldemar: *Die Romane Johann Riemers: Vergleichende Studien zum Politischen Roman seiner Zeit*. University of California, Los Angeles 1975.
- Hueck, Monika: *Textstruktur und Gattungssystem. Studien zum Verhältnis von Emblem und Fabel im 16. und 17. Jahrhundert*. Kronberg 1975.
- Hughes, Peter: Art. *Anspielung* in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 1. 1992, Sp. 652–655.
- Humburg, Norbert (Hrsg.): *Der Rattenfänger von Hameln. Die berühmte Sagen-gestalt in Geschichte und Literatur, Malerei und Musik, auf der Bühne und im Film*. Hameln 21990.
- Ignasiak, Detlef: *Martin Luther in Jena und Orlamünde*. In: *Jenaische Blätter. Beiträge zur regionalen Kulturgeschichte*. Herausgegeben von Detlef Ignasiak. Nr. 3. Jena 1995.

- van Ingen, Ferdinand: *Johann Beer. Werkausgabe, Leserinteresse, Forschungsstand 2000*. In: Brandtner, Andreas / Neuber, Wolfgang (Hrsg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof*. Wien 2000, S. 1–27.
- van Ingen, Ferdinand: *Johann Beer. Werkausgabe, Leserinteresse, Forschungsstand 2000*. In: Andreas Brandtner und Wolfgang Neuber (Hrsg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof*. Wien 2000, S. 1–27, hier S. 8.
- van Ingen, Ferdinand: *Strukturierte Intertextualität. Poetische Schatzkammern und Verwandtes*. In: Kühlmann, Wilhelm / Neuber, Wolfgang (Hrsg.): *Intertextualität in der frühen Neuzeit: Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main 1994, S. 279–308.
- Jacob, Joachim: *Von der besten Art über Gott zu denken. Zur Ökonomie von Sprache und Erinnerung im frühen 18. Jahrhundert*. In: Eibach, Joachim / Sandl, Marcus (Hrsg.): *Protestantische Identität und Erinnerung. Von der Reformation bis zur Bürgerrechtsbewegung in der DDR*. Göttingen 2003, S. 157–173.
- Jacobsen, Roswitha: *Fürstendienst, Hofdichter und Johann Beer*. In: Brandtner, Andreas / Neuber, Wolfgang (Hrsg.): *Beer. 1655–1700. Hofmusiker. Satiriker. Anonymus. Eine Karriere zwischen Bürgertum und Hof*. Wien 2000.
- Jacobsen, Roswitha: *Johann Beer in Weisßenfels. Auseinanderfall von Autorität und Diskurs*. In: *Simpliciana*. XIII. 1991, S. 47–80.
- Jacobsen, Roswitha: *Zu Geschichte und Bestand zweier aufgelöster Weisßenfeler Bibliotheken des 17. und 18. Jahrhunderts*. In: Garber, Klaus (Hrsg.): *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*. 2 Bände. Tübingen 1998 (Frühe Neuzeit. 39), S. 616–634.
- Jaumann, Herbert: Art. *Barock*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Berlin 1997, S. 199–204.
- Jaumann, Herbert: Art. *Gundling, Nicolaus (Hieronymus)*. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Band 4. 1989, S. 428f.
- Jaumann, Herbert: *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*. Leiden [usw.] 1995.
- Jaumann, Herbert: *Die Entstehung der literarhistorischen Barockkategorie und die Frühphase der Barockumwertung*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 20 (1976), S. 17–41.
- Jaumann, Herbert: *Satire zwischen Moral, Recht und Kritik. Zur Auseinandersetzung um die Legitimität der Satire im 17. Jahrhundert*. In: *Simpliciana*. XIII. 1991, S. 15–27.
- Jaumann, Herbert: *Zur Intertextualität der gelehrten Journale des 17. Jahrhunderts*. In: Kühlmann, Wilhelm / Neuber, Wolfgang (Hrsg.): *Intertextualität in der frühen Neuzeit: Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main 1994, S. 443–464.
- Joachim Telle: Art. *Johann Christoph Ettner*. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Band 3. 1989, S. 301f.
- Jolles, André: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Darmstadt 1958.
- Junghans, Wolfram: *Die sächsisch-albertinischen Sekundogenitur-Fürstentümer*. In: Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V. (Hrsg.): *Die sächsischen Wurzeln des Landes Sachsen-Anhalt und die Rolle der Sekundogenituren Sachsen-Weissenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz* (Kolloquium vom Oktober 1995). Halle 1996, S. 22–34.
- Junghans, Wolfram: *Die sächsisch-albertinischen Sekundogenitur-Fürstentümer*. In: *Die sächsischen Wurzeln des Landes Sachsen-Anhalt und die Rolle der Sekundogenituren Sachsen-Weissenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz*. Halle 1996.
- Jungmayr, Jörg: *Das Verhältnis zwischen Diskurs und Narratio in Johann Beers Romanen*. In: Schwarz, Alexander [usw.] (Hrsg.): *Textallianzen am Schnittpunkt der germanistischen Disziplinen*. Bern 2001 (*Tausch*. Textanalyse in Universität und Schule. Band 14), S. 513–527.

- Jungmayr, Jörg: *Einführung zur Henricus Cornelius Agrippa von Nettesheim, zu Valens Acidalius und der Gegenschrift von Gediccus sowie zu ... Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?* In: Gössmann, Elisabeth (Hrsg.): *Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?* München 1996 (Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung; Band 4), S. 46–62.
- Kaemena, Bettina: *Studien zum Wirtsbaus in der deutschen Literatur*. Frankfurt am Main 1999.
- Kantorowicz, Ernst: *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*. München 1994.
- Kanzog, Klaus: Art. *Schlüsselliteratur*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 380–383.
- Kartschoke, Dieter: *Vom erzeugten zum erzählten Lachen. Die Auflösung der Pointenstruktur in Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein“*, in: Haug, Walter / Wachinger, Burghart (Hrsgg.): *Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts*. Tübingen 1993, S. 77–105.
- Kayser, Wolfgang: *Die Grundlagen der deutschen Fabeldichtung des 16. und 18. Jahrhunderts*. In: *Archiv für das Studium* 160 (1931), S. 19–33.
- Keller, Andreas: „Confuse“ oder „artige“ Ordnung? Zum Spannungsverhältnis von forensischer Disposition und adressatenorientierter Dissimulation der oratorischen Kunst bei Johann Beer am Beispiel der *Weiber=Häbel* (1680). In: van Ingen, Ferdinand / Roloff, Hans-Gert (Hrsgg.): *Johann Beer. Schriftsteller, Komponist und Hofbeamter (1655–1700). Beiträge zum Internationalen Beer-Symposium in Weißenfels Oktober 2000*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Reihe A, Kongressberichte, Band 70. Bern 2003, S. 517–574.
- Kemmann, Ansgar: Art. *Evidentia*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 33–47.
- Ketelsen, Uwe-Karsten: *Die Anonymisierung des Buchmarktes und die Inszenierung der „Speaking Voice“ in der erotischen Lyrik um 1700*. In: Parente, James A. (Ed.): *Literary culture in the Holy Roman Empire, 1555–1720*. Chapel Hill 1991, S. 259–275.
- Kimpel, Dieter / Wiedemann, Conrad (Hrsgg.): *Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert*. Band 1: *Barock und Aufklärung*. Tübingen 1970.
- Kintzinger, Marion: *Chronos und Historia: Studien zur Titelblattikonographie historiographischer Werke vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1995.
- Kintzinger: *Wirtsbaugeschwätz. Traumerzählungen in der politischen Publizistik des 17. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung*. 29. Band (2002). Heft 4, S. 561–596.
- Kippenberg, Anton: *Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers*. [Leipzig 1901] Reprint Wiesbaden 1970.
- Kirchhoff, Albrecht: *Lesefrüchte aus den Acten der kurf. sächsischen Bücher-Commission zu Leipzig*. In: *Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels*. Band 8 (1883), S. 62–122.
- Klein, Otto: *Gymnasium illustre Augusteum zu Weißenfels. Zur Geschichte einer akademischen Gelehrten-schule im Herzogtum Sachsen-Weißenfels*. Band 1. Weißenfels 2003.
- Kleinschmidt, Erich: Art. *Pseudonym*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III, Berlin 2003, S. 188–190.
- Knape, Joachim: *„Historie“ in Mittelalter und früher Neuzeit: Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext*. Baden-Baden 1984.
- Knight, Kenneth G.: *Populärliteratur und Literaturgeschmack in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts*. In: Brückner, Werner / Blicke, Peter / Breuer, Dieter (Hrsg.): *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*. Teil II. Wolfenbüttel / Wiesbaden 1985, S. 935–942.
- Knight, Kenneth G.: *Weise, Riemer and the „political“ Novel*. In: *From Wolfram and Petrarch to Goethe and Grass*. FS Leonard Forster. Baden-Baden 1982 (= Saecula Spiritalia 5), S. 529–537.
- Knoche, Ulrich: *Die römische Satire*. 4., bibliogr. erw. Auflage. Göttingen 1982.

- Kobuch, Agatha: *Zensur und Aufklärung in Kursachsen. Ideologische Strömungen und politische Meinungen zur Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697–1763)*. Weimar 1988 (*Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden*. Bd. 12).
- Könneker, Barbara: *Satire im 16. Jahrhundert: Epoche – Werke – Wirkung*. München 1991.
- Krämer, Jörg: *Johann Beers Romane. Poetologie, immanente Poetik und Rezeption ‚niederer‘ Texte im späten 17. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1991.
- Krause, Helmut: *Das Motiv der Reise im politischen Roman*. In: *Daphnis* 14 (1985), S. 325–339.
- Krause, Helmut: *Feder contra Degen. Zur literarischen Vermittlung des bürgerlichen Weltbildes im Werk Johann Riemers*. Berlin 1979.
- Krause, Helmut: *Mutmaßungen über Riemer. Zu Hans-Dieter Brackers Aufsatz „Johann Riemers satirische Romane“*. In: *Daphnis* 6 (1977). H. 1–2, S. 147–169.
- Kremer, Manfred: *„Nicht allein von denen Liebes-Geschichten“: Anmerkungen zu Johann Beers „Der Verliebte Europaer“*. In: *Daphnis* 13 (1984), S. 409–443.
- Kremer, Manfred: *Die Satire bei Johann Beer*. Dissertation Köln 1964.
- Kremer, Manfred: *Zur Genesis des politischen Romans im 17. Jahrhundert*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik*. Reihe A, Kongressberichte. 1975. Band 2/3, Heft 3, S. 74–81.
- Kühlmann, Wilfried: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982.
- Kühlmann, Wilhelm / Neuber, Wolfgang (Hrsg.): *Intertextualität in der frühen Neuzeit: Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main 1994.
- Kühlmann, Wilhelm: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982.
- Kühlmann, Wilhelm: *Geschichte als Gegenwart: Formen der politischen Reflexion im deutschen „Tacitismus“ des 17. Jahrhunderts*. In: Kühlmann, Wilhelm / Schäfer, Walter E.: *Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien*. Tübingen 2001.
- Kühlmann: *Lektüre für den Bürger: Eigenart und Vermittlungsfunktion der polyhistorischen Reibenwerke Martin Zeillers (1589–1661)*. In: Brückner, Wolfgang (Hrsg.): *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert, Probleme populärer Kultur in Deutschland*. Wiesbaden 1985. Teil II, S. 917–934.
- Kühnel, Martin: *Das politische Denken von Christian Thomasius: Staat, Gesellschaft, Bürger*. Berlin 2001.
- Kunze, Horst: *Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert*. 2 Bände [Textband und Bildband]. Frankfurt am Main / Leipzig 1993.
- Kurz, Gerhard: *Klatsch als Literatur, Literatur als Klatsch*. In: Braungart, Wolfgang (Hrsg.): *Kitsch. Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen*. Tübingen 2002, S. 71–82.
- Landwehr, Achim: *Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85/1 (2003), S. 71–117.
- Lange, Hans-Joachim: *Aemulatio veterum sive de optimo genere dicendi*. Frankfurt am Main 1974, S. 103–106.
- Lausberg, Heinrich: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. München 1960. 2 Bände.
- Lefèvre, Eckard: Art. *Plautus*. In: *Der neue Pauly*. Band 9. 2000, Sp. 1118–1123.
- Lefèvre, Eckard: *Die römische Komödie*. In: Fuhrmann, Manfred (Hrsg.): *Die römische Literatur*. Frankfurt am Main 1974 (Neues HB der Literaturwissenschaft, Band 3), S. 33–62.
- Lefèvre, Eckard: *Horaz – Dichter im augusteischen Rom*. München 1993.

- Lehmstedt, Mark: „*Le rendezvous de tous les gens de lettres et de tous les nouvellistes*“. *Gestalt und Funktion des Buchladens im Zeitalter der deutschen Aufklärung*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 9 (1999), S. 11–76.
- Lehmstedt, Mark: *Buchhandel und Schule im 17. Jahrhundert. Aus den Aufzeichnungen des Leipziger Schulrektors Jakob Thomasius*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 3 (1993), S. 317–333.
- Lehmstedt, Mark: *Weidmann und Thomasius. Dokumente zur Leipziger Buchgeschichte des späten 17. Jahrhunderts*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 2 (1992), S. 327–372.
- Lentz, Matthias: *Konflikt, Ehre, Ordnung: Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600)*. Mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung. Hannover 2004.
- Lohmeier, Anke-Marie: ‚*Vir eruditus*‘ und ‚*Homo politicus*‘. *Soziale Stellung und Selbstverständnis der Autoren*. In: Maier, Albert (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Band 2 (*Die Literatur des 17. Jahrhunderts*). München 1999, S. 156–175.
- Lohmeier, Dieter: *Der beschränkte Untertanenverstand und der ganze Zusammenhang der Sachen. Über den Erfolg des ‚Politischen Kannegiessers‘ in Deutschland*. In: *Text & Kontext*. Sonderreihe. Kopenhagen / München 1979. Band 5, S. 13–32.
- Lukian: *Wahre Geschichten*, in: *Die Hauptwerke des Lukian*. Hrsg. von K. Mras. Griech./Deutsch. München 1980.
- Martens, Wolfgang: *Hallescher Pietismus und schöne Literatur*. In: Martens, Wolfgang: *Literatur und Frömmigkeit in der Zeit der frühen Aufklärung*. Tübingen 1989, S. 76–181.
- Martin, Dieter: *Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770–1830*. Frankfurt am Main 2000.
- Martin, Josef: *Antike Rhetorik. Technik und Methode*. München 1974.
- Martino, Albert: *Der deutsche Bascón (1671) und der literatursoziologische Mythos von der Verbürgerlichung des Pikaro*. In: *Daphnis* (30) 2001, S. 219–332.
- Mauelshagen, Franz: *Netzwerke des Vertrauens, Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der Frühen Neuzeit*. In: Frevert, Ute (Hrsg.): *Vertrauen: historische Annäherungen*. Göttingen 2003, S. 119–151.
- Mausser, Wolfram: *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*. Würzburg 2000.
- Mayer, Jürgen: *Mischformen barocker Erzählkunst. Zwischen pikareskem und höfisch-historischem Roman*. München 1970.
- Meid, Volker: *Der deutsche Barockeroman*. Stuttgart 1974.
- Meier, Konrad: *Über die Didotragödien des Jodelle, Hardy und Scudéry*. Dissertation. Paris 1926.
- Mix, York-Gothart: *Zensur im Alten Reich des 18. Jahrhunderts. Tagung der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts im Oktober 2002 in der HAB Wolfenbüttel* [Tagungsbericht]. In: *Wolfenbütteler Bibliotheks-Informationen*, Jahrgang 27/28, Januar – Juli 2002/2003, Nr. 1–4/1–2, S. 52–53.
- Moennighoff, Burkard: *Paratexte*. In: Arnold, Heinz Ludwig / Detering, Heinrich (Hrsgg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1999, S. 349–356.
- Möller, Lieselotte: Art. *Demokrit und Heraklit*. In: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*. Band III. Stuttgart 1954, Sp. 1244–51.
- Moser-Rath, Elfriede / Schmitz, Wolfgang: Art. *Beruf, Berufsschwänke*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 2. Berlin 1979, Sp. 173–185.
- Moser-Rath, Elfriede: *„Lustige Gesellschaft.“ Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts im kultur- und sozialgeschichtlichen Kontext*. Stuttgart 1984.

- Moser-Rath, Elfriede: *Kleine Schriften zur populären Literatur des Barock*. Hrsg. von Ulrich Marzolph und Ingrid Tomkowiak. Göttingen 1994.
- Mulagk, Karl-Heinz: *Phänomene des politischen Menschen im 17. Jahrhundert. Propädeutische Studien zum Werk Lobensteins unter besonderer Berücksichtigung Diego Saavedra Fajardos und Baltasar Graciáns*, Berlin 1973.
- Müller, Jan-Dirk: Art. *Anonymität*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I, Berlin 1997, S. 89–92.
- Müller, Jan-Dirk: Art. *Volksbuch*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 788–791.
- Müller, Rainer A.: *Studentenkultur und akademischer Alltag*. In: Rüegg, Walter (Hrsg.): *Geschichte der Universität in Europa*. Band II: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*. München 1996, S. 263–286.
- Münkler, Herfried (Hrsg.): *Bürgerreligion und Bürgertugend. Debatten über die vorpolitischen Grundlagen politischer Ordnung*. Baden-Baden 1996.
- Münkler, Herfried: *Die Idee der Tugend. Ein politischer Leitbegriff im vorrevolutionären Europa*. In: *Archiv für Kulturgeschichte*. 73. Jahrgang, Heft 2 (1991), S. 379–403.
- Münkler, Herfried: *Politische Theorie und praktische Politik – Zur Bestimmung ihres Verhältnisses in ideengeschichtlicher Perspektive*. In: Greven, Michael Th. / Schmalz-Bruns, Rainer (Hrsgg.): *Politische Theorie – heute. Ansätze und Perspektiven*. Baden-Baden 1999, S. 17–40.
- Münkler, Herfried: *Was sind vorpolitische Grundlagen politischer Ordnung?* In: Münkler, Herfried (Hrsg.): *Bürgerreligion und Bürgertugend. Debatten über die vorpolitischen Grundlagen politischer Ordnung*. Baden-Baden 1996, S. 7–11.
- Museum Weißenfels (Hrsg.): *300 Jahre Vollendung der Neuen Augustusburg – Residenz der Herzöge von Sachsen-Weißenfels*. Weißenfels 1994.
- Neckel, Sighard: *Das Stellbölzchen der Macht. Zur Soziologie des politischen Skandals*. In: Ebbighausen, Rolf / Neckel, Sighard (Hrsgg.): *Anatomie des politischen Skandals*. Frankfurt am Main 1989, S. 55–80.
- Neuber, Wolfgang: *Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der Frühen Neuzeit*. Berlin 1991 (= Philologische Studien und Quellen. 121).
- Neuber, Wolfgang: *Ich habe mich fast in keiner Sache so sehr bemühet, als in den Episteln. Christian Weises Brieftheorie und die Tradition*. In: *Daphnis* 27 / Heft 2–3 (1998), S. 419–442.
- Neuber, Wolfgang: *Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und ramistische Wissenschaft in Theodor Zwingers METHODUS APODEMICA*. In: Kühmann, Wilhelm / Neuber, Wolfgang (Hrsgg.): *Intertextualität in der frühen Neuzeit: Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Frankfurt am Main 1994, S. 253–278.
- Neuber, Wolfgang: *Zur Topik des Sinn-Bilds im Spannungsfeld von Ars Memorativa und Emblematik (am Paradigma des „Indianers“)*. In: Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Text und Bild. Bild und Text. DFG-Symposium 1988*. Stuttgart 1990 (= Germanistisches Symposium. Berichtsbände 11), S. 245–261.
- Neumann, Uwe: Art. *Invektive*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 4. 1994, S. 549–561.
- Niefanger, Dirk: Art. *Gelehrtenliteratur*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 3. 1996, Sp. 668–678.
- Nitschke, Peter: *Einführung in die politische Theorie der Prämoderne. 1500–180*. Darmstadt 2000.
- Obelkevich, James: *Proverbs and social history*. In: Burke, Peter / Porter, Roy (ed.): *The social history of language*. Cambridge 1988, S. 43–72.
- Oestreich, Gerhard: *Policey und Prudentia civilis in der barocken Gesellschaft von Stadt und Staat*. In: Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen. Wolfenbütteler Barock-Symposium 1974*. München 1976, S. 10–21.

- Ort, Claus-Michael: *Medienwechsel und Selbstreferenz: Christian Weise und die literarische Epistemologie des späten 17. Jahrhunderts*. Tübingen 2003 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* 93).
- Peck, Harry Thurston: Art. *Dion*. In: *Harpers Dictionary of Classical Antiquities*. New York 1898.
- Peil, Dietmar: *Zur 'angewandten Emblematis' in protestantischen Erbauungsbüchern: Dilherr, Arndt, Francis, Scriver*. Heidelberg 1978.
- Peter, Emanuel: *Geselligkeiten: Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert*. Tübingen 1999.
- Plett, Heinrich F.: *Einführung in die rhetorische Textanalyse*. Osnabrück 1971.
- Plett, Heinrich F.: *Gattungspoetik in der Renaissance*. In: Heinrich F. Plett (Hrsg.): *Renaissance-Poetik / Renaissance Poetics*. Berlin / New York 1994, S. 147–176.
- Pol, Roberto de: *Der Teufel in Parnasso: Boccalinis Ragguagli in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*. In: Martino, Albert (Hrsg.): *Beiträge zur Aufnahme der italienischen und spanischen Literatur in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert*. Amsterdam 1990 (= *Chloe*. Beihefte zum *Daphnis* 9), S. 109–131.
- Reichel, Maik: *Das Herzogtum Sachsen-Weißenfels im 17. Jahrhundert*. In: Ingen, Ferdinand van / Roloff, Hans-Gert: *Johann Beer. Schriftsteller, Komponist und Hofbeamter (1655–1700). Beiträge zum Internationalen Beer-Symposium in Weißenfels Oktober 2000*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*. Reihe A, Kongressberichte. Bern 2003. Band 70, S. 91–113.
- Reichelt, Klaus: *Barockdrama und Absolutismus. Studien zum deutschen Drama zwischen 1650 und 1700*. Frankfurt am Main 1981.
- Reemtsma, Jan Philipp: *Im Keller*. Hamburg 1997.
- Reinhard, Wolfgang: *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 2000.
- Retsch, Annette: *Paratext und Textanfang*. Würzburg 2000.
- Richter, Ludwig: *Das Zittauer Gymnasium als Mittler tschechisch-slowakisch-deutscher Wissenschafts- und Kulturbeziehung in der Periode des Wirkens von Christian Weise und Christian Peschek 1678–1744*. Dissertation Berlin 1963.
- Riede, Arno: *Die Geschichte des Gymnasiums illustre Augusteum zu Weißenfels (Saale)*. Halle 1937.
- Riedel, Manfred: Art. *Bürger*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hrsg. von Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart. 7 Bände. Stuttgart 1972–1992. Band 1. Stuttgart 1972, S. 672–725.
- Rohr, Walter: *Leben und dramatische Werke des älteren und jüngeren Montfleury*. Dissertation Leipzig 1911.
- Rösch, Gertrud Maria: *Clavis Scientiae. Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur*. Tübingen 2004.
- Rosenkranz, Heinz: *Ortsnecknamen und Einwohnernamen im Thüringischen*. In: *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* 14 (1968), S. 56–83.
- Rössner, Michael: *Transgressionen. Zu dem wirkungsästhetischen Potential der Gattungsmischung in nicht-einordbaren Texten der modernen Literatur*. In: Sabban, Annette / Schmitt, Christian (Hrsg.): *Sprachlicher Alltag. Linguistik, Rhetorik, Literaturwissenschaft*. Tübingen 1994, S. 455–476.
- Roth, Klaus: *Ehebruchschwänke in Liedform. Eine Untersuchung zur deutsch- und englischsprachigen Schwankballade*. München 1977.
- Rothe, Arnold: *Der literarische Titel. Funktionen, Formen, Geschichte*. Frankfurt am Main 1986.
- Rötzer, Hans Gerd: *Die „Verbürgerlichung des Pikaro“ – nur ein Mythos?* In: *Daphnis* (32) 2003, S. 721–728.

- Sauerland, Karol: *Dilthey's Erlebnisbegriff. Entstehung, Glanzzeit und Verkümmern eines literarhistorischen Begriffs*. Berlin [usw.] 1972.
- Scattola, Merio: „*Prudentia se ipsum et statum suum conservandi*“: Die Klugheit in der praktischen Philosophie der frühen Neuzeit. In: Vollhardt, Friedrich (Hrsg.): *Christian Thomasius (1655–1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung*. Tübingen 1997, S. 333–363.
- Scattola, Merio: *Kaspar Schoppe und die Entwicklung der politischen propädeutischen Gattungen*. In: *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit*. Herausgegeben von Klaus Reichert. Band 2 (1998) Heft 3/4, S. 177–200.
- Schenda, Rudolf / Schenda, Susanne: Art. *Affe*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 1. 1977, Sp. 137–146.
- Schenda, Rudolf: Art. *Lesestoffe, populäre*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. 8. Band. 1996, Sp. 950–970.
- Schenda, Rudolf: *Leser- und Lesestoff-Forschung*. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin 1994, S. 449–465.
- Schenda, Rudolf: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*. Frankfurt am Main 1988.
- Schenda, Rudolf: *Von Mund zu Obr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa*. Göttingen 1993.
- Schilling, Michael: *Mediale Aspekte von Emblem und Flugblatt*. In: Harms, Wolfgang (Hrsg.): *Text und Bild. Bild und Text. DFG-Symposium 1988*. Stuttgart 1990 (= Germanistisches Symposium. Berichtsbände 11), S. 283–295.
- Schmid, Karl Friedrich: *John Barclays Argenis, eine literarhistorische Untersuchung*. [Berlin [usw.] 1904] Nachdruck Nendeln 1977 (Literarhistorische Forschungen; 31).
- Schmidt, Günter: *Libelli Famosi. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der dt. Rechtsgeschichte*. Dissertation. Köln 1985.
- Schmidt, Peter Lebrecht: *Balde und Claudianus*. In: Valentin, Jean-Marie (Hrsg.): *Jacob Balde und seine Zeit*. Bern [usw.] 1986, S. 157–184.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Über die Leistungsfähigkeit topischer Kategorien – unter ständiger Rücksichtnahme auf Renaissance-Philosophie*. In: Plett, Heinrich F. (Hrsg.): *Renaissance-Rhetorik Renaissance Rhetorik*. Berlin 1993, S. 179–195.
- Schmidt-Wächter, Anke: *Die Reflexion kommunikativer Welt in Rede- und Stillebrüchern zwischen Christian Weise und Johann Christoph Adelung*. Frankfurt am Main 2004.
- Schmiedt, Helmut: Art. *Abenteuerroman*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Berlin 1997. S. 2-4.
- Schmitz, Heinz-Günther: *Physiologie des Scherzes, Bedeutung der Ars Iocandi im 16. Jahrhundert*. Hildesheim 1972 (Deutsche Volksbücher in Faksimiledrucken. Reihe B. Band 2).
- Schmude, Michael P.: Art. *Licentia*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 5. 2001, Sp. 253–258.
- Schnell, Rüdiger (Hrsg.): *Geschlechterbeziehungen und Textfunktionen. Studien zu Eheschriften der Frühen Neuzeit*. Tübingen 1998.
- Schneppen, Heinz: *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert*. Münster / Westfalen 1960.
- Schoeps, Hans-Joachim: *Zur Geschichte der studentischen Orden des 18. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*. 2, 1949/50, S. 264–271.
- Schönert, Jörg: *Roman und Satire im 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1969.

- Schorn-Schütte, Luise: *Einleitung*. In: Schorn-Schütte, Luise (Hrsg.): *Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Politische Theologie. Res Publica, Verständnis, konsensgestützte Herrschaft*. In: *Historische Zeitschrift*. Beihefte. N.F. Band 39. München 2004, S. 1–12.
- Schottenloher, Karl: *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*. Münster 1953
- Schrader, Hans-Jürgen: *Diskussionsbericht*. In: Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen. Wolfenbütteler Barock-Symposium 1974*. München 1976.
- Schwennicke, Detlef: *Europäische Stammtafeln*. Neue Folge. Band I.1: *Die fränkischen Könige und die Könige und Kaiser, Stammesherzöge, Kurfürsten, Markgrafen und Herzöge des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation*. Frankfurt am Main 1998.
- Schwitzgebel, Bärbel: *Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachlicher Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts*. Tübingen 1996.
- Siebenhüner, Kim: *„Zechen, Zücken, Lärmen“: Studenten vor dem Freiburger Universitätsgericht 1561–1577*. Freiburg im Breisgau 1999 (*Alltag & Provinz*, Band 9).
- Sieber, Armin: Art. *Dispositio*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 831–866.
- Siegl-Mocavini, Susanne: *John Barclays Argenis und ihr staats-theoretischer Kontext. Untersuchungen zum politischen Denken der frühen Neuzeit*. Tübingen 1999.
- Simon, Thomas: *„Gute Policy“: Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main 2004.
- Simons, Olaf: *Marteaus Europa oder Der Roman, bevor er Literatur wurde: Untersuchung des deutschen und englischen Bücherangebots 1710–1720*. Amsterdam 2001.
- Sinemus, Volker: *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*. Göttingen 1978.
- Singer, Herbert: *Der deutsche Roman zwischen Barock und Rokoko*. Köln 1963.
- Sodmann, Timothy: *Reynke de vos. Ein Buch und seine „Verfasser“*. In: Blume, Herbert / Rohse, Eberhard (Hrsgg.): *Hermann Bote. Städtisch-hansischer Autor in Braunschweig 1488–1988. Beiträge zum Braunschweiger Bote-Kolloquium 1988*, Tübingen 1991, S. 246–260.
- Solbach, Andreas: *Die Forschungsliteratur zu Johann Beer 1932–1992. Ein Literaturbericht*. In: IASL (= *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Sonderheft 6. 1994, S. 27–91.
- Solbach, Andreas: *Erträge des Beer-Jahres 2000. Impressionen zum Forschungsstand*. In: *Euporion* 96 (2002). Heft 1, S. 101–116.
- Solbach, Andreas: *Evidentia und Erzähltheorie, die Rhetorik anschaulichen Erzählens in der Frühmoderne und ihre antiken Quellen*. München 1994.
- Solbach, Andreas: *Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs in Christian Weises Romanen*. In: Behnke, Peter / Roloff, Hans-Gert (Hrsgg.): *Christian Weise: Dichter, Gelehrter, Pädagoge. Beiträge zur Tagung in Zittau 1992*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Reihe A, Kongressberichte, Band 37. Bern 1994, S. 125–156.
- Solbach, Andreas: *Gesellschaftsethik und Romantheorie. Studien zu Grimmelshausen, Weise und Beer*. New York 1994.
- Solbach, Andreas: *Johann Beer. Rhetorisches Erzählen zwischen Satire und Utopie*. Tübingen 2003.
- Solbach, Andreas: *Transgression als Verletzung des Decorum bei Christian Weise, Grimmelshausen und in Johann Beers „Narrenspital“*. In: *Daphnis* 1991, S. 33–60.
- Sontheimer, Walther: *Tacitus*. Stuttgart 1964.
- Späni, Marc: *Poetische Gärtner und phaetonische Himmelflieger. Formen poetologischer Reflexion im niederen Roman des 17. Jahrhunderts*. Bern [usw.] 2004 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700. 41).

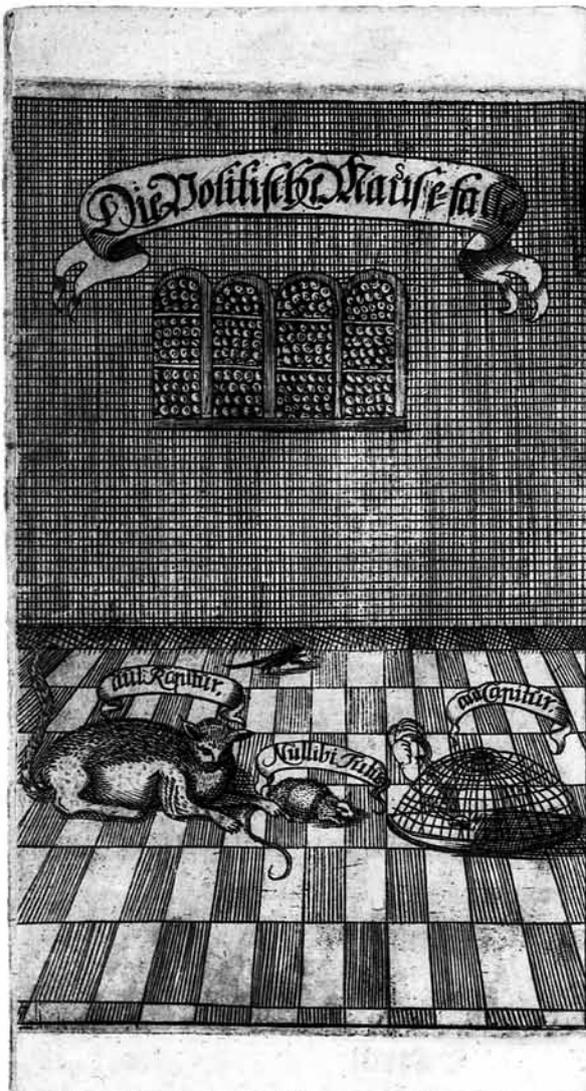
- Spanuth, Heinrich: *Der Rattenfänger von Hameln. Vom Werden und Sinn einer alten Sage*. Hameln 1985.
- Sparn, Walter: *Christ-löbliche Fröblichkeit. Naturrechtliche und offenbarungstheologische Legitimationen der Geselligkeit in der Frühen Neuzeit*. In: Adam, Wolfgang (Hrsg.): *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter*. Wiesbaden 1997. Teil I, S. 71–92 (*Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 28).
- Stannek, Antje: *Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts*. Frankfurt 2001.
- Steinecke, Hartmut: Art. *Roman*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band III. Berlin 2003, S. 317–322.
- Stierle, Karlheinz: *Geschichte als Exemplum – Exemplum als Geschichte. Zur Pragmatik und Poetik narrativer Texte*. In: Koselleck, Reinhart / Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. München 1973 (*Poetik und Hermeneutik* 5), S. 347–375.
- Stimmel, Folke: *Stadtlexikon Dresden A–Z*. Dresden 1998.
- Stöckmann, Ingo: *Vor der Literatur: eine Evolutionstheorie der Poetik Alteuropas*. Tübingen 2001.
- Stolberg, Michael: *Die Vision als Modus der medizinischen Wissensautorisierung. Johann Baptist van Helmont (1579–1644) und sein „Aufgang der Arznei-Kunst“*. In: *Morgen-Glantz: Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft*. 13 (2003), S. 47–72.
- Stolleis, Michael: *Arvana Imperii und Ratio Status. Bemerkungen zur politischen Theorie des frühen 17. Jahrhunderts* (1980). In: Stolleis, Michael: *Staat und Staatsräson in der frühen Neuzeit. Studien zu Geschichte des öffentlichen Rechts*. Frankfurt am Main 1990, S. 37–72.
- Stöpfgeshoff, Susanne: *Die Musikerromane von Wolfgang Caspar Printz und Johann Kubnau zwischen Barock und Aufklärung*. Dissertation Freiburg 1960.
- Straßner, Erich: *Historische Entwicklungstendenzen der Zeitungsberichterstattung*. In: Leonhard, Joachim-Felix / Ludwig, Hans-Werner / Schwarze, Dietrich / Straßner, Erich (Hrsgg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. 1. Teilband. Berlin / New York 1999, S. 913–923.
- Suchomski, Joachim: *Delectatio und Utilitas. Ein Beitrag zum Verständnis mittelalterlicher komischer Literatur*. Bern und München 1975.
- Tatlock, Lynne (Hrsg.): *Konstruktion. Untersuchungen zum deutschen Roman der frühen Neuzeit*. Amsterdam 1990.
- Tatlock, Lynne: *The Process of Recognition in Satire and Realism. The Prefaces of Seventeenth-Century Novels as Guide to Author-Intention*. In: *Colloquia Germanica* (18) 1985, 3. Heft, S. 238–247.
- Thür, Gerhard: Art. *Gnome*. In: *Der neue Pauly*. Reihe Altertum. Band 4. 1998, Sp. 1108–1116.
- Till, Dietmar: Art. *Politicus*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 6. 2003, Sp. 1422–1445.
- Timmermann, Ina: *„löbliche Conversation“ als „Einübung ins Raisonement“. Das Gespräch als Ziel und Funktion barocker Erzählensammlungen am Beispiel der Lustigen Schau-Bühne von allerhand Curiositäten des Erasmus Francisci (1627–1794)*. In: *Simpliciana*. XXI. 1999, S. 15–40.
- Timmermann, Ina: *Ziele und Funktionen erzählerischer Kompilationsliteratur des 17. Jahrhunderts anhand der Titelblatt- und Vorredenprogrammatik ausgewählter deutschsprachiger Beispiele des Marburger Bestandes*. Magisterarbeit Marburg 1994.
- Tortarolo, Edoardo: *Censorship in Early Modern Europe. Introduction*. In: *Journal of Modern European History. Zeitschrift für moderne europäische Geschichte*. Vol. 3. Heft 1 (2005), S. 18–22.
- Trappen, Stefan: *Grimmelshausen und die menippeische Satire. Eine Studie zu den historischen Voraussetzungen der Prosasatire im Barock*. Tübingen 1994.
- Trappen, Stefan: *Jugendtorheit, Brötchenarbeit, Heilsbemühung. Erzählmotivationen und ihre sozialgeschichtliche Fundierung beim niederen Roman von Beer, Dürer, Grimmelshausen, Reuter und Riemer*. In: Ingen, Ferdinand van / Roloff, Hans-Gert (Hrsgg.): *Johann Beer. Schriftsteller, Komponist und Hofbeamter*

- (1655–1700). *Beiträge zum Internationalen Beer-Symposium in Weißenfels Oktober 2000*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Reihe A, Kongressberichte, Band 70. Bern 2003, S. 401–419.
- Trümpy, Hans: Art. *Erasmus von Rotterdam*. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Hrsg. von Kurt Ranke. Band 4. Berlin 1984, Sp. 99–108.
- Trunz, Erich: *Die Erforschung der deutschen Barockdichtung*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 18 (1940). Referatenheft, S. 1–100.
- Ueding, Gert / Steinbrink, Bernd: *Grundriss der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*. Weimar 1994.
- Uther, Hans-Jörg: Art. *Angelo Poliziano*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 10. 2002, Sp. 1150–1153.
- Veitschegger, Thomas: *Das Buch der Liebe (1587). Ein Beitrag zur Buch- und Verlagsgeschichte des 16. Jahrhunderts*. Mit einem bibliographischen Anhang. Hamburg 1991.
- Verweyen, Theodor / Witting, Gunther: *Parodie, Palinodie, Kontradiktio, Kontrafaktur. Elementare Adaptionsformen im Rahmen der Intertextualitätsdiskussion*. In: Lachmann, Renate (Hrsg.): *Dialogizität*. München 1982, S. 202–236.
- Verweyen, Theodor: *Apophthegmata und Scherzrede. Die Geschichte einer einfachen Gattungsform und ihrer Entfaltung im 17. Jahrhundert*. Bad Homburg v. d. H. / Berlin [usw.] 1970.
- Vogel, Sabine: *Kulturtransfer in der frühen Neuzeit. Spätmittelalter und Reformation*. Tübingen 1999 (Neue Reihe 12).
- Vogl, Joseph: *Staatsbegehren. Zur Epoche der Policy*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 74 (2000). Heft 4, S. 600–626.
- Volkman, Herbert: *Der deutsche Romantitel (1400–1770). Eine buch- und literaturgeschichtliche Untersuchung*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 8 (1967), Sp. 1145–1324.
- Volkman, Herbert: *Der deutsche Romantitel (1470–1770). Eine buch- und literaturgeschichtliche Untersuchung*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 8 (1967), Sp. 1145–1324.
- Vollhardt, Friedrich: *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und 'schöner Literatur' im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2001.
- Voßkamp, Wilhelm: Art. *Gattungsgeschichte*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Berlin 1997, S. 655–658.
- Voßkamp, Wilhelm: *Gattungen*. In: Brackert, Helmut / Stückrath, Jörn (Hrsg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 253–269.
- Voßkamp, Wilhelm: *Romantheorie in Deutschland von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg*. Stuttgart 1973.
- Wahrenburg, Fritz: *Funktionswandel des Romans und ästhetische Norm. Die Entwicklung seiner Theorie in Deutschland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1976.
- Walther, Karl Klaus: *Die Drucke des 17. Jahrhunderts – Betrachtungen zu ihren Bestandteilen*. In: *Wolfenbütteler Barocknachrichten. Deutscher Buchdruck im Barockzeitalter* II. 24. Jahrgang. Heft 2 (1997), S. 373–388.
- Walther, Karl Klaus: *Zur Typologie fingierter Druck- und Verlagsorte des 17. und 18. Jahrhunderts*. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 91. Heft 2. 1977, S. 101–107.
- Waschbüsch, Alfons: *Polizian. Ein Beitrag zur Philosophie des Humanismus*. München 1973 (Humanistische Bibliothek. Reihe III. Skripten. Band 1).
- Wastl, Josef: *Ettner von Eiteritz, ein deutscher Arzt und Schriftsteller der Barockzeit nebst einer Darstellung seiner Grundsätze der Wundbehandlung*. Dissertation. München 1940.
- Weber, Ernst (Hrsg.): *Texte zur Romantheorie I (1626–1731)*. München 1974.

- Weber, Ernst / Mithal, Christine: *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780. Eine Bibliographie mit Besitznachweisen*. Berlin 1983.
- Weber, Ernst: *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von „Roman“, „Historie“ und pragmatischem Roman*. Stuttgart 1974.
- Weber, Wolfgang E.J.: *Die Erfindung des Politikers. Bemerkungen zu einem gescheiterten Professionalisierungskonzept des 17. Jahrhunderts*. In: Schorn-Schütte, Luise (Hrsg.): *Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Politische Theologie. Res Publica, Verständnis, konsensgestützte Herrschaft*. Historische Zeitschrift. Beihefte. N.F. Band 39. München 2004, S. 347–370.
- Weber, Wolfgang E.J.: *Honor, fama, gloria. Wahrnehmungen und Funktionszuschreibungen der Ehre in der Herrschaftslehre des 17. Jahrhunderts*. In: Backmann, Sibylle / Künast, Hans-Jörg [usw.] (Hrsg.): *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*. Berlin 1998, S. 70–98.
- Weber, Wolfgang E.J.: *Im Kampf mit Saturn. Zur Bedeutung der Melancholie im anthropologischen Modernisierungsprozeß des 16. / 17. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 17 (1990), S. 155–192.
- Weber, Wolfgang E.J.: *Prudentia gubernatoria. Studien zur Herrschaftslehre in der deutschen politischen Wissenschaft des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1992.
- Weimar, Klaus: Art. *Diegesis*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Berlin 1997, S. 360–363.
- Weinrich, Harald: *Titel für Texte*. In: Heiler, Susanne / Mecke, Jochen (Hrsg.): *Titel, Text, Kontext. Randbezirke des Textes*. Fs. Arnold Rothe. Berlin 2000, S. 3–19.
- Wels, Volkhard: *Triviale Künste. Die humanistische Reform der grammatischen, dialektischen und rhetorischen Ausbildung an der Wende zum 16. Jahrhundert*. Berlin 2000.
- Welzig, Werner: *Allegorese im Dienste einer Titeltretik. Beobachtungen zum Titeltreter einer barocken Predigtsammlung*. In: Haug, Walter (Hrsg.): *Formen und Funktionen der Allegorie*. Stuttgart 1980, S. 419–428.
- Wertvolle Bücher des 15.–20. Jahrhunderts. Bibliothek Dr. A. Bechtold (Barockliteratur)*. Heidelberg 1957 (= Fa. H. Tenner: Auktion 7).
- Wessel, Burkhard: Art. *Captatio benevolentiae*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 2. 1994, Sp. 121–123.
- Wicke, Andrea: „... heute zu Tage, da recht eine politische Welt und alles, ja auch die geringste Vieh-Magd politisch seyn soll...“ – *Modi der Geschlechterordnung in populärer politischer Literatur des 17. Jahrhunderts*. In: Engel, Gisela / Hassauer, Friederike / Rang, Brita / Wunder, Heide (Hrsg.): *Geschlechterstreit am Beginn der europäischen Moderne. Die Querelle des Femmes*. Königstein / Taunus 2004, S. 203–219.
- Wicke, Andrea: „... und wird mir verboffentlich mein freyes Gemüthe niemand vor eine Leichtsinngigkeit ausdeuten ...“ – *Zur Verarbeitung dreier Novellen des Decameron bei Archierus Cornemicus*. In: Bovenschen, Silvia [usw.] (Hrsg.): *Der fremdgewordene Text. Festschrift für Helmut Brackert zum 65. Geburtstag*. Berlin 1997, S. 124–147.
- Wicke, Andrea: „Eine solche / wie ihr wisset daß ich bin...“ – *Strategien der Selbsterfindung im Simplicianischen Zyklus, untersucht am Beispiel der ‚Lebensbeschreibung der Landstörtzerin Courasche‘*. In: *Simpliciana*. XXII. 2000, S. 403–460.
- Wicke, Andrea: *Beer und die Bestseller: Historische und literaturtheoretische Überlegungen zu den Politischen Romanen*. In: Ingen, Ferdinand van / Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): *Johann Beer. Schriftsteller, Komponist und Hofbeamter (1655–1700). Beiträge zum Internationalen Beer-Symposium in Weisßenfels Oktober 2000*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, Band 70*. Bern 2003, S. 421–442.
- Wicke, Andrea: *Gelehrte Autorschaft und Politischer Roman – zu ausgewählten Paratexten von Christian Weise, Johannes Riemer, Johann Christoph Ettner und anderen Autoren*. In: *Morgen-Glantz. Zeitschrift der Christian-Knorr-von-Rosenroth-Gesellschaft*. Band 12. 2002. Bern [usw.], S. 481–522.

- Wicke, Andrea: *Grenzen des Komischen um 1700: zum Dissens zwischen Johannes Riemer und Christian Weise über die Politischen Romane*. In: *Anthropologie und Medialität des Komischen im 17. Jahrhundert (1580–1730)*. Amsterdam [usw.] 2008, S. 295–323.
- Wicke, Andrea: *Literarische Moden um 1700: zum historischen Wandel populärer Lesestoffe*. In: *Delectatio*. Bern [usw.] 2009, S. 27–50.
- Wicke, Andrea: *Politisches und galantes Verhaltensideal im frühen 18. Jahrhundert: Überschneidungen und Differenzen*. In: Borgstedt, Thomas / Solbach, Andreas (Hrsgg.): *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*. Dresden 2001, S. 313–330.
- Wirth, Uwe: *Performative Rahmung, parergonale Indexikalität. Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität*. In: Wirth, Uwe (Hrsg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main 2002, S. 403–433.
- Witkowski, Georg: *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*. [Leipzig / Berlin 1909] Reprint München 1994.
- Wittmann, Reinhard: *Quellen zur Geschichte des Buchwesens*. München 1981.
- Wunder, Heide: „*Er ist die Sonn', sie ist der Mond*“. *Frauen in der Frühen Neuzeit*. München 1992.
- Wunder, Heide: *Normen und Institutionen der Geschlechterordnung am Beginn der Frühen Neuzeit*. In: Engel, Gisela / Wunder, Heide (Hrsgg.): *Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit*. Königstein/Taunus 1998, S. 57 – 78.
- Wunderlich, Werner: Art. *Hahnrei, Hahnreiter*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Band 6. 1990, Sp. 378–383.
- Zarncke, Friedrich: *Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky. Sein Leben und seine Werke*. In: *Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften* 9 (1884), S. 455–661.
- Zeller, Konradin: *Pädagogik und Drama. Untersuchungen zur Schulcomödie Christian Weises*, Tübingen 1980.
- Zimmermann, Hans-Dieter: *Trivilliteratur? Schemaliteratur!* Stuttgart 1982.
- Zymner, Rüdiger: *Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft*. Paderborn 2003.





2

Die  
**Politische  
Kaufhalle**

Das ist  
Unterschiedliche lustige und  
listige Begebenheiten der politi-  
schen Welt

Allen  
Curiosen Liebhabern

Zum  
Kurzweiligen Zeitvertreib /

Den  
Satonischen Sauerköpfen zum ge-  
bührenden Verdruß /

Und denen Interessenten zur  
dienlichen Erinnerung  
verfertigt /

Und an den Neulich heraus  
gegebenen

Politischen Kart- und Kaufhäuser  
Bestermassen recommendiret

Von

**VERITANO GERMANICO.**

Gedruckt Im Jahr 1683.